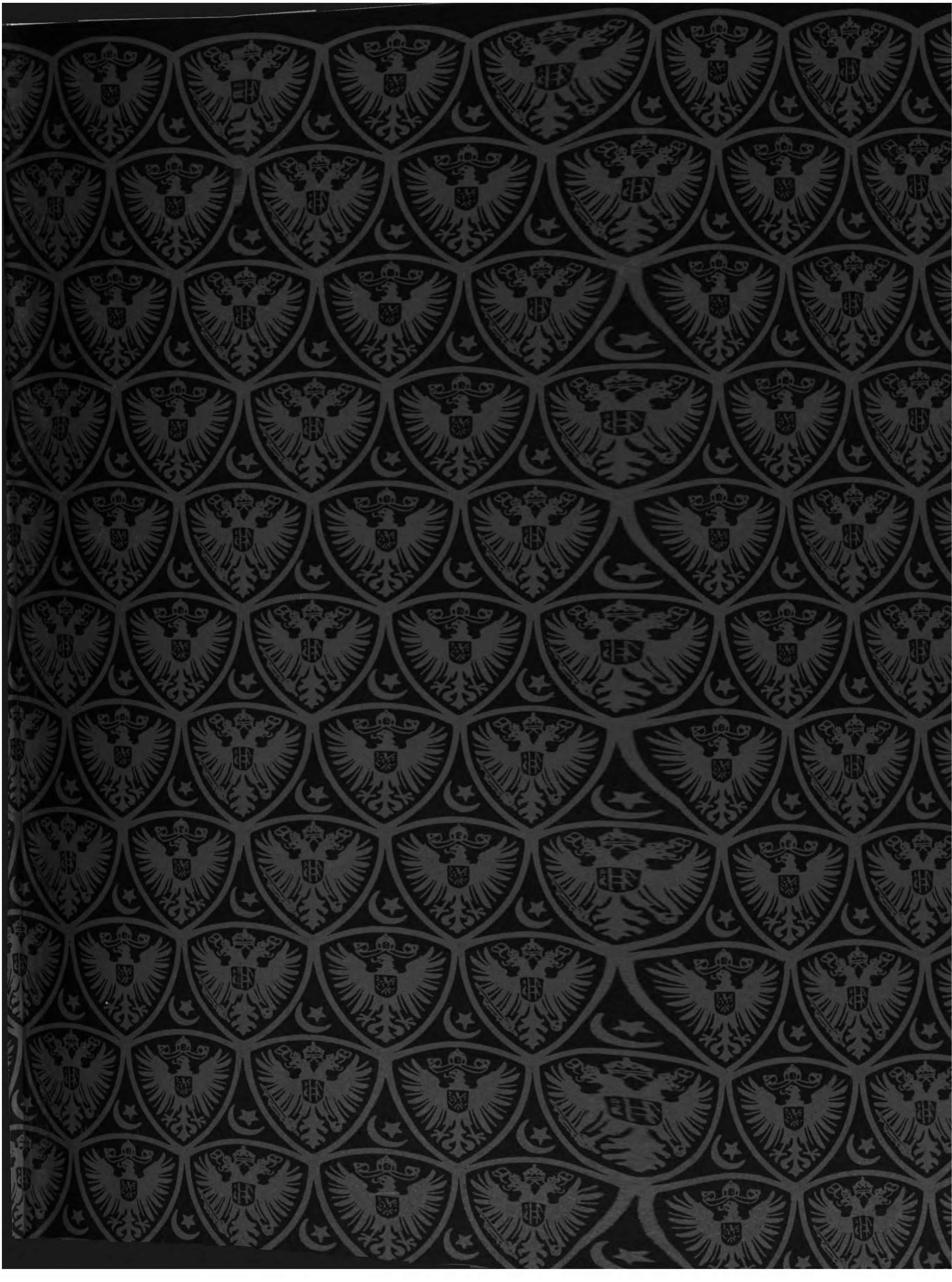


D
522
.Z3

Erbitterter Straßenkampf in Montigny. Die von der am Kampfe teilneh
überfallen die eingedrungenen deutsch

Nach einem Originalgemälde

NIV. OF ICH.

…menden Bevölkerung des Ortes versteckt gehaltenen französischen Soldaten …chen Abteilungen aus dem Hinterhalt.

…von Professor Georg Schöbel.

UNIV. OF MICH.

Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Oberarzt der Landwehr Dr. **P. Bernoulli**, Hauptmann Dr. **Walter Bloem**, Marineschriftsteller **Hans Bruhnsen**, Professor Dr. **Karl Dove**, **Richard Graf Du Moulin Eckart**, **Paul Otto Ebe**, Oberstudienrat Dr. **G. Egelhaaf**, Major **F. C. Endres**, Konteradmiral a. D. **M. Foß**, Dr. **H. Friedemann**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, **Ludwig Ganghofer**, **O. v. Gottberg**, **Rifat Gozdović Pascha**, Dr. **P. Grabein**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Hofrat **Hoppe**, **Eugen Kalkschmidt**, Vizeadmiral z. D. **Kirchhoff**, Kriegsberichterstatter Dr. **Adolf Köster**, Kapitän zur See z. D. **v. Kühlwetter**, Major a. D. **Moraht**, Kapitänleutnant a. D. **v. Niessen**, **Walter Oertel**, Dr. **Paul Rohrbach**, **Karl Rosner**, Dr. **Colin Roß**, Kriegsberichterstatter **Carl Graf Scapinelli**, Major a. D. **Schmahl**, Geh. Regierungsrat Dr. jur. **Seidel**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Spröffer**, Chefarzt Sanitätsrat Dr. **Vulpius**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Dr. **Fritz Wertheimer**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Professor Dr. **Theobald Ziegler**, Professor Dr. **Waldemar Zimmermann**, Maler **R. Aßmann**, **M. Barascudts**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Fritz Bergen**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, Kriegsmaler **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Cloß**, **M. Zeno Diemer**, **Martin Frost**, **Johs. Gehrts**, Schlachtenmaler **Fritz Grotemeyer**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, **Paul Hey**, Professor **Artur Heyer**, Professor **Anton Hoffmann**, **Fr. Kienmayer**, Marinemaler **Alex. Kircher**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Curt Liebich**, **O. Merté**, Professor **Messerschmitt**, **W. Moralt**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Albert Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **Th. Rocholl**, **A. Roloff**, Professor **Hans W. Schmidt**, Professor **Georg Schöbel**, **Viktor Schramm**, **Wilhelm Schreuer**, **Curt Schulz**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Chr. Speyer**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Ewald Thiel**, **Max Tilke**, **L. Tuszynski**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

578 Abbildungen im Text, 25 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 34 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im zweiten Halbjahr 1916 enthaltend.

Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Refer. St.
Moorthemer
5-12-26
11831

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16: 1. 21. 41. 61. 81. 101. 117. 137. 157. 177. 197. 217. 233. 253. 269. 285. 301. 317. 333. 349. 365. 381. 397. 413. 429.	
Die Seeschlacht vor dem Skagerrak. Von Konteradmiral a. D. Foß	7
Auf Patrouille. Von Dr. Reinhold Eichacker, Hauptmann d. L. II (Schluß)	12
Ein Kampf im Gletschereis	18
Friedensgefahren. Von Richard Graf Du Moulin Eckart	30
Die Erstürmung von Notre Dame de Loretto	32
Die Eroberung Kurlands. Von Kriegsberichterstatter Dr. Fritz Wertheimer	34
Die Entwicklung unserer Unterkunftsbauten an der Westfront. Von Hugo Seeger	37
Die Eisenbahn im Kriege. Von Paul Otto Ebe	38
Kriegsprengmittel	48
Die Verluste der englischen Kriegsflotte seit Beginn des Krieges. Von Professor E. Beutel	52
Der Untergang des russischen Panzerkreuzers „Pallada“	54
Die Feldtelegraphie. Von Paul Otto Ebe	55
Die Kämpfe in Südtirol. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel	58
Immelmann †. Gedicht von M. Geißenheyner	60
Die Eroberung des Vorwerks Leonowka. Von Paul Otto Ebe	68
Mißhandlung deutschen Sanitätspersonals in Frankreich. Von D. v. Gottberg	70
Immelmanns letzter Flug. Von Otto Schabbel	72
Feldmarschalleutnant Ignaz Trollmann, der Bezwinger des Lovcen. Von Rifat Gozdović Pascha	74
Die Fliegersprache. Von Otto Behrens	75
Der Krieg in Ostafrika im April und Mai 1916	76
Das neue Reichsamt. Von Dr. Paul Rohrbach	78
Die Schwarzen greifen an! Von Reinhold Eichacker, Hauptmann d. L.	87
Die Schlachtfelder Wolhyniens. Von Kriegsberichterstatter Dr. Fritz Wertheimer	92
Die Badener beim Sturm am Jahnwäldchen. Von Werner Fiehler	94
Legen einer Telephonleitung in den Dolomiten	98
Die Wanderbühne im Felde	98
Die große russische Offensive. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel. I	110
Zwischen Forges und Cumières. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt	112
Tapfere Schwaben	116
Ein deutsches Husarenstück zur See	128
Die Elektrizität im Kriege. Von Dr. A. Semerau	130
Eroberung eines belgischen Panzerautomobils bei Buczacz	134
Die große russische Offensive. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel. II	134
Erwerbsmöglichkeiten für heimkehrende Kriegsteilnehmer in geistig arbeitenden Berufen. Von Dr. Paul Posener. I	144
Die Tätigkeit der Armee Pflanzer-Baltin auf dem Gebiete der Wohlfahrt und Wirtschaft. Von Rifat Gozdović Pascha	146
Türkischer Bajonettangriff in der Schlacht bei Felahie (22. April 1916)	148
Krieg und Geld. Von Paul Otto Ebe	150
Überfall preußischer Dragoner auf einen russischen Proviantzug	152
Über Feldstand- und Kriegsgerichte. Von Rittmeister der Landw.-Kav. Rentsch	154
Erwerbsmöglichkeiten für heimkehrende Kriegsteilnehmer in geistig arbeitenden Berufen. Von Dr. Paul Posener. II	162
Der Feldzug in Mesopotamien. Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth	165
Der Übergang über die Meurthe am 14. August 1914	170
Feld- und Etappenbäckereien. Von Rittmeister der Landw.-Kav. Rentsch	170
Nachtkämpfe am Hilsenfirst in den Vogesen. Von Paul Otto Ebe	172
Generalmajor Maximilian Ritter v. Hoen, Kommandant des k. u. k. Kriegspressequartiers und Direktor des Kriegsarchivs beim k. u. k. Kriegsministerium in Wien. Von Rifat Gozdović Pascha	175
Massenspeisungen. Von Dr. Friedrich Zahn, Hamburg	184
Der Kampf um die Feste Vaux. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. I	186
Neue Kämpfe in Wolhynien und den Karpathen. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel	190
Kaperkrieg an Englands Küste. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt	192
Entwicklung und Ausbau unserer Schützengräben und Unterstände. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne. I	195
Der Kampf um die Feste Vaux. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. II	206
Entwicklung und Ausbau unserer Schützengräben und Unterstände. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne. II	207
Militär-Lastkraftwagen. Von Paul Otto Ebe	208
Die Russenschlacht in Nordostgalizien. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel	210
Überfall auf ein italienisches Lager in Tripolis	212
Arbeit hinter der Front	214
Kriegsnotgeld. Von Stefan Wangart	214
Die Kämpfe zwischen Pruth und Dnjestr. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel	224
Russische Kampfformen in der Sommeroffensive 1916. Von Major a. D. Ernst Moraht	226
Körperpflege im Heere. Von Paul Otto Ebe	228
Französische Feldbriefe. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt	230
Aus dem Kriegstagebuch eines Schwarzkragens	232
Seestrategie und Seetaktik. Von Konteradmiral a. D. M. Foß. I	240
Der Tod als Würger. Von Karl Leins	246
Aus der Sommeschlacht. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. I	248
Rumäniens militärische und politische Bedeutung	252
Keine kolonialpolitischen Verzichte! Von Dr. Paul Rohrbach	259
Seestrategie und Seetaktik. Von Konteradmiral a. D. M. Foß. II	262
Aus der Sommeschlacht. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. II	266
Periskope des Landkrieges	268
Seestrategie und Seetaktik. Von Konteradmiral a. D. M. Foß. III	276
Beschießung deutscher Stellungen an der asiatischen Küste der Dardanellen	279
Das Ringen um Görz. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel	282
Generalquartiermeister. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	292
Im Kampf gegen die Rumänen. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel. I	294
Der Krieg in Ostafrika im Juni und Juli 1916	296
Die Kämpfe im Karstgebiet (September 1916). Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel	308
Der Leuchtturm von Warnemünde	312
Die stellvertretenden Generalkommandos und ihre Aufgaben	314
Die Feier des Beiramfestes am 31. Juli 1916 im Weinbergslager	315
Zwischen Wasser und Feuer. Von Karl Leins	323
Krieg und Flachsbau. Von H. Mankowski, Danzig	326
Besuch in Douaumont. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt	328
Die Pistolkamera. Von Paul Otto Ebe	331
Thüringische Ulanen Nr. 6 bei Tutrakan. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	342
Rettung französischer U-Boot-Mannschaft durch österreichisch-ungarische Flieger. Von Konteradmiral a. D. M. Foß	344
Der Kampf gegen die Rumänen. Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel. II	344
Frauen als Kämpferinnen	346
Gold gab ich für Eisen	348
Grandpré an der Aire und sein Schloß. Von Sanitätsrat Dr. Vulpius, Chefarzt im Landwehr-Feldlazarett Nr. 13	354
Die Funkentelegraphie im Weltkriege. Von C. W. Kollatz	356
Der Sturmangriff bei Zillebeke	360
Der weiße Krieg. Von Kriegsberichterstatter Carl Graf Scapinelli	362
Der Unterseebootkrieg im Herbst 1916. Von Vizeadmiral z. D. Kirchhoff	371
Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft. Von Polizeirat H. Wendel. I	374
Die Vertreibung der Italiener aus Tripolis	375
Neues von der Feldpost. Von C. W. Kollatz	378
Die Bartholomäusnacht am Roten Turm-Paß. Von Karl Leins	387
Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft. Von Polizeirat H. Wendel. II	390
Der deutsche Vorstoß in den Kanal. Von Konteradmiral a. D. M. Foß	392

Seite

Helden der österreichisch-ungarischen Armee 394
Feldgeistliche. Von Hans Schipper 395
Der Krieg in Ostafrika im August und September 1916 . . 404
Die Grundlagen der britischen Seeherrschaft. Von Professor Dr. Karl Dove, Freiburg i. B. 407
Leben und Treiben in der von den deutschen Truppen besetzten russischen Stadt Lida 412
Französische Ritterlichkeit im Felde 412
Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft. Von Polizeirat H. Wendel. III 420
Die letzten Tage von Constanza. Von Karl Leins . . . 423
Einschiffung am Goldenen Horn 426
Die Franzosen an der Somme. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt 426
Straßenkampf in Montigny 436
Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft. Von Polizeirat H. Wendel. IV 438
Angriff der russischen transamurischen Division bei Kowel . 439
Der Feldzug in Siebenbürgen. Von Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Köster 442

Kunstbeilagen.

Nach Seite

Erbitterter Straßenkampf in Montigny. Die von der am Kampfe teilnehmenden Bevölkerung des Ortes versteckt gehaltenen französischen Soldaten überfallen die eingedrungenen Abteilungen aus dem Hinterhalt. Nach einem Originalgemälde von Professor Georg Schöbel. Vor dem Titel
Die Seeschlacht vor dem Skagerrak. Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer 8
Einmarsch der siegreichen Truppen der Armee des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph in Asiago. Nach einer Originalzeichnung von M. Lebedt 20
Kosakengreuel am Grabmal des Imam Hussein bei Kasr i Schirin im Juni 1916. Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke 48
Erstürmung des Vorwerks Leonowka durch deutsche Truppen der Armee des Generals v. Linsingen. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster 68
Abführung gefangener Franzosen nach dem Sturm auf Fleury in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1916. Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Th. Rocholl 80
Sturm thüringischer Truppen auf die Trümmer von Cumières im Morgengrauen des 23. Mai 1916. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt 108
Ein am 10. Juli 1916 angesetzter Sturmangriff der Senegalneger auf die Höhe von La Maisonette (Sommegebiet) bricht an den deutschen Hindernissen blutig zusammen. Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke 116
Kampf um den Monte Pasubio. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann 136
Zu den Kämpfen im südöstlichen Kaukasus (Kurdistan): Russisch-kaukasische Aufklärungsabteilung fällt in einen kurdischen Hinterhalt. Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke 164
Zum Gefecht abgesessene Reiterei im Osten schleicht sich an den Feind heran. Nach einem Originalgemälde von Professor Anton Hoffmann 184
In Erdlöchern und Gräben verborgene deutsche Maschinengewehrabteilung hält dem nach stundenlanger Artillerievorbereitung durch das Stacheldrahtgewirr hereinbrechenden englischen Anprall erfolgreich stand. Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Martin Frost 204
Niederwerfung der Russen im Bajonett- und Handgranatenkampf am Strobowabach 9. August 1916. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt . . 224
Deutsche Flieger über Belfort. Nach einem Originalgemälde von Jos. Ruep 232
Zur Vergewaltigung Griechenlands: Die englisch-französische Flotte vor dem Piräus am 1. September 1916. Nach einem Originalaquarell von Professor M. Zeno Diemer . . . 260
Die siegreichen bulgarischen und deutschen Truppen in der Dobrudscha nehmen den stark befestigten Platz Tutrakan im Sturm (6. September 1916). Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke 276
Einzug deutscher und bulgarischer Kavallerie in Silistria am 9. September 1916. Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski 292
Munitionskolonne überschreitet die Brücke über den Forgesbach in dem stark unter Feuer der feindlichen Artillerie von der Richtung des nördlichen Hessenwaldes und der Höhe 304 her gehaltenen Dorfe Forges. Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Theodor Rocholl 300
Verfolgung der Rumänen in der Dobrudscha durch deutsche und bulgarische Kavallerie nach der Schlacht bei Dobric. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster 324
Thüringische Ulanen Nr. 6 (Hanau) überraschen und nehmen südöstlich der Stadt Tutrakan eine rumänische 15-cm-Batterie von vier Geschützen. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann 340
Leben hinter der Front. Vor dem Schloß von Grandpré. Ausrückende Ulanenpatrouille, rechts Speisung französischer Gefangener. Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt 356
Das deutsche Tauchboot „U 53“ an der amerikanischen Küste. Begegnung mit dem amerikanischen Zerstörer „Benham“ beim „Nantucket“-Feuerschiff. Nach einer Originalzeichnung des Marinemalers Professor Willy Stöwer 372
Vorstoß deutscher Torpedobootstreitkräfte aus der Deutschen Bucht durch die Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne im Kanal in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober 1916. Nach einer Originalzeichnung des Marinemalers Robert Schmidt-Hamburg 388
Eine deutsche Kolonne mit Feldküche zieht durch ein Dorf vor Verdun. Nach einer Originalzeichnung von Joseph Correggio 396
Überfall des flüchtenden rumänischen Heeres am Roten Turm-Paß. Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski . 412

Karten.

Seite

Die Gegend von Vaux mit dem Caillettewald 3
Der Schauplatz der Seeschlacht vor dem Skagerrak . . . 10
Das Gelände östlich und südöstlich von Ypern, auf dem württembergische Regimenter in den Tagen vom 2. bis 5. Juni 1916 wichtige Erfolge gegen die Engländer errangen 12
Das wolhynische Festungsdreieck Luck—Dubno—Rowno . . 30
Vogelschaukarte der Gegend östlich der Maas bei Verdun . 41
Kartenskizze zu dem Artikel: „Die Eroberung des Vorwerks Leonowka“ 66
Zu den Kämpfen an der bessarabischen Grenze 72
Karte zu den Kämpfen in Deutsch-Ostafrika 79
Das Hauptangriffsgebiet der englisch-französischen Offensive 87
Das Kampfgelände vor Verdun westlich der Maas aus der Vogelschau gesehen 114
Vogelschaukarte zur englisch-französischen Offensive vom Ancrebach bis beiderseits der Somme 119
Das neue Angriffsgebiet der englisch-französischen Offensive . 122
Skizze zu dem Aufsatz „Nachtkämpfe am Hilsenfirst“ . . . 172
Vogelschaukarte der Ostkarpathen und der Bukowina mit Daten, die das allmähliche Vordringen der Russen veranschaulichen 192
Görz und Umgebung aus der Vogelschau 218
Karte zum Vormarsch der Bulgaren an der mazedonischen Front 222
Vogelschaukarte zu den Kämpfen zwischen Thiaumont und dem Chapitrewald, um Fort Souville bei Fleury und Fort Tavannes vor Verdun 238
Vogelschaukarte zu den türkischen Angriffen an der Front des Suezkanals 247
Vogelschaukarte der deutschen und österreichisch-ungarischen Ostfront vom Meere bis zum Balkan 257
Sonderkarte von Rumänien 258
Vogelschaukarte zum Vordringen Mackensens in der Dobrudscha 295
Die Front Gueudecourt—Bouchavesnes 302
Vogelschaukarte der Dobrudschafront 322
Das bisherige Ergebnis der Sommeoffensive im Verhältnis zu dem Vorrücken auf Verdun und dem besetzten Gebiet . . 339
Vogelschaukarte des Gebietes von Kronstadt 354
Karte der neuen russischen Bahn zur Murmanküste . . . 372
Kartenskizze zur Umklammerung Rumäniens 387
Kartenskizze zu den Kämpfen nördlich von Peronne bis zum 4. November 1916 400
Kartenskizze zu den Kämpfen südlich von Peronne bis zum 4. November 1916 400
Kartenskizze zu den Kämpfen am Karst 403
Vogelschauansicht der rumänischen Hauptstadt Bukarest mit ihrem Festungsgürtel, der von einem deutschen Flugzeug mit Bomben belegt wird 423
Das serbisch-griechische Grenzgebiet zwischen Ochrida- und Doiran-See aus der Vogelschau 436
Vogelschaukarte zur Schlacht bei Hermannstadt 443
Vogelschaukarte von Westrumänien 444

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Im Kriege gegen **Frankreich** nahmen auch weiterhin die Kämpfe um Verdun nach Umfang und Bedeutung die erste Stelle ein. Mit dem 21. Mai waren sie in den vierten Monat eingetreten. In dieser langen Zeit hatten die Deutschen beinahe ununterbrochen langsame Fortschritte machen können. Leicht hatte es ihnen die ungemein zähe Verteidigung der Franzosen nicht gemacht. Doch waren die Opfer, die diesen das gewaltige Ringen auferlegte, so furchtbar, daß sie das Schlagwort vom Abnützungskrieg, der den Mittelmächten bereitet werden sollte, mit vollem Recht auf sich selbst anwenden konnten.

Noch immer aber setzten die Franzosen ihren Widerstand fort. Einen Hauptvorstoß unternahmen sie am rechten Ufer der Maas in der Richtung auf Douaumont. Unter ungeheuren Verlusten gelang es ihnen auch, einige der vordersten deutschen Gräben und einen Teil der Steinbruchstellung von Thiaumont zu nehmen. Nahkämpfe bei Fort Douaumont führten sogar so weit, daß der amtliche französische Bericht von dem Eindringen der Franzosen in die Feste (siehe Bild Seite 2) sprach, und in der Tat hatte eine kleinere Gruppe trotz des mörderischen Wütens des deutschen Maschinengewehr- und Gewehrfeuers bis in den Kehlgraben des südlichsten Teiles des Forts gelangen können, war hier jedoch gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Es war also nur ein kleiner Augenblickserfolg, der aber genügte, um die gesunkenen Hoffnungen in Frankreich neu zu beleben. Die Zeitungen sprachen von einem Siege, und auch der Ministerpräsident Briand wußte in der Kammer den sich um ihn drängenden Abgeordneten von gewaltigen Erfolgen zu berichten.

Selbst in der neutralen Presse tauchte die Meinung auf, daß es den Franzosen gelungen sei, sich auf dem östlichen Maasufer nach Norden hin beträchtlich Luft zu schaffen.

Aber schon der 23. Mai, an dem die Kämpfe auf beiden Ufern wieder zu einem gewissen Abschluß kamen, erwies aufs neue die Überlegenheit der Deutschen: auf dem östlichen Ufer eroberten sie nicht nur ihren vorübergehend aufgegebenen Geländebesitz zurück, sondern gewannen darüber hinaus noch an Raum, und ebenso behaupteten sie sich auf dem westlichen Ufer siegreich gegen Angriffe auf den Südhang des Toten Manns. Gleichzeitig gelang den Thüringern die Erstürmung des unweit der Maas gelegenen Dorfes Cumières, eine um so bemerkenswertere Leistung, als die Truppen hierbei auf einer weiten Strecke über offenes Wiesengelände vorgehen mußten; trotzdem konnten sie sogar mehrere hundert Mann zu Gefangenen machen. — Tags darauf versuchten die Franzosen, Cumières zurückzuerobern; da das Dorf aber zwischen den von den Deutschen auf beiden Maasufern besetzten überhöhenden Uferbergen eingekeilt lag, gerieten die französischen Gegenangriffe in das vernichtende Feuer der rechts und links der Maas aufgestellten deutschen Batterien, in dem sie blutig zusammenbrachen.

Am Ostufer eroberten die Deutschen an demselben Tage, dem 24. Mai, feindliche Gräben südlich und südwestlich der Feste Douaumont und gewannen namentlich die Steinbruchstellung bei Haudromont restlos zurück. Schwere Kämpfe spielten sich auch im Caillettewalde (siehe untenstehendes Bild) ab. Unablässig liefen die Franzosen hier, von ihrer Artillerie nachdrücklich unterstützt, gegen die deutschen Stellungen an. Doch blieben alle ihre Bemühungen vergeblich und endeten mit den schwersten blutigen Verlusten sowie der Einbuße von fast 900 Gefangenen.

In Paris schlug die Stimmung daraufhin sofort um, und wieder umdrängten die Abgeordneten den Ministerpräsidenten, diesmal aber, um Rechenschaft wegen der furcht-

Deutsche Maschinengewehrabteilung beim Sturm im Caillettewalde vor Verdun.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Albert Reich, München.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

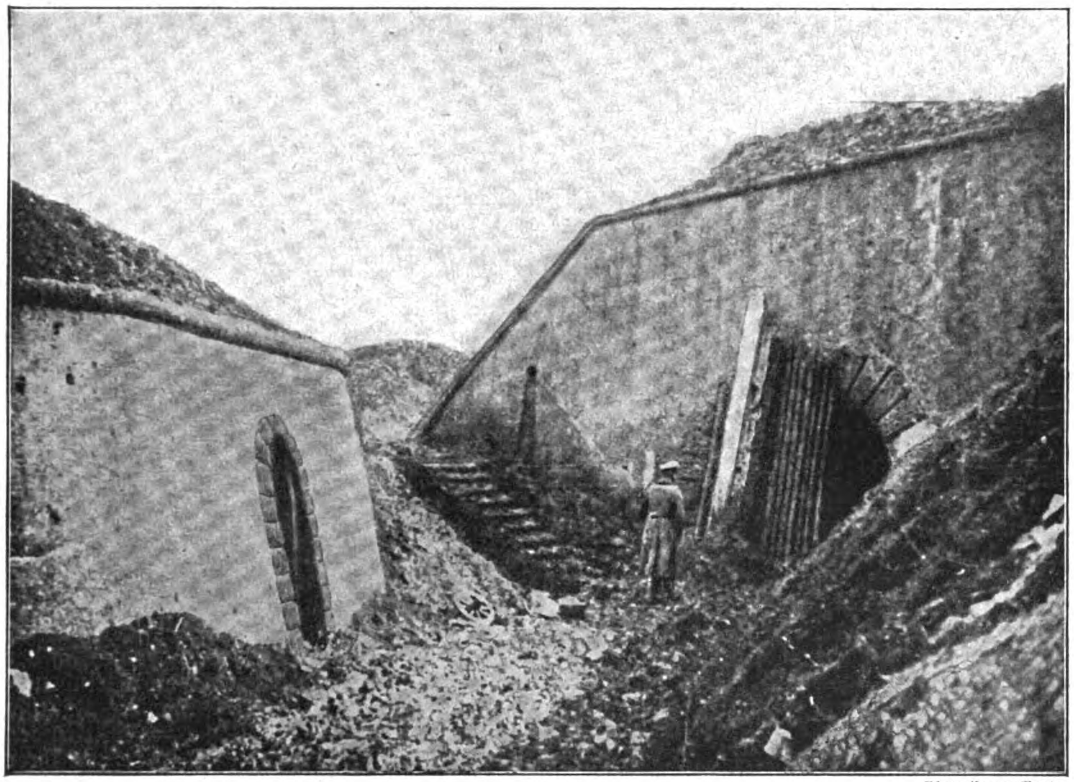


Photo-Union, Berlin.

Das Innere der Feste Douaumont kurz nach der Eroberung durch die Deutschen.

baren Opfer zu fordern. Infolgedessen wurde eine Geheimsitzung der französischen Kammer anberaumt, in der schwerlich viel Tröstliches zur Sprache gekommen sein, vielmehr die auch schon vielfach im Lande durchgedrungene Empfindung sich noch mehr befestigt haben dürfte, daß die starke Stellung von Verdun unhaltbar geworden sei. Für diese Auffassung sprach unter anderem der Umstand, daß in steigendem Maße der Jahrgang 1916 an die Front gezogen werden mußte. Die einzige Annahme, mit der sich die Franzosen noch zu beruhigen suchten, daß es den Deutschen mit ihrem Mannschaftsersatz nicht besser ergehe, wurde von neutralen Militärschriftstellern zerstört, die sich über das Verhältnis der beiderseitigen Kräfte in einem für Deutschland durchaus günstigen Sinne verbreiteten.

Inzwischen gingen die Kämpfe weiter. Am 25. Mai waren es an der Höhe 304 wieder einmal die afrikanischen Hilfsvölker Frankreichs, die ins Feuer geschickt wurden. Ein schwerer Handgranatenangriff der Turkos (siehe Bild Seite 9) blieb aber ohne den erhofften Erfolg. Auf dem östlichen Maasufer ging der Angriff von deutscher Seite aus. Westlich des soeben zurückeroberten Steinbruchs wurde Raum gewonnen, die gefährliche Thiaumontschlucht, einer der Hauptstützpunkte des erbitterten französischen Widerstandes überschritten und der Feind auch südlich des Forts Douaumont weiter zurückgeworfen. 600 Gefangene waren die deutsche Beute aus den erbitterten Kämpfen dieses Tages.

Der 26. Mai brachte den Deutschen auf beiden Ufern der Maas neue Erfolge: auf dem Ostufer stießen sie bis zu den Höhen am Südwestrande des Thiaumontwaldes vor und vereitelten die hier sowie gegen den deutschen Geländegewinn südlich Douaumont angesetzten Gegenangriffe, während ihnen auf dem westlichen Ufer die gründliche Abweisung eines erbitterten französischen Vorstoßes gegen das Dorf Cumières gelang, der den Gegner zwar vorübergehend in den südlichen Teil des Dorfes geführt hatte, aber auch nur wieder mit schweren blutigen Verlusten für ihn endete. — Allein in den Kämpfen südlich und südwestlich der Feste Douaumont hatten die Franzosen seit dem 22. gegen 2000 Mann an Gefangenen eingebüßt.

Trotz des Mißerfolges bei ihrem Angriff auf Cumières am 26. Mai gingen die Franzosen am 28. schon wieder gegen das Dorf vor. Sie erzielten aber auch an diesem Tage um so weniger ein Ergebnis, als der diesmalige Vorstoß von vornherein schwächlich angesetzt worden war und von den Deutschen mühelos abgeschlagen werden konnte.

Auf dem rechten Maasufer tobte am 28. eine neue furchtbare Artillerieschlacht, die auf beiden Seiten neue Unternehmungen vorbereiten sollte. Während das Feuer auch Tags darauf mit wachsender Heftigkeit anhielt, konnten die Deutschen die neugewonnene Linie am Thiaumontwalde durch örtliches Vorrücken wieder erheblich verbessern. Zugleich holten sie links der Maas zu einem größeren Schlage aus: sie erstürmten südlich des Raben- und des Cumièreswaldes die französischen Stellungen zwischen der Südkuppe des Toten Manns und dem Dorfe Cumières in ihrer ganzen Ausdehnung; neben dem beträchtlichen Raumgewinn waren über 1300 Gefangene und zahlreiches Kriegsgerät — darunter auch ein im Caurettewäldchen eingebautes Marinegeschütz — das Ergebnis dieser glücklichen Unternehmung. Die noch an demselben sowie am folgenden Tage, dem 30. Mai, erfolgenden Gegenangriffe führten wie so häufig nur dazu, daß die französischen Verluste noch mehr anschwollen, während die Deutschen ihren Gewinn erweitern und befestigen konnten.

Am 31. Mai warf der Gegner wieder ungeheure Kräfte zum Angriff gegen den Toten Mann und die Caurettehöhe vor; dabei drang er am Südhang des Toten Manns dank seiner gewaltigen Überlegenheit auf einer Ausdehnung von etwa 400 Metern in die vordersten deutschen Gräben ein, wurde aber an allen übrigen Punkten verlustreich abgewiesen. Dasselbe Schicksal hatten die französischen Angriffe des 1. Juni.

Auf dem Ostufer der Maas erstürmten die Deutschen an diesem Tage den Caillettewald (siehe Bild Seite 1) sowie die sich beiderseits anschließenden Gräben und behaupteten ihren Gewinn gegen einen starken Gegenangriff, den die Franzosen südwestlich des Vauxteiches ansetzten. Diese hatten große blutige Verluste und büßten außerdem über 2000 Mann als Gefangene ein. Obwohl der an entscheidender Stelle (siehe Karte Seite 3) zwischen dem Fort Douaumont, dem Dorfe Fleury und dem Teich bei dem Dorfe Vaux gelegene Caillettewald längst zusammengeschossen war, hatte er den Franzosen doch immer noch einige Deckung geboten und war deshalb zäh von ihnen verteidigt worden. Nun war der Wald wertvoller Besitz in der Hand der Deutschen, von dem aus sie die Feste Vaux auch von Westen her bedrohten.

Wie zu erwarten stand, erfolgten sehr bald starke Gegenangriffe der Franzosen. Auf dem Höhenrücken südwestlich Vaux versuchten sie sogar in sechsmaligem blutigen Ansturm in die deutschen Stellungen hineinzukommen; alle ihre Vorstöße scheiterten aber unter gewaltigen Verlusten. Während die Deutschen ihren neuen Besitz an dieser Stelle erfolgreich verteidigten, konnten sie südöstlich Vaux sogar weitere Fortschritte machen durch Erstürmung des am Osthang festungsartig ausgebauten Dorfes Damloup (siehe Bild Seite 4/5). Bei der Abführung der hier gemachten Gefangenen gerieten diese in der Gegend von Dieppe in das Feuer französischer Batterien. — Mit dem befestigten Dorf Damloup hatten die Deutschen bereits ein wichtiges Vorwerk der stärksten französischen Höhenstellung, des Forts Vaux, im Besitz. Der empfindliche Verlust hatte die Franzosen nicht unvorbereitet getroffen, und sie hatten die deutschen Absichten durch heftige Gegenstöße an anderen Abschnitten des rechten Maasufers zu stören gesucht, aber nicht zu hindern vermocht, daß die Deutschen ihrem Ziel, dem Fort Vaux, allmählich so unverkennbar näher rückten, daß der Gegner es angezeigt fand, in seinen Tagesberichten auf den bevorstehenden Fall der Feste schon selbst vorzubereiten.

Links der Maas wollte am 4. Juni französische Infanterie westlich der Straße Haucourt—Esnes gegen die deutschen Gräben vorrücken, wurde aber kräftig zurückgeschlagen. Gleichzeitig war die deutsche Artillerie erfolgreich gegen französische Batterien und Verschanzungen tätig. — Auf dem Ostufer setzten die Franzosen ihre Versuche fort, den in den letzten Tagen bei Vaux erlittenen Geländeverlust wieder einzubringen. Am heftigsten waren ihre Gegenstöße auf dem Fuminrücken südwestlich des Ortes. Alle ihre Anstrengungen blieben aber vergeblich. Nicht anders erging es ihnen am 5. Auch an diesem Tage hielten die Ostpreußen, deren Leistung im amtlichen deutschen Bericht besonders erwähnt wurde, den Fuminrücken gegen stärkstes Artilleriefeuer und viermaliges Anrennen großer Infanteriemassen unerschütterlich fest. —

Auch an den übrigen Teilen der Westfront kam es zu verschiedenen Zusammenstößen deutscher und französischer Streitkräfte. So am 23. Mai bei Nouvron, Moulin-sous-Touvent, Prunay; am 26. in den Argonnen, wo die Deutschen die französischen Gräben in größerer Breite durch Minen zerstörten. Am 27. Mai kämpften die Franzosen auch in der Champagne unglücklich. —

Luftkämpfe spielten sich in der Berichtszeit an den verschiedensten Teilen der Westfront ab, unter anderem zwischen Deutschen und Franzosen bei St. Souplet, über dem Herbe-Bois, dem Marrerücken, bei Vaux und Mörchingen; zwischen Deutschen und Engländern bei St. Eloi, Cambrai, Lille. — Wie glücklich die deutschen Flieger kämpften, erhellt aus der amtlichen Übersicht über das Luftkampfergebnis während des Monats Mai. Deutscher Verlust: 16 Flugzeuge (11 durch Luftkampf, 5 vermißt); Verlust der Gegner: 47 Flugzeuge (36 durch Luftkampf, 9 durch Abschuß von der Erde, 2 durch Notlandung). Durch Veröffentlichung dieser Übersicht entkräftete die deutsche Heeresleitung die feindlichen Falschmeldungen in ihrer Gesamtheit noch schlagender, als sie es schon kurz zuvor in einem einzelnen Fall getan hatte.

* * *

Dem dringenden französischen Hilferuf hatten sich die **Engländer** auf die Dauer nicht entziehen können. Die Front war nach und nach erweitert worden, die Zusammenstöße deutscher und englischer Streitkräfte hatten an Häufigkeit und Ausdehnung zugenommen.

Am 23. Mai griffen die Engländer in dem vielgenannten Abschnitt südwestlich Givenchy mit starken Infanteriemassen an. Dabei gelang es einzelnen Gruppen, in die deutschen Gräben einzudringen; doch wurden sie hier in erbittertem Nahkampf niedergerungen. Auch bei Hulluch und Blaireville blieben die Deutschen an diesem Tage Sieger.

Nicht anders war das Ergebnis am 26. Mai bei Festubert nördlich des Kanals von La Bassée, am 30. zwischen diesem und Arras, wo namentlich die deutsche Artillerie sehr wirksam in Tätigkeit trat, sowie bei Neuve-Chapelle, und am 1. Juni bei Givenchy. Vielfach wurden die englischen Angriffe schon im deutschen Geschützfeuer erstickt; aber auch wo es zum Nahkampf kam, behielten die Deutschen das Übergewicht.

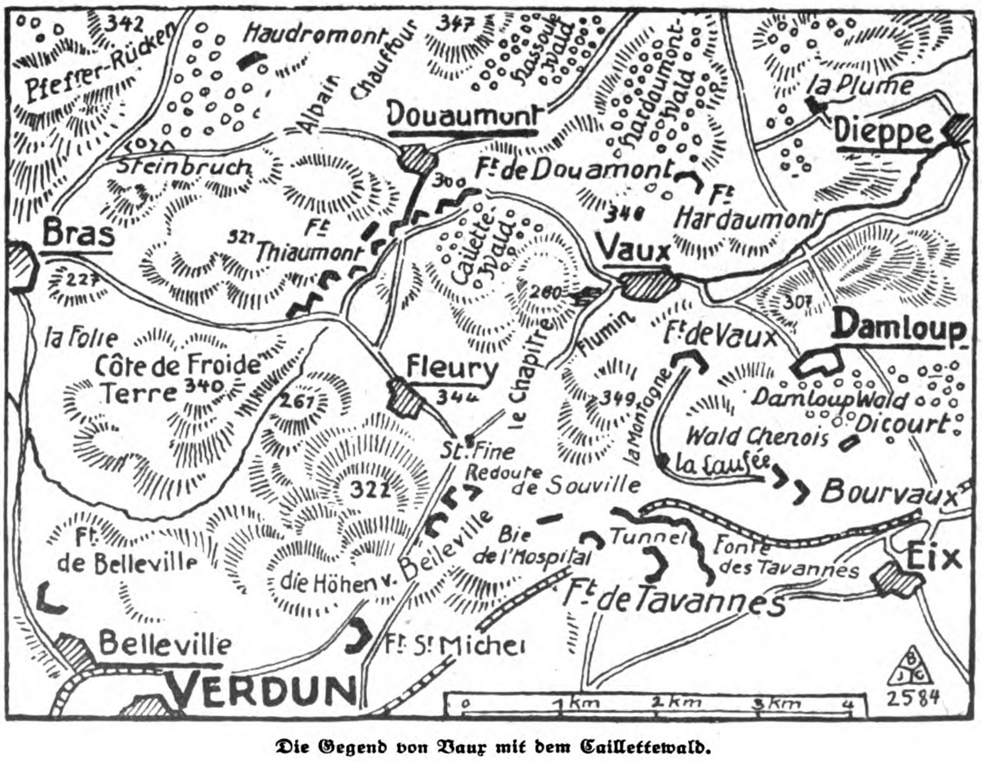
Eine merkliche Steigerung erfuhren die Kämpfe seit dem 2. Juni. An diesem Tage setzten die Deutschen einen wuchtigen Stoß gegen die englischen Stellungen im Abschnitt von Ypern südöstlich Zillebeke an. Württembergische Regimenter erstürmten mit bewundernswerter Tapferkeit die englischen Gräben in breiter Ausdehnung und hielten sie auch in den folgenden Tagen bis zum 5. Juni in unermüdlichem Widerstand gegen die zu immer neuen Gegenangriffen anrennenden Feindesmassen, die hier größtenteils aus Kanadiern bestanden (siehe Bilder Seite 12 und 13). Unsere Karte Seite 12 zeigt das Gelände, wo diese wichtigen Erfolge errungen wurden. Deutlich ist vor allem die Lage der beiden Dörfer Hooge und Zillebeke zu ersehen; ebenso die heiß umstrittene Höhe 60 südöstlich von Zillebeke, ein Hauptpunkt des Höhenrückens östlich und südöstlich von Ypern.

Durch den Erfolg der Deutschen waren den Engländern ihre Artilleriebeobachtungstellen entrissen worden; durch die Erstürmung des Höhenrückens ergab sich die Möglichkeit eines umfassenden Einblicks in die englischen Stellungen, was für die zukünftigen Operationen von höchstem Wert war. Bezeichnend für die furchtbare Erbitterung, mit der gekämpft wurde, ist die verhältnismäßig geringe Zahl der von den Deutschen gemachten Gefangenen. Um so größer waren die blutigen Verluste des Feindes im Nahkampf oder im Feuer der deutschen Artillerie, die auch dann noch unter ihm aufräumte, als er seine Stellungen teilweise schon fluchtartig verlassen hatte.

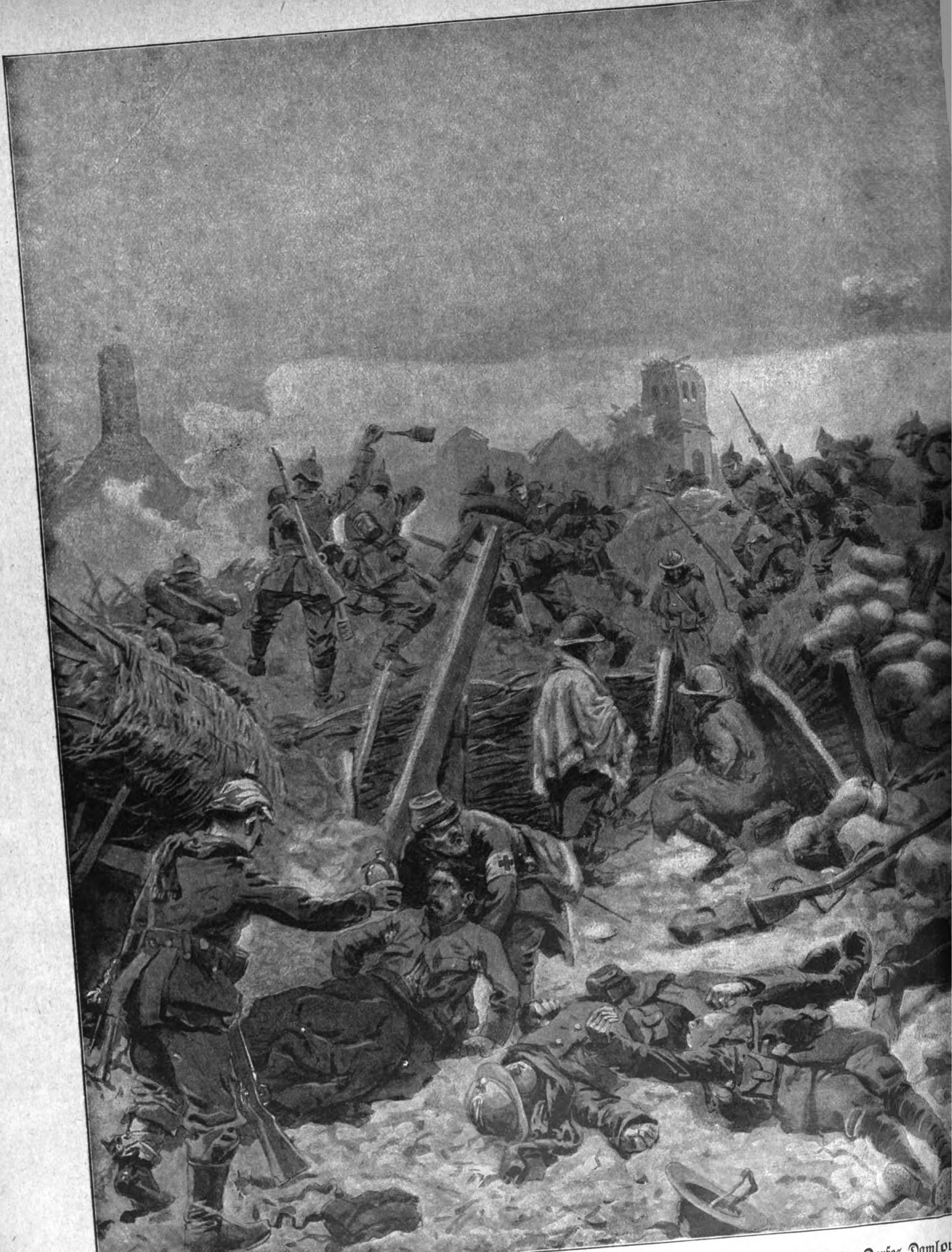
So beunruhigend wirkten in England die Nachrichten über diese Niederlage, daß Asquith im Unterhause über die Größe der Verluste befragt wurde. Er lehnte die Auskunft aber ab, weil es ihm bedenklich erscheinen mochte, mit der vollen Wahrheit über die jüngsten Ereignisse im Abschnitt von Ypern zugleich einzugestehen, daß die mit so großen Hoffnungen begonnene englische Frühjahrsoffensive im Westen wiederum ein Fehlschlag gewesen war. Als solcher hatte sie sich in der Tat mehr und mehr auch insofern herausgestellt, als nicht einmal von der See her irgend etwas erreicht worden war. Zu wiederholten Malen, so am 24., 28., 29., 30. Mai, waren englische Monitoren, Patrouillen- und Torpedoboote gegen die flandrische Küste vorgestoßen; aber stets hatten diese Unternehmungen, teils im Feuer der deutschen Abwehrgeschütze, teils — wie am 29. vor Ostende — im Gegenangriff deutscher Flugzeuge, ein vorzeitiges Ende gefunden. —

Über alle diese Fehlschläge hätte England sich aber wie im bisherigen Verlauf des Krieges auch weiterhin in dem Bewußtsein getröstet, daß wenigstens seine Hauptwaffe, auf der sein Kriegsruhm von jeher beruht hatte, daß seine als unbesiegbar geltende Hochseeflotte trotz mancher Verluste im wesentlichen doch noch unversehrt und kampfbereit war, wenn sie sich auch aus wohlbegründeter Furcht vor deutschen Unterseebooten und Minen in den nördlichen Heimatgewässern in unrühmlichem Versteck hielt.

Da trat ein Ereignis ein, das der Welt mit einem Schlage die Augen darüber öffnete, daß auch der Glaube an die Unüberwindbarkeit Englands zur See gleich so mancher anderen althergebrachten Meinung, die der Verlauf des Weltkrieges bereits erschüttert hatte, nicht länger aufrecht-

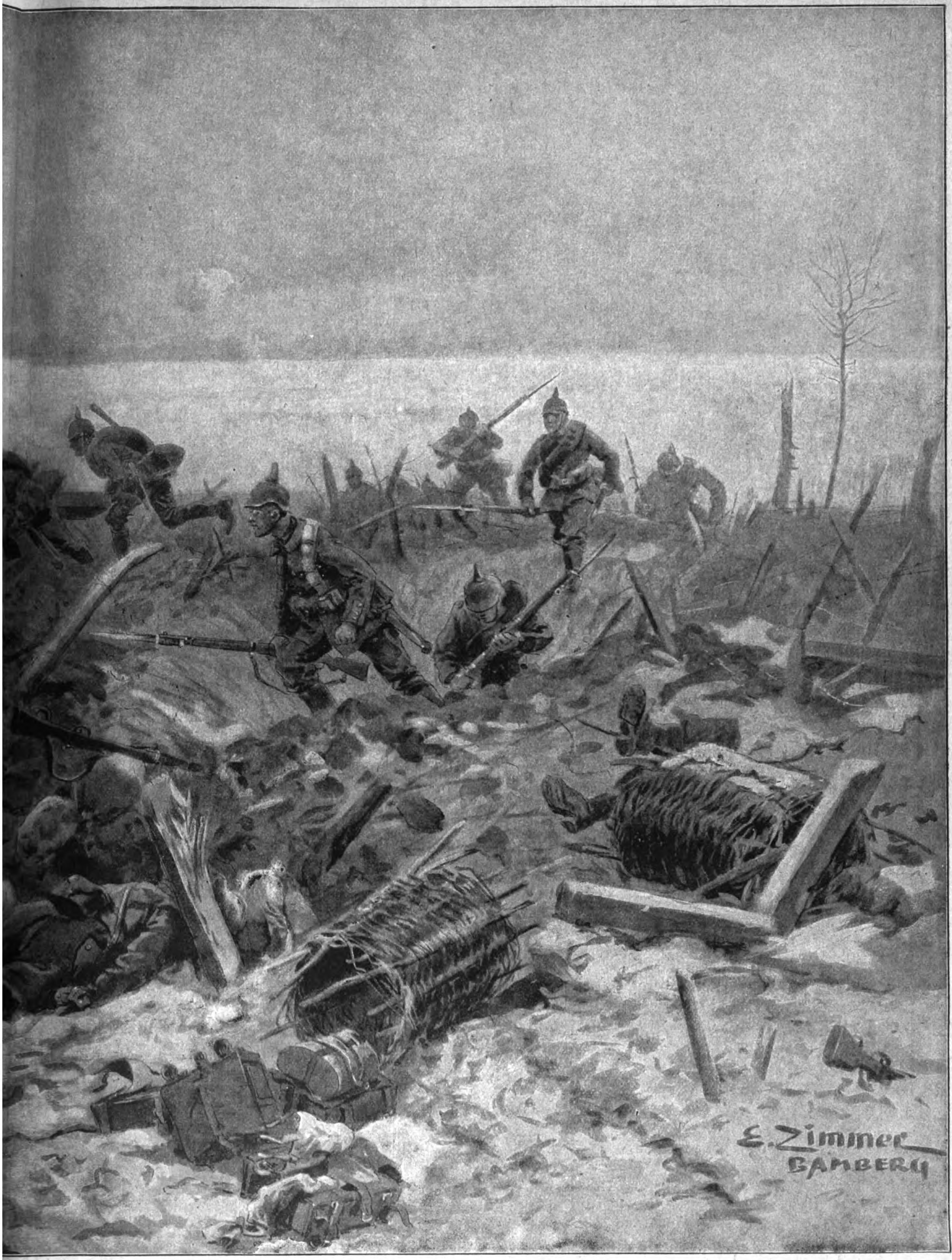


Die Gegend von Vaux mit dem Caillettewald.



Erstürmung des befestigten Dorfes Damlou

Nach einer Originalz



südöstlich Vaux durch die deutschen Truppen.
nung von E. Zimmer.

zuerhalten war: der deutsche Admiralstab meldete am 1. Juni die erste große Seeschlacht dieses Krieges, die am 31. Mai und in der Nacht zum 1. Juni zwischen der deutschen Hochseeflotte und dem ihr weit überlegenen Hauptteil der englischen Kampfflotte stattgefunden und mit einem deutschen Siege geendet hatte. Der Schauplatz des Kampfes war die Nordsee zwischen dem Skagerrak und Horns Riff. Die deutsche Flotte war der angreifende Teil. Es entspannen sich zunächst zahlreiche Einzelgefechte, aus denen sich nach und nach eine bis tief in die Nacht hinein währende Schlacht entwickelte.

Der erste deutsche Bericht meldete auf deutscher Seite den Verlust des kleinen Kreuzers „Wiesbaden“, der schon im Lauf des Tages durch die englische Artillerie zum Sinken gebracht wurde, des in der Nacht torpedierten Panzers „Pommern“ (siehe Bild Seite 16 unten) und des älteren kleinen Kreuzers „Frauenlob“ sowie den Untergang von fünf Torpedobooten; dazu kam noch die Vernichtung des kleinen Kreuzers „Elbing“, der mit einem anderen deutschen Kriegschiff zusammenstieß und so beschädigt wurde, daß er gesprengt werden mußte.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

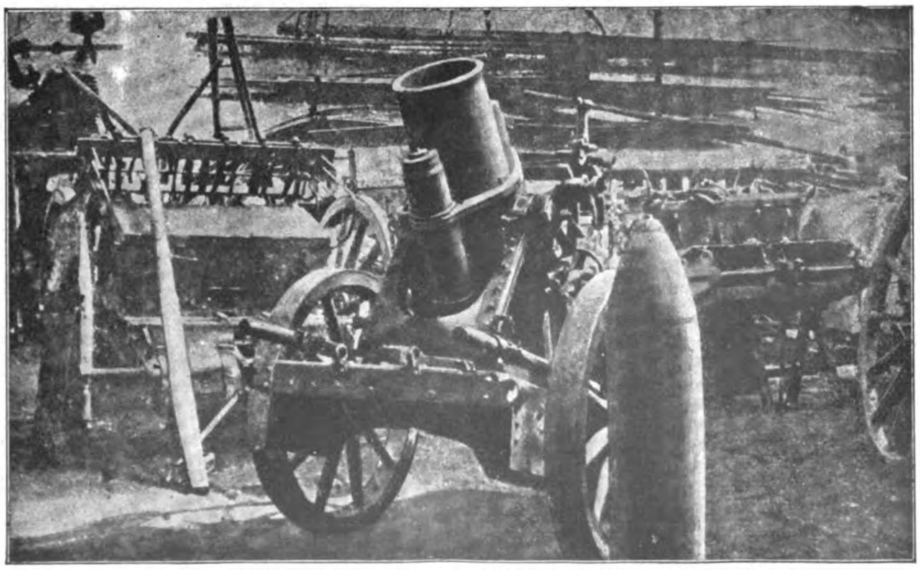
Französischer Offizier in einer der neuzeitlichen Kriegführung angemessenen Schutzuniform.

Er trägt Stahlhelm, Schutzmaske und, zum Schutz gegen die Nässe des Schützengrabens, Gamaschen.

Dem standen auf englischer Seite gegenüber: das Großkampfschiff „Warspite“, die Schlachtkreuzer „Queen Mary“ (siehe Bild Seite 15 oben) und „Indefatigable“, zwei Panzerkreuzer der Achillesklasse, ein kleiner Kreuzer, die neuen Hochseetorpedoführerschiffe „Turbulent“, „Nestor“ und „Alcaster“, sowie eine große Zahl Torpedobootzerstörer und ein Unterseeboot.

So stellte sich das Verhältnis der beiderseitigen Verluste nach dem ersten deutschen Bericht. Nichts war nun natürlicher, als daß man in England an Ableugnung und Entstellung das nur irgend Mögliche aufbot, um ja nicht die schmerzliche Wahrheit im Lande, bei den Verbündeten und bei den Neutralen bekanntwerden zu lassen.

Immerhin konnte die englische Admiralität gegenüber der gewaltigen Sprache der Tatsachen nicht umhin, den deutschen Bericht, was die englischen Verluste betraf, zu bestätigen; ja sie mußte ihn sogar noch durch einige weitere Schiffsnamen ergänzen. Nur einen Verlust, den des „Warspite“, bestritt sie hartnäckig. Dies hatte seinen besonderen Grund. Es sollte durchaus der Anschein erweckt werden, als habe sich die deutsche Flotte schon vor dem Eintreffen der englischen Großkampfflotte, zu der „Warspite“ gehörte, aus der Schlacht zurückgezogen; zu dieser Darstellung aber hätte der Untergang des Schiffes nicht gestimmt.



Einer der neuen französischen schweren Mörser mit seinem Riesengeschoß.

Nach einer englischen Abbildung.

Die eigenen Verluste wurden also wenigstens zu einem Teile auch englischerseits zugegeben. Dennoch brachte es der englische Admiralstab fertig, das ganze Ereignis völlig entstellt zu schildern und in seiner für England vernichtenden Bedeutung herabzusetzen. Diesem Zweck mußte neben Behauptungen wie der eben erwähnten von dem vorzeitigen Abziehen der deutschen Schiffe vor allem eine ungeheuerliche Aufbauschung der deutschen Verluste nach Zahl und Art der vernichteten Einheiten dienen.

Diesen Versuchen zur Irreführung der öffentlichen Meinung wurde von deutscher amtlicher Stelle unter anderem mit folgenden Feststellungen begegnet:

Nicht die deutsche Flotte wich dem Gegner, sondern das englische Gros wurde zum Abdrehen gezwungen und versuchte nicht, die Fühlung mit den deutschen Streitkräften wiederzugewinnen, um die Schlacht fortzusetzen.

Mit der Behauptung, daß die englische Flotte sich vergeblich bemüht habe, der fliehenden deutschen Flotte beizukommen, steht eine andere englische Erklärung in Widerspruch, wonach Admiral Jellicoe mit seiner Flotte bereits am 1. Juni in den über 300 Meilen vom Kampfplatz entfernten Stützpunkt Scapa Flow auf den Orkney-Inseln einlief. Zu letzterer Angabe stimmte, daß die zum Nachtangriff über den anfänglichen Kampfplatz hinaus entsandten Torpedobootsflottillen von der englischen Hauptstreitmacht nichts mehr antrafen.

Daß die gesamte englische Kampfflotte an der Schlacht teilnahm, was von den Engländern bestritten wurde, ging unter anderem daraus hervor, daß der englische Bericht selbst die „Marlborough“ als gefechtsunfähig bezeichnete.

Um die Größe der deutschen Erfolge herabzumindern, wurden ferner die englischen Schiffsverluste zum großen Teil auf die Wirkung deutscher Minen, Unterseeboote und Luftschiffe zurückgeführt. Minen und Unterseeboote waren aber überhaupt nicht, Luftschiffe lediglich am 1. Juni und ausschließlich zur Aufklärung verwendet worden. Der deutsche Sieg wurde durch geschickte Führung und durch die Wirkung der Artillerie und der Torpedowaffe errungen.

Gegenüber den englischen Übertreibungen in betreff der deutschen Verluste wurde als Gesamteinbuße der deutschen Hochseestreitkräfte am 31. Mai und 1. Juni festgestellt: ein Schlachtkreuzer, ein älteres Linienschiff, vier kleine Kreuzer und fünf Torpedoboote. Das ist gegenüber dem ersten deutschen Bericht (siehe diese Seite links oben) ein Mehr von zwei kleinen Kreuzern, der „Lützow“

und der „Rostock", deren Verlust aus militärischen Gründen anfangs nicht gemeldet wurde. Zur Verhütung von Mißdeutungen wurden diese Gründe nunmehr zurückgestellt.

Während die deutsche Verlustliste damit abgeschlossen vorlag, waren die englischen Opfer ohne Zweifel höher, als in der auf eigener Beobachtung beruhenden, nur ganz unzweifelhafte Einbußen verzeichnenden deutschen Meldung angegeben war. Englische Gefangene zum Beispiel bekundeten, daß außer „Warspite" (siehe Bild Seite 17) auch „Princeß Royal" und „Birmingham" vernichtet wurden, wie nach anderen glaubhaften Nachrichten auch das Großkampfschiff „Marlborough" vor Erreichung des Hafens unterging.

Die Hochseeschlacht vor dem Skagerrak (siehe auch die doppelseitige Kunstbeilage) war und bleibt ein deutscher Sieg, wie schon rein äußerlich daraus hervorgeht, daß die amtlich zugegebenen englischen Verluste sich auf 117 750 Tonnen beliefen, wogegen auf deutscher Seite nur 60 720 Tonnen eingebüßt wurden.

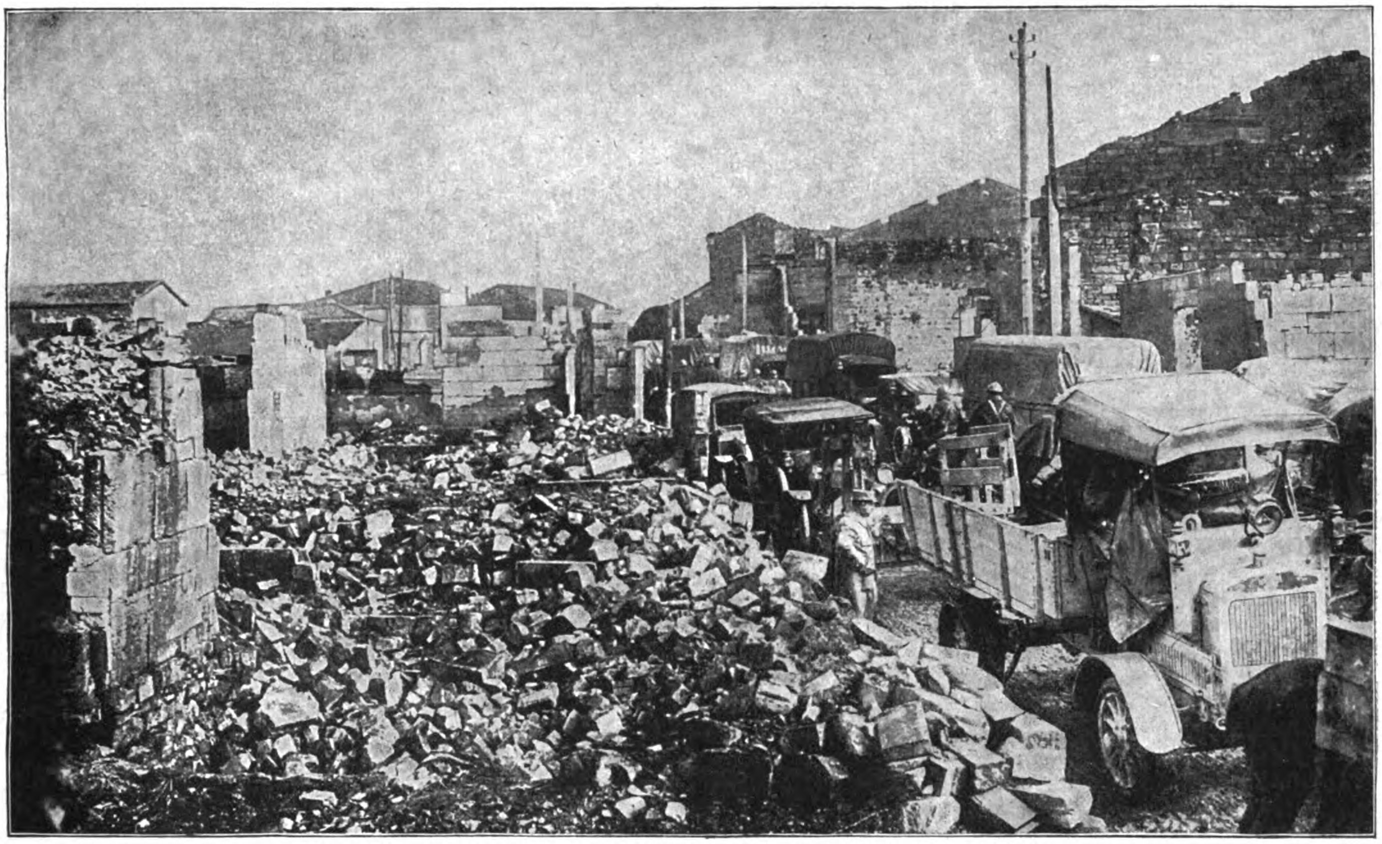
Dies war die Wahrheit, wie sie von amtlicher deutscher Stelle verbürgt wurde, gegenüber englischer Lüge und Entstellung. Den mit vollkommener Sicherheit ermittelten englischen Verlusten waren, wie wir sahen, mit großer Wahrscheinlichkeit noch erhebliche weitere hinzuzurechnen; dazu kamen nicht wenige Schiffe, die, wenn auch nicht geradezu vernichtet, doch bis zur Unbrauchbarkeit beschädigt waren, vor allem aber ein Mannschaftsverlust von weit über 7000 Mann allein an Toten. — Mit Einbeziehung der großen Seeschlacht war der Gesamtverlust der englischen Seestreitmacht seit Beginn des Krieges nunmehr auf über 130 Gefechtseinheiten aller Klassen und Größen mit einer Wasserverdrängung von mehr als 600 000 Tonnen angewachsen.

Schon vor der deutschen Klarstellung hatte sich bei den Neutralen, ja selbst bei den Verbündeten der Engländer vielfach die Einsicht Bahn gebrochen, daß diese die Besiegten waren. Die Deutschen dagegen durften sich des Sieges freuen. Nicht minder ihre getreuen Bundesgenossen. Alle Freunde Deutschlands jubelten, seine offenen und geheimen Feinde aber staunten. Lebhafte Bewunderung des deutschen Seesieges sprach bemerkenswerterweise auch aus amerikanischen Zeitungen, selbst aus solchen, die vorher ganz auf England eingeschworen gewesen waren.

Der Deutsche Kaiser, der den siegreichen Admiralen Scheer und Hipper (siehe Bilder Seite 16) den Orden Pour le Mérite verlieh, begab sich nach Wilhelmshaven, ließ Abordnungen der Offiziere und Mannschaften von den an der Schlacht beteiligt gewesenen Kriegschiffen auf dem Flottenflaggschiff zusammentreten, um ihnen zu danken, und feierte den Sieg in einer warm empfundenen Ansprache als eine Großtat zur See von gewaltiger Bedeutung. — Entsprechend der Bedeutung dieser bisher größten Seeschlacht der Welt geben wir in dem weiter unten folgenden Sonderbericht aus fachmännischer Feder noch eine anschauliche Darstellung über den Gesamtverlauf des Kampfes.

Schon wenige Tage nach der verlorenen Seeschlacht, am Abend des 5. Juni, traf die Engländer ein abermaliger schwerer Schlag mit dem Tode Lord Kitcheners. (Näheres über ihn wie auch sein Bild siehe Band I Seite 59 und 60.) Kitchener befand sich auf der Fahrt nach Rußland, wo er neue kriegerische Maßnahmen hatte in die Wege leiten wollen, an Bord des 13 000 Tonnen verdrängenden Panzerkreuzers „Hampshire" (siehe Bild Seite 15 unten), den zu der angegebenen Zeit in der Nähe der Orkneyinseln der Treffer eines deutschen U-Bootes zum Sinken brachte. Dabei fand mit der gesamten Besatzung der englische Höchstkommandierende den Tod in den Wellen gerade in dem Augenblick, als England seiner, der gewissermaßen die Seele des ganzen Krieges gewesen war, am meisten bedurfte.

(Fortsetzung folgt.)



Französische Proviantkraftwagen fahren durch einen zerschossenen Ort bei Verdun.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Von Kontreadmiral a. D. Foß.

(Hierzu die Skizzen Seite 10 und 11.)

Am 31. Mai 1916 nachmittags befand sich die deutsche Aufklärungsflotte, bestehend aus fünf Schlachtkreuzern und einer nicht bekannten Anzahl kleiner Kreuzer und Torpedoboote, auf nördlichem Kurse, etwa 70 Seemeilen westlich Hanstholm. Fünf kleine Kreuzer waren als Spitze einige Meilen vorgeschoben. Zeppeline oder Flugzeuge waren nicht zur Stelle. Alle Schiffe waren gefechtsbereit. Etwa 30 Seemeilen südlich folgte die deutsche Hauptmacht,

16 Großkampfschiffe, 6 ältere Linienschiffe der „Deutschland"- und „Braunschweig"-Klasse mit dem üblichen Beiwerk an leichten Schiffen (Skizze I auf Seite 11).

Um das Verständnis der folgenden Schilderung zu erleichtern, sind eine Reihe von Skizzen beigefügt, auf die durch Nummerbezeichnungen im Text hingewiesen wird. Dieselben erheben keinen Anspruch auf Genauigkeit oder Richtigkeit, sondern geben nur den Eindruck wieder, den die amtlichen und sonstigen Bekanntmachungen, an die sich diese Schilderung strenge hält, in einem Fachmanne wachgerufen haben.

Gegen vier Uhr nachmittags sichtete die Spitze in nördlicher Richtung vier britische kleine Kreuzer der „Calliope"-Klasse und jagte sie. Um fünf Uhr zwanzig Minuten tauchten an mehreren Stellen feindliche Flieger und in westlicher Richtung zwei Kolonnen großer Schiffe auf. Nach einiger Zeit konnte festgestellt werden, daß man die gesamte britische Aufklärungsflotte vor sich habe. Sie bestand aus sechs Schlachtkreuzern und war geleitet von einer großen Anzahl der neuesten kleinen Kreuzer und Zerstörer, unter denen sich eine ganze Menge der erst im Laufe des Krieges gebauten „Zerstörerführerschiffe" befanden, die 1900 Tonnen groß und vergleichsweise schwer bestückt sind.

Diese Streitmacht entwickelte sich nach Süden in der offenbaren Absicht, den Deutschen den Rückweg abzuschneiden. Die Linie der deutschen Schlachtkreuzer schwenkte darauf nach links, näherte sich dem Feinde bis auf 13 Kilometer, legte sich östlich desselben zum laufenden Gefecht auf südlichen bis südöstlichen Kurs und eröffnete ein wirkungsvolles Feuer. Die bedeutende zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners zwang dazu, die vorhandenen kleinen Kreuzer mit in die Schlachtlinie einzustellen. Trotz der Übermacht auf britischer Seite erwies sich das deutsche Feuer als so wirksam, daß ihm mehrere Einheiten der englischen Flotte erlagen. „Princeß Royal" lag schwer nach einer Seite über und ist nach den Aussagen gemachter Gefangener später gleichzeitig mit dem kleinen Kreuzer „Birmingham" gesunken. Nach halbstündigem Gefecht kam nördlich eine aus fünf Schiffen (nach englischen Berichten vier) gebildete Kolonne in Sicht, die aus den britischen, 25 Knoten schnellen Großkampfschiffen „Malaya", „Valiant", „Barham", „Warspite" und „Queen Elizabeth" bestand. Diese Kolonne hängte sich an die feindliche Linie an. Eine solche Verstärkung des Gegners um vierzig 38-Zentimeter-Kanonen würde die Vernichtung der deutschen Kreuzer besiegelt haben, wenn nicht bald darauf die deutsche Hauptmacht zur Stelle gewesen wäre. Während die deutschen Schlachtkreuzer sich durch eine Wendung an deren Spitze stellten, schwenkten die feindlichen Schiffe ebenfalls auf nördlichen Kurs, so daß beide Linien nunmehr im laufenden Gefecht nach Norden dampften (Skizze II). Die durch die langsamen älteren Linienschiffe an der Ausnützung ihrer vollen Geschwindigkeit behinderten deutschen

Farbige Engländer an der Westfront.
Englische Hindukavallerie reitet durch die Straßen von Marseille

Schiffe blieben allmählich hinter den schnelleren Schiffen der Engländer zurück. Diese seine Überlegenheit gedachte der führende Admiral Beatty dazu auszunutzen, seine Schiffe vor der deutschen Linie vorüberzuführen, um diese beim Passieren wirkungsvoll der Länge nach bestreichen zu können (Skizze III). Während er mit dieser Bewegung beschäftigt war, sanken drei weitere englische Schiffe. Die deutsche Flotte wehrte den ihr zugedachten Schlag dadurch ab, daß sie ebenfalls mit ihrer höchsten Geschwindigkeit nach Osten schwenkte. Die im Feuerlee stehenden kleinen Kreuzer und Torpedoboote kürzten den Weg nach Osten durch Abschneiden und gelangten dadurch in eine vorliche Stellung zur Hauptmacht. Als beide Flotten auf östlichem Kurse nebeneinander in heißem Feuergefecht dahinfuhren, scheint noch ein englisches Schiff kampfunfähig geworden zu sein. Die deutschen Schiffe hatten, wie ein Augenzeuge berichtete, sich bald eingeschossen. Der erste Treffer zerstörte den Bootskran, der zweite die Dynamos im Achterdeckschiff, so daß alles künstliche Licht erlosch. Durch die Beschädigung an den Munitionsaufzügen wurden die schweren Türme unbrauchbar. Ein weiterer Treffer setzte beide Maschinen außer Betrieb; das Schiff brannte hinten und vorn und war nach einer halben Stunde ein hoffnungsloses Wrack. Der Schlachtkreuzer „Queen Mary" (siehe Bild Seite 15 oben) wurde durch die erste gegen ihn gefeuerte Salve getroffen; sechs Minuten nach Beginn der Schlacht riß, nach englischen Berichten, die die „Times" aus Edinburgh erhielten, eine Explosion das große Schiff auseinander, und es verschwand. Englische Gefangene sagten aus, daß sie die Schiffe „Warspite", „Princeß Royal", „Turbulent", „Nestor" und „Alcaster" sinken sahen (Skizze IV).

Die sechs älteren deutschen Linienschiffe standen um diese Zeit so weit zurück, daß sie nicht eingreifen konnten. Da meldeten die weit östlich vorgeschobenen deutschen kleinen Kreuzer eine von Norden her südlich steuernde feindliche Flotte, und bald darauf erschienen dort tatsächlich mehr als zwanzig der neuesten britischen Großkampfschiffe, die nach nicht allzulanger Zeit ihr Feuer gegen die deutsche Spitze eröffnen konnten. Um seine Schiffe dem jetzt aus zwei Richtungen kommenden Feuer zu entziehen, ließ der deutsche Admiral die Flotte wenden, und Admiral Beatty folgte diesem Beispiel durch Schwenken (Skizze V).

Gleichzeitig wurden die deutschen Torpedoboote (siehe Bild Seite 14) zum Angriff auf beide englische Flottenverbände angesetzt. Sich über die ganze feindliche Front verteilend, zum Teil durch die deutsche Linie durchbrechend, stürmten die Flottillen gegen den Feind. Beide englische Flotten wichen aus. Die Dunkelheit brach herein, und deshalb ist man über den Erfolg der Attacken nicht genauer unterrichtet. Eine große Anzahl von Detonationen, die genau von dem Krachen abgefeuerter Geschütze oder krepierender Granaten zu unterscheiden sind, gab aber Kunde von einer entsprechenden Anzahl von Tor-

Englischer Kreuzer „Defence“ in die Luft fliegend.

Die Seeschlacht v

Deutsche Großkampfschiffe vernichten am 31. Mai 1916

Nach einer Originalzeichnung

UNIV. OF MICH.

r dem Skagerrak.

im Nachtgefecht englische Panzerkreuzer und Zerstörer.

von Professor Willy Stöwer.

UNIV. OF MICH.

Abwehr eines Turko-Handgranatenangriffs westlich der Höhe 304 vor Verdun.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

pedotreffern; denn ein sein Ziel verfehlender Torpedo versinkt, ohne zu explodieren. Daß in dem gegen sie gerichteten Höllenfeuer nur drei Torpedoboote gesunken sind, erscheint wie ein Wunder.

Um diese Zeit vernichtete das Feuer des deutschen Großkampfschiffs „König“ das britische Großkampfschiff „Warspite“ (siehe Bild Seite 17).

Die deutsche Flotte ließ nun von ihrem bisherigen Gegner ab. Ein großer Teil desselben war versenkt, ein anderer schwer beschädigt. Es galt jetzt, sich gegen die britische Hauptmacht zu wenden, die aus den drei Schlachtkreuz rn „Invincible“, „Indomitable“ und „Inflexible“, sowie den Panzerkreuzern „Defence“, „Black-Prince“, „Warrior“ und „Euryalus“ bestand. Dazu schwenkte die deutsche Flotte auf südöstlichen Kurs, der sie an den neuen Feind führen

Der Schauplatz der Seeschlacht vor dem Skagerrak.
Das Kreuz bezeichnet ungefähr den Mittelpunkt der Kampflinien.

mußte, falls er die von ihm zuletzt beobachtete Marschrichtung beibehalten hätte. Als man den Raum zu überblicken vermochte, war von Jellicoes Flotte nichts zu sehen, und nördlich der deutschen waren die Trümmer der britischen Aufklärungsflotte — denn nur um solche handelte es sich — hinter dem Horizont verschwunden. Jellicoe war ihnen wohl nordwärts zu Hilfe geeilt, statt seinen südlichen Kurs beizubehalten. Nur ein einsamer Panzerkreuzer ist um 2 Uhr 15 Minuten nachts rechts von den deutschen Linien noch im Feuerbereich unserer Schiffe erschienen. Dreißig Sekunden (!), nachdem das Feuer auf ihn eröffnet war, schlug eine riesige Feuergarbe aus seiner Mitte bis über die Mastspitzen hinaus, und er versank.

Die Nacht brach herein, und mit ihr begannen neue Gefechte, nämlich gegen die zum Angriff angesetzten kleinen Torpedobootskreuzer und Zerstörer der britischen Flotte. Das Panzerschiff „Westfalen“ (siehe Bild Seite 16 unten) hat deren allein sechs hintereinander abgeschossen.

Während die deutsche Flotte den Marsch nach Wilhelmshaven antrat, dampfte Jellicoe nach den Orkneys zu.

Auch die deutschen kleinen Kreuzer und Torpedoboote stießen auf der Suche nach den großen britischen Schiffen vor (siehe Bild Seite 14). So kam es zu hitzigen Nachtkämpfen der leichten Seestreitkräfte, in denen noch zwei deutsche Torpedoboote vernichtet worden sind.

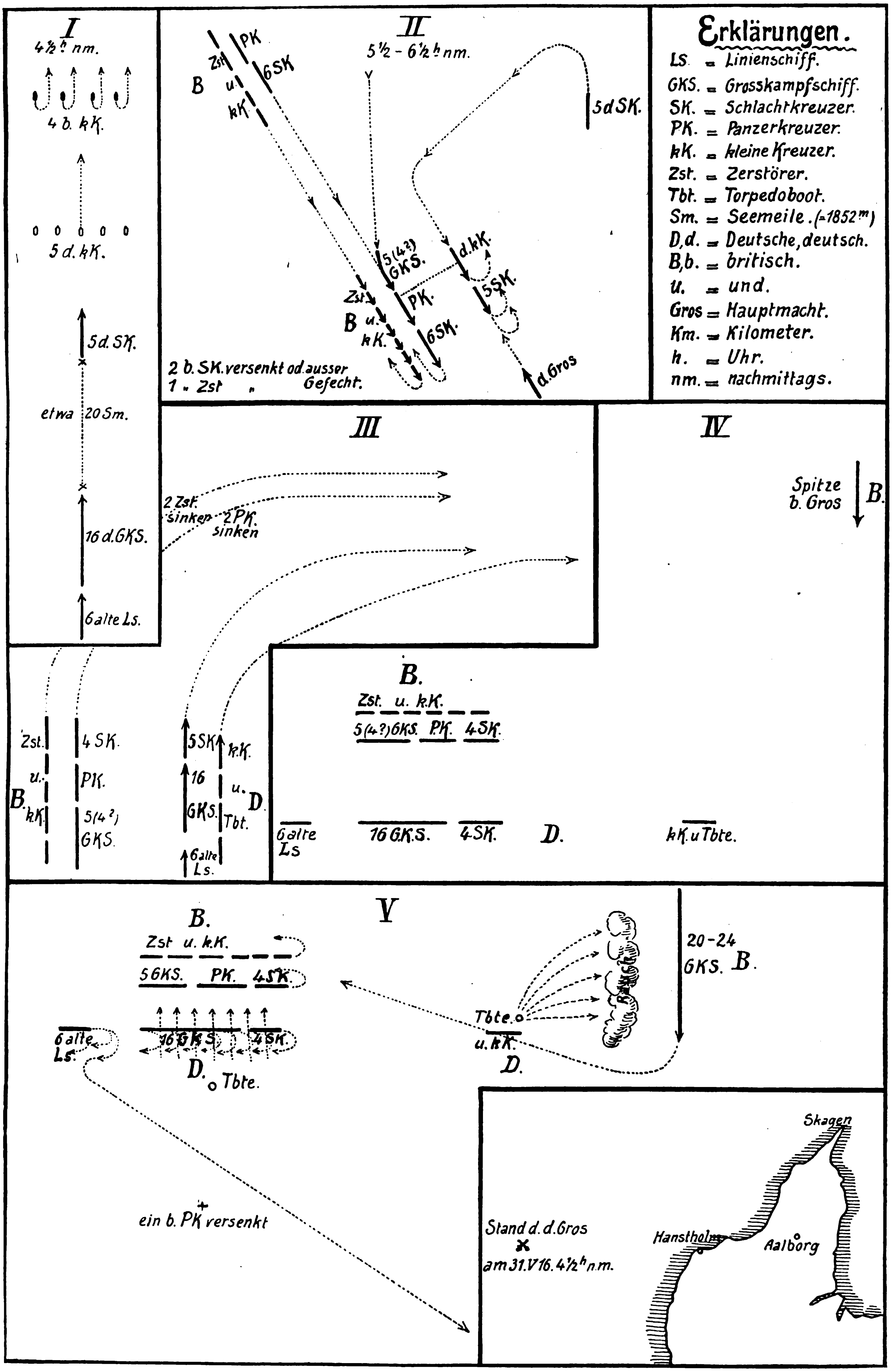
Während die deutschen Flottillen aber nichts von großen britischen Schiffen in der Gegend des Kampfplatzes und in dessen weiterer nördlicher und nordwestlicher Umgebung zu finden vermochten, gelang es den britischen Torpedobooten, an die deutsche Hauptmacht heranzukommen. Das ältere Linienschiff „Pommern“ sank durch einen Torpedoschuß. In der Nachtschlacht ist auch „Frauenlob“ verloren gegangen. In dem „Durcheinander“ der Torpedoboote, Zerstörer und kleinen Kreuzer jagten sich Gruppen oder einzelne Schiffe und wurden dabei von ihren Verbänden abgesprengt. Erst nach Hellwerden haben sie sich wieder zusammengefunden. Um diese Zeit erschienen deutsche Luftschiffe und haben wertvolle Dienste als Aufklärer geleistet. Daß sie an der Schlacht am 31. Mai teilgenommen hätten, ist ein von den englischen Zeitungen ersonnenes Märchen.

Eine zwölf Schiffe starke Flotte älterer britischer Linienschiffe ist von der deutschen Aufklärung auch noch im Süden festgestellt worden. Sie ist aber nicht dazu gekommen, anzugreifen, sondern hat den Rückmarsch angetreten. Die deutsche Flotte selbst hat sie nicht gesichtet.

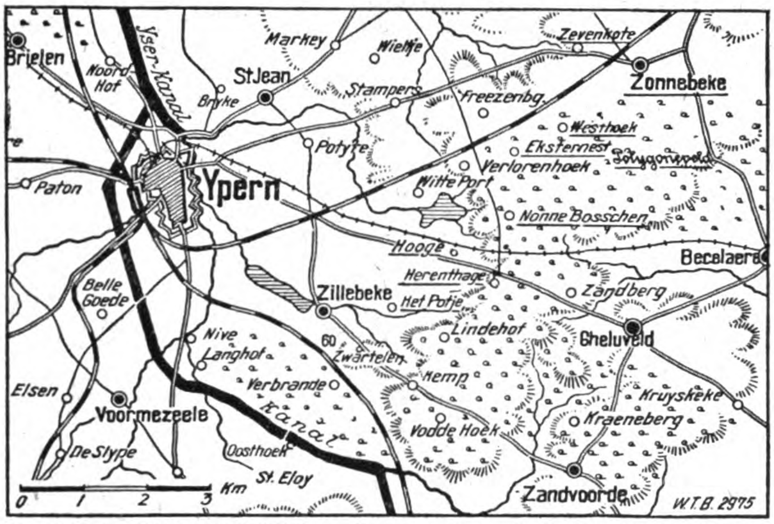
Die Engländer haben mit dem den Angelsachsen eigenen entschlossenen Mut gekämpft. Als ein kleiner Kreuzer, den die „Pillau“ zusammengeschossen hatte, im Sinken begriffen war, feuerte ein noch kampffähiges Geschütz im Schnellfeuer, bis die Wogen über ihm zusammenschlugen. Auch geschossen haben die Engländer ausgezeichnet. Vorzügliche Entfernungsmesser und Zielfernrohre kamen ihnen dabei zustatten. Deutsche Führung und deutsches Material bestand aber die Gewaltprobe unvergleichlich viel besser. Die Engländer haben sich gut geschlagen. Um so größer ist die Ehre für die deutschen Seeleute, daß sie so tüchtigen Gegnern überlegen waren.

Hätte die Schlacht nicht so spät begonnen, so wäre wohl auch die britische Hauptmacht in ähnlicher Weise niedergekämpft worden wie die Aufklärungsflotte. Es gehörte nach den Ergebnissen der Schlacht die ganze den Briten kennzeichnende Prahlsucht dazu, wenn sie angesichts der schweren Verluste der englischen Flotte von einem „Trafalgar“ zu sprechen den Mut fanden. Diese Verluste betrugen, soweit sie auf Grund deutscher Beobachtungen und Gefangenenaussagen festgestellt worden sind, mindestens:

Großkampfschiff „Warspite“, 1913, 28 500 Tonnen, 1000 Mann Besatzung; Schlachtkreuzer „Queen Mary“, 1912, 30 000 Tonnen (siehe Bild Seite 15 oben), 1400 Mann Besatzung; Schlachtkreuzer „Princeß Royal“, 1912, 30 000 Tonnen, 1020 Mann Besatzung; Schlachtkreuzer „Indefatigable“, 1909, 19 050 Tonnen, 760 Mann Besatzung; Schlachtkreuzer „Invincible“, 1907, 20 300 Tonnen, 730 Mann Besatzung; Panzerkreuzer „Defence“, 1907, 14 800 Tonnen, 755 Mann Besatzung; Panzerkreuzer „Black-Prince“, 1904, 13 750 Tonnen, 704 Mann Besatzung; Panzerkreuzer „Warrior“, 1905, 13 750 Tonnen, 750 Mann Besatzung; Panzerkreuzer „Euryalus“, 1901, 12 200 Tonnen, 755 Mann Besatzung; kleiner Kreuzer „Birmingham“, 1913, 5530 Tonnen, 380 Mann Besatzung; Zerstörerführer „Turbulent“, 1915/16, 1900 Tonnen, 160 Mann Besatzung; Zerstörerführer „Tipperary“, 1915/16, 1900 Tonnen, 160 Mann Besatzung; Zerstörerführer „Nestor“, 1915/16, 1900 Tonnen, 160 Mann Besatzung; Zerstörerführer „Alcaster“, 1915/16, 1900 Tonnen, 160 Mann Besatzung; Zerstörerführer „Nomade“,



Bildliche Darstellung der einzelnen Abschnitte der Seeschlacht vor dem Skagerrak. (Zum Artikel Seite 7.)



Das Gelände östlich und südöstlich von Ypern, auf dem württembergische Regimenter in den Tagen vom 2. bis 5. Juni wichtige Erfolge gegen die Engländer errangen.

1915/16, 1900 Tonnen, 160 Mann Besatzung. Mindestens sechs Zerstörer, nämlich „Shark", „Fortune", „Sparrowhawk," „Ardent", „Louis", „Alcaster", von je etwa 1000 Tonnen und 100 Mann Besatzung. Ein Tauchboot von etwa 1000 Tonnen und 30 Mann Besatzung. Rechnet man zu diesen Verlusten den am 31. Mai vor dem Humber abgeschossenen Zerstörer von etwa 1000 Tonnen und 75 Mann Besatzung, den bei den Orkney-Inseln torpedierten Panzerkreuzer „Hampshire" (siehe Bild Seite 15 unten) (1903, 11 000 Tonnen, 655 Mann Besatzung), sowie das nach glaubwürdigen Nachrichten vor Erreichung des Hafens ebenfalls gesunkene Großkampfschiff „Marlborough" (1912, 28 000 Tonnen, 1000 Mann Besatzung), so würde das einen Gesamtverlust von 244 380 Tonnen ergeben. Die Engländer gestehen nur 117 750 Tonnen zu. Sollte es sich aber bestätigen, was die „Frankfurter Zeitung" über Holland erfährt, daß nach Aussagen englischer Mitkämpfer weitere zwei Schlachtkreuzer von zusammen 58 000 Tonnen außer Gefecht gesetzt wurden, so würde der englische Verlust 300 000 Tonnen überschreiten.

Die englischen Mannschaftsverluste an Ertrunkenen, Gefallenen und Verwundeten sind auf mindestens 9000 Mann zu schätzen. Angenommen ist dabei, daß die Zahl der Leute gering sein wird, die von einem im Gefecht sinkenden Schiffe gerettet werden kann. Die Besatzungen der in der Schlacht gesunkenen britischen Schiffe waren aber 8890 Mann stark.

Demgegenüber betrugen die deutschen Verluste: das alte Linienschiff „Pommern", der Schlachtkreuzer „Lützow", die kleinen Kreuzer „Wiesbaden", „Rostock", „Elbing", „Frauenlob" und fünf Torpedoboote, gleich 60 720 Tonnen. An Bord der in der Schlacht gesunkenen Schiffe befanden sich 1824 Mann. Die Besatzungen von „Lützow", „Rostock", „Elbing", die nach der Schlacht sanken, sind gerettet.

Auf Patrouille.

Von Dr. Reinhold Eichacker, Hauptmann d. L.

(Schluß.)

2.

Wir mußten uns eilen. Es konnten noch weitere Posten in den Sträuchern verteilt sein. Schneller setzten wir unseren Weg fort. Vor uns tauchten die ersten Bäume des Wäldchens auf. Wir hörten unser Herz klopfen, — sonst weithin kein Laut.

Diese Stille war gefährlich. Die feindliche Stellung mußte sich an diesem Waldrande vorbeiziehen. Meine Aufgabe war es, festzustellen, wie weit. Und wo sie zurückbog, zu den rückwärtigen Stellungen. Wo sich eine Blöße bot für unseren Angriff. Das Leben von Hunderten von Kameraden hing ab von der genauen Erkundung.

Vorsichtig schoben wir uns noch einige Schritte vorwärts. Fünf Schritte — zehn Schritte — zwanzig — meine Hand griff in einen Draht! — Der Draht hing fest, kreuzte sich mit einem anderen und lief über einen Pfahl. — Wir lagen vor den feindlichen Hindernissen!

Von drüben hörte man noch immer keinen Laut. Und doch sah ich im Dämmerlicht der fernen Leuchtraketen deutlich die schwachen Linien einer Brustwehr. Ich überlegte einen Augenblick. Wir mußten versuchen, uns noch näher an den Graben heranzuschieben. Ich beschloß, meine Leute zu trennen. Lorenz und der eine Gefreite sollten hier warten und eine möglichst breite Lücke in die Drahthindernisse schneiden. Ich wollte mich mit dem anderen Manne, einem baumstarken Menschen, an den Graben heranschleichen. Vorsichtig schob ich mich durch die Drähte. Sie waren nachlässig und offenbar in Eile gemacht. In wenigen Minuten lagen wir an der anderen Seite. Etwa zwanzig Schritte vor uns war der feindliche Graben. Ich erkannte ihn jetzt deutlich. Wir waren vor seinem linken Ende. Alles blieb ruhig. Er schien unbesetzt zu sein. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Auch das gänzliche Fehlen von Leuchtraketen an dieser Ecke war auffallend.

Jetzt lagen wir dicht an der Brustwehr. Es galt zu handeln. Behutsam tastete ich mich vorwärts, auf den Zehen und Fingerspitzen. Langsam, langsam schob ich mein Gesicht über die Brustwehr. Der Graben — war leer.

Ich gab Martens ein Zeichen, zu folgen, und glitt sachte hinab in den Graben. Er lief in gebrochener Linie und war an einem Ende zurückgebogen. Offenbar war hier der linke Flügel der feindlichen Waldstellung. Daneben klaffte die Lücke.

Der Graben war sehr geschickt angelegt und flankierte etwa angreifende feindliche Truppen. Jetzt wußte ich, warum man den Eckgraben so auffallend im Dunkel ließ und ihn nicht einmal besetzt hatte. Er sollte verborgen bleiben! Sein überraschendes Flankenfeuer mußte bei einem feindlichen Angriff verheerend wirken. Eine freudige Erregung kam über mich. Das war ja eine Entdeckung von unbezahlbarem Werte! Die Lösung meines Auftrages war dadurch mit einem Schlage gegeben. So leicht hatte ich es mir nicht vorgestellt.

Der Graben war zur sofortigen Besetzung vorbereitet. Einige Gewehre lagen schußfertig auf ihren Sandsäcken. —

Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Gefangene Engländer aus den Kämpfen bei Ypern vor ihrer Abführung ins Gefangenenlager.

Württembergische Regimenter erstürmen am 2. Juni 1916 die englischen Höhenstellungen im Abschnitt von Ypern südöstlich von Zillebeke.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster.

Drei Maschinengewehre mit unberührten Munitionskästen waren in die Brustwehr eingebaut, nach drei Richtungen, die zusammen einen vollen Halbkreis bestrichen.

Unsere Aufgabe war fast erfüllt. Es galt nun noch festzustellen, wie lang der Graben sich hinzog und wo er in den Hauptgraben mündete. Vorsichtig bog ich um die nächste Schulterwehr und — fuhr zurück! Fuhr so heftig zurück, daß unsere Köpfe zusammenstießen. Da vor mir, — keine zehn Schritte entfernt — stand ein Mann — ein französischer Soldat, und bewachte den Graben!

Er sprach mit einem anderen, der offenbar in einem Unterstande saß. Die Antworten klangen gedämpft, sie unterhielten sich in einem schlechten Französisch, in abgehackten, kurzen Sätzen. Ich konnte sie deutlich verstehen. Sie unterhielten sich über das Essen. Sie schimpften über die schlechte Verpflegung.

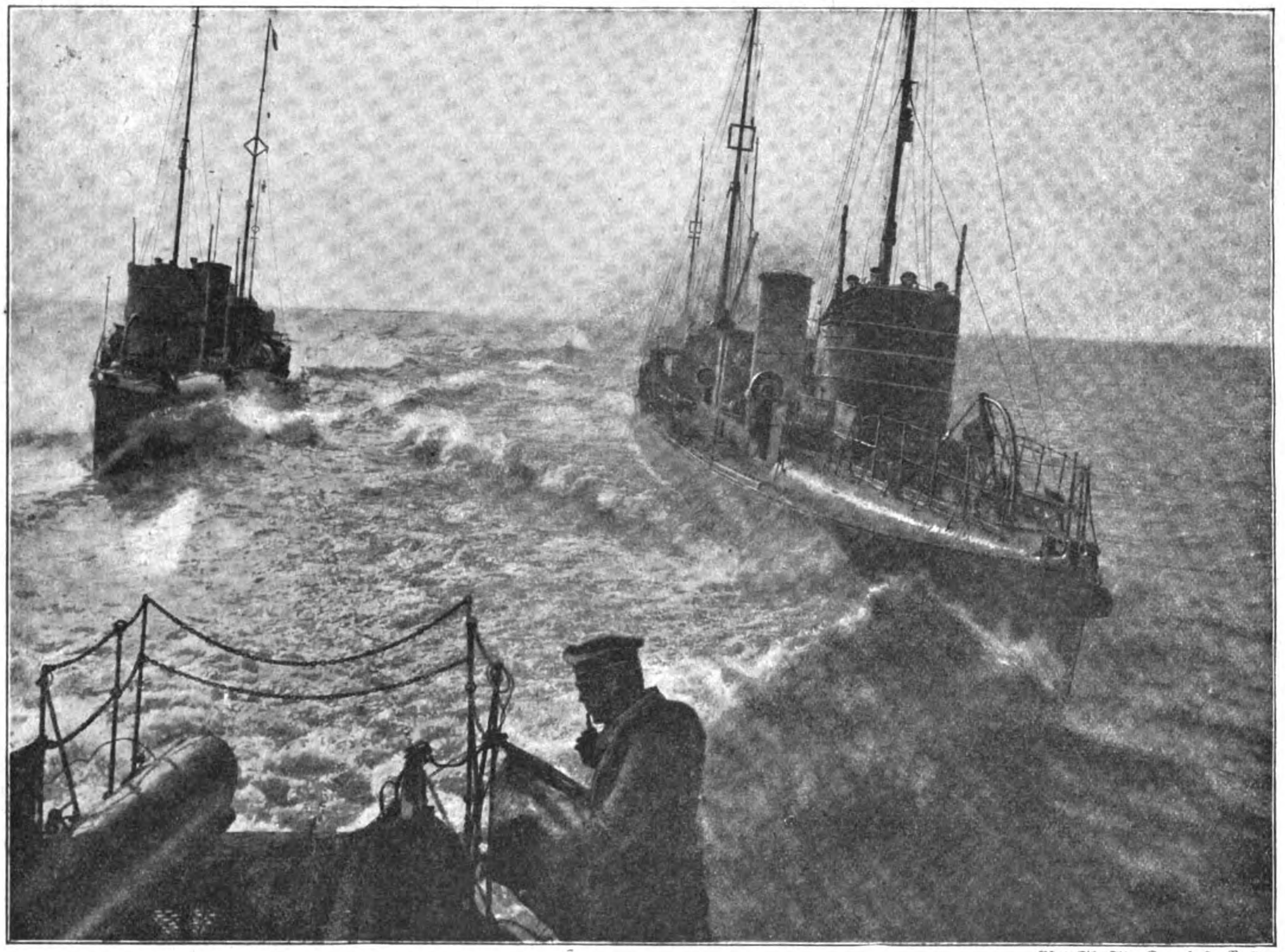
Der Wachtposten nahm seinen Gang wieder auf. Ich hörte, wie seine Schritte sich entfernten, — dann stockten sie und kamen uns wieder näher. Wir hatten uns dicht an die Grabenwände gepreßt. Mein Martens war für alle Fälle genau unterrichtet. Wir lauerten. Er stieß gegen einen vorstehenden Gegenstand, wahrscheinlich gegen ein liegendes Gewehr, und fluchte: — zwei Schritte — noch ein Schritt — da tauchte eine breite Gestalt aus dem Dunkel und bog um die Ecke. Martens in seiner Ungeduld machte eine vorzeitige Bewegung. Der Mann schrak zusammen. „Hélas!“ — entfuhr es ihm gedämpft, „qui —?“ Da legten sich zwei riesige Fäuste wie Schraubstöcke um seinen Hals und erstickten das weitere. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Der andere, unsichtbare Franzose im Unterstand mußte das Geräusch gehört haben. Er konnte Verdacht schöpfen. Zum langsamen Schleichen fehlte die Zeit. Ich ging in gemäßigtem Schritt um die Ecke. Vielleicht hielt er mich für den Posten. Meine Vermutung bestätigte sich. Der andere saß in einem geräumigen Unterstand, der durch einen halb fortgezogenen Vorhang verhängt war. Der Franzose drehte mir den Rücken zu. Es war ein Korporal. Ein hübscher, schwarzhaariger Junge. Er saß an einem Tische, bei einer abgeblendeten Kerze. Er hatte meine Schritte gehört und fragte mich über die Schulter, wieviel Uhr es sei. — Da summte der Telephonwecker und rief ihn an den Apparat. Das ersparte mir die Antwort.

Der Lautsprecher ließ mich deutlich das Gesprochene verfolgen. Die Leitung schien an eine Zentrale zu führen. Man fragte, ob hier alles in Ordnung und ob noch keine feindliche Patrouille bemerkt worden sei. — Der Korporal antwortete beruhigend, mit einem merkwürdig gezogenen „Oui“, das für seine Aussprache charakteristisch war und die einzelnen Vokale auffallend dehnte.

Ich stand hinter ihm, in der Türe, durch den Vorhang gedeckt, und preßte den Dolch in der Rechten. Ein ungekanntes, kaltes Gefühl des Grauens bemächtigte sich meiner und ließ meine Hände zittern.

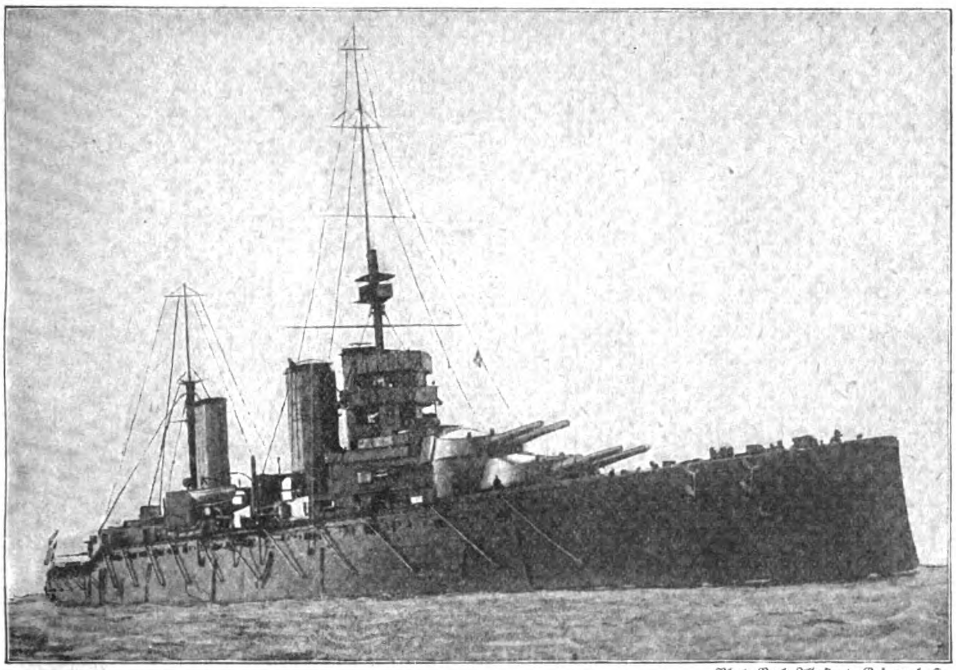
Wie oft hatte der Krieg mich gezwungen, Menschenleben zu vernichten. Meine Kugeln suchten tagaus, tagein den Weg zum Herzen des Feindes, und ich fragte nicht danach, wen sie trafen. In vielen Gefechten mußte ich töten, mit eigener Hand, aber ich kämpfte dann um mein Leben, Mann gegen Mann, mit gleichen Waffen. Zum ersten Male aber stand ich hier, lauernd wie ein Mörder, lauernd auf einen wehrlosen Menschen, den ich nicht haßte. Und ich mußte ihn töten, mit rohem Stoß, mit kalter Überlegung. Kein Laut durfte seinen Lippen entschlüpfen, keine Warnung. Ich mußte es tun, mußte es, der Kameraden wegen, — der Pflicht wegen! Und mir — graute! —

Wie eine Ewigkeit schien mir die Zeit, und doch konnte er nur wenige Minuten gesprochen haben. Er trat zurück vom Telephon, da sah er mich! — Unwillkürlich tastete seine Hand nach dem Revolver, der auf dem Tisch lag. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen waren weit aufgerissen. Ich sah, wie sein Mund sich öffnete, um zu schreien, seine Blicke suchten das Telephon — da fuhr ihm mein Stahl bis ans Heft in die Brust! Ein leises Ächzen entrang sich den Lippen, — dann brach er zusammen, in die Knie



Phot. Eiko-Film G. m. b. H., Berlin.

Deutsche Torpedoboote auf der Suche nach dem Feind.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der englische Schlachtkreuzer „Queen Mary“, der in der Seeschlacht vor dem Skagerrak vernichtet wurde.

stürzend und sich zur Seite drehend. — Ein fliehendes Zucken — mein Feind — war tot! —

Da brach etwas in mir zusammen. Ich sah nur das Leben, das ich zerstört hatte. Ich warf mich auf die Knie neben den Toten. Flehte zu Gott um sein Leben und bat ihn, das meine zu nehmen. Meine Seele bäumte sich auf, vor Verzweiflung! Warum müssen wir morden?! — Menschen, die wir nicht hassen!

Da schreckte mich das rasselnde Wecken des Telephons und brachte mich zur Besinnung. Ich wiederholte den Anruf, wie ich ihn noch eben von dem Toten gehört hatte. Es war ein kurzer, inhaltreicher Befehl, der mich zusammenzucken ließ. In zwei Stunden werde die Sturmbesatzung eintreffen. Ich sollte eine abgeblendete Laterne aufstellen, im Rücken des Grabens, als Wegrichtung für die Leute. Ob ich alles richtig verstanden habe? Um sechs Uhr früh werde der Angriff erfolgen. Ohne Artillerievorbereitung, durch Überrumplung. Ich antwortete nur mit einem „Oui“, indem ich die Vokale dehnte und zog, wie ich es von dem Toten gehört hatte. Dann rief ich mir Martens. Es galt, keine Minute zu verlieren. Das Vernommene war von höchster Wichtigkeit. Ich mußte die Meinen benachrichtigen. So schnell wie möglich.

Die anderen Gräben schienen schon besetzt zu sein. Im Walde herrschte bereits ein sonderbares Leben. Dunkle Gestalten kamen von rückwärts und verschwanden nach dem rechten Flügel zwischen den Bäumen. Was sollte ich tun? Ich durfte das Telephon nicht verlassen. Martens lief zurück durch den Graben und holte Lorenz und meinen anderen Gefreiten. Ich benutzte die Zeit, um in fliegender Eile meine Meldung zu schreiben. Nach langem, qualvollem Warten hörte ich meine Leute kommen. Ich erklärte ihnen die Lage. Die beiden Gefreiten mußten bei mir bleiben, zur Bedienung der Maschinengewehre. Lorenz mußte die Meldung zurückbringen. So schnell wie möglich. Ohne Rücksicht auf Deckung und Gefahr.

Lorenz strahlte! Das war endlich mal etwas für ihn! Eilig nahm er die Meldung, dann war er schon draußen und verschwand im Dunkel. Bis in die Büsche hatte er Deckung, dann mußte er über das flache Feld, mitten im Licht der vielen Raketen, auf kürzestem Wege.

Mit klopfendem Herzen starrte ich scharf in das Dunkel. Jetzt mußte er bei dem toten Posten angekommen sein. — Dann kamen die drei zusammenstehenden Büsche, und dann endete die Deckung. Unablässig spielten drüben die Leuchtraketen. — Noch nichts zu sehen! Sollte etwa noch ein dritter Posten in den Büschen versteckt gewesen sein, den wir nicht bemerkt hatten? Dann war Lorenz so gut wie verloren. Und wir dazu. Sollte —? Da sah ich eine Bewegung, drüben am Rande des Gestrüpps. Aha — er war mehr nach rechts gelaufen, auf der geradesten Linie. Er hatte Glück. Eben erlosch eine Leuchtrakete. Sekundenlang Dunkel. Dann blendete es von neuem. Tageshell. Und gleich dahinter ein Schuß. Ganz aus unserer Nähe. Vorne rechts aus den Büschen. Also doch noch ein dritter Posten! Man hatte Lorenz bemerkt. Ein ganzer Strauß von Raketen schoß plötzlich empor in die Nacht. Das Feld lag in gleißender Weiße, mit tiefen, kantigen Schatten. Und mitten in dem Lichtkegel rannte ein Mensch, rannte um sein Leben, um das Leben seiner Kameraden, rannte, ohne sich umzusehen, während die einschlagenden Geschosse den Boden um ihn aufspritzen ließen, rannte —. Da, Hölle und Teufel! — er stürzte — er fiel — überschlug sich — ganz dicht vor dem Graben — er war nur verwundet — er riß sich zusammen — er kroch auf den vieren — wie eine Katze — jetzt war er hinüber — er verschwand bei den Unseren! — Ich atmete auf, sie waren gerettet!

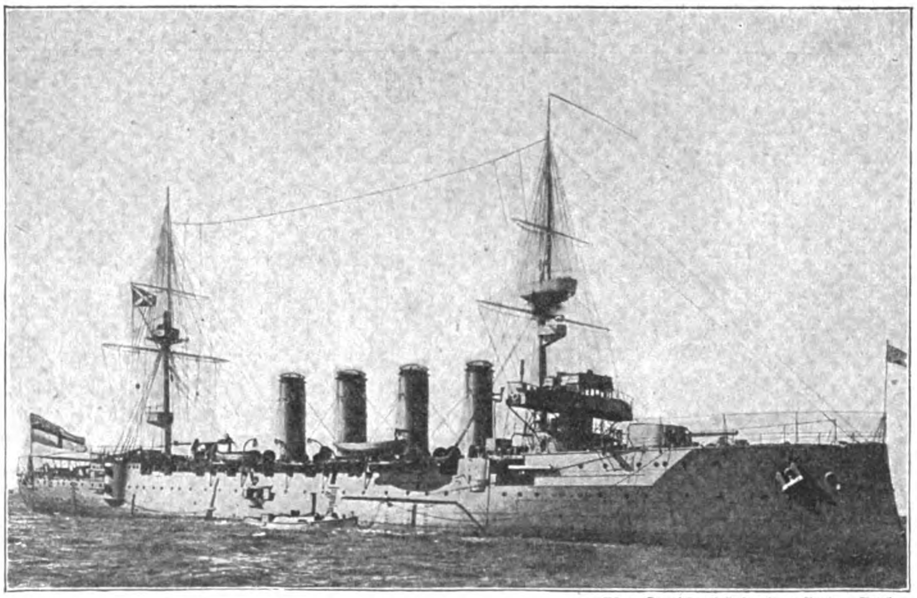
Wütend klingelte das Telephon. Was hier los gewesen sei? Wie das gekommen sei? Was für ein Mann da gelaufen wäre? — Ich antwortete auf französisch und bemühte mich, die Stimme des Toten zu treffen. Es sei nichts von Bedeutung. Offenbar eine mißglückte Erkundung. Unser Posten habe sofort geschossen.

Mein unbekannter Telephonpartner beruhigte sich hörbar. Er schärfte uns größte Wachsamkeit ein.

Eine Hand berührte meinen Arm. Ich fuhr herum. Es war Martens.

Zu dreien schleppten wir zwei der Maschinengewehre und die ganze Munition auf den inneren Flügel des Grabens. Er war als selbständiger Stützpunkt gebaut und stand nicht in Verbindung mit der vorderen, feindlichen Stellung. Wir richteten die Maschinengewehre nach rückwärts. Sie bestrichen jetzt die feindliche Stellung und den Monstrewald.

Wir waren kaum mit der Arbeit fertig, da rasselte



Phot. Deutscher Illustrations-Verlag, Berlin.

Der englische Panzerkreuzer „Hampshire“, mit dem Lord Kitchener nebst seinem ganzen Stabe auf der Fahrt nach Rußland bei den Orkney-Inseln den Untergang fand.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Die siegreichen Führer in der Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Admiral Scheer, Chef der deutschen Hochseestreitkräfte, der aus Anlaß des deutschen Seesieges vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916 vom Kaiser zum Admiral befördert und mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde. Vom König von Bayern erhielt er das Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens, vom König von Württemberg das Großkreuz des Militärverdienstordens.

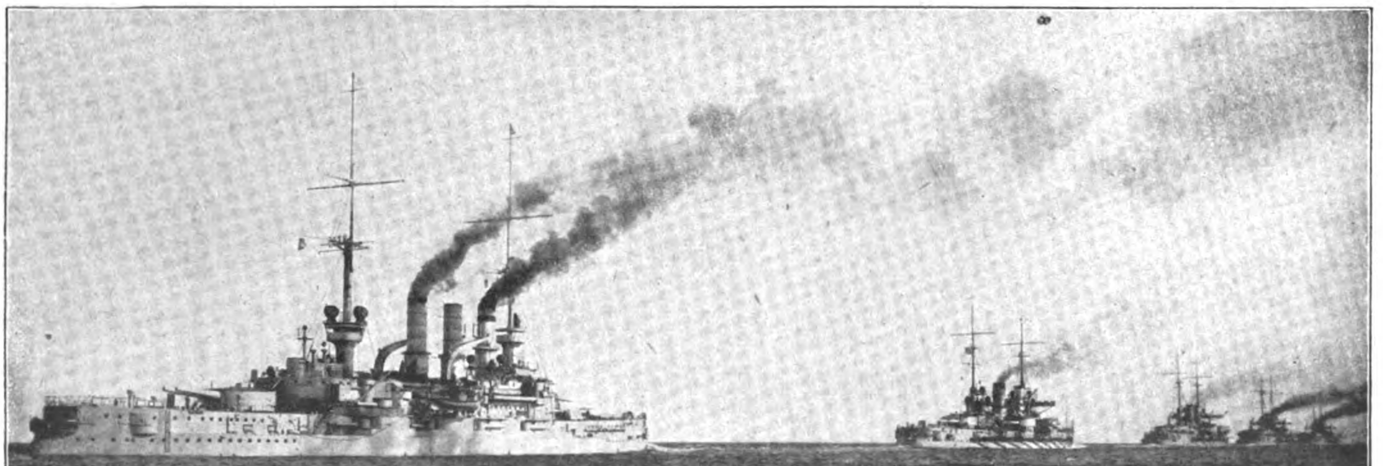
Vizeadmiral Hipper, Befehlshaber der deutschen Aufklärungstreitkräfte, der für seine Verdienste in der Seeschlacht vor dem Skagerrak vom Kaiser mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde und vom König von Bayern das Kommandeurkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens, vom König von Württemberg das Kommenturkreuz des Militärverdienstordens erhielt.

wieder das Telephon. Wo denn, zum Teufel, die befohlene Laterne sei?! Die Besatzungsmannschaften seien schon unterwegs. Der Sturm werde eine Stunde früher stattfinden. Wegen der feindlichen Patrouille von eben. Die ver... Boches schienen Unheil zu sinnen. Die Laterne sollte augenblicklich ausgestellt werden! Ich antwortete das „Oui“ des Toten. Ein belebendes Gefühl der Entschlossenheit, der Freude an meinem Abenteuer durchflutete mich. Jetzt blieb uns keine Wahl. Wir mußten den Graben verteidigen. Zu dreien. Um jeden Preis. — Meine Leute freuten sich wie die Kinder. Das war eine Patrouille, potz Donnerwetter! — das machte noch Spaß! —

Wir lagen an unseren Maschinengewehren und warteten. Die Laterne war ausgestellt. Auch das dritte Gewehr wurde rückwärts gerichtet. Sie konnten kommen. Aber — sie kamen nicht.

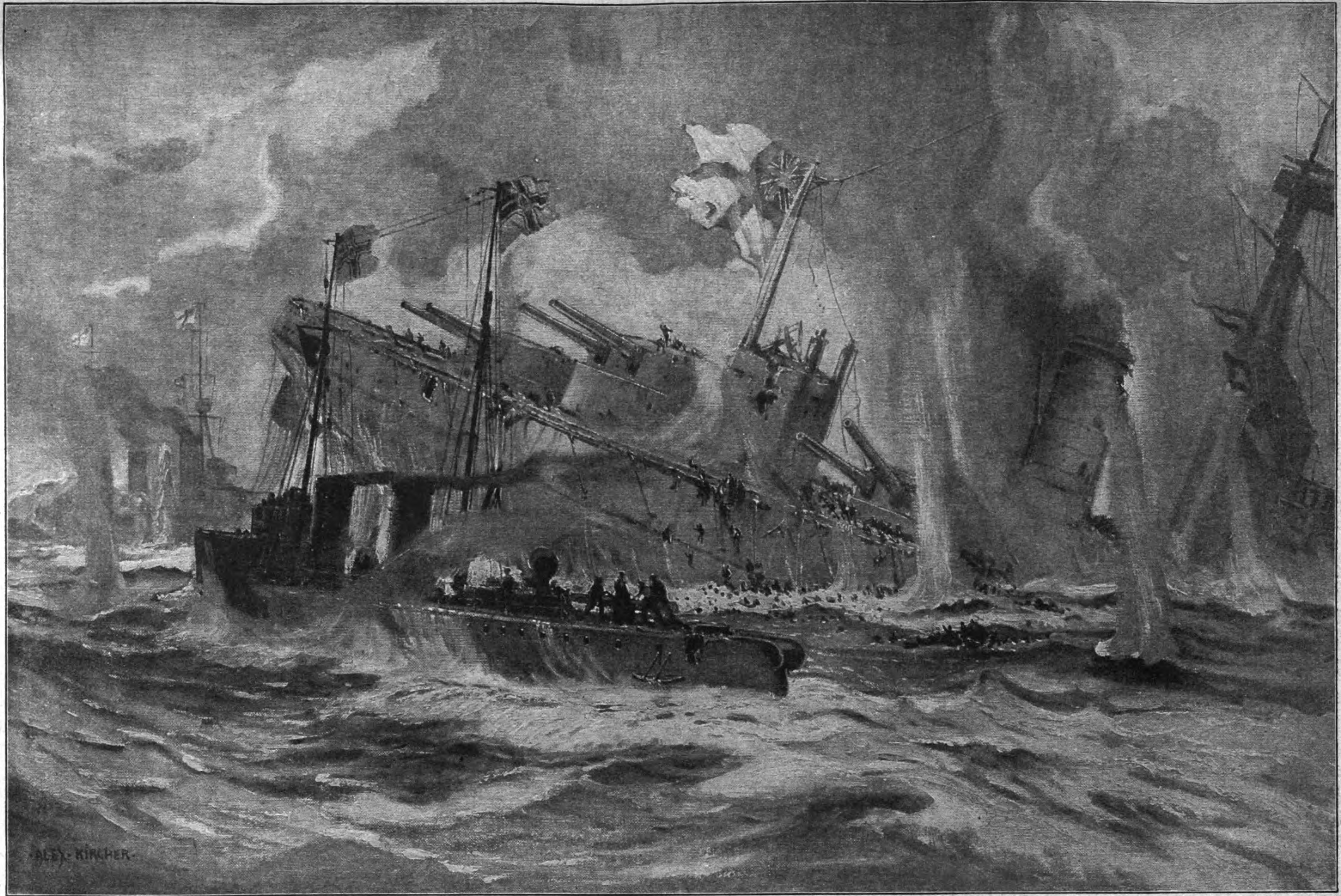
Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Da tauchten dunkle Schatten auf, vornübergebückt, im Gänsemarsch —.

„Aufpassen!“ zischte ich, — aber die Schatten ver-



Phot. A. Renard, Kiel.

Deutsche Linienschiffe in der Nordsee in Kiellinie, klar zum Gefecht.
Als Spitzenschiff (ganz rechts) die „Westfalen“, gefolgt von drei Schiffen derselben Klasse; als letztes (links vorne) die „Pommern“.



Der Untergang des englischen Großkampfschiffs „Warspite", das in der Hochseeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916 mit dem deutschen Großkampfschiff „König" im Kampf stand und infolge schwerer Treffer durch eine Explosion vernichtet wurde.

Nach Berichten von Augenzeugen gemalt von Alex. Kircher, Wilhelmshaven.

schwanden vorne im Graben. Es war schon halb fünf Uhr, und noch immer war nichts vor uns zu sehen. Lange, endlose Reihen kamen und verschwanden in anderer Richtung. Aber dort trennte sich jetzt ein Haufe von den anderen, mehr, immer mehr. Eine ganze Kompanie. In Richtung auf unsere Laterne. Sie kamen —!

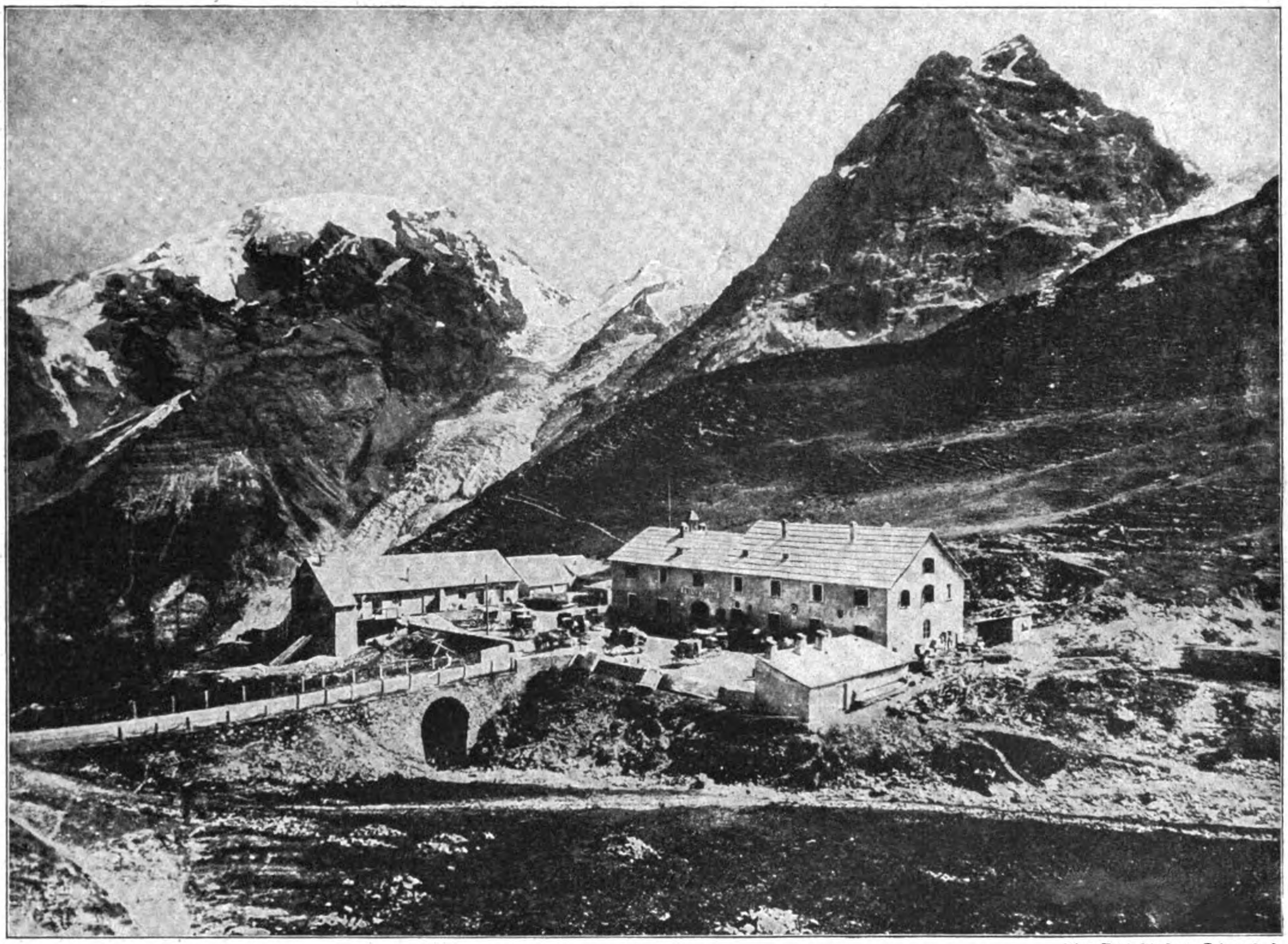
Die Hände an den Griffen lauerten wir, mit ruhigen Blicken. Es war mir, als solle ich durch einen Klingeldruck die Hölle entfesseln. In meiner Kehle stopfte mir etwas die Luft. Ich mußte zweimal die Lippen öffnen.

„Los!" rief ich. — Ein Schreien und Brüllen, ein Rattern und Knattern zerschlug Dunkel und Stille. Mitten hinein in den ahnungslosen, marschierenden Haufen prasselten die Geschosse, rissen ihn auseinander, in flatternde Fetzen, wälzten die Leiber zu stöhnenden Hügeln und jagten die Schatten in tollem Entsetzen.

Rücken, ohne Pause, unermüdlich, grauenhaft mähend. — Und drüben kamen sie wie eine Woge, alles zerschmetternd, die blitzenden Bajonette in nervigen Fäusten, das Jauchzen des Sieges auf Augen und Lippen.

Es gab keinen Halt mehr. Die feindlichen Gräben spien die Flüchtenden bündelweise, haufenweise nach rückwärts. Mit dem Kolben kämpften sie um den Ausgang, rannten sich selber gegen die Bäume, warfen die Waffen und Helme von sich, liefen, stürzten, rannten, fielen. Wie die Gehetzten, irrsinnig, tobend, kreischend, sinnlos vor Furcht und Grauen. Und die Panik brauste hindurch durch die Bäume und jagte sie weiter, ohne zu rasten, weiter bis in ihre Gräben, weit hinter der Höhe. Das vielumkämpfte Wäldchen — war unser!

Der Korpsbefehl des nächsten Tages verlieh vier Eiserne Kreuze — erster!



Die Franzenshöhe am Stilfser Joch mit dem Ortler und dem Gasthof Franzenshöhe. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Das Telephon rasselte wütend, bellend. — Teufel und Hölle, was hier wieder los sei! Wer denn hier schösse! —

„Ein Gruß von den Boches!" schrie ich zurück. Zwei Regimenter lägen hier drüben im Graben. Ein Fluch unterbrach mich. Dann folgte von draußen ein Sturm des Hasses, ein rasendes, donnerndes, kreischendes Heulen, ein einziger Wutschrei! — Plötzlich war unser Graben mit zahllosen Leuchtkugeln wie übergossen. Handgranaten explodierten krachend vor uns, ohne uns zu erreichen. Rote, weiße, grüne Leuchtkugeln jagten Signale ins Dunkle. Ein herrliches Feuerwerk zu unseren Ehren.

Und dann brachen sie drüben los. Aus dem Nachbargraben, in dichten Scharen, brüllend und schreiend, — und schmetterten reihenweise zu Boden! Ich war an das dritte Gewehr gesprungen und peitschte die Stürmenden knatternd zur Erde, peitschte sie nieder. Und dann kam das Herrliche, Unwiderstehliche! Ein brausendes Hurra schnitt durch das Toben, ließ das Herz jubeln vor Freude, ließ das Blut gefrieren vor Entsetzen. — Die Meinen stürmten!

Ein grauer Schauder fuhr in die Feinde. Unsere Maschinengewehre prasselten ihr Eisen und Blei in Flanke und

Ein Kampf im Gletschereis.

(Hierzu die Bilder Seite 18 und 19.)

„Südlich des Stilfser Joches scheiterte ein italienischer Angriff auf den Monte Scorluzzo", meldete vor kurzem der Generalstabsbericht. Die herrliche Kunststraße, die in vielfachen Windungen einer Schlange gleich über das Stilfser Joch (siehe obiges Bild) nach Trafoi und Gomagoi hinabführt, bildet das heiß ersehnte Ziel der Welschen, die am 2980 Meter hohen Monte Braulio in verborgenen Beobachtungsständen seit über einem Jahr sehnsüchtig nach ihr hinüberspähen. Hier erhebt sich gegenüber dem Gasthof Ferdinandshöhe die Grenzsäule zwischen Österreich und Italien 2758 Meter über dem Meeresspiegel als höchster Punkt der Straße. Im Sommer 1915 bereitete es den Italienern ein unbändiges Vergnügen, vom Monte Braulio ihre Granaten auf die Straße hinüberzuschießen, sobald sich auf dieser ein Lebewesen zeigte. Später belustigten sie sich damit, auf Schutzhütten und leere Gasthöfe Bestschießen zu veranstalten. Vielleicht wollten sie auf diese Art die Entfernungen feststellen oder ihre Artilleristen im Zielen und Schießen üben;

Abgeschlagener Angriff italienischer Alpini auf dem Ebenferner im Adamellogebiet.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Gehrke.

es war ja damals recht gefahrlos, denn die Handvoll Standschützen, die den Paß bewachten, konnten sie daran nicht hindern. Spätere Annäherungsversuche der Alpini wurden von den Tiroler Schützen recht unhöflich abgewiesen, die die ungebetenen Gäste ganz nahe heranließen, um sie um so sicherer mit blutigen Köpfen heimschicken zu können. Heim kamen jedoch nur wenige von ihnen, denn die Kugel aus der Büchse der Standschützen traf gar gut. Dann sprach wieder die Artillerie ein gewichtiges Wort, und die Tiroler begrüßten mit Hüteschwenken und Jauchzen die platzenden Granaten und Schrapnelle.

Die Grenze, die vom Joch bis zur Großnaglerspitze nach Süden zieht, führt über das Gletschereis des Ebenferners, der sich bis an die Straße herabsenkt. Westlich, schon auf welschem Boden, begrenzt den Ferner der 3094 Meter hohe Monte Scorluzzo. Diese Spitze ist vom Anbeginn des blutigen Ringens in den Händen der Österreicher und Ungarn. Vergeblich waren alle Bemühungen des Feindes, sie ihnen zu entreißen. Tief unten im engen Tal rauscht das Flüßchen Braulio, das, tosende Wildbäche aufnehmend, der Adda entgegeneilt. Steil ragt die schneebedeckte zackige Spitze des Monte Scorluzzo über die Eishänge des Ebenferners empor. Über ihr schweben gespenstische Schleier, hüllen die braven Verteidiger und ihre Stellungen in ein dünnes graues Nichts, durch das kahle Felsklippen wie bleiche Riesen undeutlich schimmern. Reißt der Schleier auf Augenblicke entzwei, so sieht man unten in der gähnenden Tiefe Nebelschwaden brauen und wogen. Dann und wann hallt der scharfe Knall des Schusses eines wachsamen Horchpostens, von den jenseitigen Wänden in vielfachem Echo zurückgeworfen, durch die dünne Luft.

Luftbad an der Vogesenfront, 50 Meter vor dem Feind.

Sonst war hier oben die Welt des Schweigens, wo höchstens die geheimnisvolle Sprache des Sturmes erklang. Nun ist es anders. Feindliche Patrouillen tasten heran, kriechend, schleichend, fast unsichtbar. In klaffenden Spalten, über Schneemauern und Hügel aus Eis schlängeln sie sich herauf, oft bis auf nur wenige Schritte an die Horchposten, die in tiefen Schneelöchern vor dem Hindernisring hinter ihren Schutzschilden scharfen Auslug halten. Nicht selten sendet dann ein Dolchstoß oder ein Keulenschlag den Späher, der sich ganz sicher wähnte, in das Jenseits, denn das Schießen macht zuviel Lärm, alarmiert Freund und Feind.

Heute ist es besonders unruhig vor der Front. Die Welschen wollen offenbar den Schutz des Nebels zum Angriff ausnützen. Man sieht nichts von ihnen, aber man fühlt ihre Nähe. Wider alles Erwarten wird nun der Nebel dichter und dichter. Er fällt und fällt. Kein Hauch bewegt die Luft. Horch! ein metallisches Geräusch erklingt. Das leise Klirren des Stahles eines Eispickels oder einer Axt scheint es zu sein, die vermutlich Stufen in den vereisten Hang schlägt. Zwei Schützen erheben die Köpfe vorsichtig aus ihren Deckungen. Sie lauschen gespannt mit angehaltenem Atem, die Hand an der Ohrmuschel, um besser zu hören. Nach einer Weile zeigt der eine gegen Südwesten. Von dorther kommt das Geräusch. Der zweite schwingt sich lautlos über die Brüstung der Deckung. Er hat den Schneemantel um; der ist hier für ihn Siegfrieds Tarnkappe, um deren Besitz so mancher seufzt. Dolch und Handgranaten sind seine einzigen Waffen. Vorsichtig kriecht er auf der schimmernden Schneefläche gegen Südwest abwärts. Weiß in weiß. Der andere horcht weiter. Angstvolle Minuten vergehen. Das leise Klirren der Axt und das Surren der Eissplitter dauern an. Dann ... ein kurzer, röchelnder Angstschrei, der gleich verhallt. Tiefe Stille. Der fromme Tiroler oben schlägt ein Kreuz. „Hab Erbarmen, o Herr, mit dieser armen Seele!" flüstern die Lippen. Jetzt kommt der Genosse in langen Sätzen heraufgesprungen, er verschmäht jede Deckung; über seinem Haupt schwingt er eine kleine blitzende Axt. Was er gesehen hat, scheint wichtig; die Nachricht ist es auch. Auf dem vom Monte Scorluzzo gegen Westen streichenden Rücken, der zwei Rückfallskuppen bildet, steht ganz nahe der Feind. Er bereitet einen Angriff vor. Auch aus der Richtung der Vedretta di Vitelli rührt sich etwas. Die beim feindlichen Späher gefundene Skizze und sein Taschenbuch geben einigen Aufschluß über den Feind. Der Dolchstoß war nötig gewesen, der den jungen Burschen, der Piemont seine Heimat nannte, in die „ewigen Jagdgründe" versetzte, es war Notwehr und der Tiroler rascher als der gebräunte Italiener.

Sie kommen. Die eigene Stellung wird im Nu besetzt. Man hört, trotz aller Vorsicht des Feindes, immer wieder die Arbeit der Eispickel. Sie können nicht mehr ferne sein. Unten im Tal ertönt ein Sausen und Brausen. Von Norden fegt ein Windstoß daher. Über der Rückfallskuppe der Filone Mout wird es lichter. Weiter südlich unter der Großnaglerspitze knallen Schüsse. Dort steht ein kleiner Posten von einigen zwanzig Mann. Es scheint ein Angriff im Gange gegen ihn. Das Geknatter wird immer lebhafter. Von Norden her bläst es stärker. Die Nebelschleier zerflattern. Das zerrissene Gelände, mit hohem Schnee bepackt, mit seinen Falten und Eisflächen, liegt wie in einem Panorama offen da. Auch auf dem schmalen, scharfen Rücken, der aus Nordwest vom Val Braulio aus der Richtung von San Ranieri her heraufzieht, rührt sich's. In unserem Rücken strahlt jetzt im grellen Sonnenlicht das ewige Gletschermeer der Ortlergruppe. Gegenüber, im Westen, wo in der Richtung Nord-Süd der schneebedeckte Rücken des Monte Braulio unseren Gesichtskreis abschließt, beginnen nun die Geschütze zu donnern. Ein großer Angriff wellt gegen unsere Stellungen heran (siehe Bild Seite 19). Das Feuer schwillt an. Immer näher kommt der Feind, schon fliegen Handgranaten sausend durch die Luft. Aber ruhig und sicher fließt unser Feuer, die Maschinengewehre rattern wie rasend.

Großartig ist der Widerhall. Er rollt nach allen Seiten, bricht sich an schroffen Wänden, kommt zurück, um wieder dorthin zu eilen. Schon häufen sich die Opfer des Angreifers auf den schillernden Eis- und Schneeflächen in erschreckender Weise. Die anderen arbeiten sich keuchend weiter, sie sind schon so nahe. Aber unsere Maschinengewehre streifen sie weiter nach der Seite ab und türmen neue Haufen auf. Hier macht einer einen Luftsprung, wie die Gemse beim Blattschuß, und fällt dann lautlos vornüber. Der andere bricht schreiend zusammen und wälzt sich auf der geröteten Schneedecke, die gierig sein Blut trinkt. Er kommt auf der glatten, steilen Bahn ins Rollen. Schneemassen ballen sich um ihn. Die gerötete Decke beginnt zu zucken, gerät in gleitende Bewegung. Sie wird zu einer Wolke von rollendem Gestein, klirrendem Eis, aufstaubendem Schnee und fährt unter Donnern, Heulen und Dröhnen mit rasender Schnelligkeit zu Tal. Das Echo grollt noch lange weiter. Als es verstummt, liegt starres Schweigen über dem Gelände. Der feindliche Ansturm ist blutig zusammengebrochen. In Spalten und Riffen, in den Falten und hinter Schneewächten suchen die Reste Schutz vor unserem Verfolgungsfeuer. Nur die feindlichen Geschütze donnern weiter, reißen mächtige Trichter in die Schneemassen, die weißstaubende Fontänen in die Luft schleudern, dann langsam hellglitzernd wieder herabsinken. Hinter uns gleißen der Ferner und die Gletscher des Ortlers im goldenen Licht wie ein Riesenglorienschein.

L. v. K.

Einmarsch der siegreichen Truppen der Armee des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph in Asiago.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

UNIV OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

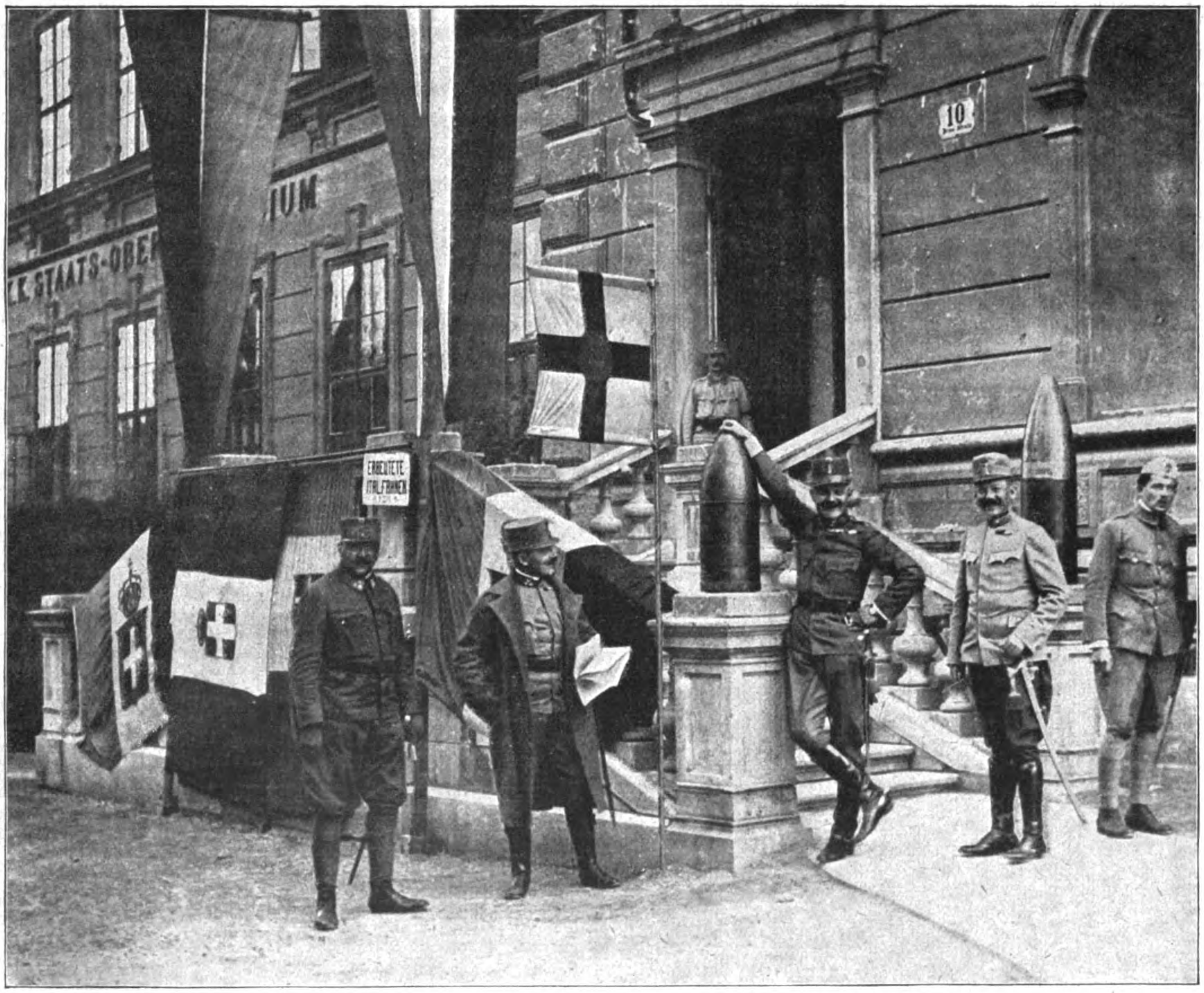
Der gewaltige Ansturm der Österreicher und Ungarn gegen die **italienische Front** hatte sie gegen Ende des Mai bis unmittelbar vor die Werke von Arsiero und Asiago geführt. Bereits am 30. war n diese Haupthindernisse für den weiteren Abstieg nach Oberitalien so weit erschüttert, daß sie genommen werden konnten (siehe die Kunstbeilage). Gleichzeitig gelang es dem linken Flügel der Armee Erzherzog Eugen, im Raume nordöstlich Asiago weiter vorzudringen, den Feind aus Gallio zu vertreiben und darüber hinaus auch die Höhenstellungen nördlich des Ortes, den Monte Baldo und den Monte Fiara, zu gewinnen. Westlich Asiago wurde die österreichisch-ungarische Front bis zu dem eroberten Werke Punta Corbin südlich der Assaschlucht vorgetragen, während eine andere Gruppe, die über den Posinabach vorgedrungen war, den Monte Priafora besetzen konnte. — Gegenstöße der Italiener zur Zurückeroberung der Stellungen südlich von Bettale blieben erfolglos.

Obwohl Cadorna dem Andrang des Gegners überall starke Kräfte entgegenwarf, konnte er nicht hindern, daß die nördlich von Asiago gegen Osten vorrückenden österreichisch-ungarischen Truppen am 31. Mai die Gehöfte der verstreuten Ortschaft Mandrielle erreichten und die Straße östlich des Monte Baldo und des Monte Fiara überschritten. Östlich Arsiero wurden der Berg Cengo und die Höhen südlich Cava und Tresche genommen und die Stellung auf dem südlichen Posinaufer gegen Gegenangriffe der Italiener fest behauptet. Auch deren Vorstöße gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Chiesa im Brandtal und östlich des Passo Buole scheiterten. — Am Schluß des Monats bezifferte sich die Gesamtbeute der k. u. k. Kräfte aus ihrem Vorgehen in Südtirol auf 313 Geschütze, 148 Maschinengewehre, 22 Minenwerfer, 6 Kraftwagen, 600 Fahrräder und große Munitionsmengen, unter denen sich auch über 2000 schwere Bomben befanden.

Am 2. Juni drangen die Österreicher und Ungarn bei den Gehöften von Mandrielle kämpfend bis zu dem etwa 3 Kilometer weiter östlich vorgeschobenen Grenzeck vor. Bei Arsiero nahmen sie den befestigten Monte Barco östlich des Cengo und überschritten den Posinabach auch südlich der Orte Fusino und Posino. An allen Stellen konnten sie ihren Raumgewinn gegen die feindlichen Gegenstöße halten.

An den folgenden Tagen kamen die Kämpfe nach und nach zum Stehen. Die k. u. k. Truppen widmeten sich dem Ausbau ihrer neuen Stellungen (siehe Bild Seite 23 Mitte), während die Italiener ihre jetzt wesentlich erleichterte rückwärtige Verbindung ausnutzten, um Verstärkungen heranzuziehen (siehe Bild Seite 23 oben) und dem Gegner das weitere Vordringen in zäher Verteidigung zu erschweren. Wo sie nach umfassender Artillerievorbereitung noch Angriffe ansetzten, wie beim Berge Barco und der Stellung Grenzeck östlich Mandrielle, wurden sie, wie bisher stets, kräftig zurückgewiesen.

Am 3. Juni entwickelten sich auf dem Hauptrücken südlich des Posinatales und an der vom Berge Cengo nach Asiago führenden Linie heftige Zusammenstöße, da die Italiener diesem Abschnitt mit Recht große Wichtigkeit beimaßen und sehr starke Kräfte gegen ihn ansetzten. Die österreichisch-ungarischen Truppen erzwangen gleichwohl



Erbeutete italienische Fahnen vor einem österreichisch-ungarischen Kommandogebäude in Südtirol.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Raum, vor allem östlich des Berges Cengo, wo sie unter anderem auch über den Ort Cesuna hinaus vordrangen. Tags darauf entrissen sie südlich der Posina dem Feinde abermals einen wertvollen Stützpunkt und behaupteten ihn gegen hartnäckige Gegenangriffe. Die östlich des Astachtales vorgehenden k. u. k. Truppen erstürmten den Berg Panaccio östlich des Monte Barco und beherrschten nunmehr das Tal Cannaglia.

Am 6. Juni trugen die Österreicher und Ungarn ihren Angriff südwestlich Asiago weiter vor und nahmen den Busibollo bei Cesuna im Sturm. Auch am folgenden Tage gewannen sie im Abschnitt Cesuna—Gallio Raum durch Festsetzung auf dem Berge Lemerle und weiteres Vordringen über Ronechi östlich Gallio. Abteilungen des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 2 und des Grazer Infanterieregiments Nr. 27 nahmen in unwiderstehlichem Ansturm den Berg Meletta (siehe Bild Seite 24/25), der sich, 1827 Meter hoch, über Gallio erhebt.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Straße in der von den Italienern durch monatelanges Artilleriefeuer zu einem Trümmerhaufen zusammengeschossenen Stadt Piazza im Terragnolotal, die von den österreichisch-ungarischen Truppen bei ihrem Vordringen zurückerobert wurde.

Im Abschnitt von Asiago blieben die Österreicher und Ungarn auch am 8. Juni im Fortschreiten. Sie nahmen in kühnem Anlauf den Berg Sisemol und vertrieben den Feind auch nördlich des Berges Meletta aus seinen Befestigungen auf dem Berge Castelgomberto. Im Grenzgebiet von Primolano im Suganertal kam die Vorwärtsbewegung der linken österreichisch-ungarischen Flügelgruppe nunmehr ebenfalls in Fluß. Die k. u. k. schwere Artillerie hatte hier zunächst das Panzerwerk Lisser auf dem gleichnamigen Berge unter Feuer genommen und durfte hoffen, nach Erledigung dieses Hindernisses auch den tiefer gelegenen Sperrbefestigungen der Italiener beizukommen.

Am 9. Juni war es namentlich an der von den k. u. k. Truppen zwischen Etsch und Brenta gehaltenen Front lebhaft; es gelang diesen aber, sich gegen alle italienischen Vorstöße siegreich zu behaupten.

Starke Angriffe setzten die Italiener auch am folgenden Tage an; doch wurden sie überall blutig abgeschlagen, und es glückte den Österreichern und Ungarn sogar, den Feind aus einer günstigen Stellung zu werfen, die er am Berge Lemerle, dessen Gipfel ihm schon früher entrissen worden war, noch besetzt gehalten hatte.

Nach dem 10. Juni flaute die Kampftätigkeit fast an allen Stellen der Südtiroler Front ab, zumal auch die Unsichtigkeit des Wetters größere Unternehmungen erschwerte. —

Die Ereignisse, die sich während der Berichtszeit auf den übrigen Teilen der österreichisch-ungarischen Front gegen Italien abspielten, waren ohne Bedeutung. Wir erwähnen von ihnen aus der ersten Juniwoche Artilleriekämpfe im Küstenland sowie Infanterievorstöße im Doberdoabschnitt und bei der Croda del Ancona in den Dolomiten. Während an den genannten Punkten der Angriff von den Italienern ausging, konnten am 9. Juni bei Tolmein die Österreicher und Ungarn einen erfolgreichen Vorstoß unternehmen. — Auch einige Fliegerunternehmungen fanden statt, wie von österreichisch-ungarischer Seite gegen San Giorgio di Nogara (am 30. Mai), San Dona di Piavo, Verona, Vicenza (am 5. Juni), Schio und Grado (am 8. Juni). —

Die große Verschiebung, die seit Mitte Mai mit dem siegreichen Vorbrechen der Österreicher und Ungarn über die Grenze in Südtirol zuungunsten Italiens eingetreten war, übte auch auf dessen innerpolitisches Leben eine starke Wirkung aus. Die im Volke herrschende nur zu berechtigte Unruhe, die Furcht vor dem nahenden Zusammenbruch, die sich auch durch den Erfolg der russischen Entlastungsoffensive nicht mehr beschwichtigen ließ, führte in der Kammer zu heftigen Angriffen auf Salandra. Als dieser am 10. Juni bei der Beratung des Staatshaushalts eine Erklärung der Regierung über die auswärtige und die militärische Lage abgab und dabei der Heeresleitung den Vorwurf machte, daß sie die Verteidigung des Trentino ungenügend vorbereitet habe, entfesselte er einen wahren Sturm des Unwillens, der sich in wüsten Schimpfereien auf das Ministerium entlud. Einzelne Abgeordnete bemühten sich zwar, die Verhandlungen sachlich weiterzuführen. So der Sozialist Turati, der es Salandra zum Verdienst anrechnete, daß er Italien nicht auch noch in einen Krieg mit Deutschland habe treiben lassen. Doch wurden diese Versuche rasch niedergeschlagen. In der Kammersitzung vom 12. Juni war es dann gerade Turati, der sich mit einem scharfen persönlichen Angriff gegen Salandra wandte: er nannte ihn den „Plünderer von Mailand", weil er im Mai 1915 die dortigen deutschen Geschäfte habe plündern lassen. Als Salandra sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen suchte, wurde er von einer Schar erregt auf ihn eindringender Abgeordneter niedergeschrien und tätlich bedroht, so daß er den Saal fluchtartig verlassen mußte.

Schon vorher aber war seine Stellung unhaltbar geworden. Bereits in der stürmischen Sitzung vom 10. Juni war die Vertrauensfrage für das Ministerium Salandra mit 197 gegen 158 Stimmen verneint worden, so daß dessen Rücktritt unvermeidlich war.

* * *

An der **russischen Front** war es Mitte Mai noch ruhig, obwohl Frankreich nicht nachließ, Entlastung zu fordern. Es bedurfte aber längerer Zeit, bis sich die Russen nach ihren unglücklichen Kämpfen vom März und April gegen die deutsche Front erholt und sich zu abermaligem Vorgehen gesammelt hatten. Doch stand zu erwarten, daß sich die neuen Kämpfe nicht im Nordosten gegen die deutschen Kräfte abspielen, also auch nicht den Franzosen zugute kommen würden. Denn inzwischen war, wie wir sahen, Italien in eine äußerst bedrängte Lage geraten, so daß es für die Sache des Vierverbandes noch wichtiger sein mußte, wenn die Russen ihre neue Offensive im Südosten gegen die Österreicher und Ungarn ansetzten.

Seit dem 24. Mai machten sie sich denn auch in Wolhynien (siehe die Bilder Seite 28) mit größeren Aufklärungsstößen bemerkbar, denen aber von österreichisch-unga

rischen Streifkommandos erfolgreich entgegengetreten wurde. — Am 28. Mai richteten sich die Bemühungen der Russen hauptsächlich gegen die bessarabische Front (siehe das Bild Seite 30 oben), wo sie planmäßig durch Laufgräben und Sappen näher an die Stellungen der Österreicher und Ungarn heranzukommen suchten, gegen deren Geschütze und Minenwerfer aber nur sehr wenig auszurichten vermochten.

Währenddessen waren die Russen unausgesetzt tätig gewesen, nicht nur ihren Mannschaftsbestand wieder auf die Höhe zu bringen, sondern vor allem auch mit Hilfe japanischer und amerikanischer Lieferungen ihren Geschützpark und ihre Munitionsvorräte in bisher ungekanntem Maße zu vermehren. Nach und nach hatten sie sich in jeder Beziehung so verstärkt, daß der geplante große Vorstoß unstreitig bessere Aussichten bot als alle ihre früheren Unternehmungen. Und mit um so größerer Siegeszuversicht sahen sie den bevorstehenden Kämpfen entgegen, als wegen Erkrankung des Generals Iwanow der Oberbefehl in die Hände des Generals Brussilow übergegangen war, eines Mannes, dem wegen seiner früheren Erfolge, des Einfalls nach Ungarn durch die Karpathen und der siegreichen Gefechte um Halysc, das unbegrenzte Vertrauen des Soldaten, ja des ganzen Landes gehörte. —

Am 29. Mai wurde das Feuer der russischen Artillerie an der bessarabischen Front und in Wolhynien sehr lebhaft, und schon Tags darauf begann auch die Infanterie in den Kampf einzutreten. Auch während der beiden folgenden Tage dauerte die gegenseitige Fühlungnahme, teilweise sogar des Nachts, mit wachsender Heftigkeit fort; die Geschütztätigkeit schwoll sogar vielfach schon zum Trommelfeuer an. Am stärksten wurden die österreichisch-ungarischen Stellungen südlich Dubno (siehe Kartenskizze Seite 30 unten) an der Ikwa unter Feuer ge-

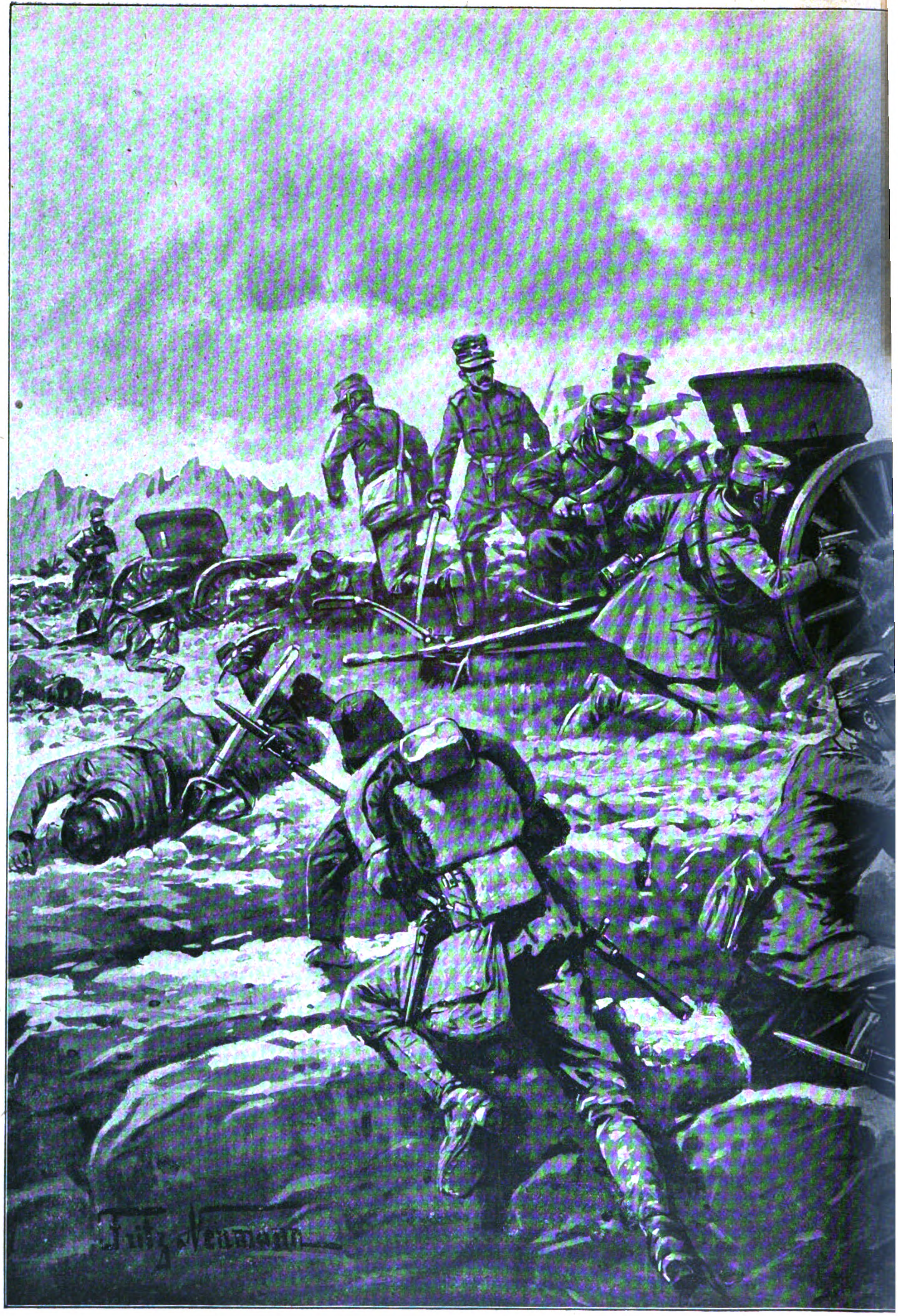
Phot. Wiener Photo-Zentrale.

Zufuhr von Kriegsmaterial auf steilen Gebirgstraßen mittels eigenartiger italienischer Karren mit Ochsenbespannung.

Phot. Wiener Photo-Zentrale.

Nach erfolgreicher Beschießung italienischer Stellungen in Südtirol werden die Minenwerfer wieder instand gesetzt.

Auf der Wacht in den Südtiroler Bergen. Phot. Wiener Photo-Zentrale.



Abteilungen des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr.

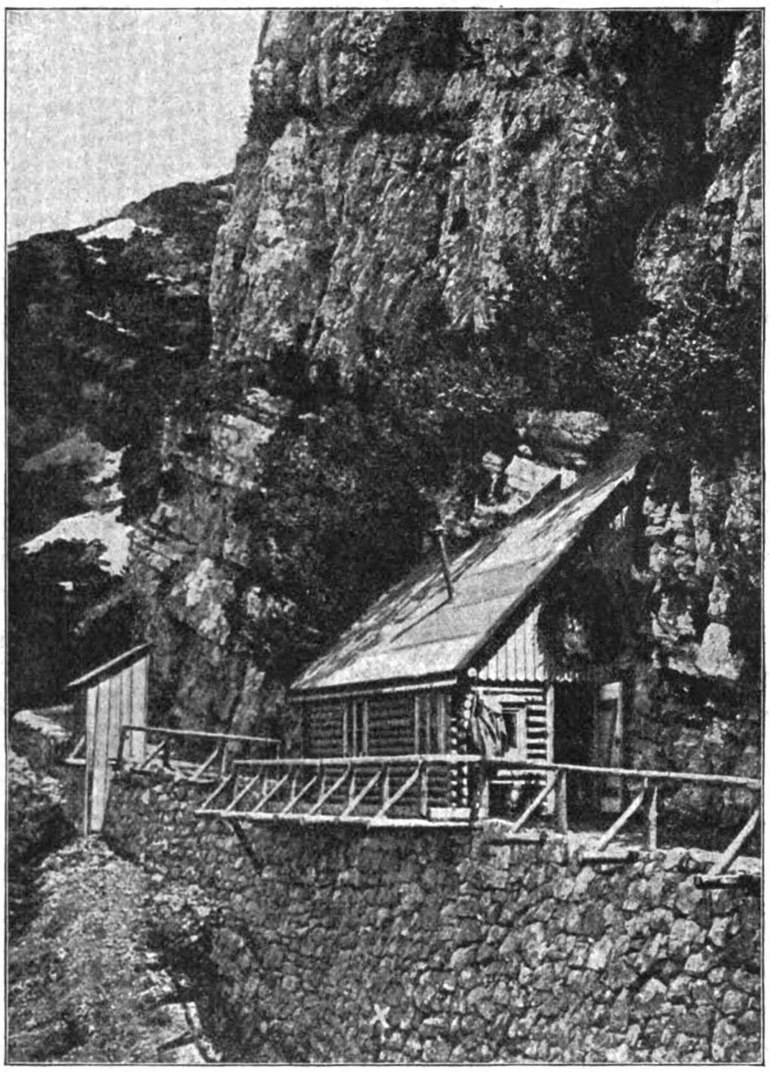
Nach einer Origina

nd des Grazer Infanterieregiments Nr. 27 erstürmen den Berg Meletta.
nung von Fritz Neumann.

nommen. Doch hielten sie dem russischen Druck zunächst noch unerschüttert stand.

Am 2. Juni brachten die Russen, während die Geschützkämpfe ihren Fortgang nahmen, stellenweise auch schon größere Infanterieabteilungen vor, die jedoch von den k. u. k. Truppen zurückgewiesen wurden. Am nächsten Tage dehnte sich das heftige Trommelfeuer auf die gesamte österreichisch-ungarische Front, das heißt auf eine Strecke von rund 450 Kilometern, aus; es erreichte seine größte Wucht am Dnjestr, an der unteren Strypa, nordwestlich Tarnopol und in Wolhynien, und unter diesen Abschnitten wieder bildete den Höhepunkt ein 25 Kilometer breites Frontstück der Armee des Generaloberſten Erzherzog Joseph Ferdinand bei Olyka. Am Dnjestr setzten die Russen auch einen Gasangriff an, der aber wirkungslos blieb.

Zu all diesen Vorbereitungen für den geplanten um-



Die Wohnbaracke des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph auf der Hochfläche von Vielgereuth.

fassenden Vorstoß trat auf russischer Seite noch das Bestreben, durch unwahre Berichte über die Ereignisse auf den übrigen Schauplätzen die Stimmung der Truppen zu heben. Zu diesem Zweck wurde ihnen die Seeschlacht am Skagerrak (siehe Seite 6 bis 12) im Licht einer vernichtenden Niederlage der deutschen Flotte dargestellt. — Die auf solche Weise angefeuerten Infanteriemassen brachen am 4. Juni auf der ganzen Front zwischen dem Pruth und dem Styrknie stürmend gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen vor. Es erwies sich, daß diese nach der furchtbaren Erschütterung durch das tagelange unerhört heftige Trommelfeuer der Russen dem Druck zum Teil nachgeben mußten. Am wildesten wurde bei Okna gekämpft. Nordwestlich Tarnopol gelangten die russischen Sturmtruppen an einzelnen Punkten vorübergehend schon in die österreichisch-ungarischen Gräben hinein; doch wurden sie in verwegenem Gegenangriff wieder hinausgeworfen. Westlich Tarnopol beiderseits Kozlow dagegen scheiterten die Angriffe bereits vor den Hindernissen, und die schweren russischen Vorstöße bei Nowo-Alekſiniec und nordwestlich Dubno brachen sogar schon im k. u. k. Geschützfeuer zusammen. Bei Sapanow und bei Olyka wurde auf beiden Seiten so hartnäckig gekämpft, daß dieser ganze erste Tag der Infanterieschlacht noch zu keinerlei Abschluß führte.

Noch hatten die Russen nirgends durchzudringen vermocht. Ihre tiefgegliederten Angriffskolonnen, die sich in unabsehbaren Wellen heranwälzten, waren fast an allen Punkten Reihe um Reihe niedergemäht worden, ehe sie überhaupt zum Nahkampf kamen. So mußten denn weitere Massenopfer gebracht werden. Doch auch auf österreichisch-ungarischer Seite waren die Verluste groß; allein an Gefangenen sollten es nach russischer Meldung 13 000 Mann sein.

Die Russen machten am 5. Juni gewaltige Anstrengungen, um den Erfolg des ersten Ansturms zu erweitern. Nördlich Okna war die Wirkung ihres Massenfeuers an diesem Tage geradezu überwältigend: die österreichisch-ungarischen Gräben wurden vollständig eingeebnet, die Drahtverhaue bis auf geringfügige Reste niedergelegt. Unter diesen Umständen mußten die k. u. k. Truppen nach schweren, wechselvollen Kämpfen aus ihrer zerschossenen ersten Stellung auf eine 5 Kilometer weiter südlich gelegene zweite Linie zurückgehen; sie ließen dabei 16 alte kleinkalibrige Geschütze, die sie vorher unbrauchbar gemacht hatten, in der Hand des Feindes. Schon am Abend gingen sie aber zu Gegenstößen vor und gewannen die Höhe Czrny Potok zurück.

Sehr erbittert wurde auch bei Jaslowiec gekämpft. Hier arbeiteten sich die Russen stellenweise zwar bis zum Handgemenge heran, wurden dann aber wieder zurückgeworfen (siehe das Bild Seite 29). Auch westlich Trembola, westlich und nordwestlich Tarnopol sowie bei Saponow ging es am 5. Juni hart her. Über kleinere örtliche Erfolge kamen die Russen jedoch trotz furchtbarer Verluste — vor der Front eines einzigen Bataillons wurden 350 Leichen gezählt — nirgends hinaus. Immerhin erhöhte sich die Zahl der von ihnen gemachten Gefangenen auf angeblich 25 000 Mann.

Der folgende Tag, der 6., brachte im Raume Mlynow—Olyka, der Übergangstelle der österreichisch-ungarischen Front von der Ikwa in die Putilowka, eine für die Russen günstige Entscheidung. Erzherzog Joseph Ferdinand mußte vor dem schweren Geschützfeuer und den anstürmenden Infanteriemassen des Gegners seine Truppen aus ihren völlig zerstörten Stellungen zurücknehmen und in eine neue Linie verlegen, die aber noch östlich des Styr verlief. Der Tagesbericht konnte feststellen, daß sich die Räumung ohne Behelligung seitens des Feindes vollzog. Daß bei dem Rückzug Material und Vorräte zurückgelassen wurden, war unvermeidlich.

Weniger glücklich waren die Russen an diesem Tage auf anderen Teilen der Front. So brachte an der oberen Ikwa bei Saponow der Wiener Landsturm ihren Angriff zum Stehen. Auch in Ostgalizien auf der Linie Wisniewczyki—Burkanow—Bieniawa—Kozlow—Cebrow konnten sie keinen Raum gewinnen, obwohl sie unter schweren Verlusten mit größter Zähigkeit siebenmal gegen die ihnen hier gegenüberstehende Armee Graf Bothmer (siehe Bild Seite 31 oben) anrannten. Ebensowenig Erfolg hatten sie im Raume der Olchowiecteiche bei Jaslowiec, sowie bei Okna. — Nach dem russischen Tagesbericht waren jedoch infolge der Teilniederlage der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand mit dem 6. Juni die österreichisch-ungarischen Verluste auf über 40 000 Mann, 900 Offiziere, 77 Geschütze, 49 Minenwerfer angewachsen. Der Zar richtete ein Danktelegramm an General Brussilow, obwohl dieser der Wahrheit so weit die Ehre gegeben hatte, daß er auf die großen Verluste hinwies, die auch das russische Heer erlitten hatte. Mehrere Regimenter hatten ihre sämtlichen Offiziere verloren, und sogar einige Generale waren gefallen.

Am 7. Juni fuhren die Russen fort, den Truppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand zuzusetzen, und es gelang ihnen sowohl, nach Kampf die Stadt Luck (siehe die Karten-

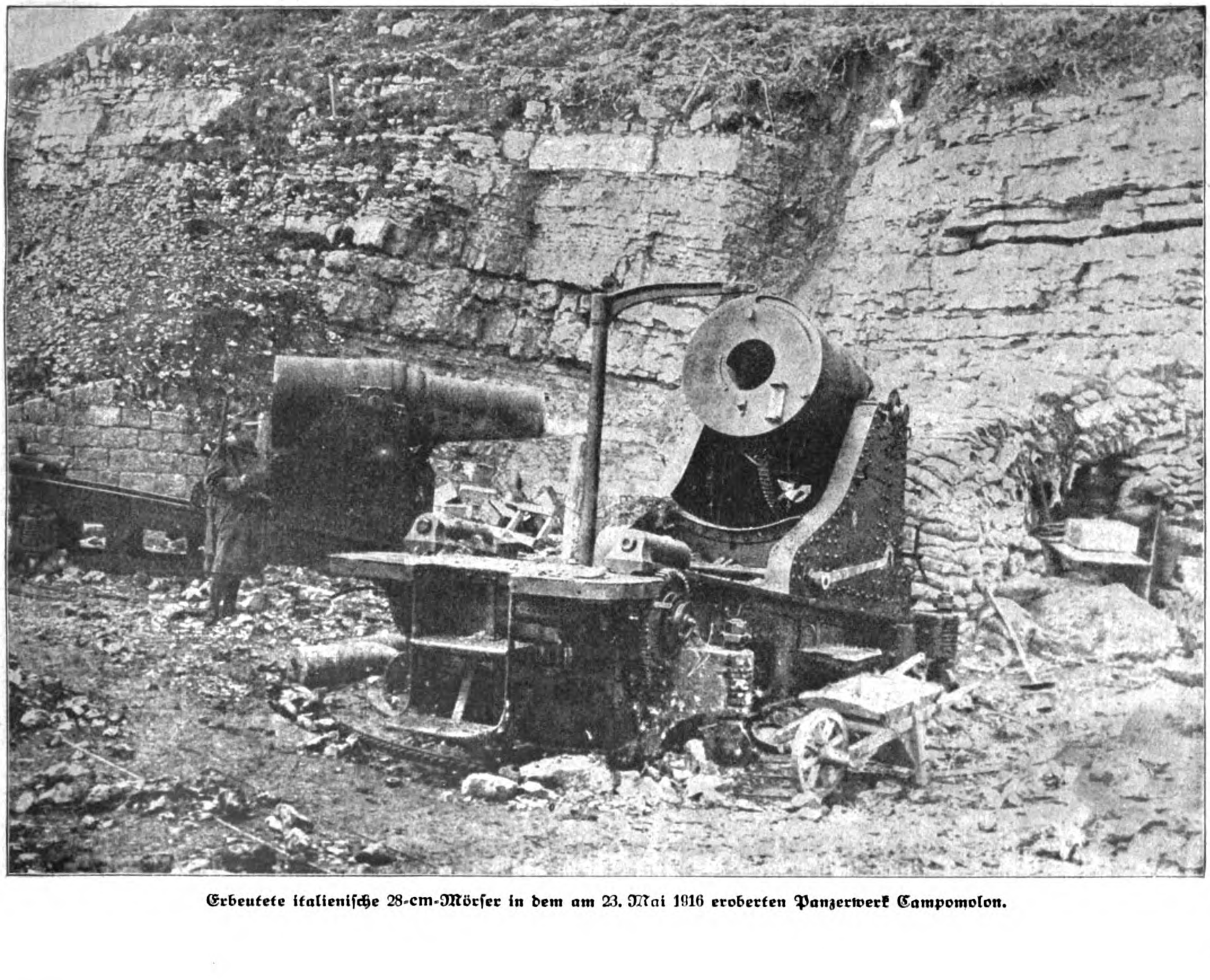
Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Gefangene Alpini aus den Kämpfen an der Front in Südtirol vor einem österreichisch-ungarischen Kommandogebäude.

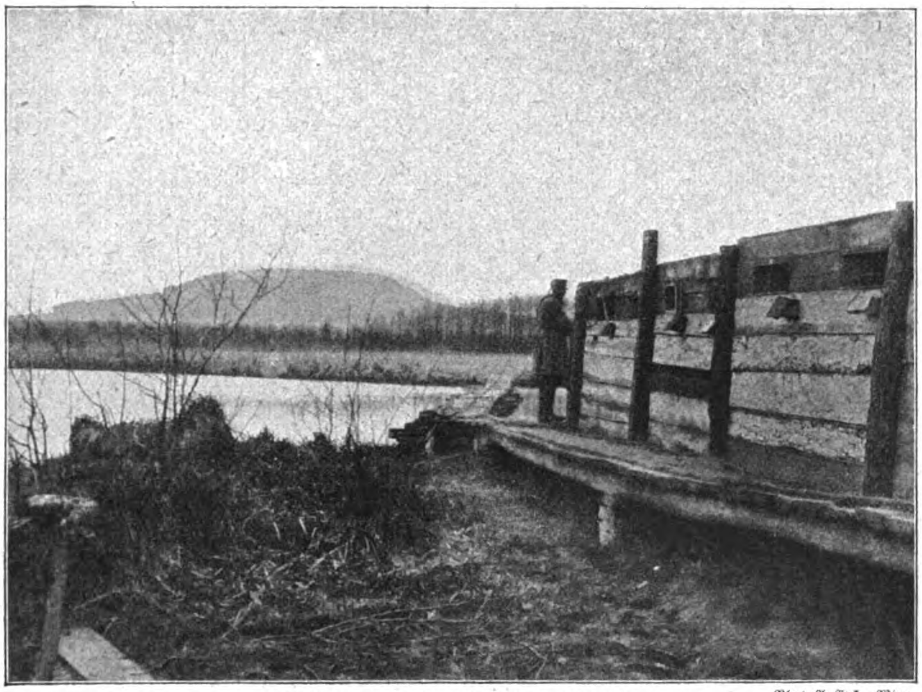
skizze Seite 30 unten) zu besetzen, wie auch ihren Angriff über den Styr vorzutragen; weitere 11 000 Mann wollten sie zu Gefangenen gemacht haben. Auch an diesem Tage war dies die einzige Stelle russischer Erfolge. In den übrigen Kampfabschnitten verloren sie selbst zahlreiche Gefangene, wie zum Beispiel in Bessarabien; hier befanden sich unter ihnen auch viele deutsche Kolonisten sowie bessarabische Rumänen, die nach ihren Aussagen geflissentlich in erster Reihe ins Feuer geschickt worden waren. Von ihnen hörte man auch, daß die österreichisch-ungarische Artillerie bei den Russen gewaltige Verheerungen angerichtet habe und daß, wenn auch vorerst immer noch neue Verstärkungen herangezogen würden, doch bereits mit einer Erschöpfung des Nachschubes zu rechnen sei.

Schon in den Kämpfen des folgenden Tages schien sich dies zu bewahrheiten, insofern die russischen Angriffe zwar keineswegs eingestellt wurden, wohl aber spürbar an Gewalt nachließen, so daß sie an allen Stellen abgeschlagen werden konnten, abgesehen von der Front des Erzherzogs Joseph Ferdinand. Hier gelang es den Russen, wenn auch unter unerhört schweren Verlusten, den Gegner über den Styr zurückzudrängen und westlich des Unterlaufes der Strypa auch den Zlozybach zu erreichen. — Die Gesamtzahl der bisher gemachten Gefangenen gaben sie mit 64 714 Mann und 1143 Offizieren an; auch Deutsche sollten sich unter den Gefangenen befinden, woraus der russische Bericht auf die Heranziehung deutscher Verstärkungen schloß, die die nunmehr 20 Kilometer zurückgedrängte Front des Erzherzogs Joseph Ferdinand zu stützen bestimmt seien.

Der 9. Juni brachte abermalige gewaltige Anstrengungen der Russen; so rannten sie zwischen Okna und Dobronoutz an einer Stelle fünf-, an einer anderen sogar achtmal an,



Erbeutete italienische 28-cm-Mörser in dem am 23. Mai 1916 eroberten Panzerwerk Campomolon.



Auf Posten in den wolhynischen Sümpfen. Phot. A. Apke, Wien.

wurden aber zu verlustreicher Umkehr gezwungen, wobei sich namentlich das schlesische Jägerbataillon Nr. 16 hervortat. Dasselbe Schicksal hatten die russischen Angriffe bei Tarnopol.

Als die Russen am 10. ihren nördlichen Flügel in Wolhynien in der Gegend von Kolki weiter vorzuschieben suchten und bereits mit drei Regimentern das linke Styrufer gewonnen hatten, traten ihnen die k. u. k. Truppen in umfassendem Angriff entgegen und warfen sie über den Styr zurück. — Die Armee Graf Bothmer vermochte sich gegen immer wiederholte weitere Vorstöße überlegener Feindesmassen mit zäher Kraft im wesentlichen in ihrem ursprünglichen Besitzstand zu erhalten, ja es gelang ihr, nordwestlich Tarnopol eine ihr vorübergehend entrissene Höhe zurückzugewinnen.

Schwer zu kämpfen hatte auch die in der Bukowina stehende Armee Pflanzer-Baltin (siehe Bild Seite 31 unten). Trotz aller Tapferkeit mußten ihre verhältnismäßig schwachen Kräfte vor feindlichen Massenangriffen am 10. und 11. Juni unter andauernden Nachhutkämpfen zurückgehen. An vielen Stellen der Rückzugsfront gelang es ihnen aber, die gefährdeten Geschütze und sonstiges Kriegsgerät mitzunehmen.

Der von der allgemeinen Rückwärtsbewegung an der Strypa ebenfalls ergriffene südliche Flügel der Armee Bothmer wandte sich gegen eine aus Buczacz gegen Nordwesten vorrückende russische Heeresgruppe in kraftvollem Gegenstoß und schlug sie zurück. — Nordwestlich Tarnopol blieben schwere Kämpfe im Gange, während die russischen Angriffe an der Ikwa und in Wolhynien abflauten und der Gegner westlich Kolki mit neuen Versuchen, den Styr zu überwinden, scheiterte.

Nach dem 11. Juni, dem achten Tage seit dem Einsetzen der russischen Infanterieangriffe, trat ein völliger Stillstand in der Vorwärtsbewegung des Feindes ein. Offenbar mußten erst wieder neue Reserven und Geschütze herangezogen werden, wenn die Angriffe von neuem aufgenommen werden sollten. Die russischen Verluste mußten gewaltig sein, wie mittelbar daraus zu schließen war, daß sie selbst im ganzen 106 000 Gefangene gemacht haben wollten. Auch wenn man diese Ziffer als übertrieben annimmt, war die österreichisch-ungarische Einbuße an Gefangenen jedenfalls sehr groß; es liegt aber auf der Hand, daß die Russen diesen Erfolg nur mit ganz unverhältnismäßigen eigenen Opfern erkauft haben konnten. — Auch von den Österreichern und Ungarn wurde die eingetretene Pause zur Verstärkung ihrer Front benutzt.

Was die Russen erreicht hatten, war vor allem die Zurückdrängung des Gegners etwas nördlich der Mitte ihrer eigenen Angriffsfront um annähernd 50 Kilometer. Der westlichste von russischer Kavallerie erreichte Punkt war die Gegend von Terczyn westlich Luck. Das Westufer des Styr gehört den Russen nur im Raum von Luck. Weiter nördlich hatten sie den Übergang nicht erzwingen können. Im Raume der Ikwa behaupteten sich die Österreicher und Ungarn in nächster Nähe ihrer alten Stellung westlich Dubno. — Das Westufer der Strypa wurde von der Armee Graf Bothmer in voller Ausdehnung gehalten. In der Bukowina hatte Pflanzer-Baltin nur etwa das Gelände zwischen Pruth und Dnjestr geräumt, den Pruth selbst dagegen vollständig in der Hand behalten. Russische Kavallerie fühlte sich allerdings schon bis Sadagora, Snyatien und Horodenka, also bis dicht an die neuen österreichisch-ungarischen Linien vor. Sadagora bezeichnete der russische Bericht irreführend als „Vorstadt" von Czernowitz, obwohl es über 5 Kilometer nördlich von letzterem liegt.

Mit alle dem war aber — und das war das Entscheidende — nicht erreicht worden, daß die Mittelmächte in ihrem Vorgehen bei Verdun und an der Grenze zwischen Tirol und Italien irgendwie gehindert worden wären. An beiden Fronten nahmen die Unternehmungen ungehinderten Fortgang, und zugleich konnten für die Fortsetzung der Kämpfe im Südosten umfassende Vorbereitungen getroffen werden. —

Neben diesen gewaltigen und einschneidenden Kämpfen traten die Fliegerunternehmungen sehr zurück, wenngleich auch auf diesem Gebiet einzelne Ereignisse zu verzeichnen sind, wie bei Slonin am 27. Mai, bei Luck am 4. Juni, in Bessarabien am 7. Juni. —

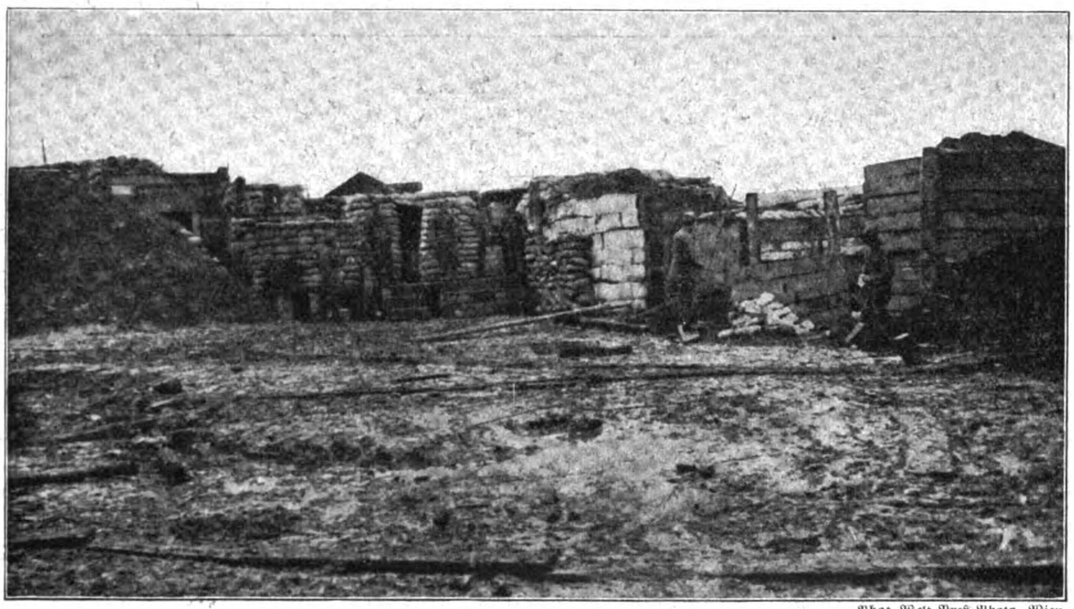
Die Kämpfe an der russischen Front

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Blick auf österreichisch-ungarische Stellungen in Wolhynien.

Abweisung eines nach starker Artillerievorbereitung erfolgten russischen Massenangriffs im Handgemenge bei Jaslowiec an der unteren Strypa.

Nach einer Originalzeichnung von Max Barascudts.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Verschanzte österreichisch-ungarische Stellung an der bessarabischen Front.

bei Pulkarn südöstlich **Riga, Kekkau,** Schtaschara. **Einen** größeren **Erfolg hatten** die Deutschen **in der Nacht** zum 1. Juni **in der Gegend von Smorgon,** wo die beiderseitigen Stellungen, durch das Tal der Mysse getrennt, etwa einen Kilometer auseinanderlagen. Die dazwischen befindlichen Reste des ehemals stattlichen Gutes Tyntschin hatten sich die Russen ausersehen, um auf sie gestützt ihre Stellungen vorzuschieben. Die Deutschen hatten aber die feindliche Absicht erkundet und wußten sie zu vereiteln. Die stehen gebliebenen Baulichkeiten wurden überraschend mit Granatfeuer belegt; dann brach die Infanterie vor und überwältigte die Russen, die schon begonnen hatten, das Gut zur Festung auszubauen. — Auch die beiderseitigen Flieger betätigten sich vielfach, zum Beispiel bei Smorgon (19. Mai), am Driswjatysee (1. Juni). (Fortsetzung folgt.)

im Nordosten gegen die deutschen Kräfte waren während der Berichtszeit von verhältnismäßig geringer Bedeutung gewesen. Meist handelte es sich nur um kleinere örtliche Unternehmungen, unter anderem in der zweiten Maihälfte

Illustrierte Kriegsberichte.

Friedensgefahren.

Von Richard Graf Du Moulin Eckart.

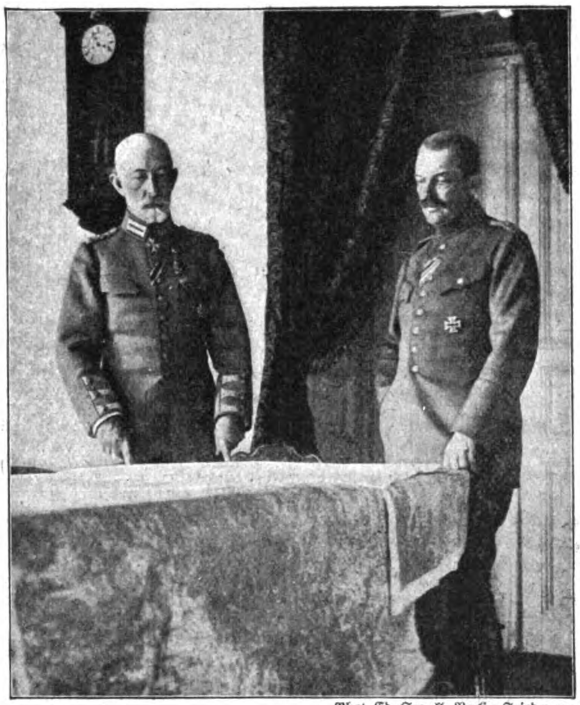
Zieht man die Summe aus dem Leben der Völker, so ergibt sich das Mehr durch die volle Anspannung der Kräfte und entscheidende Durchführung der kriegerischen Aufgaben, die keinem auf die Dauer erspart bleiben, aber auch durch die bestandenen Versuchungen und nicht zuletzt durch die glücklich vermiedenen Gefahren, die mehr als einmal den Sieger in letzter Stunde um die Frucht höchster Anstrengungen und stolzester Erfolge gebracht haben. Zu diesen Gefahren zählt in erster Linie die Überweisung der Friedensverhandlungen vor den Gerichtshof der Mächte, der stets nach dem Verhältnis der Staaten zu- und gegeneinander sein Urteil fällt und die durch die kriegerische Entscheidung geschaffene Lage verschiebt.

Wenn man Bismarcks gewaltiges Lebenswerk betrachtet, so zeigt sich, daß sich auch für ihn gerade nach den glänzendsten Erfolgen der preußischen und deutschen Armeen der politische Himmel verdüsterte und die Gesamtstellung seines Staates sich verwickelte, weil naturgemäß ein Sieg, der des Gegners Nacken bis zum Boden beugt, den Neid der Mißgünstigen und selbst die Sorge der Unbeteiligten weckt, der Sieger möchte allzusehr erstarken und dadurch allen gefährlich werden. So hat er gerade im Kriegslager Wachsamkeit und Tätigkeit verdoppeln müssen, um die Einmischung der übrigen Mächte hintanzuhalten und sich freie Hand für das Friedensgeschäft zu bewahren. Er hatte freilich die Augen immer offen und übersah von seiner hohen Warte aus in jedem Augenblick die Welt. Rasch griff er dann, wenn die rechte Stunde gekommen war, mit sicherer Faust zu, um die Ernte vor dem Ausbruch des Gewitters in sicherer Scheuer zu bergen und dadurch Gefahren vorzubeugen, die, schlimmer als Hagelschauer und zündender Wetterschlag, statt des Sieges und seiner Frucht neuen Kampf gegen die Übermacht und vielleicht vernichtende Niederlagen gebracht hätten. Nichts glänzender als während des schleswig-holsteinischen Krieges sein Wettspiel mit der Londoner Konferenz, die er doch mit ihren eigenen Fesseln gebunden hatte und deren Widerspruch schließlich vor den frischen Lorbeeren von Düppel und Alsen verstummen mußte. Damals hat er den Kongreß — und ein solcher war die Londoner Konferenz — nicht verhindern können, wie so oft sonst in seiner langen politischen Tätigkeit, zumal dem Kaiser Napoleon III. gegenüber, der im vollen Sinn des Wortes Kongreßfanatiker war, seitdem es ihm gelungen, die Mächte nach dem Krimkrieg in Paris zu einem Friedens- und Schiedsgericht zu vereinen. Es gab fast keine europäische Frage, von der polnischen bis zur deutschen, die er nicht durch dieses Mittel zu seinem Vorteil zu lenken versucht hätte, um dadurch sein Übergewicht zu erhöhen und seinen Thron zu festigen.

Das Mittel war freilich nicht neu, wenn es auch von seinem großen Oheim, als dessen Schüler er sich doch in seinem Innersten stets fühlte, bis zu einem gewissen Grade

Das wolhynische Festungsdreieck Luck—Dubno—Rowno.

ausgeschaltet war, jedenfalls seines früheren Charakters entkleidet, den es, zumal im Zeitalter Ludwigs XIV., erhalten hatte. Denn als Napoleon I. nach dem Frieden von Campo Formio im Jahre 1797 den Rastatter Kongreß ins Leben rief, der übrigens auf Österreich und Preußen und die übrigen deutschen Staaten beschränkt war, geschah es, um unter französischer Führung dem alten Deutschland ein schmähliches Ende zu bereiten. Er beschränkte sich freilich auf die Vorbereitung dieser Tragikomödie, die Leitung überließ er seiner Regierung.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

General der Infanterie Felix Graf Bothmer, der hochverdiente Führer der deutschen Südarmee und erfolgreiche Verteidiger der Strypafront gegen die große russische Offensive im Juni 1916.

Rechts sein Generalstabschef Oberstleutnant Hemmer.

Und sein zweiter Kongreß, die glänzende Tagung von Erfurt, wo sein Lieblingsschauspieler Talma „vor einem Parkett von Königen" spielte, wo er den Herrn aller Reußen noch einmal an seine Politik zu fesseln wußte, zeigte ihn zwar auf der Höhe seiner Macht, ließ aber doch in geheimen Verhandlungen, die von seinem eigenen Minister, dem Fürsten Talleyrand, geführt wurden, seinen Sturz ahnen. Sonst aber mied er dieses Mittel der alten Schule, das zu seinem Grundsatz des Imperialismus nicht passen mochte. Und sein Neffe hat gerade durch allzuhäufige Kongreßvorschläge die Schwäche seiner Stellung verraten. Denn er wollte tonangebend sein in Europa, und um diese Scheinstellung zu gewinnen, gefährdete er sich selbst mehr, als er ahnte.

Ganz anders Bismarck, der in seinen politischen Anschauungen der echte Sohn des achtzehnten Jahrhunderts war und alle Fragen vom Standpunkt der europäischen Politik aus zu betrachten gelernt hatte. Er hatte denn auch seine Haupterfolge der Einsicht zu danken, daß kein Staat inmitten der Mächte ein Sonderleben zu führen vermöge, daß er in jedem Augenblick, mochte er sich in aufsteigender oder absteigender Linie bewegen, in Wechselwirkung stehen bleibe mit den übrigen und stets der europäischen Zugluft ausgesetzt sei. Selbst der kleinste Erfolg des einzelnen müsse in die Reihen der anderen Staaten Bewegung bringen. Aber gerade darum wußte Bismarck auch, daß es keine größere Gefahr gebe für einen Staat, als sein Wohl dem Kongreß dieser Staaten anzuvertrauen. So hat er nur zweimal selbst zu diesem Mittel gegriffen, beim Berliner Kongreß und bei der Kongokonferenz. Bei dem ersteren konnte er ruhig die Leitung übernehmen, weil Deutschlands Interessen nicht weiter in Frage kamen und weil er dadurch die Möglichkeit gewann, auf dem Balkan reinen Tisch zu schaffen, die Zündschnur abzuschneiden, die Tag und Nacht eine Gefahr für den europäischen Frieden gebildet hatte. Sonst aber hielt er an der Lehre fest, ein Kongreß bedeute für den Starken, der allein am mächtigsten sei, eine Gefahr.

Sobald es den Mächten gelingt, den sogenannten Störer des europäischen Gleichgewichts zu bewegen, seine eigensten Angelegenheiten dem Urteil Europas zu unterbreiten, sieht er sich einer diplomatischen und in zweiter Linie auch einer militärischen Übermacht gegenüber, gegen die ihm weder der beste Staatsmann noch das beste Schwert etwas nützt. Heine hat von Napoleons I. Ende das Wort gebraucht: „Viele Hunde sind des Hasen Tod." Das klingt leichtfertig. Aber es paßt, auf den Kongreßgedanken angewendet. Hier entscheiden die Stimmen und nicht die Schwerter. Hier vermag auch die Maus dem Löwen einen Possen zu spielen. Und er muß froh sein, wenn er sich mit heilen Klauen und selbst heiler Haut den an sich so selbstlos scheinenden Bemühungen dieser Auserlesenen zu entziehen vermag. Und selbst wenn es ihm gelingt, sich glimpflich aus der Sache zu ziehen: noch kein Kongreß hat eine wirkliche Grundlage für einen dauernden Frieden geschaffen. Stets enthielten die Abmachungen Vorbehalte und Hinterpförtchen für jeden, der sich den beschworenen Verträgen entwinden wollte, stets waren zwischen die Friedenssaat von geschickten Händen die Körner neuer, schlimmer Zwietracht gestreut worden.

Das deutsche Elend begann mit dem Westfälischen Frieden. Von 1645 bis 1648 hatten die Gesandten in Münster und Osnabrück getagt, um jenen unseligen Frieden zustande zu bringen, in dem dem Ausland gegenüber doch nur das arme Deutschland die Zeche bezahlte, das durch dreißig Jahre der Schauplatz des Krieges gewesen war.

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

General der Kavallerie Karl Freiherr v. Pflanzer-Baltin (Mitte), Kommandant der österreichisch-ungarischen Truppen in der Bukowina.

Links ein höherer deutscher Offizier.

Gewiß, eine hohe Schule der Diplomatie waren diese Kongresse! Glänzende Schauspiele boten sie dar! Fest reihte sich an Fest, während die Völker unter der Kriegsnot seufzten, die durch die erhabenen Zusammenkünfte und endlosen Sitzungen nur verlängert wurde. Und das Ergebnis war oft genug schlimmer als der Krieg selber. Nichts ist belehrender als der Einblick in jene drei Friedenskongresse von Utrecht, Rastatt und Baden, die den Kampf um das spanische Erbe beendigten. Den Löwenanteil trug England davon, und das besiegte und tief gedemütigte Frankreich wußte sich doch die spanische Krone und die deutsche Beute zu sichern. Und noch bezeichnender ist die Entwicklung, die nach der Niederwerfung Napo-

leons die Frage der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongreß nahm, an dessen „glänzenden" Verlauf die Feinde der Mittelmächte wohl schon denken, wenn sie von einem etwaigen Friedenskongreß zu sprechen die Gnade haben. Denn dort gelang es dem glänzendsten Diplomaten der alten Schule, dem Fürsten Talleyrand, seinem besiegten Staate eine geradezu maßgebende Rolle im Rate der Mächte zu sichern, allen früheren Abmachungen zum Trotz! Und die Folge war, daß derjenige Staat, der für die Befreiung Europas von dem Joche Napoleons das meiste getan hatte, Preußen, Enttäuschung über Enttäuschung erleben mußte.

Die Aussichten eines solchen Kongresses sind zu mannigfaltige. Zuviel hängt dabei ab von dem Stimmenverhältnis und nicht zuletzt von den Persönlichkeiten. Für England gäbe es in der Tat kaum ein besseres Mittel, den Vierverband, der schon so manchen tiefen, bis ins Innere gehenden Riß zeigt, auf unbestimmte Zeit zu verlängern und damit die Mittelmächte in eine Lage zu bringen, die schlimmer wäre, als wenn sie besiegt und überwältigt worden wären. Denn auf diesem Kongreß würden die Mächte und die kleinen Staaten und Gefolgsleute des Vierverbandes, die niedergeworfen wurden, eine Rolle spielen und ihre Stimme würde die gleiche Geltung haben, als wenn sie überhaupt nicht besiegt wären. Dazu käme dann noch das wohlgesinnte Amerika, das aus tausend Gründen nach der großen Rolle als Weltschiedsrichter verlangt. Alle würden stark werden wie der Riese durch die Berührung der Mutter Erde, und Deutschland und seine Verbündeten wären trotz all der Siege, die sie erfochten, trotz der feindlichen Gebiete, die sie besetzt haben, in die Minderheit gedrängt. Und die letzten Dinge würden schlimmer sein als die ersten! Dort würde England thronen als die Weltbeherrscherin! Es würde alles, wonach die Welt verlangt, wie die Freiheit der Meere, „dahingestellt sein lassen"; es würde sein Zepter schwingen nicht bloß über Asien, sondern auch über Europa, und der Vierverband wäre nur die Stufe zur vollendeten Gewaltherrschaft. Doch der Sieg eint die Bundesgenossen fester und verengert das Band, das im Feuer gehärtet worden ist und sich erprobt hat; die Niederlage aber bringt Zwietracht in den festesten Bund und macht die heiligsten Verträge hinfällig. Das Schwert, das schon so Großes und Gewaltiges vollbracht hat, wird auch dieses heilvolle Werk vollenden und damit der heutigen Gefolgschaft Englands selbst den größten Dienst erweisen.

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Maschinengewehrkompanie zieht im Vormarsch auf Libau durch das Stranddorf Skatre.

Die Erstürmung von Notre Dame de Loretto.

Vier Monate lang tobte ein heißer, immer wieder erneuter Kampf um die französischen und englischen Stellungen, bis es den deutschen Truppen gelang, dem Feind nach tagelangem, verzweifeltem Handgemenge die wichtigen Stützpunkte bei der Kapelle der Mutter Gottes von Loretto auf dem Hügel von Ablain-Saint-Nazaire zu entreißen. Es war keine leichte Aufgabe, die kahle, vorspringende Bergkuppe, deren Gipfel das längst in rauchende Trümmer verwandelte Kirchlein krönt, zu stürmen und mancher kühne Angriff der Deutschen wurde zurückgeschlagen. Die Engländer hatten ihre Stellungen durch Schützengräben, Drahtverhaue, Wolfsgruben und Flatterminen derart befestigt, daß sie einen erfolgreichen Angriff offenbar für ausgeschlossen erachteten und sich in ihren Gräben vollkommen sicher fühlten. Als man indes auf deutscher Seite Kenntnis von der englischen Sorglosigkeit erhalten hatte, bereitete man in aller Stille einen Sturmangriff vor, um den Feind urplötzlich zu überraschen und in seiner ersten Verwirrung und Bestürzung mit dem Bajonett aus seinen Stellungen zu werfen. „Alles war ruhig, und die Truppen hatten in ihren Erdhöhlen Zuflucht gefunden," so erzählt ein englischer Augenzeuge, der den Kämpfen um Notre Dame de Loretto beiwohnte, „da verdunkelten plötzlich dichte Rauchwolken den Himmel. Im selben Augenblick brach eine Reihe heftiger Explosionen aus, und die Erde bebte, als habe mit einem Male sich ein Vulkan wenige Schritte von uns entfernt geöffnet. Erde, Steine, Holzstücke wurden nach allen Seiten geschleudert und hagelten auf ungeheure Entfernungen nieder. Die Deutschen hatten in der Nähe unsrer ersten Laufgrabenlinie Minen gelegt und tiefe Stollen in die Erde getrieben, durch die sie bis nahe an

Vormarsch an der kurländischen Küste.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Karl Storch.

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Deutsche Soldaten in Stellung an der Ostsee zur Verteidigung der Küste Kurlands.

unsere Linien herangekommen waren. Als sich der Rauch verzogen hatte, sahen wir, daß große Breschen in unsere Drahtsperre gerissen waren." Die dicken Rauchschwaden, die vom Wind über die englischen Gräben getrieben wurden, verhüllten dem Feind den Ausblick, so daß die deutschen Truppen, diesen Umstand benutzend, mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm aus ihren Stellungen vorbrachen. „Kaum war die Explosion verhallt," berichtet der englische Augenzeuge weiter, „als die deutsche Infanterie, die nur auf das Angriffzeichen gewartet hatte, bereits auf der Höhe unserer Laufgräben erschien. Die Deutschen stürzten in Massen aus ihren ersten Quergräben hervor, gegen die Stollen, die die Grenze unserer ersten Linien bildeten. Die Leute stürmten vorwärts und erreichten unter einem Hagel von französischen Kugeln die Stollen, wo sie Schutz fanden. Inzwischen wichen unsere Truppen durch die engen Verbindungsgänge auf die zweite Linie der Laufgräben zurück." Aber mit Bajonett und Kolben brachen sich unsere Feldgrauen Bahn und drangen Schritt für Schritt vor, bis sie auch in der zweiten Linie Fuß faßten. „Es war ein kurzes, aber furchtbares Handgemenge, das die in unsere Verteidigungslinie gerissenen Breschen in ein Schlachthaus verwandelte. Das ganze Drama dauerte jedoch nur einige Minuten. Die Deutschen gaben sich nicht einmal die Mühe, die Stollen erst zu befestigen, und verfolgten die Engländer in die engen Gänge. Wieder kam es zum Handgemenge, die Kugeln flogen nach allen Richtungen, da warfen sich plötzlich die Deutschen zur Erde, und zwei Maschinengewehre, die hinter ihnen verborgen waren, erschienen auf der Bildfläche, die durch ihr heftiges Feuern nun auch die Franzosen zur Aufgabe der zweiten Verteidigungslinie zwangen. Zoll für Zoll wurde in den engen Gräben gerungen. Die französische Artillerie konnte nicht eingreifen, da sie sonst ebenso die Franzosen wie die Deutschen niedergemacht hätte."

Die beiden Maschinengewehre, die die Reihen der Feinde lichteten, entschieden den Angriff zu Gunsten der Deutschen, denn weder Engländer noch Franzosen konnten sich länger in ihren Stellungen halten und mußten sich, wenn sie nicht bis zum letzten Mann aufgerieben werden wollten, unter Zurücklassung großer Mengen von Proviant, Waffen und Munition in den am Ostabhang des Berges gelegenen Wald flüchten, aus dem sie am anderen Morgen durch das mörderische Feuer der Deutschen, die sich während der Nacht in den verlassenen englischen Stellungen eingerichtet hatten, ebenfalls unter schweren Verlusten vertrieben wurden. So endeten die Kämpfe um die strategisch wichtige Lorettohöhe, die die Straßen nach Arras und Armentières—Béthune beherrscht, mit einem glänzenden Erfolg der tapferen Truppen, der um so höher einzuschätzen war, als am selben Tage, da der Feind bei Notre Dame de Loretto zurückgeworfen wurde, die Engländer zur Aufgabe ihrer Höhenstellungen bei St. Eloi, südlich von Ypern, gezwungen wurden. So bemächtigten sich die tapferen deutschen Truppen zweier starker Stützpunkte, die nicht nur eine wirkungsvolle Abwehr französisch-englischer Durchbruchsversuche gestatteten, sondern auch eine energische Offensive auf dem flandrischen Kriegschauplatze ermöglichten.

Die Eroberung Kurlands.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

(Hierzu die Bilder Seite 32—37.)

Es war den russischen Machthabern in Kurland gar nicht wohl, als der Krieg ausbrach. Sie wußten, sie saßen auf einem für sie trotz der über hundertjährigen Herrschaft des Zarismus fremden Lande. Mit alter echt deutscher Zähigkeit hatte das kleine Häuflein der Eroberer durch die Jahrzehnte sein deutsches Wesen und seine deutsche Kultur bewahrt und gerettet, hatte sich vom Eindringen des Russentums und Lettentums streng abgeschlossen, um die Rassenreinheit zu bewahren. Die baltischen Barone wollten Herrscher ihres Landes sein und bleiben, die baltischen Bürger wollten ihre deutsche Kultur halten und rein bewahren. Adel und Bürgertum, gar oft in allem Streit der Jahre feindlich und gespalten, verschmolzen immer mehr zu einer einheitlichen Kampfgemeinschaft, in der die Schicht der höher Gebildeten führend war; immer mehr, je deutlicher der Zarismus sein Bestreben zeigte, durch das Baltenland

Russischer Gefangener bringt erbeutete Gewehre zur Sammelstelle.

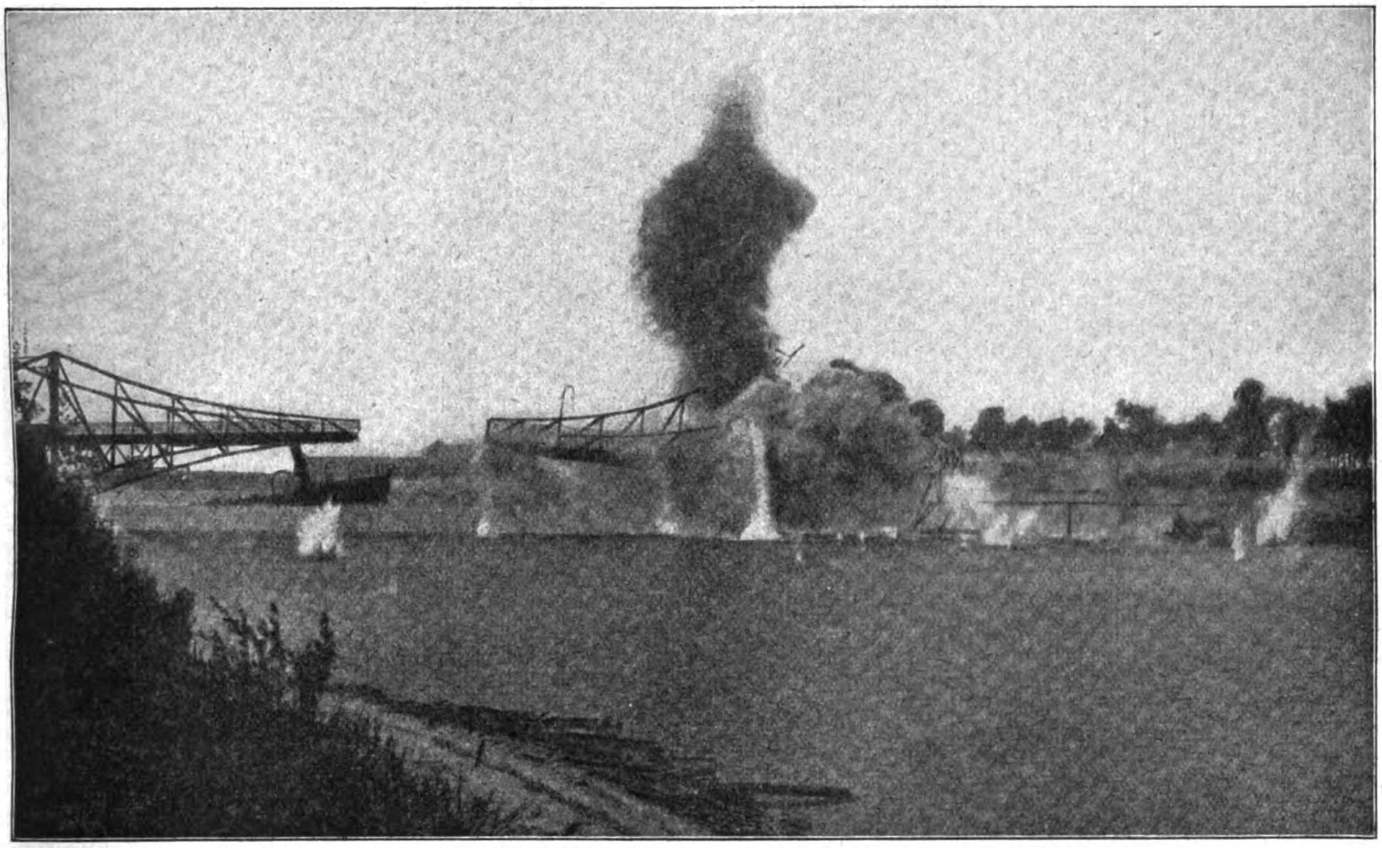
seine rein russischen Bauern in Ansiedlungen bis zur deutschen Grenze als militärisch-wirtschaftlichen Wall vorzuschieben. Aus dem echten Gefühle der Treue für Zar und Rußland wuchs allmählich der deutsche Trotz, und als die lettische Revolution ihnen die Augen öffnete, auch der Widerstand gegen die heutigen Machthaber Rußlands, die die heiligen Übernahmeverträge mit ihren Klauseln zur Wahrung der baltischen politischen und Glaubens-Rechte ebenso brachen, wie der heutige Zar sein Ehrenwort gegenüber dem Deutschen Kaiser. Aus treuen und ehrlichen Untertanen wurden innerlich entfremdete, mit dem Herzen nach Deutschland sich sehnende „Fremdvölker".

Die russischen Machthaber fühlten die Schwäche ihrer Stellung. Nur Soldaten, Polizeileute und wenige Beamte bildeten die dünne russische Schicht in Kurland, und die witterte überall Verrat und sah überall Gespenster. Als in den ersten Tagen des Krieges die schneidige „Augsburg" den Hafen Libaus beschoß (siehe Band I Seite 36 und 38), da kam freilich diese erste kriegerische Seetat dem Kommandanten des Hafens nicht eben ungelegen. Es gab da manches zu vertuschen, wozu man die deutsche Beschießung recht gut brauchen konnte. Der Hafen ist ja mit ungezählten Millionen Rubeln erbaut worden, nur um im Jahre 1908 nach der entscheidenden Niederlage der russischen Flotte im japanischen Kriege mit einem Federstriche wieder aufgegeben zu werden. Gar manche Million haben untreue Beamte und Offiziere am Hafenbau verdient. Zu Kriegsbeginn lag das weite Gelände mit all seinen Werften, Maschinenhallen, Bootsfabriken, Elektrizitätswerken, Kasernen für über 10000 Mann, Steinmolen und Ankerplätzen still und verlassen, die Prachtkathedrale, die Nikolaus II. selbst eingeweiht hatte, war ebenso einsam und grabesruhig wie das Kasino für die Marineoffiziere. Aber es gab doch noch Reparaturwerkstätten, und eine Verwaltung für die Unterhaltung des Geschaffenen, und es traf sich recht gut, daß die „Augsburg" „zufällig" das Verwaltungsgebäude mit allen Büchern und Belegen in Brand schoß. Ganz zufällig natürlich, auch wenn es die russischen Behörden dem Kommandanten gar nicht glaubten und daran festhielten, daß er es bei der Gelegenheit in Brand gesteckt habe und ihn dafür mit 15 Jährchen Freiheitsentziehung bestraften.

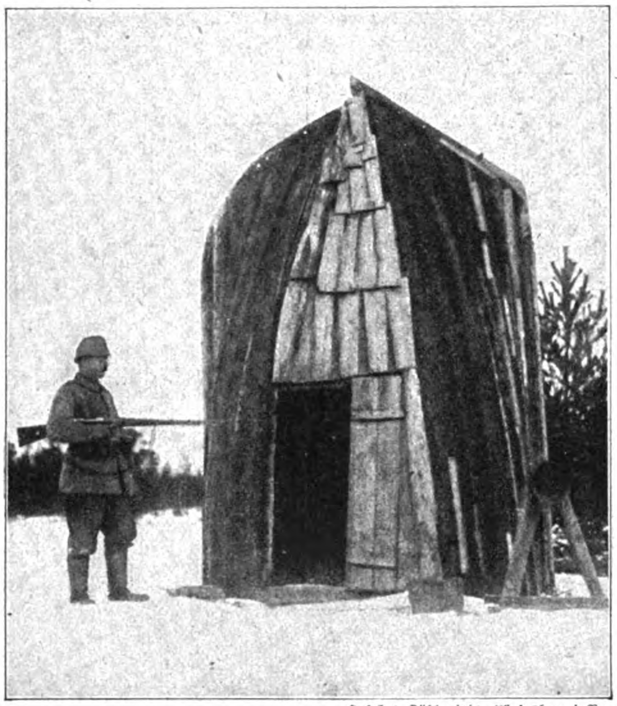
War es in Libau nicht nur Angst, sondern auch berechnete Diebesklugheit, so war es in dem zweiten Großhandelshafen Kurlands, in Windau, wirklich nur Angst. Der dortige Kommandant roch das Pulver schon, als ihm eben der Draht die Kriegserklärung übermittelte. Er ließ sofort vier mit Butter und Flachs beladene Schiffe in der Hafeneinfahrt versenken und half bei den Zwischenräumen noch durch mit Steinen beladene Dampferchen und Segler nach, als der Eisgang seine Sperre etwas verschoben hatte. Er vernichtete durch eine gründliche Sprengung der Holzmolen des Hafens und des Windauflusses, sowie durch Brückensprengungen (siehe untenstehendes Bild) zwar auch das gesamte Wirtschaftsleben seines Hafens und Bezirkes, aber das war ihm höchst gleichgültig. Und doch kam ja überhaupt zu jener Zeit der ersten Kriegsmonate noch gar kein Feind nach Kurland!

Erst als von Kurland aus der schändliche Raubzug russischer Reichswehren unternommen wurde, der in Memel sich so echt russisch austobte, wurde Kurlands Boden von den deutschen Truppen betreten und folgte der erste Stoß gegen Libau, der so überraschend für die Russen kam und mit so viel Schneid von Heer und Flotte gemeinsam durchgeführt wurde, daß er auf Anhieb gelang. Die Flotte fuhr damals zwischen Memel und Libau auf und schoß die Russen aus ihren Küstenstützpunkten bis Polangen heraus. Landtruppen zogen die schöne große Straße über das kurisch-russische Badestädtchen Polangen nach Libau heran (siehe Bild Seite 32). Alsbald legte sich die Flotte in großem Halbkreis um Libau herum und beschoß wirkungsvoll den Hafen, das heißt nur die militärischen Anlagen und die noch aus älterer Zeit stammenden Forts. Eine Erwiderung des Feuers fand kaum statt, die Russen hatten sich darauf beschränkt, den Hafeneingang durch Minen zu sperren, aber auch durch diese Minensperre kamen die deutschen Seestreitkräfte; von der Landseite drangen nach kurzem, wenig blutigem Gefechte während des Seekampfes Radfahr- und Maschinengewehrtruppen in die Stadt ein, und von diesen ersten Maitagen 1915 an war und blieb Libau deutsch (siehe auch die Bilder Band II Seite 402 und 403). Die großen Vorräte, die man in der Stadt fand, wurden deutschen Zwecken nutzbar gemacht, die großen Leder- und Eisenfabriken arbeiteten für deutsche Besteller, der schöne Kriegshafen wurde instand gesetzt und entwickelte sich unter deutscher Verwaltung alsbald zum größten Stützpunkt der deutschen Flotte an der Ostsee. Die Truppen drangen noch etwas über Libau hinaus vor und nahmen Sicherungstellungen hinter dem kleinen Städtchen Hasenpoth.

Noch blieb Goldingen, das liebe kleine, traute deutsche



Sprengung einer Brücke bei Libau durch die Russen. Nach einer in Libau aufgefundenen Originalaufnahme.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Ein aus zwei zusammengesetzten Fischerkähnen errichtetes Postenhäuschen am Strande in Kurland.

Städtchen an der Windau, in den Händen der Russen, die natürlich alsbald von Verrat zu sprechen anfingen und die Juden bezichtigten, den Deutschen Libau in die Hände gespielt zu haben. Es erfolgte die überaus scheußliche und von Roheiten und Widerwärtigkeiten bis zum Überdruß erfüllte Austreibung der Juden, einer in Kurland angesehenen und wirtschaftlich notwendigen Mittelschicht aus dem „Gottesländchen", eine Vertreibung, die von den alles Deutsche und zum Deutschen Neigende hassenden Letten mit Begeisterung aufgenommen wurde und nur als Vorläufer auch zur baldigen Verjagung aller Deutschen empfunden wurde. Auch für die Deutschen kam die schwere, die schwerste Zeit ihres Lebens: mit dem Verbot, ihre Muttersprache außerhalb ihrer vier Wände zu sprechen, einem Verbot, dessen Übertretung anfänglich nur Geldstrafen, später aber schwere Freiheitstrafen nach sich zog. Alle Deutschen in Kurland sprechen neben ihrer Muttersprache das Lettische, das ja deutsche Geistliche überhaupt erst als Kultursprache geschaffen und ausgebildet haben. Nur ein geringer Teil der kurischen Balten spricht Russisch. Nach dem Verbot der Muttersprache war man aber doch zu stolz, das Lettische zu sprechen, und man unterhielt sich in Mitau und Riga, wenn man schon auf der Straße überhaupt sprechen wollte, zum Ärger der Russen lieber noch in der Sprache der russischen Verbündeten, man sprach Französisch oder auch Englisch. Das Verbot der Sprache aber reizte die Deutschen mehr als alles andere, wühlte tief im Herzen ihre deutschen Gefühle auf.

Bald schlug für die Kurländer der Tag der Befreiung. Der erste allgemeine deutsche Vorstoß drang über die litauische Stadt Schaulen hinaus mit Reiterei bis in die Gegend von Mitau, ein Gegenstoß der Russen eroberte aber das brennende Schaulen zurück, und harte, blutige Kämpfe entwickelten sich an der Dubissa, bis dann Mitte Juli 1915 der allgemeine deutsche Vorstoß die Dünalinie zu gewinnen strebte und praktisch die Eroberung und Befreiung von ganz Kurland erreichte. Wohl war eigentlich nur eine „Demonstration" geplant, ein Festhalten der zahlreichen russischen Truppen im Norden, während im Süden Warschau fiel und nach der Befreiung der Karpathenländer der deutsch-österreichisch-ungarische Heeresstrom die Russen aus Galizien verdrängte und bis nach Brest-Litowsk vorstieß. Damals konnte nur mit einem dünnen Schleier von Truppen vorgegangen werden, aber des Feldmarschalls v. Hindenburg Geist wandelte die Demonstration doch in eine erfolgsichere eigene Handlung um.

Der Nordteil von Kurland wurde dabei von den braven Truppen zum größten Teile mit den Beinen erobert. Die Russen wurden einfach totmarschiert. Eine kleine Flügelgruppe war gebildet worden, die beim allgemeinen Vormarsch von Hasenpoth aus nach Tuckum vorstoßen sollte. In 62 Kilometer Marsch erreichte diese Truppe gleich am ersten Tage von Hasenpoth aus Goldingen, ohne Fliegeraufklärung, ja unter einer durch das hügelige, waldige und dazwischen auch sumpfreiche Gelände beträchtlich erschwerten Reitereiaufklärung. Man blieb dem Feinde auf den Fersen, das war die beste Aufklärung. Die große Steinbrücke über die Windau bei Goldingen war von den Russen nur sehr schlecht gesprengt worden, zudem konnten die Truppen durch den wasserarmen Fluß über eine Furt vordringen; am 16. Juli erschienen sie schon in Kabillen, am 17. Juli schon in Samiten. Das sind alles Tagesmärsche von mindestens 30 Kilometern. Die russischen Reichswehren flohen entsetzt, zum Teil auch, weil sie fürchteten, durch einen deutschen Vorstoß auf Mitau überhaupt abgeschnitten und gefangen zu werden. Alle so schön von Zivilarbeitern ausgebauten Stellungen wurden verlassen, die Waffen zum größten Teile einfach weggeworfen; es war eine regel- und planlose Flucht, in der nur die russische Reiterei sich etwas besser benahm und Widerstand versuchte. Eine gewaltige Beute an zurückgelassenen Gewehren und Munition fiel den Deutschen in die Hände und wurde von russischen Gefangenen hübsch gesammelt und geordnet (siehe das Bild Seite 34 unten). Pommersche Reiterei zog nach kurzen siegreichen Gefechten auch gegen reguläre russische Infanterie und Artillerie in Tuckum ein. Damit war der Nordteil Kurlands eigentlich gesäubert. Windau, die kleine, aufblühende Hafenstadt, die besonders durch ihre modernen Getreideelevatoren und die infolge der Aufstapelungsmöglichkeit in einem großen Kühlhaus beträchtliche Ausfuhr sibirischer Butter bekannt ist, fiel in deutsche Hand, die ganze Kurische Schweiz mit den Städtchen Zabeln, Kandau und Talsen, das alte, in der kurischen Geschichte oft erwähnte Tuckum.

Wenig später hatte auch der von Süden her geführte Stoß Mitau, die kurische Hauptstadt, den Sitz kurischen Geisteslebens und kurischer Politik, erreicht und erobert, die deutschen Truppen schoben sich etwas langsamer überall an die Dünafront vor. Hartnäckige und zähe Kämpfe spielten sich dabei namentlich im Süden auf der Straße nach Dünaburg ab, bis man im September und Oktober immer näher an den halbkreisförmigen „Brückenkopf" von Dünaburg herankam und beträchtliche Teile dieser modernsten aller Feldstellungen eroberte. Vergebens versuchten die Russen in tagelangem Ansturm ihrer Massen die Deutschen aus diesen neugewonnenen Stellungen zu vertreiben, die Namen Gateni, Grenztal, Bahnhof Tyrmont und Illuxt sind aus der Kriegsgeschichte bekannt und erzählen alle vom Heldenmut der deutschen Truppen und von vielen Tausenden hingeopferter Russen. Weiter oben wurde bei Schönberg und Radsiwilischki die russische Stellung genommen, der Brückenkopf von Friedrichstadt wurde überrannt, und es blieb den Russen von ganz Kurland nur noch der Brückenkopf von Jakobstadt, der vor Dünaburg, und der kleine Landzipfel, der südöstlich von der Festung liegt. Im Norden von Mitau blieb ihnen zwar auch der Brückenkopf Riga, dessen wesentlichsten Schutz ein mächtiger Morast, der Tirulsumpf, bildet, allein das ist kein kurischer Boden mehr, denn in der Gegend von Ekau greift die kurisch-livländische Grenze über die Düna weg, führt die Misse entlang bei Olai an der Mitau—Rigaer Straße durch und erreicht in der Gegend des Kangersees den Rigaer Meerbusen.

Nun schützte eine treffliche Küstenwacht das Kurische Land gegen russische Angriffe. An der Westküste wurden die Häfen Windau und Libau Stützpunkte der Flotte, und die ganze Küste ist besetzt; an der Ostküste zieht sich der Schutz von Kap Domesnees — bekannt durch eine russische Landung, die aber mehr ein Beutezug als eine militärische Handlung war — bis zum Kangersee. Da zeigten sich wohl einmal im Meerbusen russische Schiffe und warfen Tausende von Geschossen an die bewaldete und deshalb jeder genaueren Sicht entzogene Küste. Das schadete aber wenig. Kamen solche Postenboote der Küste ein wenig zu nahe, so waren die Schützengräben im Nu gefüllt (siehe Bild Seite 34 oben) und verleideten jedem Beutelustigen das Näherkommen. — Diese ganze Küste mit ihren hübschen Fischerdörfchen, die aber allmählich im Sturm und Wasser zerfallen, mit den zahlreichen Steinblöcken im weißen Ufersande, mit den aus Booten und alten Fischerhütten zusammengezimmerten Postenhäuschen (siehe obenstehendes Bild) bietet viele hübsche und landschaftlich reizvolle Blicke.

Kurland selbst aber war deutsch geworden, und seine Bewohner konnten wieder aufatmen. Die Letten sind zumeist unter dem Einfluß russischer Verleumdung geflohen, aber deutscher Fleiß wirkt wieder auf dem reichen, fruchtbaren Boden, deutsches Geistesleben blüht in den kleinen sauberen, so echt deutschen Städten, waltet in Schlössern und Gütern. Altes deutsches Kolonialland ist dem Mutterlande wieder zugewonnen, und die bemoosten Häupter der Dorpater Burschen singen wieder mit Lust und Liebe und Freudentränen in den Augen das so lange verbotene Lied, das ihr Nationalgesang geworden ist und in dem es heißt: „Fröhlich kehr' ich nun zurück, Deutschland, du mein Trost, mein Glück!" Möge es auf immer wahr bleiben, was so begeisternd am Schlusse des Gesanges steht:

„Fort mit welschem Trug und Tand,
Deutschland, du mein Vaterland!"

Die Entwicklung unserer Unterkunftsbauten an der Westfront.

Von Hugo Seeger.

(Hierzu die Bilder Seite 39.)

Weitaus der kleinere Teil der kämpfenden Truppen im Westen kann an Ruhetagen Ortsquartiere beziehen. Was an Dörfern und Städtchen in der Feuerlinie gelegen ist, ist meist ein Trümmerhaufen. Selten durch der Deutschen Schuld, denn die französische Artillerie glaubt diese am meisten zu schädigen, wenn sie ihre eigenen Ortschaften zusammenschießt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, haben die Deutschen sich gleich zu Anfang des Stellungskrieges da angesiedelt, wo die natürliche Deckung einigen Schutz vor feindlicher Belästigung bot. Die Infanterie vor allem durfte ihr Standquartier nicht an einen Ort binden, der, abgesehen von der Entfernung, meist nur mäßige Unterkunftsmöglichkeiten bot. So entstanden große Lager, und es ist ganz interessant, die baukünstlerische Entwicklung dieser vorläufigen Unterkunft der Heere von Anfang an bis heute zu verfolgen.

Vom einfachsten Pfahlbau bis zum neuzeitlichen gemütlichen Heim! Alle Entwicklungsstufen hat das Wohnhaus des Feldgrauen an der Westfront durchgemacht, bis es seine heutige, man darf schon sagen gediegene Form erreicht hat. In den ersten Wochen des Stellungskrieges, als noch niemand wußte, wie lange man werde bleiben müssen, und fast nichts zur Verfügung stand als der Wald, um sich den Blicken feindlicher Flieger zu entziehen, kehrte man sich der einfachsten und ursprünglichsten Bauart zu, brach die schon längst nicht mehr wasserdichten Zelte ab und zimmerte Laubhütten mit Feldbeil und Säge, möglichst in Anlehnung an einige kräftige Bäume. Nägel standen nicht zur Verfügung. So verband man das Gerippe mit Strohflechten und Stricken. Seitenwände und die Decke wurden aus Strauchwerk geflochten, und das Dach bekam eine Lage von Zeltplanen aufgelegt zum Schutz gegen Regen. Am Boden ein Bund Stroh, und die Laubhütte war fertig. Sie schien für einige Zeit eine ganz kriegsgemäße Unterkunft. Bei gutem Wetter setzte man sich zu der einzigen Mahlzeit des Tages vor die Hütte auf den Boden und suchte mit allem Aufwand an Geschicklichkeit so fein und vornehm zu essen wie zu Hause am eigenen Tisch. Die Pferdeställe wurden in großem Stil ganz ähnlich angelegt. Die Pferdekrippen ersetzte der sogenannte Freßbeutel; Lattierbäume, die zu Hause die einzelnen Pferdestände abgrenzen, konnten nur in bescheidenem Maße eingesetzt werden. Übrigens kam es damals, als die Pferde noch sehr schwere Tagesarbeit zu leisten hatten, ganz selten zu übermütigen nächtlichen Schlägereien im Pferdestall.

Dann nahte der erste Kriegswinter. Das einzige, was an wärmenden Baumaterialien zu finden war, war Stroh. Die Laubwände schützten nur dürftig vor Wind und Kälte. Man baute also Strohhütten ganz in der Art, wie man sie als Junge in den Büchern abgebildet sah. Solch eine Siedlung aus Strohhäusern bot einen ganz reizvollen, romantischen Anblick. Und wie stolz waren die Baukünstler auf ihr Werk, in dem sie nun den Winter im Feld — an einen zweiten dachte ja niemand — überstehen wollten, ohne an der Gesundheit Schaden zu nehmen! Da auch für die Pferde inzwischen große Zirkuszelte herangeschafft waren, glaubte man den Launen des französischen Winters gewachsen zu sein.

Die oberste Heeresleitung hatte jedoch in weiser Voraussicht eine längere Dauer dieses Weltkrieges als wahrscheinlicher angenommen und beschlossen, alles zu tun, was zur Erhaltung der Frische und vor allem der Gesundheit

Ertappte Plünderer: Kosakenhorden werden auf ihrem Raubzug von preußischen Dragonern vertrieben.
Nach einer Originalzeichnung von Curt Schulz.

der Truppen getan werden konnte. Die Schlagfertigkeit des Heeres sollte unter keinen Umständen durch das Auftreten von epidemischen Krankheiten beeinträchtigt werden. Bahnen — teilweise bis zu 15 Kilometer Länge — mußten zur Entlastung der Pferde sowieso gebaut werden und große Lagerhäuser längs derselben versorgten die Truppen zunächst mit den allernötigsten Baumaterialien, mit Nägeln, Klammern und Handwerkszeug zum Bau von einfachen Blockhütten. Diese mühsam zurechtgezimmerten Blockbauten aus gespaltenen Eichen- und Buchenstämmen mit ihrem Dach aus geteerter Pappe schienen wahre Paläste im Vergleich mit den Armeleutehütten aus Stroh, die durch den steten Kampf mit Ratten und Mäusen so sehr an Romantik verloren hatten. Die Lücken sorglich mit Moos verstopft, hätten die Blockhütten in ihrer ersten Bauform wohl genügt, wenn der Winter hier zu Lande kalt und trocken wäre. Doch zu Schnee und Eis kommt es in diesem Klima selten, kaum zu Rauhreif mit frischer Bise, und so erkannte man bald, daß das Wasser und der undurchdringliche Lehmboden die größten Feinde waren. Stroh durfte nur noch zum Füttern verwendet werden, und was noch vorhanden war, faulte auf dem klebrigfeuchten Boden. Es regnete wochenlang, so daß die rings um die Hütten gezogenen Abflußgräben die Regenmenge gar nicht mehr zu fassen vermochten. Es kam vor, wenn man mitten in der Nacht erwachte, daß das Strohlager in einem kleinen See schwamm. Da gab es nur einen Ausweg: Pfahlbauten. Im Hinterland wurden von den Etappentruppen große Sägewerke wieder in Betrieb gesetzt, die zur vollständigen Ausschalung der Blockhütten genügend Bretter liefern konnten. Große Rollen erbeutetes Zeitungspapier wurden als Tapeten verwendet, Fensterglas wurde ausgegeben, der Lehmofen, dessen beißender Rauch die Augen schädigte, wurde wieder abgebrochen, und an seine Stelle trat ein guter deutscher Regulierofen.

Die Winterstürme und der Regen hatten den Zirkuszelten übel mitgespielt. Sie konnten den durch den schlechten Boden ohnedies überanstrengten Pferden nicht mehr genug Schutz bieten. Je mehr der Pferdeersatz Schwierigkeiten machte, desto mehr mußte für eine trockene, warme und doch luftige Unterkunft dieser empfindlichen Tiere Sorge getragen werden. Aus diesen Gründen unternahmen die Truppen im Frühjahr 1915 allgemein den Bau von guten Pferdestallungen, aus geschnittenen Hölzern mit Pferdekrippen und allen Bequemlichkeiten der Garnison. Die zugigen Feldschmieden wurden in geschlossene Schuppen mit mächtigen Essen verlegt, die gleichzeitig als Pferderevier geeignet waren, und es hat sich gezeigt, daß alle diese Maßnahmen zur Erhaltung und Schonung des Pferdematerials sehr klug und nicht zu kostspielig waren.

Aber auch sonst gab es für die Bauhandwerker im feldgrauen Kleid genug Arbeit. Die Unterkunftsbauten für Mannschaften mußten erheblich vermehrt werden, da die neuaufgefüllten Regimenter mehr Platz als bisher beanspruchten. Was die Regenperiode unbewohnbar gemacht hatte, wurde abgerissen und neu erstellt. Das zugeschnittene Bauholz, das jetzt allgemein Verwendung fand, ließ den Baumeistern mehr Gestaltungsfreiheit als die rohen Holzblöcke, die zudem eine Materialverschwendung nicht umgehen ließen. Holzhäuser im Schweizer Stil wurden sehr beliebt, auch zweistöckige Häuser boten keine Schwierigkeiten mehr; vor allem aber wurde mit der flachen, plump wirkenden Dachform gründlich aufgeräumt, denn die Dachpappe hatte sich solchen Regengüssen nicht gewachsen gezeigt. Darum möglichst Dächer im Messelstil, an denen das Wasser rasch abläuft.

Je näher der Winter rückte, desto mehr wurde auch auf die Inneneinrichtung Wert gelegt. Man war das Hundeleben satt. Aber nirgends durfte Verschwendung getrieben werden. Einfach und gemütlich wurden die Wohnräume gebaut, Tisch und Stuhl dem Raum angepaßt. Im Sommer lebte man im Freien, im herrlichen Wald, dessen Schönheiten sich den meisten neu erschlossen, die Mahlzeiten — es gab nun deren mehrere — wurden an Tischchen vor der Baracke eingenommen, manche hatten sich auch aus Birkenholz malerische Gartenhäuschen gebaut oder einfache Lauben im Gemüsegarten erstellt, sonst suchte man nur zum Schlafen die Hütte auf. Aber den zweiten Kriegswinter konnte und wollte man nicht in den unzulänglichen Räumen durchharren.

Zu einfachen Bettstellen genügen wenige Bretter. In den Mannschaftsräumen wurde die in den Garnisonen schon als sparsam erprobte Einrichtung der zwei übereinandergestellten Schlafgelegenheiten vielfach durchgeführt. Eßwaren durften aus gesundheitlichen Gründen nur in Fliegenkästen aufbewahrt werden. Die Garderobe wurde zweckmäßig untergebracht, wenn es auch zu verschließbaren Spinden nicht reichte; vor allem aber wurden die Küchenverhältnisse neu geordnet, Müllkästen angelegt und die Latrinen ausgebaut. Für die sonntägliche Unterhaltung sorgten da und dort gedeckte Kegelbahnen. Die Anhänglichkeit der Mannschaften an ihre Offiziere brachte es mit sich, daß auf die Ausstattung der Kasinos und Offizierbaracken viel Fleiß und Geschmack verwendet wurde. Raumkunst mit einfachen Mitteln bei äußerster Sparsamkeit! Was der Pionierpark nicht lieferte, wurde aus der Heimat beschafft, und jede Abteilung hatte den Ehrgeiz, die anderen an Sinnigkeit in der Anlage zu überbieten.

Hoch- und Tiefbauarchitekten, Bauhandwerker und -arbeiter haben im Stellungskrieg ein reiches Arbeitsfeld gefunden und überall Ersprießliches geleistet.

Die Eisenbahn im Kriege.

Von Paul Otto Ebe.

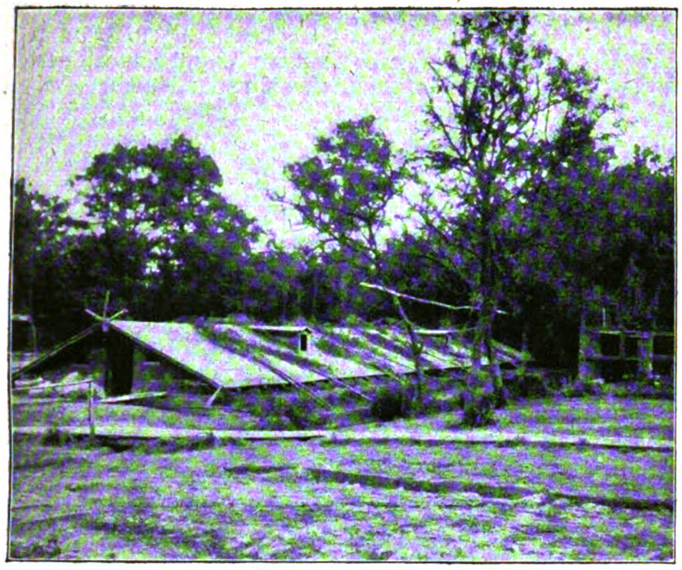
(Hierzu die Zeichnung Seite 40.)

Schon Moltke hatte auf den Wert der Eisenbahn hingewiesen durch seinen Ausspruch, der in weiten Kreisen bekannt geworden ist: „Bauen Sie keine Festungen, bauen Sie Eisenbahnen!" Das haben wir Deutsche auch getan, was an einigen Zahlen kurz nachgewiesen werden soll. Unser Eisenbahnnetz betrug 1870 nur 20 000 Kilometer. Daran waren neben der Staatseisenbahn ungefähr sechzig größere Privatgesellschaften und eine Unmenge kleinerer Unternehmer beteiligt. Heute haben wir mehr als dreimal so viel Schienenstränge. Bahnen, die in Friedenszeiten überflüssig erschienen, kamen plötzlich zu Ansehen, da es strategische Umgehungsbahnen waren, oder weil man den zweigleisigen Ausbau bei der Mobilmachung unumgänglich brauchte, der im Frieden an den Grenzen trotz des schwachen Verkehrs wohlweislich angelegt worden war. Wenn schon im Jahre 1870 auf den sechs vorhandenen Hauptlinien in 14 Tagen 1092 regelmäßige und 174 Bedarfszüge mit einem Inhalt von 16 000 Offizieren, 450 000 Mann, 140 000 Pferden und 14 000 Fahrzeugen befördert werden konnten, so kann man sich einen Begriff machen, was heutzutage bei den erheblich gesteigerten Anforderungen von unseren Eisenbahnen geleistet wurde.

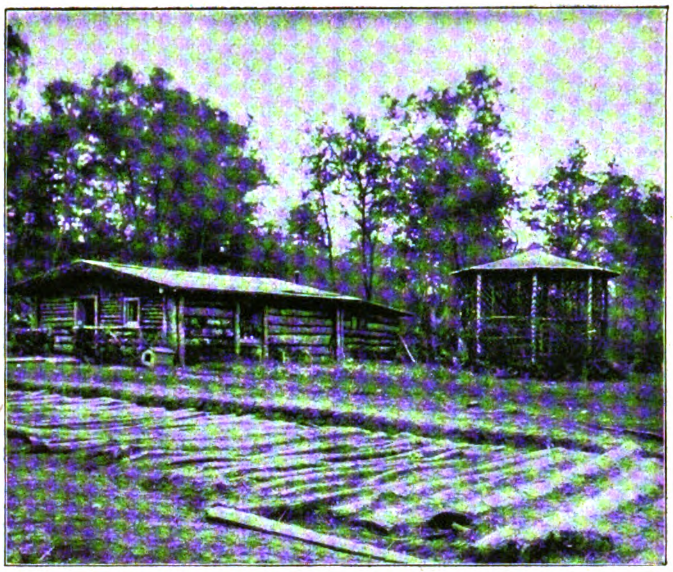
Gerade weil wir Deutsche wissen, wie tadellos und pünktlich dieser Riesenapparat bei uns gearbeitet hat, können wir über Zahlenangaben mit Stillschweigen hinweggehen und uns damit begnügen, unserem westlichen Nachbar hinter die Kulissen zu sehen. Auch hier hat die Neuzeit erheblich größere Anstrengungen verlangt, wenn das Erreichte auch weit hinter unseren Leistungen im Dreifrontenkampf zurücksteht. Die Franzosen berechnen ihre Militärzüge, die an die Ostgrenze gingen, auf 12 300. Sie sollen zusammengesetzt gewesen sein aus 3500 Maschinen und 150 000 Wagen. Allein das Orleansnetz hat mit seinen 2000 Militärzügen, das heißt etwa 57 000 Wagen, ungefähr 600 000 Offiziere und Soldaten, 144 000 Pferde, 40 000 Fahrzeuge und 64 000 Tonnen Nahrungsmittel befördert!

Derartig moderne Eisenbahnleistungen sind natürlich nur möglich, wenn die einzelnen Glieder der Riesenmaschine peinlichst genau und ohne Reibung ineinander gefügt sind. Vor allem muß das Eisenbahnpersonal auf dem Posten sein und seinen aufopferungsvollen Dienst zuverlässig versehen, auch wenn keine Überwachung vorhanden ist. Weder ein wesentliches Überschreiten der Dienststunden, noch die Gefahren, die dem Zug nebst den dazu gehörigen Anlagen in der Nähe der Front drohen, haben die Pflichttreue und Berufsfreude dieser Beamten erschüttern können. Selbst wenn sie leicht verwundet waren, oder nach durchwachter Nacht konnte man sich noch vertrauensvoll auf ihre außergewöhnlichen Leistungen verlassen, bis Ersatz kam.

Ähnlich besorgt um die Sicherheit des Zuges, wenn auch auf andere Weise, waren die Bahnschutztruppen, meist Leute aus älteren Jahrgängen, die durch die Überwachung der Strecken und der Kunstbauten eine wesent-

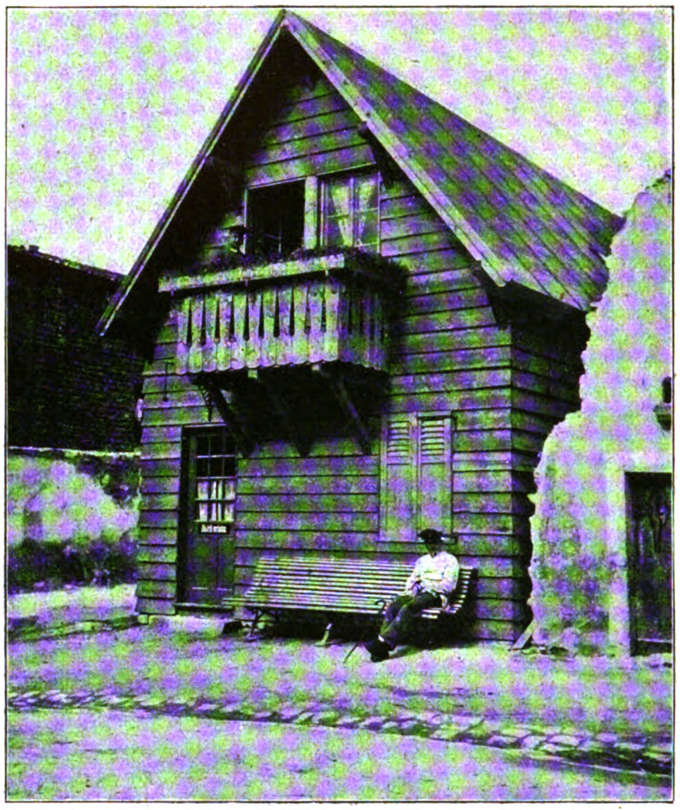


Mannschaftsbaracke.
Die niedrige Form wurde aus Sparsamkeitsrücksichten gewählt.

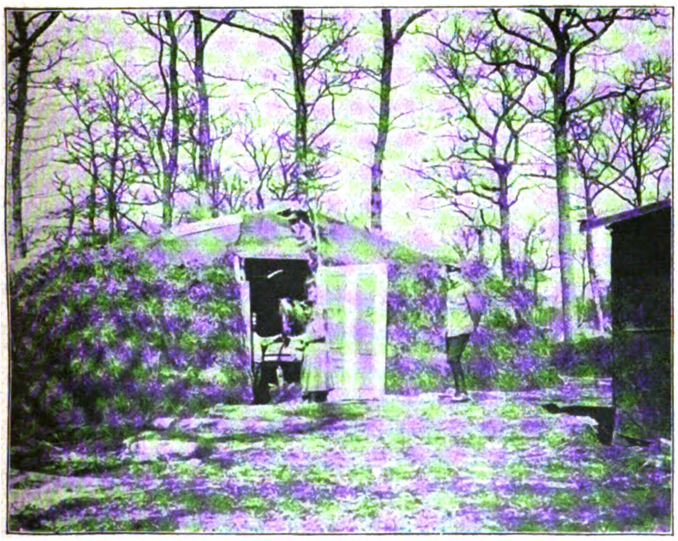


Offiziersblockhütte mit Gartenhäuschen.

Offiziershütte im Walde.



Zweistöckiges Wohnhaus in einem zerschossenen Städtchen.



Pferdeställe aus Lehm und Stroh.

Wohnhütten aus Lehm und Stroh.

Zu dem Aufsatz „Die Entwicklung unserer Unterkunftsbauten an der Westfront".

Nach Aufnahmen des Verfassers.

liche Sicherung für den unbekümmert dahinbrausenden Zug bildeten und dazu beitrugen, daß das Eintreffen auf die Minute pünktlich erfolgen konnte. Dadurch blieben nachteilige Störungen und Verwicklungen in dem vorher genau bearbeiteten Militärfahrplane erspart.

Die Bahnhofskommandanturen sorgten dafür, daß die Abfahrt der Züge rechtzeitig erfolgte und in den Bahnhöfen Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten wurde, trotz der großen Massen, die täglich zum Einladen oder Ausladen kamen.

Die Bahnhofswachen waren die ausführenden Organe. Sie erwarben sich besonders Verdienste durch Zurechtweisen einzelner Mannschaften und Offiziere, die in dem allgemeinen Trubel ohne diese menschlichen Wegweiser ihren Zug wohl nicht mehr rechtzeitig erreicht hätten.

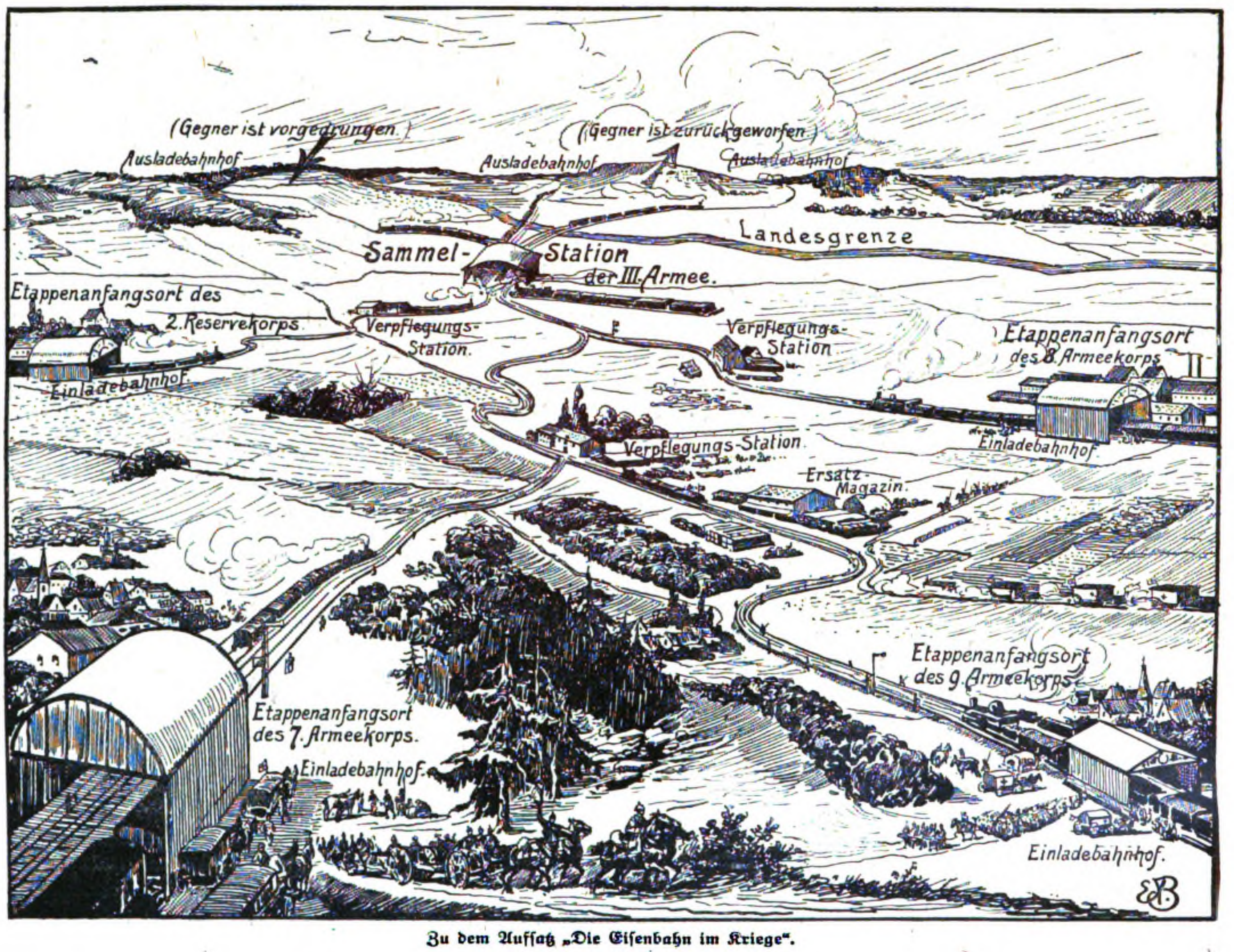
Sie erleichterten somit den Transportführern ihre schwierige Arbeit. Denn diese hatten es nicht immer leicht, während der langen Reise und bei den Gefahren durch Fliegerangriffe ihre Transporte vollzählig am Bestimmungsort abzuliefern.

Ganz vorzüglich hat sich die Zusammenarbeit zwischen den Militärs und den Männern der Technik in den Linienkommandanturen bewährt. Der Grund zu dem gegenseitigen Vertrauen und zum ergänzenden Arbeiten wurde auch hier schon in Friedenszeiten gelegt bei der Vorbereitung der Mobilmachung.

Nur durch die geschilderte Einteilung und Organisation war es möglich, daß die Eisenbahnen zunächst als gewichtiger zuverlässiger Faktor helfen konnten, die Mobilmachung zu beschleunigen. Die Ergänzungsmannschaften und die eingezogenen Pferde kamen mittels der Eisenbahnen rasch zu ihren Truppenteilen, brachten diese auf Kriegstärke und machten sie damit zahlenmäßig tüchtig für den Feind.

Die nächste, nicht minder schwere Aufgabe der Eisenbahnen, die sich hieran anschloß, bestand darin, den Heeresaufmarsch an der bedrohten Landesgrenze mit möglichster Schnelligkeit zu bewerkstelligen. Am festgesetzten Tag zur genau bestimmten Stunde marschierten die Bataillone nach dem genau bezeichneten Einladebahnhof. Ohne größere Reibungen und ohne Verspätungen folgten sich in bestimmten Abständen die langen Züge mit ihrer kostbaren Last. Anscheinend wurden Bataillone, Batterien, Stäbe, Eskadrons willkürlich nacheinander weiter befördert. Doch wo das Auge des Laien ein wirres Durcheinander erblickt, merkt der Fachmann den inneren Zusammenhang. Zugweise wurden die einzelnen Glieder des Armeekorps versandt, und trotz des zerlegten Zustandes befanden sich die Truppen des Korps beieinander und waren leicht zum großen Ganzen wieder zusammenzufügen. In ähnlicher Weise sorgte die Sammelstation für die allmähliche Zusammenstellung einer ganzen Armee (siehe untenstehende Zeichnung).

Besondere Schwierigkeiten macht während des Eisenbahnaufmarsches die Verpflegung, woran ein Laie im Zeitalter des Speisewagens meist nicht denkt. In das Uhrwerk der pünktlich dahinfahrenden Züge müssen Verpflegungsaufenthalte eingeschaltet werden, ohne Störungen im weiteren Gang zu veranlassen. Große Magazine, vorher benachrichtigte Unternehmer und pünktlich vorbereitete dampfende Schüsseln für jeden einzelnen erwarten die ankommende Truppe.



Zu dem Aufsatz „Die Eisenbahn im Kriege“.

Nach vollzogener Mobilmachung fällt den Eisenbahnen die Aufgabe zu, den riesigen Nachschub aller Heeresbedürfnisse wie Ersatz an Soldaten, Pferden, Lebensmitteln, Uniformen, Materialien, sowie die Rückbeförderung von Verwundeten, Beurlaubten, Gefangenen, reparaturbedürftigen Geräten und der Kriegsbeute zu bewältigen.

Nebenher müssen die Eisenbahnen den Anforderungen der Heeresleitung auf schnelle und überraschende Verschiebung von Heeresteilen, von einem Kriegschauplatz auf den anderen, oder von einem Flügel auf den anderen, mit Blitzesschnelle nachkommen. Wir wissen alle, daß dies eine Hauptstärke unserer Eisenbahn ist!

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

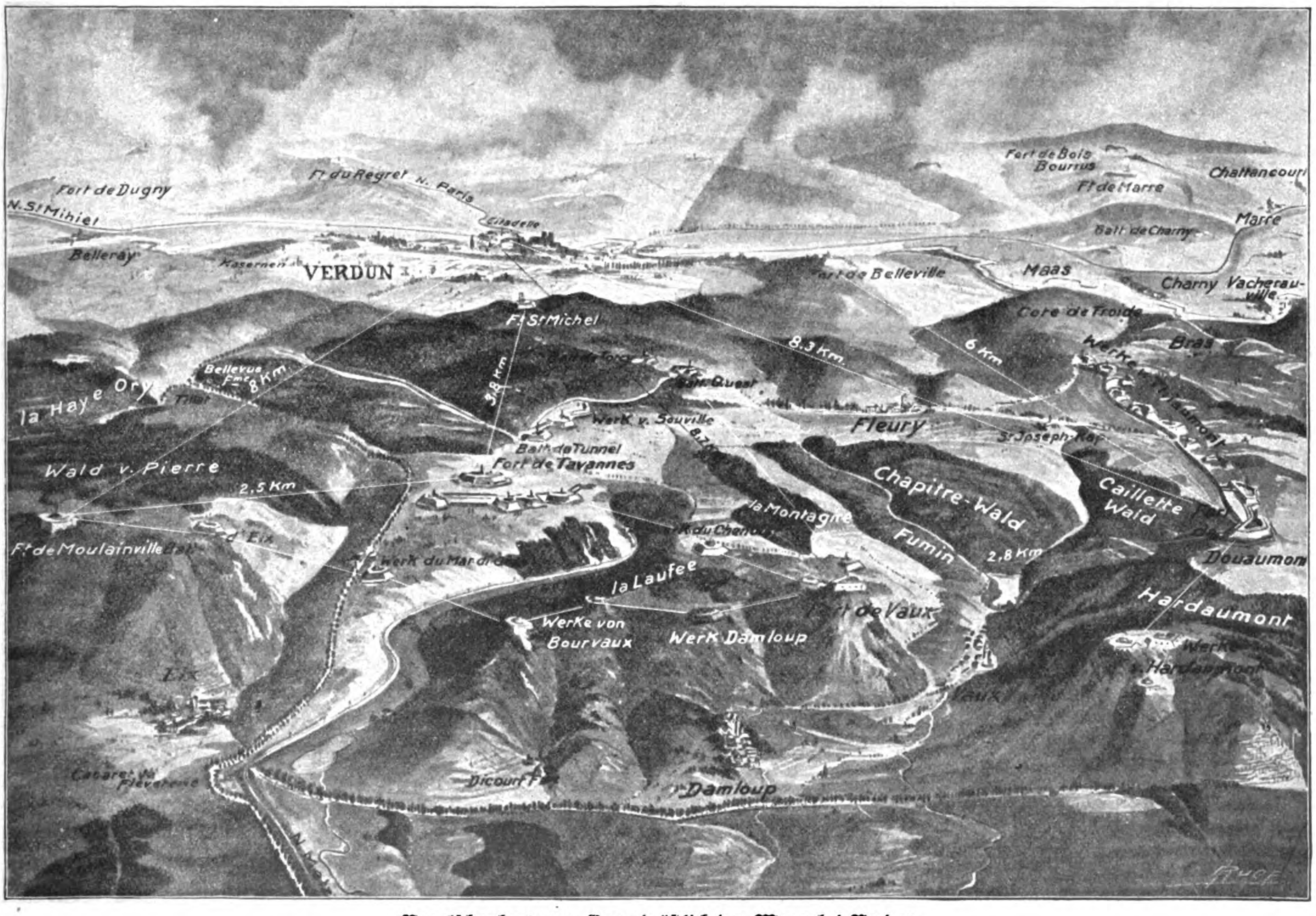
An der Front gegen **Frankreich** waren Anfang Juni die deutschen Fortschritte im Abschnitt von Verdun (siehe die Vogelschaukarte auf dieser Seite) so weit gediehen, daß der Fall der Feste Vaux unvermeidbar geworden war. Schon am 2. trat das vom Feinde lange vorausgesehene Ereignis ein: der 1. Kompanie des Paderborner Infanterieregiments unter Leutnant Rackow (siehe das Bild Seite 42) gelang es, unterstützt von der 1. Kompanie des Reservepionierbataillons 20 unter Leutnant Runberg, das Werk in kühnem Ansturm zu nehmen; andere Truppenteile stießen kräftig nach. Doch konnte die Feste nicht sogleich völlig vom Feinde gesäubert werden. Reste der Besatzung hielten sich unter ihrem tapferen Führer Raynal noch mehrere Tage in einigen unzugänglichen unterirdischen Räumen. Trotz heftiger Vorstöße zum Entsatz der Eingeschlossenen mußten sich diese aber in der Nacht zum 7. Juni ergeben (siehe die Bilder Seite 42—45).

In den folgenden Tagen konnten die Deutschen auch die Hänge beiderseits der Festung Vaux sowie den Höhenrücken südwestlich des Dorfes Damloup besetzen und gegen den furchtbaren Ansturm des todesmutigen Gegners sichern. Ein Rückschlag wie im März, als die Deutschen in unwiderstehlichem Sturmlauf zum erstenmal in Vaux eingedrungen waren (siehe Bd. IV Seite 269), stand nun nicht mehr zu befürchten: die Feste war zu einem unverlierbaren Teil der deutschen Linien geworden, die von Thiaumont über den Caillettewald nach Damloup verliefen. In Frankreich wirkte die abermalige Niederlage und der Verlust der mit solchen Strömen von Blut verteidigten Feste geradezu niederschmetternd. Es kam in der Kammer zu erbitterten Kundgebungen gegen die Regierung, und diese mußte sich schließlich dazu bequemen, auf den 16. Juni eine Geheimsitzung der Kammer anzuberaumen, in der eingehende Aufschlüsse über die Lage vor Verdun gegeben werden sollten. Die stille Hoffnung der Regierung, daß bis zu diesem Tage eine Besserung der Lage eintreten werde, wurde durch weitere deutsche Erfolge zunichte gemacht.

Am 7. Juni entwickelten sich auf beiden Maasufern von neuem schwere Artilleriekämpfe, die entscheidende Zusammenstöße einleiteten. Der nächste Tag führte rechts der Maas zu starken französischen Vorstößen beim Gehölz von Thiaumont sowie zwischen Chapitrewald und Feste Vaux, die aber sämtlich unter schweren Einbußen für die Angreifer zusammenbrachen. Am 9. Juni gingen die Deutschen ihrerseits vor und warfen den Feind in schweren Kämpfen aus seinen verzweifelt verteidigten Stellungen auf dem Höhenkamm südwestlich der Feste Douaumont, im Chapitrewalde und auf dem Fuminrücken. Gleichzeitig erstürmten westlich Vaux bayerische Jäger und ostpreußische Infanterie ein starkes feindliches Feldwerk, von dessen Besatzung über 500 Mann zu Gefangenen gemacht werden konnten.

Die Ereignisse der letzten Tage gaben den französischen Militärschriftstellern Veranlassung, wiederum zu betonen, daß es den Deutschen bei ihrem Vorgehen gegen Verdun von Anfang an nicht so sehr auf einen raschen Erfolg angekommen sei, wie vielmehr darauf, die französischen Hauptkräfte festzulegen und entscheidend zu schwächen. Zugleich suchten sie glauben zu machen, daß die Deutschen mit ihren Absichten wohl nicht so bald ans Ziel kommen dürften. Diese schönfärbenden Auslassungen hatten in England die Wirkung, daß man sich dort in der Meinung befestigte, seine Kräfte möglichst unversehrt erhalten zu können, um sie später bei den Friedensverhandlungen nachdrücklich in die Wagschale zu werfen. Dazu konnte man auf französischer Seite nicht schweigen: man forderte mit solcher Entschiedenheit alsbaldige tatkräftige Hilfe, daß England sich wohl oder übel nun doch dazu verstehen mußte, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Die Regierung ließ sich deshalb herbei, die englische Hilfsbereitschaft ausdrücklich hervorzuheben.

Inzwischen gingen die Kämpfe vor Verdun weiter. Am 10. und 11. Juni war namentlich die Artillerietätigkeit sehr lebhaft, die sich von französischer Seite hauptsächlich gegen Vaux und Douaumont richtete. Doch taten die zahllosen



Vogelschaukarte der Gegend östlich der Maas bei Verdun.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Rackow,
der am 2. Juni 1916 an der Spitze der 1. Kompanie des Paderborner Infanterieregiments, unterstützt von den 20. Reservepionieren, in die Feste Vaux eindrang und das Fort besetzte, während starke französische Kräfte sich noch in den Kasematten befanden. Vom Kaiser wurde er durch Verleihung des Ordens Pour le Mérite ausgezeichnet.

Einschläge der schwersten Granaten den Deutschen so gut wie keinen Schaden, am wenigsten in Douaumont. Hier hatten die Franzosen selbst die Kasematten so bombensicher gebaut, daß ihnen die größten Geschütze nichts anzuhaben vermochten. Höchstens, daß den Deutschen der Staub lästig wurde, der sich nach Volltreffern der schweren französischen Granaten von Decken und Wänden loslöste; der Soldatenwitz nannte diese kleine Unbequemlichkeit die „Douaumontkrankheit", ein Übel, mit dem sich die abgehärteten Feldgrauen in den sicheren Kasematten, dem „Heldenkeller", wie sie scherzhaft von ihnen genannt wurden, nicht allzu schwer abfanden.

Am 12. konnten die Deutschen ihre Linien auf beiden Seiten des nach Südwesten streichenden Höhenrückens vorschieben, während gleichzeitig die Artillerieschlacht weitertobte. Die deutschen Geschütze legten ihr schwerstes Feuer seit dem Fall von Vaux auf die permanente zweite Befestigungslinie Tavannes-Souville und hatten in dieser Zeit die Panzerbauten wohl längst zertrümmert. Sturmreif waren die Werke aber noch lange nicht, weil sie der Infanterie immer noch die Aufstellung von Maschinengewehren, der wirksamsten Waffe bei der Verteidigung von Schützengräben, ermöglichten. — Rechts der Maas drangen die Deutschen auch beiderseits der Straße St. Fleury — „Kalte Erde" vor. Ihre Infanterie eroberte dort am 12. und 13. Juni die westlich und südlich der Thiaumont-Ferme gelegenen feindlichen Linien, erbeutete 15 Maschinengewehre und machte etwa 800 Gefangene. Damit war ein weiterer wichtiger Schritt zur Erzwingung des nächsten Zieles getan, des Einbruchs in die zweite französische Sperrlinie auf dem rechten Maasufer. In den nächsten Tagen hatten die Deutschen auf kleineren Abschnitten östlich der Maas weitere Erfolge, so namentlich am 15. Juni.

Auf dem westlichen Maasufer, am Südabhang des Toten Manns, setzten die Franzosen an diesem Tage mit starken Kräften einen seit lange vorbereiteten Hauptstoß an, der ihnen aber nur ganz vorübergehend einen mit schweren Verlusten bezahlten Geländegewinn eintrug. Am späten Abend wagten die Franzosen eine Wiederholung ihres Unternehmens, wobei sie hauptsächlich die an dem Kampfabschnitt beiderseits anschließenden deutschen Linien zu erschüttern suchten, wurden aber auch damit blutig abgewiesen. — Der 16. Juni brachte nur lebhafte Artillerietätigkeit.

Am 17. nahm das Ringen um vorgeschobene Grabenstücke am Südabhang des Toten Manns bis tief in die Nacht zum 18. hinein seinen Fortgang, während auf dem rechten Maasufer ein französischer Angriff gegen die deutschen Stellungen im Thiaumontwalde trotz umfassender Artillerievorbereitung nur zur Besetzung eines kleinen Grabens führte, der schon in der folgenden Nacht wieder vom Feinde gesäubert und am 18. Juni gegen abermalige Vorstöße der Franzosen gehalten wurde. — Die deutsche Artillerie kämpfte an diesem Tage erfolgreich bei Chattancourt.

Wie sehr allmählich auch in Frankreich die Erkenntnis der deutschen Erfolge bei Verdun durchgedrungen war, bewies unter anderem der Umstand, daß die von der französischen Volksvertretung für den 16. Juni geforderte Geheimsitzung, nachdem sie bei einer nochmaligen Beratung und Abstimmung von einer starken Mehrheit für notwendig erklärt worden war, tatsächlich stattfand. Briand sollte für diese Sitzung eine zweistündige Verteidigungsrede angekündigt haben, was darauf schließen ließ, daß er selbst seine Stellung nicht mehr für hinlänglich gesichert hielt. —

Von Verdun abgesehen blieb es auf dem französischen Teil der Westfront im ganzen ruhig, wenn es auch keineswegs an kleineren Unternehmungen an den verschiedensten Stellen fehlte. Am 8. Juni brachte die deutsche Artillerie in der Champagne südlich Péronne bei Lihons ein Munitionslager des Gegners zur Entzündung; außerdem gelangen ihr Treffer auf das französische Lager in Suippes und auf Truppentransporte am dortigen Bahnhof. Ebenfalls in der Champagne, nördlich Perthes, erlitten die Franzosen am 11. Juni im Nahkampf eine empfindliche Schlappe, die vom französischen Tagesbericht merkwürdigerweise als Zurückweisung eines großen deutschen Angriffs hingestellt wurde. — In den Vogesen wurde am 8. Juni östlich St. Dié ein größerer Teil der französischen Stellung durch Minensprengung zerstört und am 9. drang auf dem Hartmannsweiler Kopf eine deutsche Patrouille in französische Gräben und brachte eine Anzahl Gefangene als Beute zurück.

Ferner kam es in den Tagen vom 13. bis 18. Juni bei Maricourt nördlich der Somme, bei Beaulne nördlich der Aisne, bei Chavonne östlich Vailly und auf der Höhe „La Fille Morte" in den Argonnen mehrfach zu Patrouillenunter-

Aus den Kämpfen bei Verdun.
Deutsche Sturmtruppen mit den neuen Stahlschutzhelmen.

nehmungen, Handgranatenangriffen und Sprengungen. In allen diesen Fällen war der Vorteil auf deutscher Seite. —

Recht lebhaft gestalteten sich in der Berichtszeit wieder die Fliegerkämpfe. Unter den deutscherseits unternommenen Luftangriffen waren für den Gegner vielleicht am empfindlichsten die Vorstöße gegen Bar-le-Duc am 16. Juni und den folgenden Tagen, weil der Ort als Eisenbahnendpunkt und Hauptetappenort für die französischen Truppen um Verdun von äußerster Wichtigkeit war. Es erschien deshalb begreiflich, wenn die Franzosen über diese Angriffe lebhafte Klage führten. Sie hoben dabei hervor, daß Bar-le-Duc eine offene Stadt sei, vergaßen aber, daß sie selbst ihre eigenen offenen Städte mit größter Rücksichtslosigkeit zu beschießen pflegen, wo sie auch nur entfernt an die Möglichkeit einer Schädigung der Deutschen glauben — ganz zu schweigen von ihren schnöden Luftüberfällen auf friedliche deutsche Städte, wie am 22. Juni wieder auf Karlsruhe i. B.

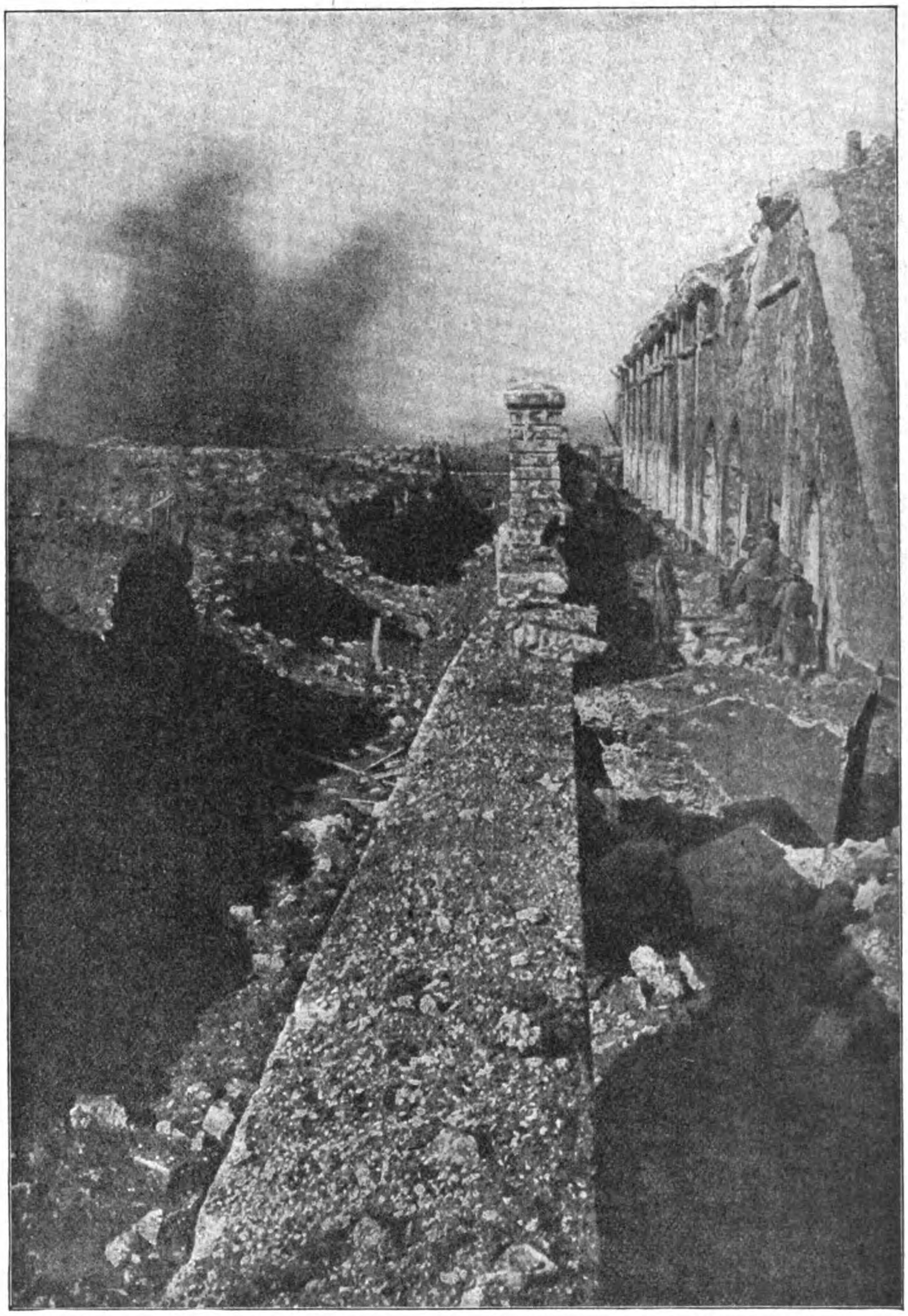
Einen tief empfundenen Verlust erlitt ganz Deutschland durch den Tod Immelmanns (Bild Band III Seite 435), des „Adlers von Lille", wie ihn die Feinde mit unwillkürlicher Anerkennung nannten. Der durch seine kühnen und glücklichen Taten in kurzer Zeit zum Volkshelden gewordene Offizier stürzte am 18. Juni mit seinem Flugzeug ab und erlag seinen Verletzungen (siehe auch das Bild Seite 46).

* * *

Auf dem **englischen** Teil der Westfront blieben erbitterte Kämpfe im Gange, die auf deutscher Seite darauf abzielten, die Engländer durch starken Widerstand so zu beschäftigen, daß sie verhindert würden, ihren vor Verdun schwer ringenden Verbündeten die Hand zu reichen. Am 6. Juni unternahmen oberschlesische und württembergische Truppen zur Erweiterung ihres Gewinnes vom 2. einen neuen kräftigen Vorstoß gegen die englischen Stellungen bei Hooge. Es gelang ihrem Ungestüm, dem Gegner den noch von ihm gehaltenen Rest des Dorfes zu entreißen und auch die beiderseits anschließenden Linien zu nehmen. Nun war das gesamte Hügelgelände südöstlich und östlich Ypern in einer Ausdehnung von über drei Kilometern in der Gewalt der Deutschen. Auch diesmal war die Zahl der Gefangenen gering, die blutigen Verluste der Engländer dagegen ungewöhnlich schwer. Man unterließ an amtlicher Stelle in England nicht, letzteren Umstand stark hervorzuheben, weil man hoffte, dadurch den vielfach bemerkbar werdenden Friedensneigungen einen Riegel vorzuschieben.

Die Engländer trafen nach ihren letzten Fehlschlägen alle erdenklichen Vorbereitungen, um die Lage wieder günstig für sich herzustellen. Nach unermüdlicher Beschießung der ihnen entrissenen Stellungen versuchten sie seit dem 12. Juni in mühsamer Kleinarbeit, mit überlegenen Kräften das Verlorene wieder einzubringen, und es gelang ihnen in der Tat, ihre vorigen Stellungen auf den Höhen von Zillebeke am 13. zum Teil zurückzuerobern, während der englische Bericht mit bewußter Übertreibung meldete, daß das gesamte verlorene Gelände wieder besetzt sei. —

In die Mitte des Juni fiel auch eine große deutsche Fliegerunternehmung gegen Dünkirchen, über die ein norwegischer Kapitän aus Stavanger aufschlußreiche Mitteilungen machte. Er hatte mit dem von ihm geführten Frachtschiff gerade im Hafen von Dünkirchen gelegen, als der Angriff erfolgte, und bezeichnete die von den Deutschen erzielten Erfolge im Gegensatz zu den englischen Abschwächungsversuchen als geradezu entsetzenerregend. Die Deutschen kamen zu später Stunde an und bewarfen den Platz etwa eine halbe Stunde lang mit Bomben. Als die Heftigkeit des Angriffs gerade nachzulassen schien, traf schon eine neue Gruppe von Fliegern ein, und so ereigneten sich in der Nacht nicht weniger als fünf Angriffe verschiedener Fliegergruppen, von denen wenigstens 160 Bomben ab-



Die Nordgräben der Feste Vaux, in die deutsche Truppen am 2. Juni 1916 unter Führung des Leutnants Rackow eindrangen.

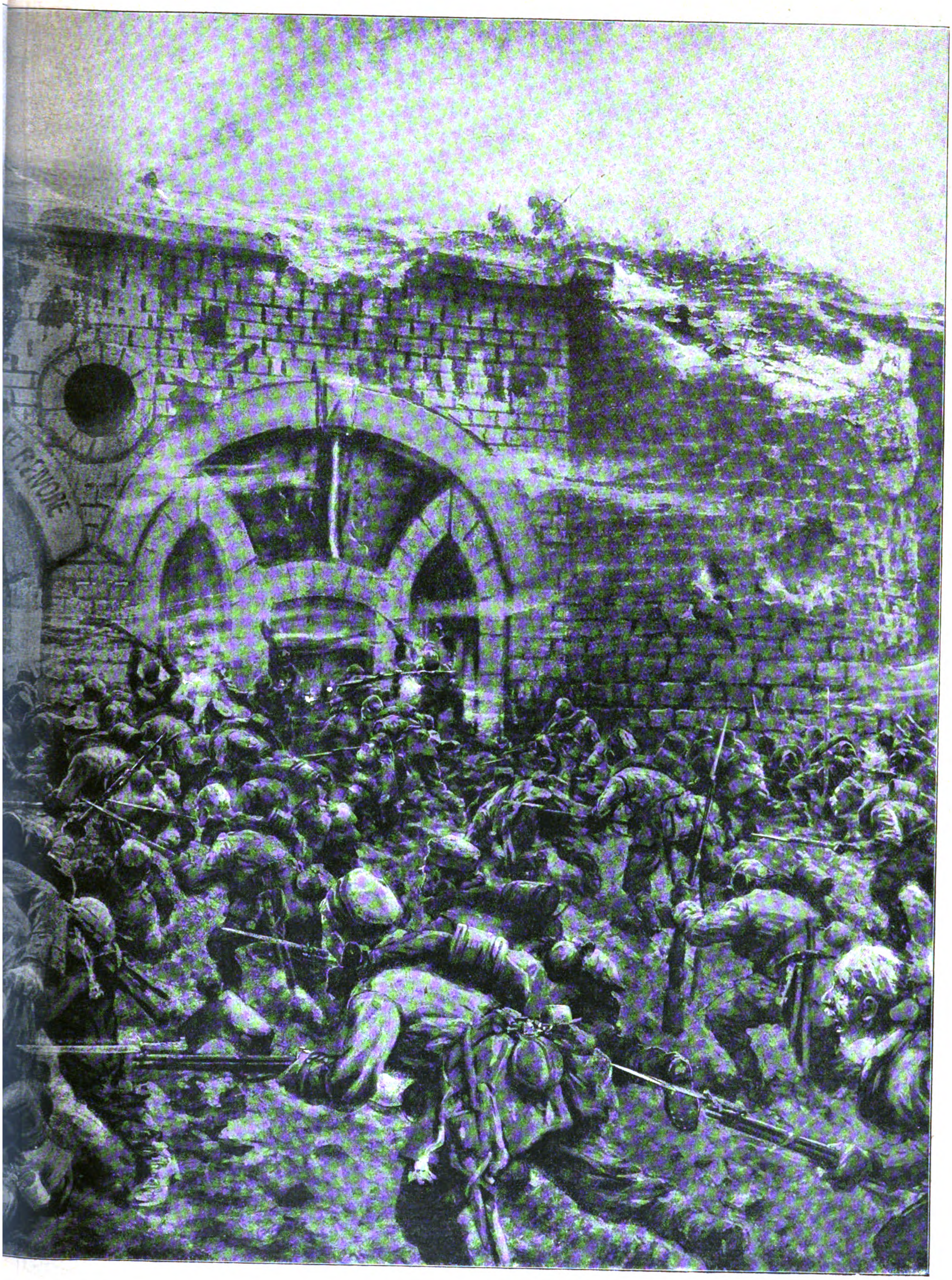
Nach einer französischen Darstellung.

geworfen wurden. Schrecklich seien die angerichteten Verheerungen gewesen; über 200 Menschen hätten den Tod gefunden oder schwere Verwundungen davongetragen. Im ganzen seien wenigstens 27 Flugzeuge beteiligt gewesen. —

Immer drückender bekamen die Engländer auch die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote zu spüren. Die Verluste, die sie unter den englischen Handelschiffen anrichteten, häuften sich so, daß allein für den Monat Mai 56 Vierverbandschiffe von zusammen 118 500 Tonnen gezählt wurden, die durch U-Boote oder Minen der Mittelmächte versenkt wurden. Zu den Folgen dieser Verluste gehörte die wachsende Lebensmittelnot in England. Daneben stand man noch stark unter dem niederschmetternden Eindruck des deutschen

Erstürmung der

Nach einer Originalzeichnung von



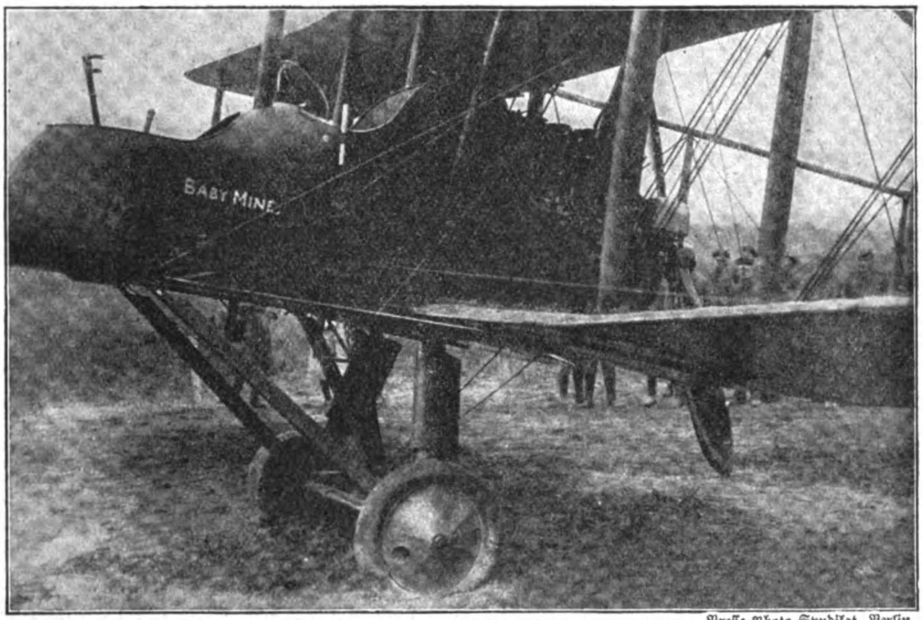
Feste Vaux.

ı Professor Hans W. Schmidt.

Sieges vor dem Skagerrak. Vergebens suchte man sich über das unbehagliche Gefühl zunehmender Unsicherheit durch das immer wiederholte Bemühen hinwegzutäuschen, diesen schweren Schlag in einen englischen Erfolg umzudichten.

Wie vernichtend die Schlacht vor dem Skagerrak für die englischen Seestreitkräfte gewesen war, zeigt mit am deutlichsten die gleich danach verfügte Schließung der Häfen von Yarmouth, Newcastle und Hull für fremde und zum Teil sogar für englische Handelschiffe, zu dem Zweck, für die nötig gewordenen Ausbesserungsarbeiten an den beschädigten Kriegschiffen Raum zu schaffen. In bezeichnendem Gegensatz hierzu konnte der wichtige Hafen von Wilhelmshaven nach wie vor offengehalten werden. — Weitgehende Schlüsse ließ auch ein seitens der englischen Admiralität an sämtliche Kreuzer auf dem Atlantischen Ozean ergangener Befehl zu, der sie in die Heimathäfen zurückberief. Ja, es scheint, daß dieser Befehl sogar auf sämtliche in auswärtigen Gewässern befindliche englische Kriegschiffe ausgedehnt wurde; denn als ein japanisches Geschwader Mitte Juni Sidney und andere australische Häfen besuchte, stand auffallenderweise statt des sonst in solchen Fällen üblichen Geschwaderführers nur ein Marineoffizier niederen Ranges zur Begrüßung der Gäste zur Verfügung.

Um wenigstens einen Teil der vor dem Skagerrak erlittenen Verluste zu vertuschen, scheint wieder, wie schon früher im Fall des „Audacious", mehrfach das Verfahren angewendet worden zu sein, neu erstellten, aber noch nicht benannten Schiffen die Namen untergegangener Fahrzeuge zu geben. Dem Parlament wurden zunächst nur vertrauliche Mitteilungen über die wahre Größe der Niederlage gemacht, und als hierauf ein Teil der Mitglieder die Forderung stellte, der Öffentlichkeit die volle Wahrheit bekannt zu geben, wurde er von den Anhängern der Regierung, die die Verheimlichung wünschte, überstimmt. Mit ähnlicher Unaufrichtigkeit ging man in betreff der Höhe der Mannschaftsverluste zuwege. Wir haben die beiderseitigen Ziffern schon auf Seite 12 aufgeführt und tragen hier nur noch den beachtenswerten Umstand nach, daß die Deutschen, die nach der englischen Entstellung geflohen sein sollten, gleichwohl 177 Gefangene machten, während sie selbst nicht einen Mann durch Gefangennahme einbüßten.



Immelmanns letzter Erfolg. Presse-Photo-Syndikat, Berlin.
Das von Immelmann am 18. Juni 1916 abgeschossene feindliche Kampfflugzeug Baby Mine.

Der Londoner Pöbel, der schon durch die schlechten Nachrichten aus der Seeschlacht in große Erregung geraten war, nahm die Versenkung des Panzerkreuzers „Hampshire", der Kitchener mit in die Tiefe gerissen hatte (siehe Seite 7), zum Anlaß neuer Krawalle gegen die Deutschen.

In Irland brachen am 18. Mai neue Unruhen aus. An diesem Tage versuchte die politische Polizei einen Umzug zu verhindern, der unter Vorantragung der republikanischen irischen Fahne zum Gedächtnis zweier hingerichteter Sinn-Feiner veranstaltet worden war. Es kam zu Tätlichkeiten, bei denen drei Polizeibeamte erheblich verletzt wurden. Der Vorfall endete mit mehreren Verhaftungen. Im ganzen erwiesen sich die Unterdrückungsmaßnahmen des Generals Maxwell als so unglücklich, daß selbst aus dem englischen Lager starker Widerspruch laut wurde. Er war in seinen Anordnungen so urteilslos und unbesonnen gewesen, daß manche völlig Unschuldige betroffen wurden und sogar einige Angehörige des englischen Heeres durch seine Schuld in den Unruhen den Tod fanden. Die Vertreter Irlands im Parlament ließen es denn auch an bitteren Klagen über das Vorgehen Maxwells nicht fehlen.

Die Hoffnungen, die die Engländer auf Amerika gesetzt hatten, wurden immer mehr zuschanden. Es zeigte sich bei den Vorbereitungen für die Präsidentenwahl, daß die Masse der Wähler für den Frieden war und seine Stimme bei der Wahl dementsprechend abgeben würde. Die Aussichten Wilsons, wiedergewählt zu werden, wurden dadurch immer geringer. Und der Vierverband war nicht einmal mit ihm zufrieden, weil er ihm in seiner Freundschaft nicht weit genug gegangen war.

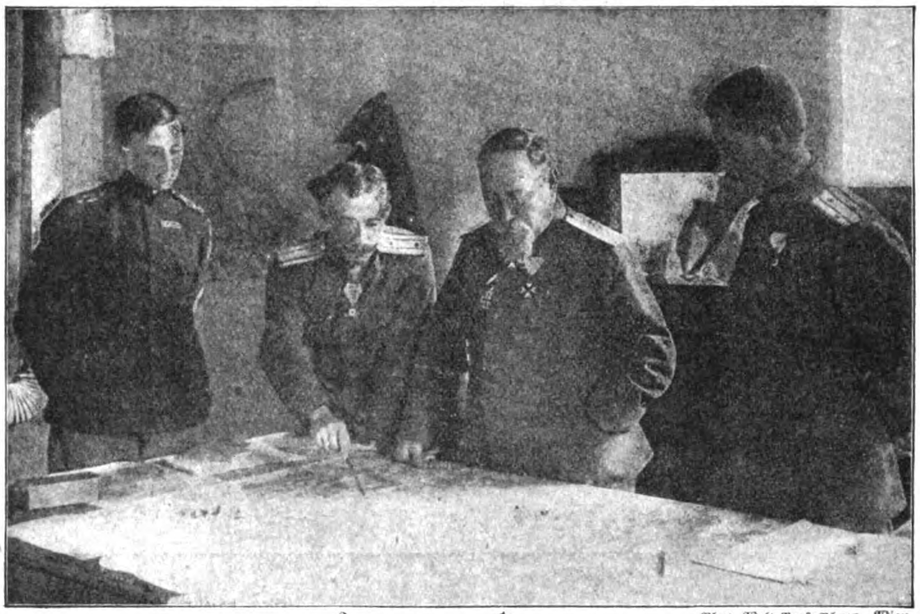
In England hätte man am liebsten die Wahl Roosevelts gesehen, der sich als wilden Deutschenhasser und -hetzer erwiesen hatte; von ihm glaubte man erwarten zu dürfen, daß er schon aus kriegerischem Ehrgeiz mit dem Anschluß an den Vierverband vollen Ernst machen werde. Der republikanische Konvent wählte jedoch mit erdrückender Mehrheit Roosevelts Gegner, den Richter Hughes, zum Präsidentschaftskandidaten, der sich zu einem entschiedenen Amerikanismus bekannte. Die Niederlage Roosevelts, dessen Aufstellung die englischen und französischen Zeitungen gefordert hatten, war mittelbar auch ein Mißerfolg des Vierverbands; sie war so vollständig, daß Roosevelt sogar auf eine Sonderkandidatur verzichtete und gänzlich zurücktrat.

Mit Rücksicht auf seinen Gegenkandidaten Hughes war nun Wilson, den die demokratische Partei einstimmig wieder aufgestellt hatte, genötigt, seine bisherige freundliche Haltung gegen England zu ändern. Er richtete an dieses die Aufforderung, die völkerrechtswidrige Behandlung der amerikanischen Post fortan zu unterlassen. Die englische Antwort bestand darin, daß sogar die Briefe der amerikanischen Gesandtschaft in Deutschland geöffnet und untersucht wurden. Die veränderte Haltung Wilsons hinderte England aber nicht an dem Ankauf amerikanischer Rohstoffe zur Herstellung von Kriegsmaterial und an der Anwerbung amerikanischer Dampfer, die die aufgekauften Waren nach England schaffen sollten. Man hoffte sich durch solche Vorkehrungen von dem Gang der amerikanischen Politik unabhängig zu machen.

Das Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko hatte sich dank des entschlossenen Auftretens des mexikanischen Präsidenten Carranza derart zugespitzt, daß ernste kriegerische Verwicklungen unmittelbar bevorzustehen schienen. Am 17. Juni wurde sogar gemeldet, daß bereits Gefechte zwischen den Truppen der beiden Mächte im Gange seien. Für die Mittelmächte waren diese anscheinend fern abliegenden Verhältnisse mittelbar doch von großer Wichtigkeit: einmal mußte ein Krieg zwischen Nordamerika und Mexiko es ersterem unmöglich machen, dem Vierverbande kriegerischen Beistand zu leisten; ebenso aber hätte Nordamerika dann die bisherigen Öllieferungen, von denen die englische Flotte ganz abhängig geworden war, einstellen müssen.

* * *

Die Lage des Vierverbandes auf dem **Balkan** hatte sich nach der Besetzung wichtiger griechischer Grenzgebiete durch bulgarische und deutsche Truppen noch verschlimmert (siehe die Bilder Seite 47). Um so eifriger wurden die Be-



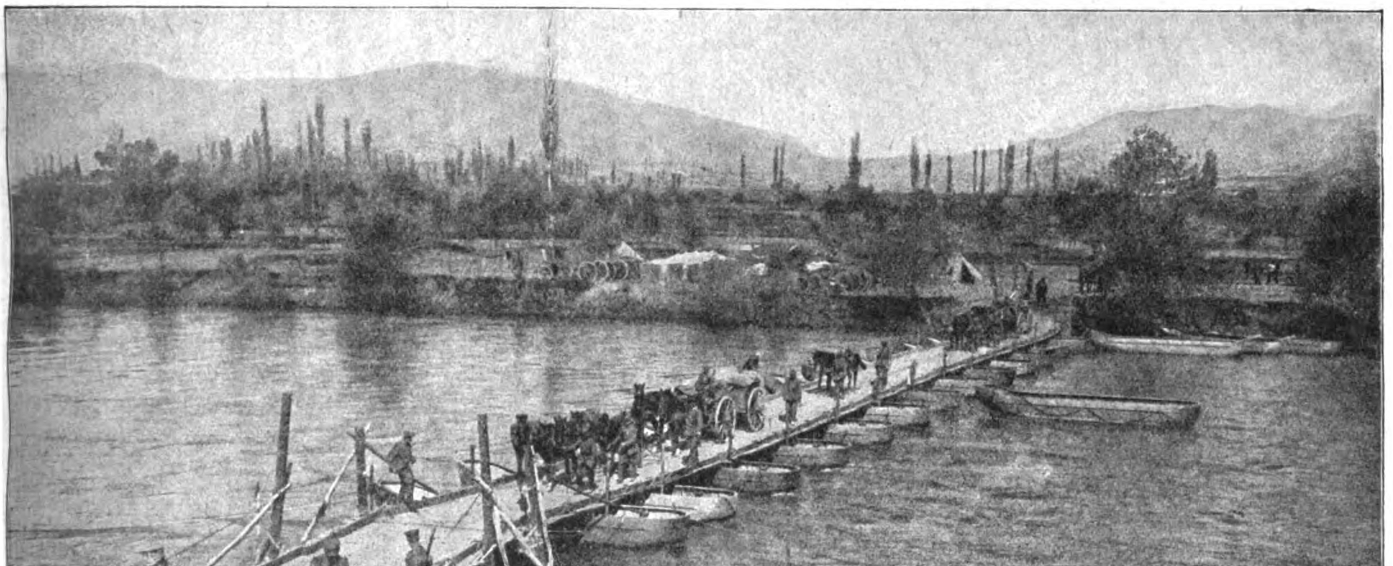
2 1 Phot. Welt-Preß-Photo Wien.

Zum bulgarischen Vorstoß auf griechisches Gebiet.
General Todoroff (1) mit dem Prinzen Cyrill, dem Generalstabschef Oberst Russeff (2) und dessen Stellvertreter Oberstleutnant Valroff beim Kartenstudium im Hauptquartier.

mühungen fortgesetzt, den Beitritt Griechenlands zum Vierverbande zu erzwingen. Vor allem sollte das durch immer härtere Handhabung der unter Verletzung des Völkerrechts über das unglückliche Land verhängten Blockade erreicht werden.

Griechenland suchte sich dem Drängen des Vierverbandes dadurch zu entziehen, daß es durch die für den 12. Juni angeordnete Demobilisierung seinem Willen zu unbedingter Neutralität unzweideutig Ausdruck gab. Englische Bemühungen, gegen König Konstantin im Lande Stimmung zu machen, blieben erfolglos. Wo es zu Unruhen kam, waren sie nicht gegen den König gerichtet, sondern gegen Venizelos, der sogar gelegentlich eines Straßenaufruhrs körperlich mißhandelt wurde und Schlimmerem nur durch die Flucht entging.

Einen eigentümlichen Versuch, Rumänien, die zweite noch neutral gebliebene Balkanmacht, auf die Seite des Vierverbandes zu ziehen, machten die Russen gleich nach Beginn ihrer großen Entlastungsoffensive in Wolhynien. Sie ließen eine ansehnliche Truppenmacht die rumänische Grenze überschreiten, um das Land so durch die Gewalt der Tatsachen auch gegen seinen Willen in die Kämpfe zu verwickeln. Der Einbruch erfolgte in der Nacht zum 10. Juni in der Gegend von Marmornitza. Daß es sich nicht etwa um einen Irrtum, sondern um eine bewußte Gebietsverletzung handelte, ging aus der großen Zahl der einrückenden Truppen hervor, wie auch daraus, daß sie reichlich zwei Tage im Lande verweilten. Die anfänglichen Abwehrversuche der Rumänen mußten angesichts der Übermacht der Eindringlinge aufgegeben werden. Die Russen konnten sich also ungehindert darauf einrichten, die Österreicher und Ungarn von rumänischem Boden aus zu bekämpfen. Sie warfen Schützengräben aus, besetzten das Zollgebäude der rumänischen Grenzpolizei, sowie mehrere andere öffentliche Gebäude und begannen einen regelrechten Kampf gegen die jenseit der rumänischen Grenze stehenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte. Diesen auch von Rumänien aus zuzusetzen, erschien ihnen wertvoll, weil sie damit Czernowitz, dem sie sich bereits von Osten und Norden her näherten, auch aus Süden bedrohten. Bei diesen Vorgängen wurden neben etwa 40 rumänischen Soldaten auch einige Leute der Zivilbevölkerung verwundet. Die rumä-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine deutsche Munitionskolonne überschreitet eine Schiffbrücke über den Wardar.

nische Regierung hielt an ihrer Politik der Zurückhaltung fest, verstand es aber zugleich, einen so entschiedenen Ton anzuschlagen, daß die Russen, um sich bei ihrem Vorstoß gegen die Österreicher und Ungarn nicht einen sie im Rücken bedrohenden unbequemen Feind zu schaffen, vorzogen, das rumänische Gebiet wieder zu räumen. Gleichzeitig entschuldigte sich die russische Regierung in Bukarest.

* * *

In Kleinasien fuhren die **Türken** auch im Juni fort, den Russen nach Kräften Abbruch zu tun. Doch kamen Zusammenstöße größeren Umfangs in dieser Zeit nicht mehr vor, sondern es bildete sich in dem gebirgigen Gelände mehr und mehr eine Art Kleinkrieg heraus, bei dem die Türken unverkennbar das Ziel verfolgten, sich Erzerum wieder zu nähern. Der Widerstand der Russen erhob sich nur noch bisweilen zu größerer Kraft, wie am 13. Juni, im Abschnitt des Tschorok, wo sie in Stärke eines Bataillons in die vorgeschobenen türkischen Linien eindrangen, durch einen Gegenangriff jedoch sofort wieder vertrieben wurden. Dort mußten sie die Entdeckung machen, daß die Russen an geweihten Stätten ganz sinnlose Zerstörungen angerichtet hatten durch Gräberschändung und Vernichtung uralter heiliger Bücher (siehe die farbige Kunstbeilage). Am 9. Juni wiederholten sich für die Türken glückliche Kämpfe bei Kasr i Schirin. Wertvolle Hilfe leisteten ihnen dabei die Kurden, die im Gegensatz zu den russenfreundlichen Armeniern, ihren erbitterten Feinden, treu zur türkischen Sache standen.

Auch im südlichen Iran erlitten die Russen eine empfindliche Schlappe. Eine Kosakenabteilung, die sich gegen den 15. Juni in der Richtung auf das englische Lager von Ali Gharbi östlich Cheiksaid in Marsch gesetzt hatte, wurde von einem berittenen Stamm aus Luristan angegriffen und fast gänzlich aufgerieben.

An der Irakfront verhielten sich die Türken zunächst noch abwartend. Sie beschränkten sich auf die Abwehr englischer Vorstöße, die sie regelmäßig blutig zurückwiesen. Die Kanonenboote, die den Engländern früher gute Dienste geleistet und zu ihrer anfänglichen Überlegenheit über die

Transport Verwundeter durch Kosaken. Nach einer englischen Darstellung.

Bei der großen Ausdehnung der asiatischen Schauplätze (siehe auch die Bilder Seite 48, 50 und 51) mußte den Türken viel daran liegen, eine Zersplitterung ihrer vergleichsweise nicht allzu starken Kräfte zu vermeiden. Von diesem Streben ließen sie sich in der Art ihrer Kriegführung leiten. Unter anderem trugen sie dafür Sorge, die Fühlungnahme kleiner, von Persien aus vorstoßender Kosakentrupps mit den Engländern im Irak zu unterbinden und damit die Versuche zur Vereinigung des russischen mit dem englischen Heere im Keime zu ersticken. Im Verfolg dieser Bestrebungen gelang es den Türken am 29. Mai, den Russen östlich Bagdad eine empfindliche Niederlage beizubringen. Es war diesen geglückt, mit starken Kosakenabteilungen in Kasr i Schirin einzurücken; vor Chanikin kam es zwischen ihnen und ebenbürtigen türkischen Truppen zum entscheidenden Zusammenstoß, der Kasr i Schirin wieder in den Besitz der Türken brachte (siehe das Bild Seite 49). Türken beigetragen hatten (siehe auch das Bild im IV. Band Seite 456/457), vermochten diesen nun nicht mehr gefährlich zu werden. Um den 10. Juni wagten sich zwei solche Boote auf dem Tigris vor, gerieten aber in so wirksames türkisches Artilleriefeuer, daß sie zum Sinken gebracht wurden. Am 13. wurde eine auf dem rechten Tigrisufer überraschend vorgehende englische Eskadron von den Türken zurückgeworfen und mußte in deren Händen 26 Reitkamele lassen.

Nicht ohne günstigen Einfluß auf die sich überall zeigende prächtige Haltung der türkischen Streitkräfte mochte die Reise gewesen sein, die den Kriegsminister Enver Pascha im Mai an sämtliche Teile des weitverzweigten asiatischen Schauplatzes geführt hatte. Offenbar hatte er, der mit Recht als der Erneuerer der Türkei gilt, es verstanden, Führer wie Truppen von neuem zu kühnen Taten anzuspornen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Kriegsprengmittel.

Der Krieg kennzeichnet sich hauptsächlich durch Zerstörung. Seien es Menschen und Pferde, Schutz- oder Verkehrsmittel, Bauten aller Art. Man will des Feindes Kriegsmittel vernichten, um ihn zum Friedenschluß zu zwingen; man opfert eigene, die verloren zu gehen drohen, um sie dem Feinde zu entziehen; man beseitigt Bauten,

Kosakengreuel am Grabmal des Imam Hussein bei Kasri Schirin im Juni 1916.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

UNIV. OF MICH.

Vertreibung der Russen aus Kasr i Schirin.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

deren Benutzung ihm Vorteil brächte, oder solche, die uns hindern. Hauptsächlich liegt diese Tätigkeit, soweit es sich um leblose Gegenstände handelt, den Pionieren und dem schweren Geschütz ob.

In der Verwendung unterscheidet sich der Pionier von dem Artilleristen dadurch, daß er das Sprengmittel persönlich an den Ort der beabsichtigten Wirkung bringt und entzündet, während es der Artillerist mit einer Zündvorrichtung versieht und durch das Geschütz nach dem Ziele schießt; dies kann also aus großer Entfernung geschehen und auch dann, wenn es nicht möglich wäre, an Ort und Stelle zu gelangen. Oft gibt solches Wirken dem Pionier Gelegenheit zur Betätigung mutiger Selbstaufopferung; bei dem Geschützwesen setzt es stets höhere technische Vorbereitung voraus.

Seit Erfindung des Schwarzpulvers gebrauchte man dieses zu den genannten Zwecken; es ist, wie bekannt, ein „mechanisches" Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel. „Mechanisch" nennt man das Gemisch deshalb, weil die genannten drei Bestandteile wohl sehr zerkleint und eng gemischt werden, trotzdem aber nebeneinander unverändert bestehen bleiben, bis das Schwarzpulver entzündet wird. Dagegen stellt seit etwa fünfzig Jahren die Chemie Sprengstoffe her, bei denen die Urbestandteile neue chemische Verbindungen miteinander eingegangen sind. Sie unterscheiden sich, was die Anwendung betrifft, von dem Schwarzpulver im wesentlichen durch eine außerordentlich viel stärkere Wirkung und ganz geringe Rauchentwicklung.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Von der Tätigkeit des türkischen Roten Halbmondes: Ein Caal des Seraigymnasiums in Galata, das als Lazarett dient.

Die Schwestern sind türkische Damen, die in der Pflegerinnenschule des Roten Halbmondes ihre Ausbildung genossen haben.

Man kann einen Sprengstoff als einen Körper bezeichnen, der die Eigenschaft hat, vor dem Gebrauch einen kleinen Raum einzunehmen, dann aber, wenn er wirken soll, in kaum meßbar kurzer Zeit, blitzartig, einen außerordentlich viel größeren Raum zu beanspruchen, und zwar mit solcher Gewalt, daß alles in der Umgebung, was dieser plötzlichen Ausdehnung im Wege steht, zerrissen und weggeschleudert wird. Bei dem Schwarzpulver geschieht dies dadurch, daß bei seiner Entzündung eine große Menge Gase erzeugt werden, deren Raumbedarf durch starke Erhitzung noch gesteigert wird; denn, wie bekannt, dehnt Wärme die Körper, besonders auch gerade die gasförmigen, aus. Je enger die Umschließung der Gase bei ihrer Entwicklung ist, desto heftiger wirken sie, weil unter dem so entstehenden Druck, der Gasspannung, die Hitze größer, die Verbrennung rascher wird.

Es leuchtet ein, daß diese Eigenschaft des Pulvers es nicht nur befähigt, seine Umgebung zu zerreißen, sondern auch, richtig angewandt, aus einer Waffe ein Geschoß herauszuschleudern, zu schießen. Tatsächlich scheint denn auch die erste Verwendung des Pulvers die als „Treibmittel" gewesen zu sein, schon bei seiner Entdeckung, als dem wackeren Bertold Schwarz der Stößel, mit dem er das Gemisch im Mörser zerstieß, an der Nase vorbeifuhr und ein Loch in die Decke schlug. Das war entschieden der erste „Mörserschuß". Lange Zeit verschoß man ja dann auch nur Vollkugeln aus Stein, später aus Gußeisen, bevor man sie hohl herstellte, mit Pulver lud und Bomben nannte. Doch muß die Betrachtung der „Treibmittel" einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben.

Bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen sehen wir noch 1864 den preußischen Pionier den Pulversack zur Sprengung der dänischen Palisaden auf der Schulter heranschleppen. 1866 und 1870/71 waren die Granaten aus Gußeisen hergestellt und mit Schwarzpulver gefüllt. Und doch kannte man schon damals, wie oben angedeutet, ein chemisches Sprengmittel, das Dynamit. In weiteren Kreisen lernte man es 1870 dadurch kennen, daß unsere Kavalleriepatrouillen auf feindlichem Gebiet Dynamitpatronen an die Schienen, vorzugsweise an die Kurven, Weichen und Herzstücke legten und entzündeten, und so den dortigen Eisenbahnverkehr unterbrachen. Ganz besonders aber erregte es Erstaunen, als man die „Riesenkanonen" der eroberten französischen Festungen, die man wegen ihres Gewichts nicht ganz nach Deutschland abführen konnte, dadurch in Stücke t ilte, daß man einfach eine Dynamitpatrone obenauf legte und diese entzündete. Hätte man das mit Schwarzpulver in noch so großer Menge getan, so wäre eine große Flamme, eine noch größere Rauchwolke und ein Schmutzfleck auf dem Geschützrohr der einzige Erfolg gewesen. Man wußte auch, daß man zur Sprengung von Mauerwerk oder dergleichen die Pulverladung fest „verdämmen" und, sollte der Pistolenschuß knallen, einen Pfropfen fest einkeilen mußte.

Daß dies bei dem Dynamit (Nitroglyzerin) nicht nötig ist, kommt daher, daß ein gleich großes Stück dieses Sprengstoffes nicht nur sechsmal mehr Gas erzeugt, sondern auch in einer unfaßbar kurzen Zeit. Es benötigt zur Zersetzung kaum mehr als ein Dreißigstel der Zeit, die das Pulver braucht, und zwar ein Würfel von 1 cm Seitenlänge nicht viel mehr als eine millionstel Sekunde. Infolge dieser Schnelligkeit hat nicht einmal die leichte und elastische Luft, in der wir leben, Zeit, auszuweichen. Die heißen Gase zertrümmern deshalb das, was ihnen zunächst ist. Die Zerreißung der Luft bemerken wir nicht, diejenige des Geschützrohrs dagegen tritt in Erscheinung. Manchen Leser dürfte es interessieren, daß 1 Liter Nitroglyzerin etwa 2 Millionen Kalorien Wärme erzeugt und daß seine Kraftleistung über ½ Million Kilogrammeter beträgt. Das Nitroglyzerin wurde 1847 in Paris entdeckt und seit 1862 von dem Schweden Nobel fabrikmäßig hergestellt aus dem gewöhnlichen Glyzerin mit Schwefel- und Salpetersäure, aber in fester Form, mit Infusorienerde oder ähnlichen Stoffen vermischt. Dieses Erzeugnis wurde Dynamit genannt und durfte bald, da es die Gefährlichkeit des reinen Nitroglyzerins verloren hatte, auch mit der Eisenbahn befördert und allgemein verwendet werden. Trotzdem entstanden noch große Unglücksfälle, weil es sich, besonders in gefrorenem Zustand, zuweilen bei heftigen Erschütterungen, von selbst entzündete.

Nichts lag näher als der Wunsch, diesen Stoff mit seiner Riesenkraft auch als Treibmittel oder wenigstens zur Füllung der Granaten auszunutzen. Der erstere scheiterte an der zu heftigen Wirkung, der letztere an der mangelnden Sicherheit gegen Selbstentzündung beim Abfeuern der Geschütze.

Die Chemie ließ aber nicht nach. Eine Unzahl von Sprengstoffen mit den unglaublichsten Namen kamen auf, bis endlich 1885 der Franzose Turpin die Pikrinsäure, mit Salpetersäure behandelte Karbolsäure, bisher nur als Färbemittel gebraucht, auch als Sprengmittel erkannte. Unter

Phot. Ch. Raad, Jerusalem.

Ankunft Djemal Paschas in Bir Saba im Süden Palästinas.

dem Namen „Melinit“ wurde sie in Frankreich eingeführt, als „Lyddit“ im Burenkriege bekannt. Sie vereinigt die Kraft des Dynamits anscheinend mit der Stoßsicherheit des Schwarzpulvers. Wir führten sie als Sprengmunition 88 und als Granatfüllung 88 ein. Ihre Wirkung war so heftig, daß man bei Schießversuchen auf Bretterscheiben zuerst überhaupt nichts fand. Schließlich stellte sich heraus, daß die bis dahin gußeiserne Granate in lauter sandkorngroße Teilchen zerstoben war. Man mußte dann zähen Stahl zu den Granaten verwenden, um wirksame Sprengstücke zu erhalten. Im japanisch-russischen Kriege hörte man, daß die Japaner mit Pikringranaten 20 Prozent „Rohrkrepierer“ hatten, das heißt ein Fünftel der Granaten zersprang schon im Geschützrohr und gefährdete so die eigene Geschützbedienung. Bei uns kam das nicht vor, und es wäre interessant zu wissen, von wem die Japaner ihre Granaten hatten machen lassen. Diese müssen nämlich sehr sorgfältig aus-lackiert werden, damit die Pikrinsäure nicht mit dem Metall in Berührung kommt, und deutsche Gewissenhaftigkeit ist nicht jedermanns Sache. Man erfuhr ja auch, daß auf französischen Kriegschiffen vor einigen Jahren liederlich hergestelltes Pulver von selbst losging. Damals wußten wir, daß die französische Flotte wehrlos war, und die Admirale ließen das Pulver ins Meer werfen.

Wie dem auch sei, vor etwa zwölf Jahren bot sich uns ein neues Sprengmittel mit dem schwierigen Namen Trinitrotoluol oder Trotyl. Dieses Mittel soll stoßsicherer sein als die Pikrinsäure, läßt sich in jeder Beziehung behandeln und mißhandeln und neigt nicht zur Selbstzersetzung, auch wenn es mit Feuchtigkeit oder Metall in Berührung kommen sollte.

Alle genannten chemischen Sprengmittel bedürfen einer besonderen Zündung, deren Hauptbestandteil Knallquecksilber zu sein pflegt. Sie heißt Sprengkapsel oder Zünd-

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Der Kommandant von Jaffa (Palästina) hält an die ausrückenden Truppen und das Volk eine begeisternde Ansprache.

hütchen und hat den Zweck, durch Schlag, Reibung oder Stich eine heftige Stichflamme zu erzeugen. Gerade die Notwendigkeit einer solchen besonderen Einrichtung zur Entzündung verleiht dem Sprengmittel erst seine Kriegsbrauchbarkeit, denn diese verlangt, daß unbeabsichtigte und vorzeitige Entladung unbedingt ausgeschlossen ist.

Wir haben die Wirkung unserer mit Granatfüllung 88 oder Füllpulver 02 geladenen Granaten — man nannte sie eine Zeitlang zum Unterschied von den damals noch teilweise mit Schwarzpulver geladenen: „Sprenggranaten" — auf feindliche Festungswerke schon mehrfach im Bilde unseren Lesern vorgeführt, darunter mächtige Brücken, wie man sie oft mit Aufwand von Millionen und jahrelangen Mühen errichtet, um sie dann selbst in einer Sekunde in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, wenn der Feind im Flußübergang aufgehalten werden soll. Nur einen Zeitgewinn pflegt die Sprengung zu bewirken, bis die Pioniere eine neue Brücke, unter Umständen mit Benutzung der Reste der alten, hergestellt haben. Doch dieser Zeitgewinn reicht oft hin, um, je nachdem, die zurückweichende Armee durch eiligen Rückzug der Vernichtung zu entziehen oder ihr zu ermöglichen, auf dem anderen Ufer eine kräftige Gegenwehr vorzubereiten.

Am wirksamsten ist die Sprengung der Brückenpfeiler. Damit dies ohne viel Zeitverlust an der empfindlichsten Stelle geschehen könne, werden schon beim Bau der Brücke sogenannte „Minenöfen" eingebaut und bei drohender Kriegsgefahr mit Sprengstoff gefüllt. Im richtigen Augenblick genügt dann der einfache Druck auf den Knopf der elektrischen Leitung, um von weit her die Sprengung zu bewirken. Wo die Öfen angelegt sind, ist Geheimnis des eigenen Staates, es bezüglich der Brücken des feindlichen Staates zu erfahren, Sache der Spionage.

Die Verluste der englischen Kriegsflotte seit Beginn des Krieges.

Von Professor E. Beutel.

Bei der folgenden Zusammenstellung ist zu beachten, daß die Zahl der tatsächlichen Schiffsverluste bedeutend größer ist als angegeben, da die englische Admiralität nicht nur mehrfach Schiffsverluste verheimlicht, sondern auch Verluste weggeleugnet hat, die von dem deutschen Admiralstab auf Grund der Beobachtungen unserer Seestreitkräfte als sicher nachgewiesen sind. Diejenigen Schiffe, die mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, meist auf Grund zuverlässiger Nachrichten durch Neutrale als verloren angesehen werden können, sind mit einem * bezeichnet. Bei den großen Schiffen sind angegeben Jahr des Stapellaufs, Wasserverdrängung in Tonnen, Friedensbesatzung, Zeit, Art und Ort des Untergangs.

1. Linienschiffe.

a) Großkampfschiffe: „Warspite", 1913, 28 500 Tonnen, etwa 1000 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht vor dem Skagerrak; *„Marlborough", 1912, 28 000 Tonnen, 950 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht (beim Einschleppen in den Hafen gesunken); „Audacious", 1912, 23 400 Tonnen, 900 Mann, Mine, Irische Küste; „Superb", 1907, 22 000 Tonnen, 780 Mann, Gefecht zwischen zwei englischen Geschwadern an der norwegischen Küste. — b) Sonstige Linienschiffe: *„Lord Nelson", 1906, 19 000 Tonnen, 860 Mann, 29. Mai 1915, U-Boot, Dardanellen (soll im Hafen von Imbros später gesunken sein); „Triumph", 1903, 12 000 Tonnen, 700 Mann, 25. Mai 1915, U-Boot, Golf von Saros; „King Edward VII.", 1903, 17 800 Tonnen, 780 Mann, Mine an der Westküste von Schottland; „Russel", 1901, 13 150 Tonnen, 750 Mann, April 1916, Mine, Mittelmeer; „Bulwark", 1899, 15 250 Tonnen, 780 Mann, 26. November 1914, Pulverexplosion im Hafen von Sheerneß; „Irresistible", 1898, 15 250 Tonnen, 780 Mann, 18. März 1915, Dardanellen, Artilleriefeuer; „Formidable", 1898, 15 250 Tonnen, 1. Januar 1915, U-Boot bei Plymouth; „Goliath", 1898, 13 150 Tonnen, 750 Mann, 13. Mai 1915, Torpedoschuß, Dardanellen; „Ocean", 1898, 13 150 Tonnen, 750 Mann, 18. März 1915, Artilleriefeuer, Dardanellen; „Majestic", 1895, 15 150 Tonnen, 757 Mann, 27. Mai 1915, U-Boot, Dardanellen.

2. Panzerkreuzer.

a) Großkampfschiffe: „Tiger", 1913, 28 500 Tonnen, 1050 Mann, 24. Januar 1915, Seegefecht bei der Doggerbank; „Queen Mary", 1912, 30 000 Tonnen, 1020 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; *„Prinzeß Royal", 1911, 30 000 Tonnen, 1020 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Indefatigable", 1909, 19 050 Tonnen, 780 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Invincible", 1907, 19 050 Tonnen, 780 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht. — b) Sonstige Panzerkreuzer: „Defence", 1907, 14 800 Tonnen, 850 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Natal", 1905, 13 750 Tonnen, 700 Mann, Explosion vor Le Havre; „Warrior", 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Black Prince", 1904, 13 750 Tonnen, 700 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Argyll", 1904, 11 000 Tonnen, 655 Mann, an der schottischen Küste aufgelaufen und zerstört; „Hampshire", 1903 (wie „Argyll"), 5. Juni 1916, Mine oder U-Boot, Orkneyinseln; „Monmouth", 1901, 9950 Tonnen, 540 Mann, 1. November 1914, Seegefecht bei Coronel (Chile); „Good Hope", 1901, 14 300 Tonnen, 900 Mann, 1. November 1914, Seegefecht bei Coronel; „Euryalus", 1901, 12 200 Tonnen, 755 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Hogue", 1900, 22. September 1914, U-Boot bei Hoek van Holland; „Aboukir", 1900, 22. September 1914, U-Boot; „Cressy", 1899, 22. September 1914, U-Boot.

3. Kleine Kreuzer.

*„Caroline", 1914, 3800 Tonnen, 400 Mann, 31. Januar 1916, Zeppelinbomben, Humber; „Arethusa", 1913, 3560 Tonnen, 400 Mann, 17. August 1915, Torpedo, Jütland; „Arabis", 1915, ?, 9. Februar 1916, Torpedo, Nordsee; 2 weitere Schiffe, ?, 25. April 1916, Torpedo, Nordsee; „Birmingham", 1913, 5530 Tonnen, 400 Mann, 31. Mai 1916, Seeschlacht; *Noch ein Schiff, ?, 31. Mai 1916, Seeschlacht; „Amphion", 1911, 3500 Tonnen, 320 Mann, 6. August 1914, Mine, Themsemündung; „Pathfinder", 1904, 3000 Tonnen, 270 Mann, 5. September 1914, U-Boot, Nordsee; „Amethyst", 1903, 3050 Tonnen, 296 Mann, 10. August 1915, U-Boot, Hebriden; „Liverpool"-Klasse, 1909, 4900 Tonnen, 376 Mann, 9. Juni 1915, österreichisch-ungarisches U-Boot vor Albanien; „Hermes", 1898, 5700 Tonnen, 460 Mann, 31. Oktober 1914, U-Boot, Kanal; „Pegasus", 1897, 2200 Tonnen, 235 Mann, 19. September 1914, Artilleriefeuer der „Königsberg" bei Sansibar; „Hawke", 1891, 7450 Tonnen, 550 Mann, 15. Oktober 1914, U-Boot, Nordsee.

Hierzu kommen noch 17 Kanonenboote, 40 Torpedobootszerstörer, 3 kleinere Torpedoboote und 18 Unterseeboote, sowie etwa 12 Hilfskreuzer. Die englischen Verluste an Schiffen betragen also:

4	Großkampfschiffe	mit	101 900	Tonnen
10	sonstige Linienschiffe	„	118 200	„
5	Schlachtkreuzer	„	126 600	„
12	Panzerkreuzer	„	140 100	„
14	kleine Kreuzer	„ etwa	54 000	„
17	Kanonenboote	„	7 500	„
40	Torpedobootszerstörer	„ } etwa	38 000	„
3	kleinere Torpedoboote	„		
18	Unterseeboote	„ etwa	14 000	„
	zusammen (ohne Hilfskreuzer)		600 300	Tonnen.

Zu Beginn des Kriegs betrug der Bestand Englands an fertigen Schiffen etwa 2 200 000 Tonnen; hierzu sind im Lauf des Kriegs durch Neubauten und Beschlagnahme von Schiffen anderer Staaten, die auf englischen Werften im Bau waren, bis Juni 1916 etwa 480 000 Tonnen gekommen, so daß mit einem Gesamttonnengehalt von etwa 2 680 000 Tonnen zu rechnen ist. Der bisherige Verlust beträgt also (ohne Hilfskreuzer) 22,5 Prozent des Flottenbestandes. Zum Vergleich sei erwähnt, daß die italienische Kriegsflotte etwa 325 000 Tonnen umfaßt. Unter Anrechnung dieser Verluste würde sich, soweit sich dies auf Grund der bekannt gewordenen Nachrichten über Neubauten überhaupt feststellen läßt, ein derzeitiger englischer Bestand an größeren Schiffen (ohne Torpedoboote und Unterseeboote) ergeben von 30 Großkampfschiffen, 9 älteren und 21 ziemlich veralteten Linienschiffen, 5 Schlachtkreuzern, 17 älteren und 5 veralteten Panzerkreuzern, 45 Schnellkreuzern und etwa 46 älteren und veralteten kleinen Kreuzern, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß eine ganze Anzahl dieser Schiffe auf längere Zeit gefechtsunfähig ist. Diese Zahlen zeigen nun, daß Englands Meerherrschende Stellung zur See auf recht schwachen Füßen steht. Der deutsche Seesieg hat erwiesen,

Der russische Panzerkreuzer „Pallada“ wird durch das deutsche Unterseeboot U 26 torpediert.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans Bohrdt.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Feldmäßig bepackter Telegraphist.

daß in der neuzeitlichen Seeschlacht die Großkampfschiffe mit ihrer weittragenden schweren Artillerie ausschlaggebend sind. Nicht ohne Grund hat das am Ende der Seeschlacht erschienene Geschwader von 12 englischen älteren Linienschiffen vorgezogen, den Kampf mit unseren Großkampfschiffen gar nicht aufzunehmen. Wenn man nach der Berechnung von Winston Churchill die englischen Schiffe, die mit 34,3-cm- und 38,1-cm-Geschützen bestückt sind, als erstklassig bezeichnet und das deutsche 30,5-cm-Geschütz auf Grund der Erfahrungen der Seeschlacht den eben erwähnten englischen Geschützen als ebenbürtig annehmen darf, so besteht eine englische Überlegenheit in diesen erstklassigen Schiffen auch rein zahlenmäßig kaum mehr, so daß Deutschland einem neuen Waffengang zur See mit allem Vertrauen entgegensehen darf. Eine englische Überlegenheit an großen Schiffen ist nur in älteren Panzerkreuzern und veralteten Linienschiffen vorhanden, eine Folge des von England begonnenen Baus von Großkampfschiffen, wodurch die vorher gebauten großen Schiffe viel schneller eine Verminderung ihrer Gefechtskraft erlitten. Die englische Überlegenheit in kleinen Kreuzern, die in der Seeschlacht hauptsächlich zur Aufklärung dienen, wird durch Deutschlands für den Aufklärungsdienst noch viel besser geeignete Luftschiffe ausgeglichen. Hoffen wir, daß beim nächsten Versuch der englischen Flotte, ihr schwindendes Ansehen wieder herzustellen, dieser eine noch größere Niederlage als die letzte bereitet wird.

Der Untergang des russischen Panzerkreuzers „Pallada“.

(Hierzu das Bild Seite 53.)

Als man zu Anfang des Krieges längere Zeit nichts von Ereignissen in der Ostsee hörte, hatten viele, darunter offenbar auch die Russen, wohl angenommen, daß unsere Flotte dort die an Zahl sehr geringen russischen Seestreitkräfte unbeachtet lasse. Daß dem keineswegs so war, daß vielmehr die deutschen Schiffe unablässig auch den russischen Gegner im Auge behielten, zeigte die plötzlich durch alle deutschen Gaue hallende, mit Jubel vernommene frohe Kunde, daß unser Unterseeboot U 26, Kommandant Kapitänleutnant Freiherr v. Berckheim, am 11. Oktober 1914 nachmittags zwei Uhr den russischen Panzerkreuzer „Pallada“ vor dem Finnischen Meerbusen in den Grund geschossen habe. Dieser hatte sich in Begleitung seines Schwesterschiffes „Bajan“ unvorsichtig vorgewagt, obwohl ihm das Schicksal der drei durch U 9 kurz vorher vernichteten englischen Panzerkreuzer (siehe Band I Seite 140) zur Warnung hätte dienen müssen. Die Verringerung der an sich sehr geringen Zahl russischer Schiffe in der Ostsee um eine so wertvolle Einheit wie die „Pallada“, die sich im gegenwärtigen Kriege nicht so leicht ersetzen ließ, war ein sehr empfindlicher Verlust der Russen.

Die „Pallada“ lief im November 1906 in Petersburg vom Stapel, besaß eine Wasserverdrängung von 8000 Tonnen und erreichte mit Maschinen von 16 500 Pferdekräften eine Geschwindigkeit von 22,5 Seemeilen in der Stunde. Das Kohlenfassungsvermögen betrug 1020 Tonnen. Geschützt war das Schiff durch einen Gürtelpanzer von 176 Millimeter in der Mitte und 103 Millimeter an den Enden, sowie durch einen Deckpanzer von 60 bzw. 50 Millimeter. Die Armierung bestand aus zwei 45 Kaliber langen 20,3-cm-Geschützen (je eines in einem Turm vorn und hinten), acht gleich langen 15,2-cm-Geschützen, von denen vier nach vorn und vier nach hinten feuern konnten, zweiundzwanzig 7,5-cm-Geschützen in gleicher Aufstellung bzw. einer Kasematte und vier 5,7-cm-Geschützen in den Gefechtsmarsen. Aus zwei Unterwasserrohren konnten 45-cm-Torpedos geschossen werden. Das Schiff wird etwa 20 Millionen Mark gekostet haben.

Nach den seinerzeit veröffentlichten Berichten ging die „Pallada“ kurz Zeit nach erhaltenem Treffer unter, wäh-

Ordnung im Granatfeuer: Regimentsgeschäftzimmer in einem Keller.

Eine aufgefahrene Telephonabteilung in Deckung dicht hinter der Front. Photo-Union, Berlin.

rend sich der „Bájan“ schleunigst entfernte, um nicht dem gleichen Schicksal zu verfallen. Infolgedessen kam auch die ganze Besatzung der „Pallada“ von etwa 580 Mann um. — Ohne Schaden genommen zu haben, kehrte U 26 nach Danzig zurück, wo die Mannschaft aus den Händen der Kronprinzessin das Eiserne Kreuz erhielt.

Die Feldtelegraphie.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 54 und 55.)

Bei der Größe der heutigen Truppenverbände, der „Massenheere“, und ihrer großen räumlichen Ausdehnung nach Breite und Tiefe müssen zu ihrer Leitung alle Mittel nutzbar gemacht werden, die die moderne Technik für die rasche Übermittlung von Befehlen, Meldungen und Nachrichten bietet. Drahttelegraphie und Fernsprecher, Funkentelegraphie, optische Telegraphie, ferner Schallsignalmittel und Luftfahrzeuge, sowie Fahrräder und Kraftfahrzeuge, Meldereiter und bisweilen Brieftauben sind die unentbehrlichen Mittel, die in gegenseitiger Ergänzung die pünktliche Beförderung von Nachrichten gewährleisten. Von besonders einschneidender Bedeutung hierfür sind Drahttelegraphie und Fernsprecher, da diese zur Bewältigung des Massenverkehrs dienen, während die anderen nur für einzelne kurze Nachrichten geeignet sind.

Unsere Abbildung Seite 55 oben zeigt eine Fernsprechabteilung, die, durch einen größeren, bewaldeten Höhenzug geschützt, hinter der Front aufgefahren ist. Jede Infanterie- und Reservedivision sowie jedes Generalkommando verfügt über eine solche Fernsprechabteilung, die sich in drei Trupps gliedert. Von letzteren ist jeder in der Regel mit 7 Kilometern „Feldleitungslänge“ — das ist das neue Wort für Betriebslänge — und mit vier Fernsprechstationen ausgestattet. Wie flink diese feldgrauen Telegraphisten auch unter den schwierigen Verhältnissen beim Bau der Leitungen zwischen den Kommandobehörden, im Gefecht und auf Vorposten, also dicht hinter der Front, arbeiten, erhellt daraus, daß jeder Kilometer der Leitung durchschnittlich in zwanzig Minuten gebrauchsfertig gelegt wird. Die zweite Abbildung auf Seite 55 veranschaulicht die Ordnung und Verteilung der zum Leitungsbau benötigten Geräte. Die Wagen, die auf beiden Bildern zu erkennen sind, sind dieselben wie bei den Korpstelegraphenabteilungen, nämlich leichte Vierspänner.

Die erwähnten Korpstelegraphenabteilungen, deren vier Züge insgesamt 80 Kilometer Feldkabel legen können, haben die Aufgabe, ihr Generalkommando an den nächst höheren Stab, das Armeeoberkommando, anzuschließen, und wenn das Kabel soweit reicht, auch die unterstellten Divisionen mit dem Generalkommando zu verbinden. Eine Korpstelegraphenabteilung kann bis zu zwanzig und mehr Telegraphen und Fernsprechstationen bauen, die vor der Drahttelegraphie den Vorzug persönlicher Aussprache bieten.

Eine Reservedivisionstelegraphenabteilung dient zur Verbindung ihrer Reservedivision mit dem Armeeoberkommando oder einem benachbarten Generalkommando. Ihre Stärke an Mannschaften und Pferden, ihr Material und ihre Leistungsfähigkeit besteht aus einem Viertel dessen, was einer Korpstelegraphenabteilung zur Verfügung steht.

Bei jedem Armeeoberkommando und beim Großen Hauptquartier befindet sich je eine Armeetelegraphenabteilung. Diese Abteilungen verbinden die genannten Stäbe mit den Leitungen der Etappentelegraphendirektion und dadurch auch mit dem Reichs-Telegraphen- und -Fernsprechnetz. Im Gegensatz zu den früher genannten Fernsprech- und Telegraphenabteilungen verfügt die Armeetelegraphenabteilung über schwere, vierspännige Fahrzeuge. Sie baut

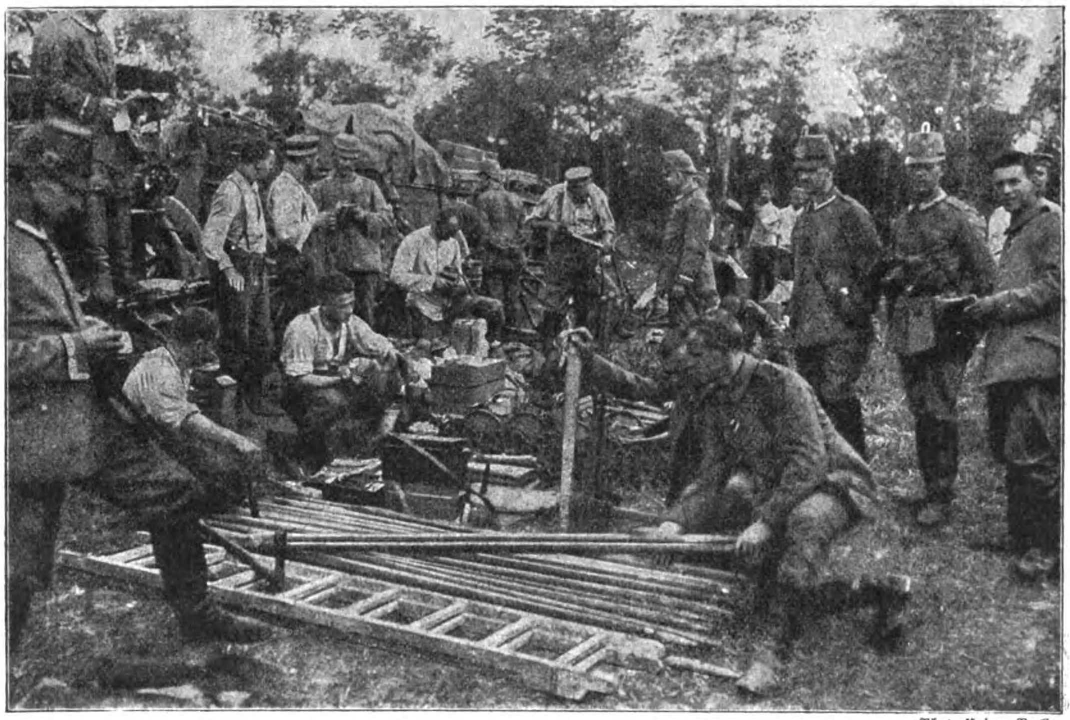
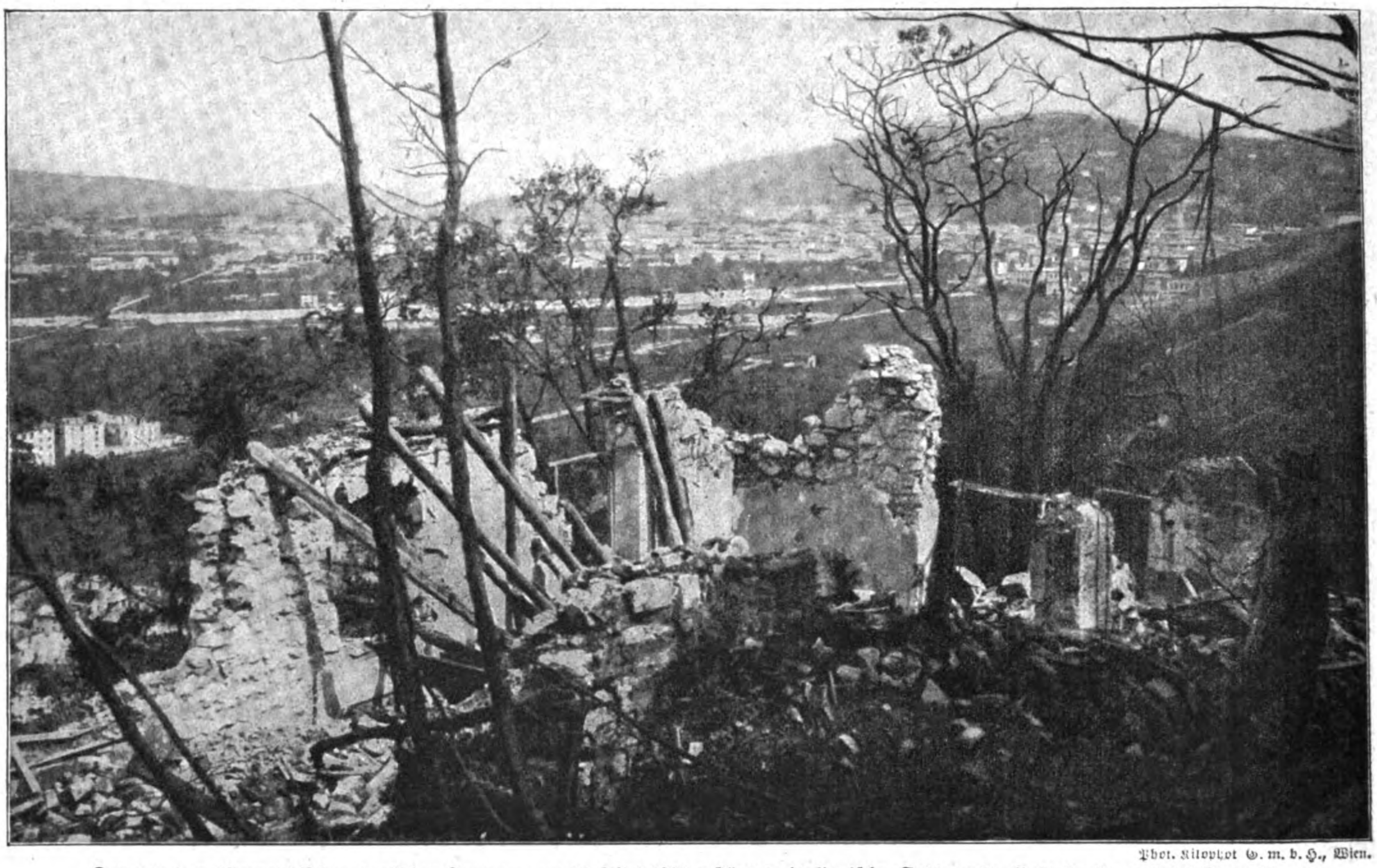


Photo-Union, Berlin.

Ausgabe der zur Legung einer Telephonleitung notwendigen Geräte an die Mannschaften.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Der von den österreichisch-ungarischen Truppen am 15. Mai 1916 erstürmte italienische Stützpunkt „Castello Dante“ bei Rovreit.

ihre Leitung mit blankem Draht oder wie die Korpstelegraphenabteilung mit Feldkabel bis zur Betriebslänge von 90 Kilometern. Zu einer Armeetelegraphenabteilung gehören acht bis zwölf Stationen mit Doppelbetrieb, wo also auf derselben Leitung gleichzeitig ein Fernsprech- und ein Morsebetrieb stattfindet. Außerdem können bis zu achtzehn Fernsprechstationen in Betrieb gesetzt werden.

Erwähnen wir nun noch die bei Belagerungsarmeen in Tätigkeit tretenden Belagerungstelegraphenabteilungen und Festungstelegraphenbaukompanien, so sind damit sämtliche Abteilungen genannt, die für die Feldtelegraphie in Frage kommen.

Die Ausnutzung der vorhandenen Friedenstelegraphenleitungen sowie der große Nachschub an weiterem Leitungsbaumaterial haben es ermöglicht, von jedem Stabe aus ein dichtes Netz von Leitungen zu legen, die sich besonders im Stellungskampfe beim Zusammenarbeiten der verschiedenen Waffengattungen und der verschiedenen Stäbe durch ihre wertvollen Dienste unentbehrlich gemacht haben.

Die Feldtelegraphie erfordert bei der Nachrichtenüber-

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Teil des Kampfgrabens im italienischen Stützpunkt „Castello Dante“ bei Rovreit nach der Erstürmung durch österreichisch-ungarische Truppen.

Österreichisch-ungarische Truppen besetzen bei ihrem Vordringen in Südtirol am 18. Mai 1916 im Etschtale südlich von Rovreit den Ort Mori.

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Kargl.

mittlung Leitungen, Batterien und Apparate. Je stärker die Batterien, die den elektrischen Strom für die Leitungen liefern, sind, je stärker und je besser isoliert die Leitungen, um so größer ist auch die Telegraphierweite. Weniger bekannt dürfte sein, daß der Betrieb mit Telegraphenapparaten mittels Gleichstrom, der Fernsprechbetrieb aber mittels Wechselstrom erfolgt und daß beide Ströme gleichzeitig über ein und dieselbe Leitung laufen können, ohne sich wesentlich zu stören. Man kann folglich, wie schon erwähnt, einen Doppelbetrieb einrichten, also in einer Stunde vierhundert Worte durch Morsezeichen abtelegraphieren und während derselben Zeit fernsprechen.

Die Kämpfe in Südtirol

Von Walter Oertel, Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Bilder Seite 56—60.)

Südtirol, Standort, 3. Juni.

Der Stoß gegen Italien war beschlossen. In aller Stille wurden die zu diesem Zweck bestimmten Truppenmassen unter Erzherzog Eugen (siehe Bild im IV. Band Seite 480) in ihren Abschnitten bereitgestellt und vor allem der Aufmarsch der starken Artillerie in die Wege geleitet, welche den österreichisch-ungarischen Truppen die Bahn zum Siege zu öffnen bestimmt war. Es wurden ferner in unausgesetzter Arbeit große Mengen an Munition und technischem Material, an Verpflegung und Ausrüstung herangeführt, um so alles für einen großzügig angelegten Angriff Notwendige in reichem Maße zur Hand zu haben.

Als der zu seinem Beginn bestimmte Tag heranrückte, machte das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Genaue Erkundungen ergaben, daß die Schneehöhen im Gebirge noch derartige waren, daß der Infanterieangriff dadurch gefährdet erschien.

Es wurde daher der Entschluß gefaßt, den Angriff zu vertagen, worauf die Italiener weniger durch Truppenverschiebungen als durch emsigen Ausbau ihrer Stellungen antworteten.

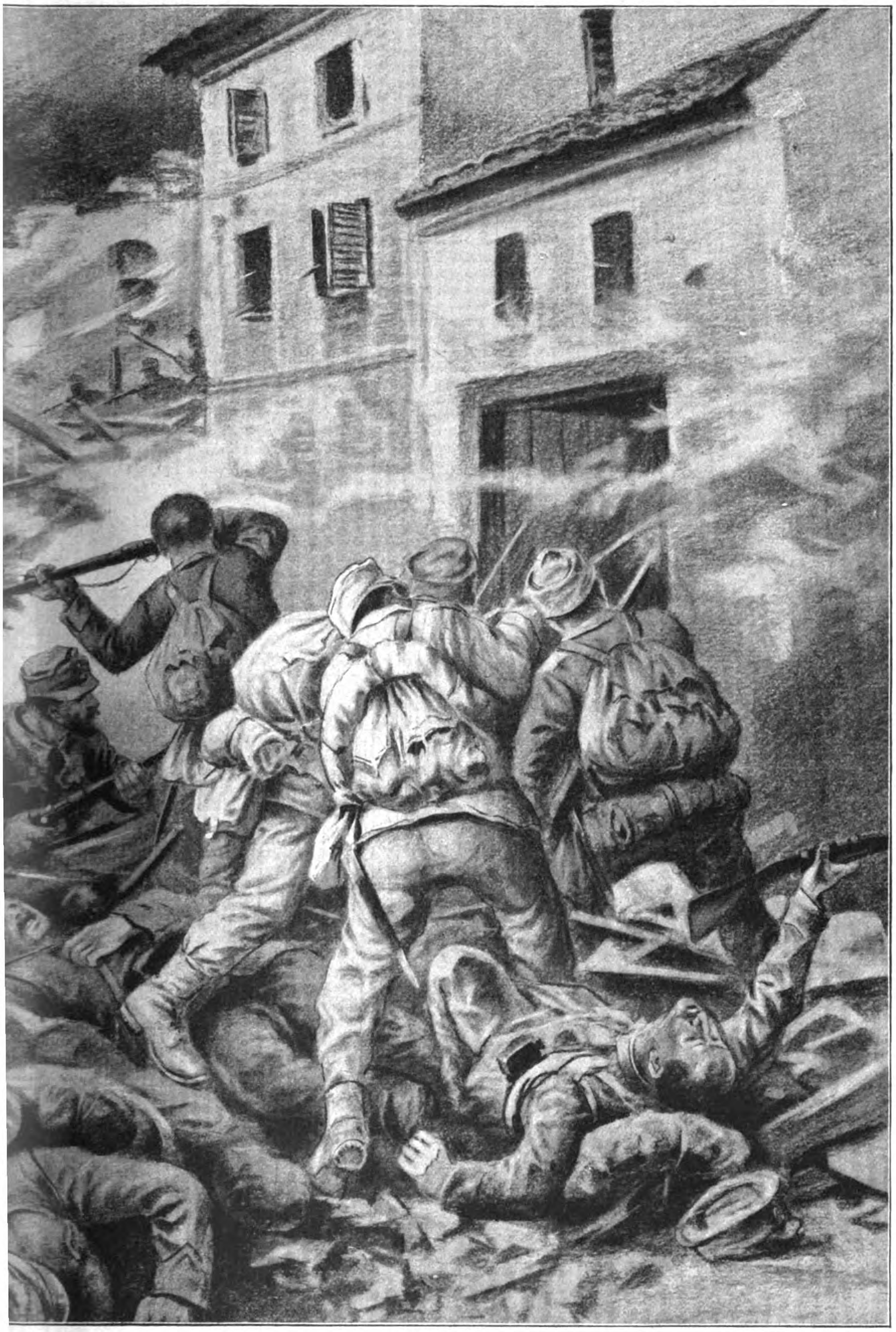
Allenthalben wurde von reger Sprengtätigkeit der Italiener, von Anlage neuer Hindernislinien und Schützengräben berichtet. Selbstverständlich wurde auch seitens der Österreicher und Ungarn diese unfreiwillige Muße nicht ungenützt gelassen, sondern vor allem dazu verwendet, die Angriffsartillerie noch weiterhin zu verstärken.

Endlich, gegen Mitte Mai, waren die Schneeverhältnisse derartige geworden, daß man zum Angriff übergehen konnte, und so wurde der 15. Mai hierfür festgesetzt.

An diesem Tage, einem herrlichen, klaren Frühlingsmorgen, eröffnete um sechs Uhr die gesamte Artillerie ein mächtiges Feuer auf den Gegner. Nun begann der Angriff. Eine Gruppe brach aus der Marsillistellung südlich Rofreit vor mit dem Auftrage, sich der Zugna Torta (siehe Band IV Seite 474 und Bild Seite 481) zu bemächtigen, während einer anderen Gruppe der Angriff auf das Nordufer des Laintales sowie die Wegnahme des überaus schwierigen, tief eingeschnittenen Terragnolotales zugewiesen war. Von hier aus sollte die Gruppe dann gegen die Hochfläche des Col Santo vorgehen.

Der Infanterieangriff begann. In schneidigem Anlauf überrannten die k. u. k. Truppen die Italiener in ihrer ersten, bei der Schießstätte belegenen Stellung, stießen kräftig nach und entrissen denselben auch das Castell Dante (siehe die Bilder Seite 56), das diese zu einem starken Stützpunkte ausgebaut hatten. Von hier aus trug diese Gruppe, verstärkt durch Zuteilung anderer Verbände, den Angriff über die „Steinlawine“ benannte Geröllhalde vor und bemächtigte sich des brennenden Ortes Lirrana.

Eroberu… italienischen … österreichisc… Tru…
Nach einer Origi… Hans …



eines
orfes durch
ungarische
en.
lzeichnung von
eiber.

Coni Zugna zu vor, bis eine schmale, von steilen Felsabstürzen eingefaßte und von den Italienern hartnäckig verteidigte Stelle dem weiteren Vordringen ein Ziel steckte.

Inzwischen war man auch gegen die Hochfläche von Moseferi vorgegangen, die von den Italienern sehr stark ausgebaut worden war. Sie hatten hier mehrfach terrassenförmig übereinander angelegte Verschanzungen, die von den Alpini sehr zähe verteidigt wurden. Nachdem ein schweres Feuer auf diese Stellungen gelegt worden war, stürmte die österreichisch-ungarische Infanterie schneidig an, und in erbittertem Ringen gelang es, durch Fortnahme der befestigten italienischen Orte Toldo und Moseferi (siehe nebenstehendes Bild) auf dieser heißumstrittenen Hochfläche festen Fuß zu fassen. Alle Versuche des hier fast durchweg aus Alpini bestehenden Gegners, diese Orte zurückzuerobern, scheiterten unter schweren Verlusten.

Von hier aus wurde weiter gegen das Terragnolotal vorgestoßen. Im Sturm wurde Potrich und Valduja genommen, deren Besatzungen im Handgemenge unterlagen. Jäger und Infanterie stießen bis zum Orte Piarra durch, bemächtigten sich der Borcolapaßstraße, durchschritten das Terragnolotal und erstürmten die jenseits desselben belegene mächtige Höhe der Costa bella. Inzwischen waren Teile eines Regiments auf der Paßstraße nach Borcola vorgegangen, hatten die Italiener bei Zerneri geworfen und waren bis dicht unterhalb des Borcolapasses vorgedrungen, der dann durch die über den Monte Malinso und die Borgoletta eingreifende Gruppe genommen wurde, während andere Teile das Col Santo-Massiv von zwei Seiten erstiegen und auch diese wichtige Höhe besetzten, die einen Ausgangspunkt der weiteren Angriffe bildete. Die am Borcolapaß vorgegangenen Heeresteile schoben sich dann südwärts auf Bettale vor, bis sie an der gewaltigen, durch permanente Befestigungen verstärkten Linie des Monte Alba, Monte Xomo und Forni Alti haltmachten.

Inzwischen war auch der Angriff von der Hochfläche von Vielgereuth aus eingesetzt und ebenso weiter östlich der Angriff vorgetragen worden. Der Armenterrarücken südlich des Suganertales wurde genommen und damit auch an diesem Punkt das erste Loch in die feindlichen Stellungen gerissen.

In den folgenden Tagen wurde weiter im Etschtale vorgegangen. Abermals wurden die Italiener geworfen und mußten nach kurzem, heftigem Kampfe trotz wiederholter Gegenstöße auch die Orte Mori (siehe das Bild Seite 57) und Marco preisgeben.

Inzwischen waren andere Teile der k. u. k. Truppen gegen die Zugna Torta vorgegangen, deren Spitze die Italiener stark befestigt hatten. Auch dieser Angriff wurde erfolgreich durchgeführt. In heftigstem feindlichen Feuer drangen die Truppen die Serpentinen aufwärts und erstürmten den von den schweren Batterien fürchterlich zugedeckten Stützpunkt auf der Berghöhe (siehe Bild Band IV Seite 481). Dann drangen die Sieger auf dem Kammwege nach der

Von hier aus vorgehend, wurden die Italiener auf der Hochfläche von Vielgereuth aus ihren Stellungen Soglio di Aspio, Coston, Costa d'Agra Maronia geworfen und der wichtige Grenzrücken des Maggio nach scharfem Kampfe von den mit unvergleichlichem Schneid vorgehenden österreichisch-ungarischen Truppen genommen.

Diesem siegreichen Vorgehen folgte der durch italienische Gegenangriffe nicht aufzuhaltende Stoß der Gruppe des Thronfolgers Erzherzog Karl Franz Joseph gegen die permanente Befestigungslinie, der als Ergebnis die fürchter-

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Von der österreichisch-ungarischen Artillerie zerstörte Mörserbatterie auf Campomolon.

dentlich gering, die der Italiener, die hier ihre besten Truppen, vor allem Alpini, stehen hatten, dagegen sehr hoch gewesen. Das Artilleriefeuer hatte mit geradezu verblüffender Genauigkeit gearbeitet und der braven Infanterie in bester Weise den Weg zum Siege geöffnet. Ich habe persönlich das Angriffsgelände gesehen, so schwierig, wie ich es weder in Serbien noch in Albanien angetroffen hatte, und die Steilhänge bewundert, die die brave Infanterie in schwerem feindlichen Feuer emporgeklettert ist, um die Italiener, die geradezu meisterhaft eingebaut waren, von den Gipfeln zu vertreiben.

Durch schwere blutige Verluste, durch Zehntausende von Gefangenen erschüttert, um 300 Geschütze, zumeist schweren Kalibers, geschwächt, stand das italienische Heer den Österreichern und Ungarn nun im zweiten großen Kampfabschnitt gegenüber. Diese dagegen glühten von Kampfbegier, waren gehoben durch die glänzenden Erfolge, sturmbereit und tapfer. Der Geist der Truppen ist es, der zum Siege führt, und der konnte gar nicht besser sein.

lich zusammengeschossenen Werke Campomolon (siehe obiges Bild) und Toraro in die Hände der Angreifer lieferte. Von hier aus wurde der Vorstoß auf die östlich des Werkes Campomolon gelegenen Tomezzaspitzen, den Passo desa Vena und den Monte Melignone ausgedehnt und auch diese Punkte in Besitz genommen. Dann wurde der Angriff weiter gegen den befestigten Raum von Arsiero vorgetragen, das Panzerwerk Casa Ratti genommen und durch Eroberung des Werkes Cornolo an der durch das Posinatal nach Arsiero führenden Straße auch diese letzte Sperre aus dem Wege geräumt, bis endlich Arsiero durch die k. u. k. Vortruppen besetzt werden konnte, womit ein neues, wichtiges Ziel dieses ersten Abschnittes des Angriffs erreicht war. Das Grazer Korps war inzwischen scharf gegen den Monte Meata angegangen, hatte diesen genommen und war durch das Gebiet der Sieben Gemeinden beiderseits der Straße Lafraun—Asiago vorgegangen, bis diese mit Befestigungen reich gespickte Gegend sich in seinem Besitze befand, so daß nunmehr von Chiesa bis Asiago eine geschlossene Front hergestellt war.

Es trat nun eine Kampfpause ein. Wenn auch die technischen Truppen und die Arbeiterabteilungen, mit äußerster Kraft arbeitend, in der Herrichtung der Straßen geradezu Bewundernswertes leisten, so erforderte diese Tätigkeit doch eben Zeit und darum mußte man sich gedulden, bis diese hervorragenden Truppen die Straßen gangbar gemacht hatten.

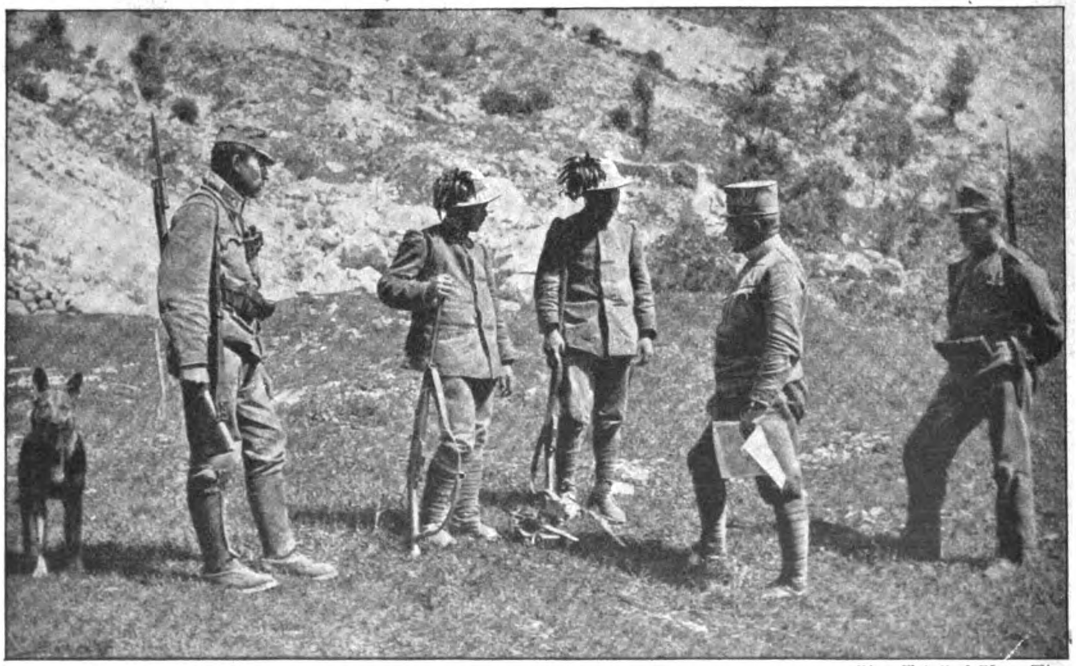
Alles in allem betrachtet, konnte man dem ganzen Angriff nur höchsten Beifall zollen. Der erste Abschnitt hatte mit einem so raschen, glänzenden Erfolge der österreichisch-ungarischen Waffen geschlossen, daß er auf Führung wie Truppen ein strahlendes Licht warf. Dank dem tadellosen Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie waren die Verluste verhältnismäßig außeror-

Immelmann †.

Nun hat der große Flieger dich geholt,
der stets um deine Bahn gekreist.
Nun hat mit einem Griff er kalt und dreist
in deines Vogels Fittiche gefaßt
und ihn zerdrückt zu plumper Eisenlast.

Jäh, wie ein Stern, schoß er herab,
zog letzte Glanzspur und verblich.
Doch jeder fühlt es tief in sich:
Als Last und Mensch zerschmettert war,
erhob sich himmelan ein deutscher Aar!

M. Geisenheyner.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Bei den Kämpfen um die Doberdohochfläche übergelaufene italienische Bersaglieri werden von einem österreichisch-ungarischen Offizier des Generalstabes verhört.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Im Tiroler Grenzgebiet begannen die **Italiener,** sich nach den vorausgegangenen schweren Schlägen, die ihnen bis Mitte Juni über 40 000 Gefangene und große Mengen Kriegsgerät gekostet hatten, wieder zu erholen. Die russische Angriffsbewegung gegen die österreichisch-ungarische Front in Wolhynien und der Bukowina kam ihnen dabei aber nicht so sehr zustatten, wie sie gehofft haben mochten. Von einer spürbaren Verringerung der k. und k. Kräfte war nicht die Rede. Nach wie vor standen an der italienischen Front österreichisch-ungarische Kerntruppen, was um so geratener war, als die allmähliche Erstarkung des von den Italienern geleisteten Widerstandes noch immer größte Aufmerksamkeit erforderte.

Schon am Abend des 14. Juni nahmen die Italiener die heftigen Kämpfe an der Isonzofront wieder auf mit einer schweren Beschießung der Hochfläche von Doberdo (siehe die Bilder Seite 62) und des Brückenkopfes von Görz durch Artillerie und Minenwerfer; während der Nacht setzten sie gegen den südlichen Teil des Doberdoabschnittes auch Infanterie an, der indessen keine dauernden Erfolge beschieden waren: schon Tags darauf, den 15. Juni, mußte sie das vorübergehend besetzte Gelände wieder räumen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der neue italienische Kriegsminister Paolo Morrone unter dem Ministerium Bissolati.

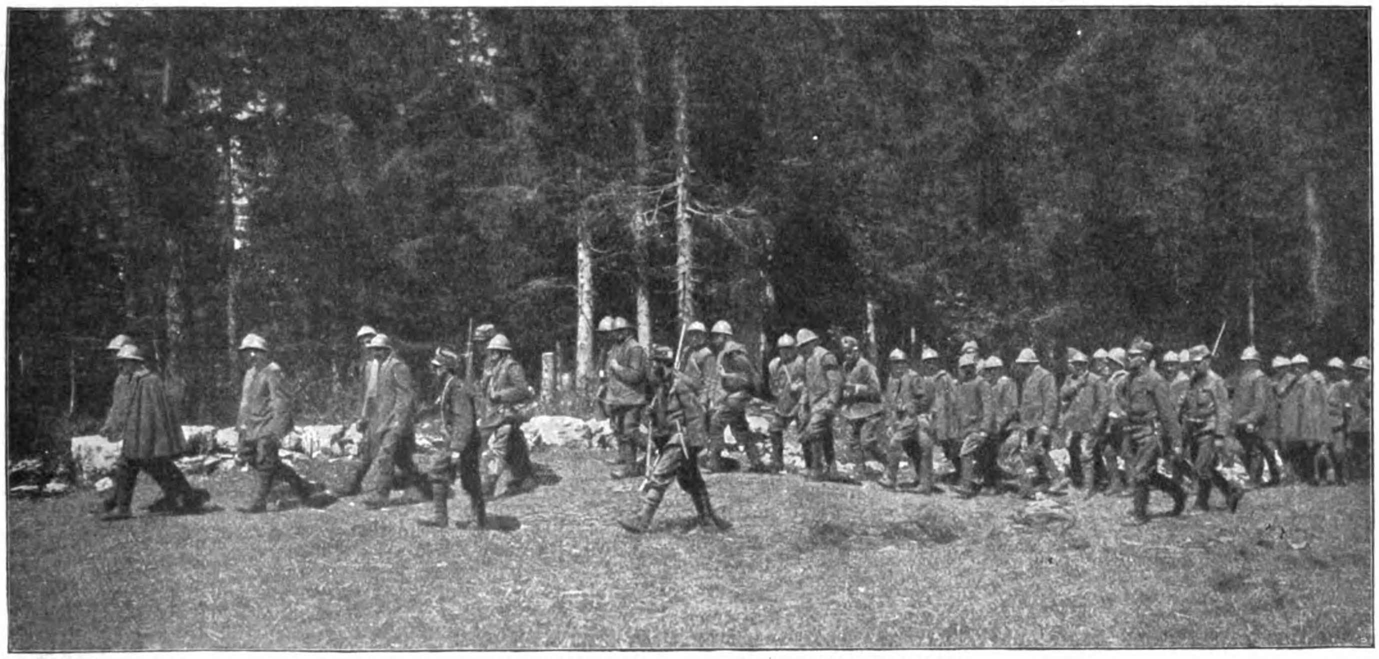
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der neue italienische Marineminister Camillo Corsi unter dem Ministerium Bissolati.

Am 16. stießen die Italiener überraschend zur Wiedereroberung ihrer verlorenen Stellungen am Mrzli Vrh oberhalb des Tolmeiner Brückenkopfes vor, verfehlten aber hier ihren Zweck ebenso wie mit ihren gleichzeitig gegen die Thurn- und Taxisschen Thermenanlagen an der Straße von Monfalcone gerichteten Angriffen, die bis zum Handgranaten- und Bajonettkampf führten. Italienische Versuche, am nächsten Tage gegen den Südteil des Monte San Michele und die Höhenstellung nördlich des Tolmeiner Brückenkopfes vorzugehen, scheiterten schon im Feuer der österreichisch-ungarischen Geschütze. Am 18. Juni erfolgten an verschiedenen Punkten der Isonzofront, so vor allem auf der Hochfläche von Doberdo bei Selz und am Monte dei Sei Busi, Angriffe der Italiener, die sich teilweise zu lebhaften Minen- und Handgranatenkämpfen entwickelten.

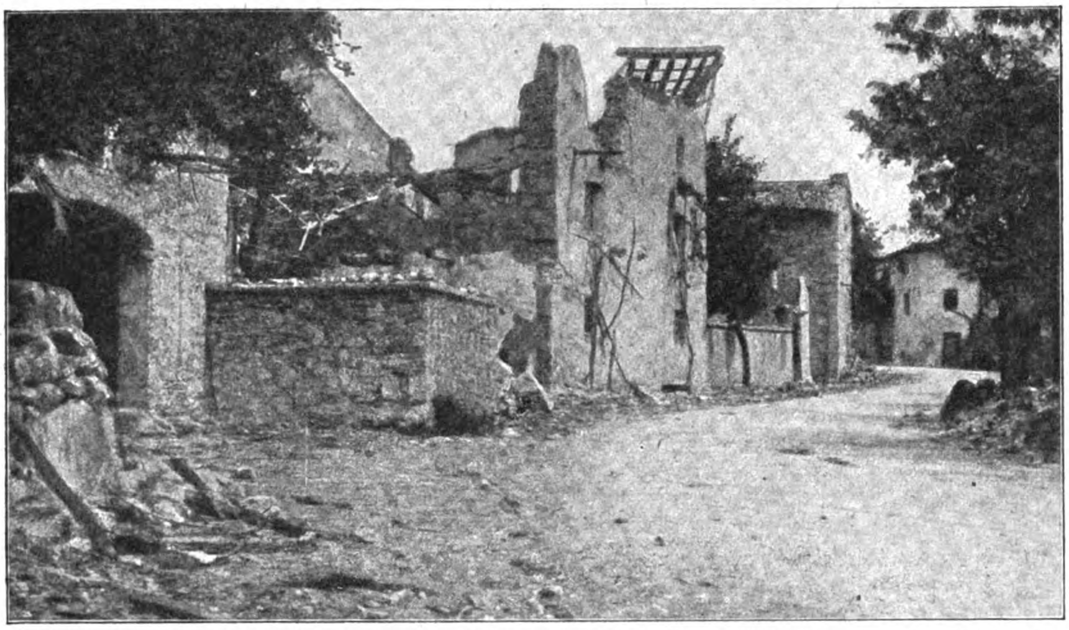
In den Dolomiten kam es vom 14. bis 16. Juni zu hartnäckigen Kämpfen größerer italienischer Kräfte, die aber bei Rufreddo und der Croda del Ancona blutig zusammenbrachen. — Am 15. Juni besetzten die Österreicher und Ungarn die Tukett- und die hintere Madatschspitze im Ortlergebiet, und auch am 22. konnten sie in diesem Raum ihre Stellungen auf einige Hochgipfel an der italienischen Grenze vorschieben. — Im Plöckenabschnitt kam es gleichfalls zu neuen Kämpfen. Nach heftiger Artilleriebeschießung ging die italienische Infanterie gegen den 1881 Meter hohen kleinen Pal vor. Doch brachte ihnen weder dieser Angriff noch ein solcher gegen das Lahner Joch trotz ihrer mutigen Haltung irgendwelchen Erfolg.

Auch auf dem Hauptteil der Front gegen Italien, im Trentino, kam es während der Berichtszeit zu wichtigen Ereignissen, die mit Artillerietätigkeit auf der Hochfläche von Asiago begannen. Ihr folgten am 16. Juni Gefechte der Infanterie, die sich hauptsächlich um das Grenzwerk von Mandrielle drehten. Die Italiener waren hier in einer günstigen Lage, weil sie von den starken Grenzfesten von Primolano wirksam unterstützt wurden. Auch der Melettaberg (1800 Meter), südlich Mandrielle, war starken italienischen Angriffen ausgesetzt, nachdem der nördlich davon gelegene, von Alpini stark besetzte Monte Castelgomberto (siehe Bild Seite 65) von den österreichisch-ungarischen Truppen bereits am 8. Juni (siehe auch Seite 22) genommen worden war. Alle Gegenangriffe führten indessen nirgends zum Ziel, Vorstöße der Italiener südwestlich Asiago



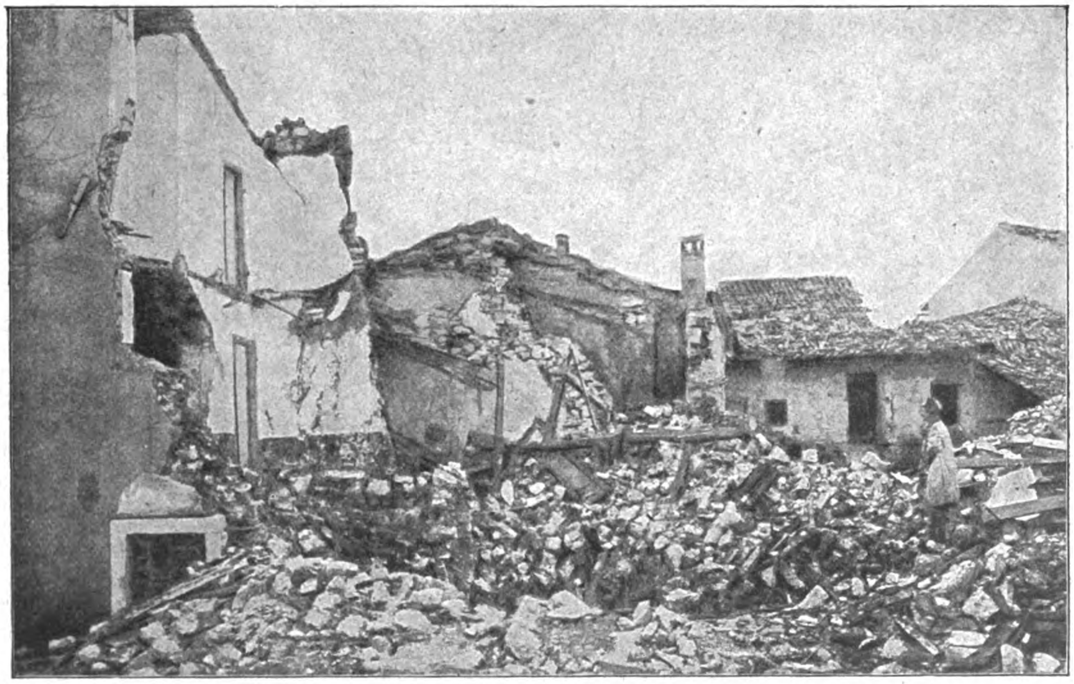
Einbringung italienischer Gefangener mit französischen Stahlhelmen.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Zur Hochebene führende Straße eines von den Italienern zerstörten österreichisch-ungarischen Grenzstädtchens.

Von den Italienern zerschossenes österreichisch-ungarisches Grenzstädtchen: Blick auf die Kirche.



Blick auf die zerstörten Häuser am Marktplatz des Städtchens gegenüber der Kirche.

trugen ihnen sogar eine empfindliche Niederlage ein. — Am 18. Juni gelang den Österreichern und Ungarn die Erstürmung des nächsten Höhenrückens des Busibello; dabei wurden über 700 Gefangene gemacht (siehe Bild Seite 61). Drei heftige Gegenstöße des Feindes wurden blutig abgewiesen. Auch starke Ausfälle, die die Italiener am 22. aus der Fortlinie von Primolano machten, blieben ergebnislos.

Trotz der berichteten zahlreichen Teilerfolge sah sich die k. u. k. Heeresleitung veranlaßt, am 25. Juni eine Verkürzung der Front zwischen Brenta und Etsch durch Zurücknahme eines Teils der Truppen anzuordnen. Obwohl der Rückmarsch ohne Störung durch die Italiener vollzogen werden konnte, ja von diesen überhaupt erst hinterher bemerkt wurde, wußte der italienische Bericht einen Sieg zu melden, während doch nichts geschehen war, als die ganz selbstverständliche Ausnutzung des gegnerischen Zurückgehens durch kampflose Einnahme freiwillig geräumter Punkte, wie der Straßenkreuzung von Mandrielle, Gallios, Asiagos (siehe Bild Seite 63) und des Berges Cengio. Diese „Erfolge" genügten aber der italienischen Heeresleitung, um zu berichten: „Der Vormarsch dauert kräftig an. Unsere Truppen verfolgen den Feind." In Wahrheit war die Frontverschiebung nicht etwa unter italienischem Druck erfolgt — sie wurde ja mitten aus unverkennbaren Fortschritten heraus vollzogen — sondern sie entsprang lediglich der wohlerwogenen Absicht, sich für die an wichtigeren Fronten als der gegen Italien schon im Gange befindlichen oder doch in naher Aussicht stehenden Ereignisse Bewegungsfreiheit zu bewahren.

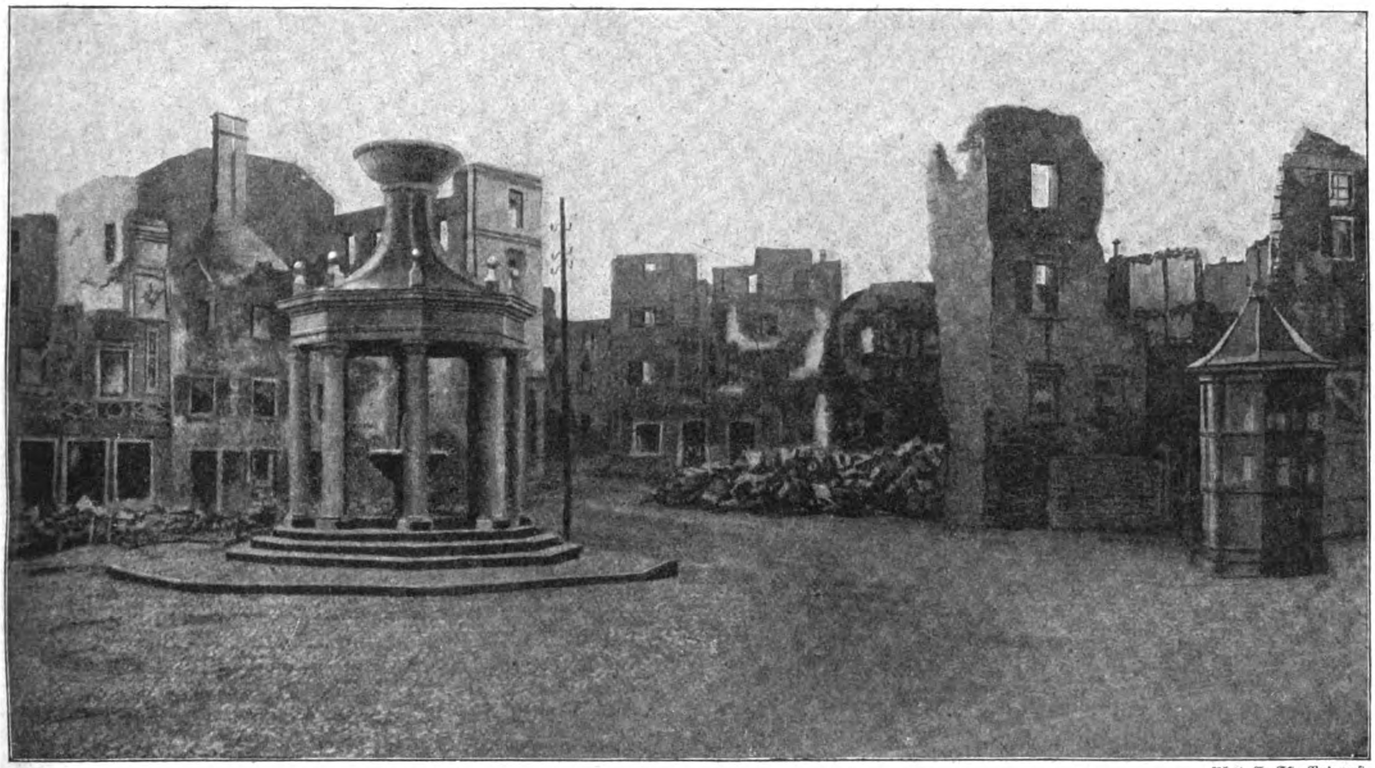
Sehr ausgedehnt und von schönen Erfolgen begleitet war im Juni die Tätigkeit der österreichisch-ungarischen Seeflugzeuge. Als am Morgen des 12. Juni drei italienische Torpedoboote in den Hafen von Parenzo eingedrungen

waren und eine starke Beschießung eröffneten, gelang es dem sofort einsetzenden Abwehrfeuer der k. u. k. Strandbatterien, den feindlichen Fahrzeugen eine Anzahl Treffer beizubringen; auch österreichisch-ungarische Seeflugzeuge stiegen auf und erzielten Bombentreffer, so daß die Italiener sich nach kurzer Zeit gezwungen sahen, einen eiligen Rückzug anzutreten. In Erwiderung dieses Besuches stießen österreichisch-ungarische Seeflugzeuge am 13. erfolgreich gegen den Bahnhof und die militärischen Anlagen von San Giorgio di Nogaro sowie gegen den Innenhafen von Grado vor.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juni wurden von drei k. u. k. Seeflugzeuggeschwadern Angriffe unternommen, mit denen an verschiedenen Orten starke Wirkungen erreicht wurden, so in Portogruaro, Latisana, Motta di Livenza, Monfalcone, San Canzian, Pieris, Bestrigna. Teils nahmen sich die Angreifer Bahnhöfe und Bahnstrecken, teils militärische Anlagen und Truppenlager zum Ziel. Es glückte ihnen, trotz heftiger Beschießung durch italienische Geschütze und Maschinengewehre, nach voller Erreichung ihrer Eisenbahnbrücke und den Bahnhof von Ponte di Piave sowie den Hafen von Grado an. Dabei wurden große Verheerungen angerichtet und unter anderem allein gegen die Eisenbahnbrücke von Ponte di Piave vier Volltreffer erzielt. An demselben Tage beschoß Linienschiffsleutnant Banfield schon wieder ein feindliches Seeflugzeug vom Typ „F.B.A." mit solchem Erfolge, daß es vier Kilometer von Grado ins Meer stürzte. Jetzt griffen italienische Strandbatterien mit ihrem Abwehrfeuer ein, in dessen Schutz es einem bewaffneten Panzermotorboot gelang, das erledigte Flugzeug, dessen Insassen schwer verwundet zu sein schienen, zu bergen.

Von den Landflügen der österreichisch-ungarischen Luftflotte ist ein am 14. Juni gegen die Bahnhofanlagen der wichtigen Eisenbahnpunkte Padua und Verona (siehe Bild Seite 73) unternommener Vorstoß hervorzuheben, bei dem gute Wirkung erzielt wurde. —

Auch die österreichisch-ungarischen U-Boote kämpften mit Glück. Am Abend des 8. Juni griffen zwei derselben einen aus drei großen Dampfern bestehenden italienischen Truppentransport an, der zum Schutz noch von einem Ge-



Phot. Az-Est, Budapest.

Der berühmte Brunnen am Hauptplatze in Asiago, der trotz des ständigen Feuers der italienischen schweren Artillerie wie durch ein Wunder unversehrt blieb.

Absichten unversehrt an ihre Ausgangspunkte zurückzukehren.

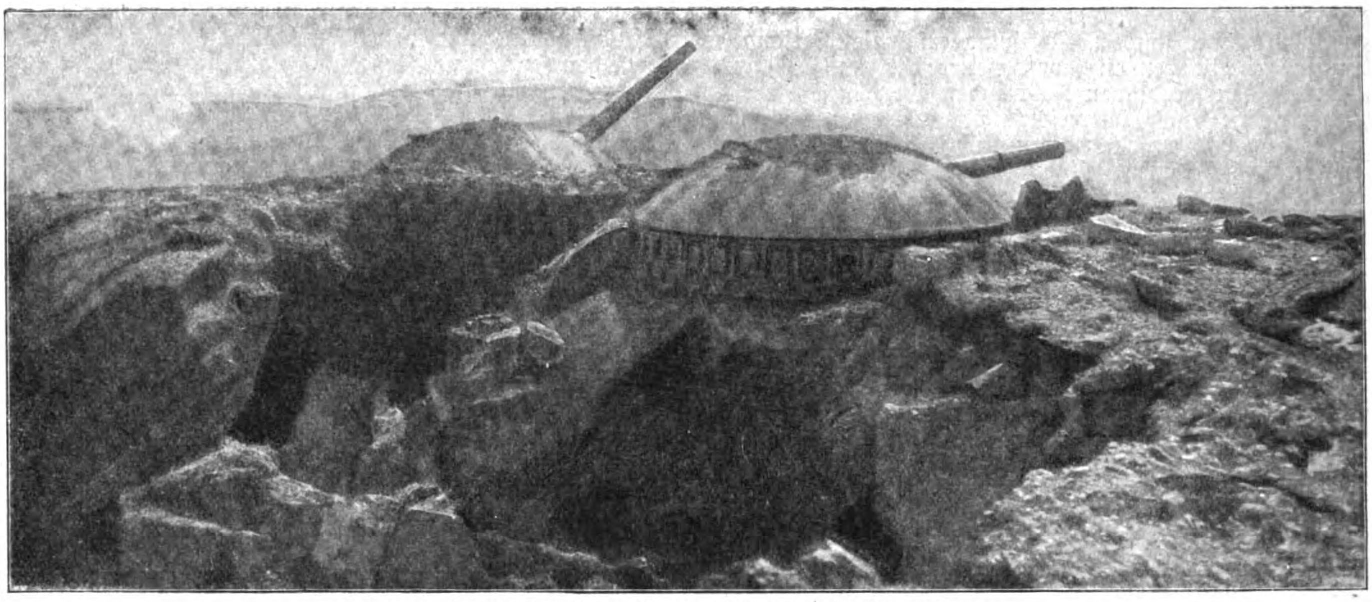
In der Frühe des 23. Juni erschien ein stattliches Geschwader österreichisch-ungarischer Seeflugzeuge über Venedig. Die Forts Alberoni und Nicole wurden durch Volltreffer mit großen Brandbomben erheblich beschädigt, und auch in der Gasanstalt wurden Brände hervorgerufen. Vor allem aber erlitt das Arsenal Volltreffer der schwersten Bomben, die sehr bedeutenden Brandschaden anrichteten. Auch diesmal blieb das feindliche Abwehrfeuer wirkungslos.

Eine ganze Reihe weiterer Ereignisse mit glücklichem Ausgang für die österreichisch-ungarischen Streitkräfte spielte sich an demselben und dem folgenden Tage an der Adria ab. Zunächst überfielen am Morgen des 23. k. u. k. Torpedoboote (siehe die Bilder Seite 67) bei Giulianova an der italienischen Ostküste eine Fabrikanlage und einen in der Fahrt befindlichen Lastzug. Die Maschine des Zuges explodierte; vier Wagen gerieten in Brand, andere wurden schwer beschädigt. Als sich am Abend desselben Tages das Seeflugzeug „F.B.A. 12" Triest näherte, stieg Linienschiffsleutnant Banfield sogleich zur Abwehr auf und brachte den feindlichen Flieger binnen acht Minuten durch Maschinengewehrfeuer zum Absturz. Der Beobachter blieb tot, während der Flugzeugführer, ein Franzose, lebend in Gefangenschaft geriet. Am nächsten Tage, dem 24. Juni, frühmorgens griff ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader die schwader von Torpedobooten begleitet war. Diese vermochten aber nicht zu verhindern, daß die U-Boote von ihrer Waffe Gebrauch machten. Von einem der abgeschossenen Torpedos wurde der 8000 Tonnen verdrängende Dampfer „Principe Umberto" so schwer getroffen, daß er innerhalb weniger Minuten von der Meeresoberfläche verschwunden war. Selbst der italienische Bericht gab diesen empfindlichen Verlust unumwunden zu.

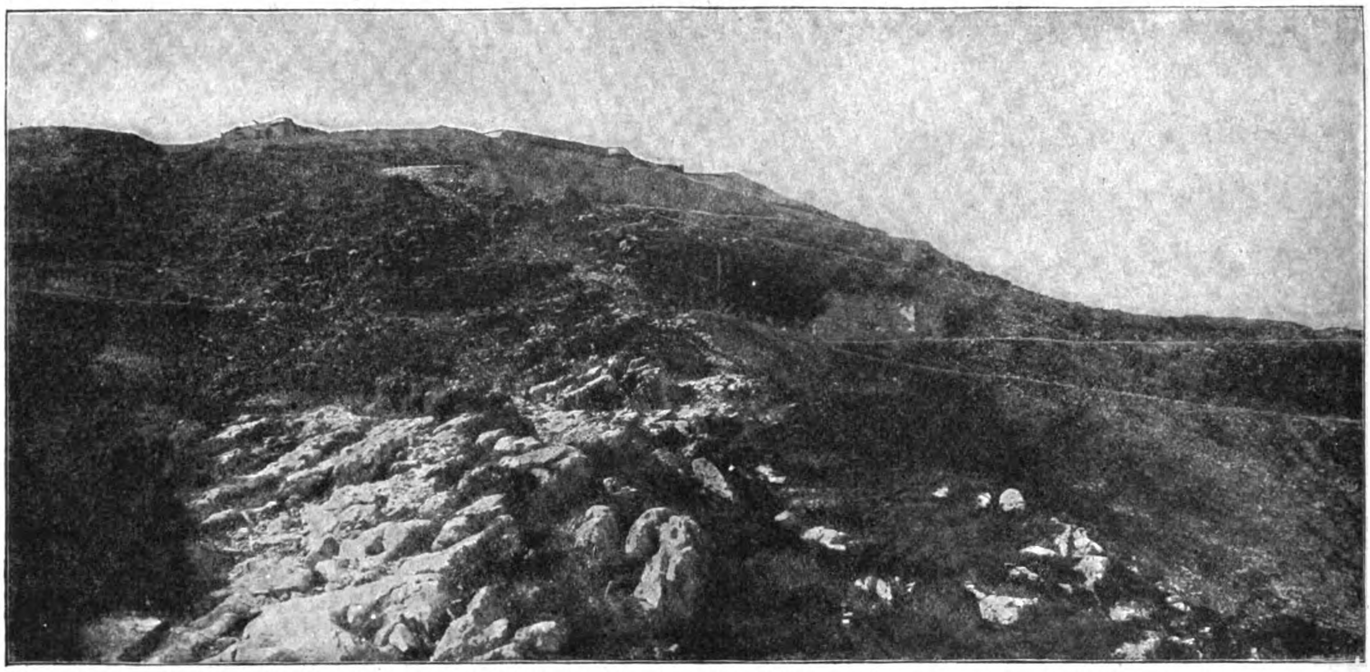
Einen ähnlichen schönen Erfolg hatte ein k. u. k. U-Boot am 23. Juni in der Straße von Otranto durch Torpedierung eines italienischen Hilfskreuzers. Dasselbe Schicksal ereilte das Begleitschiff des Hilfskreuzers, einen französischen Torpedobootzerstörer. Dieser verfolgte das österreichisch-ungarische U-Boot, das sich nach vollbrachter Tat zurückzog, mit wirkungslosen Bombenwürfen und wurde, als er von der Verfolgung abließ, ebenfalls durch einen Torpedoschuß zum Sinken gebracht.

* * *

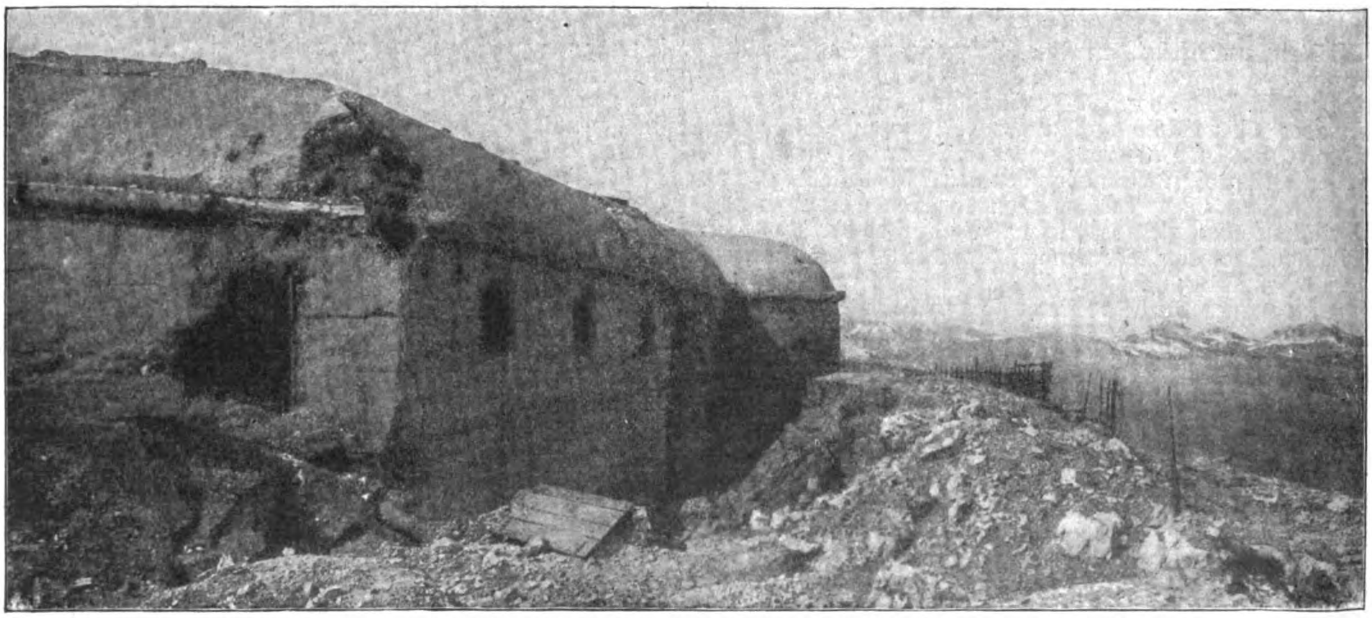
An der **russischen** Front blieb es im Nordosten während der gewaltigen Kämpfe in Wolhynien im allgemeinen bei Teilangriffen, die indessen so kräftig und erfolgreich durchgeführt wurden, daß die Berichte des russischen Generalstabs schon die Besorgnis vor einer neuen groß angelegten Angriffsunternehmung der Armee Hindenburg durchblicken ließen.



Zwei der vier Kuppeln des italienischen Panzerwerks Monte Verena.
Der Bericht des italienischen Generalstabes hatte die Feste als lediglich „flüchtig befestigte Geschützstände" bezeichnet.



Die Panzerfeste Monte Verena. Am Gipfel das von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberte Panzerwerk.

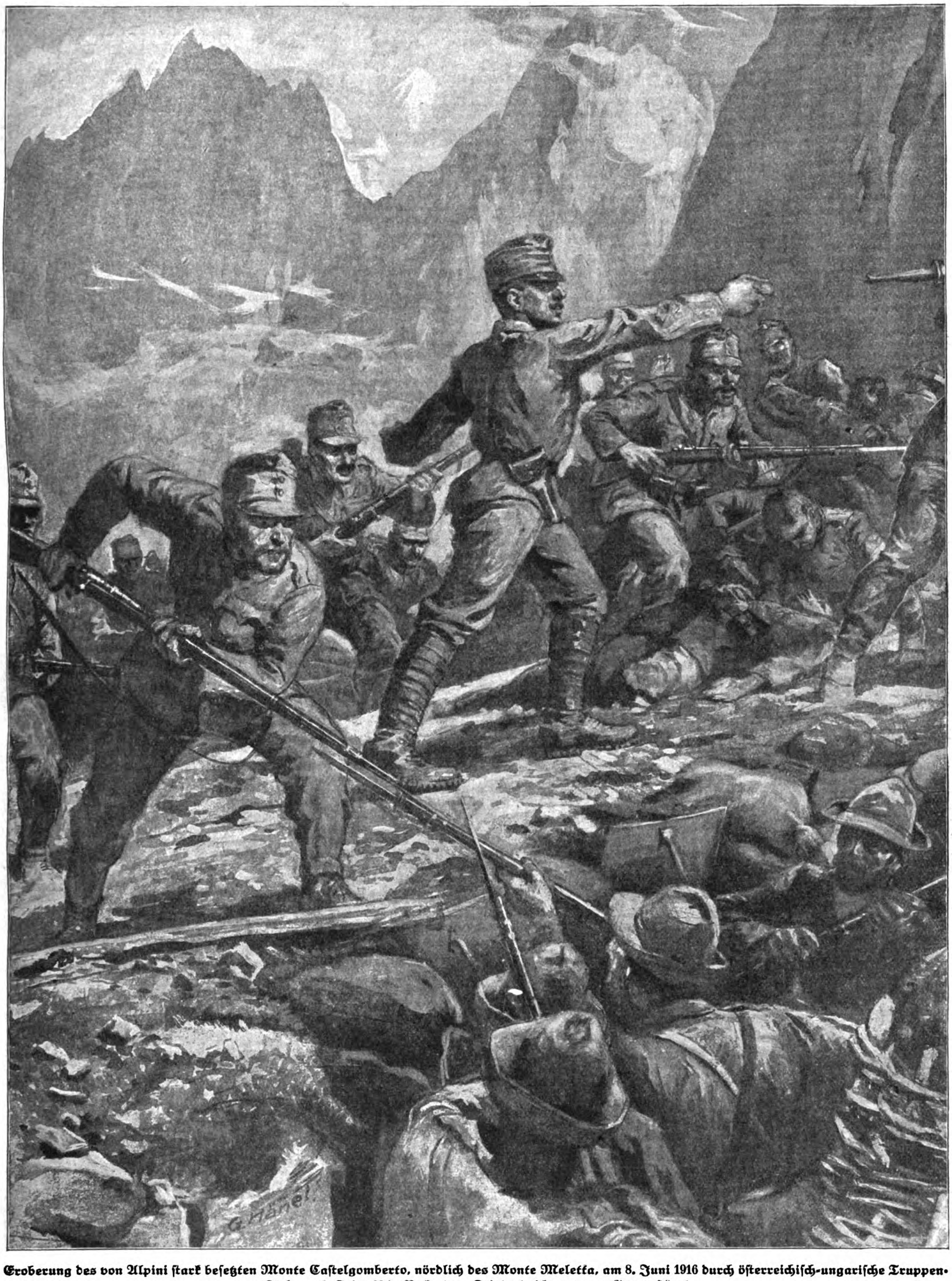


Die südöstliche Ecke der italienischen Panzerfeste Monte Verena.

Die italienische Panzerfeste Monte Verena, die von den österreichisch-ungarischen Truppen am 22. Mai 1916 erstürmt wurde.

(Siehe auch Band IV Seite 473.)

Nach photographischen Aufnahmen von Az-Est, Budapest.



Eroberung des von Alpini stark besetzten Monte Castelgomberto, nördlich des Monte Meletta, am 8. Juni 1916 durch österreichisch-ungarische Truppen.
(Siehe auch Seite 22.) Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.

In der Nacht vom 7. zum 8. Juni gingen deutsche Truppen in Stärke einiger Kompanien nach kräftiger Artillerievorbereitung südlich Smorgon gegen die russischen Gräben vor, die sie nach kurzem Kampfe besetzten; auch das dicht dahinter liegende Dorf Kunawa wurde von ihnen genommen. Obwohl die Russen zum großen Teil sehr bald die Flucht ergriffen hatten, ließen sie bei dieser kleinen Unternehmung etwa 100 Tote auf dem Platze. 40 Gefangene und ein Maschinengewehr wurden erbeutet, dann kehrten die Kompanien, die nur wenig Leichtverwundete einbüßten, unbelästigt zurück (siehe Bild Seite 69).

Bei dem Bogen, den die Krowianka südlich des Dorfes

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant Albin Mlaker,

vom k. u. k. Sappeurbataillon Nr. 14, der ungeachtet des beiderseitigen Feuers in das zur Befestigungsgruppe von Arsiero gehörige italienische Panzerwerk Casa Ratti eindrang, die Besatzung gefangennahm und so drei unversehrte schwere Panzerhaubitzen, sowie zwei leichte Geschütze erbeutete (siehe auch Band IV Seite 478).

Ogorodniki und nördlich Milaikow nach Norden macht, war seit Wochen ein lebhafter unterirdischer Minenkrieg geführt worden. Mehrere Sprengungen hatten große Trichter gerissen, die von den Russen durch eigene Erdwerke ausgebaut worden waren. Dadurch hatten sie sich eine starke Feldbefestigung geschaffen, die ihnen unter Umständen als Ausfallstor dienen konnte. Gegen diesen Punkt richteten die Deutschen in der Nacht zum 10. Juni ihren Angriff. Durch zweistündiges Trommelfeuer wurde die russische Stellung eingeebnet; dann stürmten einige Kompanien, von Jagdkommandos unterstützt, die feindlichen Linien, ein wilder Bajonettkampf entbrannte, in dem die Deutschen Sieger blieben. Die russischen Unterstände wurden zerstört und zwei Stollen gesprengt. Ähnlich wurden am 13. auch südlich des Naroczsees vorgeschobene feindliche Befestigungsanlagen zerstört.

An demselben Tage stießen die Russen ihrerseits auf der Front nördlich Baranowitschi vor. Sie setzten dabei seit langer Zeit zum erstenmal wieder so starke Kräfte ein, daß es schien, als sei es Brussilow (siehe Bild Seite 72) doch vielleicht ernst gewesen mit seiner Erklärung, daß nicht allein die Italiener durch die Offensive im Südosten entlastet, sondern überall der frühere Stand wiederhergestellt, die Deutschen nach Ostpreußen zurückgedrängt, ihren Verbündeten aber Galizien wieder entrissen werden solle. Zur Erreichung dieses großen Zieles kam es zunächst darauf an, die Deutschen so zu beschäftigen, daß sie nicht allein verhindert wurden, erhebliche Kräfte nach Wolhynien zu werfen, sondern im Gegenteil sich genötigt sahen, Truppen von dort heranzuziehen. In dieser Absicht wurden am 13. Juni bei Baranowitschi und später noch an anderen Stellen dichte Massen ins Feuer geschickt; aber alle ihre erbitterten, immer aufs neue wiederholten Stürme brachen zusammen. —

Da die an der deutschen Nordostfront stehenden Truppen zur Abwehr durchaus genügten, so konnten die im Südosten an der Seite der Österreicher und Ungarn kämpfenden starken deutschen Kräfte vollzählig an dieser Front belassen werden. Seit Mitte Juni begann sich hier ein großer Gegenangriff der Armee Linsingen (siehe Bild Seite 70) zu entwickeln. Die Lage war um diese Zeit so, daß die weichenden Truppen der Mittelmächte allmählich zum Stehen kamen. Die Russen hatten den Styr in einer reichlich 50 Kilometer breiten Linie überflutet, deren ungefähre Mitte Stadt und Festung Luck bildeten. Nun standen sie zum größten Teil am Ostufer des Stochod, der mit dem Styr parallel läuft, und suchten auch den Übergang über diesen Fluß zu erzwingen, um sowohl in der Richtung auf Kowel, wie auch auf die galizische Grenze durchzustoßen. Zur Erreichung dieser Absicht machten sie gewaltige Anstrengungen. Es entwickelten sich die blutigsten aller bisherigen Kämpfe in Wolhynien, in denen die Russen fast allein auf ihre Infanterie angewiesen waren: die Artillerie hatte über das schwierige Gelände, das gewissermaßen ein einziger großer Morast war, noch nicht nachgeschafft werden können. Es gelang dem Feinde aber trotz des Aufgebots stärkster Kräfte nicht, den Übergang über den Stochod durchzusetzen.

Südlich der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand stand die Armee Boehm-Ermolli, die im Raume von Dubno unter Verlust dieser Festung etwa 20 Kilometer abgebogen war, jetzt aber in ihren etwa von Saponow in nordwestlicher Richtung nach dem Styr auf Radomysl laufenden Stellungen den russischen Angriffen kräftig standhielt. Sie stand in Fühlung mit der Armee des Generals Grafen v. Bothmer, die ihre Stellungen an der Strypa (siehe Bild Seite 71) bis zum Dnjestr hin mit unerschütterlicher Standhaftigkeit hielt und die schwersten russischen Sturmangriffe überlegen und blutig abschlug, wie vom 13. bis 14. Juni bei Przelowka.

An diesen Tagen führten die Kämpfe bis zu erbittertem Handgemenge; doch auch hier blieben die Deutschen trotz ihrer Minderzahl in tapferster Gegenwehr wieder Sieger.

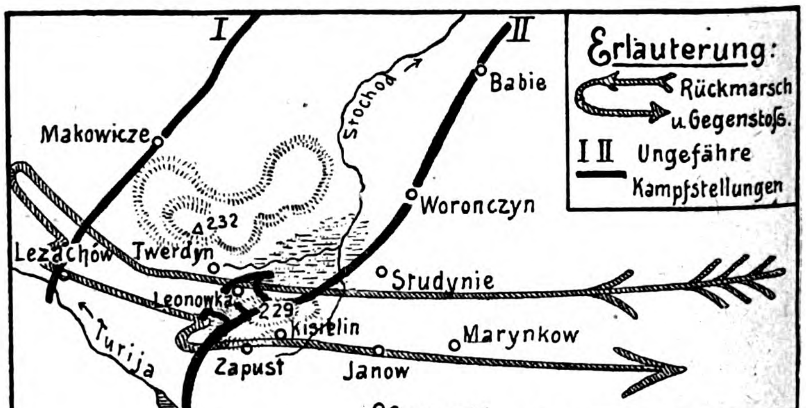
An die Armee des Grafen v. Bothmer schlossen sich südlich die Truppen des Generals v. Pflanzer-Baltin an. Dieser hatte vor dem russischen Druck langsam zurückgehen müssen, hielt aber mit einem Teil seines Heeres noch den Pruth mit Czernowitz (siehe Karte Seite 72), das jetzt das nächste Ziel der russischen Angriffe auf diesem Abschnitt bildete.

Die den Pruth deckenden k. u. k. Truppen wußten den Gegner durch Ausnutzung der vielen im Flusse gelegenen Inseln und seiner waldigen Ufer über ihre Zahl und Widerstandskraft zu täuschen und dadurch sein Vorrücken zu verlangsamen. Erst in der Nacht zum 18. Juni gelang es den Russen durch allseitiges Feuer auf die Brückenschanzen, die Verteidigung zum Abzug zu zwingen, an mehreren Stellen das Südufer des Pruth zu gewinnen und in Czernowitz einzudringen.

Langsam rückten die Russen den Österreichern und Ungarn nach. Diese verwickelten den Feind wiederholt in verlustreiche Nachhutkämpfe, die durch das waldige und gebirgige Gelände begünstigt wurden. Allmählich drangen die an Zahl überlegenen Russen aber doch tiefer in die Bukowina ein. Am 19. Juni gewannen sie unter schweren Kämpfen den Übergang über den Sereth (Nebenfluß der Donau).

In den folgenden Tagen zeigten die Russen das Bestreben, nach Süden abzubiegen und längs der rumänischen Grenze Raum zu gewinnen; dabei überschritten sie am 21. Juni im österreichisch-ungarischen Feuer die Moldawa, waren also jetzt etwa 90 Kilometer nach Süden über Czernowitz hinausgedrungen.

Seit dem 22. Juni nahmen die Russen im Raume von Sniatyn in der Bukowina auch ihre östliche Richtung wieder



Kartenskizze zum Artikel: „Die Eroberung des Vorwerks Leonowka".

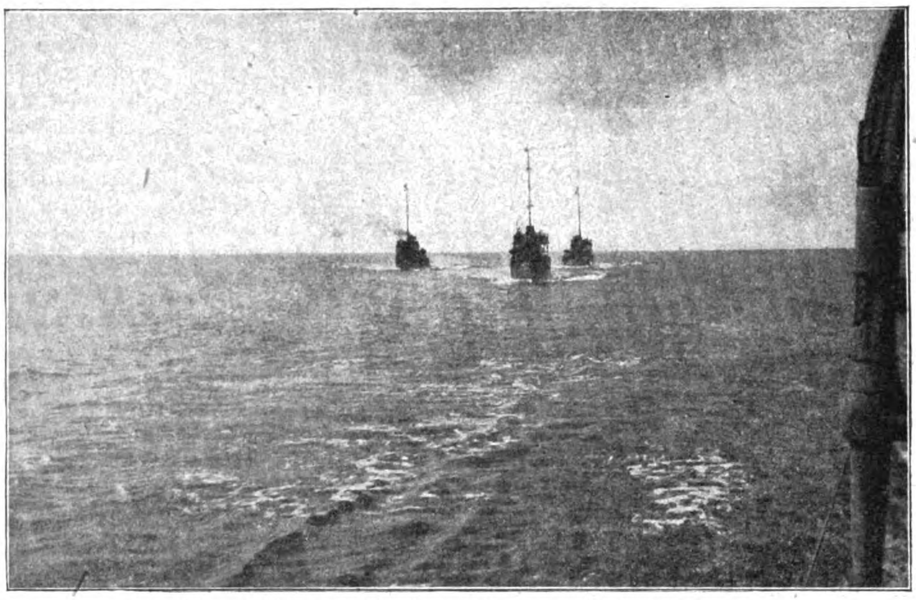
auf, indem sie größere Streitkräfte das Czeremoſztal hinauf gegen Kuty vorschoben und diese Stadt besetzten. Ihre Beute an Gefangenen und Kriegsgerät war an allen Stellen dieser Front sehr gering, ein Zeichen, wie glatt und geordnet sich der Rückmarsch der Armee Pflanzer-Baltin vollzog. Am 23. stießen die Russen unvermutet auf die österreichisch-ungarischen Hauptstreitkräfte, gegen die ihr Vordringen zum Stehen kam. Sie wurden bei Kimpolung in heftige Kämpfe verwickelt und in Kuty umfassend angegriffen. Trotz aller Tapferkeit vermochten sie die Stadt nicht zu halten und mußten den Rückweg durch das Czeremoſztal antreten. Südlich der Linie von Wisnitz am Czeremosz bis Berhometh am Sereth bogen die Österreicher und Ungarn ihre Front unter Nachhutkämpfen noch weiter zurück. Von Kimpolung bis gegen Jakobeny nahmen sie auch im Moldawatal neue Stellungen ein.

Die nicht unbeträchtlichen Erfolge der Russen hatten indessen doch auch ihr Mißliches, weil sie ihre Kräfte bei der weiten Ausdehnung des südöstlichen Schauplatzes leicht verzetteln konnten und sich an manchen Stellen der Gefahr aussetzten, abgeschnitten zu werden, zumal sie sich einem zähen und starken Gegner gegenüber befanden, der namentlich an der Strypa unter General Graf v. Bothmer keine Miene machte, seine Stellungen aufzugeben, mochten auch die Abschnitte zur Linken und Rechten zum Teil vom Feinde überflutet worden sein. Diese vorbildliche Treue und Standhaftigkeit der Armee des Grafen v. Bothmer ermöglichte es dem General v. Linsingen, mit den ihm unterstellten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen eine Gegenbewegung zur Zurückwerfung des Feindes einzuleiten, was sich, wie wir sahen, schon etwa seit Mitte Juni bemerkbar machte. Der Erfolg dieses Vorgehens hing in hohem Grade davon ab, ob es der Armee Linsingen gelang, den Russen den Übergang über den Stochod dauernd zu wehren und womöglich ihrerseits das östliche Flußufer zu gewinnen. Der Brennpunkt dieser Bewegungen lag etwa da, wo Styr und Stochod einander am nächsten kommen; hier lief die neue österreichisch-ungarische Front etwa von Sokul am Styr bis in die Nähe von Janowka am Stochod.

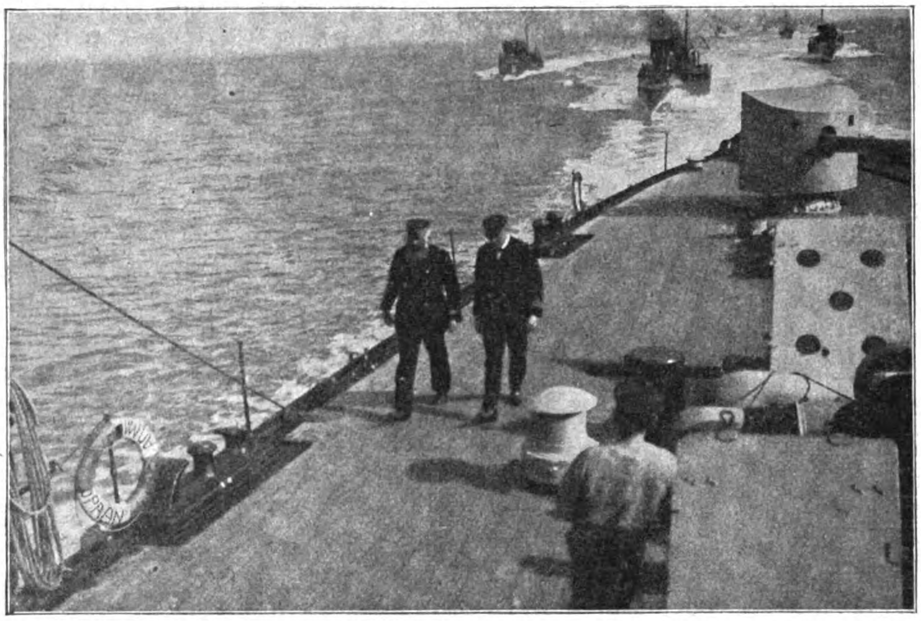
In diesem Abschnitt konnten sich die Russen in mörderischen Angriffen gar nicht genug tun. Ganze Regimenter wurden aufgerieben, nicht nur im Gefecht, sondern zum Teil schon auf dem Marsch durch das Sumpfgebiet. — Auch südlich des Stochod-Styr-Abschnitts, an der Lipa, einem Nebenfluß des Styr, kam es zu Kämpfen.

Mit dem 17. Juni war die Vorwärtsbewegung der Armee Linsingen im Abschnitt Styr—Turija in Fluß gekommen trotz aller russischen Bemühungen, sie von Süden her durch Angriffe gegen den Raum zwischen Sokul und Kolki zurückzudrängen.

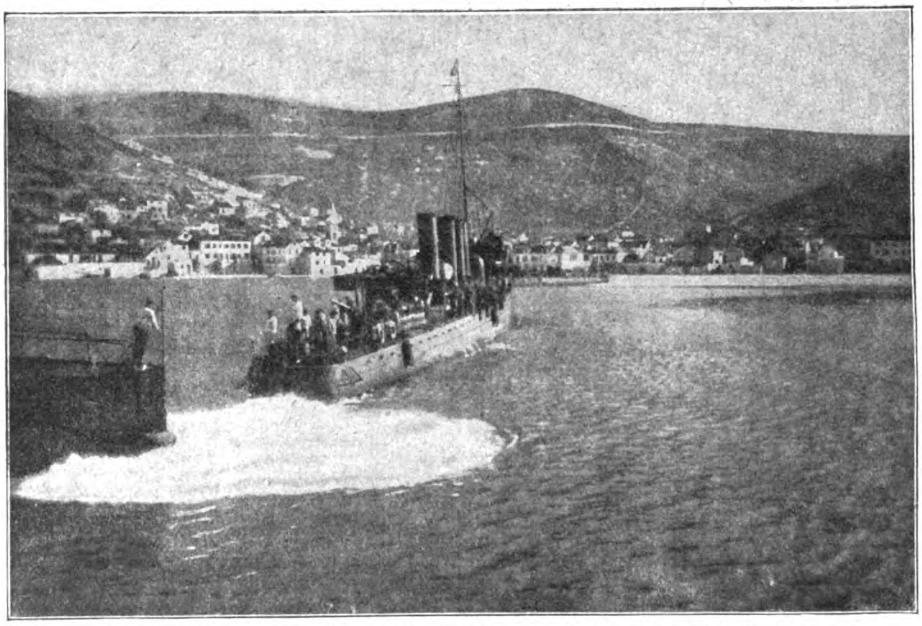
Auffallend war, daß die Russen diesmal wesentlich besser geführt wurden als früher, was sich daraus erklärte, daß im russischen Generalstab



Österreichisch-ungarische Torpedobootpatrouille in der Adria.



Österreichisch-ungarische Kreuzerflottille in voller Fahrt, von einer Beschießung der italienischen Küste zurückkehrend.



Österreichisch-ungarischer Torpedobootzerstörer verläßt den Hafen von Lissa.

Bilder von der österreichisch-ungarischen Flotte.

Nach Aufnahmen von L. Marton, Wien.

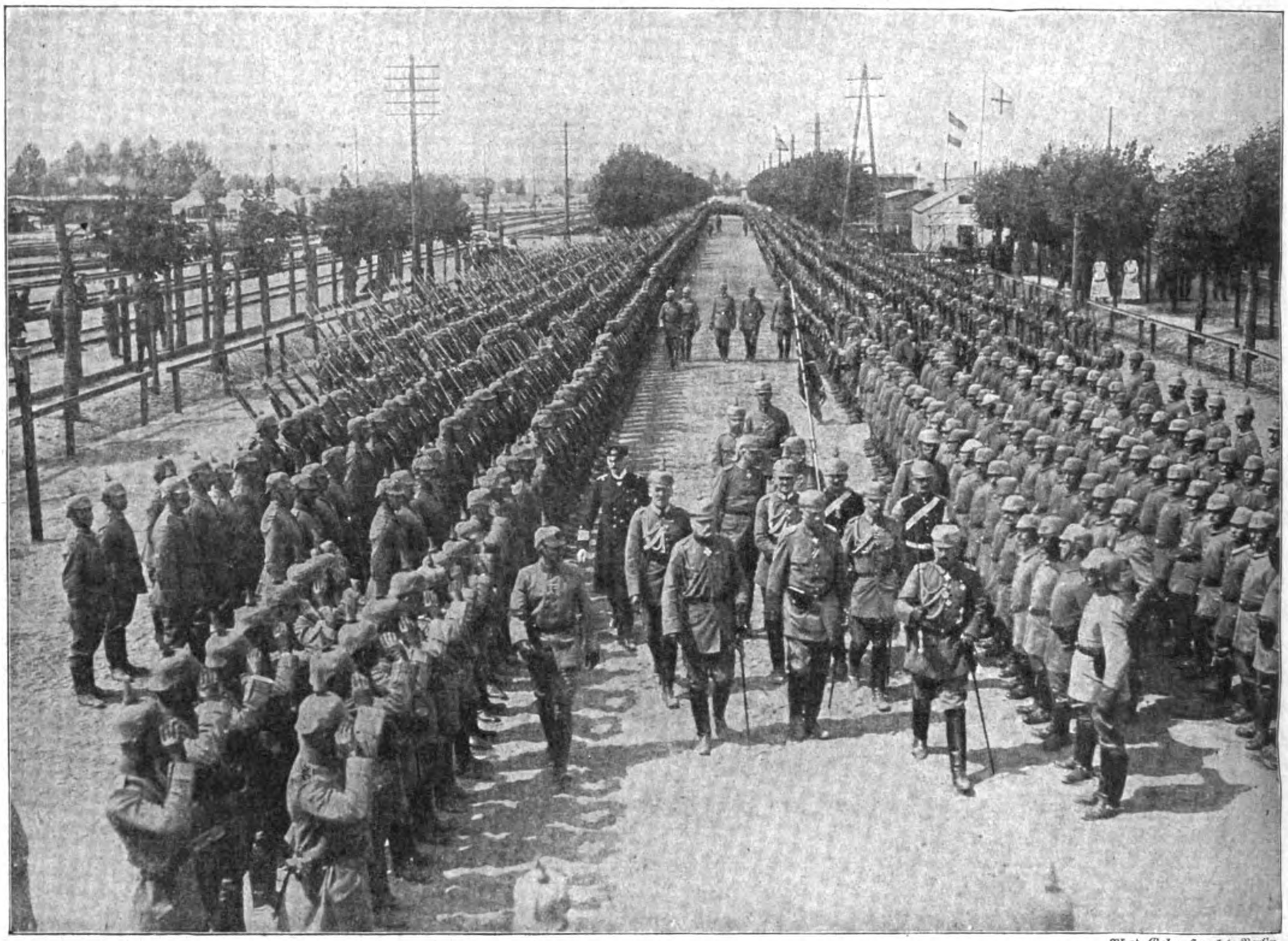
jetzt kriegserfahrene Offiziere aus den Armeen der übrigen Vierverbandsmächte maßgebend mitwirkten.

Westlich Kolki, bei Gruziatyn, kamen die Russen am 20. Juni über den Styr, wurden aber noch an demselben Tage wieder über den Fluß zurückgeworfen. Nicht anders erging es ihnen Tags darauf. Nordwestlich Luck schickten sie ganz frische Divisionen, ja ganz frische Armeekorps gegen den vorwärtsdrängenden Gegner ins Feuer. Doch vermochten all diese Anstrengungen nicht zu verhindern, daß der Gegenangriff hier wie auch südlich der Turija Fortschritte machte. Am 23. Juni kam Linsingen über die allgemeine Linie Zubilno—Watyn—Zwiniacze hinaus, und auch in den folgenden Tagen konnte er seinen Vormarsch fortsetzen. Seit Mitte des Monats hatten seine Truppen schon über 11000 Gefangene gemacht.

Während dessen hatte die Armee des Grafen v. Bothmer auch weiterhin äußerst harte Kämpfe zu bestehen, die von den Russen mit ungemein starken Artilleriemassen geführt wurden. An dieser Front kam es auch wieder einmal vor, daß sich große Scharen von Russen in der Haltung von Überläufern mit hocherhobenen Händen den feindlichen Gräben näherten, dann aber plötzlich Handgranaten zu schleudern begannen. Nordwestlich Tarnopol wurde festgestellt, daß die Russen als neues Angriffsmittel Handgranaten verwendeten, die bei der Entladung Gift- und Betäubungsgase verbreiteten.

Im allgemeinen ließ sich schon jetzt erkennen, daß die anfangs so erfolgreiche große russische Offensive ins Stocken geraten war und der erzielte Raumgewinn abzubröckeln begann, während sich auf seiten der verbündeten Mittelmächte verheißungsvolle Ansätze zu eigener Vorwärtsbewegung zeigten.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Der Deutsche Kaiser bei der Armee des kommandierenden Generals Exzellenz v. Fabeck im Osten.
Besichtigung der Truppen durch den Kaiser, an seiner Seite General v. Fabeck.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eroberung des Vorwerks Leonowka.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Kartenskizze Seite 66.)

Die nachfolgenden Kämpfe gehören der Wolhynischen Schlacht an. Sie sind ein Teil der großen und energischen deutschen Gegenstöße im Dreieck zwischen den Schienenwegen Kowel—Wladimir-Wolynsk, Kowel—Luck und der Flüsse Turija, Stochod (siehe die Übersichtskarte auf Seite 66).

Schon waren russische Kavalleriedivisionen angesetzt, die einen Morgenritt gegen Lemberg zu unternehmen gedachten. Ganz unerwartet stießen sie jedoch in der Gegend zwischen Makowicze und Lezachow auf deutsche Regimenter. Nur die den Kavalleriedivisionen zugeteilten Radfahrer ließen sich in kleinere Gefechte ein, wobei die Deutschen hundert Fahrräder erbeuteten. Viele Kilometer hinter der Reiterei marschierte die russische Infanterie an. Gegen den erwähnten Raum wurde die russische „eiserne Schützendivision“ angesetzt, eine Elitetruppe, der die langsam zurückgehende Kavallerie allmählich den Platz überließ. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die den Angreifern zur Verfügung stehenden Menschenmassen, sofern sie nicht zur fechtenden Truppe gehörten, dazu verwendet wurden, noch während des russischen Vorstoßes gut ausgesuchte Feldbefestigungsanlagen zu bauen und vorhandene Stützpunkte für eine zähe Verteidigung vorzubereiten.

Langsam aber sicher entglitt dem russischen Heerführer die ursprüngliche Freiheit des Handelns und ging auf die Deutschen über. Aus dem feindlichen Vormarsch wurde bald ein Verteidigungskampf, in den die heranrückenden deutschen Truppen den Gegner verwickelten, und aus dem Stellungskampf nach heißen Gefechten ein russischer Rückzug in diesem Frontabschnitt.

Zunächst hielten sich die Russen tapfer in ihren Vorstellungen, aus denen sie sich sogar durch Gegenstöße Luft zu schaffen suchten. Nach und nach gingen die Deutschen

Erstürmung des Vorwerks Leonowka durch deutsche Truppen der Armee des Generals v. Linsingen.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster.

UNIV OF MICH

Einbringung gefangener Russen an der Front von Smorgon.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

jedoch an die russische Hauptstellung II heran, die in der Weise verlief, wie es aus der Skizze auf Seite 66 ersichtlich ist. Auf den ersten Blick sieht man schon den Schlüsselpunkt der Stellung — die Höhe 229. Um den Stier hier nicht bei den Hörnern nehmen zu müssen, versuchten die Deutschen zunächst eine Umfassung bei Woronczyn. Der an sich gute Gedanke erwies sich durch die Ungunst des Geländes als undurchführbar, denn die breiten und tiefen Sümpfe waren trotz des Sommers so gefährlich, daß die Leute zu versinken drohten, wenn sie die Straßen verließen. Wie bei jedem Kampf um Engen konnte der landkundige Feind die wenigen Straßen mit Maschinengewehrfeuer bestreichen und jede Annäherung von Marschkolonnen dadurch verhindern. Zwei Tage dauerten diese Versuche, das Neuplanen und das Umgruppieren. Dann wurde die russische Stellung durch Truppen, die vor den Höhenstellungen von Kisielin bereitgestellt worden waren, im Frontalangriff genommen. Eine Heldentat gegenüber dem gut verschanzten zähen Gegner, auf die wir im einzelnen noch näher eingehen wollen.

Von der Höhe 232 aus hat man einen prachtvollen Panoramafernblick über das Gefechtsfeld. Der aus beinahe reiner Kreide bestehende helle Boden, der im Sonnenschein aufleuchtete, war auch in der Ferne deutlich sichtbar und ließ die Schützengräben gut erkennen. Im Grunde sah man bisweilen die ebenfalls weiße Dorfkirche von Twerdin, wenn nämlich der Wind den dunklen Qualm der brennenden Dorfhäuser vor ihr zerteilte. Eine hohe Windmühle mit riesigen Holzflügeln steht weiter hinten zwischen grünen Bäumen. Dunkelgrüne Sumpfstreifen, gelbliche Ährenfelder und knallroter Mohn bedeckten das Gelände bis zum Vorwerke Leonowka, dessen Häuser und Hänge von etagenförmig angelegten russischen Gräben umgeben waren. Von acht Uhr morgens an nahmen Artilleriegeschosse schwerer Kaliber ihren verderbensprühenden Weg nach dem Vorwerk, während sich die deutsche Infanterie sprungweise an den niedergehaltenen Gegner heranarbeitete. Schon brannte Kisielin mit hellen und dunklen Rauchschwaden hinter der Höhe 229. Auch die feindliche Artillerie war nicht untätig. Nachdem sie zuerst die Höhe 232, die sich sehr für Artilleriebeobachtung eignet, unter starkes Feuer genommen hatte, versuchte sie, die Mulde zwischen beiden Tälern zu säubern, wo sie deutsche Reserven vermutete. Auch Twerdin wurde beschossen. Doch es half ihnen nichts. Signalkugeln schossen auf. Der linke Flügel der deutschen vordersten Schützenlinie versuchte das Vorwerk nach und nach von links zu umfassen, der andere tastete sich von rechts immer näher heran. Das Artilleriefeuer trommelte von allen Seiten auf das Bollwerk, wurde plötzlich verlegt — und mit einem Sprung waren die Angreifer freudejauchzend im Vorwerk!

Jetzt begann der letzte Abschnitt des Kampfes. Gegenstöße der Russen und Sperrfeuer ihrer Artillerie sollten das verlorene Vorwerk zurückerobern. Es gelang ihnen nicht. Deutsche Reservekompanien verstärkten den Erfolg sogar noch. Bis gegen Marynkow wurden die russischen Abzugstraßen unter Feuer genommen. Ein Uhr mittags standen die Deutschen auf der Höhe 229!

General v. Linsingen, der Leiter der deutschen Gegenoffensive im Raume Kowel—Luck.

Mißhandlung deutschen Sanitätspersonals in Frankreich.

Die folgenden, durch eidliche Aussagen festgestellten Vorgänge zeugen von der schmachvollen Roheit, mit der sich die französische „Revanche“ an Wehrlosen ausläßt.

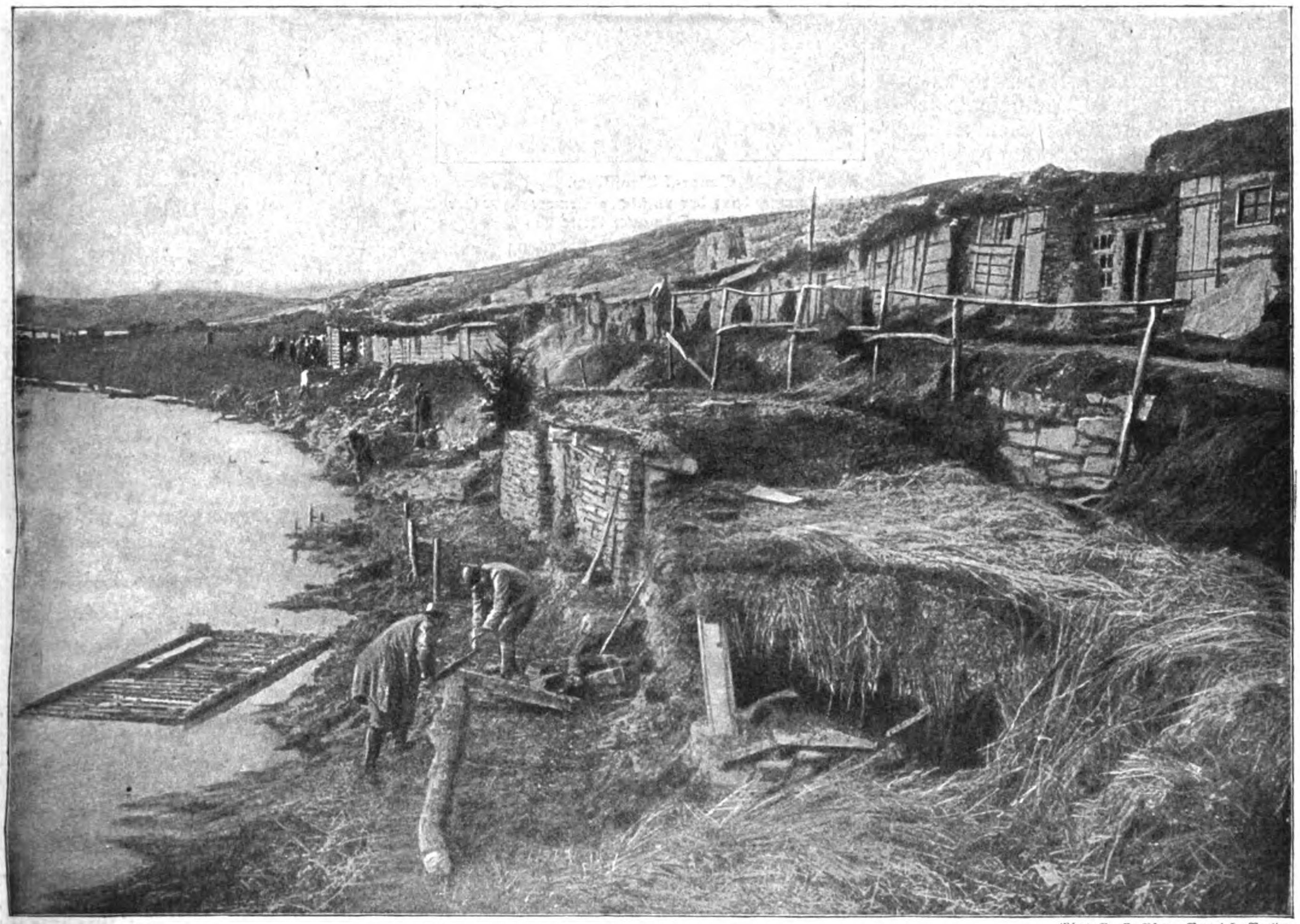
Am 15. September 1914 versuchte Oberarzt Dr. K. im Auftrag seines Divisionsarztes festzustellen, ob die unter Granatfeuer liegende Straße Chemouille—Bouconville für die Sanitätskompanie passierbar sei. Am Westausgang eines Dorfes brachte eine französische Chasseurpatrouille sein Automobil zum Stehen. Französische Offiziere und Militärärzte sprachen Dr. K. als Sanitätsoffizier an. Sie wußten also, daß sie ihn nach den Bestimmungen der Genfer Konvention nicht als Kriegsgefangenen behandeln durften, sondern das Ihrige tun mußten, um ihn möglichst bald seinem Wirken im deutschen Heer zurückzugeben. Doch die Offiziere riefen berittene Gendarmen, die in dreitägigem Fußmarsch den Sanitätsoffizier zur Bahn führten. Wenn es ihnen gut dünkte, trabten sie, und ihr Häftling mußte neben den Pferden laufen. Den anfänglich sich weigernden Oberarzt bedrohten sie mit Revolvern, bis er sich in Trab setzte.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Truppen auf dem Vormarsch in Galizien.

Nachts schlief er auf harter Diele ohne Stroh und Decke, erhielt keinerlei Gelegenheit zum Waschen und als Nahrung nur trockenes Brot. Sein nach der Genfer Konvention unantastbares Eigentum wurde gestohlen. Das Fernglas raubte auf Befehl eines Offiziers ein Soldat. Vom Papiergeld in seiner Börse nahmen bei mehrfachen Leibesuntersuchungen Gendarmen und Soldaten, bis er ausgeplündert war. Während des Bahntransportes nach Paris erklärte Dr. K. sich auf Ansuchen französischer Militärärzte bereit, bei der Pflege französischer Verwundeter zu helfen. Trotzdem wurde er in einem Viehwagen transportiert. Auf Bahnhöfen war er Zeuge der Mißhandlung deutscher Gefangener, meist Verwundeter, durch die schimpfende, schlagende und spuckende Volksmenge. Mit Nahrung waren die bedauernswerten Landsleute so wenig versorgt, daß sie schmutzige Brotreste aus dem Stroh der Wartesäle auflasen und gierig verzehrten.

Am 26. August 1914 fiel Stabsarzt Dr. P. mit seinem Hauptverbandplatz französischen Alpenjägern in die Hände. Verbandplatz und Mannschaft der Sanitätskompanie waren lange feindlichem Artilleriefeuer ausgesetzt, obwohl über Wagen und Zelten weithin sichtbar die Flagge mit dem Roten Kreuz wehte. Die Offiziere der Alpenjäger sprachen dem Stabsarzt ihr Bedauern aus. Mit seinen Kollegen durfte er sich der Pflege seiner Verwundeten widmen, aber am nächsten Morgen ließ ein französischer General Sanitätsoffiziere und Mannschaft antreten. Die deutschen Herren mußten ihre Degen abgeben und mit den Leuten abmarschieren. Das notdürftigste Gepäck blieb zurück und verschwand. Nach siebenstündigem Fußmarsch war die Unterbringung unwürdig, die Nahrung ungenießbar, das Brot verschimmelt. Den Marsch des nächsten Tages mußten trotz des Protestes der Ärzte deutsche Verwundete, darunter solche mit schweren Armverletzungen, mitmachen. Die Eskorte wollte oder konnte die Deutschen vor Beschimpfungen und Mißhandlungen in Ortschaften nicht schützen. Von einem Bahnhof begann die Leidensfahrt zunächst bis Dijon, wo französische Offiziere den Pöbel aufhetzen: „Das sind Bayern, die eure Frauen und Kinder ermorden und eure Häuser verbrennen!“ Der Pöbel umdrängte den Wagen, schimpfte, spuckte und ließ Stockhiebe auf die Köpfe Gesunder wie Verwundeter fallen. In Macon betrat der kommandierende General den Wagen. Die deutschen Herren erhoben sich und legten nach dem Brauch aller Heere die Hände an die Mützen. Ohne Gegengruß herrschte der Franzose die Wehrlosen an: „Kriegsgefangene haben nicht zu grüßen.“ Auf allen Bahnhöfen wendeten die Hungernden sich vergeblich um Nahrung auch an die französischen Trägerinnen vom Roten Kreuz. Es ist nötig, das Treiben der schamlosen Weiber ohne Rücksicht auf sonstigen deutschen Schriftbrauch zu schildern. Eine Mehrheit der beschworenen Aussagen bekundet, daß es den Franzosen namentlich Vergnügen machte, die Deutschen am Betreten von Aborten und am Verrichten ihrer Notdurft zu hindern. Gewöhnlich durften sie nur unmittelbar vor der Tür des stets von der Volksmenge umdrängten Arrestlokals oder auf Bahnhöfen zwischen den Eisenbahnwagen austreten. Lachend, höhnend, spottend und unflätige Worte oder Redensarten rufend, umdrängten dann gerade die Frauen und namentlich auch die vom Roten Kreuz die Gefangenen. Weiber, die nach Sprache, Kleidung und Art des Verkehrs mit französischen Offizieren und Beamten ihrem Volk als „Damen der Gesellschaft galten“, taten sich dabei hervor. Von solchen spricht die Aussage eines magenkranken Sanitätsoffiziers. Als er sich endlich zu einem Abort geschleppt hatte, riß eine wohlgekleidete Frau nach der anderen die Tür auf, starrte ihn grinsend an, höhnte und beschimpfte den Kranken mit erhobener Faust und machte einem anderen Frauenzimmer Platz, wenn ihre Schamlosigkeit sich an dem Bild eines von schwerer Krankheit Gequälten genug geweidet hatte. Nicht von Schamlosigkeit einzelner Frauen ist die Rede. Die Reise endete in Fort Richelieu bei Cette. Auf faulendem Stroh gelagert und elend verpflegt, wurden die Sanitätsoffiziere während der ersten zehn Tage wie Zuchthäusler behandelt. Vergeblich baten sie, die vernachlässigten verwundeten Deutschen in den dreizehn Lazaretten von Cette pflegen zu dürfen. Doch ermöglichte ein ge-



Österreichisch-ungarische Stellung am Strypaflusse.

Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

heimer Verkehr mit ihnen die Feststellung, daß mindestens ein Landsmann, ein bayerischer Offizier, an mangelhafter Ernährung gestorben war.

Am 11. Oktober 1914 wurde der erste Zug des Feldlazaretts X vom Xten Armeekorps gefangen. In den Betten lagen zwanzig Deutsche und hundert englische Verwundete, darunter Offiziere. Englische Ärzte sind bei ihren Landsleuten zurückgeblieben. Sie und die Offiziere berichteten den Franzosen von der kameradschaftlichen Behandlung aller Verwundeten durch deutsches Sanitätspersonal. Trotzdem war das Gebaren der französischen Offiziere rücksichtslos und verächtlich. Jede durch den Ort marschierende französische Truppe untersuchte das Lazarett, belästigte die Verwundeten und machte jede ärztliche Tätigkeit unmöglich. Ein Offizier eines Infanterieregiments aus Belfort wollte einen Unterarzt und einen Trainsoldaten erschießen lassen, weil die Stempel auf ihrer Armbinde verblaßt und seinen Augen nicht sichtbar waren. Eine Gruppe Soldaten mit geladenen Gewehren stand zur Exekution bereit, als es gelang, des Stempels habhaft zu werden und die Binden nachträglich zu stempeln. Drei Tage später wurde das Lazarett aufgelöst. Federlose, kaum mit Stroh belegte Wagen trugen auch die nichttransportfähigen schwerverwundeten Deutschen fort. Sechs Gendarmen begleiteten den Transport nach Villers-Cotterets, wo die in keiner Ortschaft fehlende johlende und schimpfende Menge wartete. Natürlich wurde auch das Gepäck der Sanitätsoffiziere wieder gestohlen. Nach einer nächtlichen Rast begann am nächsten Morgen noch schlimmeres Spießrutenlaufen während des ganzen Marsches zum Bahnhof. Faustschläge und Steinwürfe fielen von der Hand der Soldaten wie Zivilisten namentlich auf deutsche Verwundete. Ein Oberstleutnant eines thüringischen Regiments trug den Arm in der Binde und wurde gefragt, wo er verwundet sei. Er zeigte auf den Arm und Fäuste schlugen auf das verletzte Glied. Ein französischer Militärarzt sah zu und meinte: „Geschieht den Deutschen recht." Auf dem Bahnhof blieb der Transport für acht Stunden dem Hohn des Pöbels preisgegeben. Steine warfen namentlich auch Bahnbeamte in den Wagen, und in Paris drohten solche mit Taschenmessern. Der dortige Bahnhofskommandant sah zu, ohne einzuschreiten. Er hetzte sogar den Pöbel auf, als die Gefangenen mit Fußtritten aus einem Viehwagen in den anderen getrieben wurden. Jetzt beteiligten sich auch französische Offiziere an der tätlichen Mißhandlung der Wehrlosen. Sie rissen den deutschen Sanitätsoffizieren die Achselstücke von den Schultern und schlugen ihnen die Helme vom Kopf. Dem Unterarzt spuckte ein Offizier ins Gesicht. Ein Hauptmann vom Generalstab befahl, ihm die Sporen abzuschnallen. Als der Unterarzt sich weigerte, tat der Marodeur in Hauptmannsuniform die Arbeit persönlich und vergaß nicht, seinem Opfer die Ledergamaschen vom Leibe zu stehlen. Der Arzt mußte sich bis auf die Haut entkleiden. Außer

General Brussilow,
der Kommandant der russischen Armeegruppe der Südfront (siehe auch Seite 23.)
Nach einer französischen Darstellung.

dem Fernglas stahl der Hauptmann ihm Taschentuch und die letzte Zigarre. Während der Arzt sich wieder ankleidete, riß der Marodeur ihm das Hemd vom Leibe und nahm ihm schließlich den Umhang. Den Paletot hat ein anderer französischer Offizier gestohlen.

Ende September 1914 betrat Stabsarzt Dr. R. mit seiner Truppe die Ortschaft Orchies, wo Tags zuvor Abgekommene zweier Landwehrkompanien überfallen worden waren. Der erste Tote lag vor der Ortschaft auf dem Bauch mit Verletzungen am Rücken. Die Leiche war, wie alle später gefundenen, der Knöpfe, der Schuhe und aller Wertsachen beraubt. Untersuchung auch der dann im Ort gefundenen Toten ergab, daß sie unverwundet in Feindeshand gefallen und ermordet worden waren. Die Leichen der Erstickten trugen keine Wunden. Die Gesichter waren blau und Mund und Nase gefüllt mit Sägemehl. Einem Toten war der Ringfinger abgeschnitten. Die Farbe der Haut an den Ringfingern anderer erzählte von Beraubung.

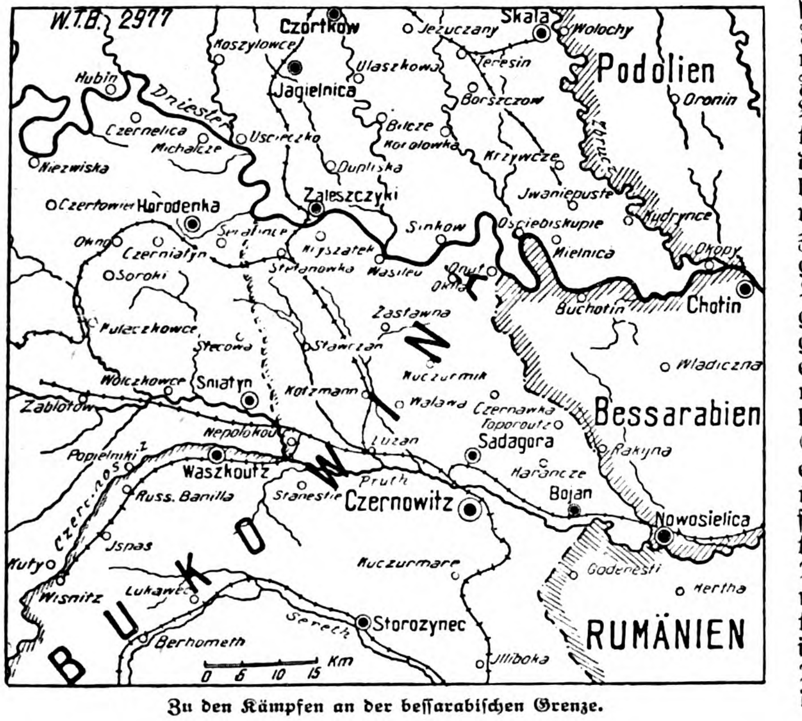
Oberarzt Dr. S. wurde am 12. September 1914 mit seinem Sanitätswagen von einer Schwadron des französischen Chasseurregiments Nr. 17 gefangen. Als die Offiziere sich entfernten, fielen die Jäger den Arzt an, versetzten ihm zwei Stiche in den Rücken, einen Stich in den Nacken, einen Säbelhieb auf den Kopf und einen über die rechte Hand. Unter Führung der Offiziere ritt die Schwadron davon und ließ den Verwundeten im Blute liegen. Eine Stunde später trabte eine französische Kavalleriepatrouille die Straße entlang und schoß nach ihm, glücklicherweise ohne zu treffen.

Das sind nur Auszüge aus einigen von vielen beschworenen Protokollen, die ebenso Schlimmes und noch Schlimmeres enthalten. Otto v. Gottberg.

Immelmanns letzter Flug.

Bericht eines Augenzeugen vom westlichen Kriegschauplatz.
Von Otto Schabbel.

Lange genug hatte es aus dunklen Wolken geregnet. Tage voll herbstlichen Grimmes! Der Wind peitschte Regenschauer gegen die Fenster; in den französischen Kaminen ließen wir das Feuer prasseln. Als der erste blaue Fleck am Himmel erschien, wie ein lustiges blaues Fähnchen zwischen grauen Wolkenfetzen flatternd, tönte auch gleich wieder das altgewohnte, doch so heimlich erregende Surren aus der Luft. Glänzende Maschinen schwangen sich in die Höhe, das Lied ihrer Propeller grüßte froh die wiedergewonnene Sonne, dann entschwanden sie — feindwärts. Aber auch feindher kamen sie heran. Sechs dunkle Punkte, kam ein englisches Geschwader über unsere Linien geflogen. Weiße Wölkchen tanzten um sie herum. Dunkle Bälle sprangen neben ihnen empor, leuchteten auf und zerfielen in einem eisernen Hagel. Durch ihn hindurch kamen die Engländer näher,



Zu den Kämpfen an der bessarabischen Grenze.

Österreichisch-ungarische Flieger belegen die Bahnhofanlagen Veronas am 14. Juni 1916 erfolgreich mit Bomben.

Nach einer Originalzeichnung von Alex. Kircher.

suchten ein Ziel für ihre Bomben. Da schießt bei uns ein Flieger in die Höhe. Steil, ganz steil. In einer Pause von atemloser Spannung hat er schon die Höhe der Feinde erklommen. Ohne Zweifel wird es zum Kampfe kommen. Aber kaum ist der eine Deutsche von den sechs Engländern gesichtet worden, als sie schon in wilder Flucht auseinanderstieben, wie eine Schar ängstlicher Hühner, die beim Nahen eines fremden Vogels nach allen Richtungen in die Weite streben. Mit stärkster Kraft der Motoren entfliehen die sechs Engländer vor dem einen Deutschen. Sie haben ihren gefährlichsten Gegner erkannt, den sie den „Adler von Lille" nennen — Immelmann (siehe Bild Bd. III Seite 435).

Das war am Samstag (17. Juni 1916) nachmittag. Am Sonntag abend gegen zehn Uhr war der Himmel über unserer Front ganz besät mit den hellen und dunklen Wolken platzender Granaten und Schrapnelle. Unsere Abwehrkanonen versperrten offensichtlich feindlichen Fliegern den Weg zur deutschen Zone und suchten ihnen obendrein den Rückweg abzuschneiden.

Das ganze müßige Sonntagvolk stand auf den Gassen, Soldaten und Franzosen nebeneinander, alles sah dem kriegerischen Schauspiel zu, unter dem die untergehende Sonne einen seltsamen Strahlenkranz ausbreitete. Jemand sagte: Immelmann wird auch dabei sein. Ja, Immelmann — dem jeder in unserem Städtchen, ob Deutscher oder Franzose, mit schwärmerischer Bewunderung nachsah, wenn der junge blonde Oberleutnant, aus dessen hellgelber Fliegerjoppe zuweilen ein blitzender Halsorden sich hervordrängte, vorüberging, immer mit einem freundlichen Ernst in den Zügen. Ich sah noch das Bild vor mir, wie vor wenig Tagen Immelmann seiner benachbarten Wohnung zuschritt, eine riesige Dogge mit mächtigen Sätzen ihm entgegensprang und wie dieser „Tyras" dem Herrn jubelnd Stock und Handschuhe abnahm. Auch in diesem Prachttier lag Bewunderung für seinen mutigen Herrn.

Ja, wirklich, Immelmann war aufgestiegen und jenem Schießen nicht fern, dessen Ausgang wir erst durch die Oberste Heeresleitung der deutschen Armee erfuhren: zwei englische Apparate abgeschossen (siehe das Bild Seite 46)! Aber schon nach einer kurzen Stunde war das Gerücht bei uns: Immelmann ist nicht wiedergekommen. Unter seinem zertrümmerten Apparat hat man den Toten aufgefunden. Eine tragischere Erkennungsmarke hat wohl nie einer besessen wie dieser Flieger. An dem höchsten Orden, den sein Kaiser ihm zu verleihen hatte, am Pour le Mérite hat man Immelmann erkannt. Tragisch wie dies Zeichen war auch sein Tod. Denn es steht fest, daß er als Unbesiegter auch an diesem Abend heimkehren konnte. Keine feindliche Kugel hat den „Adler von Lille" zu erlegen vermocht. Durch irgend ein widriges Verhängnis löste sich der Schwanz seines Flugzeuges ab, so daß dieses, der Steuerung nicht mehrgehorchend, plötzlich auf die Erde niederfiel. Mit herzlichster Teilnahme meldete ein Armeetagesbefehl den Heimgang des durch Unfall tödlich Verunglückten. — Tief und dunkel standen am nächsten Tag die Wolken. Es war, als traure der Himmel selbst um einen seiner Lieblinge, dem der Sonne am nächsten ins Angesicht schauen zu dürfen beschieden gewesen ist. Wir aber sammelten Rosen, Rosen in zahlloser Fülle, in der verschwenderischen Pracht, wie sie Nordfrankreichs Gärten zu dieser Zeit spendeten. Jeder einzelne schickte und brachte Rosen in die Rue d'Arras, wo im bayrischen Kriegslazarett die Überreste des kühnen Fliegerhelden aufgebahrt waren, Rosen in schwerer, duftender Hülle legten sich über den gebrochenen Körper und begleiteten ihn auf seiner letzten traurigen Fahrt in die deutsche Heimat, der er sein Bestes gab, die ihn nie vergessen wird.

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Feldmarschalleutnant Trollmann.
Kommandant der albanisch-österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Albanien.

Feldmarschalleutnant Ignaz Trollmann, der Bezwinger des Lovcen.

Von Rifat Gozdović Pascha.

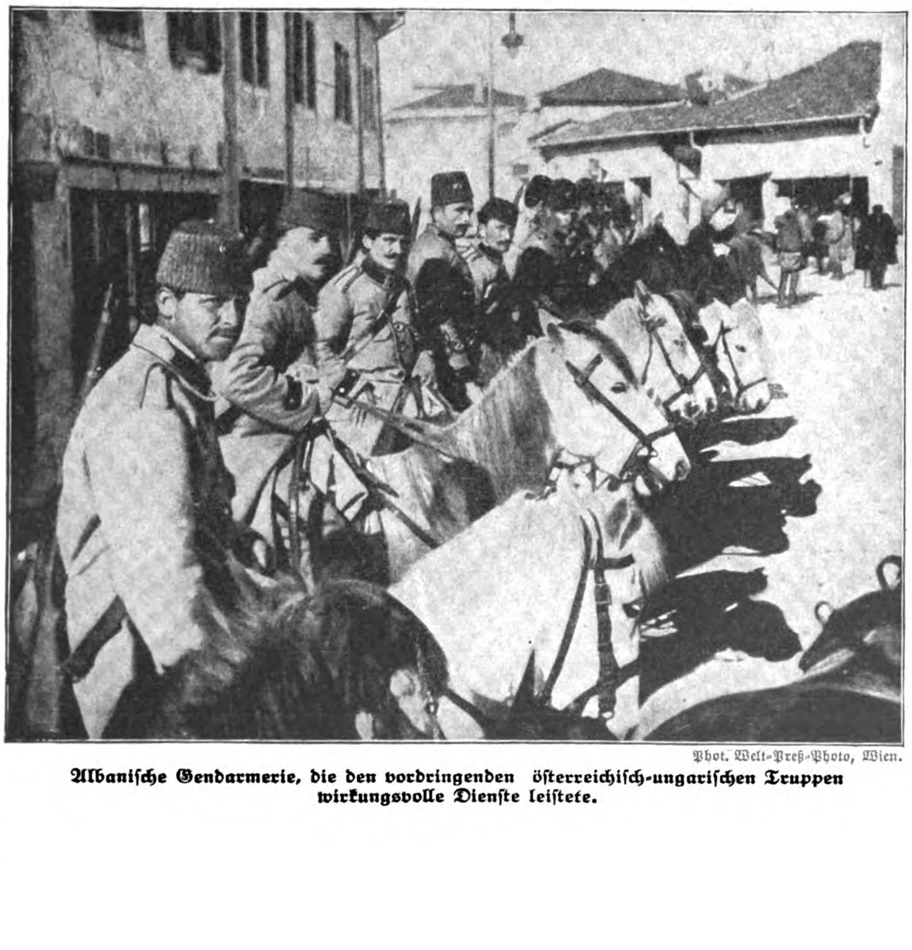
(Hierzu die Bilder Seite 74 und 75.)

Am 4. August des Jahres 1838 vollzog sich das erste Mal die Eroberung des sagenhaften Lovcenberges, an dem sich bis dahin die Türken, Spanier und Venezianer vergeblich die Köpfe eingerannt hatten.

Fortwährende räuberische Einfälle der Montenegriner in süddalmatinisches Gebiet hatten damals endlich die Langmut Österreichs erschöpft, das nun das 8. Feldjägerbataillon unter Befehl des Oberstleutnants Heinrich Rooßbach dahin entsandte. Nach zweitägigem Kampfe waren die Verteidiger des „Sargdeckels Montenegros", wie die oberste 700 Meter hohe Felskuppe ihrer Gestalt nach im Volksmunde genannt wird, niedergerungen, und am 8. August stand bereits das siegreiche Bataillon vor dem fürstlichen Konak in Cetinje. —

In dem 1914 ausgebrochenen Weltkriege war es den österreichisch-ungarischen Truppen vorbehalten, den Lovcen abermals zu bezwingen. Diesmal aber unter ungleich schwereren Verhältnissen als das erste Mal.

Schon im Jahre 1905 war mit Unterstützung Italiens die Befestigung des Lovcen und seine schwere Bestückung durchgeführt worden, die dann nach der Kriegserklärung des kleinen Königreiches an die Donaumonarchie allen Regeln der neuzeitlichen Befestigungskunst entsprechend ausgestaltet wurde.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Albanische Gendarmerie, die den vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen wirkungsvolle Dienste leistete.

Aus der schon von Natur furchtbaren Festung war so ein anscheinend uneinnehmbares Bollwerk gemacht worden.

Es wurde verteidigt von montenegrinischen Kerntruppen, einem italienischen Bataillon und französischer Artillerie, und die Verbündeten hofften felsenfest auf eine völlige Niederlage der Angreifer, die, einen zähen und gehässigen Feind vor sich, außerdem mit der Unbill eines außergewöhnlich harten Karstwinters, mit den Schwierigkeiten des steinigen Bodens und daher auch des Verpflegungsnachschubes zu kämpfen hatten.

Trotz aller namenlosen Anstrengungen, die die Truppen, bei Tag unter einem wütenden Gewehr- und Geschützfeuer über das eisüberzogene Gestein klimmend, bei Nacht auf ihm hockend, zu überwinden hatten, flatterte nach drei Tagen bereits — es war am 11. Januar 1916 — das schwarzgelbe Kriegsbanner sieghaft vom Firste des „Sargdeckels Montenegros".

Der diese geschichtliche Tat, die die Zuversicht des Vierverbandes und die Hoffnung Italiens auf die ausschließliche Beherrschung des „mare nostro" ganz gewaltig herabstimmte, vollführt hat, ist Feldmarschalleutnant Ignaz Trollmann.

Geboren 1860 zu Steyr in Oberösterreich, durchlief er die k. u. k. Militäroberrealschule zu Mährisch-Weißkirchen und die Theresianische Militärakademie in Wiener-Neustadt. Aus dieser wurde er im Jahre 1882 als Leutnant des 14. Infanterieregiments ausgemustert, besuchte dann 1885 bis 1887 die Kriegschule in Wien und wurde nach sechsjähriger Zuteilung beim Generalstabe im Jahre 1894 Hauptmann im Generalstabskorps, in dem er binnen neun Jahren zum Oberst vorrückte. 1910 Generalmajor, befehligte er, zugleich Kommandant der Korpsoffizierschule in Graz, von 1910 bis 1912 die dortige Landwehrbrigade. Im Jahre 1913 erfolgte Trollmanns Ernennung zum Feldmarschalleutnant.

Als Kommandant einer Infanterietruppendivision nahm er 1914 an der ersten Offensive in Serbien teil, führte im Verbande der 2. Armee während der Karpathenkämpfe und der galizischen Offensive ein Armeekorps, kommandierte im zweiten Feldzug gegen Serbien ein Korps und rückte nach Eroberung des Lovcen in Nordalbanien ein. Bei seinen Soldaten ist er außerordentlich beliebt. Für seine Verdienste wurden ihm der Orden der Eisernen Krone, das Militärverdienstkreuz, der Leopoldsorden und viele andere hohe Auszeichnungen verliehen. Feldmarschalleutnant Ignaz Trollmann hat es auch zuwege gebracht, daß die Albanier des von ihm besetzten Gebietes die Ausübung der Blutrache auf die Dauer von sechs Monaten abschwuren.

Die Fliegersprache.

Von Otto Behrens.

Schon in Friedenszeiten gab es eine Fliegersprache, die sich nunmehr im Kriege, mit seiner ganz besonders erhöhten Fliegertätigkeit, weiter entwickelt hat.

Das Flugzeug heißt für gewöhnlich „Kiste"; hat schon mancher Flieger mit ihm „Bruch" gemacht, so daß Vorsicht geboten ist, so ändert sich der Name in „Eierkiste" oder „Porzellankiste". Ein fehlerhaftes Flugzeug, das beispielsweise „schwer in der Luft" hängt, wird „Klamotte" (schwerer Stein) oder auch „Briefbeschwerer" genannt. Mit grünlichem Stoff bespannte Maschinen sind die „grünen Frösche" und „grünen Hunde". Ein Lernflugzeug hat die Bezeichnung „Versuchskaninchen"; hat der Flugschüler das Pech, häufiger aus ihr „Kleinholz zu hacken", so ist es ein „Trauerkloß". Verursachte ein Unfall den Tod eines Fliegers, so wird die traurige Bezeichnung „Totengräber" angewandt. Im Felde werden flinke und auffallende Flugzeuge des Feindes, die häufig über unsere Linien fliegen und „eiserne Grüße" abwerfen, „Bauernschreck" und „Cerberus" benannt. Auch der Name „Grobian", „Stammgast" und „Abonnent" kommt je nach Eigenart vor. In der Abenddämmerung der Aufklärung wegen fliegende Flugzeuge, die keine Bomben abwerfen, heißen „der stille Herr", „der Mondsüchtige" oder auch „der Nachtwandler".

Der Motor wird „Brummbär" genannt und hat bisweilen seine „Mucken". Läuft er viele Stunden hintereinander fehlerlos, so arbeitet er „im Akkord" und ist „ein lieber Kerl"; „muckst" er jedoch, so ist er ein „oller Bock", der „ausschlägt" (dessen Zündungen aussetzen). Durch elektrische Spannungen in der Luft werden mitunter die Metallteile des Flugzeugs magnetisiert. Hierdurch wird die Magnetnadel des Kompasses abgelenkt; der Kompaß hat dann „den Drehwurm" oder er „fährt Karussell".

Phot. A. Grohs, Berlin.

Aus dem Albanierviertel von Uesküb.

Leben und Treiben vor den Albanierhütten, in denen auch deutsche Soldaten Unterkunft fanden.

Auch der Flieger selbst spielt in der Fliegersprache eine Rolle. Ein Flugzeugführer von besonders großer Flugfertigkeit hat die Bezeichnung „Kanone". Es gibt „große" und „ganz große Kanonen". Ein „Luftchauffeur" zu sein, wird jeder Flieger vermeiden. Flugschüler bezeichnet man geringschätzig als „Küken", „Hopsfrösche" und „grünes Gemüse".

Der Beobachter heißt „Franz". Es wird erzählt, daß der Fliegerleutnant Blüthgen (Sohn des bekannten Dichters Viktor Blüthgen) Urheber dieses Namens sei. Sein kommandierender General fragte ihn bei einem Manöver, wie sein Beobachter heiße. Blüthgen soll da geantwortet haben: „Exzellenz, das weiß ich nicht, ich nenne ihn Franz."

Ein besonders tüchtiger „Franz" wird „Oberfranz" genannt. Fliegt er ständig mit demselben Flugzeugführer, so heißt er „Dauerfranz". Hieraus ergibt sich für beobachten die Bezeichnung „franzen". Hält der Flieger nach der Karte genau die Richtung ein, so „franzt er Strich", verirrt er sich, so „verfranzt" er. Ein Flieger, der während des Fluges allerhand gewagte Seitensprünge in der Luft macht, heißt „Jongleur". Einer, dessen Flugzeug durch Rückenwind erhöhte Fluggeschwindigkeit erhält, macht eine „Affenfahrt" oder „will noch heute zum Südpol".

Spricht ein Flieger sehr rasch, so „redet er mit 1400 Tou-

ren"; wird er von einem Vorgesetzten scharf vorgenommen, so wird er „auf Touren gebracht" und „kommt auf Touren!"

Mitunter kommt es vor, daß man durch irgendwelche Umstände in sechs Wochen nur „viermal in der Kiste gesessen hat". Beim Start, das heißt Abflug, bekommt man den „frommen Wunsch" „Ha und Be" (Hals- und Beinbruch), der Glück auf der Fahrt bedeuten soll, zu hören.

Fliegt man bei dunstigem Wetter, so kommt man schon bald in die „Waschküche", auf diese Weise kann man leicht in den „Dreck segeln" und „abschmieren" (abstürzen).

Abwurfbomben haben die Benennungen: „Bonbons", „Knallerbsen", „Nervenkitzler"; Gasbomben heißen „faule Eier". Handgranaten werden als „Fliegermäuschen" bezeichnet. Fliegerpfeile heißen „Nägel" und „Zahnstocher".

Die Luftschiffer mit ihren „Gasblasen" und „Erbswürsten" (Frei-, Fessel- und Lenkballons) sind die „lächerliche Konkurrenz".

Die Rennautos der Flieger bilden den Schrecken des „Landgewürms". Langsamere Autos heißen „Chausseeflöhe" und „Muckepicke".

Wer sich ärgert, daß er das „Eiserne Kreuz" noch nicht hat, leidet an „Kreuzschmerzen". —

Ein gesunder, kerniger Humor beseelt unsere Fliegerhelden.

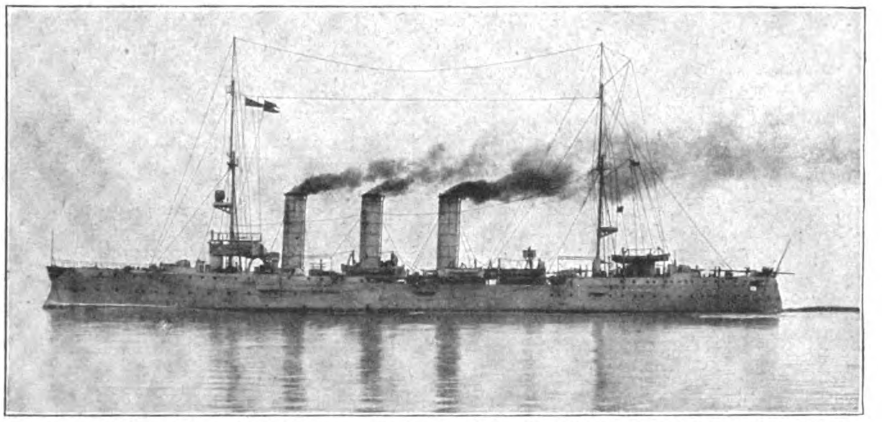
Oberst v. Lettow-Vorbeck, der Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Der Krieg in Ostafrika im April und Mai 1916.

(Hierzu die Bilder Seite 76—78 und die Karte Seite 79.)

Nach der für die Engländer äußerst verlustreichen Besetzung des Kilimandscharo- und Merugebietes in Ostafrika im März 1916 (siehe Band IV Seite 363) versuchten sie Anfang April, von Aruscha über die große, weite Massaisteppe ins Innere Deutsch-Ostafrikas gegen die Zentralbahn vorzustoßen. Dabei scheinen die Engländer nach ihren amtlichen Meldungen, auf die wir angewiesen sind, anfänglich erfolgreich gewesen zu sein. Die Vorstoßgruppe, die aus berittenen Engländern und Buren, insgesamt über eine Brigade stark, zusammengesetzt war und unter dem Befehl des Burengenerals van Deventer stand, konnte am 4. April bei Lalkissale im Aruschadistrikt eine kleine deutsche Abteilung überraschen und vollständig umzingeln, die sich am 6. der Übermacht ergeben haben soll. Nach den Angaben der Engländer fielen dabei 17 Deutsche und 404 Eingeborene nebst einigen Maschinengewehren und Munition in Feindeshand.

Nach diesem angeblichen kleinen Erfolg setzte General van Deventer mit seinen zahlenmäßig weit überlegenen Truppen den Vormarsch durch die Massaisteppe fort. In den folgenden Tagen nahmen seine Truppen die beiden Orte Umbugwe und Salanga, deren kleine deutsche Besatzung sich nach kurzem Widerstand in südlicher Richtung zurückzog. Am 17. April stieß van Deventer bei Kondoa-Irangi, etwa 200 Kilometer südwestlich Moschi, auf eine starke deutsche Truppe. Mit dieser geriet er in ein zweitägiges, sehr heftiges Gefecht, in dem die Engländer starke Verluste erlitten. Durch Umgehung bedroht, räumte im Lauf des 19. April die deutsche Truppe Kondoa-Irangi (siehe Bild Seite 78) freiwillig und zog sich nach Südosten in Richtung auf die Zentralbahn zurück, ohne daß die Engländer folgten. Diese besetzten dann noch an demselben Tage Kondoa-Irangi.



Deutscher Kleiner Panzerdeckskreuzer „Königsberg", im Rufidji-Fluß (Ostafrika) eingeschlossen.

Über diese Militärstation hinaus getraute sich van Deventer nicht weiter vorzudringen, weil sich die deutschen Schutztruppenabteilungen einige Kilometer südöstlich Kondoa-Irangi in günstiger Hügelstellung stark verschanzt hatten. Auch dürfte die inzwischen eingetretene Regenzeit zum Teil maßgebend gewesen sein, da der unaufhörliche Regen weite Gebietstrecken in große Sümpfe verwandelte, in denen ein Vorwärtskommen beinahe unmöglich war; ebenso waren die rückwärtigen Verbindungen durch das Wetter gefährdet.

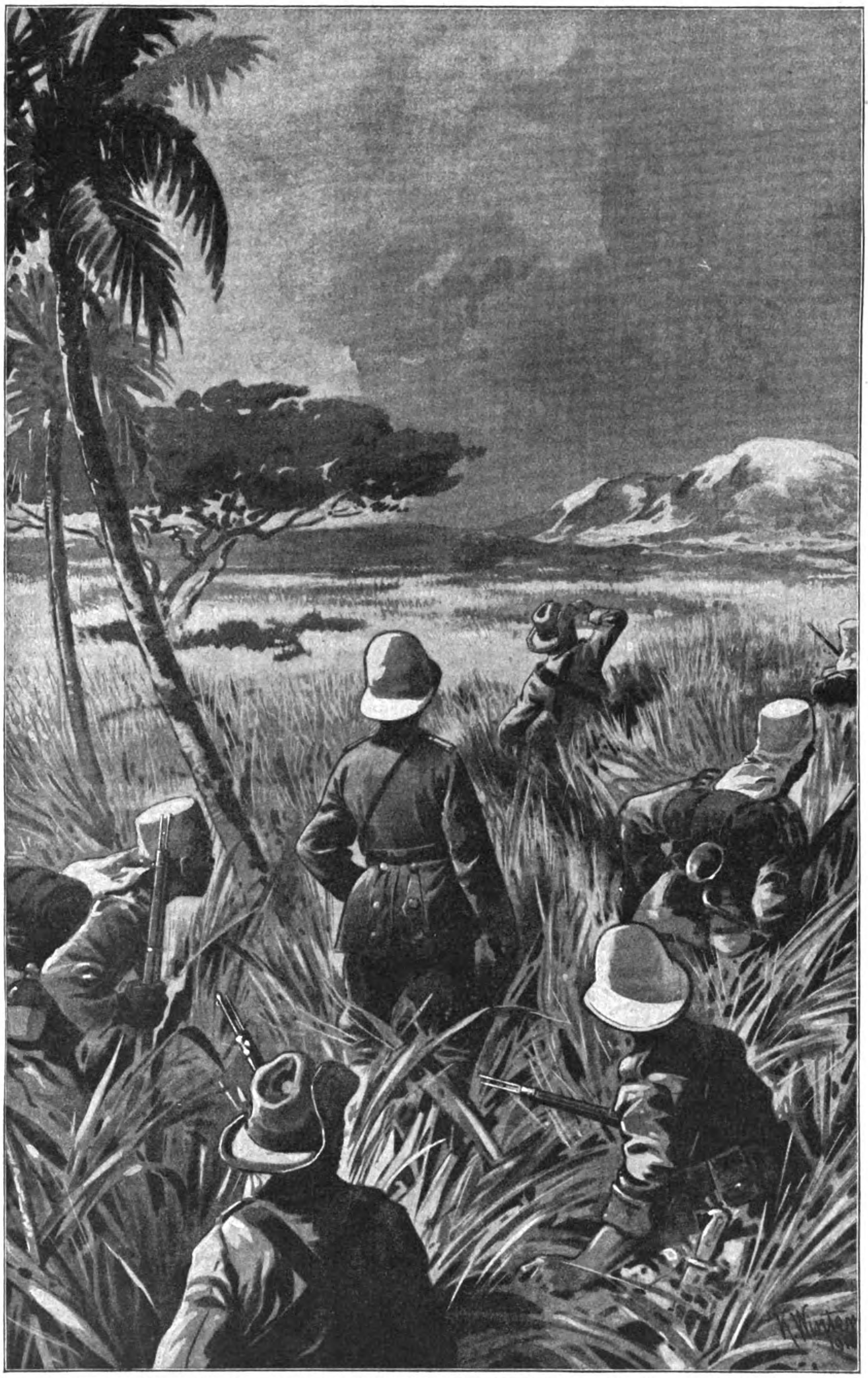
Mehrere Wochen hindurch verhielten sich die Engländer in Kondoa-Irangi ruhig. In dieser Zwischenzeit bekam die verschanzte Schutztruppe von Tabora (an der Zentralbahn) her Verstärkungen und entfaltete, selbst nach den englischen Berichten, eine bedeutende Tätigkeit in Patrouillenunternehmungen und Truppenbewegungen. Die deutschen Schutztruppenabteilungen, die jetzt unter der persönlichen Führung des tapferen und umsichtigen Schutztruppenkommandeurs Obersten v. Lettow-Vorbeck (siehe nebenstehendes Bild) standen, drangen in einer ausgedehnten Front von ungefähr 10 Kilometer umfassend gegen Kondoa-Irangi vor. Im Laufe des 8. Mai warfen sie die englisch-burischen Vorpostenstreitkräfte nach Kondoa-Irangi zurück und näherten sich den feindlichen Hauptstellungen so weit, daß diese von der leichten Artillerie bestrichen werden konnten. Am gleichen Tage noch, von Nachmittag bis zum Anbruch der Dunkelheit, wurden die englischen Stellungen von deutscher Feldartillerie und von einem schweren Geschütz des Kreuzers „Königsberg" (siehe Bild Seite 78), das von dem im Rufidji-Fluß eingeschlossenen Schiff (siehe untenstehendes Bild) dorthin in Stellung gebracht worden war, unter kräftigem Feuer gehalten und zum größten Teil zerstört. Besonders das Feuer aus dem schweren „Königsberg"-Geschütz war äußerst wirkungsvoll. Es wurde von schneidigen Marineartilleristen der „Königsberg" ausgezeichnet bedient. Das schwere deutsche Geschütz allein setzte sechs leichte englische Geschütze außer Gefecht. Das Feuer von mehreren englischen leichten Batterien konnte nicht viel ausrichten; es war sehr schlecht und hastig geleitet, weil das schwere deutsche Feuer den Feind stark nervös machte.

In der kommenden Nacht zum 9. Mai arbeiteten sich die Deutschen, besonders an den beiden Flügeln, bis nahe an die englischen Stellungen heran, trotz des heftigen feindlichen Feuers. Bei Beginn des nächstfolgenden Tages entwickelte sich an beiden Flügeln ein hartnäckiger Kampf, der den ganzen Tag über andauerte. Die schwarzen deutschen Fußtruppen, die Askari, geführt von deutschen Offizieren und Unteroffizieren, drängten in todesmutigem Ansturm die beiden feindlichen Flügel weit zurück, so daß die englischen Stellungen im großen Halbkreis umschlossen wurden. Die Engländer machten verzweifelte Anstrengungen, ihre verlorenen Stellungen wieder zurückzugewinnen. Aber nach erbittertem Handgemenge wurden sie immer wieder zurückgeworfen. Da die Kämpfer an Zahl auf beiden Seiten gleich stark waren, konnten die Engländer das bei ihnen so beliebte Verfahren der Umgehung mittels weit überlegener Reiterei nicht anwenden. Einzelne schwächere Versuche machten sie wohl; sie mißlangen aber gänzlich. Die Engländer verloren dadurch zahlreiche und wertvolle Reittiere.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai schritt die deutsche

Schutztruppe auf der ganzen Front zum Hauptangriff. Die Kämpfe, die höchst erbittert geführt wurden und die ganze Nacht über andauerten, führten zur Eroberung der gesamten englischen Stellungen. Die Engländer gaben am Morgen des 11. Mai Kondoa-Irangi auf und zogen sich mit großer Schnelligkeit etwa 8 bis 10 Kilometer nordwärts zurück, wo sie in aller Eile Verschanzungen anlegten. Die siegreichen Abteilungen konnten den zurückgehenden Gegner nicht verfolgen, da er beritten war, während die Deutschen keine Pferde besaßen. So konnte sich der Feind nur durch die Schnelligkeit seiner Reittiere der Vernichtung entziehen. Doch die Burenbrigade hatte auch so eine schwere Niederlage erlitten. Sie verlor in den dreitägigen heftigen Kämpfen an Mannschaften über 1200 Mann, wovon über die Hälfte tot am Platze blieb. An Pferden büßten sie etwa 800 Stück ein; auch mehrere leichte Geschütze und Maschinengewehre ließen sie im Stich.

General van Deventer verschweigt in seinen amtlichen Meldungen, daß er Kondoa-Irangi geräumt hat; er spricht nur von „abgeschlagenen starken feindlichen Angriffen". Verschiedene andere englische Meldungen geben jedoch zu, daß er Kondoa-Irangi „vorläufig" geräumt habe, daß er aber mit „Verstärkungen diesen Ort dem Feinde wieder leicht abnehmen und den Weg ins Innere öffnen könne". Seit dieser gründlichen englischen Schlappe hörte man von General van Deventer und aus dem Gebiet von Kondoa-Irangi nichts mehr. General Smuts meldete öfters nur kurz: „In dem Gebiet von Kondoa-Irangi nichts Neues." Dieses Schweigen ist der beste Beweis dafür, wie schwer die Niederlage van Deventers gewesen sein muß. Es bleibt dabei, daß die glänzend bewährte und ausgezeichnet geführte deutsche Schutztruppe dem übermütigen Feind mit dem siegreichen Gefecht bei Kondoa-Irangi vom 9. bis 11. Mai den Weg ins Innere der Kolonie versperrt hat. —

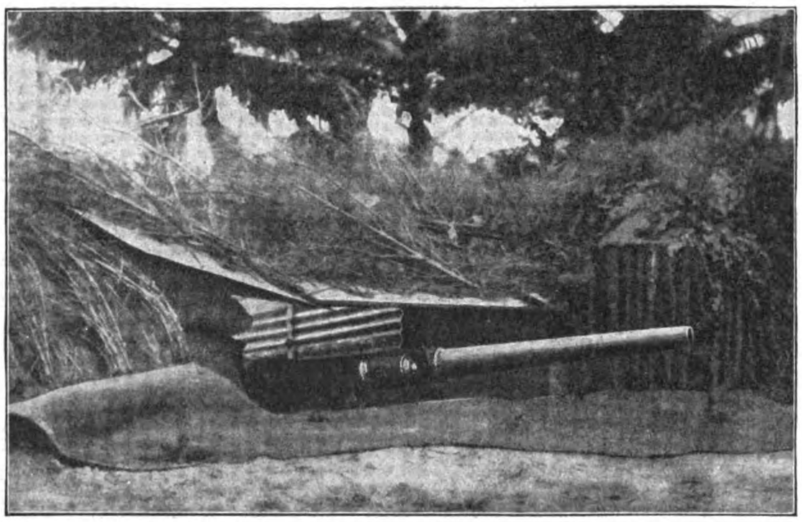


Vom deutschen Heldenkampf in Deutsch-Ostafrika; Vorgehen deutscher Schutztruppenabteilungen im Kilimandscharogebiet. Nach einer Zeichnung von Karl Winter.

Der Teil der englisch-burischen Truppen, der unter dem Befehle des englischen Oberkommandeurs General Smuts vom Kilimandscharo aus gegen die südöstlich davon im gebirgigen Usambaragebiete stehenden deutschen Schutztruppenabteilungen kämpfte, konnte im April und Mai trotz seiner großen Übermacht kaum einen nennenswerten Erfolg erzielen. Am 25. Mai meldete General Smuts, daß eine Abteilung seiner Truppen die Bahnstationen Same (siehe Bild Seite 78) und Lembeni an der Usambarabahn besetzt habe, während sich andere Abteilungen am Panganifluß abwärts über Marago und Opuni auf Le Sara (?) zu bewegten. Die Schutztruppe zog sich, um nicht abgeschnitten zu werden, langsam kämpfend südwärts zurück. Am 30. Mai stürmten die Engländer eine verschanzte deutsche Stellung bei Nikocheni am Panganifluß. Die Besatzung zog sich ohne besondere Verluste auf die Station Nkomasi zurück, nach-

dem sie eine Brücke in die Luft gesprengt hatte. Daß die Engländer volle zwei Monate Zeit brauchten, um die wenigen nahe beieinander liegenden deutschen Stationen zu besetzen, zeigt klar, wie hartnäckig und entschlossen die schwachen Schutztruppenabteilungen dem übermächtigen Feinde Widerstand leisteten. —

Im Nordwestgrenzgebiete der Kolonie, dem Ruandabezirk, schritten die Belgier unter General Tombeur, offenbar ermutigt durch das Vorgehen der ihnen verbündeten Engländer, Anfang Mai auf der ganzen Front zwischen dem Tanganjika- und dem Kiwusee sowie nördlich davon mit starken Kräften zum Angriff. Nur ihrer Übermacht hatten sie es zu verdanken, daß sie die dort auf fernsten Posten stehenden schwachen deutschen Abteilungen zurückdrängen konnten. Zuerst bemächtigten sie sich der Insel Kwijiwi im Kiwusee, die die Deutschen schon seit Kriegsbeginn besetzt hielten. Dann rückten sie weiter vor und nahmen am 8. Mai ohne Widerstand Kigale, den Hauptort des Ruandabezirkes. Wegen der Besetzung dieses Ortes und des Vordringens einer starken belgischen Kolonne südlich des Kiwusees sowie unter dem Druck einer weiteren starken belgischen Kolonne nördlich desselben gingen die deutschen Truppen weiter zurück. General Tombeur meldete dann, daß er am 18. Mai das Bergmassiv des Kama besetzt habe, das angeblich ein starker Verbindungsstützpunkt der Deutschen gewesen sein sollte. Da die Belgier weiter mit starken Kräften vordrangen, mußte mit der allmählichen Räumung des abgelegenen und umklammerten Ruandabezirks gerechnet werden. —



Das von der deutschen Schutztruppe in den Kämpfen um Kondoa-Irangi benutzte Geschütz vom Kreuzer „Königsberg" in Stellung.

Auch gegen die südwestliche Grenze der Kolonie ging der Feind gegen Ende Mai zum Angriff über. General Northey, der Kommandant der britischen Truppen an der Nordgrenze Rhodesiens und des Njassalandes, meldete, daß seine Truppen an der ganzen Grenze zwischen dem Njassa- und dem Tanganjikasee in einer Breite von 20 Meilen in deutsches Gebiet vorgerückt seien. Die deutschen Abteilungen wurden dadurch gezwungen, sich von Ipiana, 20 Meilen nördlich Karonga und Igamba, 18 Meilen nordöstlich Porthill, gegen die Regierungsstation Neulangenburg zurückzuziehen. Am 31. Mai meldete Northey weiter, daß sein rechter Flügel die Deutschen gezwungen habe, am 25. Neulangenburg zu räumen, das hierauf von ihm besetzt worden sei. Dem linken Flügel gelang es, gleichfalls am 25. Mai, angeblich, eine kleine deutsche Abteilung in dem Negerdorf Namema, 23 Meilen nordöstlich Abercorn, einzuschließen, das hierauf „belagert" wurde. Da die in diesem Gebiet stehenden deutschen Grenzschutzabteilungen wegen der Inanspruchnahme der Schutztruppe auf fünf verschiedenen, weit voneinander entfernten Kriegschauplätzen dem Gegner an Zahl und Hilfsmitteln ebenfalls sehr unterlegen waren, so mußte auch hier mit Gebietsräumungen gerechnet werden.

Während so die Engländer im Nordosten und Südwesten, die Belgier im Nordwesten mit großer Macht in die deutsche Kolonie eindrangen, verhielten sich verschiedenen Nachrichten zufolge die Portugiesen im Süden verhältnismäßig ruhig. Es spielten sich im April und Mai lediglich einzelne Patrouillenkämpfe am Rowumagrenzfluß ab, die ohne Bedeutung blieben. Die Portugiesen konnten aber trotz ihrer großen Zahl nicht über den Rowuma auf deutsches Gebiet vordringen. Allerdings brüsteten sie sich damit, die deutsche Küstenzollstation Kionga „erobert" zu haben. In Wirklichkeit räumten die Deutschen diese südlich der Rowumamündung gelegene Grenzstation freiwillig, da sie für die Verteidigung nicht in Betracht kam. Die Besetzung durch die Portugiesen erfolgte dann am 10. April.

Das neue Reichsamt.

Von Dr. Paul Rohrbach.

(Hierzu die Bilder Seite 80.)

Der Zwang des Krieges hat zur Schaffung eines neuen Reichsamts — das ist es, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach — getrieben. Man könnte es das Reichsamt für Volksernährung nennen. Seinem Wesen nach gehört es zum Reichsamt des Innern, und sein Leiter, der bisherige Oberpräsident von Ostpreußen, Herr v. Batocki, ist von dem ausgeschiedenen Staatssekretär des Innern, Delbrück, vorgeschlagen worden.

Wenn jemand uns bei Beginn des Krieges gesagt hätte, daß wir nach fast zwei Jahren noch ein besonderes Reichsernährungsamt für den Krieg würden gründen müssen, so wäre man ihm wohl mit befremdetem Kopfschütteln begegnet. Kaum einer hat an eine solche Dauer des Krieges gedacht. Vor allen Dingen aber haben es unsere Gegner nicht getan, denn als sie sich zum Überfall entschlossen, da war für sie, namentlich für England, die Haupterwägung

Die deutsche Militärstation Kondoa-Irangi (250 Kilometer südwestlich des Kilimandscharo) in Deutsch-Ostafrika.

Das Dorf Same an der Usambarabahn in Deutsch-Ostafrika am Abhange des mittleren Pare-Gebirges.

die, der Krieg werde notwendig kurz sein, da Deutschland durch die Absperrung zur Nachgiebigkeit gezwungen werden würde. Das hat ein Mann wie der englische Minister Grey im Parlament öffentlich ausgesprochen, und darauf hat er den Eintritt Englands in den Krieg gewissermaßen mit einer leichtfertigen Handbewegung begründet.

Trotzdem bedeutete die Teilnahme Englands auf jeden Fall, von unserem Standpunkt aus betrachtet, Verlängerung und Verschärfung des Kampfes. Mochten die Engländer sich noch so sehr über unsere Widerstandskraft gegenüber der Politik der Aushungerung täuschen — daß sie trotzdem an dem einmal begonnenen Vorhaben zähe festhalten würden, war nach ihrem ganzen Charakter zu erwarten. Vor um so viel reicher geworden wäre." Alle englische Politik ist Handelspolitik und alle Kriege Englands sind Handelskriege, sei es im engeren, sei es im weiteren Sinne. Mit einer Abänderung des bekannten Clausewitzschen Wortes kann man sagen, daß die englischen Kriege nichts anderes sind, als Fortführung des englischen Geschäfts mit veränderten Mitteln.

In jeder Art von Geschäft ist England groß, am größten aber in der Rücksichtslosigkeit, mit der es seine eigenen Interessen vertritt, und in der Gewissenlosigkeit, mit der es andere für sich bluten läßt. Auch diesmal hat es das wieder fertig gebracht, und es ist keineswegs nur seine Absicht, den deutschen Nebenbuhler zu beseitigen, sondern ebenso sollen auch die eigenen englischen Freunde, Rußland, Frank-

Karte zu den Kämpfen in Deutsch-Ostafrika.

hundert Jahren, bei dem großen Kriege gegen Napoleon, war die Kriegsmüdigkeit der Londoner City unter dem Einfluß der Kontinentalsperre, des Handelsverbots für alle englischen Waren auf dem Festlande von Europa, einmal doch so groß geworden, daß eine Abordnung der Kaufleute das Ministerium um Friedenschluß bat. Die Antwort war ablehnend: mit Napoleon gebe es für England keinen Frieden und die Geschäftswelt müsse die Verluste bis zum Siege tragen, der reichliche Entschädigung bringen werde! Der englische Wille ist zäh. Das uns vor Augen zu halten, wird auf keinen Fall schaden, denn wir können dem ruhig entgegensetzen: der deutsche ist noch zäher! Wofür kämpft England? Die Antwort liegt in jenem bekannten Wort aus dem Jahre 1897, das die eigentliche englische Kriegsbegründung enthält: „Wenn Deutschland heute vernichtet wird, so gibt es morgen keinen Engländer, der dadurch nicht reich und Italien, sich ausbluten, damit die englische Handelsübermacht allein auf dem Platze bleibt. Gegen diesen ungeheuerlichen Anschlag, die ganze Welt in einen blutgedüngten Acker für englische Ernten, in eine Goldgrube für die regierende englische Aristokratie und das englische Großkapital zu verwandeln, steht Deutschland mit seinen Verbündeten, und die Entscheidung der Frage, ob es in Zukunft nicht nur ein großes und freies Deutschland, sondern überhaupt selbständige Völker, unabhängiges Wirtschafts- und Kulturleben neben England auf der Welt geben soll, hängt davon ab, ob wir gegen den englischen Aushungerungskrieg standhalten können. Daß uns militärisch keins der jetzt bestehenden feindlichen Bündnisse bezwingen kann, ist sicher; um so wütender verfolgen die Feinde, von England geführt, das Ziel, uns durch die Not an Nahrungsmitteln und anderem Lebensbedarf zu zwingen.

Es gibt nur ein Mittel dagegen, und das heißt: sich organisieren! Organisation — Einteilung und Austeilung des Vorhandenen — ist das Zeichen, in dem wir trotz allem siegen werden, und in ihm vertrauen wir auch auf das neue Reichsamt.

Mit tiefer Anteilnahme hat uns dabei der Rücktritt Delbrücks erfüllt. Dieser Krieg verbraucht unsere Männer, wo sie stehen und wo sie arbeiten: den einen im Schützengraben, den anderen im Generalstabsbüro oder in der Ministerberatung. Es gehört zum Wesen des Weltkampfes, daß er mit seinen Forderungen nicht haltmacht an der Grenze der Leistungsfähigkeit, der geistigen wie der körperlichen, eines jedes einzelnen. Der Krieg kennt keine Schonung. Erst verlangt er das Opfer der letzten gesundheitlichen Kraft, und dann fordert er sofort den neuen und frischen Mann an der Stelle des alten, der eben noch sein Letztes, Bestes hergegeben hat. Dem Staatssekretär Clemens Delbrück, dessen Name immer unter den hervorragendsten Persönlichkeiten des letzten Jahrzehnts stehen wird, ist auf alle Fälle ein dankbares und ehrenvolles Andenken sicher; hoffentlich aber wird es ihm nach wiederhergestellter Gesundheit auch möglich sein, weiterhin etwas von seinem Wissen und Können dem allgemeinen Wohl an einer hervorragenden Stelle zu widmen.

v. Batocki,
der Präsident des „Kriegsernährungsamts", der neuen Behörde für die Lebensmittelversorgung des deutschen Volkes, früher Oberpräsident der Provinz Ostpreußen.

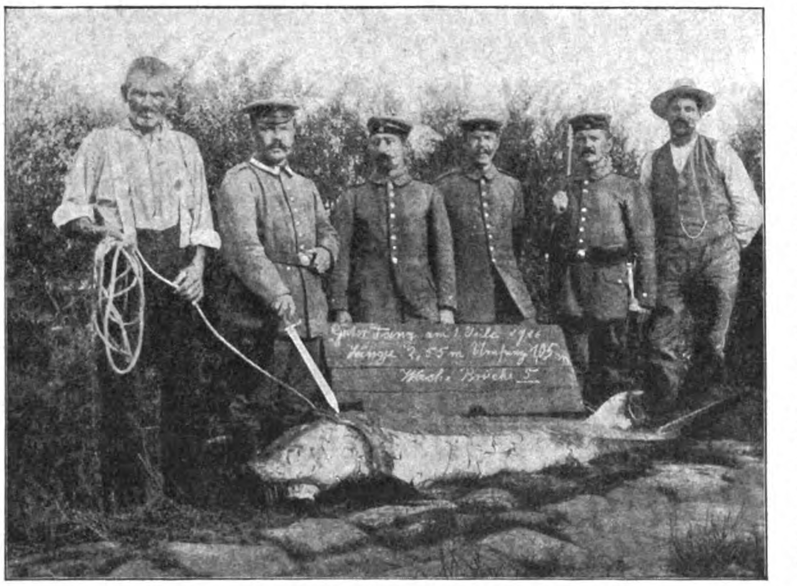
Dr. Clemens Delbrück,
der ehemalige, um die Organisation der Lebensmittelversorgung des deutschen Volkes hoch verdiente Staatssekretär des Reichsamts des Innern.

Man könnte sagen, er hat bei seinem Scheiden als Testament den Erfahrungssatz hinterlassen: Mit der kollegialen Verfassung des preußischen Ministeriums, mit dem gewöhnlichen Schematismus der Behörden und mit der friedensmäßigen Auffassung vom streng bundesstaatlichen Charakter des Reichs läßt sich inmitten des Weltkrieges die Ernährung unseres von allen Seiten vom Weltmarkt abgeschnittenen Volksganzen nicht sicherstellen. Der große und glänzende Erfolg, der in der wichtigsten Ernährungsfrage, der Brotversorgung, erzielt worden ist (wenngleich man nicht behaupten kann, daß beim Brot so schnell durchgegriffen wurde, wie es hätte geschehen können), hat, so merkwürdig es klingen mag, gewissermaßen dazu beigetragen, daß man auch das übrige Versorgungsproblem im ganzen schon als gelöst ansah, bevor die Schwierigkeiten recht begonnen hatten. Allmählich aber zeigte sich, daß schon die Kartoffelverteilung sehr schwer zu handhaben war, und daß man bei Fleisch, Butter, Zucker und so weiter unversehens auf dem Wege war, den gewissenlosesten Wucher schalten zu lassen.

Jedermann hatte, mit Recht, das Empfinden, daß die Lebensmittel zwar knapp seien und Einschränkung geboten, daß aber auf alle Fälle so viel da sein mußte, um den Verbrauchern wenigstens einen gewissen Anteil zuzuführen. Die Forderungen nach Abhilfe nicht gegen die Knappheit, wohl aber gegen den Wucher und die Ausbeutung, erhoben sich in der Öffentlichkeit so energisch, daß die Regierung sich entschloß, den besten Mann herzugeben, den sie zur Verfügung zu haben glaubte.

Das war der Oberpräsident v. Batocki, von dem sein bisheriger Chef Delbrück von Anfang an geurteilt hatte, eine Persönlichkeit mit so ausgezeichneter Initiative müsse auf jeden Fall so weit wie möglich „nach oben" kommen.

Auch Herr v. Batocki konnte sein Amt nicht anders als mit der Mahnung antreten, man möge nichts Übermenschliches von ihm erwarten. Daraufhin hat sich die öffentliche Meinung in Geduld gefaßt, und sie wurde zunächst dahin belehrt, daß die Geduld wohl bis zum Spätsommer oder bis zum Frühherbst 1916 werde vorhalten müssen; dann sei auf eine merkliche Erleichterung der Lage zu hoffen. Unterdessen festigten sich die Aussichten auf eine gute Ernte. Gerade mit dem Beginn des Sommers hatte auf seiten der Gegner eine besonders heftige und nervöse Tätigkeit eingesetzt. Jene hatten ganz offenbar die Empfindung, daß der Krieg in sein letztes, entscheidendes Stadium eintrat. Sie hofften auf das Zusammenwirken ihrer verzweifelten, von allen Seiten losbrechenden Offensive mit der Schwächung nicht nur der wirklichen Kraft, sondern vor allen Dingen auch des Selbstvertrauens im deutschen Volke durch den Lebensmittelmangel. Jede Äußerung und jedes Vorkommnis aus Deutschland, das sich so deuten läßt, wird mit Eifer gebucht, durch die Zeitungen und in den Schützengräben verbreitet. So soll der Mut bei den Völkern und bei den Heeren, die gegen uns im Felde stehen, gehoben werden. Kein Zweifel, daß man in London, Paris und Petersburg, außerdem aber auch an nicht wenigen neutralen Stellen, an das Vorhandensein einer wirklichen Notlage in Deutschland glaubt und entscheidende Folgen von ihr erwartet. Sie werden sich grimmig darin täuschen, das wissen wir wohl. Not oder nicht Not — solange es Brot und Kartoffeln, Salz und Pulver gibt, so lange wird kein Deutscher verzagen. Das eine holen wir aus der Erde, das andere machen wir aus der Luft — und für alle wünschenswerten und notwendigen Erleichterungen darüber hinaus vertrauen wir vorläufig auf das neue Reichsamt und seinen Präsidenten.



Ein guter Fang im Oberrhein an der Mündung der Kinzig.

Das Bild zeigt Pioniere der Brückenwache, die den beiden glücklichen Fischern beim Herausholen des Fisches, eines dort seltenen Störs im Gewicht von 207 Pfund, behilflich waren. Die Länge des Störs betrug vom Kopf bis zum Schwanzende 2,55 Meter, der Leibesumfang 1,05 Meter.

Abführung gefangener Franzosen nach dem Sturm auf Fleury in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1916.

Nach einer Originalzeichnung von dem auf dem Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Th. Rocholl.

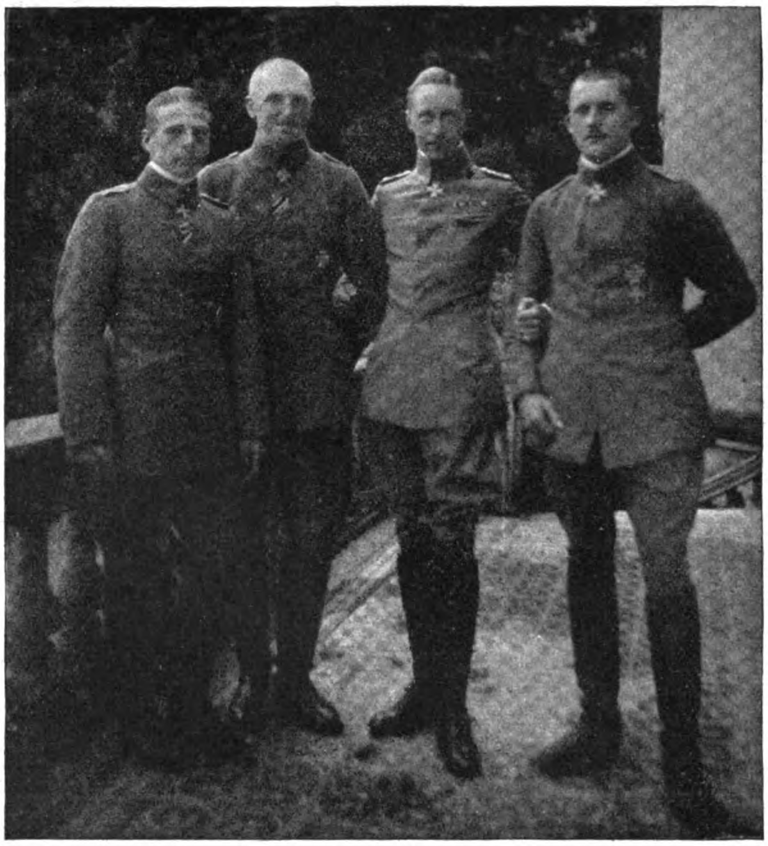
UNIV. OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die Kämpfe gegen **Frankreich** zeigten in der Schlacht um Verdun auch zu Beginn des fünften Monats ihrer Dauer noch dasselbe allgemeine Gepräge wie vorher. Gegen die kunstvollen französischen Verteidigungsanlagen rückten die Deutschen langsam vor, woran alle Anstrengungen der Franzosen nichts ändern konnten. Die Tätigkeit der Artillerie wurde nach und nach immer lebhafter und führte in den Tagen vor dem 21. Juni auf dem östlichen Maasufer zu einer äußerst heftigen Artillerieschlacht, in der namentlich das deutsche Feuer eine gewaltige Stärke erreichte. Im Zusammenhang hiermit entwickelten sich am 21. Juni auf dem östlichen Maasufer Infanteriekämpfe, in denen die deutschen Truppen westlich der Feste Vaux namhafte Vorteile errangen. Dabei nahmen die Deutschen 24 Offiziere und über 400 Mann gefangen. Die Franzosen bemühten sich, durch sofort angesetzte Gegenangriffe die frühere Lage wiederherzustellen, doch blieben alle ihre Versuche ohne die erhoffte Wirkung.

Das alles waren aber nur Einleitungen für größere Unternehmen, deren Hauptziel das Panzerwerk Thiaumont bildete, das zwei Straßen von Douaumont nach Verdun schützt, von denen die östliche durch das Dorf Fleury führt. Nach tagelanger schwerer Beschießung des Werkes schritten die Deutschen am 23. Juni zum Angriff. Über den Höhenrücken „Kalte Erde" und östlich davon brachen die Truppen — das 10. bayerische Infanterieregiment „König" und das bayerische Infanterieleibregiment an der Spitze — vor, stürmten das Panzerwerk Thiaumont, eroberten den größten Teil des Dorfes Fleury und gewannen südlich des Forts Vaux Gelände. Die Franzosen, die sich tapfer wehrten, hatten sehr schwere, blutige Verluste und büßten außerdem 60 Offiziere und 2673 Mann ein, die in Gefangenschaft gerieten.



Der Armeeführer Kronprinz Wilhelm vor Verdun und drei seiner mit dem Orden Pour le mérite geschmückten Offiziere.
Von links: Hauptmann Bölcke, Leutnant Rackow, Erstürmer von Vaux, der Kronprinz, Oberleutnant Brandis, Erstürmer von Douaumont.

Durch diesen glänzenden Sieg hatten die Deutschen ihre Stellungen wieder wesentlich verbessert und waren der inneren Befestigungslinie Verduns merklich näher gerückt. Für die Festung selbst ergab sich eine weitere Bedrohung; beträgt doch die Entfernung von der Mitte des Dorfes Fleury bis nach Verdun in der Luftlinie nur 5 Kilometer. Zwischen diesen zwei Orten liegt die stark ausgebaute Feste Souville, die aus 388 Meter Höhe das ganze umliegende Gebiet, besonders auch die Umgebung von Fleury und dieses selbst beherrscht. Der deutschen Artillerie boten sich hier neue schwierige Aufgaben.

Die Bewältigung dieser Aufgaben mußte jedoch zunächst verschoben werden. Vorerst galt es, den Neugewinn gegen französische Wiedereroberungsversuche, die mit äußerster Kraft unternommen wurden, zu verteidigen. Unter gewaltiger Mitwirkung ihrer Artillerie gingen die Franzosen zu fast ununterbrochenen Gegenstößen über. Sie hofften, daß die Deutschen ihre neuen Linien gegen große Massenangriffe noch nicht genügend gesichert haben würden, und glaubten, den Ausbau dieser Stellungen verhindern zu können. Sie scheuten denn auch keine Opfer, brachten sie aber umsonst; denn alle Versuche der Franzosen, den verlorenen Raum zurückzugewinnen, scheiterten an dem nicht zu brechenden Widerstand der Deutschen, die ihnen wieder große Verluste zufügten und weitere 200 Gefangene (siehe die Kunstbeilage) abnahmen.

Dessenungeachtet erneuerten die Franzosen ihre Angriffe mit Todesverachtung immer wieder; starke Kräfte schickten sie vor, und heiß wogten die Kämpfe hin und her. Am 27. Juni besonders führten die Franzosen nach zwölfstündiger heftigster Feuervorbereitung den ganzen Tag über erhebliche, zum Teil neu herangezogene Truppen, vom Westen her gegen den Thiaumontwald bis Fleury, vom Süden her gegen Fleury bis zum Fuminwald, gegen die deutschen Linien vor, doch auch diesmal brachen die feindlichen Massen im Sperrfeuer der Artillerie und im Infanteriegefecht restlos zusammen (siehe Bild Seite 85). — Die Gesamtzahl der von den Deutschen seit dem 23. Juni eingebrachten Gefangenen erreichte 70 Offiziere und 3290 Mann.

Die schweren Verluste, die die Franzosen erlitten hatten, hielten diese aber von neuen Anstrengungen nicht ab. Schon am 30. Juni begannen die Massenstürme wieder. Die Hauptangriffe richteten sich gegen die Stellungen der Deutschen auf der „Kalten Erde" und gegen das Panzerwerk Thiaumont. Rücksichtslose Einsetzung von Menschenleben ermöglichte den Franzosen, in die vordersten Gräben der Deutschen einzudringen und die Besatzung zurückzudrängen. Dieser unerhebliche Anfangserfolg schien ihnen von so weittragender Bedeutung zu sein, daß sie etwas voreilig die Rückeroberung des Panzerwerkes in ihren amtlichen Berichten veröffentlichten. Große Enttäuschung gab es daher in Frankreich, als sich herausstellte, daß der Angriff überall unter schwersten Verlusten gescheitert war. Insbesondere betraten das ehemalige Panzerwerk Thiaumont nur gefangene Franzosen, die sich im Kampf zu weit vorgewagt hatten. Ein am 1. Juli vorgetragener Sturm blieb ebenso erfolglos.

Auf dem linken Ufer der Maas fanden um diese Zeit ebenfalls schwere Kämpfe statt, die jedoch an Wichtigkeit und Wirkung denen auf dem rechten Ufer nicht gleichkamen. Am „Toten Mann" und an der Höhe 304 verloren die Franzosen wieder kleine Grabenstücke und einige ganze Gräben an die Deutschen (siehe auch die Bilder Seite 81 bis 84). —

Von allen Abschnitten an der Westfront — außer dem um Verdun — gewann der von den **Engländern** gehaltene im letzten Drittel des Juni von Tag zu Tag mehr Bedeutung. Hier entwickelte sich eine Artillerieschlacht von immer größerer Wucht; namentlich zwischen der belgisch-französischen Grenze bis an die Oise nahmen Artillerie- und

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Minenkämpfe beträchtlich zu. Gewaltsame Erkundungen durch starke Abteilungen wurden von beiden Gegnern in größerem Umfange ausgeführt und trugen den Deutschen in der Gegend von Berry-au-Bac und bei Frapelle am 20., bei Frelinghien und westlich von La Bassée am 21., bei Ypern, Lihons, Lassigny und dem Gehölz Maisons de Champagne am 23. erfreuliche Erfolge ein. Die mitgeteilten Ortsnamen zeigen schon, daß es sich um Vorstöße handelte, die sich über die gesamte erwähnte Front verteilten. Diese kleinen Unternehmungen fügten sich in den Rahmen einer ganz großen Kampfhandlung ein, die von den Engländern zielbewußt ins Werk gesetzt wurde.

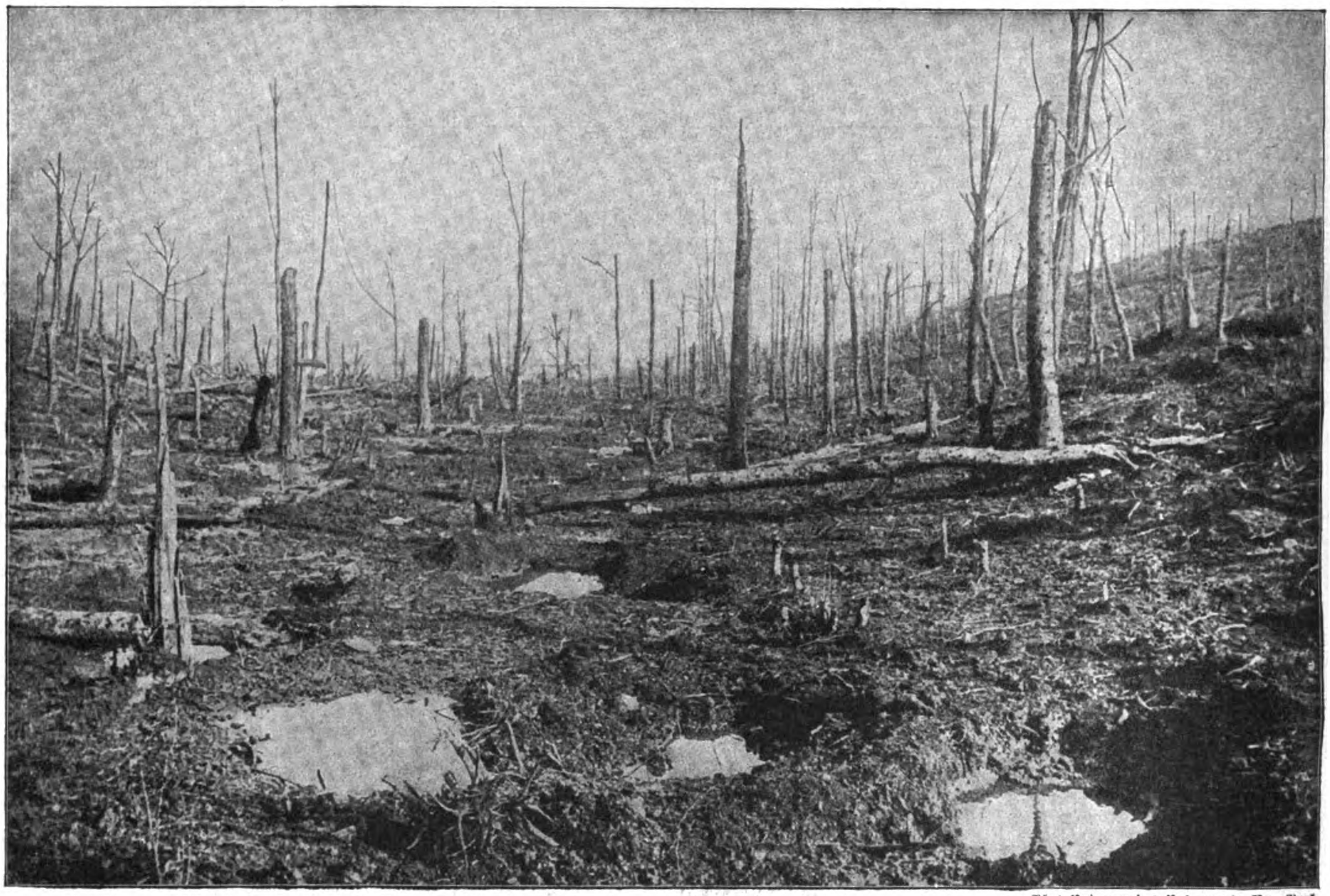
Die monatelang besprochene, von den Feinden der Mittelmächte seit langem herbeigewünschte Angriffsbewegung der Engländer stand unmittelbar vor ihrer Auslösung. Die Gelegenheit dazu wurde von ihnen für ungemein günstig gehalten, denn die deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte schienen auf allen Kriegschauplätzen genügend beschäftigt, so daß ihnen offenbar die Abgabe von Reserven an bedrohte Punkte ihrer Front unmöglich sein würde. Die Österreicher und Ungarn namentlich sahen ihre Truppen gegen Rußland und Italien gebunden, starke deutsche Einheiten waren ihnen gegen die russischen Eindringlinge zu Hilfe geeilt, ein großer Teil des deutschen Heeres war vor Verdun festgelegt. Wenn daher ein englischer Vorstoß überhaupt Aussicht auf Erfolg haben konnte, so war jetzt der richtige Augenblick gekommen. Die Engländer nahmen ihn wahr. Gern gingen sie an ihre Aufgabe freilich nicht heran, denn wie in allen von ihnen früher geführten Kriegen hätten sie auch diesmal lieber andere für sich verbluten lassen. Das Drängen der Bundesgenossen, die Engländer möchten sich auch einmal ernsthaft betätigen, war aber so entschieden geworden, daß sie sich ihm nicht gut länger entziehen konnten. So ganz allein wollten sie allerdings auch hier ihr Blut nicht vergießen, und deshalb verlangten sie für ihr Vorgehen den Beistand der Franzosen. Diese legten tatsächlich eigene Truppen in die Stellungen an der Somme, und nun glaubten sich die Engländer stark genug zum endgültigen Niederringen der Deutschen.

Seit dem 24. Juni entwickelten die Feinde südlich des Kanals von La Bassée bis über die Somme hinaus auch nachts anhaltende rege Tätigkeit und legten schweres Feuer (siehe Bild Seite 89) auf die deutschen Anmarschstraßen und Ruheplätze hinter der Gefechtslinie. In der Gegend von Beaumont—Hamel (nördlich von Albert) wurde ferner in großem Umfange erfolglos Gas über die deutschen Stellungen getrieben. Sieben Tage lang mußten die Deutschen heftiges Trommelfeuer, das oft noch durch Gasangriffe unterstützt wurde, ertragen. Häufig stießen in dieser Zeit feindliche Patrouillen zur Feststellung der Feuerwirkung vor. Sie wurden regelmäßig zurückgewiesen, wie zum Beispiel am 29. Juni bei Richebourg. Am 30. Juni steigerte sich die Gefechtstätigkeit in erster Linie zu beiden Seiten der Somme.

Am 1. Juli, als die deutschen Stellungen für sturmreif gehalten wurden, brachen Engländer und Franzosen in einer Frontbreite von 40 Kilometer im Flußgebiet der Ancre und der Somme vor (siehe die Karte Seite 87). Auf dem breiten Landstreifen von Gommecourt bis in die Gegend von La Boiselle, wo die Engländer anliefen, erlitten diese wohl schwere Verluste, erreichten aber keine nennenswerten Vorteile. Nicht einmal die erste deutsche Linie wurde durchbrochen; die Besatzung der Gräben hielt wacker stand. Die feindlichen Granaten hatten zwar die vordersten deutschen Stellungen schwer erschüttert oder gänzlich zerstört, der schädigenden Gaswirkung waren die deutschen Krieger jedoch durch Benützung vortrefflicher Schutzeinrichtungen entgangen. So konnten sie den Stürmenden einen heißen Empfang bereiten.

Seit einer Woche bombardierten wir die feindlichen Linien von der Yser bis zur Somme, so berichtete ein Augenzeuge in „Daily Chronicle“ über den Beginn des Angriffs der Engländer. Die Zeichen, daß die Schlacht beginnen sollte, waren mannigfaltig. Wir brachten eine Menge Kriegsbedarf heran. Von allen Richtungen trafen Truppen in wahren Strömen ein. Das Heer wurde von Tag zu Tag größer. An einem Abend endlich verriet man uns das große Geheimnis: „Morgen früh um halb acht Uhr soll's losgehen.“

Der Tag brach an. Er war sehr schön, aber kühl. Schon



Phot. Underwood & Underwood, New York.

Das Schlachtfeld bei den Maashöhen vor Verdun.

Blick von der französischen Seite her. Das Bild zeigt die verheerende Wirkung des deutschen Artilleriefeuers.

in früher Stunde herrschte eine emsige Tätigkeit in den hinteren Reihen. Ein Trupp Franzosen, ganz in Blau vom Helm bis zu den Gamaschen, marschierte vorbei. Ihre Gestalten machten den Eindruck der Schwere. Ihre Augen blickten geradeaus vor sich hin. Die Franzosen wußten, daß heute für die Engländer der Tag der großen Schlacht war. Sie riefen uns grüßend zu: „Heil, Kameraden!" Gegen sechs Uhr entwickelte die Artillerie ihre höchste Kraft. Nichts Ähnliches ist bisher auf unserer Front gehört worden. Die vorangegangene Beschießung mag ungeheuer gewesen sein, aber sie war im Vergleich zu dem nun gebotenen Schauspiel durchaus unbedeutend. Wieviel Batterien wir an dieser Front haben, ist unbekannt, ihre Wirkung war fürchterlich. Die Geschosse zerrissen die Luft, wie wenn alle Eisenbahnzüge, die es auf der Welt gibt, auf einmal mit der höchsten Schnelligkeit in endlose Tunnels hineinjagten und im nächsten Augenblick ineinanderrasten.

Das von deutschen Truppen eroberte Dorf Fresnes vor Verdun nach der Erstürmung.

Nach und nach hörte das Feuer auf. Die Turmspitze der Kathedrale von Albert (Bild Seite 122) erschien plötzlich wie in einen Wolkenschleier gehüllt. Einige Sekunden lang leuchtete die helle Morgensonne mit feurigen Strahlen auf das goldene Kleid der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde, das sie durch den Höllentumult hindurch den Menschen als ein Unterpfand des Friedens entgegenzuhalten schien. Bald konnte man auch erkennen, wie unsere Geschosse auf die deutschen Linien niedersausten, auf Tiepval und weiter auf Boiselle, auf Mametz, mehr südlich, und endlich auch auf Fricourt. Ganze Berge von Wolken und Erde schufen die Sprengungen bei den Einschlagstellen.

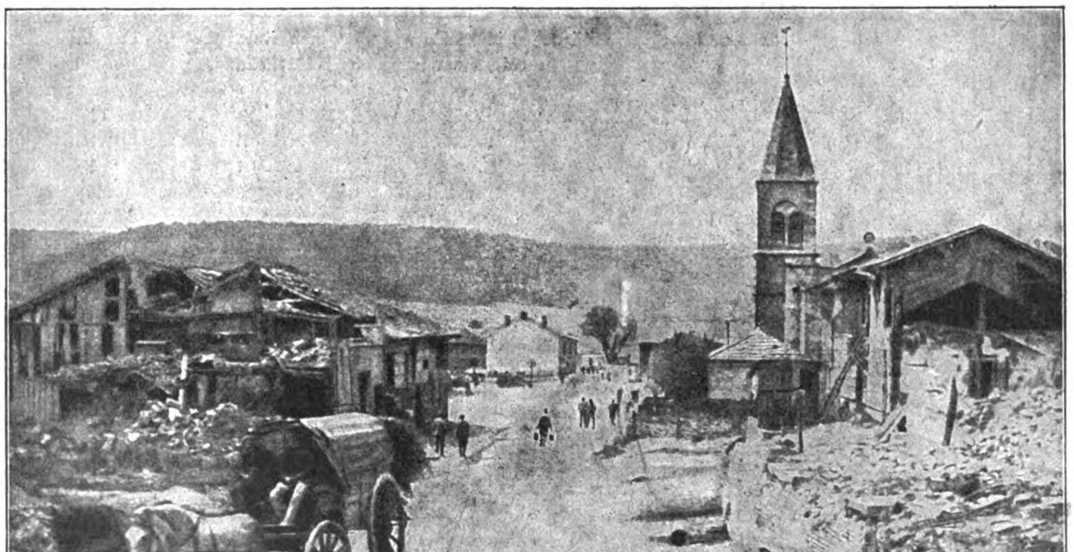
Jetzt ist es genau halb acht Uhr. Der Augenblick zum Angriff war gekommen. Eben waren Brandbomben geworfen worden: für die Infanterie das Zeichen zum Losmarschieren. Da hinten rückten Verstärkungen an. Kurz nach dem zum Sturm festgesetzten Zeitpunkt hörte man ein Rauschen wie von einem Wasserfall. Das war das Krachen der Gewehre und der Maschinengewehre. Unsere Mannschaften hatten die Laufgräben verlassen; der Angriff war im Gange. Aber schon begann der Feind mit seinem Sperrfeuer auf unsere Linien. Der für heute gewählte Hauptangriff hielt sich an die Somme und ging etwa 30 Kilometer weiter nach Norden. Das Gebiet war schwierig, und der Feind hatte darin starke Verteidigungsstellungen eingerichtet. In dem bewaldeten Teil der Gegend hatte er zahlreiche Maschinengewehre und Geschütze in Verstecken untergebracht. Außerdem war jedes Haus, das in Ruinen lag, planmäßig befestigt worden, so daß es schwer wurde, es im Sturm zu nehmen. —

Wirkungsvoller als die Stoßkraft der Engländer erwies sich am ersten Tage des Angriffs die der Franzosen. Sie gingen ebenfalls in Massen die deutschen Linien zu beiden Ufern der Somme an, wo ihre Artillerie sehr gut vorgearbeitet hatte. Unter Opferung vieler Menschenleben gelang es den Angreifern, in Teile der Stellungen einer deutschen Division einzudringen. Ein deutscher Gegenstoß machte dem Feinde den von ihm errungenen Gewinn teilweise wieder zunichte, doch wurde die Division, nachdem sie die eingebauten Kriegsgeräte zerstört hatte, trotzdem zur Vermeidung unnötiger Verluste in die Riegelstellung vor der zweiten deutschen Linie zurückgenommen.

Die zur Unterstützung der Hauptkampfhandlung veranstalteten Feuerüberfälle und kleineren Angriffe der Franzosen auf den Anschlußfronten und bei Tahure (siehe Bild Seite 87) scheiterten sämtlich.

Der Erfolg des ersten Tages der großen Offensive war demnach recht bescheiden und stand in keinem Verhältnis zu den gewaltigen Vorbereitungen und den Heeresmassen, die in den Kampf geführt wurden; vor allem blieb er weit hinter den hochgespannten Erwartungen der Angreifer zurück.

Der 2. Juli bot ein ähnliches Bild wie der Tag vorher. Die Fortsetzung der englisch-französischen Anstürme erzielte im allgemeinen wieder keine Vorteile und brachte Engländern und Franzosen nur außerordentliche Verluste. Die



Das von deutschen Truppen eroberte Dorf Haucourt bei Avocourt westlich von Verdun, dessen Kirche von dem deutschen Artilleriefeuer verschont wurde. Nach einer im eroberten französischen Schützengraben gefundenen Aufnahme.

südlich der Somme in eine Riegelstellung zurückgenommene deutsche Division war nachts in eine zweite Verteidigungslinie zurückgebogen worden.

In ebenfalls ziemlich engen Grenzen hielten sich die Fortschritte der Verbündeten am dritten Tage der Schlacht. Nördlich des Ancrebaches unterblieben die Vorstöße überhaupt; südlich davon bis südlich der Somme gingen erhebliche Kräfte gegen die deutschen Linien vor, doch wurden sie mit ungewöhnlich starken Todesopfern durch das Artillerie- und Infanteriefeuer der Verteidiger zurückgeworfen. Daß unter solchen Umständen die Franzosen keine 6000 und die Engländer keine 4000 Gefangene gemacht haben konnten, wie sie behauptet hatten, war klar; der deutsche Tagesbericht über diese Kämpfe kennzeichnet diese Angaben als Fabeln.

Versuche der Feinde, nordöstlich von Ypern, westlich von La Bassée und südwestlich von Lens durch entschlossene örtliche Angriffe Erfolge davonzutragen, wurden von den Deutschen vereitelt. Um das Dorf Hardecourt (nördlich der Somme), dessen Eroberung die Franzosen schon gemeldet hatten, wurde heftig gekämpft. Diese waren wohl dort eingedrungen, doch wurden sie von den Deutschen wieder vertrieben, und letztere blieben Herren des Platzes.

Diese Mißerfolge veranlaßten die führenden Blätter Englands und Frankreichs, die hochgespannten Erwartungen der Bevölkerung etwas herabzustimmen und darauf hinzuweisen, daß der Widerstand der ausgezeichnet verschanzten Deutschen nur ganz allmählich gebrochen werden könne. Es handle sich um eine vollständig neue Kampfart, bei der Verluste möglichst vermieden würden, der Gegner aber dafür um so sicherer der Vernichtung anheimfalle. —

Im **Luftkampf** zeigten sich die deutschen Flieger ihren Gegnern wieder bedeutend überlegen. Scharfe Zusammenstöße fanden statt, bei denen manches Flugzeug zum Absturz gebracht wurde. Auch die Artillerie hatte gute Treffer auf Flieger zu verzeichnen. So wurden teils im Luftkampf, teils durch Abschuß von der Erde aus feindliche Flugzeuge heruntergeholt bei Remnat (nordöstlich Pont-à-Mousson), Puisieux, am Pfefferrücken, bei Dun, Blamont, Haumont, Arras, Raucourt, Douaumont, Thiaumont, Péronne, Boureuilles, Ypern, Hulluch, Laçon, Merxheim, Sennheim, Château-Salins, Bras. Ein Tag ganz hervorragend glücklicher Ereignisse im Luftkampf war der 1. Juli, an dem es gelang, 8 feindliche Flugzeuge und 2 französische Fesselballone abzuschießen.

In diesen Kämpfen taten sich wieder besonders Hauptmann Bölcke, Oberleutnant Freiherr v. Althaus sowie die Leutnante Hoehndorf, Mulzer, Parschau und Wintgens hervor, welch letzterer durch die Verleihung des Ordens „Pour le mérite“ ausgezeichnet wurde.

Deutsche Fliegergeschwader griffen auch mit Truppen belegte Orte im Maastal (südlich Verdun) sowie Bahnanlagen und feindliche Lager bei Revigny, St. Pol und Pas (östlich Doullens) mit Erfolg an.

Ein französisches Fliegergeschwader bewarf am 22. Juni die außerhalb des Kampfgebietes liegenden deutschen Städte Karlsruhe, Müllheim i. B. und Trier mit Bomben. Großer militärischer Schaden konnte in diesen Orten nicht verursacht werden und ist auch nicht verursacht worden. Dagegen waren viele Opfer aus der bürgerlichen Bevölkerung zu beklagen.

Es ist offenbar kein Zufall gewesen, daß die Franzosen sich gerade den Fronleichnamstag für ihren Überfall ausgewählt hatten. Sie wußten genau, daß an diesem hohen katholischen Kirchenfest, das heller Sonnenschein verschönte, ein Strom von licht- und luftbedürftigen Menschen über die Straßen und Plätze fluten würde. Und auf Menschenleben hatten sie es abgesehen. Das beweist die Art der benutzten Abwurfgeschosse. Brandbomben sind gar nicht und schwere, zum Sachschaden bestimmte Geschosse nur in sehr geringer Zahl verwendet worden. Bei weitem die meisten Bomben hatten nur kleines Kaliber, dafür aber eine Füllung, deren besonders starke Sprengkraft die auf lebende Ziele berechnete Splitterwirkung erhöhen und obendrein auch vergiftende Gase entwickeln sollte. Den Vorbereitungen und Absichten hat der Erfolg nur allzusehr entsprochen.

Auf dem Karlsruher Festplatz, wo Hagenbecks Tierschau ihre Zelte aufgeschlagen hatte, wogte am Nachmittag des 22. Juni eine festlich gekleidete Menge durcheinander. Fröhliches Kinderlachen mischte sich mit den Klängen der Musik. Da plötzlich traf die Meldung ein, daß feindliche Flieger nahten. Ehe es noch möglich war, die Bevölkerung in Sicherheit zu bringen, schlugen bereits die ersten Geschosse ein. In großer Höhe kreisten, durch leichten Dunst fast der Sicht entrückt, die verderbenbringenden Sendboten feind-

Vorbereitung zum Abschießen eines Lufttorpedos aus einem französischen Schützengraben.
Nach einer französischen Darstellung.

Abwehr eines Angriffs starker, zum Teil neu herangeführter französischer Truppen gegen die von den Deutschen am 23. Juni eroberten Stellungen bei Fleury durch Artilleriesperrfeuer und vorgehende deutsche Infanterie am 27. Juni 1916. Links Fort Souville, davor Chapitrewald, rechts das zerschossene Fleury.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich, München.

licher Mordlust über der friedlichen Stadt. Schlag auf Schlag zerbarst jetzt mit dröhnendem Krachen Bombe auf Bombe. Die schlimmsten Verheerungen richtete der Feind in der Nähe des Festplatzes unter den kurz zuvor noch so fröhlichen schuldlosen Kindern an. Als die französischen Flieger nach einer Viertelstunde wieder verschwanden, konnten sie sich des traurigen Erfolges rühmen, daß sie 117 wehrlose Menschen, darunter 30 Männern, 5 Frauen und 82 Kindern, mitten heraus aus dem blühenden Leben einen schrecklichen Tod bereitet hatten, und daß weitere 140 Unglückliche, darunter 48 Männer, 20 Frauen und 72 Kinder, verwundet in ihrem Blute lagen.

Die französische Nation, die sich gern als ritterlich und vornehm brüstet, kann in ihrer Geschichte ein neues Heldenstück verzeichnen. 154 deutsche Kinder haben bluten und 82 von ihnen haben sterben müssen, damit die Flieger des stolzen Frankreich sich eines Triumphs rühmen konnten, der nis genommen worden sei. Auf diese einfache Weise glaubten die Franzosen alle Schuld von sich abschieben zu können und gleichzeitig ihr Recht auf die Ausübung weiterer Untaten bewiesen zu haben.

* * *

Auch **zur See** waren die Mittelmächte wieder erfolgreich. Der Tätigkeit deutscher und österreichisch-ungarischer U-Boote fielen mehrere feindliche Handelschiffe zum Opfer. Deutsche Torpedoboote brachten am 23. Juni morgens einen Kanaldampfer auf, der von Harwich nach der französischen Küste unterwegs war, und entführten ihn nach Zeebrügge. Diesen für die „meerbeherrschende" Flotte Englands etwas beschämenden Vorgang suchten die Engländer in seiner Wirkung auf das Ausland abzuschwächen, indem sie behaupteten, der Dampfer sei durch ein Unterseeboot zur Fahrt nach Zeebrügge gezwungen worden. Das traf jedoch nicht zu und so konnten sich die Engländer auch an diesen schwachen Trost nicht klammern. —

Blick in die französische Ortschaft Lavannes bei Reims in der Champagne.
Nach einer Originalskizze von Kriegsmaler A. Reich, München.

ihnen im Kampfe mit den wehrhaften deutschen Beherrschern der Luft bisher versagt geblieben war.

Vier der feindlichen Flieger fielen in deutsche Hände: zwei wurden heruntergeschossen, und je einer mußte bei Niederlauterbach und bei Lembach landen.

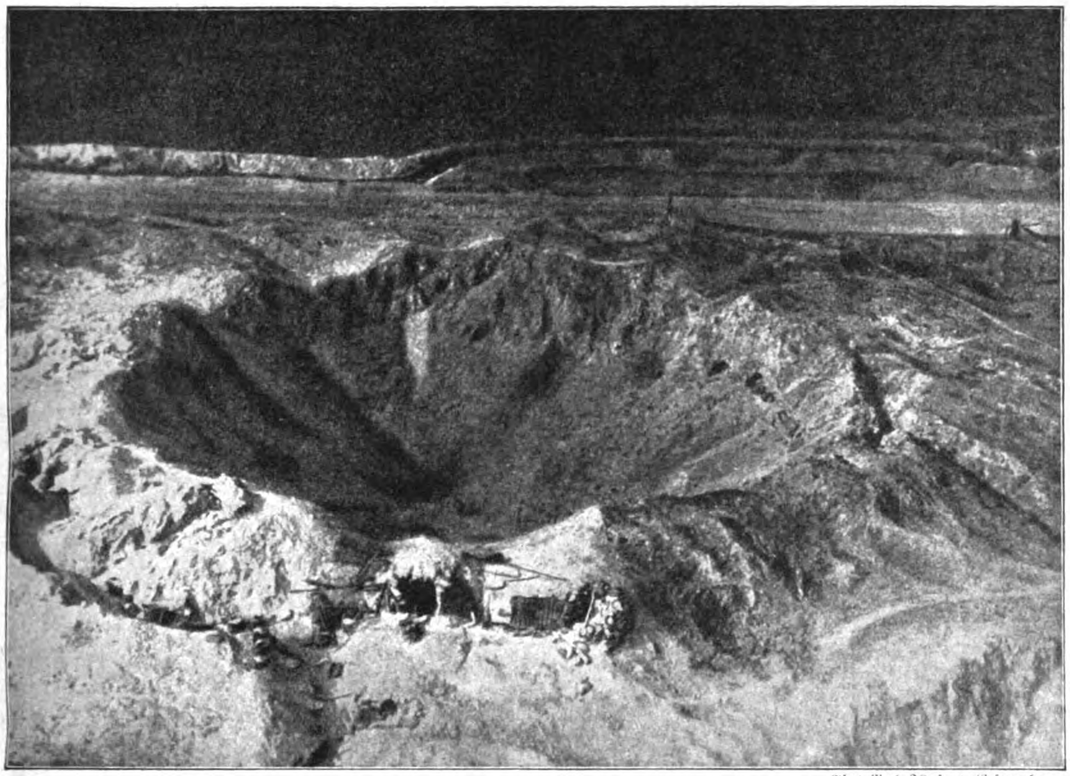
Den Angriff als Vergeltungsmaßnahme gegen die Beschießung französischer Städte durch deutsche Flieger hinzustellen, wie es die Franzosen taten, geht nicht an, denn in allen diesen Fällen handelte es sich um wichtige militärische Punkte im Kampfgebiet.

Zur Beschönigung des schlechten Eindrucks, den das Verbrechen auf die Neutralen machen mußte, kamen die Franzosen auf einen merkwürdigen Gedanken. Bewarfen nämlich nach dem Vorfall deutsche Flieger Truppenansammlungen oder militärisch wichtige Anlagen in Orten hinter der feindlichen Front, so wurde im französischen Tagesbericht ziemlich regelmäßig gemeldet, daß nur einige Frauen und Kinder dabei ums Leben gekommen seien, wovon zum Zwecke der Einleitung von Vergeltungsmaßnahmen Kennt-

Um auf dem Meere endlich ganz willkürlich handeln zu können, erklärte sich England kurzerhand für nicht mehr an die sogenannte Londoner Deklaration gebunden, durch die gewisse seerechtliche Verhältnisse geregelt werden. Dieser selbstherrliche Akt bedeutete einen neuen schweren Eingriff in die Rechte der Neutralen, die aber zu wirkungsvollen Gegenmaßnahmen zu schwach waren, nachdem von den Vereinigten Staaten von Nordamerika ernsthafte Einwendungen gegen das Verfahren der Engländer nicht erhoben wurden.

* * *

Die Lage auf dem **Balkan** erhielt durch einen Wechsel im griechischen Ministerium ein besonderes Merkzeichen. Skuludis war nicht geneigt, den weitgehenden Forderungen des Vierverbandes nachzugeben und trat deshalb von seiner Stellung als Ministerpräsident zurück. Sein Nachfolger



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein Minentrichter auf der Strecke zwischen Perthes und Tahure in der Champagne.

wurde Zaimis. Dieser nahm die Forderungen an, die in der Abrüstung der griechischen Armee, Auflösung der Kammer, Neuwahlen sowie Entfernung der dem Verbande mißliebigen Polizeibeamten gipfelten. Die Entrechtung Griechenlands durch den Vierverband machte also abermals Fortschritte.

Militärisch entwickelten sich die Verhältnisse auf dem Balkan nur wenig weiter. Die Italiener wurden im Raume von Valona an der Vojusa von den Österreichern und Ungarn in Schach gehalten, und Sarrail und die Bulgaren erstrebten weiterhin eine Verbesserung ihrer Stellungen, ohne daß es zu hervorragenden Ereignissen zwischen beiden gekommen wäre.

* * *

Die **Türken** benutzten die von den Russen gegen die Mittelmächte gerichteten Angriffe, die das Einsetzen eines großen Teiles des russischen Heeres erforderten, zu kräftigen Vorstößen gegen die feindlichen Truppen in Kleinasien. Im nördlichen Abschnitt des Tschorokflusses ging der linke Flügel ihrer Kaukasusheere von neuem vor und brach in einer Breite von 50 Kilometer in die russischen Linien ein. Nach Stürmen mit dem Bajonett bemächtigten sich die Türken am Morgen des 22. Juni des größten Teils der russischen Stützpunkte auf der über 2000 Meter hohen Bergkette (siehe Bild Seite 93). Die Türken konnten als Nebenergebnis zweitägiger erbitterter Kämpfe die Erbeutung reichen Kriegsgerätes und vieler Munition melden; im besonderen nahmen sie dem Feinde 7 Maschinengewehre und 652 Gefangene ab. Die russischen Verluste an Toten überstiegen 2000 Mann, während die türkischen Verluste geringfügig waren. (Fortsetzung folgt.)

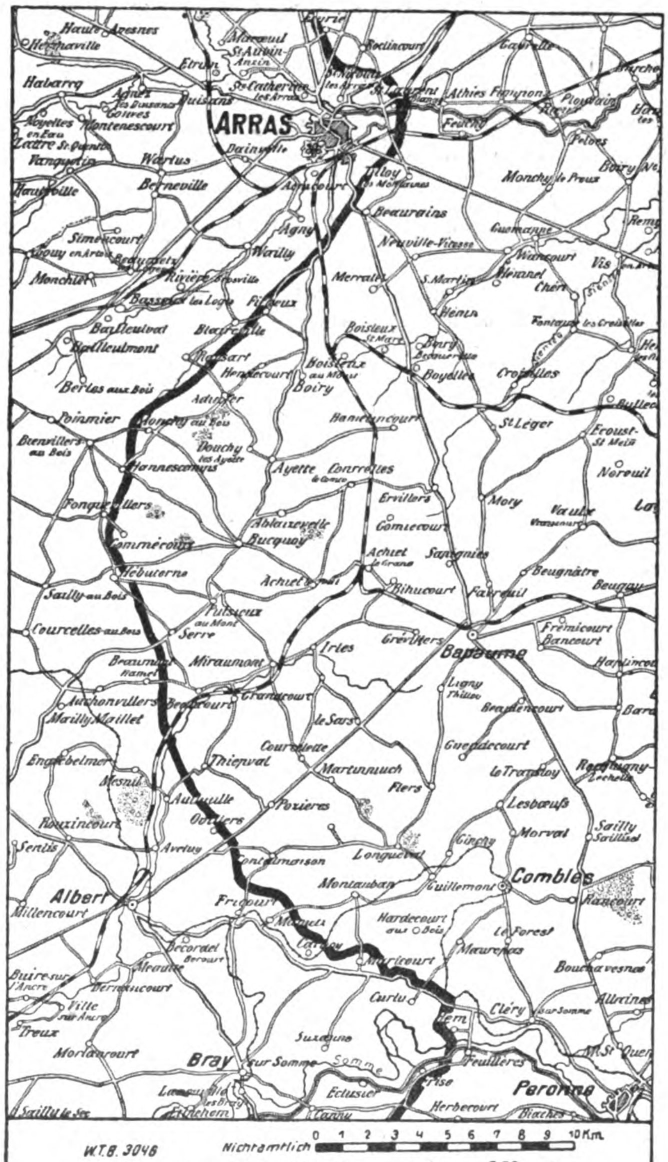
Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schwarzen greifen an!

Von Reinhold Eichacker, Hauptmann d. L.*).

Um 7 Uhr 15 morgens griffen die Franzosen an. Nicht die weißen Franzosen. Die schwarzen! Senegalneger, die Schlachttiere Frankreichs. — Nach siebenstündigem, atemraubendem Trommelfeuer, das nach menschlicher Berechnung kein Sterblicher heil überleben konnte! Wir lebten noch immer — und warteten! Sechs Meter unter dem gewachsenen Boden lagen unsere „Wartesäle“. Schräg in die Erde gewühlt. „Tapferkeitsstollen“ nennt man sie draußen.

Um 7 Uhr 15 morgens verlegte der Feind sein Feuer nach rückwärts auf unsere Reserven. Unsere Posten schlugen Alarm. Wir sprangen an die Gewehre, die Gasmasken vor dem Gesicht. Sekundenlang wimmelte es in dem Graben wie in einem Ameisenhaufen. Ein fieberndes Hasten, Rennen, Rufen und Stoßen. Sekundenlang. Dann stand jeder an seinem Platz. Jeder, der



Das Hauptangriffsgebiet der engl.-franz. Offensive
(Die schwarze Frontlinie gibt die Stellung vor der Offensive an.)

*) Aus „Briefe an das Leben.“ Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele. Von R. Eichacker. Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Preis 1 Mark.

lebte. Und jeder ein Fels in der Brandung. Jeder gewillt, seine Stellung zu halten, selbst gegen die Hölle.

„Gasangriff!" Hundert und wieder hundert Paare weit aufgerissener Kämpferaugen bohrten ihre Blicke hinein in die häßlich qualmende Wolke, die sich träge und undurchdringlich auf uns heranwälzte. Hunderte brennende Kämpferaugen, starr, drohend, todbringend! Sie konnten kommen, die Schwarzen! Und sie kamen. Erst einzeln, in großen Abständen. — Tastend, wie die Arme eines entsetzlichen Tintenfisches. Gierig, saugend, wie die Zangen eines gewaltigen Untiers. So stürmten sie näher, dampfend und flackernd in ihrer Wolke. Ganze Leiber und einzelne Glieder, grell beleuchtet, im Schatten versinkend, näher und näher! Starke, wilde Gesellen, die klobigen, fettschwarzen Schädel mit einem schmutzigen Lappen umwickelt. Zähnefletschend, pantherähnlich, mit eingezogenem Unterleib und vorgestreckten muskeln geschwollen, und zielten. Wie auf dem Scheibenstand. —

„Feuer!" und „Tiefer halten!" — Die ersten Schwarzen fielen in unsere Drahthindernisse, kopfüber, purzelnd, wie Pudel im Zirkus, in vollem Jagen. Einige erhoben sich halb, blieben hängen, schnellten sich weiter, kriechend, gleitend, wie Schlangen — zerschnitten die Drähte — sprangen darüber — taumelten — fielen —.

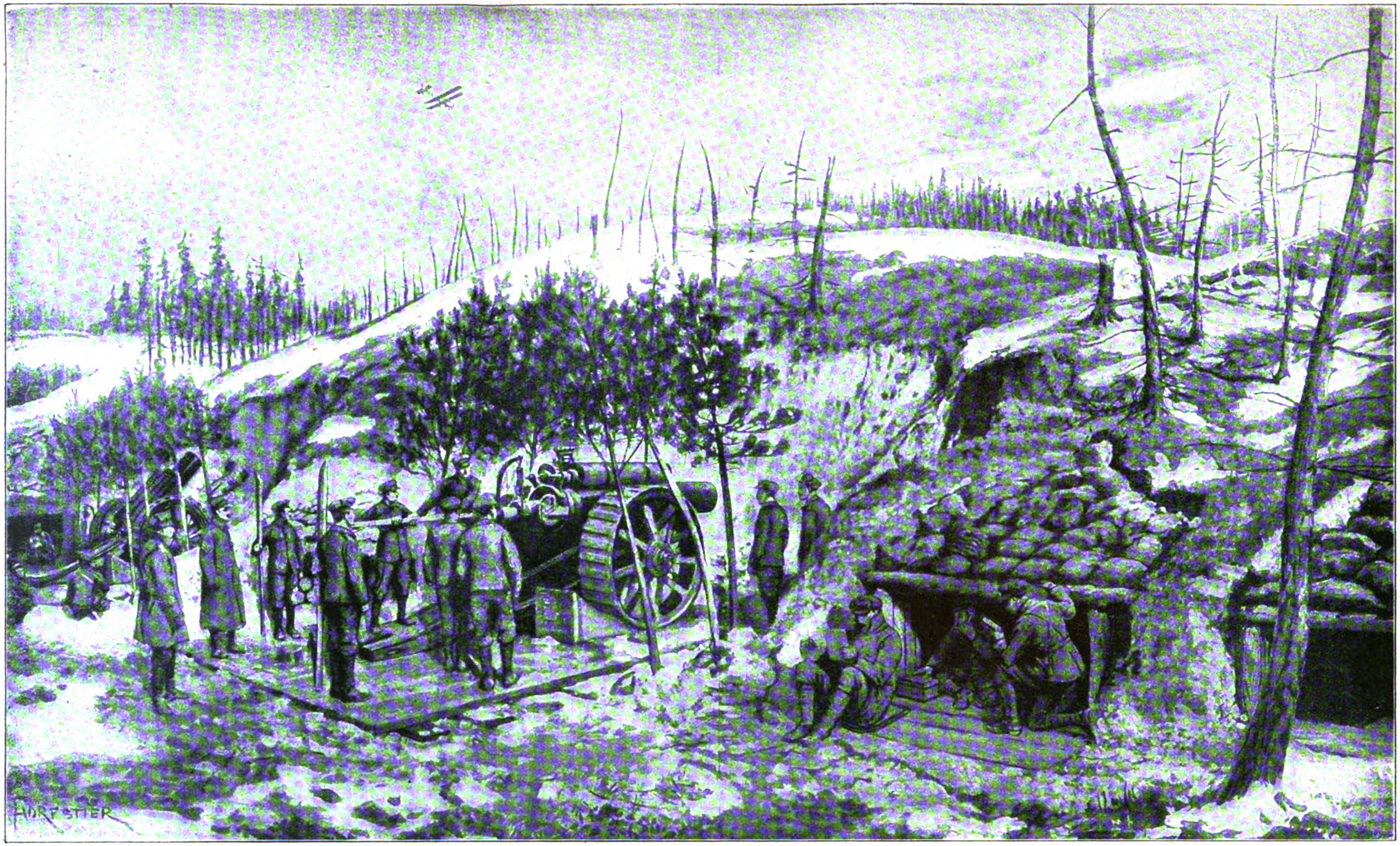
Näher und näher rollte die Mauer. Lücken entstanden und schlossen sich wieder, Reihen stockten und — rollten von neuem. Wmrrwwt rratt — tengg! ssssst — krack! Unsere Artillerie sandte ihre Willkommengrüße! Ganze Gruppen stürzten zusammen. Zerfetzte Körper, lehmige Erde, splitternde Steine wirbelten wild durcheinander. Die schwarze Welle stockte, wankte, schloß sich — und rollte, näher und näher, unaufhaltsam, zerrädernd, zerschmetternd! — Un-

Kulturkämpfer für Frankreich und England.

Am 23. Juni 1916 an der Straße Gary—Lassigny (bei Noyon) von deutschen Truppen eingebrachte Gefangene vom 66. Senegalesenbataillon des französischen Kolonialregiments Nr. 57.

Hälsen. Einige mit Bajonetten an den Gewehren. Viele nur mit dem Messer. Scheusale alle in ihrem vertierten Hassen. Abschreckend die verzerrten, dunklen Grimassen. Entsetzlich die unnatürlich aufgerissenen, glühweißen Augen. Grauenhaft, schaudererregend diese Augen. Als seien sie scheußliche Wesen für sich. Unirdische, höllenentsprungene Wesen. Als liefen sie ihren Trägern voraus, gepeitscht, entfesselt, nicht mehr zu bändigen! Wie tollgewordene Hunde und fauchende Katzen, mit einer brennenden Gier nach Menschenblut, mit einem grausamen Gleißen viehischer Tücke. Hinter ihnen in einer neuen Wolke, die erste Welle der Stürmer, eng beieinander, eine einzige rollende, schwarze Mauer, steigend und fallend, wankend und wogend, undurchdringlich, unübersehbar! —

„Standvisier! — Schützenfeuer! — Ruhig zielen!" — Scharf und deutlich klang mein Kommando, und wurde überall richtig verstanden. Die Leute standen wie in Stein gemauert, die Lippen fest zusammengepreßt, die Backen- ruhig flackerten die Gewehre. Ein mißtöniges, stimmloses Knattern. — Noch immer standen die Leute und zielten, schossen und zielten. Ruhig, sicher, kein Schuß vergebens. Das Trampeln und Schnauben von Tausenden keuchender Bestien fraß durch den Boden. Nur noch 300 Schritte wogte die Flut vor unseren Hindernissen, vor ihren Resten — jetzt 200 — 100 — unaufhaltsam, brandend und brausend — 50 Schritte —! „Schnellfeuer!" brüllte ich — schrie ich hinein in das schwellende Knattern. Ein Orkan verschlang meine Stimme! Als wäre die Hölle losgelassen, mit einem Schlage, rasend, tosend, alle Begriffe verschlingend! — Ein Stoßen und Stampfen, ein Schrillen und Schreien, Krachen und Knattern, ein Kreischen und Pfeifen. Ein dichter Schleier verhüllte die Mauer. Erdkrusten, Rauchfahnen, schwarze, weiße, rote, gelbe Blitze zuckten und zündeten in diese Wolke. Rasselnd, tackend, stoßend, hämmernd, knatternd. Ohne Pause krachten die Schläge. Hell und schrill die Gewehre, dunkel und tosend die Granaten.



Schwere englische Haubitzen im Zusammenarbeiten mit Flugzeugen an der französischen Front im Abschnitt südlich von La Bassée.

Nach einer englischen Darstellung.

Und jetzt kam das Grausige, unausdenkbar Entsetzliche! Eine Wand von Blei und Eisen legte sich plötzlich dicht vor die Gräben, über die Hindernisse, über die Stürmenden. Ein sinnberaubendes Hämmern und Ticken, Knacken und Schlagen, Rattern und Knattern schlug alles nieder, ohrenzerreißend, nervenpeitschend: unsere Maschinengewehre flankierten die Schwarzen!!

Wie eine unsichtbare Hand strichen sie über die Menschen und schmetterten sie zu Boden, zerreißend, zerfetzend! Wie der Herbststurm über die Felder braust, wogten sie flutend über die Reihen und knickten die Leben! — Wie der Hagel unter die Ähren, jagten und prasselten ihre Geschosse und brachen die Willen!

Einzeln, gliedweise, reihen- und haufenweise stürzten die Schwarzen. Nebeneinander, hintereinander, übereinander. Zu Klumpen durcheinander gewürfelt, zu Wällen, zu Hügeln. Neue Massen stürmten heran und ebbten, stürmten und stolperten, stürmten und stürzten. Neue, und immer neue! Wie aus dem Boden gewachsen, schossen sie aufwärts!

Wir hatten Verluste. Schwere Verluste. Da griff einer plötzlich zur Stirne und wankte. Dort sprang ein anderer gurgelnd zur Seite und stürzte. Platt und schwer, wie ein Steinklotz. Sssssst — ging es über die Köpfe. Die Franzosen warfen Schrapnelle gegen unsere Gräben, pfeifend, krachend, lagenweise. Jagten das Blei auf unsere Häupter, wie feurige Schloßen. Ohne Rücksicht auf eigene Truppen! — Wir preßten uns näher heran an die Deckung, wühlten uns tief in den blutenden Boden. Und schossen, luden und schossen, ohne Besinnung. Einmal mußten sie ja wohl stocken, da vor uns! Mußten erschöpfen und rückwärts fluten! Ich beugte mich vor, um nach vorne zu sehen. Eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopf. Warmes Blut rann mir über die Stirne. Ich strich es beiseite, ärgerlich, ungeduldig über die Störung. Heftiger floß es, verklebte die Augen. Ich drückte mein Taschentuch fest auf die Wunde und schoß nur mit der Rechten. Es gab keine Pause. Immer noch wuchsen sie wie durch Spuk aus der Erde.

Phot. Deutscher Illustrations-Verlag, Berlin.
Generalleutnant R. Robertson,
der neue Chef des englischen Generalstabs.

Ein Schwarzer fällt, drei stürmen statt seiner! Neben mir wälzt sich ein Mann auf der Erde. „Wasser! — Wasser! Ich sterbe!" — Ich kann ihm nicht helfen. Später, später! Die Hölle tobt weiter. Die Schwarzen bekommen Verstärkung. Endlich stürmen sie selber, die Weißen, die Sklavenhalter, die „Grande nation", eine schnellende, rollende, blaugräuliche Masse! In wuchtigem Anlauf geht es hinüber über die erste Welle. Jetzt sind sie verschwunden. Da tauchen sie auf wie aus der Versenkung. Hierhin und dorthin spritzen die Reihen. In weiten Sprüngen. Allen voran die Offiziere mit hochgeschwungenem Säbel. Wie auf den Bildern! Ein prächtiger Anblick. Jetzt sind sie heran an die Leichen der Schwarzen, den Kirchhof der Bestien. Sekundenlang stockt es wie vor Entsetzen, dann rollt es hinüber über die Toten. Springend und wälzend, Dutzende fallen. —

Noch immer stehen wir starr an den Luken. Die Nerven gespannt bis zum Platzen, keuchend, fiebernd, blutend —! Wir dürfen nicht wanken. — „Ruhe, Kinder! Nur Ruhe!" — Wir müssen sie ruhig heranlassen bis an die Drähte. Wie vorher die Schwarzen. Die Schwarzen? Wo sind sie? Verschwunden! Nur ihre Toten ließen sie liegen. Es wird ihnen ebenso gehen, den Weißen! Sie werden erwartet. Die todspeienden Maschinengewehre liegen ja drüben! Liegen und lauern! Bis ihre Zeit gekommen ist! — Ruhe, nur Ruhe! Sie liegen und lauern — noch immer — sie schweigen — Jetzt! — nein — ich fiebere! — „Schnellfeuer!" — Pfeifen! — Mein Nebenmann taumelt — ich horche nur, warte, horche und warte, nur auf das eine! Was ja doch kommen muß, endlich kommen muß — kommen muß —! Großer Gott, wir sind sonst verloren! — Ruhe, nur Ruhe! Jetzt werden sie mähen! Jetzt müssen sie knattern, unsere Maschinengewehre — die treuen Retter — jetzt — gleich! — Worauf mögen sie warten? Schon sind die da vorn in den Drähten! — Teufel und Hölle! Das hält ja kein Mensch aus! — Sie zögern zu lange! — Gleich sind sie am Graben! — ah! — endlich! — ein Rasseln — ein heiseres Knattern — hilf Himmel, was ist das?!

Ein teuflisches Heulen wiehert von drüben, zerreißend, viehisch, schrillend —! Die Schwarzen, die Teufel! — Wie kommen sie in unsere Flanke da drüben?! Dort stehen ja unsere Maschinengewehre! Es darf nicht sein! — Da! Hölle! Sie haben Handgranaten — sind ihnen im Rücken! — Hilf, Himmel! — Die Weißen! — Sie sind an der Brustwehr! — Ein riesiger Bursche setzt über den Graben und schwingt seinen Spaten! Ich reiße mich seitwärts, und jage ihm eine Kugel entgegen! Auf drei Schritte Abstand! — Mitten ins aufgerissene Maul —! Er schreit, — spuckt mir einen Strahl schwarzen Bluts auf den Ärmel und taumelt! Sie sind schon im Graben und ringen wie Tiere. Hans Werner rennt eben einem kleinen, französischen Offizier sein Bajonett durch den Leib. — Ich kämpfe mit zweien. Wie im Traum! — „Achtungsverletzung! Drei Jahre Zuchthaus!" jagt es mir durch den Schädel. — Ganz ohne Gedankenverbindung. Das Grauen macht irrsinnig und frißt am Gehirne. — Ein hagerer Bursche rennt mir in die Seite und packt meine Gurgel. — Ich drücke ihm beide Daumen in die Augen. Fest, tief. — Er schreit laut auf, schreit wie ein weidwundes Tier. Eine Kugel wirft ihn nach hinten. — Von links kommt uns Hilfe. — Die zweite Kompanie ist ihnen in die Flanke gekommen. Die Franzosen rennen. Wie die Gehetzten. Eine Granate platzt mitten dazwischen, packt zwanzig, dreißig, wirft sie meterhoch, haushoch, wie einen Spielball. Sie laufen noch weiter, oben in der Luft, auf dem Kopf gehend, scheußlich — und sacken zur Erde. Köpfe, Beine, zuckende Körper! Die Franzosen rennen — bis hinter die Leichen. Der Rest wird zusammengehauen, gefangen. Brave Leute, die von der Zweiten! Gehen vor wie die Teufel! Sie stürmen und fallen. Die drüben liegen und feuern. — Nun müssen die Unseren zurück! —

Wir ringen nach Atem. Verwundete wälzen sich rings, stöhnen und ächzen. Der Graben schwimmt im Blut. Weit mehr als die Hälfte der Kompanie ist getötet. Wir sind nur ein Häuflein. Ich sammle die Tapferen und verteile sie über den Graben. Sie blicken entschlossen, schwer atmend und keuchend. — Mein Fuß stößt beim Gehen hart an zwei Leichen. Wütend ineinander gekrallt. Ein Marokkaner über einem der Unseren. Die Zähne in seine Kehle gebissen. Wie eine Katze. Der andere stieß ihm den Dolch in die Seite. Da steckt er noch immer. Sie sind beide tot. Wächsern und dunkelblau die Gesichter. Verdreht, weit aufgerissen die Augen. Ich schaue dem Unseren forschend ins Antlitz und halte mich schaudernd: Hans Werner! — Ich wanke. —

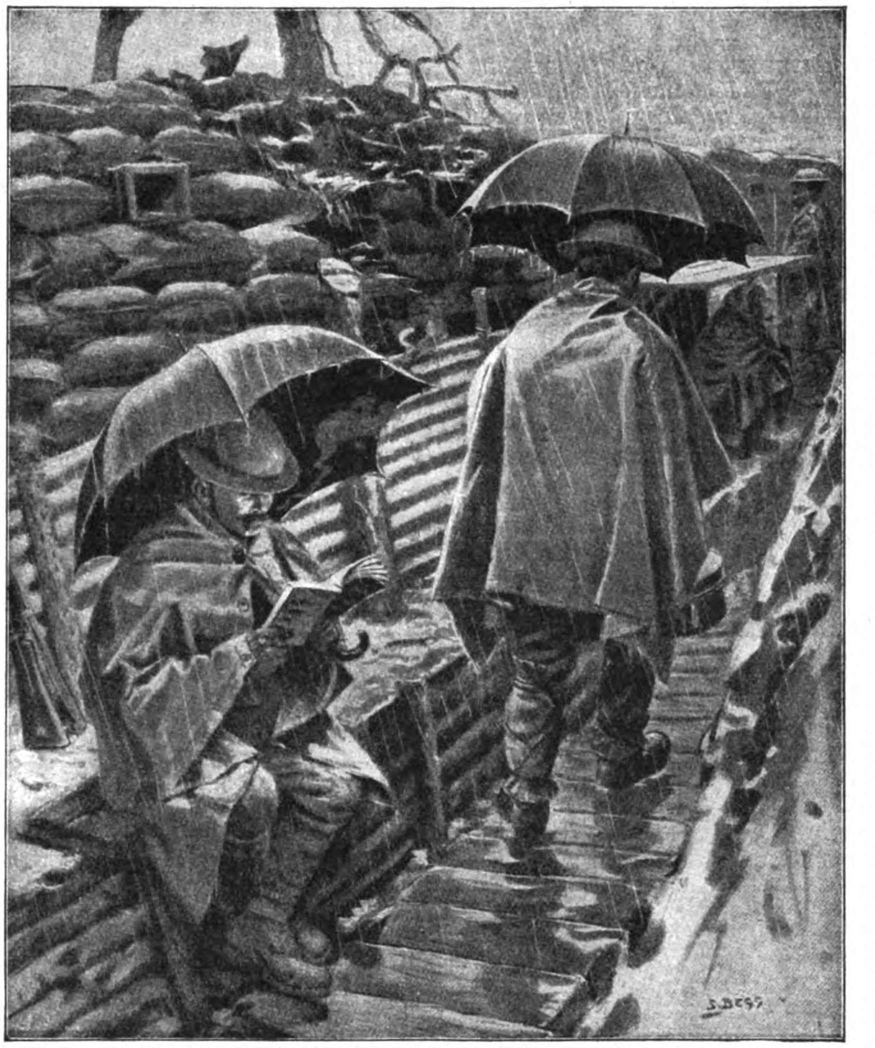
Ein wütendes Knattern, Sausen und Pfeifen ruft uns an die Posten. Sie stürmen von neuem. Jetzt wieder die Weißen, von vorne, von seitwärts —"! Sie sind in der Flanke! Dahinter die Schwarzen in scheußlichen Klumpen. — „Sandsäcke her!" Die Sandsäcke fliegen von Hand zu Hand. Ein Wall türmt sich mitten im Graben. Die andere Hälfte ist längst überflutet, ein Knäuel von Menschen! Ein Holzstück schlägt mir gegen die Schulter — krachend — ich schreie! — Ein Volltreffer mitten in unsere Munition — es war unsere letzte! — „Störter!" — Ich rufe — ich schreie — ich brülle! — „Störter!" — zum Teufel, wo bleibt nur der Störter! Handgranaten herüber! — Wir müssen sie räuchern! — Ich packe die Schnur und zähle ganz laut! — Es tut mir wohl und macht mich fast ruhig: einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — und los! — Ein schau-

riges Krachen! Ich ducke mich unwillkürlich hinter den Sandberg! — Ein neues Krachen — diesmal in unserem Rücken. — Ein Stöhnen und Schreien — „Zurück und Deckung!“ Die Kerle werfen wieder mit Handgranaten — ein feuriger Kreisel herüber, hinüber — jetzt schwächer und schwächer — sie rennen nach rückwärts — und fliehen —!

Ein brausendes Hurra —! Hilf, Himmel, die Rettung! — Verstärkungen kommen. Die Vierte und Dritte — ich kenne die Leute — und auch von der Ersten — alles durcheinander — Versprengte gesammelt — voran mein Klaus Störter!

Jetzt drauf und hinüber! Die Franzosen wehren sich rasend, wie Eber! Sie halten den Graben. Die Toten häufen sich vor ihren Wällen — weiter, nur weiter! — Klaus Störter ist plötzlich dicht vor mir — zehn Schritt nur. — Er schwingt seine Hacke — ein Feuerstrahl schießt ihm entgegen — er stürzt — er dreht sich um seine Achse und fällt auf den Rücken. Sie schnappen nach ihm und ziehen ihn halb in den Graben — — An den Beinen und Stiefeln! — Wir halten die Arme — ein wütendes Zerren hinüber, herüber! — Klaus Störter selbst hilft uns und tritt nach den Feinden. Sie müssen ihn lassen, sie lockern schon merkbar. — Da — Hölle! schreit Störter — ein schrilles, gellendes, marterndes Schreien — ein Knacken von Knochen —! Die Teufel haben ihm seine Beine ausgekugelt, ausgedreht, ganz aus den Gelenken. — Er stöhnt und rollt vor die Brustwehr. —

Eine rasende Wut packt mich. Ein Dürsten nach Rache! Rache! — Die Hunde! — Mein Revolver, mein Dolch sind mir beim Ringen entfallen. — Ich fasse eine Flasche —! Die Hölle schickte sie mir zur rechten Zeit! Wie ein Tier jetzt selber vor Haß schnelle ich vorwärts. Meine Flasche fährt krachend und splitternd auf einen wolligen Schädel, in eine verzerrte Grimasse —! Ein heißer Strahl zuckt mir durch die Schulter — ein Schlag — ein Zerren — ich greife ins Leere — umkrampfe ein Etwas — werfe mich aufwärts — und knicke zusammen. Ein wirrer Schleier wogt vor meinen Blicken — ein fernes



Regenschirme und Stahlhelme im englischen Schützengraben.
Nach einer englischen Darstellung.

Rattenjagd im englischen Schützengraben. Nach einer englischen Darstellung.

Knattern dröhnt mir in den Ohren — entschwindend, verröchelnd — „Klaus Störter — ich komme!“

„Nach längerer Artillerievorbereitung griffen weiße und farbige Franzosen unsere Stellungen mit starken Kräften an. Es gelang ihnen, in einigen unserer vordersten Gräben Fuß zu fassen. Ein heftiger Gegenangriff warf sie im Nahkampf wieder zurück. Sonst nichts von Bedeutung.“ —

So sagte der deutsche Heeresbericht an jenem Tage.

Die Schlachtfelder Wolhyniens.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung“.

Da war nun ein Streifen Erde, den der Riese Krieg mit seinen alles niederstampfenden Füßen noch nicht betreten hatte, gerade der fruchtbarste Teil Wolhyniens, das leicht gewellte Land zwischen Kowel und dem Styr. Die Kämpfe des vorigen Jahres (1915) mit seinem herrlichen Vormarsch stockten leicht in der Gegend von Cholm und vor Kowel. Aber nachdem die beiden Bahnknotenpunkte genommen waren, wich das Russenheer gleich um ein Beträchtliches zurück, Rückzug und Verfolgungsmarsch gingen unter möglichster Schonung des Landes vor sich. Freilich waren es auch hier Kosaken, die den Rückmarsch der Russen deckten, Räuber, Brandstifter und Erpresser von Beruf. Hier war ein dankbares Feld für solches Gelichter. Gab es doch „Fremdstämmige“, die man brandschatzen und ausplündern konnte, deutsche Ansiedler, die in Menge sich nach diesen verlassenen Teilen Wolhyniens gezogen und dort mit allem Hausfleiß, mit der ganzen tapferen, zähen Ausdauer ihrer Rasse angesiedelt hatten. Bei ihnen standen die Fluren viel schöner als bei Weißrussen und Polen, und schon das allein war Grund genug, gründlich aufzuräumen. Frauen und Kinder wurden nach Sibirien geschickt, die wehrfähigen Männer ins russische Heer zur Verteidigung ihres „Vaterlandes“ eingereiht, Haus und Hof ausgeraubt. Und so trifft man in all diesen vielen Siedlungen zwischen Kowel und Luck nur noch die Spuren ehemaliger Blüte. Der eigentliche Krieg ist über diese Erde im Sommer 1915 mit Erbarmen und Schonung weggezogen, die Heuschreckenplage des Russenheeres war weniger mitleidsvoll als das Schicksal.

Nun holt das Jahr 1916 nach, was das Jahr 1915 versäumte. Im Raume zwischen Turija und Styr tobt die große Sommerschlacht, üppige Felder mit reifenden Ähren sinken zerstampft zusammen, Dörfer leuchten als Brandfackeln zu nächtlichen Sturmangriffen. Heiße Junisonne brennt über dem Lande, leuchtet glühend über der Farbenpracht des Blumenteppichs. Wo die Bewohner geflohen oder vertrieben sind, liegen die Felder brach und roter Mohn wuchert hemmungslos darüber weg. Glutrote Bänder schlingen sich über Hügel und Mulden, dicke gelbe Muster von Hederich oder blaue der Kornblumen sind malerisch in sie eingewebt. Dunkelgrün schießt das Schilf in dichter Undurchdringlichkeit dort, wo Sumpflagerungen um Bächlein und Flüsse sich schmiegen. So dehnt sich zwischen Bug und Pripjet, trotz aller Farbenprächtigkeit des Bodens weit und eintönig, Wolhyniens asiatisch-einförmige Landschaft. Weißlich schimmern jetzt die frisch aufgeworfenen Schützengräben im kalkig-kreidigen Boden, Linie hinter Linie. Alles Jubeln und Singen der Vögel wird übertönt vom gewaltigen Brausen der Riesenschlacht.

In den Juli- und Augusttagen des Jahres 1915 kam der Vormarsch der österreichisch-ungarischen Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand über Wladimir Wolynsk an den Styr und brachte die Eroberung von Luck. Man nennt es gemeinhin eine der Festungen des gewappneten Dreiecks Luck—Rowno—Dubno. Das ist ein falscher Ruf. Denn Festung im modernen Sinne ist Luck nicht. Der Hauptteil der zum größten Teile von Juden bewohnten Stadt liegt auf dem östlichen Styrufer, eine breite Brücke führt herüber nach dem westlichen Ufer. Dort gab es wohl ein paar alte Erdwerke, Schützengräben mit Drahtschutz und eingebauten Geschützen, aber keine permanenten Werke im modernen Sinne. Das einzige, was festungsartig in Luck aussieht, das ist die alte Litauerburg mit ihren mächtigen, gut erhaltenen quadratischen Steintürmen, die hoch oben auf einem Hügel inmitten der Stadt liegt und von der man einen so prächtigen Blick genießt auf die Stadt und den launischen Gesellen, den Styr, der bald eng gefesselt im schmalen Bette fließt, bald Wiesen und Matten wild überflutet und einen Stausee bildet, so weit das Auge reichen mag. Die Russen flohen aus Luck, nachdem sie die modernen Kasernen der Garnison und den Bahnhof verbrannt hatten. Aber als die österreichisch-ungarischen Truppen, schon geschwächt durch den dauernden Vormarsch und die immer länger werdende Linie eines schwierigen Nachschubs, folgten, warf sich plötzlich eine frisch mit der Bahn Baranowitschi—Sarny herangeführte russische Armee auf sie, drückte sie in einen Brückenkopf auf dem östlichen Styrufer, nahm schließlich Luck und schickte sich zum Marsch auf Kowel und Cholm an. Damals holte man ein deutsches Korps, das eben die Landzunge von Pinsk von den Russen gesäubert hatte, herunter, stellte es nach schwierigem Sumpfmarsch hinter einem verhüllenden Schleier von gut operierender Kavallerie bei Kolki am Styr auf und brach den Russen in die Flanke. Das zwang sie zurück, sie ließen vom Marsch auf Kowel ab, räumten, von der nun wieder vorgehenden österreichisch-ungarischen Armee hart bedrängt, Luck und wurden verfolgt. Schon war man im besten Zuge, nun Rowno und damit die wichtige Bahnlinie entscheidend anzupacken, da zwangen höhere strategische Gründe von diesem Vorhaben abzulassen und die Linien erstarrten zum Stellungsausbau mitten zwischen Rowno und Luck, mitten im Sumpfland Wolhyniens, hinter der Putilowka. Schön war das gewiß nicht, im Morast nun mit tausend Mühen Stellungen zumeist über der Erdoberfläche aufbauen zu müssen, also in Sicht des Feindes, Hunderte von Kilometern Knüppeldämme zu fertigen und immer neben dem Feinde, dem Russen, noch den Kampf mit dem Erzfeind, dem Wasser, führen zu müssen. Aber Winter und Frühling vergingen mit solcher anstrengender Arbeit. Nur gab es so viel mit dem Ausbau der stets wieder zusammenfallenden ersten Stellung zu tun, daß man nicht zu viel mehr kam, als zu einer Andeutung von zweiten und dritten Stellungen. Das erklärt zum einen Teil die Ereignisse des Juni 1916.

An einzelnen Stellen der wolhynischen Front war man im Herbst 1915 gezwungen, die Frontlinie zu wechseln. So war die Front nördlich der Putilowka, im Gebiet des Korminbaches so versumpft, daß man sie hinter den Styr zurücknehmen mußte. In jener Gegend tobten dann noch heftige Kämpfe, ehe es zur Winterruhe kam. Zwischen Kolki und Czartorysk brachen die Russen Mitte Oktober durch die österreichisch-ungarische Besatzung des Brückenkopfes am Styr, Nowosielki und Kulikowicze durch, rissen eine 20 Kilometer breite und sehr tiefe Lücke in unsere Front und konnten erst nach vierwöchentlichen heftigen Schlachten im Styrbogen von Czartorysk geworfen werden. Ostpreußische und kurhessische Regimenter leisteten neben k. und k. Verbänden dort die Hauptarbeit, die besonders hart war um die Ziegeleihöhe von Kostiuchnowka, die ja auch jetzt wieder im Mittelpunkt der Kämpfe steht. Während heute die Russen von Westen her Kolki und den Styr bedrängen, wurde damals ein Brückenkopf gegen sie gehalten, der auf dem westlichen Ufer nach Norden zu die Front hatte. Viel Blut hat der sumpfige Styrbogen in jener Vierwochenschlacht getrunken, aber am Ende siegte doch die deutsche Führung und der deutsche Geist. Freilich gab es selten schwerere Kämpfe als die auf dem trügerischen, morastigen Boden des Styrbogens, dessen Dörfer Rudka, Budka, Kukly und wie sie alle heißen, fast spurlos von der Erde vertilgt sind.

Auch heute sind die Russen wiederum gerade in Wolhynien vorgebrochen, in einem Gelände, das man vor diesem Weltkriege kaum als „kriegsfähig“ angesehen hätte. Wohl hat schon Schwarzenberg im Jahre 1812 dort mit seiner Armee Napoleons Bewegungen gedeckt, aber die ganze Armee war damals kleiner als der Strom der Verwundeten aus einer einzigen modernen Schlacht. Die Russen kennen sich allerdings in diesem Gelände gut aus und finden auch Hilfe bei der zum Teil weißrussischen, griechisch-orthodoxen Bevölkerung. Ihr Einbruch bei Olyka war wohlvorbereitet, und verschwenderische Vergeudung von Munition und Menschenleben zeichnete ihn aus. Er gelangte wiederum zum Styr und über Luck hinaus gen Kowel zu, bis ihn der deutsche Gegenstoß vor diesem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt anhielt. Nun toben heftige Kämpfe an der Bahn und Straße Kowel—Rowno und um den Übergang aus dem Styr- in den Stochodabschnitt. Abermals dehnen die Russen den Angriff aus bis zum Styrbogen von Czartorysk und zur Hindenburgfront hinauf. Brussilow beweist, daß es noch

Bajonettsturm türkischer Truppen gegen die stark befestigten russischen Stützpunkte auf der über 2000 Meter hohen Bergkette nördlich des Tschorokflusses im südlichen Kaukasus am Morgen des 22. Juni 1916.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke

rücksichtslosere Draufgänger gibt als einen Radko Dimitriew. Bothmer und Linsingen stehen ihm mit erprobten Truppen gegenüber. Die Sommerschlacht in Wolhynien tobt mit nicht aussetzender Heftigkeit. —

Die Badener beim Sturm am Jahnwäldchen.

Von Werner Fiehler.

(Hierzu das Bild Seite 96/97.)

Rosig waren die Aussichten gerade nicht, unter denen das Regiment die neuen Stellungen in der Champagne bezog. — „Schanzen ums Leben" sei die Parole, das war uns vorher gehörig eingeprägt worden — und was wir in den ersten Tagen unserer Anwesenheit mit raschen Kennerblicken feststellen konnten, bestätigte diese Prophezeiung durchaus. Es gab Arbeit genug vor, in und hinter den Gräben, an denen sich in den blutigen Herbsttagen 1915 die Wut des französischen Massenstoßes gebrochen hatte.

Ungesäumt ging's also ans Werk. Jeder wußte es im Regiment und im ganzen Armeekorps: „Hier hat der Eisengürtel, der sich zum Schutz der deutschen Heimat vom Meer bis zu den Alpen spannt, eine schwächere Stelle", und willig gab jeder sein Bestes, diese Stelle gründlich zu vernieten. In knapp sechs Wochen war — aller Unbill der Witterung, allen Schwierigkeiten der Materialbeschaffung zum Trotz — die Arbeit getan; die vorderen Gräben verstärkt und ausgebaut und ein ganzes System vorzüglicher rückwärtiger Stellungen ausgehoben. Mit jedem Tage wuchs das Gefühl der Sicherheit. „Jetzt mögen sie ruhig kommen!" hörte man mehr als einmal sagen. —

Freilich mit dem Bewußtsein der eigenen Stärke nahm auch der Ärger zu über den Gegner, der sich — uns hart gegenüber — in den ehemals deutschen Stellungen eingenistet hatte und von dort aus mit Liebesgaben aller Art, vom leichtesten bis zum schwersten Kaliber, nicht sparte. Und ein ganz besonderer Dorn im Auge war uns der feindliche Graben am sogenannten Jahnwäldchen, wo sich die beiden Stellungen bis auf wenige Meter aneinander herangeschoben und von wo aus die Franzosen einen guten Einblick sowohl in die Front als in die Flanke unserer eigenen Verteidigungslinie hatten. Kein Wunder, wenn schon nach kurzer Zeit die „Parole" umging, daß sich die Franzmänner dieses Besitzes wohl nicht allzulange erfreuen würden.

Es ist etwas Eigentümliches um diese „Parolen". Sie sind plötzlich da — kein Mensch weiß, woher; erst zaghaft und flüsternd, dann laut und bestimmt. Und etwas Wahres ist fast stets daran; so auch diesmal. In den letzten Tagen des Jahres 1915 erfuhren wir's von berufener Seite: „Wir stürmen. Das . . . Bataillon ist an der Reihe!" Unwillkürlich trug jeder von uns den Kopf ein wenig höher. „Wir stürmen; wir werden zeigen, daß wir's noch nicht verlernt haben in den langen Monaten des Stellungskrieges!"

Um die Mitternacht des 30. Dezember rückte das Bataillon ab nach . . . . ., um dort noch ein paar Ruhetage zu verleben und sich zum Angriff vorzubereiten — und als dann in der Silvesternacht die Kameraden sich zum Neujahrsglückwunsch die Hände reichten, da lag ein Klang besonderer Art in dem „Viel Glück und alles Gute zum neuen Jahre!"

Wer etwa noch irgend welche Zweifel über das Gelingen des bevorstehenden Angriffes gehabt hätte, wäre in den nächsten Tagen unzweifelhaft eines besseren belehrt worden. „Was so vorbereitet wird, muß gelingen", das war unsere innerste Überzeugung, und das Vertrauen zu dem beliebten Führer des Bataillons, Hauptmann v. B., und zu den übrigen Offizieren und Unterführern trug ferner dazu bei, uns mit froher Zuversicht zu erfüllen. — Die eigentlichen „Sturmehren" durfte sich die „vierte" verdienen, die „zweite" sollte unmittelbar nach dem Sturm Material vorbringen und schanzen und die erste und dritte Kompanie hatten die Reserve zu bilden und nach Bedarf abzulösen. Besonders freudig wurde von uns noch der Umstand begrüßt, daß uns beim Sturm eine Kompanie Pioniere durch ihr „Feuer" unterstützen sollte.

Am 8. Januar marschierte das Bataillon nachmittags mit Musik nach dem Armeehauptquartier und wurde mittels Bahn nach . . . . . befördert, dann ging's zu Fuß weiter. Während die zweite und dritte Kompanie in den Baracken des D-Lagers untergebracht wurden, rückte die erste in die vordere Stellung am Jahnwäldchen und die vierte mit Sturmgepäck in die zweite Linie dieses Abschnittes, wohin nach ruhig verlaufener Nacht auch die zweite Kompanie mit einem Zug der Pioniere folgte.

Ohne bemerkenswerte Ereignisse gingen auch Vor- und Nachmittag des 9. Januar vorüber. Nachmittags 4 Uhr 20 hatte die erste Kompanie ihre Postenkette eingezogen und die vierte stand sturmbereit an den Ausfallstufen, die jeweils da angelegt waren, wo in den letzten zwei Nächten Sturmgassen im eigenen Drahtverhau geschaffen waren. In den Seitengräben stand die zweite Kompanie, um nach dem Sturm sofort Material herbeizuschaffen und Verbindungen herzustellen. — Vom Bataillonsgefechtstand, der sich im Kampfgraben befand, wurde die Bereitstellung des Bataillons an Major K. gemeldet. Unterdessen kreuzten zahlreiche Flieger beider Parteien über den Stellungen. Ahnte man drüben beim Feinde etwas? —

Kurz vor 4 Uhr 30 ging's los: Zunächst wurde der vordere feindliche Graben durch die Pioniere „abgeleuchtet" und gleichzeitig setzte ein starkes Trommelfeuer der deutschen Artillerie ein unter kräftiger Mithilfe der Minenwerfer. Da brach auch schon die vierte zum Sturm vor. Die Gewehre waren geladen, Seitengewehre aufgepflanzt. Den vordersten Graben im raschen Ansturm überrennend, drang der Haupttrupp sofort in den zweiten feindlichen Graben ein, diesen mit Handgranaten und dem „Feuer" der Pioniere gründlich säubernd. Nach kurzer Zeit hatten die westlich des Jahnwäldchens vorstoßenden zwei Züge Verbindung mit dem östlich dieses Wäldchens vorgegangenen, durch eine der Reservekompanien verstärkten dritten Zug und mit den stürmenden Kameraden vom Schwesterregiment. Die feindliche Infanterie hatte keinen großen Widerstand zu leisten vermocht, während die Artillerie des Gegners ein ziemlich heftiges Feuer auf den deutschen Kampfabschnitt legte. Im Eifer des Kampfes verfolgten unsere Leute den weichenden Feind so nachhaltig, daß der Zusammenhang innerhalb der zu haltenden Linie allmählich stark bedroht war und nun Gruppe auf Gruppe der in Reserve gehaltenen Kompanien eingesetzt wurden, deren Vorgehen in mustergültiger Weise geschah.

Planmäßig wurden nunmehr die Unterstände der genommenen Gräben ausgehoben; wo die Aufforderung „prisonniers" oder „à bas les armes" nicht sofort befolgt wurde, halfen einige Handgranaten nach. Aus den einzelnen Stollen wurden 20, 30, einmal 45 Gefangene herausgeholt, die im großen und ganzen einen nicht ungünstigen Eindruck machten. Allerdings war ihnen unser überraschender und wuchtiger Angriff schwer auf die Nerven gegangen; Äußerungen wie „contre des attaques, comme ça, il n'y a rien à faire" und „j'ai fait dans mes pantalons" beweisen das. Der Sturm traf unsere Gegner teilweise bei sehr friedlichen und harmlosen Beschäftigungen; so tranken einige Offiziere gerade gemütlich ihren Kaffee, während sich mehrere der Mannschaften mit Eifer der auch bei uns mit Recht so beliebten Jagd auf die „Schützengrabenbienen" hingaben. — Im ganzen wurden 210 unverwundete und 25 verwundete Gefangene gemacht, die truppweise zurückgebracht wurden. Ferner sind neben vielen Ausrüstungsstücken zwei Maschinengewehre, ein großer Entfernungsmesser und drei Minenwerfer in die Hände der Stürmenden gefallen. Besondere Aufmerksamkeit unter den in den Unterständen vorgefundenen Liebesgaben usw. fanden einige Päckchen Zigaretten mit dem Aufdruck „antiboches". Glaubwürdiger Versicherung zufolge waren sie noch schlechter als die, womit man uns zuweilen beglückte. Immerhin waren diese Zigaretten Kulturdokumente! —

Die inzwischen eingelaufenen Meldungen ließen erkennen, daß einzelne Abteilungen zu weit vorgestoßen waren, so daß das deutsche Sperrfeuer schließlich bis zur feindlichen Höhenstellung zurückverlegt werden mußte. Die teilweise ohne Waffen und über freies Feld zurückflutende feindliche Infanterie erlitt durch Artillerie- und Infanteriefeuer schwere Verluste, während die sich plötzlich in Schweigen hüllende Artillerie der Franzosen mit Granaten schwersten Kalibers belegt wurde.

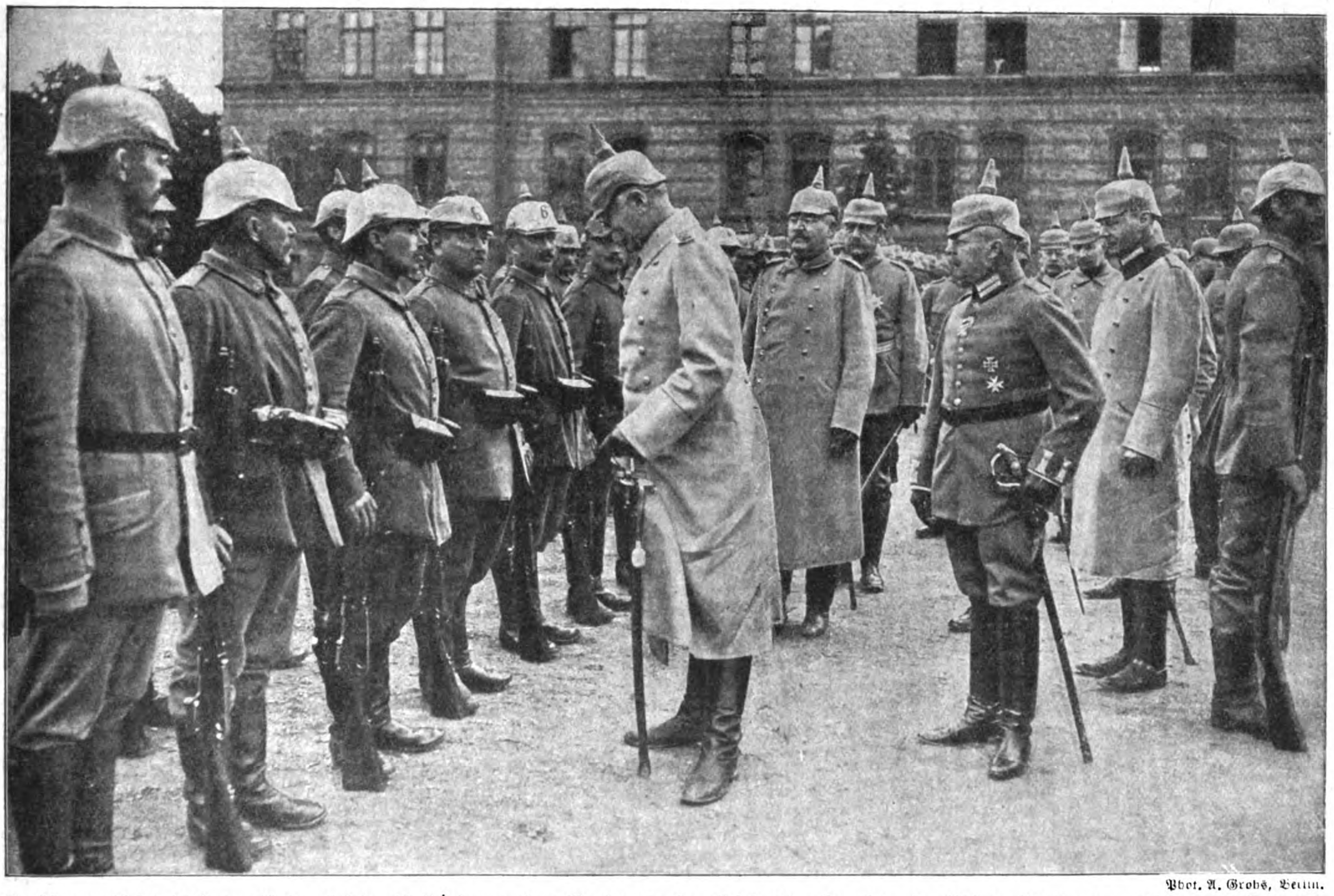
Mit dem frühzeitigen Einbruch der Dunkelheit begannen die zweite Kompanie und Pioniere mit dem Vorbringen von Material, dem Vollenden der eigenen und dem Zuwerfen der feindwärts führenden Verbindungsgräben. Versuche kleinerer feindlicher Trupps, in der Nacht Gegen-

Photo-Union, Berlin.

Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg spricht einem Infanteristen, der sich vor Verdun besonders auszeichnete, seine persönliche Anerkennung aus.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Großherzog Adolf Friedrich II. von Mecklenburg-Strelitz überreicht bei einer Truppenbesichtigung auf dem östlichen Kriegschauplatz Offizieren Auszeichnungen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Großherzog Friedrich II. von Baden bei der Besichtigung eines Regiments, das sich bei den Junikämpfen 1916 im Westen auszeichnete, im Gespräch mit einigen Soldaten.

Deutsche Fürsten an der Front.

Sturm der Ba
Nach einer Originalzeichnun

am Jahnwäldchen.
n Professor Anton Hoffmann.

stöße zu machen, wurden leicht abgewiesen; größere Unternehmungen des Gegners durch massiges, aber beständiges Sperrfeuer im Keim erstickt. Dagegen machte die französische Artillerie wiederholt starke Feuerüberfälle auf das Jahnwäldchen und die rückwärtigen Gräben.

Unter dem Schutze des Morgennebels machten die Franzosen von halb 7 Uhr an vier hartnäckige Versuche, die verlorenen Gräben zurückzuholen. Am rechten Flügel wurden diese zuerst erkannt und sämtlich durch Gewehrfeuer und Handgranaten unter kräftiger Mitwirkung der auf gegebene Zeichen hin prompt einsetzenden deutschen Artillerie vereitelt. Beobachtet wurde unter anderem, daß eine schwere Mine in einen mit französischen Sturmtruppen dicht gefüllten Verbindungsgraben einschlug und schwere Verheerungen anrichtete. Während der Nacht vom 10. zum 11. Januar wurde fieberhaft an den rückwärtigen Verbindungen gearbeitet. Ein Vorstoß des Gegners am Morgen des 11. Januar wurde, ebenso wie ein mittags 12 Uhr 45 mit starken Kräften einsetzender Angriff, restlos und glänzend abgeschlagen. Die feindliche Infanterie wurde durch einen Hagel von Artilleriegeschossen und wohlgezieltes Gewehrfeuer moralisch so erschüttert, daß die Leute ratlos von einem Graben zum andern hasteten und dabei naturgemäß die schwersten Verluste erlitten. — Als das Bataillon am 12. Januar abgelöst wurde, hatte es die gestellte Aufgabe tadellos gelöst und hinterließ ganze, wohlgelungene Arbeit.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Nachrichtendienst im österreichisch-ungarischen Heere.
Ein Telephonunterstand an der Tiroler Front.

Die Anerkennung, die in der Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Klasse an den Führer der vierten Kompanie lag, war wohlverdient; ebenso das warme Lob, das dem Bataillon von seinem Führer sowie vom Regimentskommandeur, Major Freiherrn v. F., und dem Oberbefehlshaber der Armee gespendet wurde. — Eins aber haben uns die Tage vom 9. bis 12. Januar aufs neue gezeigt: Wo gründliche Vorbereitung und entschlossene Führung zusammenwirken und in jedem einzelnen der Wille zum Siege lebt, da ist der Erfolg sicher, muß es sein im kleinen wie im großen!

Legen einer Telephonleitung in den Dolomiten.

(Hierzu die Bilder Seite 98 und 99.)

Die Ausnutzung und Anwendung aller technischen Hilfsmittel spielt im Weltkriege eine ganz hervorragende Rolle, die uns erst richtig zeigt, welch praktischer Wert diesen Erfindungen innewohnt. Die sachgemäße Mobilmachung der Technik und Industrie für den Kriegsdienst ist daher heute ein Umstand, von dem oftmals der Ausgang einer Schlacht abhängen kann. Wenn es sich darum handelt, vorgeschobenen Stellungen möglichst rasch einen wichtigen Befehl aus dem Hauptquartier des Kommandos zu übermitteln, oder wenn angegriffene Truppenteile Verstärkungen und Munition brauchen, so kommt alles darauf an, daß gute Verbindungen vorhanden sind.

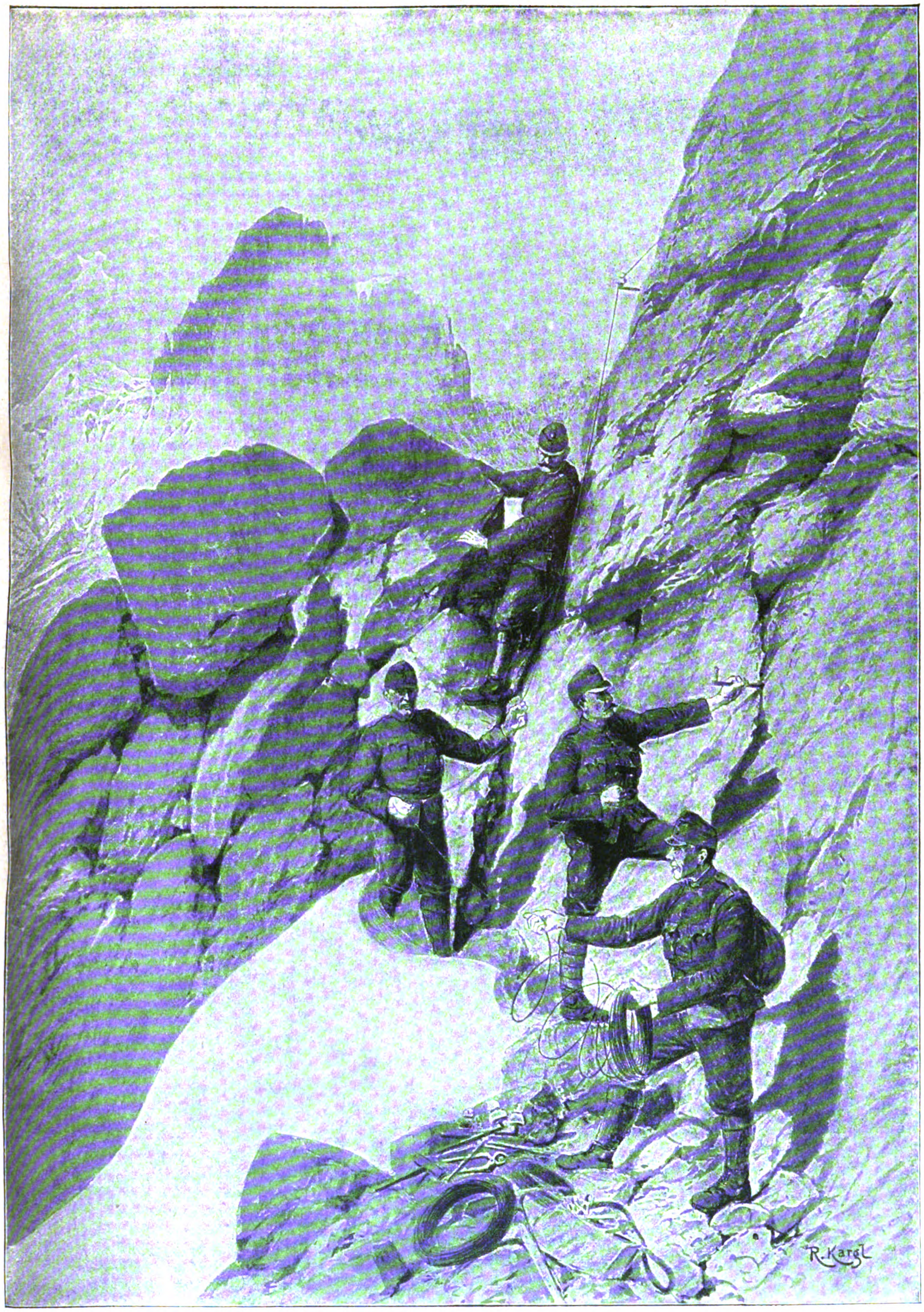
In der modernen Schlacht ist auch der vorderste Schützengraben durch eine Telephonleitung mit dem Armeekommando verbunden, das der Besatzung mittels des Drahtes am raschesten und sichersten seine Befehle zu übermitteln vermag. Von noch größerer Bedeutung als im Stellungskrieg in der Ebene aber ist das Telephon im Gebirgskriege, wo die einzelnen Abteilungen oft in Felsenstellungen liegen, die selbst ein Befehlsüberbringer kaum entdecken würde. Die Anlage von Telephonverbindungen im Gebirge ist jedoch eine äußerst schwierige und gefährliche Arbeit, die hauptsächlich von erfahrenen Bergsteigern ausgeführt wird. So einsam die österreichischen Stellungen in Südtirol auch gelegen sind, so sind sie doch alle durch ein weitverzweigtes Telephonnetz verbunden, das sich besonders in dem Gebiet der Dolomiten bewährt, wo die Italiener eine äußerst heftige Gefechtstätigkeit entwickelten und sich immer wieder in vergeblichen Sturmangriffen der Zugangstraßen nach Südtirol zu bemächtigen suchten. Hinter den steilen, zackigen Felsgraten lagen kleine Abteilungen Landesschützen und Kaiserjäger in sicherer Deckung und beobachteten den anrückenden Feind. Sobald sie italienische Vorposten im Tale oder auf den gegenüberliegenden Höhen gewahrten, meldeten sie dies durch das Telephon an die übrigen Stellungen weiter, so daß man in kurzer Zeit an der ganzen Front von dem bevorstehenden feindlichen Angriff Kenntnis hatte und rechtzeitig alle Vorbereitungen zu seiner Abwehr treffen konnte.

Befinden sich die österreichisch-ungarischen Truppen auf dem Vormarsch in dem Alpengelände und beziehen sie neue Stellungen, so ist es ihre erste Arbeit, die neuen Linien sofort mit der rückwärtigen Front zu verbinden. Kletternd über schwindelnde Felsen und verschneite Spalte, müssen die österreichisch-ungarischen Pioniere ihre mühsame Arbeit vollbringen. In den harten Gneis- und Basaltfelsen lassen sich nur schwer die eisernen Träger der Isolatoren befestigen; oft muß man erst lange nach einem Riß in dem festen Urgestein suchen, in dem das Eisen einen Halt findet. Und doch muß die Telephonleitung sorgfältig und dauerhaft hergestellt werden, damit sie nicht in wichtigen Augenblicken versagt, weil vielleicht die Drähte durch Lawinen und Steinschläge losgerissen und verschüttet worden sind.

Die Wanderbühne im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 100.)

Der lange Schützengrabenkrieg macht in jeder Hinsicht erfinderisch. Es gilt, die oft über Wochen und Monate sich ausdehnende Untätigkeit durch allerlei Zerstreuung und Unterhaltung zu verkürzen, damit Griesgram und Langeweile, die schlimmsten Feinde der Soldaten, keinen Raum an der Front gewinnen. So hat die Heeresverwaltung mit klugem Blick in den letzten Etappen Lichtspieltheater eingerichtet, die den Feldgrauen allerhand Fröhliches aus dem Soldatenleben und erquickliche Bilder aus der



Beim Legen einer Telephonleitung in den Dolomiten.
Nach einer Originalzeichnung von R. Kargl.

Ankunft der Truppe des feldgrauen Wandertheaters in Alberschweiler.

Heimat vorzaubern. Gesang- und Musikvorträge kommen so ziemlich bis in die Feuerlinie, und in der Armeeabteilung Falkenhausen hat sich sogar eine Wanderbühne gebildet, die an der Front umherzieht und viele fröhliche, anregende Stunden schafft. Wenn man den Vätern, den Kämpfern von 1870, etwas von einem Theater an der Front hätte sagen wollen, so wäre man zum mindesten ausgelacht worden. Der Krieg hatte aber auch nicht die Formen des heutigen und seine Dauer erlangt, und der Durchschnittsmensch war damals auch noch nicht auf solche Kulturbedürfnisse eingestellt wie heute.

Dieses Wandertheater ist so richtig die alte „Schmiere" im neuen Gewand, die an der Front umherzieht und da und dort von der Einförmigkeit des Stellungskampfes ermüdeten Soldaten ein paar frohe Stunden und dadurch eine Aufheiterung bereiten soll. An ihrer Spitze steht nicht mehr der für alle „Schmieren" vorbildlich gewordene Direktor „Striese", sondern ein Spielleiter in Feldgrau, der über eine stattliche Truppe von 53 Personen verfügt. So zieht die Bühne zur Front. Die Bauern in den halbzerstörten Vogesendörfern machen große Augen. Gehört diese neue Feldeinrichtung auch zum Krieg? Sie erinnert so sehr an glückliche Friedenszeiten, als die ganze Familie auf die Messe ging, um den Zwerg- oder Riesenmenschen zu bestaunen. Die ganze übriggebliebene Dorfjugend ist um die Wagen versammelt, aus denen sich langsam die feldgrau bemalte Bühne entpuppt.

In irgendeinem Schulsaal oder, wenn keiner mehr vorhanden ist, in einer Scheune oder sogar im Freien, mit dem Himmel als Bedachung und den Bäumen als Kulissen, wird das Wandertheater aufgeschlagen. Da rühren und regen sich viele fleißige Hände, die seit langen Kriegsmonaten mehr an Gewehr und Bajonett als an Hammer und Beil gewöhnt waren. Ein großes schwarz-weiß-rotes Fahnentuch grenzt den Orchesterraum ab. Für Hunderte von Zuschauern werden Bänke aufgestellt. Alles ist bereit bis zu den Programmen und Eintrittskarten, deren Erlös den Hinterbliebenen der Armeeabteilung Falkenhausen zugute kommt. Und nun entsteht ein seltsames Bild. Durch die engen, alten Dorfstraßen zwischen den kanonenbespickten Vogesenbergen strömen die Feldgrauen zur Wanderbühne. Sie kommen aus der Front, oft müde, mit abgespannten Gesichtern; an den Kleidern und den Stiefeln haftet noch die schlammige Erde aus den Schützengräben. Wie große Kinder, mit neugierigen Augen, nehmen sie auf den Bänken Platz.

Mit einigen markigen Einleitungsworten werden die Vorstellungen eröffnet. Es folgen dann Gesangvorträge eines gut eingesungenen Männerquartetts und ein prächtiges Baßsolo des Herrn Büchl. Schöne Leistungen bietet Herr Voß als Mundharmonikakünstler; als geschickter Maler, der aus allerlei bunten Flicken die farbenprächtigsten Landschaften zaubert, entpuppt sich Herr Johann. Ein ausgezeichneter Humorist ist Herr Eckardt, gleich gut in Spiel und Maske. Was Herr Blank in den Handschattenbildern bietet, zeugt von großer Fingerfertigkeit. Eine Glanznummer ist das Auftreten des Herrn Scherf als Sängerin im Lilaseidenkleidchen, weißen, durchsichtigen Strümpfchen, eine Rose im Gürtel und einen Reiher in der kunstvoll aufgemachten Turbanfrisur. Sie beginnt mit dem Vortrage einiger Couplets, die großen Beifall finden. Leicht tänzelt die Gestalt nach der Melodie der Musik, und ihr süßer Sopran schwebt durch den Zuschauerraum. Staunenswertes leisten auch die Herren Winkler und Heinzelmann als Kunstturner. Was die beiden Schwergewichtsheber Schlöme und Lange, sowie der Fang- und Gleichgewichtskünstler Stein bieten, ist geradezu erstklassig. Ein vorzüglicher Komiker ist Herr Pilz. Verblüffendes bietet Herr Blank als Bauchredner, ebenso Herr Tobinsky als Rollschuhläufer.

Erfrischt und gestärkt kehren die Soldaten nach der Aufführung in die Quartiere und an die Front zurück. Am folgenden Morgen zieht dann die Wanderbühne weiter, um wieder neuen Feldgrauen Freude zu bereiten. Keine Etappe wird vergessen. Selbst der alten Soldatenstadt Straßburg hat das Wandertheater unlängst gedacht. Militär und Zivilisten drängten sich zu den Vorstellungen, die auch das Armeeoberhaupt Generaloberst v. Falkenhausen mit seiner Gegenwart beehrte, und überall ernteten die Musiker und Künstler eitel Lob und Beifall.

Das Wandertheater besitzt zwei große Personenkraftwagen, einen Material- und einen Lichtwagen, Scheinwerfer, ein Zelt und alle sonstigen Erfordernisse. — Wer sich eingehender über die Verhältnisse unterrichten will, sei auf eine von der Leitung des Wandertheaters im Selbstverlag herausgegebene Broschüre aufmerksam gemacht, deren Reinertrag für die Hinterbliebenen von Gefallenen der Armeeabteilung bestimmt ist.

Die gesamte Truppe des Wandertheaters, zum Teil in Kostümen, aufgenommen in Wieh.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Eine kurze Pause in den Kampfhandlungen verwendeten die **Russen** zu einer Neuordnung ihrer Truppenteile. Als diese beendet war, boten sie in der **Bukowina** und in **Ostgalizien** wieder den ganzen Reichtum der ihnen zur Verfügung stehenden Mannschaften und sonstiger Kampfmittel auf, um die Lage in dieser Gegend zu einer Entscheidung zu bringen.

Am 28. Juni gingen sie in einer Frontbreite von 40 Kilometern im Raume östlich Kolomea neuerdings gegen die k. u. k. Truppen vor. Obwohl diese gegen den übermächtigen Gegner zunächst tapfer standhielten und die Russen durch herbeieilende Reserven an zahlreichen Punkten im Handgemenge geworfen wurden, mußten die Österreicher und Ungarn am Abend des Kampftages schließlich doch einen Teil ihrer Linien gegen Kolomea und südlich davon zurücknehmen. Der Angriff umfaßte den ganzen Raum von der Dnjestrschleife bei Niezwiska über Kolomea bis in das Czeremosztal. Während die Mitte der österreichisch-ungarischen Truppen zum Weichen gezwungen wurde, gelang es den an den Dnjestr angelehnten, zu der Armee des Generals Grafen v. Bothmer gehörigen Teilen, dem starken Druck des Feindes zu widerstehen und überlegene russische Angriffe bei Obertyn abzuwehren.

Der nächste Tag brachte die Fortsetzung der schweren Kämpfe. Rücksichtslos wie immer warf die russische Führung neue Massen in die Schlacht, die besonders bei Pistyn heftig tobte. Der Druck der hier angesetzten feindlichen Kräfte zwang die Österreicher und Ungarn, Kolomea ganz aufzugeben und bis westlich dieses Ortes zurückzugehen. Nördlich Obertyn brachen russische Kavalleriedivisionen mehrmals gegen die k. u. k. Linien vor. Ohne Erfolge zu erzielen, mußten sie im Feuer der Angegriffenen, das ihnen ungeheure Verluste zufügte, umkehren. Auch bei Tlumacz (siehe Bild Seite 107) drangen feindliche Reiterheere in einer drei Kilometer breiten und sechs Glieder tiefen Front vor und stürzten sich gegen die Truppen der südlich des Dnjestr stehenden Teile der Armee Bothmer. Artillerie-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer empfing sie und mähte Rosse und Reiter zu Tausenden nieder. Nur wenige Reiter gelangten heil in ihre Ausgangstellung zurück.

Am 1. Juli entwickelten sich an der neuen Front der Österreicher und Ungarn wieder Gefechte, die am nächsten Tage an Umfang bedeutend zunahmen. Die Russen versuchten aus Kolomea nach Westen vorzudringen, doch wurden sie durch einen kühnen Gegenangriff der Österreicher und Ungarn zum Stehen gebracht. Südlich von Tlumacz, zwischen der Bahnlinie Kolomea—Stanislau und dem Dnjestr, ging abermals russische Kavallerie in tiefer Gliederung und über eineinhalb Kilometer Breite gegen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen vor, in deren Artillerie- und Infanteriefeuer das aussichtslose Unternehmen unter blutigen Verlusten ruhmlos endete. Wieder bedeckten Tausende von Opfern die Walstatt.

Einen schönen Erfolg hatte die Armee Bothmer am 3. Juli zu verzeichnen. Sie ging südöstlich Tlumacz zu einem großzügigen Angriff über und drängte in raschem Vorwärtsschreiten den Feind in einer Breite von 20 Kilometern und bis über 10 Kilometer Tiefe zurück. Südlich davon, an der Eisenbahn Kolomea—Delatyn, stießen die Russen an diesem Tage gegen das Dorf Sadzawka vor; sie erreichten einige Vorteile, die sie aber infolge eines Gegenangriffs wieder aufgeben mußten. Auch am Tage darauf waren die Russen hier nicht glücklicher. Eine russische Brigade, die aus Kolomea heraus vorzudringen suchte, wurde schon durch das Artilleriefeuer der Österreicher und Ungarn zu fluchtartigem Rückzuge gezwungen. Nun wurden überlegene Kräfte angesetzt, denen es am 5. Juli gelang, die österreichisch-ungarische Stellung bei Sadzawka zu nehmen. Jedoch schon 3000 Schritte westwärts faßten die k. u. k. Abteilungen in einer vorbereiteten Linie von 6 Kilometern Ausdehnung festen Fuß und wiesen von dort aus alle weiteren Angriffe der Russen entschieden ab. Nordwestlich Kolomea konnten letztere noch keine Veränderung der Lage herbeiführen, sie suchten aber unablässig mit starken Kräften vorzustoßen. Südwestlich Kolomea hatten sie mehr Erfolg; dort konnten sie schon am 8. Juli über Mikuliczyn vorfühlen, einen ostgalizischen Ort, der nahe der ungarischen Grenze in den Karpathen liegt.

Auf dem südlichsten Frontabschnitt standen die Russen, nachdem sie die Bukowina bis auf einen unwesentlichen Rest an sich gebracht hatten, schon an der ungarischen Grenze. Immer häufiger war es hier zu Plänkeleien und größeren Zusammenstößen gekommen, wobei die Russen anfänglich vorwiegend abgesessene Kavallerie ins Gefecht schickten, die bald durch herangezogene weitere Heeresteile bedeutend verstärkt wurde. Kleine Rückschläge blieben den Russen freilich auch nicht erspart. So wurde am 28. Juni bei Jzwor eines ihrer Kavallerieregimenter zersprengt, und Tags darauf blieb das Vorgehen ihrer Truppen nordöstlich Kirlibaba ebenfalls erfolglos.

Mit neugesammelten Kräften gingen die Österreicher und Ungarn am 7. Juli im Tal der oberen Moldawa zum Angriff über und zwangen die Russen zum Rückzug. Unter Ausnützung dieses Erfolges erkämpften sich die k. u. k. Truppen den Übergang über die Moldawa bei Breaza, östlich Kirlibaba, wobei sich das westgalizische Infanterieregiment Nr. 13 hervorragend auszeichnete.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Russische Truppen ergeben sich.
Ein Augenblicksbild aus den erfolgreichen Kämpfen der deutschen Truppen im Osten.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Wegen der Bedeutung, die der Kriegschauplatz in der Bukowina mit Rücksicht auf Rumänien für die Russen hatte, scheuten diese keine Anstrengung, um einen durchgreifenden Sieg zu erfechten. Sogar japanische Artillerie, von japanischen Offizieren geleitet, griff hier in den Kampf ein. Den Anstrengungen entsprachen auch die Verluste, die in diesem Abschnitt nahezu 90 000 Mann an Toten und Verwundeten erreichten (siehe Bild Seite 103 oben).

Wie schon erwähnt, waren die an den Dnjestr angelehnten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppenteile der Armee Bothmer den anstürmenden Russen gewachsen; ihre Stellungen an der Strypa, nördlich des Dnjestr, behaupteten sie ebenso fest. Sie hielten den Feind nicht nur auf, sondern gingen auch zu kraftvollen Gegenhandlungen über, bei denen sie den Russen ungemein blutige Verluste zufügten und beachtenswerte Erfolge erzielten. Einer der bedeutendsten Vorstöße war am 1. Juli gegen die Höhe von Worobijowka, eine Stellung nordwestlich Tarnopol (siehe Bild Seite 103 Mitte), gerichtet, die vielumstritten war und wiederholt den Besitzer gewechselt hatte. Der Sturm überraschte die Russen und führte zur Eroberung der Höhe, wobei 7 Offiziere und 982 Mann gefangen genommen wurden; außerdem fielen den Siegern unter anderem Kriegsgerät 7 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer in die Hände.

Sehr heftige Angriffe setzten die Russen gegen die Stellungen der Verbündeten bei Barzycz, westlich Buczacz, an. Hier wurde es ihnen möglich, sich einiger Gräben vorübergehend zu bemächtigen, aus denen sie jedoch wieder vertrieben wurden. Am 5. Juli wiederholten sie aber mit stärkeren Kräften ihre Stürme und nötigten ihre Gegner, ihre Front nach heißen Kämpfen an den weiter westlich liegenden Koropiecbach zurückzuverlegen. Gegen diese neue, für die Verteidigung günstige Stellung gingen die Russen zunächst nicht vor, dagegen setzten sie ihr Bemühen nordwestlich Buczacz fort, ohne aber erfolgreich zu sein. —

Im Angriffsraume von Luck, wo General Kaledin die russischen Truppen führte, wurde die Gegenwirkung der durch deutsche Divisionen verstärkten Österreicher und Ungarn von Tag zu Tag fühlbarer, obwohl die Russen fortwährend frische Reserven vorwarfen. Hier war es, wie schon auf Seite 66 geschildert wurde, Mitte Juni zu heftigen Kämpfen gekommen. Ein unvergessener Tag in diesen Kämpfen, der in Rauch und Blut unterging, wird der Tag von Domidowka sein. Der Ort, der ungefähr 30 Werst westlich von Dubno liegt, war von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt. Die russische Artillerie begann ihr Feuer aus den schwersten Kalibern auf diesen Ort zu vereinigen.

Ungefähr acht Stunden dauerte die Beschießung, bis auch die letzte Ruine in sich zusammenfiel. Dann gingen russische Infanteriekolonnen mit gefälltem Bajonett gegen das Dorf vor. Als sie ungefähr 600 Faden vor den ersten Schutthaufen des Dorfes waren, erhielten sie aus dem Zentrum und von beiden Flanken furchtbares Maschinengewehrfeuer (siehe Bild Seite 109), das den Vormarsch für einige Augenblicke ins Stocken brachte; denn kein Mensch hatte annehmen können, daß sich noch eine Seele in diesen Trümmern aufhielt. Schließlich konnte die Besatzung durch sofort eingeleitete Umgehungsmanöver aus den furchtbar zerschossenen Stellungen vertrieben werden. Der Feind ging in die „Gärten von Dubno“ zurück, das sind sumpfige Waldungen, die sich in großer Ausdehnung in dieser Gegend befinden. In den Sümpfen entspann sich nun ein unbeschreibliches Würgen, das Ströme von Blut kostete. — Südöstlich von Lieniewka drängten die Truppen des Generals v. Linsingen die Feinde am 29. Juni erneut aus ihren Stellungen und nahmen ihnen über 100 Gefangene und 7 Maschinengewehre ab. Die Russen fanden nicht genügend Kraft, das langsame, aber stetige Vorwärtsschreiten der vereinigten Truppenteile aufzuhalten. Zwar wehrten sie sich äußerst tapfer und lieferten erbitterte Gefechte, doch konnten sie die Lage nicht zu ihren Gunsten verändern.

Artillerieoffiziere beobachten von einem mit Soldatengräbern besetzten Hügel aus den Rückzug der Russen aus einem in Brand geschossenen Dorfe.
Nach der Natur gezeichnet von Hugo L. Braune.

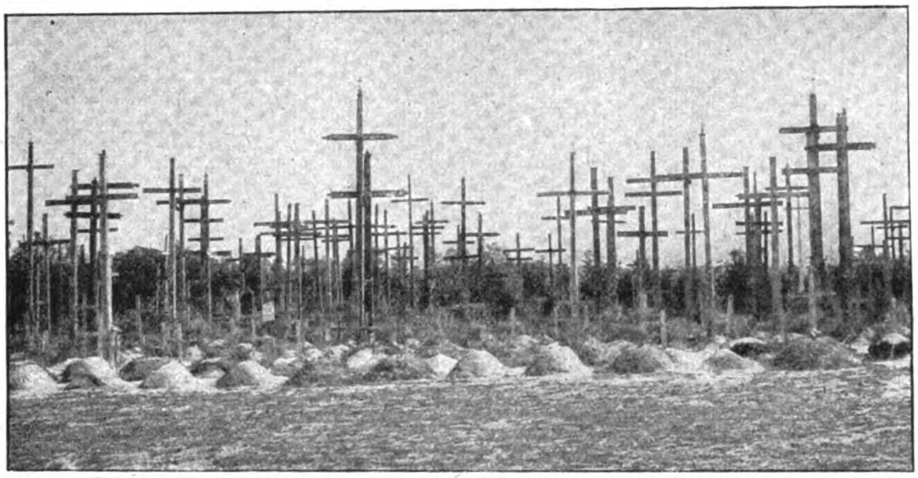
Im Abschnitt Sokul—Kolki entwickelte sich eine mehrere Tage währende Schlacht, in der die Russen wieder durch Massenangriffe vorwärts zu kommen suchten; sie wurden trotzdem geschlagen und büßten, abgesehen von sonstigen großen Verlusten, am 4. Juli auch 11 Offiziere und 1139 Mann ein, die in Gefangenschaft gerieten.

Nördlich Kolki vermochten die österreichisch-ungarischen Truppen Linsingens dem gegen einen vorspringenden Teil ihrer Stellung durch die Russen ausgeübten gewaltigen Druck nicht länger zu widerstehen und mußten deshalb einige Kilometer weiter zurückgenommen werden. Gleichzeitig ausgeführte Angriffsunternehmungen der anschließenden deutschen Truppenteile bewirkten, daß die Veränderung der Front ohne Belästigung durch den Feind vonstatten ging. Am 7. Juli war die Rückwärtsbewegung beendet, und die Russen sahen sich nun einer gerade gerichteten Linie gegenüber, die ihren Angriffen kraftvoll standhielt.

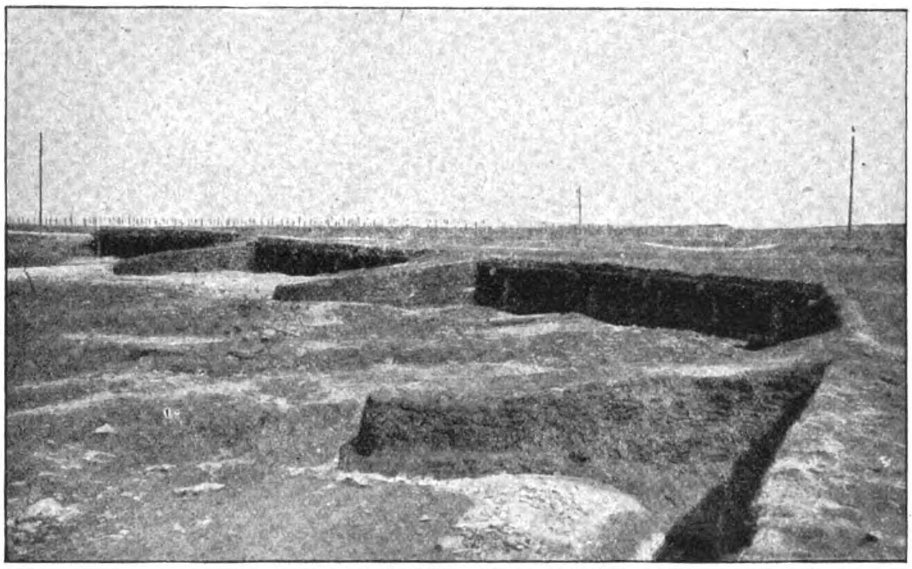
Inzwischen hatten sie ihre Angriffsunternehmung auch gegen den von den Deutschen gehaltenen Teil der Front ausgedehnt. Kuropatkins Armee, die Hindenburg gegenüberstand, betätigte sich zunächst weniger, dagegen wurden Zusammenstöße der Truppen des russischen Generals Ewert mit der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern, deren südlichen Teil Generaloberst v. Woyrsch (siehe Bild Seite 106) führte, immer häufiger. Am 2. Juli stießen die Russen nach vielstündigem Trommelfeuer nordöstlich und nördlich Gorodischtsche und beiderseits der Bahn Baranowitschi—Snow gegen die deutsche Heeresgruppe vor. Sie fanden für ein Voranschreiten ihres Angriffs gerade hier die günstigsten Bedingungen, weil dieses Sand- und Sumpfgelände dem Gegner die Anlage widerstandsfähiger Stellungen ungemein erschwert, ja zum Teil ganz unmöglich macht. Infolge dieses Umstandes gelang es den Russen, in die vorderen Linien der Deutschen einzudringen und darüber hinaus Raum zu gewinnen. Sofort eingeleitete Gegenangriffe vertrieben den Feind aber fast überall wieder, nur nordöstlich Gorodischtsche konnte er sich bis zum nächsten Tage halten, wurde dann aber auch an dieser Stelle zurückgetrieben. 13 Offiziere und 1883 Mann büßten die Russen hier, neben erheblichen anderen Verlusten, an Gefangenen ein.

Von Zirin bis südöstlich Baranowitschi liefen die Russen am folgenden Tage abermals in Massen an. Wieder brachten sie es stellenweise zum Einbruch in die Linien ihrer Gegner und zu erbitterten Nahkämpfen, doch mußten die Russen auch diesmal unter schweren Opfern zurückgehen. Ähnliche blutige Kämpfe wiederholten sich an den nächsten Tagen immer wieder, ohne daß die Angreifer den geringsten Erfolg aufweisen konnten. Die vor den deutschen Stellungen liegenden Toten zählten nach Tausenden, außerdem verloren die Russen eine große Zahl Gefangener. —

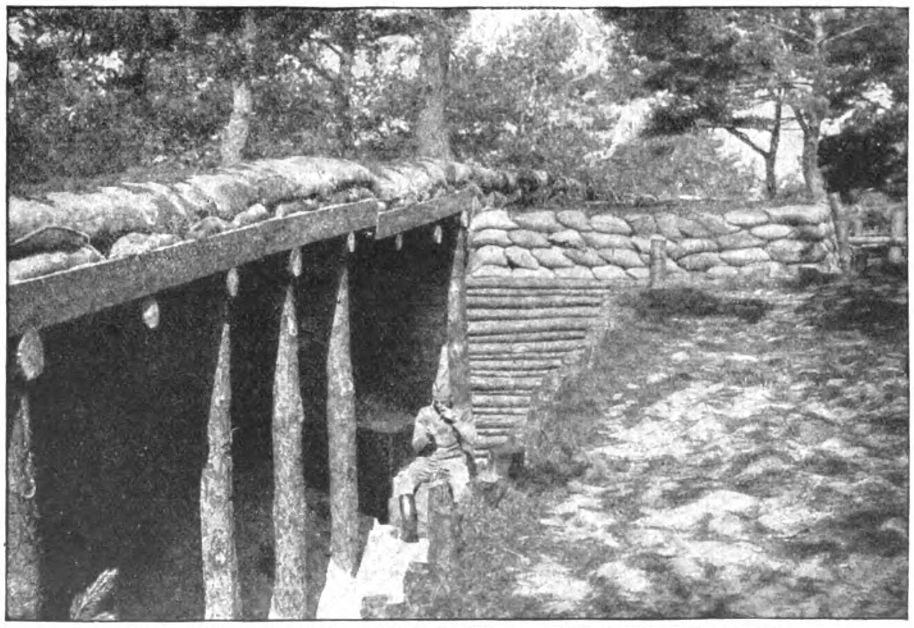
Die Heeresgruppe Hindenburg trat mit kräftigen örtlichen Unternehmungen hervor, bei denen wichtige russische Werke genommen oder zerstört wurden. Bei Beresina, östlich Bogdanow, fielen den Deutschen am 22. Juni bei einem kurzen Vorstoß 45 Gefangene, 2 Maschinengewehre und 2 Revolverkanonen in die Hände. Auch bei Illuxt und Widsy, Smorgon und Dünaburg entspannen sich wiederholt Gefechte, die für die Deutschen glücklich verliefen. Am 26. Juni wurden südlich Kekkau 26 Gefangene, 1 Maschinengewehr und 1 Minenwerfer erbeutet; nördlich vom Miadziolsee (siehe Bild Seite 104/105) brachte eine gleichartige Unternehmung



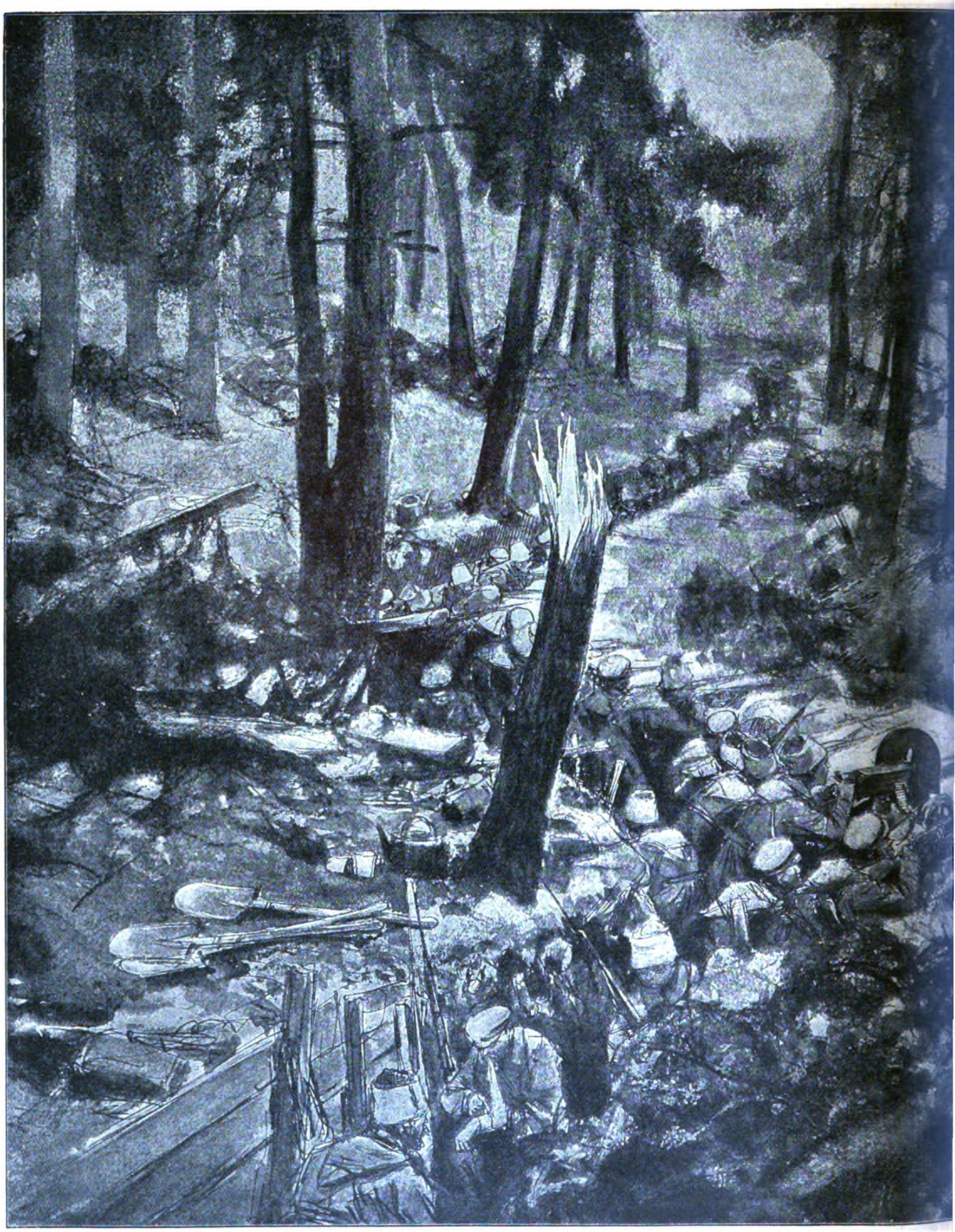
Ein Beitrag zur schonungslosen Hinopferung russischer Soldaten: Russischer Soldatenfriedhof in Wolhynien. Der Friedhof ist mehrere Kilometer lang.



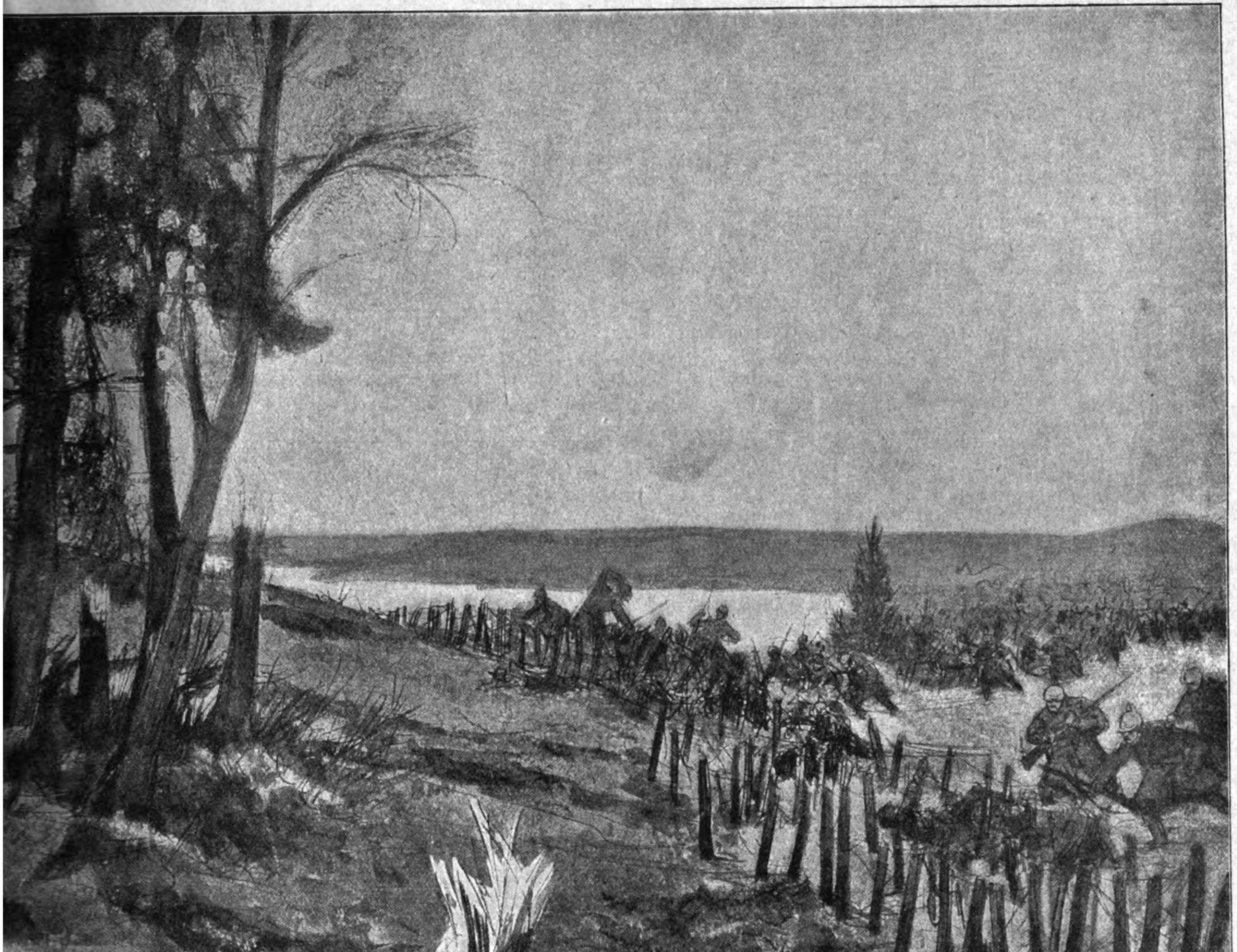
Eroberte russische Reservestellung bei Tarnopol.



Mustergültig ausgebauter österreichisch-ungarischer Unterstand am Styr.



Erfolgreicher deutscher Vorstoß in die russischen Stellungen nördl
Nach einer engli



...h vom Miadziolsee an der nordöstlichen Front am 26. Juni 1916.
...en Darstellung.

1 Offizier, 188 Mann, 6 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer ein. Nach dem Sturm einer deutschen Abteilung auf einen feindlichen Stützpunkt bei Gnessitschi, südöstlich Ljubtscha, wurden 2 Offiziere und 56 Mann, 2 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer als Beute gezählt.

Die Russen blieben diesen Unternehmungen gegenüber nicht untätig. Sie steigerten ihr Artilleriefeuer und unternahmen an zahlreichen Punkten größere Vorstöße. Aber nur bei Minki, nördlich Smorgon, führte ein solcher bis in die deutschen Linien, doch wurden die Russen sogleich zurückgeschlagen, wobei sie 243 Gefangene verloren und ganz beträchtliche blutige Verluste erlitten.

Auf der Front Naroczsee—Smorgon entwickelten die Russen am 3. Juli eine gesteigerte Angriffstätigkeit. Auch hier konnten sie keine Vorteile erringen, hatten aber schwere Verluste zu beklagen. —

Mit russischen Seestreitkräften, bestehend aus einem Panzerkreuzer, einem geschützten Kreuzer und fünf Torpedobootszerstörern, hatten deutsche Torpedoboote in der Nacht vom 29. zum 30. Juni zwischen Hafringe und Landsort ein Treffen, in dem sie die feindlichen Schiffe mit Torpedos angriffen. Das Gefecht, bei dem die deutschen Einheiten trotz heftiger Beschießung weder Verluste noch Beschädigungen zu verzeichnen hatten, endete mit dem Rückzug der russischen Streitkräfte.

Einmal, am 2. Juli, beschossen russische Torpedoboote und das Linienschiff „Slawa" die kurländische Küste östlich Raggassem. Von deutschen Küstenbatterien und Fliegergeschwadern wurden sie unter Feuer genommen und zur Rückkehr gezwungen. Das Linienschiff „Slawa" wurde dabei getroffen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generaloberst v. Woyrsch (1) mit Oberstleutnant v. Heye (2) und Oberleutnant Prinz Reuß (3) bei der Besichtigung eines österreichisch-ungarischen Regiments in Rußland.

* * *

Nach der durch die österreichisch-ungarischen Truppen freiwillig und unbemerkt vom Feinde vorgenommenen Frontverkürzung zwischen Brenta und Etsch konnten die **Italiener** keinerlei Beute melden, obwohl Cadorna den Vorgang als Folge eines italienischen „Sieges" hingestellt hatte. Diese empfindliche Lücke in den italienischen Berichten wurde nun mit Erzählungen von der angeblichen Verwüstung der Städte Arsiero und Asiago durch die Österreicher und Ungarn und der Auffindung von über 100 Italienern, die völlig entkleidet und unbestattet irgendwo gelegen haben sollten, ausgefüllt. Der Zweck dieser Mitteilungen war, das italienische Volk in Stimmung zu erhalten und die Aufmerksamkeit von der etwas schwierig gewordenen innerpolitischen Lage abzulenken, was auch einigermaßen gelang. Salandra war zurückgetreten; sein Amt hatte Boselli übernommen. Dieser achtundsiebzigjährige Greis feierte den „glänzenden Sieg" der Italiener mit großen Worten. Die Zustimmung im Hause der italienischen Volksvertretung war aber wider Erwarten nicht so allgemein, wie er es sich wünschte und wie es anzunehmen gewesen war. Die Sozialisten verharrten in ihrer Ablehnung der italienischen Auslandspolitik und bekämpften auch scharf die wiederaufgetauchten Wünsche bezüglich eines Krieges mit Deutschland. Die Haltung der italienischen Regierung England gegenüber geißelte im italienischen Senat der Senator Marconi. So war Anlaß genug geboten, das Volk und seine Vertreter auf andere Gedanken zu bringen. Sehr erwünscht wären Siegesmeldungen von der Front gewesen; hierzu gaben aber die k. u. k. Truppen keine Gelegenheit.

Cadorna mühte sich redlich, einen Erfolg herbeizuführen, denn die allgemeine Kriegslage erschien ihm für Italien außerordentlich günstig. Er sagte sich, daß es dem Gegner unter den obwaltenden Umständen nicht möglich sein würde, die gegen Italien eingeleitete Offensive fortzusetzen, weil die Russen ihren Angriff auf die Österreicher und Ungarn begonnen hatten. Diese würden dadurch gezwungen sein, Truppen und Artillerie an die Ostfront zu senden und ihre den Italienern gegenüberstehenden Streitkräfte so zu schwächen, daß sie dauernd in der Verteidigung bleiben müßten.

Deshalb setzte Cadorna an allen ihm geeignet dünkenden Abschnitten der österreichisch-ungarischen Front in den nächsten Tagen und Wochen ununterbrochen schwere Angriffe an, um seine Übermacht nachdrücklich zur Geltung zu bringen. Namentlich ließ er zunächst gegen die verkürzte neue Front zwischen Astach und Brenta nach starker Artillerievorbereitung seine Truppen vorgehen. Dort stützte sich die österreichisch-ungarische Linie auf die der Assaschlucht östlich vorgelagerten Bergkämme Rasta und Zebio. Gegen beide erfolgten am 27. Juni schwere Stürme der Italiener, doch wurden sie von den Angegriffenen sämtlich blutig abgewiesen. Am Rasta blieben sogar 530 Gefangene, darunter 15 Offiziere, in den Händen der Österreicher und Ungarn. Westlich der genannten Punkte stießen die Italiener gegen das Val dei Foxi vor, durch das vordem eine Drahtseilbahn auf den 2000 Meter hohen Testo führte. Auch hier zerschellte der Angriff an den österreichisch-ungarischen Stellungen.

Tags darauf wiederholten sich die Stürme gegen den Testo und mehrere andere Abschnitte der neuen Front, bei denen die Italiener wohl 200 Gefangene verloren, aber keine Erfolge zu verzeichnen hatten. Am 29. Juni entwickelten sie starke Tätigkeit an zahlreichen Punkten, doch blieb wieder alle Mühe umsonst. Die Truppen zeigten auch nicht den rechten Mut, und so ereignete es sich, daß die italienische Artillerie bei dem Sturm auf die Borcolastellung in die eigene, zögernd vorgehende Infanterie feuerte, um deren Angriffslust zu beleben. Selbst dieses eigentümliche Mittel reichte aber nicht aus, einen Sieg zu erfechten. Die Italiener verloren an jenem Tage 300 Gefangene, darunter 5 Offiziere, sowie 7 Maschinengewehre und 400 Gewehre nebst einer größeren Menge sonstigen Kriegsgeräts.

Die k. u. k. Truppen ließen es in dem Berggelände auch nicht an wagemutigen Handlungen kleinerer Verbände fehlen, um die Feinde unsicher zu machen und ihnen nach Kräften zu schaden. Im Raume des Interrotto brachte Leutnant Kaiser am 2. Juli von einer mit nur 6 Mann unternommenen Erkundungsunternehmung, die sich gegen feindliche Maschinengewehre gerichtet hatte, nicht weniger als 266 Italiener mit 4 Offizieren als Gefangene zurück. An anderen Punkten wurden 14 Offiziere und 336 Mann gefangen eingebracht. Am 4. Juli nahmen die Österreicher und Ungarn ihren Gegnern wieder 177 Gefangene ab.

Sehr starke italienische Kräfte, aus dem 20. und 22. Korps zusammengesetzt, griffen am 6. und 7. Juli südlich des

Zusammenbruch des russischen Reiterangriffs bei Tlumacz im Artillerie- und Infanteriefeuer deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen am 2. Juli 1916.

Nach einer Originalzeichnung des auf dem galizischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Fr. Kienmayer.

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Auf der Flucht vor den Russen.

Suganer Tales (siehe Bild Seite 111 unten) die österreichisch-ungarischen Stellungen zwischen der Cima Dieci und dem Monte Zebio an. Die Verteidiger bereiteten aber den 6 feindlichen Infanteriedivisionen, die durch mehrere Alpinigruppen verstärkt waren, eine blutige Niederlage. Die Angreifer wurden hierdurch so geschwächt, daß sich die Gefechtstätigkeit am nächsten Tage auf Artilleriefeuer beschränken mußte. —

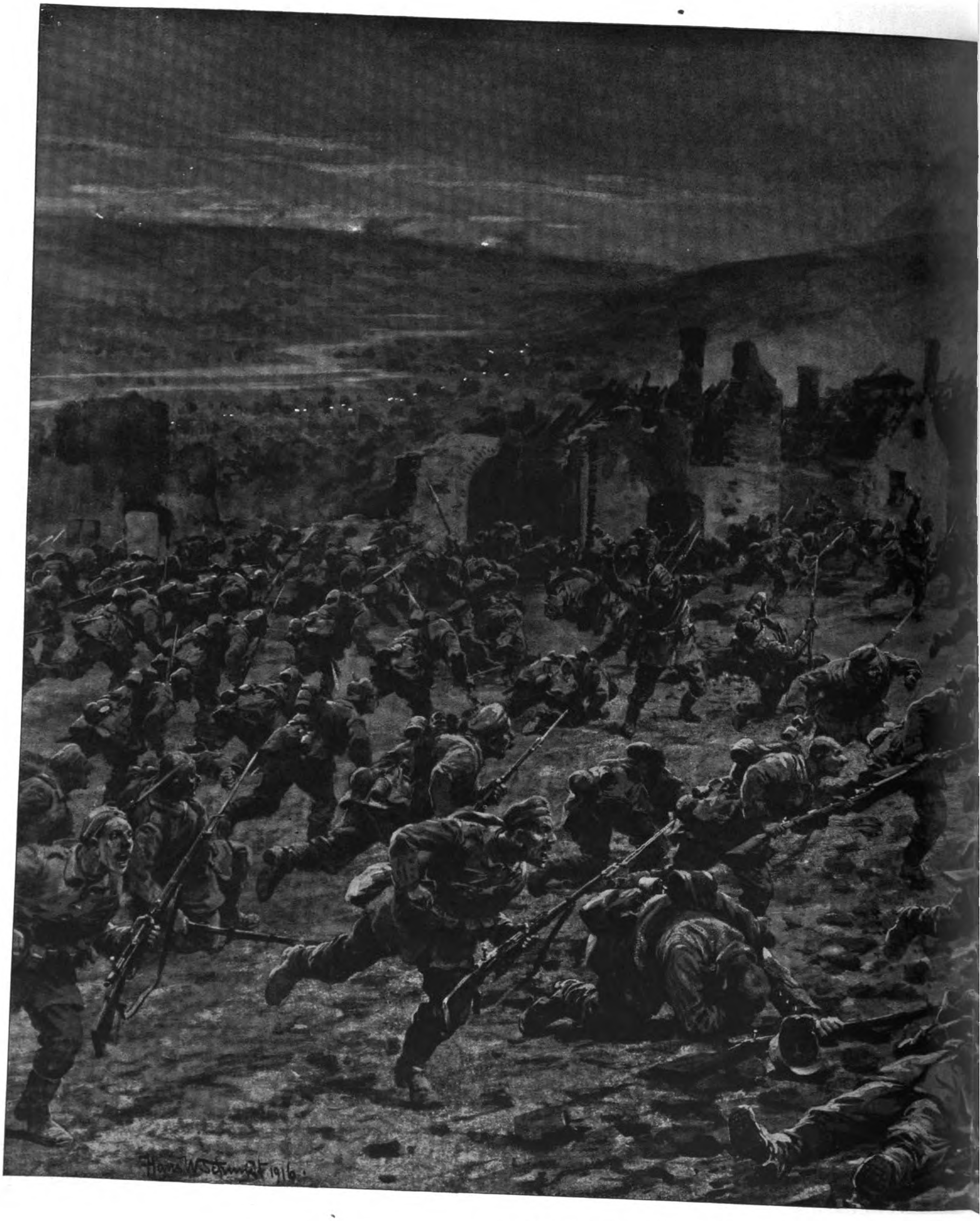
Zur Bindung österreichisch-ungarischer Truppen ordnete Cadorna um die gleiche Zeit an der Kärntner Front und im Ortlergebiet kraftvolle Vorstöße an. An der Kärntner Front kam es am 27. Juni am Freikofel und am Großen Pal zu erbitterten Kämpfen, bei denen die Italiener mitunter im Handgemenge geworfen wurden (siehe Bild Seite 113). Die Verteidiger behaupteten ihre Stellungen. Daran konnte der Feind auch mit erneuten Stürmen am 29. Juni auf den Großen und den Kleinen Pal und den Freikofel nichts ändern; kühn vorgetragene Alpiniangriffe an derselben Front, die am 30. Juni nördlich des Seebachtales angesetzt wurden, blieben ebenfalls wirkungslos.

Im Ortlergebiet erkämpften sich k. u. k. Abteilungen am 1. Juli trotz verzweifelter feindlicher Gegenwehr eine der Kristallspitzen. Ein Angriff der Italiener erfolgte am 7. Juli gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Kleinen Eistögele; das Vorhaben scheiterte indessen vollkommen. —

Während die Unternehmungen der Italiener in Kärnten und am Ortler vorwiegend von örtlicher Bedeutung waren und nur den Zweck hatten, die Österreicher und Ungarn an der Abgabe größerer Streitkräfte an die Hauptkampfplätze zu hindern, richtete Cadorna gleichzeitig eine großzügige Bewegung gegen die küstenländische Front der k. u. k. Truppen. Dort entspann sich am 27. Juni eine Artillerieschlacht, die am nächsten Tage zu einer schweren Beschießung der Hochfläche von Doberdo führte. Gegen Abend feuerten zahlreiche schwere Batterien gegen den Monte San Michele und gegen den Raum von San Martino. Danach gingen die Italiener in dichten Massen zum Sturm über, der sich namentlich gegen San Martino, den Monte San Michele, und die Stellungen östlich Vermigliano richtete. Die sehr heftigen Kämpfe hielten einige Tage an; sie wurden mit großer Erbitterung durchgeführt, brachten den Angreifern aber fast nirgends dauernde Vorteile. In den Südteil der Podgorastellung der Österreicher und Ungarn am Görzer Brückenkopf eingedrungene Feinde wurden sofort wieder daraus entfernt. Teilweise kam es zu hitzigen Nahkämpfen, die an vielen Punkten die Form von Faustkämpfen annahmen. Es gelang den Italienern nur in der Gegend von Selz, sich in einigen vorgeschobenen Gräben zu halten, und dort setzten sie die Kampftätigkeit auch noch lebhaft fort, als sie in den anderen Teilen der Hauptangriffsfront bereits zu erlahmen begannen. In den südlicher gelegenen Abschnitten kam es wieder zu heftigen Überfällen durch Artillerie und Minenwerfer. Am 3. Juli stand die gesamte österreichisch-ungarische Front vom Monte dei Sei Busi bis zum Meere unaufhörlich, auch die Nacht hindurch, unter

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

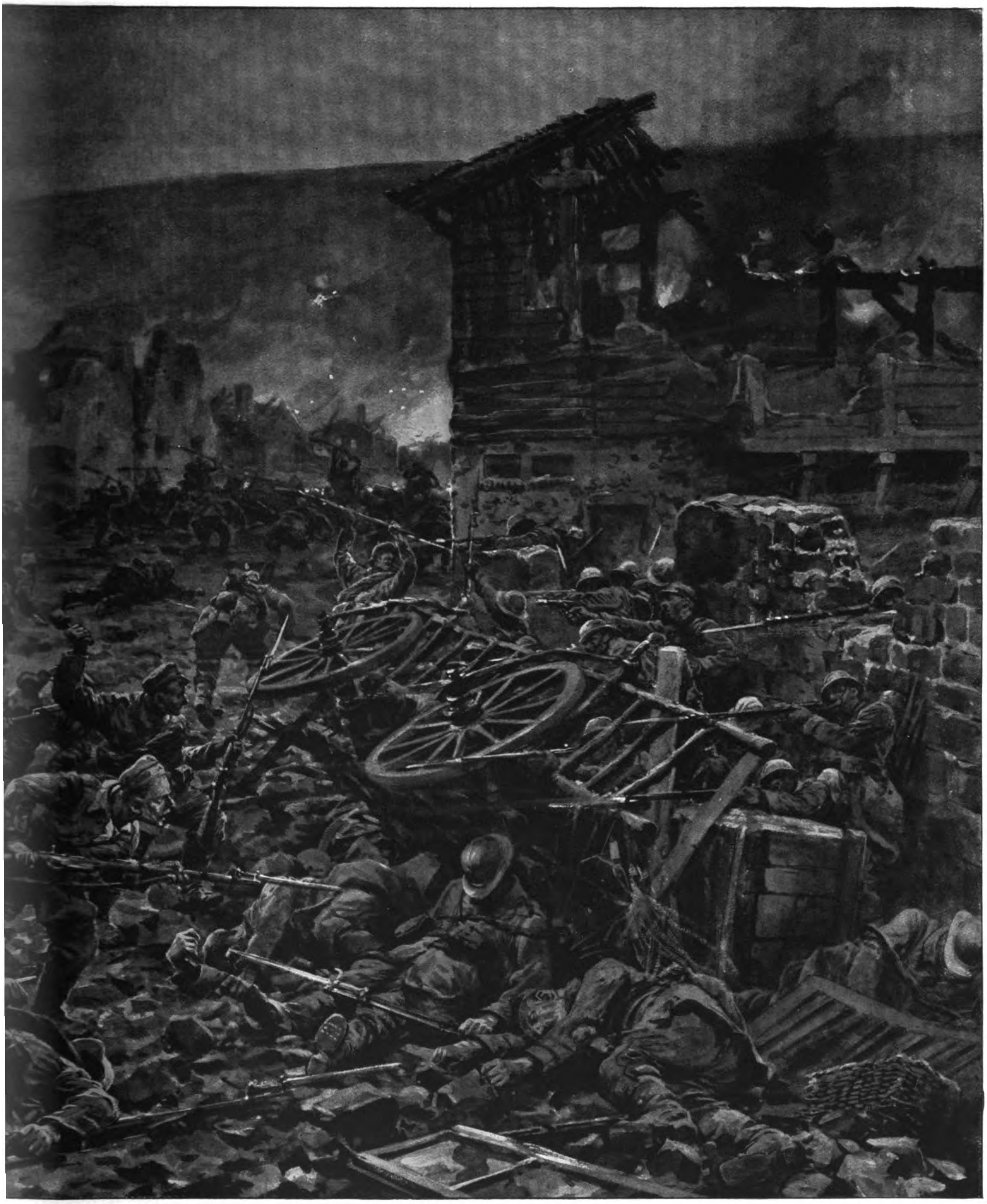
Von den Russen angezündetes Dorf an der galizischen Grenze.



Sturm thüringischer Truppen auf die Trümmer vo

Nach einer Originalzeichnung vo

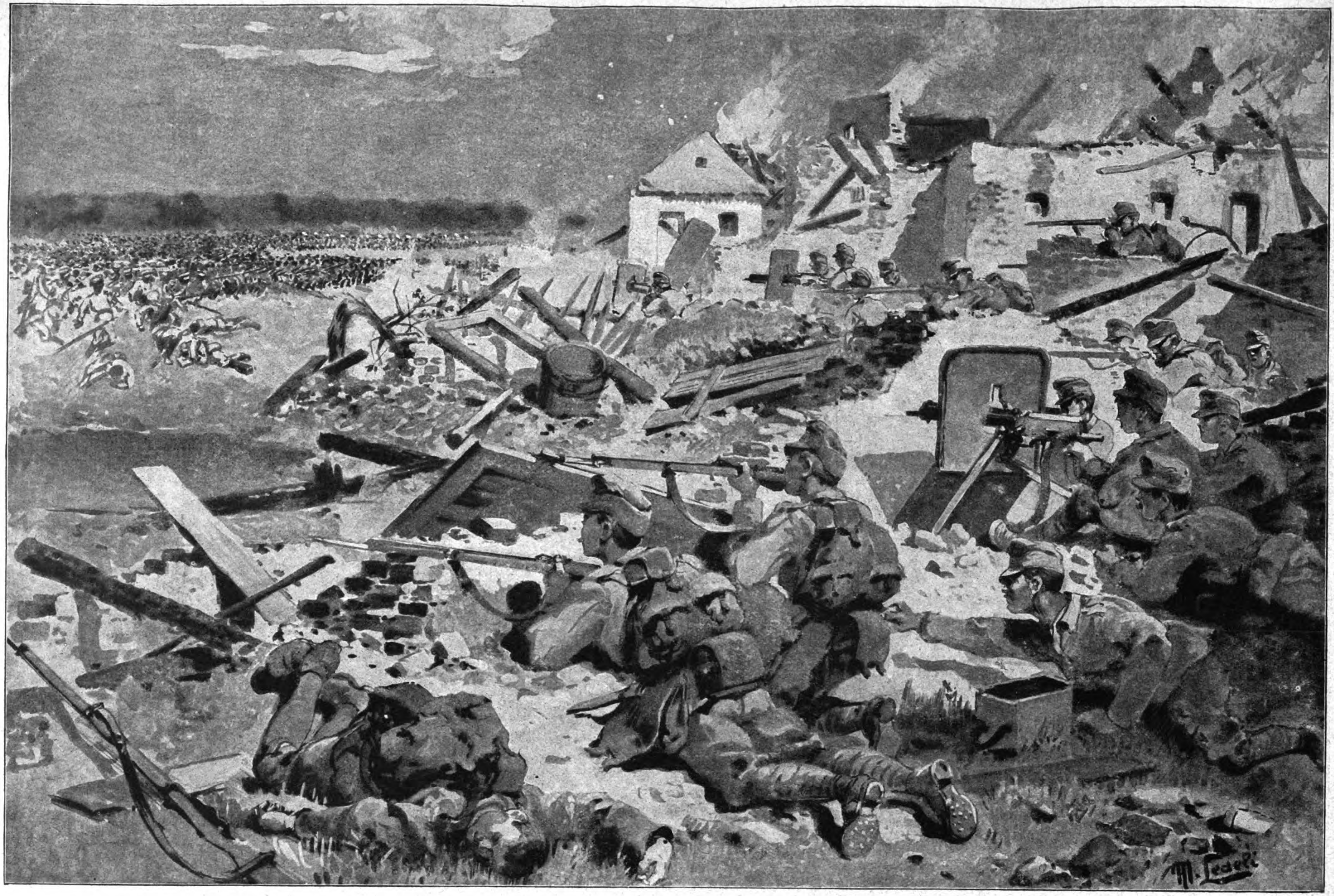
UNIV. OF MICH.



Cumières im Morgengrauen des 23. Mai 1916.

Professor Hans W. Schmidt.

UNIV OF MICH.



Heldenmütige Verteidigung von Domidowka, westlich von Dubno, durch österreichisch-ungarische Infanterie.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

Trommelfeuer. Die italienische Infanterie ging neuerdings zu Massenangriffen über, deren Ziel die Höhe östlich Monfalcone war. Die österreichisch-ungarischen Landsturmtruppen hielten in dieser Hölle tapfer aus und wiesen sieben Angriffe vollständig zurück. So endete auch dieser Tag mit einem blutigen Mißerfolge der Italiener. Da die italienischen Sturmtruppen einer Ruhepause dringend bedurften, trat zunächst die Artillerie wieder in Tätigkeit, um das Kampffeld für weitere Kämpfe vorzubereiten.

Es zeigte sich somit, daß die Italiener durch die von den Russen gegen die Österreicher und Ungarn eingeleitete Offensive gewisse Vorteile erlangt hatten, die aber für sie zur Erreichung durchgreifender Erfolge keineswegs ausreichten. Die k. u. k. Truppen wichen nirgends, und die mit großen Opfern verbundenen Angriffe der Italiener verpufften wirkungslos. —

In die Kämpfe an der küstenländischen Front sowohl als in jene in den Bergen griffen die österreichisch-ungarischen Luftstreitkräfte mit Umsicht und Tapferkeit ein. See- und Landflugzeuge taten ihr Bestes zur Gefährdung der italienischen Aufmarschstraßen und richteten an feindlichen militärischen Anlagen zahlreicher Orte und an wichtigen Bahnhöfen und Eisenbahnstrecken empfindlichen Schaden an. Der österreichisch-ungarische Heeresbericht vom 4. Juli erwähnte lobend den Oberleutnant Johann Foind, der schon zum dritten Male das Glück hatte, ein feindliches Flugzeug abzuschießen. Bei Malborghet und im Suganer Tale gelang es, je ein feindliches Flugzeug zu vernichten.

* * *

Auf dem Balkan (siehe die Bilder Seite 112) wartete man mit Spannung auf das Losschlagen der in Griechenland stehenden Truppen des Vierverbands unter General Sarrail. Die immer offener werdenden Anfragen der französischen und englischen Presse nach den Absichten dieses Führers beantwortete er Anfang Juli dahin, daß man sich in der ungünstigsten Zeit für einen Angriff auf dem Balkan befinde. Die Truppen litten übrigens jetzt schon unter Krankheiten, wie Ruhr und Dysenterie, durch die die Schlagfertigkeit beeinträchtigt werde. In erster Linie sei daher eine erhebliche Verstärkung der Ärzte und Sanitätsmannschaften nötig. Seinen Truppen wurden manche Ungelegenheiten durch Feuerüberfälle der Bulgaren bereitet, deren Abteilungen durch emsige Tätigkeit in kleineren Gefechten fortwährend ihre Stellungen verbesserten. Die Verbandstruppen ließen es außer gelegentlicher Tätigkeit ihrer Artillerie bei Angriffen durch Flieger bewenden, die durch Abwerfen von Brandbomben die bulgarische Ernte zu vernichten suchten. Eine Anzahl feindlicher Flugzeuge zeigte sich am 4. Juli auch über der bulgarischen Hauptstadt Sofia; die abgeworfenen Bomben richteten aber keinerlei Schaden an. —

Aus Albanien kamen Nachrichten, die auf erhöhte Gefechtstätigkeit schließen ließen. Es ereigneten sich Zusammenstöße, in denen nach der österreichisch-ungarischen Meldung auch schweres Geschütz mitwirkte; dennoch entwickelten sich die Gefechte an der Vojusa im ersten Drittel des Monats Juli noch nicht zu bedeutenden Kampfhandlungen. —

Blick auf Tolmein am Isonzo. Phot. Kunstverlag Amon-Re, Breslau.

Gleich nach dem Einsetzen der englisch-französischen Angriffsbewegung an der deutschen Westfront wurde Rumänien von den Gesandten des Vierverbandes durch Verlockungen und versteckte Drohungen abermals aufgefordert, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und sich dem Verbande anzuschließen. Die rumänische Regierung war jedoch der Meinung, daß auch jetzt noch kein Ereignis eingetreten sei, das Anlaß zur Änderung ihrer bisherigen Haltung geben könnte. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die große russische Offensive.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

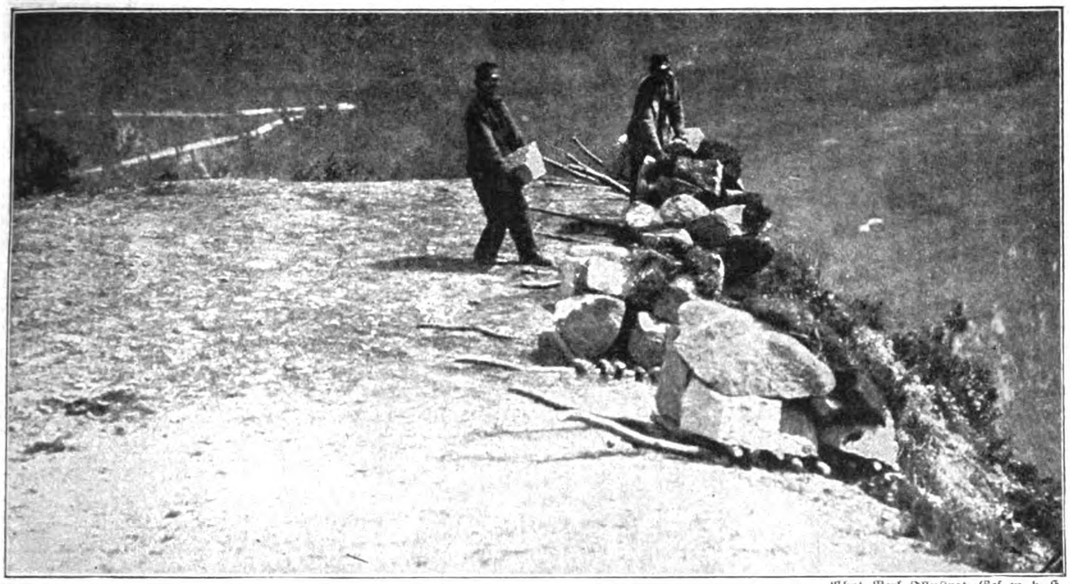
1.

Standort, 6. Juli 1916.

Bereits im April, als ich das letzte Mal an der Ostfront weilte, konnte man eine leichte Offensivtätigkeit der Russen verspüren, die sich vor allem gegen unsere Vorfeldstellungen richtete, die die Moskalen immer und immer wieder angriffen, um so das Gelände vor unserer Hauptkampffront in ihren Besitz zu bekommen.

Diese leichten Kämpfe bildeten den Auftakt zu der großen Angriffschlacht, in der die Russen mit wilder Kraft und selbst bei ihnen bisher noch nicht vorgekommener Verschwendung von Menschenleben unsere gesamte Ostfront zu durchbrechen und aufzurollen suchten.

An den Vorbereitungen dieser Offensive nahmen die tüchtigsten Führer, über die das russische Heer verfügt, wie Rußki, Iwanow, Ewert, Alexejew, Kriegsminister Schubajew, ferner auch Kuropatkin und Prolow, tätigsten Anteil. Mit der Durchführung aber wurde General Brussilow (siehe Bild Seite 72) betraut, dem die Armeen Tscherbatow, Sacharow und Letschitzki zur Verfügung standen. Im Gegensatz zu den früheren Offensiven legten die Russen diesmal außerordentlichen Wert auf eine wirksame Artillerievorbereitung. Eine sehr starke Geschützmasse wurde in die Angriffsfront eingeschoben, vor allem schwere Kaliber, darunter zahlreiche Geschütze französischen und japanischen Ursprungs. Eine große Anzahl französischer Artillerieoffiziere war in der Leitung dieses mächtigen Artillerieparks tätig, ebenso waren dem General Brussilow eine beträchtliche Anzahl französische Flieger mit ihren Apparaten zugeteilt. In monatelanger Arbeit wurden über die ganze Front verteilt ungeheure Munitionsvorräte angehäuft, um durch fürchterliches Trommelfeuer den angreifenden Infanteriemassen den Weg zum Siege zu bahnen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Österreichisch-ungarische Soldaten bereiten auf einer Berghöhe eine Steinlawine vor.

den Raum von Toporoutz und nördlich davon vereinigte, wo unsere Stellung keilartig in die russische vorspringt. Nachdem diese Beschießung neun Stunden mit ungeschwächter Heftigkeit fortgetobt hatte, gingen die Russen nach ihrer alten Weise in tiefen Massen zum Infanteriesturm über. Drei Vorstöße folgten sich in kurzen Abständen und wurden unter riesigen Verlusten für die Russen abgeschlagen, wobei die ausgezeichnete k. u. k. Artillerie durch rücksichtsloses Feuer in die in dichten Sturmwellen vorwogenden russischen Massen kräftig und erfolgreich mitwirkte.

Während hier der erste russische Anlauf glatt zusammenbrach, standen die Verhältnisse weniger günstig bei Okna, wo die Österreicher und Ungarn nach zweitägigem erbittertsten Kampfe ihre Truppen aus der fürchterlich zerschossenen Vorderlinie in eine fünf Kilometer weiter rückwärts vorbereitete Stellung zurücknehmen mußten. Dagegen scheiterten alle russischen Versuche, im Gebiete der Strypa vorwärts zu kommen, wo die schneidigen Korps Arz und Rhemen ihre Stellungen verteidigten und im Handgemenge die Moskalen zurückwarfen. Besonders erbittert wurde um Jazlowiec an der unteren Strypa gekämpft, das von den Ungarn, die schon bei meinem letzten Besuche in jener Gegend diese Stellung hielten, mit gewohnter Tapferkeit verteidigt wurde.

Auch bei Sapanow an der Ikwa führten die Kämpfe zu keinem entscheidenden Ergebnis, und ebenso schwankte bei Olyka die Wage des Sieges zögernd hin und her. In der Gegend westlich Tarnopol aber, wo sich die Armee Bothmer dem Ansturm der russischen Massen entgegenstemmte, erlitt der Angreifer eine fürchterliche Niederlage und mußte unter riesigen Verlusten zurück, obwohl die russische Artillerie wie üblich rücksichtslos mit Schrapnellen in die eigenen zurückflutenden Infanteriemassen hineinfeuerte.

Eigenartig an der russischen Offensive ist die gewaltige Frontausdehnung. In einer Breite von 300 Kilometern erfolgte der Angriff. Doch während die Russen ihre Vorwärtsbewegung einleiteten, konnte man vier Hauptangriffspunkte unterscheiden, von denen am heftigsten die Massenangriffe in der Richtung auf Luck, im Gebiete der unteren Strypa und schließlich derjenige auf Czernowitz durchgeführt wurden. Im Laufe der letzten Woche dehnte sich die Angriffstätigkeit der Russen auch auf die Armee Woyrsch und in die Gegend von Baranowitschi aus, und zögernd gingen sie auch gegen die Front des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg im Norden vor. Die Hiebe von Tannenberg und an den Masurischen Seen waren noch zu frisch im Gedächtnis, und die Winterschlacht trug auch nicht dazu bei, um ihnen die heilige Scheu vor dem Namen „Hindenburg“ zu nehmen.

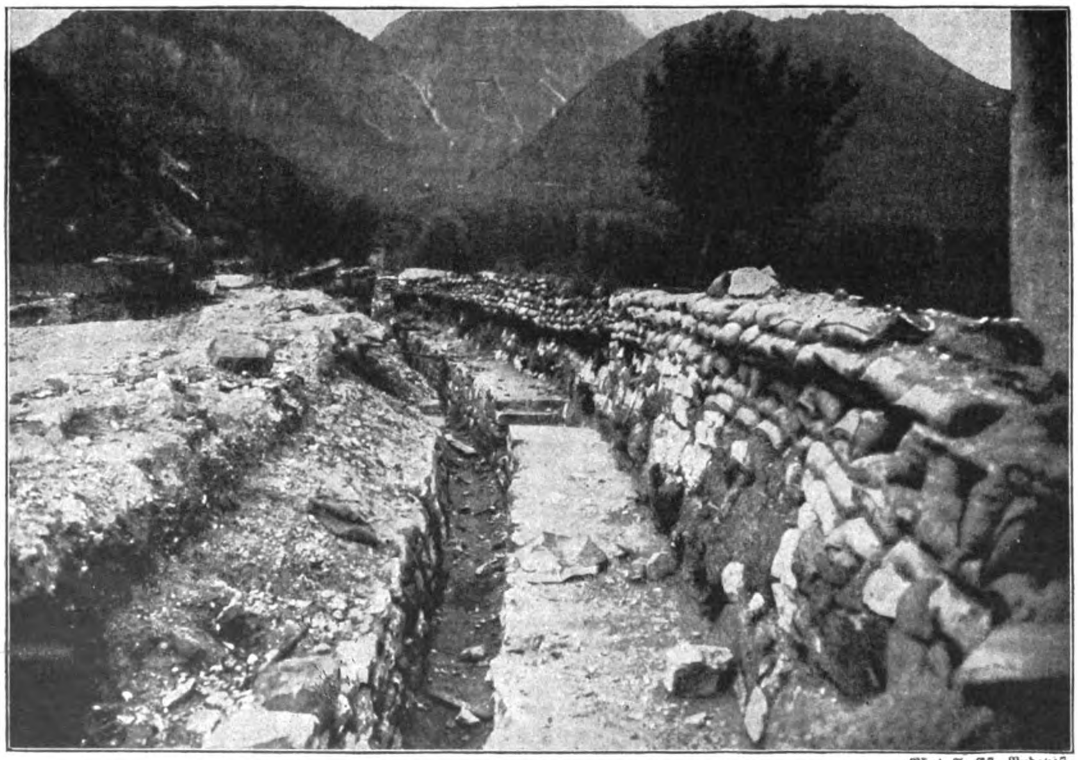
Die Einleitung der ganzen großen Angriffschlacht war keine einheitliche. Bereits am 18. Mai setzte im Bereiche des Czernowitzer Abschnittes erhöhte Artillerietätigkeit ein, die sich rasch auf die ganze dortige Front von der Pruthecke bis zum Dnjestr, also von Bojan bis Okna—Zaleszczyki ausdehnte. An einzelnen Stellen erfolgten kleinere Infanterievorstöße, die ausnahmslos scharf abgewiesen wurden.

Am 3. Juni steigerte sich die Artillerietätigkeit der Russen in diesem Abschnitt derart, daß man mit dem Beginn einer neuen großen Offensive rechnen mußte; gleichzeitig lief aber auch die Nachricht ein, daß die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand bei Olyka in einer Frontbreite von 25 Kilometer Breite unter russischem Trommelfeuer stehe und ein schwerer Infanterieangriff erwartet werde.

Auch aus dem Abschnitte an der unteren Strypa, ferner vor Tarnopol wurde schweres Artilleriefeuer gemeldet.

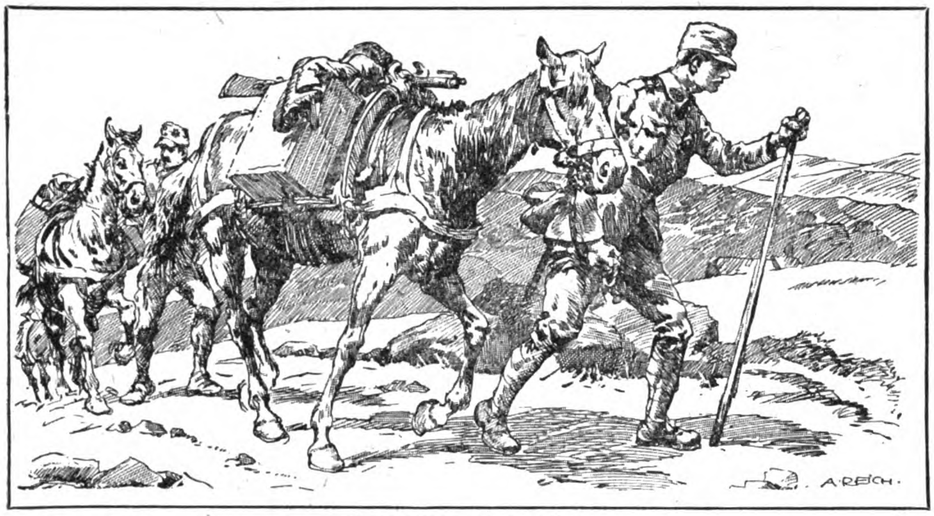
Also Offensive auf der ganzen Front.

Am 4. Juni steigerte sich das Geschützfeuer der Russen im Abschnitte nördlich Czernowitz zu schärfstem Trommelfeuer, das sich besonders auf



Phot. Az-Est, Budapest.

Italienische Stellung im Suganer Tal, aus der die österreichisch-ungarischen Truppen den Feind im ersten Ansturm vertrieben.



Im serbischen Hochgebirge.
Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers A. Reich-München.

Immer neue Massen warf Brussilow in den Kampf, er wollte siegen, koste es, was es wolle. Unter dem furchtbaren Druck mußten die in Wolhynien an der oberen Putilowka kämpfenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte in den Raum von Luck zurückgenommen werden. Dagegen wurden die Moskalen am Korminbach, bei Sapanow, an der oberen Strypa, bei Jazlowiec blutig abgewiesen. In dem vielfach sumpfigen Gelände unserer Stellungen bei Tarnopol wiesen die Truppen des Grafen Bothmer an einer Stelle nicht weniger als sieben Massenstürme der Russen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Forges und Cumières.

Von Eugen Kalkschmidt Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage und die Bilder sowie die Karte Seite 114 und 115.)

Wir kannten dies Gelände nur zu wohl, diese windige Ecke des Maastales vor Verdun, kannten sie vom Kartenlesen her auswendig wie ein Gedicht in Prosa, dessen harte und ungefüge Strophen sich dem Gedächtnisse merkwürdig sicher eingeprägt haben. Wir kannten nicht nur das Gelände, wir sahen auch das Land vor uns. Die schläfrige Maas zwischen Weiden- und Erlenbüschen im weiten Wiesental, den dichten Forgeswald, das Dorf davor in flacher Mulde, die kahle Bodenwelle 265 mit den verlorenen viereckigen Wäldchen, den Gänserücken, der hinüberführt zum Cumières- und Rabenwald (siehe Bild Seite 114). Dicht dahinter die nackte Kuppe des Toten Mannes. Das alles hatte ich klar im Kopfe, vom Februar und März her schon, wo der Abschnitt Toter Mann—Béthincourt—Forges die heißeste Zone des Riesenfeuers um Verdun war. Dann gab es am 21. Mai, nachdem der Sack von Malancourt endlich abgeschnürt war, einen kräftigen Ruck nach vorn am Süd- und Westhang des Toten Mannes, bereits am 23. nahmen die Thüringer das Dorf Cumières im Sturm (siehe die Kunstbeilage), und am 29. gingen unsere Sturmtruppen über das Cauretteswäldchen hinaus und standen auf der Höhe vor Chattancourt. Die Frontlinie von Cumières bis zum Walde von Avocourt war gewonnen (siehe die Vogelschaukarte Seite 114).

Welch eine Reihe von Kampftagen seit jenem denkwürdigen 6. März, da die deutsche Welle hier zum erstenmal in Fluß kam! Wie mochte es in Forges und Cumières und dazwischen aussehen? Ein Besuch bei der hessisch-thüringischen Division, die hier ein volles Vierteljahr in vorderster Linie am Kampfe teilgenommen hatte, brachte mir Klarheit darüber.

Wir überschritten das Bahngeleise unweit der Stelle, die vordem die vorderste deutsche Stellung gewesen war. Einen guten Kilometer vorwärts kroch der kleine Forgesbach unter dem Bahndamm durch, und hier hatten die Franzosen ein Feldwerk mit Maschinengewehren eingebaut. Sie bestrichen die Wiesen, das Geleise und die Straße daneben — wer wollte dagegen an? Wer? Ein Panzerzug, der zehn Minuten vor Beginn des Sturmes auf neuhergestelltem Geleise vorfuhr, dicht vor dem Feldwerk das Feuer eröffnete und die französische Besatzung gefangen fortführte, ehe man in Forges noch genau wußte, um was es sich eigentlich handelte.

Das Dorf hatten die Franzosen mit aller Kunst befestigt. Die Häuser stehen heute noch zum großen Teil, obwohl zerschossen und verbrannt genug. Die Keller waren fest verrammelt, und auf den Gassen standen mächtige Hindernisse aus Sandfässern, Hausrat und Steinen. Sie haben den Sturmlauf nicht aufhalten können. Es ging noch am selben Tage weit auf die Höhe hinauf, und kurz nach sechs Uhr abends war Punkt 265 im Besitz der Deutschen. Eine schneidige Feldbatterie galoppierte über die wacklige Brücke des angestauten Forgesbaches und unterstützte aus nächster Nähe den Angriff auf den Rabenwald im Westen.

Es schneite, und es war bitter kalt. Die Leute hatten sich eingebuddelt, lagen in der Nässe, nur mit ihrem Sturmgepäck versehen, erhielten während der Nacht nichts Warmes zu essen, erwarteten ungeduldig, froststarrend den Morgen. Der kam und brachte ein wildes Trommelfeuer von Freund und Feind. Diese verwünschten Ballonbeobachter dort über dem Bourruswald und bei Montzéville! Aber die deutschen Haubitzen und Mörser machten ganze Arbeit in dem Rabenwald da vorn, sie schossen rechtwinklig und konzentrisch in das vielverschlungene zerfurchte Gehege. Als die Bataillone mittags zwölf Uhr aus ihren Erdlöchern sprangen, fanden die Franzosen trotz ihrer rasch herangeholten Verstärkungen keine Zeit und Besinnung mehr zu dauerndem Widerstand. Sie wurden überrannt, abgetrennt, gefangen. Ihre Kanoniere wehrten sich besonders tapfer. Da stand im Cumièreswald verborgen ein langes

Überschreiten eines Gebirgsbaches bei Krivolac in Südmazedonien.
Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers A. Reich-München.

Aus den Kämpfen der Österreicher und Ungarn mit den Italienern.

Österreichisch-ungarische Truppen dringen auf dem Kamm eines Berges im Handgranatenangriff über die erste italienische Linie vor.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich-München.

Marinegeschütz fest eingebaut, das hielten sie bis zum letzten Mann. Drunten in Cumières retteten sie eine fahrende Batterie nach rückwärts, aber unterwegs gingen sie immer wieder in Stellung und schossen, soviel sie konnten.

Mit Ausnahme der Westecke des Rabenwaldes waren beide Gehölze am Abend besetzt, aber von einer „Stellung“ konnte noch keine Rede sein. Es dauerte bis zum 10. März, ehe alle „Nester“ geräumt waren. Bis dahin schoben sich französische und deutsche Postierungen, Wachen und Abteilungen durcheinander, und zumal bei Dunkelheit waren Verirrungen häufig. Der Feind warf nach und nach zwei neue Regimenter in den noch von ihm gehaltenen Waldzipfel hinein, darunter das Regiment 92, das der Elsässer Oberst Macker auf Kraftwagen aus den Argonnen herangeführt hatte. Der Oberst fiel im Kampf und die meisten seiner Leute mit ihm. Die letzten Worte seines Tagebuches waren: „Wir haben nur noch Trümmer vom Regiment ...“ Die Franzosen glaubten gegen eine gewaltige Übermacht zu kämpfen. Sie wollten es gar nicht glauben, so erzählten mir die Offiziere des thüringischen Reserveregiments, daß sie nur die längst gefechtstätigen Reserven der einen Division vor sich hatten. Sie wehrten sich in dem dichten Gestrüpp mit Handgranaten bis zuletzt, und hoben dann die Hände hoch. „Am liebsten,“ erzählte ein deutscher Soldat, „hätten wir sie totgeschlagen, aber dann brachten wir's doch nicht übers Herz.“ Die Franzosen machten verzweifelte Gegenstöße von Chattancourt und vom „Toten Mann“ her, bis zum 11. abends fünfmal in dichten Mengen. Ihre Verwundeten und Toten lagen reihenweise. Die deutsche Artillerie ließ den Sanitätern großmütig zwei Tage lang Zeit, das Feld abzusuchen, ohne sie zu behelligen. Schwieriger war diese Arbeit bei den Deutschen in den zerschossenen Gehölzen. Geknickte Baumkronen, Granattrichter und halbverschüttete Gräben erschwerten diese Arbeit; man nahm Sanitätshunde zu Hilfe, aber die Tiere versagten in dem ununterbrochenen Geschützfeuer. Hier konnte nur der beherzte Wille des Menschen die halb Verschütteten und Versteckten bergen.

Blick auf Zerstörungen im Rabenwalde bei Verdun.
Nach einer Aufnahme des Kriegsberichterstatters Eugen Kalkschmidt.

Nun folgten lange Wochen, in denen das Errungene zäh verteidigt werden mußte. Die Front stand gegen Süden, gegen die Caurettesmulde mit dem Wäldchen und gegen Cumières. In Baugruben und betonierten Blockhäusern hatten die Franzosen sich hier eingenistet, sie schanzten unaufhörlich Nacht für Nacht, ganze Brigaden waren an der Arbeit, und das Gestein des Berges dröhnte. Tag und Nacht splitterten die Granaten im Walde. Der Frühling kam, aber die zerfetzten Bäume trieben keine Blätter. Die Maikäfer kamen, sie schlüpften zu unzählbaren Tausenden aus und führten erbitterte Kämpfe um das spärliche junge Laub. Dann schwirrten sie hungrig ab, in bessere Gefilde. Die Kämpfer in ihren Gräben aber hielten aus. Als am 20. Mai die deutschen Stellungen an dem Süd- und

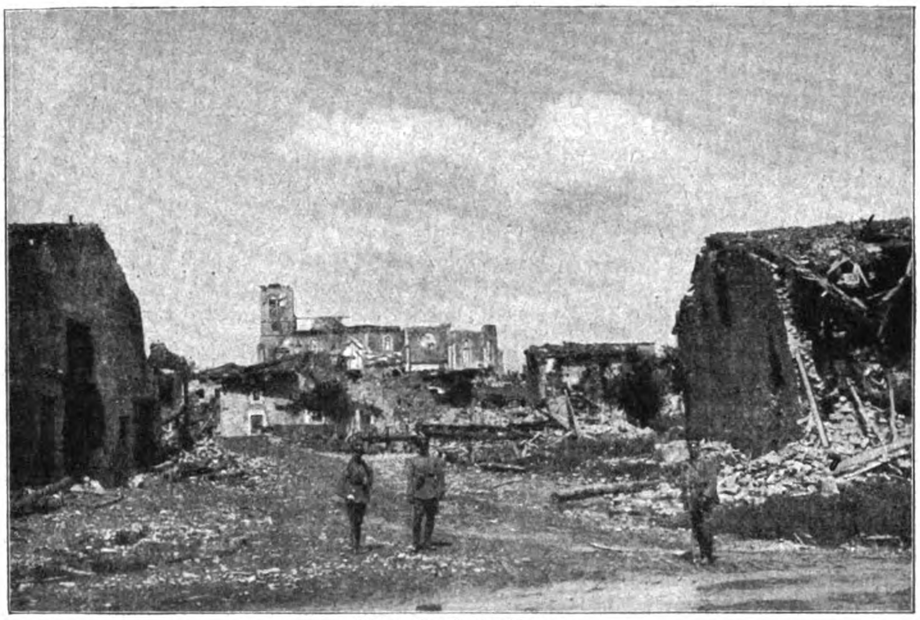
Das Kampfgelände vor Verdun westlich der Maas aus der Vogelschau gesehen.

Westhang des „Toten Mannes" vorgeschoben wurden, hatte auch die Stunde für Cumières geschlagen. Am 22. begann die Artillerie vorzubereiten; sie schoß auch den ganzen 23. Mai hindurch, und am 24. früh halb vier Uhr ging die erste Sturmwelle nordsüdlich vom Gänserücken aus gegen das Dorf, während gleichzeitig Jäger an der Bahn entlang über die Wiesen vorbrachen und Teile von Osten her über die Maas setzten. Der Sturm ging glatt durch bis an den Südrand des Dorfes.

Aber wo war eigentlich das Dorf geblieben? Kein Haus, keine Mauer, kein Stein mehr auf dem anderen! Ich stand acht Tage später vor dieser Zerstörung, die so gründlich war, wie ich vorher kaum eine gesehen hatte. Was die deutschen Batterien etwa noch verschont hatten, das machten im Laufe der nächsten fünf Tage die französischen Granaten dem Boden gleich. In den Kellern, aus denen man kurz vorher die halbverschütteten Franzosen mit ihren Maschinengewehren herausgeholt hatte, lagen nun 300 Mann Deutsche unter dem Führer der Sturmabteilungen, dem Hauptmann Willke; diese kleine Heldenschar hielt unter der schwersten Beschießung und trotz heftiger Angriffe stand, fast ohne Verbindung nach rückwärts, abgeschlossen wie auf einer Insel, bis die ganze Caurettesstellung von der aus die Flanke der deutschen Truppen unter Feuer gehalten wurde, am 29. Mai ebenfalls in den Besitz der Deutschen überging. Es war ein Trommelfeuer, durch das man nur „mit aufgespanntem Regenschirm" gehen konnte. Bei einem der französischen Rückstöße ereignete es sich übrigens, was früher schon einmal am „Toten Mann" vorgekommen war: 40 gefangene Franzosen werden abgeführt. Die sechs Mann der Begleitung haben in der Hitze des Gefechts die Gefangenen nicht ganz genau nach Waffen durchsucht und werden plötzlich mit Handgranaten überfallen und niedergemacht. Die Franzosen sind dann weggelaufen; weit dürften sie aber nicht gekommen sein.

In der Caurettesmulde fühlte sich der Feind trotz seiner bombensicheren Unterstände immerhin doch so ungemütlich, daß sich noch vor dem Beginn des Sturmes eine ganz stattliche Anzahl Überläufer einfanden. Als dann die schweren Minen in die französischen Reihen schlugen, war die Widerstandskraft erschüttert. 3 Offiziere, 75 Mann gaben sich gefangen; sie erklärten, der Rest ihrer Kompanie sei vernichtet, und meinten, sie könnten diesen „Terrible des mines" nicht aushalten. Am Abend des 29. Mai wurde binnen 15 Minuten die Mulde gestürmt und die Beule zwischen Cumières und „Toter Mann" eingedrückt. Gern wäre die Sturmtruppe auch noch weiter vor bis nach Chattancourt gestoßen, das so verlockend nahe vor ihnen lag.

Einen hübschen Zwischenfall aus dem Rabenwald erzählte man mir. Da lagen unsere armen Leute oben, hatten kein Wasser, aber großen Durst nach dem heißen Kampf, und alles er-



Eine Straße in Forges.

Erstürmte Straßensperre in Forges.

Zerstörte Häusergruppe in Forges.

Nach Aufnahmen des Kriegsberichterstatters Eugen Kalkschmidt.

wartete die Dunkelheit. Aber da gehe mal einer im Dunkeln den rechten Weg zur Wasserstelle! Oder bis zu den Feldküchen zurück, die kilometerweit irgendwo hinten stehen. Für solche wichtigen Gänge konnte man nur die besten und findigsten Leute brauchen. Einer von ihnen marschierte mit Kochkesseln und Feldflaschen beladen ab, suchte lange, fand endlich unten an der Maas die Quelle und stapfte mit den gefüllten Behältern zufrieden wieder durch die Granatlöcher und über die Toten zurück. Dabei verirrte er sich und stand plötzlich vor sechs Franzosen, die hurtig auf ihn anschlugen. Was, abschießen wollen sie ihn? Wütend schwang er seine klappernden Kochgeschirre hoch und schrie: „Hupp!“ Die Franzosen meinten schon die Handgranaten bersten zu hören, warfen die Gewehre weg und riefen: „Pardon.“ Freundlich lächelnd ging der Wackere auf sie zu, drückte den Verblüfften die Kochgeschirre und Feldflaschen in die Hand, nahm ihnen die Seitengewehre ab, belud sich mit den sechs Franzosenflinten und kommandierte: „Allons, marsch!“ Als Wasserträger war er fortgegangen, als Held kam er zu seiner Kompanie zurück.

Drei wackere Schwaben vom Königlich Württembergischen Gebirgsbataillon.

Tapfere Schwaben.

Neues vom Kgl. Württembergischen Gebirgsbataillon.

(Hierzu nebenstehende Bilder.)

Vor der Front der 3. Kompanie lag ein Sägewerk. Es galt zu erkunden, ob es vom Feinde besetzt und wie es durch Handstreich zu nehmen sei. Man wählte eine helle Nacht, silberne Strahlen sandte der Mond vereinzelt in den dunkeln Gebirgswald als Pfadweiser. Unteroffizier Leuze aus Hedelfingen, die Schützen Sigmund aus Burleswagen, Gutekunst aus Schwenningen und Rank aus Böckingen schlichen durch das eigene Drahthindernis gegen die feindliche Stellung vor. Während Rank, um den Rückweg zu decken, am feindlichen Draht liegen blieb, krochen die anderen unter dem Verhau hindurch und überschritten auf einem schmalen Balken einen 3 Meter breiten Mühlkanal, der sie von einer jenseitigen Barrikade trennte. Plötzlich erhielten sie aus dieser Feuer. Unteroffizier Leuze warf sich hinter einen Busch; es gelang ihm in zweistündiger Arbeit, während deren er kroch, wenn sich die Wolken vor den Mond schoben, und regungslos liegen blieb, solange er vom Mond beleuchtet wurde, zurückzukommen. Schütze Sigmund warf sich unmittelbar unter die Schießscharte an der Barrikade. In dieser Lage verharrte er die ganze kalte Nacht hindurch, ohne sich zu rühren. Gegen Morgen wurde die feindliche Wache abgelöst, laut unterhielt sie sich über die Erlebnisse der Nacht. Jetzt war der Augenblick zum Zurückgehen da. Sigmund stürzte sich in den eiskalten Kanal. Die starke Strömung riß ihn zunächst durch eine schmale Falle, später glückte es ihm, schwimmend, watend und kriechend im Flutbett in die eigene Stellung zu gelangen, wo er seit Stunden erwartet wurde. Gutekunst war gefallen.

Inzwischen hatte Unteroffizier Leuze zusammen mit dem wackeren Krankenträger Springer aus Sontheim versucht, seine drei fehlenden Leute zu bergen, war aber bei Tagesanbruch ohne sie zurückgekehrt. Gegen sieben Uhr abends endlich tauchte Rank, den man schon tot oder gefangen glaubte, zur Freude aller bei der Kompanie wieder auf. Er hatte seinem Auftrag gemäß im Drahthindernis die ganze Nacht über auf seine Kameraden gewartet, sich beim Feuer aus der Barrikade mit dem Taschenmesser eingegraben und sich mit Reisig zugedeckt. Feindliche Posten näherten sich ihm während der Nacht mehrmals bis auf einen Schritt, ohne ihn zu bemerken. In dieser gefährlichen Lage ging der Tag vorüber. Als es dunkel wurde, wagte er aufzuspringen und gelangte glücklich wieder zur Truppe zurück.

Für ihr unerschrockenes, schneidiges Verhalten und ihre Treue gegen ihre Kameraden erhielten Leuze, Sigmund und Rank das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Dem tapferen Gutekunst aber konnte diese Auszeichnung nicht mehr zuteil werden, ihm bewahren seine Vorgesetzten und seine Kameraden ein ehrendes Andenken.

Sein Tod wurde mit der Zerstörung von Sägewerk und Barrikade durch schwere Mörsergranaten gerächt.

Königlich Württembergisches Gebirgs-Bataillon

Dem Unteroffizier
in Anerkennung seiner vortrefflichen Haltung
beim Sturm auf das französische Köpfle.

Vogesen, 8. April 1916.

Ehrenurkunde des Königlich Württembergischen Gebirgsbataillons.

Ein am 10. Juli 1916 angesetzter Sturmangriff der Senegalneger auf die Höhe von La Maisonette (Sommegebiet) bricht an den deutschen Hindernissen blutig zusammen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

UNIV. OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Inzwischen nahm die am 1. Juli begonnene Angriffsbewegung gegen die **deutsche Westfront** ihren Fortgang. Gleich von Anfang an handelte es sich um keine rein englische Offensive, wie sie zuerst gedacht war, und in der Folge wandelte sie sich immer mehr in eine französisch-englische um, bei der die Franzosen die Hauptarbeit zu leisten hatten. Die Engländer hielten ursprünglich drei Viertel der etwa 40 Kilometer langen Angriffsfront mit ihren Truppen besetzt. Nach den ersten vier Kampftagen änderte sich die Lage insofern, als die Engländer diesen Raum auf die Strecke Thiepval—Hardecourt verengten und den Franzosen den Raum zwischen Hardecourt—Soyecourt überließen. Auf diese Weise verblieben den Engländern nur noch ungefähr 12 Kilometer, wogegen die Franzosen die ganze übrige Strecke übernehmen mußten (siehe Vogelschaukarte Seite 119 und Skizze Seite 122).

Während diese unter Einsetzung aller verfügbaren Kräfte und ohne Rücksicht auf Opfer ihrem ersten Ziele, Peronne, langsam näherkamen, gelang es den Engländern nicht, über die zusammengeschossenen ersten Gräben der Deutschen hinaus wesentlich vorzurücken.

Nichtsdestoweniger ließen auch sie es an starken Vorstößen nicht fehlen, und die Deutschen, die gegenüber den vereinigten feindlichen Truppenmassen entschieden in der Minderzahl waren, mußten ihre ganze Kriegskunst aufwenden, um sich gegen die ungestümen Angriffe des Gegners zu behaupten. Alle modernen Mittel wurden von diesem angewendet, um den Widerstand der Verteidiger zu brechen, die im Ausharren Außergewöhnliches leisteten. Ihre Tapferkeit wurde sogar von den Franzosen und Engländern selbst anerkannt. Der Erfolg, den die Verbündeten erzielen konnten, blieb trotz des hohen Einsatzes an Menschenleben überaus gering, dagegen waren ihre blutigen Verluste sehr groß. Allein vor dem Kampfabschnitt einer einzigen deutschen Division wurden an einem Tage 2500 tote Engländer gezählt. Außerdem verloren die Angreifer bis zum 4. Juli auf dem rechten Ancreufer 48 Offiziere und 867 Mann an Gefangenen. Daß nach solchen Einbußen die Vorstöße ein Erlahmen ihrer Kraft erkennen ließen, ist begreiflich. Die starken Verluste hatten ihren Grund zum Teil in falscher Berechnung der Wirkung des Trommelfeuers und in der künstlich angefachten Tapferkeit der Truppen. Den französischen und englischen Soldaten war nämlich gesagt worden, daß sich in den deutschen Gräben nach der Beschießung nur noch Tote befinden würden. Sie sollten weiter nichts zu tun bekommen, als die zerschossenen Stellungen der Deutschen zu besetzen und Gegenangriffen gegenüber zu sichern; schlimmstenfalls würden die stürmenden Abteilungen in der dritten deutschen Grabenlinie noch mit übriggebliebenen schwachen Teilen der Besatzung ins Gefecht geraten können. Die Soldaten wurden sogar in die Artilleriestellungen geführt, von wo aus sie das Schießen mit eigenen Augen beobachten und den Eindruck mitnehmen konnten, daß dieses schreckliche Feuer ihrer Kameraden genügen würde, den folgenden Sturm zu einer Art Spaziergang zu gestalten.

Trotz ungeheurer Munitionsverschwendung und Einsetzung schwerster Artillerie war es dem Gegner aber nicht gelungen, die deutschen Maschinengewehre und ihre Bedienungsmannschaften unschädlich zu machen. Die feindlichen Berichterstatter wiesen immer wieder auf den Mut der deutschen Maschinengewehrmannschaften hin. Diese eröffneten aus geschickt angelegten Verstecken auf die vorrückenden gegnerischen Kolonnen ein vernichtendes Feuer. Oft genug mußten diese auf einzelne Maschinengewehrstellungen Bajonettangriffe unternehmen und erlitten dabei schwere Verluste, weil die deutschen Maschinengewehre sogar dann noch bedient wurden, wenn die Angreifer schon dicht an die betreffende Stellung herangekommen waren.

Abwehr eines britischen Gasangriffs im Handgranatenkampf.
Die Mannschaften tragen Masken zum Schutz gegen die giftigen Gase. Nach einer englischen Darstellung.

In dieser Beziehung machten besonders die Engländer schlechte Erfahrungen. Sie berichteten, daß die Deutschen mit ihren Maschinengewehren aus den Stellungen herausgekommen seien, nachdem diese von den englischen Sturmkolonnen schon längst überrannt waren; dann sei in deren Rücken plötzlich ein Feuer losgegangen, das furchtbare Opfer gefordert habe.

Der 5. Juli zeitigte für die Franzosen einige Erfolge. Das gänzlich zusammengeschossene Dorf Hem im Sommetale wurde von den Deutschen geräumt. Es war nichts mehr als eine Trümmerstätte, die der Besatzung nur noch in den tiefen Kellern Unterschlupf und geringen Schutz geboten hatte. Südlich Hem eroberten die Franzosen Belloy en Santerre; dagegen gelang es ihnen nicht, in den wenige Kilometer westlich davon liegenden Ort Estrées einzudringen. Das von den Franzosen bisher gewonnene Gebiet in der Richtung Peronne bildete einen spitzen Winkel, der wie ein recht schmaler Keil in die deutsche Front hineinragte. In ihm lagen eine ganze Anzahl vollkommen zerschossener kleiner Dörfer und Höfe, denn die Pikardie, in der sich der Hauptsturm abspielte, ist eine der volkreichsten Gegenden Frank-

Amerikan. Copyrigt 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

reichs. Sowohl Joffre als auch Haig benutzten diesen Umstand zur Ausschmückung ihrer Berichte, nannten darin recht viel Namen und versuchten so den Eindruck zu erwecken, als ob zahlreiche Dörfer erobert worden seien. Sie gingen darin so weit, sogar die Namen einzeln liegender Gehöfte, selbst wenn sie weniger als hundert Meter von den Dörfern entfernt lagen, als besondere Orte anzuführen, um großen Raumgewinn vorzutäuschen und die Mißerfolge zu verschleiern. — Der folgende Tag brachte keine besonders hervortretenden Ereignisse. Es kam beiderseits der Somme zu Kämpfen, die für die Deutschen nicht ungünstig verliefen und deren Brennpunkte die Gegend südlich Contalmaison, Hem und Estrées bildete. Recht unglücklich verlief der nächste Tag für die Engländer und Franzosen. Beide führten zahlreiche immer wieder neu einsetzende Angriffe aus und schickten fortwährend neue Massen ins Gefecht, die regelmäßig an den deutschen Linien machtlos abprallten. Die Unzahl toter Engländer, die sich vor dem Abschnitt Ovillers—Contalmaison—Bazentin-le-Grand häufte, und die ebenfalls sehr zahlreichen gefallenen Franzosen zwischen Biaches und Soyecourt ließen erkennen, wie

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Gefangene Franzosen von der englisch-französischen Offensive werden vom Bahnhof Peronne weiterbefördert.

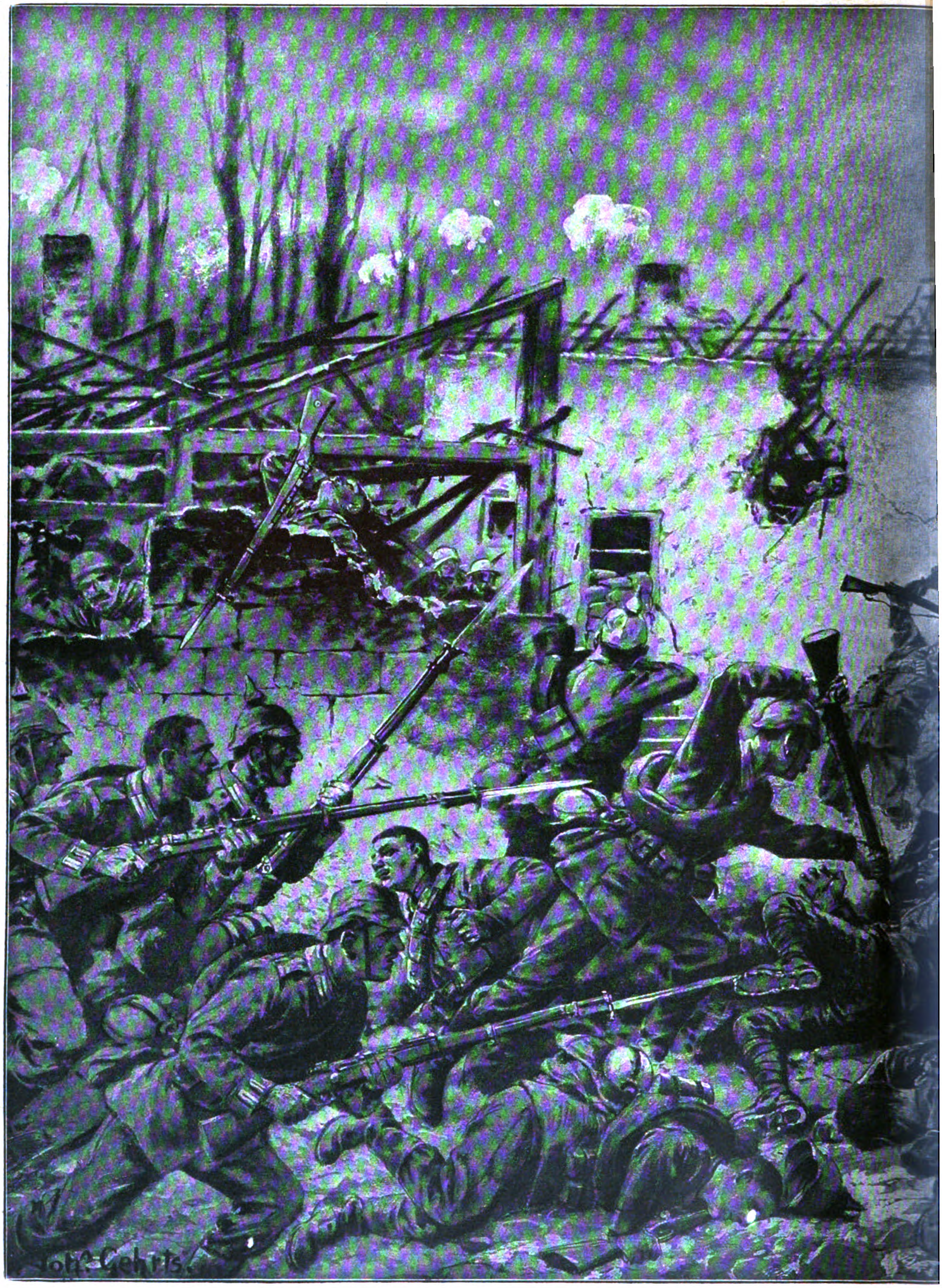
starke Kräfte die Verbündeten vorgeschickt hatten und wie verheerend das Feuer der vorzüglich zusammmenwirkenden deutschen Artillerie, Maschinengewehrabteilungen und Infanterie war. Und alle diese ungeheuren Opfer waren gänzlich umsonst gebracht: nicht der geringste Geländegewinn war mit ihnen zu erzielen gewesen. Trotzdem tobten die erbitterten Kämpfe am 8. Juli mit unverminderter Wut fort. Während alle Angriffe an der Front von Ovillers bis zum Wald von Mametz und beiderseits Hardecourt, sowie gegen das Wäldchen von Trones von den Deutschen „sehr blutig", wie es im deutschen Tagesbericht hieß, abgewiesen wurden, gelang es den Stürmenden, in das Dorf Hardecourt selbst einzudringen. Der Besitz des Ortes wäre für die Eroberer von größtem Wert gewesen, wenn sie die an den Ort anschließenden deutschen Stellungen mit in die Hände bekommen hätten, weil dann erst die Erfolge der Franzosen südlich der Somme als gesichert hätten gelten können. So aber war der Keil, den die Franzosen dort vorgetrieben hatten und der jetzt mit seiner Spitze ungefähr die Gegend von Biaches, einige Kilometer westlich Peronne, traf, dem umfassenden Feuer der Deutschen ausgesetzt. Solange die deutsche Artillerie in dieser Weise störend in die Linien der Franzosen eingreifen konnte (siehe Bild Seite 123), war deren Gewinn zweifelhafter Art, denn er barg die Gefahr eines deutschen Flankenstoßes in sich.

Deshalb wurden die Engländer wieder einmal zu nachdrücklicherem Vorgehen aufgefordert, durch das ein günstiger Verlauf der neuen französischen Linien herbeigeführt werden sollte.

Sie warfen denn auch eine dichte Angriffswelle nach der anderen gegen die deutschen Stellungen. Besonders um das Dorf Ovillers wurde viele Stunden hindurch Mann gegen Mann gefochten. Immer wieder waren die Engländer gezwungen, Reserven zur Ausfüllung der in ihre Reihen gerissenen Lücken heranzuführen. Gelang es ihnen auch einmal, in die deutschen Gräben einzubrechen, so wurden sie doch sogleich wieder daraus vertrieben. Ebenso ging es in dem Wäldchen von Trones, das durch einen Gegenstoß der Deutschen von den eingedrungenen Feinden sehr bald wieder gesäubert wurde. Auch tags darauf setzten die Engländer ihre Bemühungen fort, gerade dieses Wäldchen in ihren Besitz zu bringen, aber auch diesmal schlugen ihre zahlreichen Angriffe fehl. Ein besonders starker Vorstoß wurde in breiter Front beiderseits der Straße Bapaume—Albert angesetzt. Nordwestlich der Straße brach der Angriff schon im deutschen Abwehrfeuer zusammen, östlich der Straße entspannen sich aber erbitterte Nahkämpfe am Südrande des Dorfes Contalmaison. Auf deutscher Seite nahm an diesen furchtbaren Zusammenstößen die preußische Garde hervorragenden Anteil (siehe Bild Seite 120/121). Die Kämpfe hier und am Walde von Mametz dauerten bis zum 11. Juli an, ohne eine Entscheidung zu bringen. Gleichwohl berichteten die Engländer an diesem Tage: „Die methodische Eroberung der gesamten feindlichen Verteidigungsanlage ist beendigt." Sie verkündeten also die für sie erfolgreiche Beendigung eines Waffenganges, der noch gar nicht zum Abschluß gekommen war.

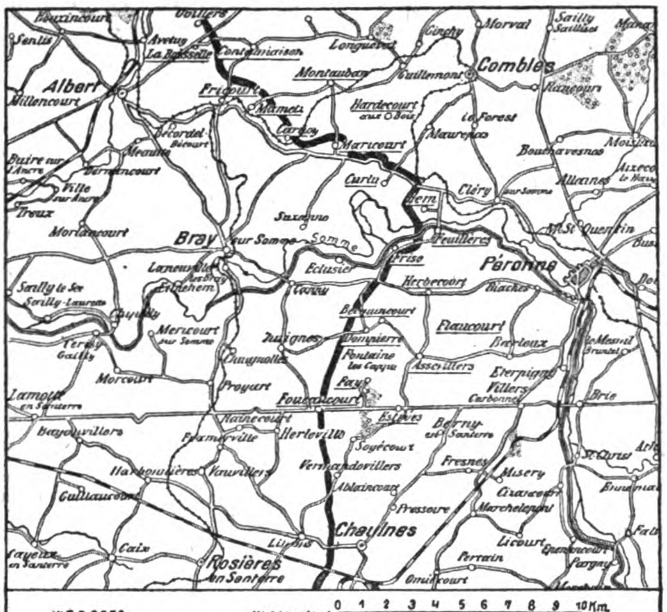
Die Franzosen blieben indessen nicht untätig. Sie versuchten, wenigstens den Angriffskeil südlich der Somme an den Schenkeln des spitzen Winkels zu verbreitern. Von diesen kam der nördliche, durch die Orte Curlu—Hem—Buscourt—Biaches bezeichnet, weniger in Betracht als der südliche, über die Orte Estrées—Belloy—Barleux—Biaches laufende. Belloy und Barleux waren Punkte besonders erbitterter französischer Anstrengungen. Die Deutschen vermochten aber hier in schwerem Ringen die Feinde nicht nur aufzuhalten, sondern sie nahmen ihnen sogar das schon verlorene Gehöft La Maisonette und das Dorf Barleux wieder ab. Angesichts der Tatsache, daß die vielen Versuche der Franzosen zur weiteren Vorschiebung des südlichen Schenkels ihres Angriffswinkels, über Barleux hinaus, blutig abgewiesen worden waren, wobei sie übrigens 5 Offiziere und 147 Mann als Gefangene einbüßten, wollte es wenig besagen, daß der Gegner in der Richtung auf Biaches die Spitze des Winkels bis in den genannten Ort selbst weiter vordrückte. Zur Rückeroberung der ihnen entrissenen Höhe von La Maisonette setzten die Franzosen am 10. Juli wieder einmal einen ihrer berüchtigten Negerangriffe an, deren ganze Furchtbarkeit von Reinhold Eichacker auf Seite 87 packend geschildert wurde (siehe auch die farbige Kunstbeilage). Die Neger empfing ein überwältigendes Feuer der Deutschen, das sie wieder zurücktrieb; einzelne von ihnen, denen es gelang, bis zu den deutschen Linien vorzudringen,

Vogelschaukarte zur englisch-französischen Offensive vom Ancrebach bis beiderseits der Somme.



Zu den Kämpfen an der Somme: Angriff der preußis
Nach einer Original

rde auf die englischen Stellungen bei Contalmaison.
von Johs. Gehrts.



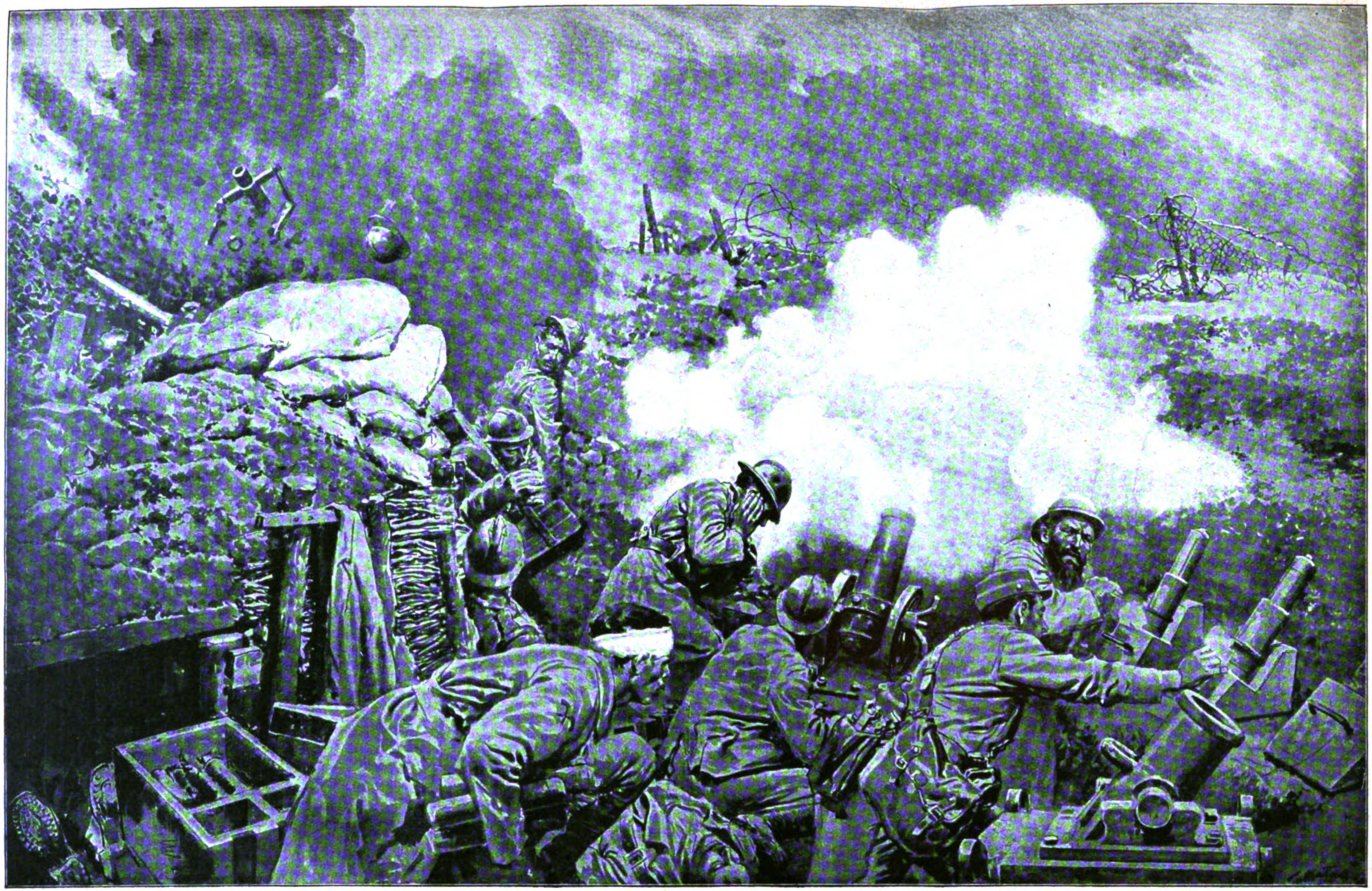
Das neue Angriffsgebiet der engl. französischen Offensive
(Die schwarze Frontlinie gibt die Stellung vor der Offensive an.)

gerieten in Gefangenschaft. Die am elften Angriffstage mit schwächeren Kräften wiederholten Vorstöße der Franzosen gegen Barleux—La Maisonette wurden abermals unter großen Verlusten für die Angreifer zurückgeschlagen. Bei einem groß angelegten Sturm auf den benachbarten Abschnitt Belloy—Soyecourt erlitten die Franzosen eine recht empfindliche Schlappe; der Angriff konnte gar nicht bis an die deutschen Stellungen vorgetragen werden, sondern brach schon im deutschen Feuer zusammen.

Wesentliche Erfolge waren somit trotz der großen Anstrengungen den Verbündeten nicht beschieden, denn seit dem Abflauen des ersten Ansturms am dritten Angriffstage hatten sie keine besondere Verbreiterung ihres ersten Raumgewinns zu erzielen vermocht. Infolgedessen gaben sie zu, daß die deutsche Front nicht ohne weiteres durchbrochen werden könne, und hofften nur noch auf die Niederwerfung der deutschen Heere durch eine Menge einzelner Stöße, die die Deutschen allmählich zermürben sollten. Trotzdem hatten die Engländer von der „Beendigung der methodischen Eroberung der gesamten feindlichen Verteidigungsanlage" gesprochen. Das reizt zu einem Vergleich der französisch-englischen Angriffsbewegung mit dem deutschen Angriffskampfe vor Verdun, der sich auf einer ungefähr ebensogroßen Frontbreite wie die Ereignisse zu beiden Seiten der Somme abspielte.

In den ersten zehn Tagen hatten die Deutschen vor Verdun die starke Feste Douaumont eingenommen und den Zusammenbruch der Woevrefront herbeigeführt; dabei gewannen sie 250 Quadratkilometer Raum, nahmen 17000 Feinde gefangen und brachten eine Beute von 80 Geschützen und 84 Maschinengewehren ein. Die Franzosen und Engländer hatten an der Somme in zehn schweren Kampftagen mit Massenangriffen und Riesenverlusten höchstens 80 Quadratkilometer Raum errungen; die Engländer wollten etwa 7500, die Franzosen 10000 Gefangene gemacht haben. Doch waren dies stark übertriebene Zahlen. Als Beute meldeten die Engländer 29, die Franzosen 60 Geschütze, Angaben, die ebenfalls keinen vollen Glauben verdienten. Aber selbst wenn die erwähnten Zahlen richtig wären, so würde der Erfolg des Gegners gleichwohl bei weitem nicht an denjenigen der Deutschen vor Verdun heranreichen. Denn ausschlaggebend für die Abschätzung des wirklichen Erfolges auf beiden Seiten kam in Betracht, daß die Deutschen innerhalb der ersten zehn Tage den Sperrfestengürtel von Verdun erreicht und aufgebrochen hatten, also ihrem Ziele Verdun in der Tat nähergerückt waren. Engländer und Franzosen hatten demgegenüber an der Somme fast nichts erreicht, weil sie ihrem Ziele trotz aller Opfer nicht näherkommen konnten. Nirgends waren die Deutschen entscheidend geworfen worden, und die Lage blieb an der ganzen Front für die Angreifer genau dieselbe wie zu Beginn der Offensive, nur daß die Kämpfe sich bis zu einer Stunde Weges östlicher oder nördlicher als anfangs abspielten. Ein Nachteil für die Streitkräfte der Verbündeten war überdies durch ihr geringfügiges Vorrücken insofern entstanden, als sie sich aus dem Schutz ihrer Artillerie entfernt hatten und gleichzeitig mehr in den Bereich der deutschen Geschütze geraten waren.

Zerstörte Straße in Albert mit der Kathedrale, die von den Franzosen als Beobachtungsturm benutzt wurde und deshalb durch deutsche Artillerie beschossen werden mußte. Nach einer französischen „Weissagung" soll der Krieg mit einer Niederlage der Deutschen enden, sobald das schwebende Marienbild herunterfällt. Nach einer englischen Darstellung.



Französische Stellung an der Somme mit Mörsern und Schützengrabenkanonen im heftigen Feuer deutscher Artillerie.
Nach einer englischen Darstellung.

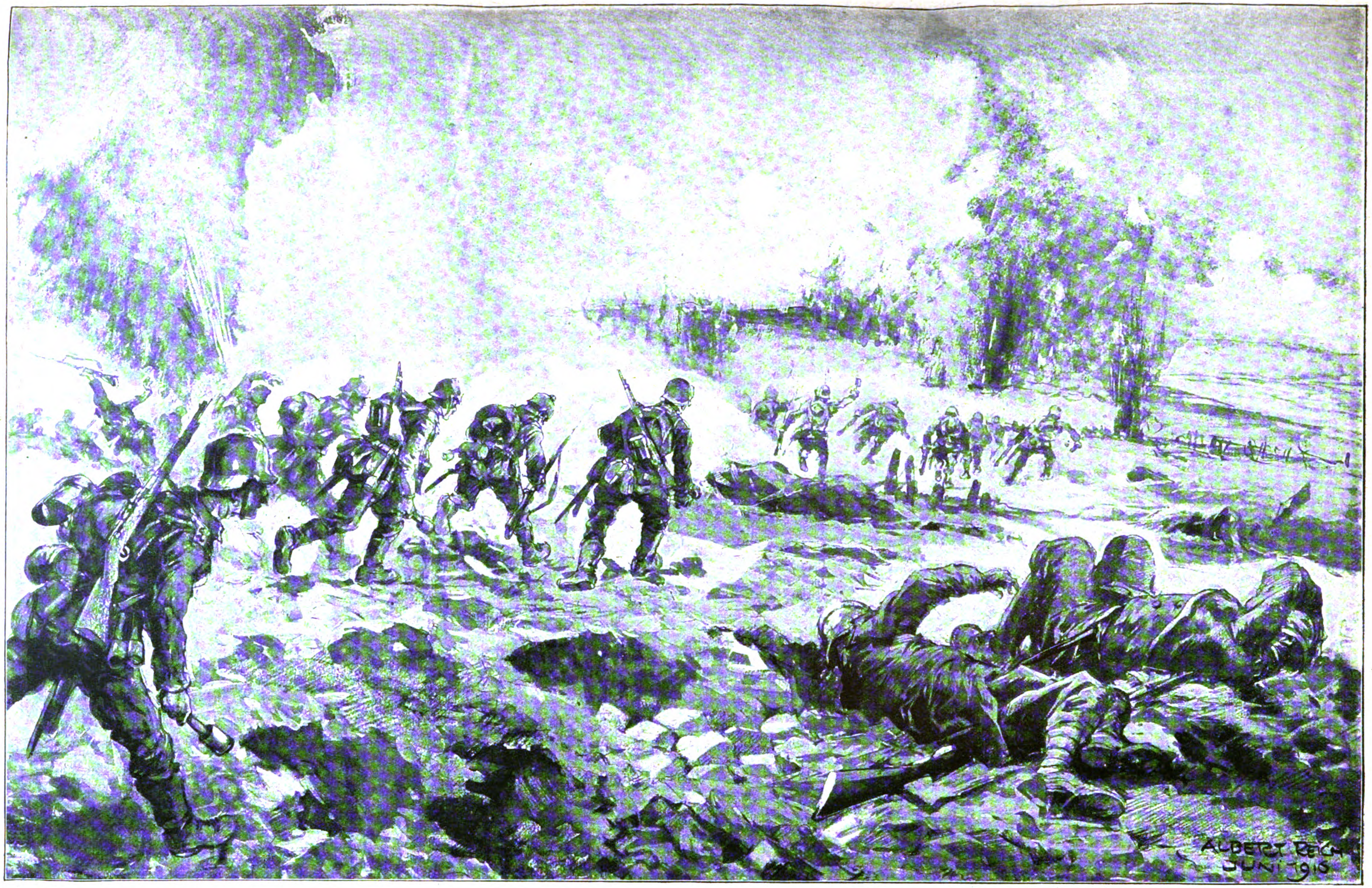
Erstürmung der französischen Stellungen bei der „Hohen Batterie von Damloup" im Handgranatenkampf am Morgen des 3. Juli 1916.
Die Stürmenden sind mit den neuen Stahlhelmen ausgerüstet.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Albert Reich-München.

Die Folge waren schwere Verluste, die sich Tag für Tag wiederholten, und eine dadurch bedingte Verringerung der Schlagkraft der Truppen.

Der zwölfte Kampftag führte zur Fortsetzung der schweren Zusammenstöße auf allen Punkten der Vortage. Um Contalmaison wurde mit größter Erbitterung gekämpft, und dank der Nichtachtung von Menschenleben gelang es der Übermacht der Engländer auch, in den Ort einzudringen. Ihre Truppen wurden dabei jedoch so erschüttert, daß ihnen eine Ruhepause dringend nötig war. Die Zeit hierzu sollte durch heftiges Artilleriefeuer gewonnen werden. Die von den Franzosen am 12. Juli eingeleiteten Kämpfe waren dagegen nicht vom Glück begünstigt; meist mußten sie schon im wirkungsvollen Sperrfeuer unter den blutigsten Opfern umkehren. — Am 13. entbrannten neue Schlachten um Longueval, den Mametzwald und das Gehölz von Trones. Dieses kam mehrmals in die Gewalt der Engländer, wurde ihnen jedoch von den Deutschen durch kräftige Gegenstöße immer wieder entrissen. Die Franzosen suchten südlich der Somme vorwärts zu kommen und führten an einigen Stellen auch wieder Neger ins Feuer, aber weder die weißen noch die schwarzen Truppen konnten Gelände gewinnen. Sehr schwere Kämpfe entwickelten sich am vierzehnten Tage nördlich der Somme. Obwohl die Deutschen ihren Gegnern die stärksten Verluste zufügten, gelang es diesen schließlich doch, mit Hilfe großer Massen zwischen Pozières und Longueval in die deutsche Linie einzubrechen und vorerst weiter vorzudringen. Auch im Troneswäldchen setzten sich die Angreifer fest. Diese Erfolge weiter auszubauen, vermochten sie allerdings nicht, denn der Stoß wurde von den deutschen Reserven aufgefangen und der Kampf am nächsten Tage fortgesetzt. Den Engländern gelang es nicht, dabei weitere Fortschritte zu machen; ein östlich Bazentin angesetzter Angriff brach ebenso restlos zusammen, wie vier starke Sturmläufe im Abschnitt Ovillers—Bazentin-le-Petit, der nur wenig breiter als die Hälfte der am Vortage angegriffenen Front ist. Südlich der Somme holten sich die Franzosen neue Niederlagen bei Barleux und Estrées; bei den Kämpfen um Biaches konnten sie nicht verhindern, daß die Deutschen in den Ort eindrangen und einen Teil davon wieder besetzten, wobei sie über hundert Gefangene machten. Lebhafte, am nächsten Tag unternommene Gegenangriffe der Franzosen scheiterten im deutschen Sperrfeuer oder kamen doch nicht zur vollen Entwicklung. Nach diesen Mißerfolgen wies die französische Presse darauf hin, daß es vielleicht nötig sein werde, die Angriffsrichtung gegen die Deutschen zu ändern. Man begann einzusehen, daß an der Somme die Gesamtkriegslage für die Franzosen und Engländer nicht so glänzend war, wie man es gewünscht hätte. Vor allem hatte man nicht damit gerechnet, daß die Deutschen auf alle Vorstöße mit den wirkungsvollsten Gegenangriffen antworten würden.

Wie die Franzosen, so führten auch die Engländer am 16. Juli nur Teilangriffe aus, bei denen sie in dem Orte Ovillers weiter vorrückten. Der siebzehnte Kampftag war hauptsächlich der Feuervorbereitung gewidmet. Einige kleinere Vorstöße, die mehrfach gegen Pozières und südlich der Somme gegen Biaches, Maisonette, Barleux und Soyecourt angesetzt wurden, wurden von den Deutschen unter großer Einbuße des Feindes zum Scheitern gebracht. —

Die Schlacht an der Somme sollte den Franzosen vor allem eine Erleichterung in ihrer schweren Bedrängnis vor **Verdun** bringen, wo sie allein an Gefangenen schon 50000 Mann eingebüßt hatten, als die englisch-französische Angriffsbewegung einsetzte. Diese hielt aber die Deutschen keineswegs ab, die französischen Befestigungsanlagen vor Verdun weiter zu beschießen, auf die dortigen feindlichen Stellungen zu drücken und kräftige Schläge auszuteilen. So eroberten sie am dritten Tage der Schlacht an der Somme ein wichtiges Befestigungswerk südöstlich der Feste Vaux: die „Hohe Batterie von Damloup" (siehe obiges Bild). Welche Wichtigkeit die Franzosen diesem neuen deutschen Fortschritt beimaßen, ergab sich aus den sofort unternommenen Gegenangriffen zur Wiedereroberung des Stützpunktes. Mit starken Kräften suchten sie in den nächsten Tagen den Deutschen Vorteile abzugewinnen, ohne jedoch das mindeste zu erreichen. Wiederholt richteten sich die vergeblichen Anstrengungen auch gegen das fest in deutschen Händen be-



Sturm des 10. bayerischen Infanterieregiments „König“ und des bayerischen Infanterie-Leibregiments nach wirksamer Feuervorbereitung auf den Höhenrücken „Kalte Erde“ und auf das Panzerwerk Thiaumont am 23. Juni 1916.

Die Truppen sind mit den neuen Stahlhelmen ausgerüstet.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Albert Reich-München.

findliche Werk Thiaumont und gegen die deutschen Stellungen auf der Höhe „Kalte Erde“; sie mußten dabei auch diesmal wieder die schwersten Opfer bringen, konnten aber keinen Fuß breit des verlorenen Bodens zurückgewinnen.

Am 11. Juli hatten die Deutschen vor Verdun abermals einen schönen Erfolg aufzuweisen. Trotz des zähen Widerstandes der Feinde vermochten sie ihre Linien näher an die Werke von Souville und Laufée heranzuschieben und dabei 39 Offiziere und 2106 Mann gefangen zu nehmen. Die hohe Zahl der Gefangenen zeigte schon, daß es sich um ein bedeutendes Ereignis handelte. Tags darauf konnten die Deutschen ihre Infanteriestellungen verbessern, obgleich französische Gegenangriffe bereits einsetzten. Die Wiedereroberungsversuche stießen aber auf nachdrücklichen Widerstand; in der Gegend der Feste Souville wurden sie schon durch das deutsche Feuer unterbunden, bei Laufée gelang ihre glatte Abweisung. — Nach mehrtägiger Vorbereitung durch Trommelfeuer stießen die Franzosen vom 15. Juli an in wiederholten Stürmen neuerdings gegen die deutschen Stellungen auf der Höhe „Kalte Erde“ und gegen das Dorf Fleury vor, wo schon so oft erbittert gerungen worden war (siehe Bild Seite 125). Nur südwestlich des Werkes Thiaumont konnten sie in kleine Stücke der vordersten deutschen Gräben eindringen, verloren aber schon am nächsten Tage wieder einen Teil des in ununterbrochenen Kämpfen unter den größten Anstrengungen gewonnenen Geländes.

Im französischen Lager gab man sich jetzt kaum noch der Hoffnung hin, die Deutschen von Verdun wieder verdrängen zu können, ja man faßte vorübergehend sogar schon eine Räumung des Platzes ins Auge. Hierzu kam es allerdings einstweilen nicht, vielmehr zeigten sich die Franzosen nach den vielen bisher gebrachten Menschenopfern dann doch wieder entschlossen, auch fernerhin keine Verluste zu scheuen und die große Festung unbedingt zu halten, in der Erwartung, die Deutschen vielleicht doch noch so zu schwächen, daß ihnen weiteres Vordringen unmöglich werden würde. —

Wie sich gezeigt hat, schaffte die englisch-französische Offensive den Franzosen bei Verdun durchaus keine Erleichterung, aber dessen ungeachtet verkündete der englische Minister Lloyd George in einer großen Rede stolz, daß Engländer und Franzosen durch die Schlacht an der Somme die „Initiative“ an sich gerissen hätten und den Deutschen das „Gesetz des Handelns“ vorschrieben. Das sollte bedeuten, daß die Deutschen zur Ausführung eigener Pläne keine Gelegenheit mehr finden könnten, sondern vollauf damit beschäftigt seien, den englisch-französischen Absichten entgegenzuwirken.

An zahlreichen anderen Punkten der Westfront kam es ebenfalls zu Zusammenstößen, doch handelte es sich hier in der Hauptsache um Erkundungs- oder Minenkämpfe. Fest hielten die Deutschen an der ganzen Westfront die Wacht und in zahlreichen kleinen Unternehmungen zeigten sie, daß sie an Mut und Siegeswillen ihren Kameraden an der Somme und um Verdun nichts nachgaben. Sie alle fühlten, daß das Vaterland jetzt mehr als je auf die Kraft und den hingebenden Willen jedes einzelnen angewiesen war.

* * *

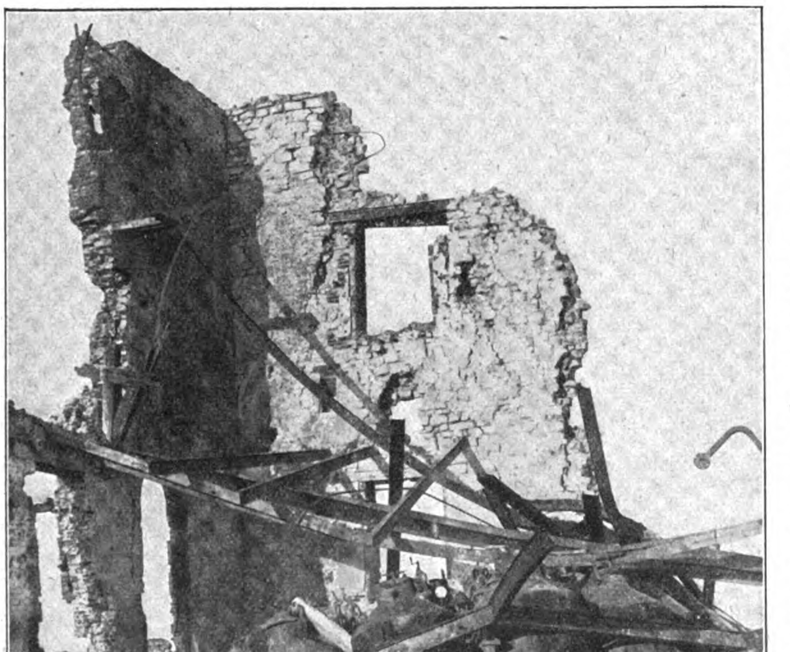
Im **Luftkriege** glaubten die Engländer und Franzosen von Woche zu Woche immer von neuem die Überlegenheit über die Deutschen erzielt zu haben, und versuchten diese Meinung besonders unter den Neutralen zu verbreiten durch Mitteilungen über große Erfolge, die sie gegen die deutschen Flieger davongetragen haben wollten. Aber auch im Monat Juni, der zahlreiche schwere Luftgefechte gebracht hatte, blieben die Deutschen ganz bedeutend im Vorteil; sie büßten während des ganzen Monats nur 7 Flugzeuge ein. Nur 2 davon waren mit Sicherheit im Luftkampfe besiegt, 1 ging durch Abschuß von der Erde aus verloren, und 4 wurden als „vermißt“ bezeichnet. Diesem Verlust von 7 deutschen stand eine Einbuße von 37 französischen und englischen Flugzeugen gegenüber. Allein 23 waren im Luftkampf unschädlich gemacht worden, deutschem Abwehrfeuer fielen 10 zum Opfer, 3 mußten unfreiwillig innerhalb der deutschen Linien landen, und 1 wurde bei einer Landung zur Aussetzung von Spionen abgefaßt. Von den abgeschossenen feindlichen Flugzeugen kamen 22 in deutsche Hände. Diese Überlegenheit des deutschen Flugwesens suchten die Feinde zu leugnen, indem sie die Angaben des deutschen Heeresberichtes in Zweifel zogen. Die Deutschen antworteten damit, daß sie die Kennzeichen der vernichteten oder erbeuteten Flugzeuge und die Namen ihrer Insassen, die in deutsche Gefangenschaft geraten waren, veröffentlichten. Gleichzeitig wurden die Gegner aufgefordert, nun ihre Angaben ebenfalls durch Nennung von Namen oder durch Anführung sonstiger Beweismittel zu belegen. Wie man vorausgesehen hatte, blieben solche Mitteilungen aber aus.

Die deutschen Flieger taten sich auch weiterhin rühmlich hervor. Leutnant Mulzer schoß am 8. Juli bei Miraumont ein englisches Großkampfflugzeug ab, den achten von ihm im Luftkampf besiegten Gegner. Für seine hervorragenden Leistungen erhielt er den Orden Pour le Mérite. Dieselbe Ehrung wurde dem Fliegerleutnant Parschau für seine Erfolge zuteil. Die Oberleutnante Gerlich und Walz sowie Leutnant Leffers fanden lobende Erwähnung im deutschen Tagesbericht.

Ein feindlicher Flieger brachte es fertig, in der Gegend von Cambrai einen Lazarettzug anzugreifen. Ein Versehen lag nicht etwa vor, denn der Apparat flog sehr niedrig, und sein Insasse mußte deshalb unbedingt die Eigenschaft des Zuges erkennen. Sechs Verwundete wurden durch Bomben getötet. Diese Tat wurde in dem englischen Heeresbericht noch gewissermaßen als Heldenstück gefeiert, weil der betreffende Flieger sich angeblich sehr kühn bis auf neun Fuß über dem Erdboden herabgelassen haben sollte.

* * *

Während die Landmacht der Engländer nun

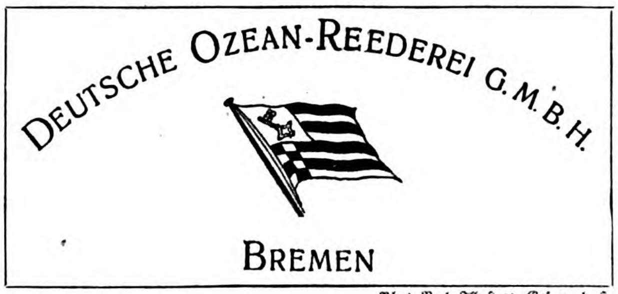


Phot. A. Grohs, Berlin.

Von den Kämpfen an der Somme: Das von den Franzosen vollständig zusammengeschossene Maschinenhaus einer Zuckerfabrik.

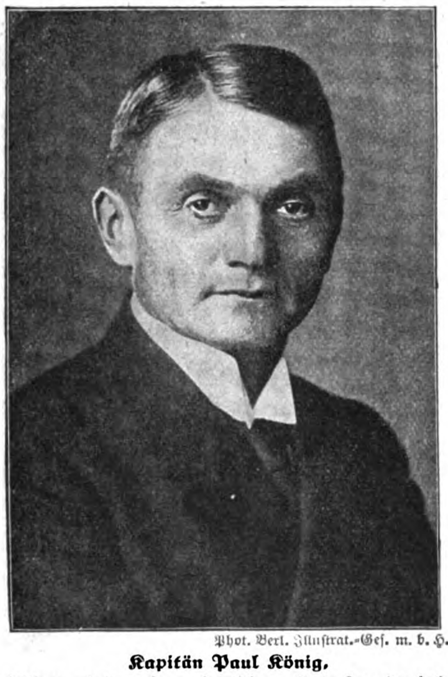
zum ersten Male voll eingesetzt wurde, hielt sich ihre Seemacht auffallend zurück. Sehr rührig zeigten sich dagegen die deutschen Seeleute, die wiederholt Proben ihrer Tüchtigkeit ablegten. Eines Tages, am 21. Juni, erschien unvermutet in dem spanischen Hafen Cartagena das deutsche Unterseeboot U 35 (siehe Bild Seite 128/129), das größere Mengen wichtiger Arzneimittel für die in Spanien weilenden Kämpfer aus den deutschen Kolonien und ein Handschreiben des Deutschen Kaisers an den König von Spanien an Bord hatte. In Begleitung eines spanischen Torpedobootes verließ es innerhalb der völkerrechtlich festgesetzten Frist den Hafen wieder. Mit brennenden Lichtern fuhr es den herbeigeeilten feindlichen Schiffen gerade entgegen bis über die Dreimeilenzone hinaus, tauchte dort vor den Augen der Feinde in die Tiefe und ward von ihnen trotz eifrigen Suchens nicht mehr gesehen. Am 4. Juli hatte das Boot die Rückreise beendet, während deren die Mannschaft den bewaffneten französischen Dampfer „Hérault" versenkte. Ein Geschütz des Dampfers wurde auf das Boot genommen. (Man vergleiche hierzu auch unseren Artikel auf Seite 128.)

Am 5. Juli hielt ein deutsches Torpedoboot unweit der englischen Küste wieder ein englisches Schiff, den Dampfer „Lestris", an und führte ihn nach Zeebrügge. In den folgenden Tagen wurden in der Nordsee sieben bewaffnete englische Fischereifahrzeuge, die Patrouillendienste versahen, sowie drei Bewachungsdampfer versenkt, und am 11. Juli schickte ein deutsches Unterseeboot einen 7000 Tonnen verdrängenden englischen Hilfskreuzer in die Tiefe. Wie groß



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die Hausflagge der Deutschen Ozean-Reederei G. m. b. H., Bremen.
Der blaue Bremer Schlüssel in der Bremer Flagge ist, wie Kapitän König sagte, das Zeichen, „daß wir uns jetzt den Schlüssel für den uns zugedachten Kerker selbst schmiedeten und gebrauchen".

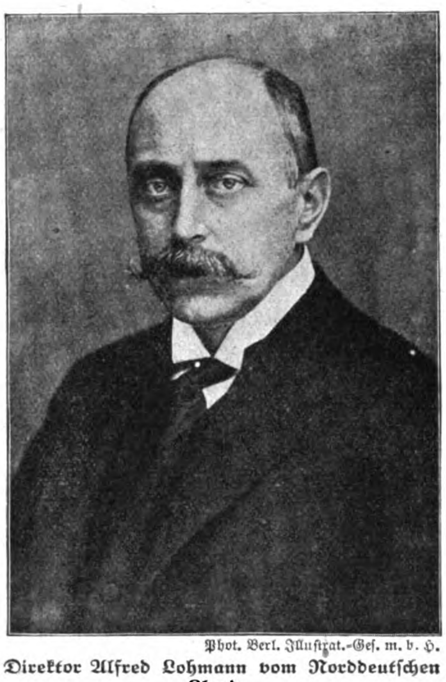


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kapitän Paul König,
Führer des ersten deutschen Untersee-Handelsschiffs „Deutschland", das am 10. Juli 1916 in Baltimore mit einer Ladung wertvoller Farbstoffe eintraf.

Phot. Wertheim.

Kapitänleutnant Loth. v. Arnauld de la Perière,
Kommandant des Unterseeboots U 35, das ein Handschreiben des Deutschen Kaisers an den König von Spanien und Arzneimittel für die in Spanien weilenden Kamerun-Deutschen nach Cartagena brachte und auf der Rückfahrt den bewaffneten französischen Dampfer „Hérault" versenkte.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Direktor Alfred Lohmann vom Norddeutschen Lloyd,
Vorsitzender des Aufsichtsrats der Deutschen Ozean-Reederei G. m. b. H., Bremen, der den Gedanken eines Unterseе-Frachtverkehrs mit Amerika erfolgreich durchgeführt hat.

der Schaden war, den die Deutschen und ihre Verbündeten durch ihre Unterseeboote der feindlichen Handelsflotte unausgesetzt zufügten, ergab sich aus der Zusammenstellung für den Monat Juni, nach der in dem angegebenen Zeitraum 61 Fahrzeuge mit einem Raumgehalt von zusammen 101 000 Bruttotonnen versenkt wurden.

Die Ostküste Englands erhielt den Besuch eines deutschen Unterseebootes, das am 11. Juli die großen Eisenwerke von Seaham beschoß. Natürlich erhob sich darüber in England wieder ein großer Lärm, und der Angriff wurde als Gewalttat gegen die friedliche Bevölkerung hingestellt, wobei man freilich absichtlich übersah, daß auch dieser Hafenplatz durch Strandbatterien gesichert war.

Eine kühne deutsche Seemannstat wurde am 6. Juli bekannt. Nach einer feindlichen Meldung war es dem deutschen Dampfer „Marie" gelungen, Batavia in Niederländisch-Indien anzulaufen. Er war mit den Farben, die die britisch-indische Dampfschiffahrtsgesellschaft führt, angestrichen und zeigte Spuren von englischen Geschütztreffern. Der 7000 Tonnen verdrängende Dampfer hatte seit Ausbruch des Krieges in einer Flußmündung an der Küste Ostafrikas gelegen und wurde dort öfters von den die Küste blockierenden englischen Kriegschiffen beschossen. Dem Kapitän gelang es, die Blockade zu brechen und nach zwanzig Tagen Batavia zu erreichen — eine hervorragende seemännische Leistung.

Ein anderer Blockadebruch setzte am 10. Juli die ganze Welt noch mehr in Staunen und ließ für den Augenblick die großen militärischen Vorgänge fast ganz in den Hintergrund treten. An jenem Tage traf das deutsche Handelsunterseeboot „Deutschland" — das erste seiner Art überhaupt — unter Kapitän Paul König (siehe Porträt links) mit einer wertvollen Ladung Farbstoffe im Hafen von Baltimore ein. Das war ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Trotz Sturm und Wellen und trotz der feindlichen Kriegschiffe war es einem deutschen Handelschiff gelungen, wohlbehalten in einem amerikanischen Hafen zu landen. Die Bedeutung dieser Tatsache wurde von der feindlichen Presse nach Möglichkeit herabgesetzt. Zugleich wurden die Amerikaner aufgefordert, diesen Blockadebrecher wie ein Kriegschiff zu behandeln und festzuhalten. Das wäre aber nur angängig gewesen, wenn das U-Boot militärischen Zwecken gedient hätte. Es wurde gründlich untersucht, doch ergaben sich keine Anhaltspunkte, die Zweifel an seiner Eigenschaft als Handelsfahrzeug hätten aufkommen lassen. Das Boot ist Eigentum der Deutschen Ozean-Reederei (siehe oberes Bild auf dieser Seite), die auf Anregung des Bremer Handelsherrn Alfred Lohmann (Porträt siehe oben) ins Leben gerufen worden ist und die Ab-

sicht hat, eine ganze Anzahl solcher Boote zu erbauen. Es verdrängt etwa 2000 Tonnen und ist lediglich für Handelszwecke gebaut. Der zur Verfügung stehende Frachtraum ist zwar nicht sehr groß, dennoch lohnt sich die Verwendung solcher Boote für die Handelschiffahrt, wenn wertvolle Ladungen an Bord genommen werden. Als Rückfracht sollte das Fahrzeug Kautschuk und Nickel laden, Stoffe, die in Deutschland stets gebraucht werden. —

Zu erwähnen sind schließlich noch zwei deutsche Marineflugzeuge, denen sich in der Nacht vom 10. zum 11. Juli Gelegenheit bot, Calais und feindliche Truppenlager bei Bray-Dunes wirkungsvoll mit Bomben zu belegen.

(Fortsetzung folgt.)

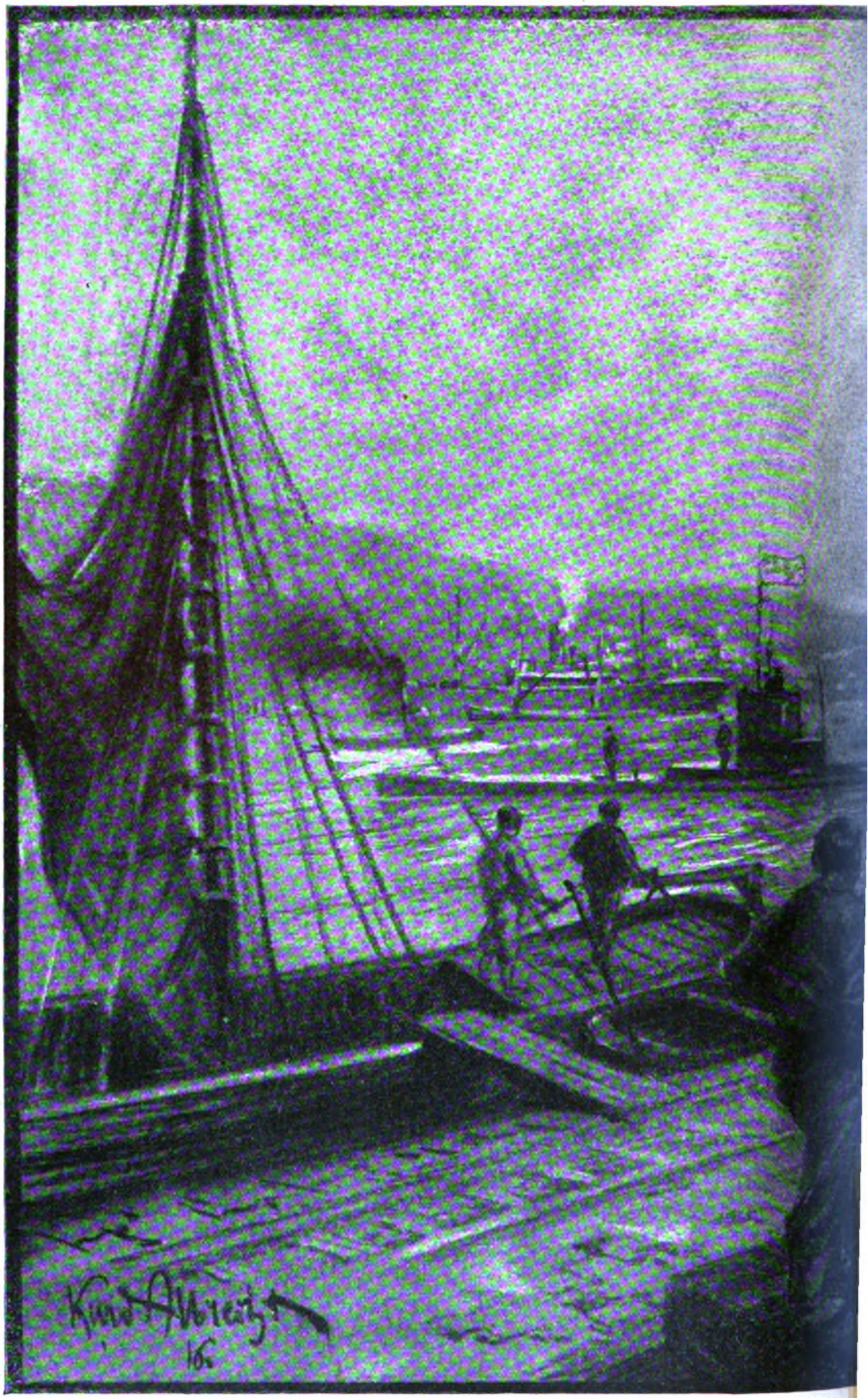
Illustrierte Kriegsberichte.

Ein deutsches Husarenstück zur See.

U 35 in Cartagena.

(Hierzu das Porträt Seite 127 Mitte und das nebenstehende Bild.)

An einem schönen Junimorgen erhielt der Kommandant des Unterseeboots U 35, Kapitänleutnant Lothar v. Arnauld de la Perière (siehe Bild Seite 127), den Befehl, sein Fahrzeug unverzüglich zur Ausfahrt zu rüsten, da es bestimmt sei, noch am selben Tage zu einem wichtigen Unternehmen in See zu stechen. Während die Mannschaft mit freudigem Eifer, unbekümmert um die Gefahren, die ihrer harrten, die letzten Vorbereitungen für die Ausreise traf, legte ein Kahn neben dem U-Boot an, und eine Abteilung Matrosen schaffte fünfunddreißig wohlverschlossene Kisten an Bord, die sorgsam im Boote verstaut wurden. Unterdessen begab sich Kapitänleutnant v. Arnauld an Land, um seine dienstlichen Befehle und Weisungen entgegenzunehmen. Freudiger Stolz verklärte die ernsten, scharfen Züge des jungen Offiziers, als ihm der ehrenvolle Auftrag zuteil ward, mit seinem U-Boot als Kurier des Kaisers ein Handschreiben des Allerhöchsten Kriegsherrn an den König von Spanien durch das von den Feinden scharf bewachte Meer nach Cartagena an der Küste des Mittelländischen Meeres zu bringen. In dem Handschreiben sprach Kaiser Wilhelm dem ritterlichen König Alfons XIII. seinen Dank für die freundliche Aufnahme der Kameruner Helden in Spanien aus, für die auch die fünfunddreißig Kisten bestimmt waren, die Arzneien und Verbandstoffe enthielten.



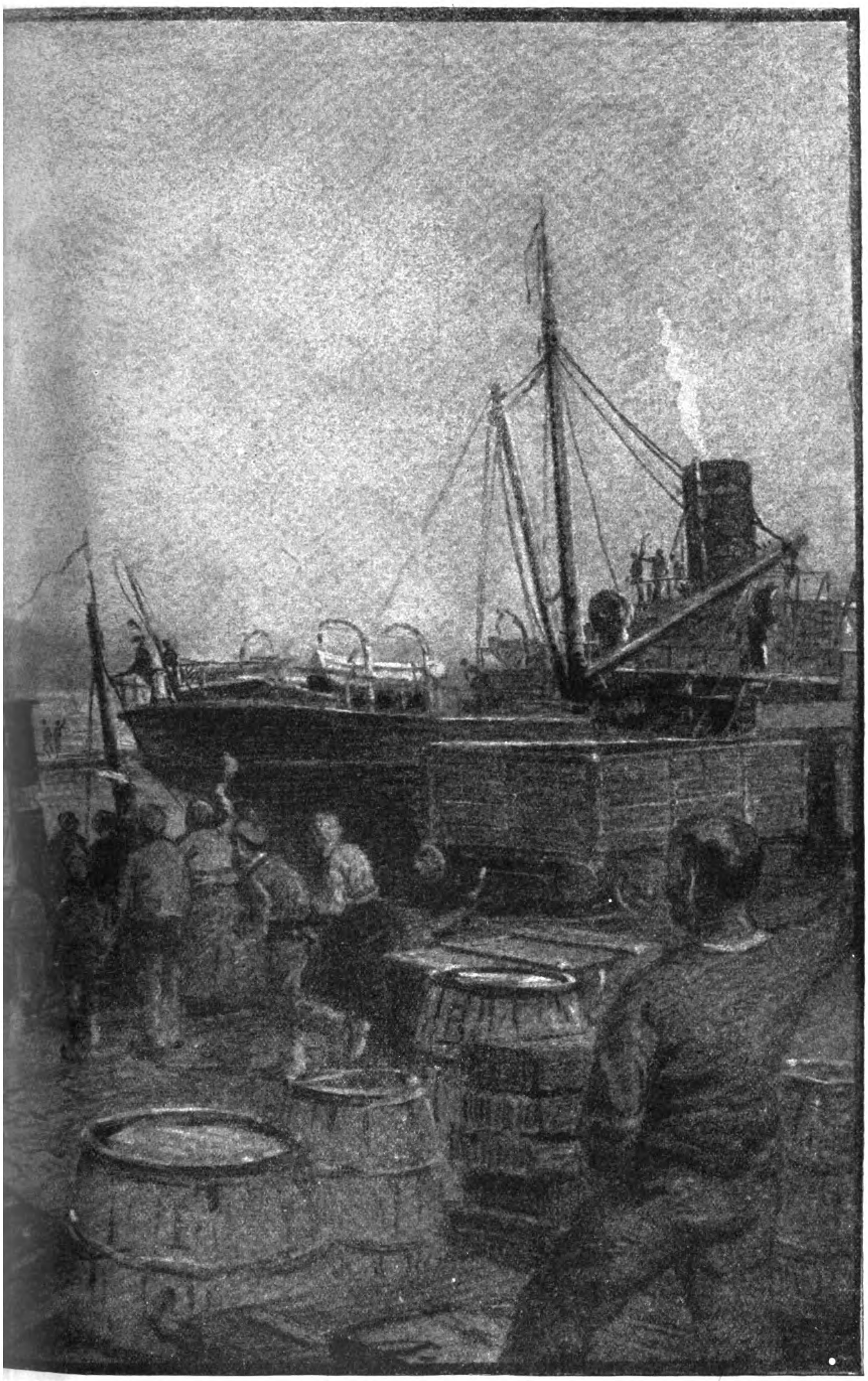
Ein deu

Der Unt

Nach einer

Ein letztes dreifaches Hurra erscholl als Abschiedsgruß zur Heimat hinüber, in der es vielleicht kein Wiedersehen mehr gab, dann verließ das U-Boot den Hafen, tauchte unter und fuhr einer Welt von Feinden entgegen. Mit dem Mutigen ist das Glück, und so legte U 35 die 1613 Seemeilen von Wilhelmshaven bis Cartagena zurück, ohne daß es den überall auf dem Meere lauernden feindlichen Panzerschiffen, Kreuzern und Torpedobooten gelang, das deutsche Tauchboot zu stellen und in Grund zu bohren.

Am Morgen des 21. Juni tauchte plötzlich aus den blauen Fluten des Mittelmeeres der hellgraue Rumpf eines U-Bootes auf, das die deutsche Kriegsflagge hißte und stolz in das innere Hafenbecken der uralten, schon von Hannibal gegründeten spanischen Stadt Cartagena einlief (siehe obenstehendes Bild). Nachdem das U-Boot zuerst den im Hafen liegenden deutschen Dampfer „Rama" begrüßt hatte, ging es neben dem spanischen Kreuzer „Cataluna" vor Anker.



Husarenstück
See.
urier U 35 in
gena.
alzeichnung von
brecht.

Das deutsche Konsulat verständigte die Madrider Botschaft von der glücklichen Ankunft des U-Boots und von dem Zweck seiner Sendung, und sofort wurde in der Hauptstadt ein Sonderzug bereitgestellt, der die Herren der Gesandtschaft sowie mehrere hohe spanische Offiziere nach Cartagena zu bringen bestimmt war.

Nachdem sich Kapitänleutnant v. Arnauld seiner Pflichten gegenüber dem spanischen Hafenkommandanten entledigt und die Erklärung abgegeben hatte, das U-Boot werde vor Ablauf der vierundzwanzigstündigen Frist unter Wahrung aller Bestimmungen des internationalen Seerechts den Hafen verlassen, luden die spanischen Offiziere ihre deutschen Kameraden in freundlichster Weise zur Mittagstafel an Bord des Kreuzers „Cataluna" ein. Auf Einladung Kapitänleutnants v. Arnauld erwiderte dann im Laufe des Nachmittags der Chef der Marinestation, Marques de Prado, mit dem spanischen See- und Landoffizierkorps diesen Besuch, wobei die Herren bewirtet wurden und in bereitwilligster Weise alle Einzelheiten des U-Bootes, unter anderem auch photographische Aufnahmen von der Versenkung feindlicher Schiffe zu sehen bekamen. Auch die deutsche Kolonie in Cartagena stellte sich vollzählig ein und wurde natürlich von ihren Landsleuten mit ganz besonderer Begeisterung empfangen. Gegen elf Uhr nachts kam der Madrider Sonderzug in Cartagena an, worauf sich die Herren sofort im Wagen zum Hafen und von da an Bord des Bootes begaben.

Mit Blitzesschnelle war die Kunde von der Ankunft des deutschen U-Bootes weit über die Grenzen Spaniens hinaus verbreitet worden. Vor allem hatten die Vertreter des Vierverbandes mit Hilfe des Telegraphen und Telephons ihre Behörden benachrichtigt, um das verhaßte Boot beim Verlassen des Hafens durch ein noch rechtzeitig herbeigerufenes Geschwader vernichten zu können. Gegen Abend blitzte es denn auch schon wie Wetterleuchten am Horizont auf: es waren die Scheinwerfer französischer Torpedoboote, die außerhalb der neutralen Hafenzone das Meer absuchten und auf ihre Beute lauerten. Unter diesen Umständen wuchs die Spannung der Menschenmenge, die vom Ufer aus das fesselnde Schauspiel verfolgte, je näher die Stunde kam, in der das Unterseeboot den Hafen verlassen und sich zum Kampf auf Leben und Tod bereit machen mußte. Immer zahlreicher wurden die feindlichen Schiffe, die sich draußen auf die Lauer legten, immer greller wurde der Lichtkreis der Scheinwerfer, die den ganzen Horizont erleuchteten, so daß das Meer in Tageshelle erglänzte.

Endlich, um dreieinviertel Uhr, als schon der Morgen zu grauen begann, war der große Augenblick gekommen: U 35 setzte sich in Bewegung. Wohl ein jeder der Besatzung mag da der Worte des „Seemannsloses" gedacht haben: „Macht euch bereit, jetzt segeln wir in die Ewigkeit ..." Stolz und mutig, ohne unterzutauchen, mit brennenden Lichtern und der auf Deck versammelten Mannschaft, verließ U 35 den Hafen von Cartagena. An der Grenze der neutralen Zone brachten die Tapferen drei kräftige Hurras aus, denen drei Hochrufe auf Spanien folgten, die von den Spaniern begeistert beantwortet wurden. Auch jetzt zeigte sich das Boot noch stolz den Feinden, es tauchte nicht unter; noch lange blieben seine Lichter sichtbar, bis es, dem Feinde gen Osten entgegenfahrend, verschwand. Diese außerordentliche Kühnheit rief allgemeine, tiefgehende Bewunderung unter

den spanischen Zuschauern hervor.

Und wieder war das Glück Kapitänleutnant v. Arnaulds und seiner tapferen Schar getreuer Begleiter. Der Feinde Übermacht war machtlos gegenüber dem kleinen Boot, das am anderen Tage noch den bewaffneten französischen Dampfer „Hérault" versenkte und ihm ein Geschütz abnahm. Die weitere Rückreise verlief ohne Zwischenfall. Wohlbehalten kehrte das Unterseeboot von seiner kühnen Fahrt in den heimatlichen Hafen zurück. In der Geschichte der deutschen Marine ist der Name U 35 und seines Kommandanten mit unvergänglichen Lettern eingeschrieben.

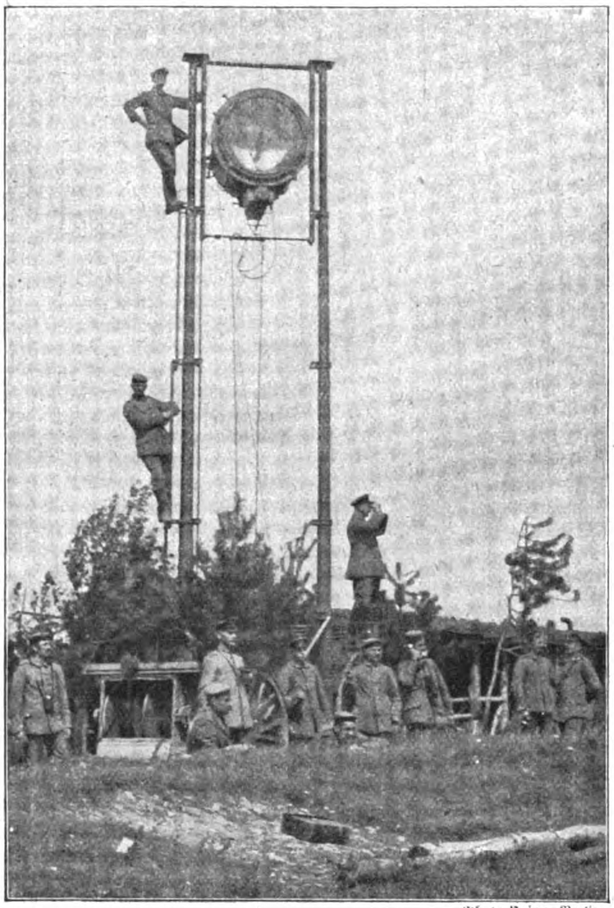


Photo-Union, Berlin.

Hochgeschraubter Scheinwerfer in Leuchtstellung.

Die Elektrizität im Kriege.

Von Dr. A. Semerau.

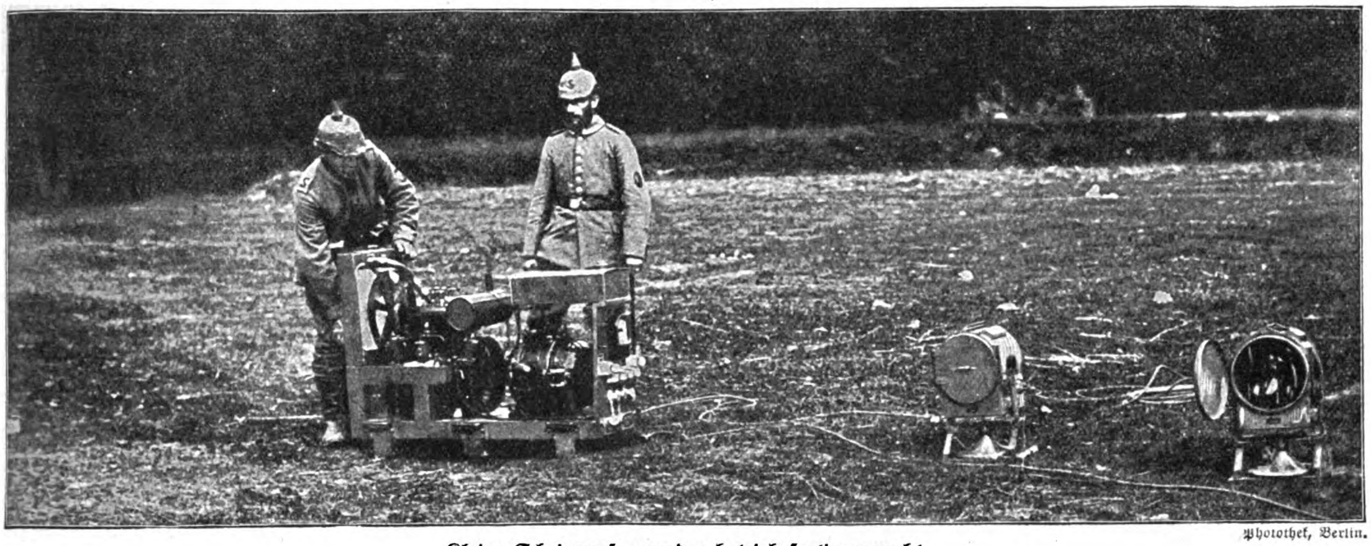
(Hierzu die Bilder Seite 130 und 131.)

Wir brauchen nur einen beliebigen Kriegsbericht zur Hand zu nehmen, um sofort den Eindruck der großen Wichtigkeit der Elektrizität im Kriege zu erhalten. Es ist kaum nötig, von der außerordentlichen Bedeutung des Fernsprechers für die Nachrichten- und Befehlsübermittlung zu reden. Wir haben den besonderen technischen Truppen, den Telegraphen- und Funkerabteilungen im Felde ungemein viel zu danken: ihre Aufgabe ist es, die nötigen Leitungen und Apparate in kürzester Zeit und doch betriebsicher zu legen, in Betrieb zu setzen, zu unterhalten und sie der Änderung der Kriegslage entsprechend zu verlegen. Wie ein Wirklichkeit gewordenes Wunder, sagt R. Ziegenberg, dem wir in manchem folgen, erscheint uns die drahtlose Telegraphie, die viele Hunderte von Kilometern entfernte Orte in einfachster Weise ohne Leitung miteinander in geistige Verbindung setzt. Das heutige Heer verfügt über die mannigfachsten Einrichtungen hierfür: durch kleine, leicht zu befördernde und aufzubauende Stationen kann man zu Lande gegen 20—30 Kilometer weit miteinander verkehren. Hunderte von Kilometern können größere Stationen, entweder beweglich, oder wie in Festungen ortsfest, überbrücken. Der Verkehr vom Lande mit den nahe der Küste liegenden oder kreuzenden Schiffen oder dieser untereinander ist durch die drahtlose Telegraphie gesichert. Die großen, mit starken elektrischen Maschinen arbeitenden Stationen senden auf mehrere Tausende von Kilometern hinaus entfernten Schiffen und Stationen Nachrichten zu.

Die größte deutsche Telefunkenstation Nauen hatte anläßlich der Südamerikareise des Prinzen Heinrich von Preußen einen Nachrichtendienst eingerichtet, dessen Ergebnisse, wie Fritz Pauli richtig bemerkt, einen Markstein in den Büchern der drahtlosen Telegraphie bilden werden; nicht um Zufallserfolge handelte es sich bei ihnen, die durch ausnahmsweise günstige atmosphärische Verhältnisse bedingt wurden, sondern um die Ergebnisse eines wochenlang planvoll durchgeführten Versuches. Nauen sandte regelmäßig zweimal täglich die neuesten Pressemeldungen, die von der Station des Dampfers „Cap Trafalgar" aufgenommen wurden, dessen Empfangsanlage für derartige Entfernungsversuche entsprechend vervollkommnet worden war. Auf der Hinreise ergab die Welle von 4500 Metern eine vollständige Textübertragung bei Tag auf 5000 Kilometer und bei Nacht auf 5400 Kilometer, eine Entfernung, die nur deshalb nicht weiter überboten werden konnte, weil der große Turm in Nauen inzwischen fertiggestellt worden war und die alte Antenne heruntergenommen werden mußte, um der neuen Platz zu machen. Die Versuche wurden deshalb vorzeitig abgebrochen, aber mit der Rückfahrt des Prinzen Heinrich wieder aufgenommen. Es wurde wieder die Welle 4500 Meter benutzt, und auf 9000 Kilometer Entfernung, fast auf der Höhe von Rio de Janeiro, wurden jetzt bei Nacht zuerst die Nauenzeichen gehört. Auf 7000 Kilometer, ebenfalls während der Dunkelheit, konnte der volle Text, 500 bis 600 Worte, aufgenommen werden. Die Großstationen haben abgesehen von der Nachrichtenübermittlung noch den Vorteil, daß sich durch sie drahtlose Nachrichten der Gegner abhören

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Auf Kraftwagen montierte französische Scheinwerfer an der Westfront.



Photothek, Berlin.

Kleine Scheinwerfer werden betriebsfertig gemacht.

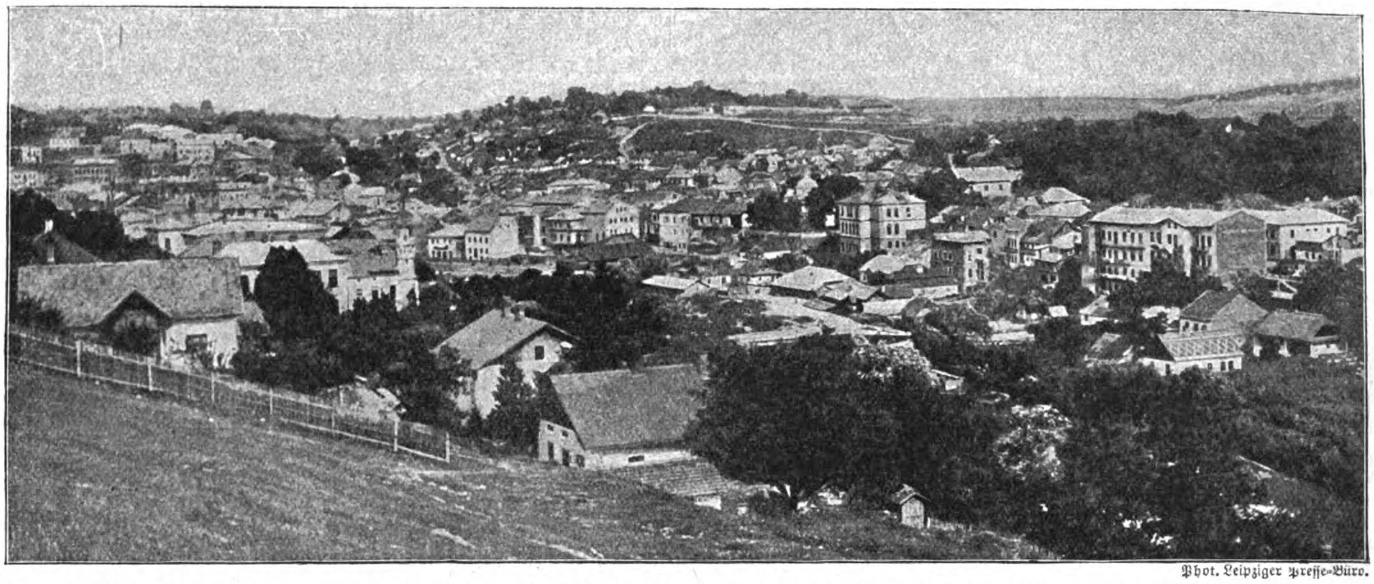
lassen und daß man durch ihre kräftigen Wellen das Arbeiten der schwächeren feindlichen Stationen stören kann, worauf noch wenige Monate vor dem Kriegsausbruch der französische Senator Humbert hinwies. Aber nicht nur zwischen Land und See bildet die drahtlose Telegraphie das wichtigste Nachrichtenmittel, auch zwischen Land und Luft: durch sie stehen die Luftschiffe, allen voran die Zeppeline, mit der Heeresleitung in stetem Verkehr. Soviel von dem elektrischen Nachrichtenwesen.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt im Kriege das elektrische Licht, von der kleinen Taschenlampe an, die mit entsprechenden Reflektoren genügend Licht beim Patrouillendienst gibt, bequem die Karte nachlesen läßt und den im Felde liegenden Soldaten eine Notbeleuchtung schafft. Für das Feldheer, das der Annehmlichkeiten des elektrischen Lichts doch fast ganz entraten muß, geben die beweglichen Stationen und Stromerzeuger mannigfachster Art und Größe immerhin einen Ersatz: fahrbare Beleuchtungswagen, im wesentlichen aus Explosionsmotor, direkt gekuppeltem Stromerzeuger und den nötigen Regulierapparaten bestehend, ermöglichen den Betrieb starker Lichtquellen, wie Bogenlampen, Halbwattlampen und anderer, zur Beleuchtung eiliger nächtlicher Bahn- und Bauarbeiten, wohl auch zur Absuchung des Schlachtfeldes. Von ganz besonderer Bedeutung ist im Kriege der elektrische Scheinwerfer (siehe Bilder Seite 130 und 131 oben). Seitdem für Signalzwecke das Azetylengaslicht, das Drummondsche Kalklicht und endlich das elektrische Bogenlicht zur Verfügung steht, haben die Scheinwerfer an Bedeutung sehr gewonnen. Auch die Schiffe sind heute mit ganzen Batterien solcher ausgestattet, so daß sie die Fläche des Meeres damit absuchen können. Während diese Scheinwerfer sämtlich an ihrem Standpunkt fest aufgebaut sind, erfordert ihre Verwendung durch die vorrückende Truppe natürlich fahrbare Apparate von größter Beweglichkeit, dazu entsprechende Vorräte an aufgespeicherter elektrischer Kraft, Akkumulatoren.

In früheren Jahren gehörte ein Nachtangriff zu den größten Seltenheiten, und erst der russisch-japanische Krieg mit seinen zahlreichen nächtlichen Unternehmungen zeitigte eingreifende Änderungen in der Truppenausbildung aller Staaten. Gemeinsam damit schritt auch die Technik vorwärts, um dem Nachtkampf ein brauchbares Beleuchtungsmittel zu liefern. Vor der Ausnutzung der elektrischen Beleuchtungsquelle waren die Einrichtungen zur Beleuchtung des Vorgeländes überall sehr einfach. Man verwandte Leuchtraketen, Leuchtpistolen, Leuchtfackeln; es wurden durch Pistole oder Gewehr zu verschießende Militärfallschirmleuchtraketen, leuchtende Infanteriegeschosse hergestellt. Die Ar-

Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Elektrisch betriebener Militärlastzug durchfährt einen Ort in Galizien.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Gesamtansicht der Stadt Buczacz, wo die Russen bei ihrer Offensive im Sommer 1916 wiederholt unter Einsetzung aller Kräfte durchzubrechen versuchten.

tillerie benutzte Leuchtgranaten zur Geländebeleuchtung. Infolge der oft erheblich wechselnden Tageseinflüsse ist die Ausrüstung der Artillerie mit einer gewissen Anzahl von Leuchtgeschossen ein nicht zu unterschätzender Umstand, um die Lage der Schüsse zu regeln. Bei den heutigen weittragenden Geschützen genügt die Reichweite auch des stärksten Scheinwerfers für solche Entfernungen nicht, auch wird ein hindernisfreies Gelände für Benutzung des Scheinwerfers auf weitere Entfernung wohl zu den größten Seltenheiten gehören. Den weitaus größten Anteil an der Beleuchtung des Kampffeldes hat der elektrische Scheinwerfer, der in den letzten Jahren außerordentlich vervollkommnet und in fast allen Staaten in Feld- und Festungstruppe eingeführt ist. Rußland besitzt bei seinen Sappeurbataillonen im Feldgerät einen Scheinwerfer mit 60- und 75-cm-Spiegeln, in der Ausrüstung der Festungen sind schwere 90-cm-Scheinwerfer auf Automobilen vorhanden, für die Infanterie waren kleine tragbare 35-cm-Scheinwerfer in Aussicht genommen. In Frankreich ist vielfach der Automobilscheinwerfer, ein Lastkraftwagen, auf dem ein 90-cm-Scheinwerfer mit längerem Kabel angebracht ist, in Tätigkeit getreten. Der Benzinmotor des Wagens ist hierbei mit einer Dynamomaschine gekuppelt und liefert den nötigen Strom. Dies System bietet unserer Scheinwerferfabrikation nichts Neues, auch bei uns sind solche Beleuchtungsautomobile vielfach hergestellt worden. Je nach Größe findet der Scheinwerfer im Feld- oder im Festungskriege Verwendung.

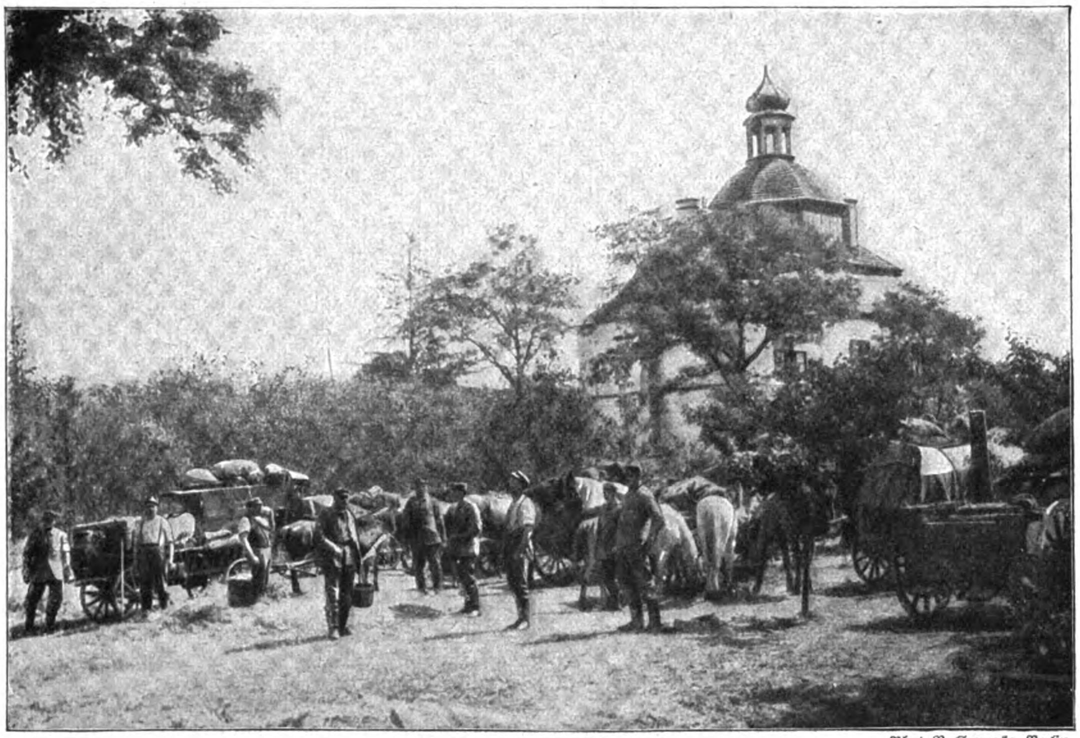
Das Automobil spielt aber nicht nur als Beleuchtungsauto eine Rolle, sondern vorzugsweise als Lastauto, wobei man Schnellastwagen und Armeelastzüge unterscheidet. Der sogenannte Armeelastzug besteht nach Th. Wolff aus einem Motorwagen von mindestens 4000 und einem Anhängewagen von mindestens 2000 Kilogramm Nutzlast: der Zug muß bei voller Belastung beider Wagen eine Geschwindigkeit bis zu 16 Kilometern die Stunde erreichen, Betriebsvorrat für 250 Kilometer mit sich führen und eine Tagesleistung von 60 bis 100 Kilometern ausführen können. Diese Lastzüge werden vorzugsweise aus den sogenannten Subventionswagen zusammengestellt. Die ungemeine Leistungsfähigkeit dieser Lastzüge erhellt, wenn man hört, daß der tägliche Verpflegungsbedarf eines kriegsstarken Armeekorps, etwa 40 000 Mann, etwa 54 000 Kilogramm gleich 54 Tonnen beträgt. Wenn das Armeekorps einen täglichen Vormarsch von 25 Kilometern zurücklegt und der Verpflegungsbedarf jeden vierten Tag von den Magazinen aus dem Armeekorps für zwei Tage nachgeführt werden soll, so sind im ganzen 108 Tonnen über 100 Kilometer zu befördern, was einer Leistung von 10 800 Tonnenkilometern entspricht. Da ein Armeelastzug mit einer Nutzlast von zusammen 6 Tonnen auf den Tag eine Leistung von 600 Tonnenkilometern gut erreicht, so sind für die oben berechnete Leistung von 10 800 Tonnenkilometern, die der Verpflegungsbedarf eines Armeekorps für den bezeichneten Fall erfordert, noch nicht 20 Armeelastzüge nötig. Unsere Heeresleitung hat versuchsweise auch noch viel größere Lastzüge eingestellt (siehe Bild Seite 131 unten).

Auch im Kriege zur See ist die Elektrizität von größter Bedeutung. Es ist bekannt, daß die Signalvorrichtungen, durch die der Kommandant seine Befehle dem Maschinenraum übermittelt, elektrisch sind und daß vor allem auch der Minenkrieg die Elektrizität weitgehend verwendet. Der von Fulton nach den Ideen des Amerikaners Bushnell erfundenen Seemine folgte die eine wesentliche Verbesserung bedeutende von Colt hergestellte Mine mit elektrischer Fernzündung, durch die die Möglichkeit gegeben war, die Minen unabhängig von der Berührung durch ein Schiff zur Explosion zu bringen. Heute unterscheidet man bei den Seeminen zwei Hauptgruppen, die abhängigen und unabhängigen; jene, stets durch ein elektrisches Kabel mit dem Land verbunden, scheiden sich in reine elektrische Beobachtungsminen und in Elektrokontaktminen. Die Beobachtungsmine gleicht der bereits im Krimkrieg verwendeten, wird also auch jetzt noch so tief verankert, daß die Schiffe unbehindert über sie hinwegfahren können. Wird vom Land aus der Strom geschlossen, so wird die Sprengladung entzündet. Ganz anders ist die Art der Entzündung bei der Elektrokontaktmine; bei ihr wird erst durch den Stoß des Schiffes ein zweiter innerhalb des Minengefäßes selbst angebrachter Stromkreis geschlossen und dadurch die Entladung herbeigeführt. Die Beobachtungsmine hat den Nachteil, daß sie die genaue Sicht des feindlichen Schiffes erfordert und somit bei Nacht nur im Bereich des Scheinwerfers und bei Nebel überhaupt nicht in Tätigkeit treten kann. Dagegen hat sie den Vorteil, daß sie von den Schiffen gefahrlos überfahren werden kann, solange der Stromkreis nicht geschlossen ist. Die Minensperre kann also jederzeit aufgehoben werden, ohne daß man die Minen entfernen müßte, während alle übrigen Minenarten aufgenommen werden müssen. Nun können zwar auch die Elektrokontaktminen ohne Gefahr passiert werden, sofern eben der Stromkreis vom Lande her unterbrochen ist, doch meidet man das Anfahren der Minen nach Möglichkeit, da dadurch die Kontakte der Mine selbst leicht beschädigt werden. Die zweite Hauptgattung, die unabhängigen Minen, sind stets Kontaktminen, deren Zündung entweder auf mechanischem oder auf elektrischem Wege erfolgt. Bei der mechanischen Zündung wird durch den Stoß des Fahrzeugs ein Schlagbolzen gegen eine empfindliche Masse geschnellt und diese damit zur Entzündung gebracht. Die elektrische Zündung der unabhängigen Kontaktmine erfolgt in zweifacher Weise: bei der einen Art ist in der Zündleitung dauernd Strom vorhanden, ein Trockenelement, und bei Berührung durch das Schiff wird nur der zum Zünden erforderliche Kontakt hergestellt, indem entweder die Erschütterung oder die Krängung der Mine einen leicht beweglichen Kontakthebel einschaltet und somit den Stromschluß bewirkt; bei der zweiten Art der Zündung ist dagegen noch kein Strom vorhanden, sondern er muß erst dadurch erzeugt werden, daß ein mit stromerregender Flüssigkeit gefülltes Glas beim Stoß zerbrochen und sein Inhalt in ein Element geleitet wird. — Man weiß ferner, daß die Elektrizität beim

Aus den Kämpfen der russischen Offensive im Raume von Buczacz (Sommer 1916).

Vorstürmende österreichisch-ungarische Infanterie überrumpelt ein im Straßenschmutz steckengebliebenes und durch Artilleriefeuer kampfunfähig geschossenes Panzerautomobil belgischen Ursprungs. Im Hintergrund brennende galizische Bauernhäuser.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Eine Sanitätsabteilung in Wolhynien bei Holoby und Bol Porsk, wo heftige Kämpfe mit den Russen stattfanden, auf dem Wege zur Front.

Unterseeboot eine Rolle spielt; denn die Eigenart der Unterseeboote verlangt zwei voneinander unabhängige Kraftquellen. Während bei der Fahrt an der Oberfläche Benzin- oder Ölmotoren benutzt werden, müssen nach dem Untertauchen an deren Stelle Elektromotoren treten, die durch vorher geladene Akkumulatoren gespeist werden. — Wenn wir noch erwähnen, daß bei der österreichisch-ungarischen 42-cm-Haubitze das Geschoß durch einen elektrisch betriebenen Kran vom Zufuhrgeleise zum Rohr gehoben wird, so glauben wir alles Wichtige über die Elektrizität als Kampfmittel im Kriege gesagt zu haben.

Eroberung eines belgischen Panzerautomobils bei Buczacz.

(Hierzu die Bilder Seite 132 und 133.)

Die russische Offensive, die nach vorausgehender äußerst heftiger Artillerievorbereitung am 3. Juni 1916 gegen die österreichisch-ungarische Front in Wolhynien, Galizien und der Bukowina einsetzte und über die wir eine zusammenfassende Darstellung aus der Feder des Kriegsberichterstatters Walter Oertel auf Seite 110—112 und 134—136 bringen, ist der stärkste und mit sorgfältigster Ausnützung aller kriegstechnischen Mittel unternommene Durchbruchsversuch der Russen seit der Karpathenschlacht im Frühjahr und Winter 1915 gewesen.

Während die Russen in Wolhynien Dubno und Luck nehmen und in der Bukowina über Czernowitz und den Pruth vordringen konnten, gelang es ihnen nicht, das Zentrum der Front in Ostgalizien zu durchstoßen und sich den Weg auf Lemberg und Stanislau zu bahnen. Hier stand die deutsche Armee des Generals Grafen v. Bothmer und behauptete mit den österreichisch-ungarischen Verbündeten erfolgreich diesen kampfumtobten, wichtigsten Punkt der ganzen Front.

Der Hauptstoß der Russen richtete sich gegen die starkbefestigten Stellungen der k. und k. Armee um die Stadt Buczacz (siehe das Bild Seite 132), die gewissermaßen den Schlüssel zum Tor der ganzen galizischen Front bildet. Solange die Russen hier keine Fortschritte machten, bedeuteten die Teilerfolge, die sie auf beiden Flanken erzielten, keinen Sieg, denn sie konnten von dem unerschütterlich standhaltenden Zentrum durch tatkräftige Gegenangriffe gefährdet und sogar umklammert werden. Zwar mußten die Österreicher und Ungarn auch an der Strypa wie an der ganzen Front die von der Artillerie des Feindes völlig zusammengeschossenen vordersten Stellungen räumen und sich auf die Befestigungen der Hauptlinie zurückziehen, doch konnte dies, wenn man von einigen eingebauten und vorher unbrauchbar gemachten Geschützen absieht, ohne nennenswerte Verluste und unbelästigt vom Feind bewerkstelligt werden.

Von langer Dauer sollte für die Russen dieser Sieg indes nicht sein. Kaum hatten sich die k. und k. Truppen in ihren neuen Stellungen eingerichtet und ihre Lücken gefüllt, als sie auch schon einen schneidigen Gegenstoß vorbereiteten, der dem Feind das gewonnene Gelände wieder entreißen sollte. Anhaltende Gewitterregen hatten in den ersten Juniwochen die selbst bei trockenem Wetter berüchtigten galizischen Wege und Landstraßen in ungangbare Sümpfe und Wassergräben verwandelt, die das Vorrücken der russischen Artillerie unmöglich machten. Auch konnte die russische Infanterie in dem aufgeweichten Boden noch keine neuen Gräben ausheben, um sich im Falle eines feindlichen Gegenangriffs zur Verteidigung einzurichten.

Diese Umstände aber benutzten die Österreicher und Ungarn zu einer kräftigen Gegenoffensive im Raume von Buczacz, die am 10. Juni einsetzte und mit einem bedeutenden Erfolg der tapferen k. und k. Truppen endete. Über die zerschossenen Drahtverhaue vordringend, durch die fast unzugänglichen Sümpfe watend, die weithin die Ebene bedecken, gelang es ihnen, das ganze von den Russen besetzte Gebiet zurückzuerobern und reiche Beute zu machen. Den Höhepunkt der äußerst erbitterten Nahkämpfe bildete die Eroberung eines Gehöftes, in das die Russen Maschinengewehre geschafft und das sie rasch zu einem Stützpunkt ihrer Infanterie ausgebaut hatten. Ein mächtiges belgisches Panzerautomobil, das mit Feldgeschützen und Maschinengewehren ausgerüstet war, sollte den Zugang zu dem Gehöft decken, allein es hatte sich im Schlamm festgefahren und war durch zwei Volltreffer der österreichisch-ungarischen Artillerie schwer beschädigt worden, so daß es die Russen nicht mehr fortschaffen konnten. Ein dritter Schuß schlug in das Strohdach eines Nebengebäudes des Bauernhofs ein, das bald lichterloh brannte und von den Russen in eiliger Flucht geräumt wurde. So konnten die Österreicher und Ungarn, die mit aufgepflanztem Bajonett vorstürmten (siehe Bild Seite 133), den Feind aus dem Anwesen werfen. 150 Russen, die in dem Gebäude eingeschlossen waren, streckten die Waffen und überließen den siegreichen k. und k. Truppen außer dem Panzerautomobil mehrere Maschinengewehre, die in dem Hause untergebracht oder hinter dem Gartenzaun aufgestellt gewesen waren.

Die große russische Offensive.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

2.

Inzwischen tobte das wilde Ringen an der bessarabischen Front weiter. Ohne die riesenhaften Opfer zu beachten, setzten die Russen ihre Angriffe besonders in der Gegend von Okna fort. Sturm folgte auf Sturm, reihenweise brachen die Moskalen zusammen, Tote und Sterbende bedeckten das Schlachtfeld, fluchend und weinend klagten die russischen Gefangenen und Verwundeten ihre Offiziere an, daß diese sie in den sicheren Tod trieben, doch der Sturm dauerte fort. Jedenfalls wurde aber allen klar, daß selbst bei dem riesenhaften Menschenmaterial Rußlands ein derartiger Massenmord sich bald fühlbar machen mußte. Vorläufig jedoch erreichte die rücksichtslos anpackende russische

Heeresleitung ihren Zweck, indem sie stark gegen Czernowitz andrängte, dessen Räumung nunmehr angeordnet und in umsichtigster Weise durchgeführt wurde, und, auch auf Luck und Buczacz (siehe das Bild Seite 132) vordringend, diese beiden Orte in ihre Hand bekam, womit sie die Styr- und die Strypalinie überschritten hatten. Als sich jedoch die Russen aus Buczacz in nordwestlicher Richtung weiter entwickeln wollten, kam ihnen ein derartiger Gegenstoß deutscher und österreichisch-ungarischer Regimenter entgegen, daß sie überrannt und geworfen mit einem Verlust von 1300 Gefangenen und vielen Toten und Verwundeten auf Buczacz zurückwichen. Ebenso wurden drei russische Regimenter, die bei Kolki das linke Styrufer gewannen, durch umfassenden Gegenangriff österreichisch-ungarischer Truppen wieder über den Fluß geworfen, wobei 8 Offiziere, 13 Maschinengewehre und 1500 Gefangene in den Händen der Angreifer blieben.

Diese günstigen Gegenangriffe konnten aber zunächst nicht den Vormarsch der russischen Hauptmasse südlich des Dnjestr aufhalten, die sich vor allem auf Sadagora, Sniatyn und Horodenka vorschob und die Räumung von Czernowitz durch die drohende Zerstörung der Stadt erzwang. Auch in Wolhynien (siehe die Bilder Seite 134 und 135) drängte die schonungslos in Massenattacken angesetzte russische Kavallerie bis in die Gegend von Torczyn vor. Während aber so einzelne Teile der Front unter dem furchtbaren Druck der Russen nachgaben und zurückgenommen werden mußten, standen die Armeen Böhm-Ermolli und Graf v. Bothmer wie Mauern, und mit Stolz meldete die deutsche Heeresleitung am 14. Juni, daß die Armee des Generals Grafen v. Bothmer bei Przewlowka an der Strypa alle feindlichen Angriffe „restlos" abgeschlagen habe. Auch bei Wisniowczyk hielten General v. Arz und seine Braven von Brest-Litowsk trotzig allen Angriffen der Russen stand und deckten treulich die Flanke des hart neben ihnen kämpfenden Korps Rhemen.

Um nun die bisherigen Einbruchstellen zu einer breiten Front zu erweitern, setzten die Russen starke Kräfte in der Linie Luck—Kolki in Bewegung und versuchten, den Styr an zahlreichen Stellen zu überschreiten, wobei sie fast durchweg neue Divisionen aus der Reserve einsetzten. Aber alle ihre Bemühungen, hier vorzukommen, wurden vereitelt, ebenso gelang es ihnen nicht, bei dem so heißumkämpften Wisniowczyk Gelände zu gewinnen. Ferner wurden auch alle Anläufe, die sie in der Richtung auf Radziwilow ansetzten, um über Brody die große Straße nach Lemberg zu gewinnen, unter schweren Verlusten für sie abgeschlagen.

So wurde denn abermals ein großer Stoß gegen die Bukowina gerichtet. Aus dem Odessaer Militärbezirke wurden bedeutende Truppentransporte in jene Gegend geleitet, die aber wohl in erster Linie zur Auffüllung der fürchterlich zusammengeschmolzenen Regimenter bestimmt waren. Die Verluste der Russen waren geradezu ungeheuerlich, und man rechnete in Petersburger Militärkreisen bereits nach Ablauf der ersten vierzehn Tage der Offensive mit einem Gesamtverlust von 280 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, eine Einbuße, die im weiteren Verlauf der Kämpfe noch zu einer ganz anderen Ziffer anschwellen sollte.

Denn schon rollten von allen Seiten die Züge mit deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen heran. Ging auch die Bukowina teilweise verloren, sie ist ein Nebenkriegschauplatz; das Ziel der großen Offensive: die Aufrollung der gesamten Front, der Durchbruch auf Warschau und Lemberg, war gescheitert. Mit starker Kraft gingen Deutsche, Österreicher und Ungarn zum Gegenstoß über. Bei Gorohow und Lukaczy wurde der Feind geworfen und ihm 3 Maschinengewehre und über 900 Mann an Gefangenen abgenommen. Noch übler aber richteten die Deutschen die Russen am Turijaabschnitt an der Straße von Kowel—Luck zu, wo die Moskalen unter Verlust von über 3400 Mann an Gefangenen zu schleunigem Rückzuge gezwungen wurden.

Abermals setzten die Russen zu erneuten Stürmen an, immer neue Reserven wurden in den Kampf geworfen, der Menschenverbrauch stieg ins Ungemessene. Wenn auch die Ukase des Zaren die letzten Reste der Reichswehraufgebote und selbst die Sekte der Mennoniten, die früher vom Heeresdienst befreit gewesen war, zu den Fahnen gerufen hatten, so schwollen nunmehr die Verluste derart an, daß selbst ein Millionenheer sie als lähmend empfinden mußte.

So fühlte denn die russische Heeresleitung sehr bald den mächtigen Druck der zwischen der Straße Kowel—Luck und der oberen Turija vorgehenden deutsch-österreichisch-ungarischen Stoßgruppe. Vergebens schoben sie dieser frische Reserven entgegen, sie vermochten den Strom nicht einzudämmen. Bei Kieselin wurde nach erbittertem Ringen die russische Stellung eingedrückt, und unter beständigem Kampfe drangen die verbündeten Truppen

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Das brennende Swidnika an der wolhynischen Front, nordwestlich von Luck, ein russischer Stützpunkt, der von den deutschen Truppen genommen wurde.

immer weiter vor, so daß die Russen ihr Vorgehen auf Gorohow einstellen mußten.

Aus den Angreifern waren somit in verhältnismäßig kurzer Zeit selbst Angegriffene geworden.

Zwar leicht wurde den Deutschen, Österreichern und Ungarn das Vordringen nicht, denn die Russen leisteten außerordentlich heftigen Widerstand, so daß Einzelteile in wütendem Handgemenge vernichtet werden mußten. Sie versuchten auch durch Gegenstöße mit Masseneinsatz das Vordringen der Stoßgruppe aufzuhalten, aber alles war vergeblich. Bei Gruziatyn zerschellte der vierte Massenstoß der Russen an der Armeegruppe Linsingen und kostete den Moskalen außer schwersten blutigen Verlusten noch 1000 Mann an Gefangenen, und auch mächtige Reiterattacken, die sie einleiteten, konnten dem Vorgehen der Verbündeten nicht Einhalt tun, sondern brachen gänzlich im Feuer zusammen.

Dem unaufhaltsamen Vorrücken im Brennpunkt der Schlacht, sowohl bei Gorohow wie auch bei Lukaczy— einer sechs Glieder tiefen und drei Kilometer breiten Reitermasse attackiert, die jedoch fürchterlich zusammengeschossen wurde, so daß nur Trümmer entkamen.

Um das immer weiter zurückgepreßte Zentrum zu entlasten, setzten die Russen einen schweren Angriff auf Pistyn, nordwestlich von Kuty, ein, unter dessen Druck unsere Truppen in den Raum westlich und südwestlich von Kolomea zurückgenommen werden mußten, doch wurde der Versuch der Russen, westlich der Stadt Raum zu gewinnen, sofort durch Gegenstoß zum Stehen gebracht.

Wenn aber die Russen dachten, durch diese Maßnahmen die Heeresgruppen Linsingen und Bothmer zu beeinflussen, so irrten sie sich gründlich. Die Armee Linsingen warf die Russen von Stellung zu Stellung, und bei der Armee Bothmer erstürmten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in mächtigem Anlaufe die vorher von den Russen besetzten Höfe von Worobijowka, nordwestlich Tarnopol.

Auch bei Baranowitschi, wo die Russen die schlesische Landwehr und dasjenige Korps anpackte, das einst den General

Hofphot. G. Berger, Potsdam.

Der Deutsche Kaiser bei einer Garde-Reservedivision im Westen.

Der Kaiser läßt sich Mannschaften, die sich vor dem Feinde besonders ausgezeichnet haben, vorstellen, um ihnen Eiserne Kreuze zu überreichen.

Kieselin und bei Kolki, konnten die Russen als einzigen Erfolg ihr Vordringen in der Bukowina entgegenstellen, wo sie über den Sereth setzten und auf Gurahumora und Kimpolung ihre Hand legten, bis ihr Vordringen am Paß von Jakobeny zum Stehen kam.

Es war ein heißes Ringen, das sich inzwischen im Raume von Luck abspielte, aber mit Aufbietung aller Kräfte rangen die Verbündeten den Russen immer mehr das anfänglich gewonnene Gelände wieder ab, so daß bei Beginn der vierten Kampfwoche bereits die Hälfte dieses Gebietes wieder zurückerobert worden war.

Wie sehr die Russen in diesen Kämpfen mitgenommen wurden, geht schon daraus hervor, daß sie allein in Wolhynien 158 Offiziere und über 23 000 Mann an Gefangenen verloren.

So schob sich die Armeegruppe Linsingen auf Liniewka vor, wo die Russen abermals nach scharfem Kampfe geworfen wurden.

Um das Geschick zu wenden, setzten die Russen erneut Kavalleriemassen in rücksichtslosester Weise ein. Nördlich von Obertyn brachen mehrere russische Reiterangriffe unter schweren Verlusten zusammen, und auch bei Tlumacz wurden österreichisch-ungarische Truppen der Armee Bothmer von v. Köveß an seiner Spitze sah, vermochten die Angreifer nichts auszurichten, obwohl sie auch hier ihre Infanterieangriffe durch stärkstes Trommelfeuer vorbereiteten.

Wenn wir daher die Lage überblicken, wie sie nach einmonatiger russischer Offensive sich gestaltet hatte, so sehen wir, daß die gesamte nach Osten gerichtete Front zum größten Teil allen Anstürmen des Gegners standgehalten hatte, und daß man da, wo es gelungen war, die österreichisch-ungarischen Truppen zurückzudrängen, damit beschäftigt war, diesen Geländeverlust wieder gut zu machen.

Daran konnte auch die den Russen günstigere Lage auf dem Südflügel nichts ändern. Man konnte ruhig sagen, daß die riesenhafte, in fast einjähriger Arbeit vorbereitete russische Offensive, ihrer Teilerfolge ungeachtet, doch ihren Hauptzweck verfehlt hatte. Der große Durchbruch, der mächtige strategische Erfolg, der die Räumung Polens und Galiziens zur Folge haben sollte, war den Russen versagt geblieben. Ob aber die für das Gesamtergebnis unwesentlichen Gewinne wert waren, daß man dafür über 500 000 Mann und Offiziere in einer Zahl opferte, die in Petersburg geradezu Entsetzen hervorrief, ist eine Frage, deren Entscheidung General Brussilow überlassen bleiben möge.

Kampf um den Monte Pasubio.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

UNIV. OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die großen Erwartungen, die der Vierverband an die Entwicklung der Ereignisse auf dem **italienischen Kriegschauplatz** knüpfte, sollten im weiteren Verlauf des Monats Juli so wenig wie vorher in Erfüllung gehen. Der Hauptangriff der Österreicher und Ungarn hatte allerdings nach vielversprechenden Anfängen, die den Italienern große Mengen an Kriegsgerät (siehe Bild Seite 139 unten) und Mannschaften gekostet und sie der Vernichtung nahe gebracht hatten, infolge der großen russischen Entlastungsoffensive vertagt werden müssen. Doch berechtigte dies die Italiener noch keineswegs, sich als Sieger zu betrachten. Sie mußten vielmehr die Erfahrung machen, daß die Österreicher und Ungarn einen erheblichen Teil ihrer seit Mitte Mai gewonnenen neuen Stellungen mit großer Zähigkeit zu behaupten wußten.

Am 9. Juli wurden im Raume des Zehnerkogels starke Alpinistreitkräfte zum Angriff vorgeschickt, die jedoch trotz aller Wucht ihrer mehrfach angesetzten Vorstöße nichts gegen die ihnen gegenüberstehenden Abteilungen der österreichisch-ungarischen Regimenter Nr. 17 und Nr. 70 auszurichten vermochten, sondern unter den schwersten blutigen Verlusten zurückgehen mußten. Ebensowenig Glück hatten sie mit ihrem nächtlichen Vorgehen gegen den Berg Interrotto: auch dieses Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit und dem Mut der Verteidiger. Östlich des Brandtales führte das hartnäckige Ringen der Alpini um Valmorbia vorübergehend zur Besetzung des letzteren; sehr bald aber mußte dieser Gewinn infolge eines stürmischen Gegenangriffs der durch rasch herangezogene Reserven verstärkten k. u. k. Truppen wieder preisgegeben werden. — Der folgende Tag, an dem in der Hauptsache nur Artillerietätigkeit herrschte, führte zahlreiche Überläufer ins österreichisch-ungarische Lager, kriegsmüde, gebrochene Leute, die von den großen italienischen Verlusten der letzten Tage berichteten.

Am 11. Juli stießen die Italiener südöstlich des Suganertales mit starken Kräften vor. Der Angriff brach aber im Feuer des Gegners zusammen. Die überlebenden italienischen Abteilungen versuchten nun, sich wenigstens in der Nähe der k. u. k. Linien am Berge Rasta zu halten, wo sie notdürftige Deckung vor den feindlichen Gewehren und Maschinengewehren zu finden hofften. Gegend Abend zwang sie aber das Artilleriefeuer der Österreicher und Ungarn auch hier zur Flucht, auf der sie noch weit über 1000 Mann einbüßten. Ihre tags darauf unternommenen Versuche, in demselben Abschnitt Raum zu gewinnen, waren abermals vergeblich.

Hartnäckig und ausdauernd wurde auch wieder an den Nordhängen des Monte Pasubio gerungen. Wenn diese Kämpfe, die alle Besonderheiten des Gebirgskrieges zeigten (siehe die Kunstbeilage), auch noch zu keiner Entscheidung führten, so waren die Österreicher und Ungarn den dort angesetzten starken italienischen Kräften doch völlig gewachsen. Einigen k. u. k. Feldwachen und Streifabteilungen glückte es, am 12. Juli eine ganze Reihe kleinerer feindlicher Kampfgruppen aufzuheben.

An den nächsten Tagen nahmen die Kämpfe an den genannten Punkten ihren Fortgang. Gegen den Berg Rasta setzten die Italiener am 13. nicht weniger als zehn Sturmangriffe an. Alle ihre Anstrengungen aber blieben erfolglos, so daß ihre Unternehmungslust allmählich spürbar abflaute. Bei dem Ausbleiben aller Fortschritte suchte sich die italienische Heeresleitung dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie in ihren Berichten auf die Gefährdung der österreichisch-ungarischen Front gegen Rußland hinwies als Folge der Bindung überaus zahlreicher k. u. k. Kräfte im Kampfe mit Italien.

Bald gingen die Österreicher und Ungarn zur Verbesserung ihrer Front an günstigen Stellen wie nördlich Arsiero und Asiago selbst zum Angriff über, und auf den Höhen der Posina gelang es ihnen am 21. Juli, einen wichtigen italienischen Beobachtungsposten zu erstürmen und gegen einen sogleich erfolgenden starken italienischen Gegenangriff fest zu behaupten.

Im letzten Drittel des Monats Juli kam es besonders im Gebiet der Tofana zu Hochgebirgskämpfen. Wenn hier auch nur geringe Kräfte einander gegenüber standen, so

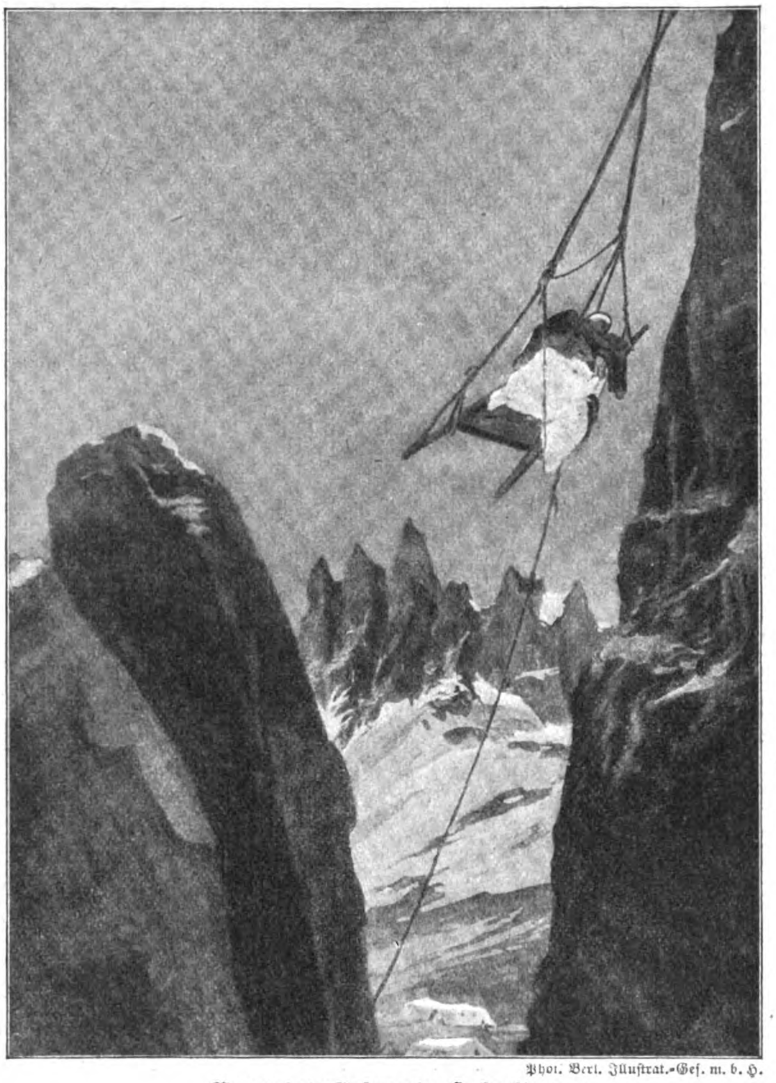
Phot. Az-Est, Budapest.

Verbandplatz hinter der österreichisch-ungarischen Front gegen Italien, der in wenigen Tagen an der Landstraße angelegt wurde.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

waren es doch beiderseits erlesene Truppen, die mit großer Erbitterung kämpften. In diesem Abschnitt war den Italienern das Ampezzotal mit Cortina gleich zu Beginn des Krieges ohne eigentlichen Widerstand überlassen worden. Im Nordwesten des Ampezzotales hatten sich die Österreicher und Ungarn aber in den Felsen und Wänden der Tofanagruppe eingenistet, Maschinengewehre und Minenwerfer eingebaut und den Eingang in das Travenanzetal nebst den Übergängen von dort nach Westen zu sperren gewußt. Eine südlich gegen den Gipfel dei Bos vorspringende Felsnadel der Tofana di Roces, von den Italienern „il Castelletto" genannt, die von der k. u. k. Besatzung sehr stark ausgebaut worden war, wollten die Italiener nach ihrem Bericht zerstört haben. Mit großer Mühe war es ihnen gelungen, oberhalb dieser Stellung Fuß zu fassen und sie von oben mit den mitgeführten sogenannten „japanischen Kisten", Nitroglyzerin enthaltenden Gefäßen, zu bewerfen. Diese Kisten explodierten auch mit gewaltigem, donnerartigem Knall, der weithin durch die Berge fortrollte, und wirbelten große Gesteinsmassen auf. Die österreichisch-ungarische Stellung aber trafen sie nicht. —

Mehr denn je fanden die k. u. k. Seestreitkräfte in der Berichtszeit Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung in der Luft wie zu Wasser. Am 10. Juli traf der kleine Kreuzer „Novara" in der Straße von Otranto auf eine Anzahl bewaffneter englischer Überwachungsdampfer, die sämtlich durch das Geschützfeuer des Kreuzers unter schweren Kesselexplosionen in Brand gesetzt und versenkt wurden. Der ganze Vorgang spielte sich so rasch ab, daß der Sieger erst von den Gefangenen erfuhr, daß ihm nicht nur vier, wie er beobachtet hatte, sondern fünf Dampfer zum Opfer gefallen waren. Von der Besatzung dieser Fahrzeuge hatten nur neun Mann gerettet werden können. — An demselben Tage nachmittags war, ebenfalls in der Straße von Otranto, auch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot mit Erfolg tätig: es versenkte einen italienischen Torpedobootzerstörer von der Art des „Indomito".



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Verwundetenfürsorge im Hochgebirge.
Ein Verwundeter wird von einem Berggipfel in das Gebirgstal herabgelassen, wo sich das Feldlazarett befindet.

In der Frühe des folgenden Tages erschienen drei italienische Zerstörer auf der Höhe von Parenzo und eröffneten aus großer Entfernung das Feuer. Ohne etwas erreicht zu haben, abgesehen von unbedeutendem Gebäudeschaden, brachen die Italiener den Angriff schon nach kurzer Zeit ab, als die k. u. k. Strandbatterien einige Treffer gegen sie erzielt hatten. — Am Nachmittag desselben Tages griffen österreichisch-ungarische Seeflugzeuge Ravenna und die Batterien von Corsini an und warfen mit gutem Erfolge Bomben ab. Trotz heftigen Abwehrfeuers gelang es ihnen, unversehrt zurückzukehren.

In der Nacht zum 15. Juli ereignete sich in der mittleren Adria zwischen k. u. k. Torpedobooten und einem italienischen Unterseeboot ein Zusammenstoß, bei dem letzteres vernichtet wurde, ohne daß auch nur ein Mann seiner Besatzung hätte aufgefischt werden können. Auf ihrer weiteren Fahrt trafen die österreichisch-ungarischen Torpedoboote in der südlichen Adria auf ein anderes feindliches U-Boot, dessen Zugehörigkeit nicht festzustellen war; auch dieses wurde mit der gesamten Besatzung auf den Grund geschickt.

Mit welchem Glück österreichisch-ungarische und deutsche Seestreitkräfte im Mittelmeer am Werke waren, zeigte die am 22. Juli von Genueser Blättern gebrachte Angabe, daß bis zum 18. schon wieder elf Kohlendampfer überfällig und wahrscheinlich eine Beute der gegnerischen U-Boote geworden seien. Dabei mußte festgestellt werden, daß die Mehrzahl der bekannt gewordenen U-Boot-Angriffe in der Straße von Gibraltar, also in nächster Nähe der englischen Befestigungen und der englischen Kriegschiffe erfolgt war.

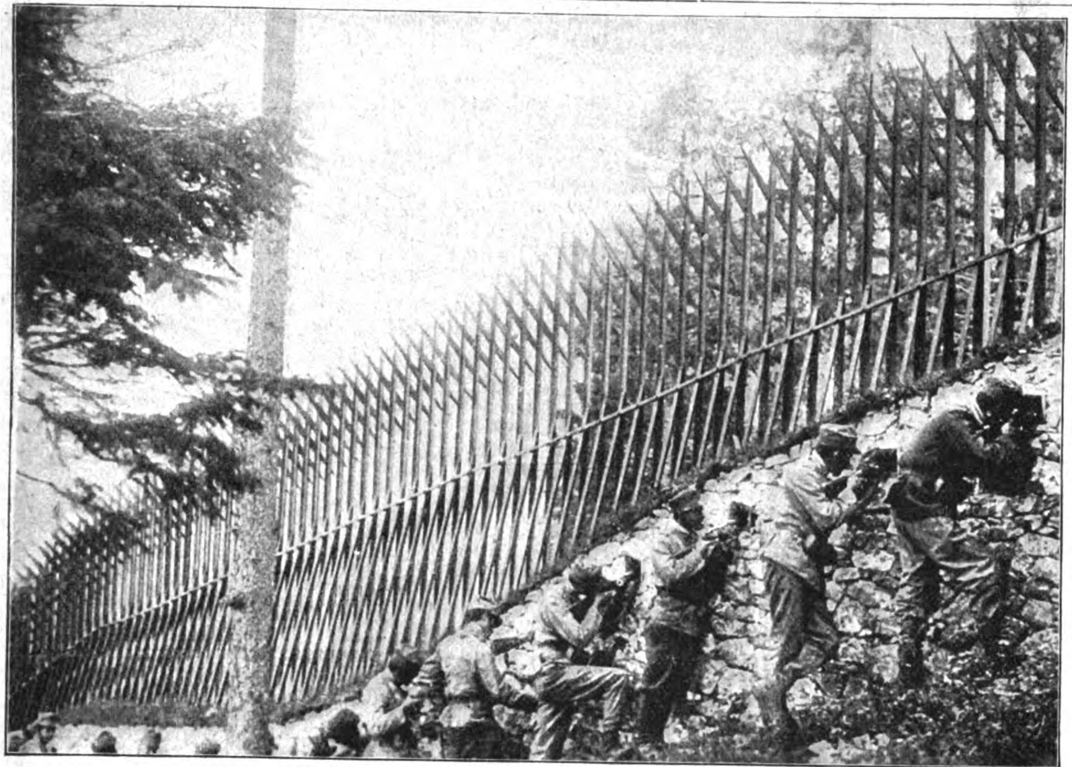
Sehr unglücklich kämpften drei italienische Seeflugzeuge am 19. Juli. Sie flogen über das dalmatinische Inselgebiet und warfen auf verankerte oder im Schutze der Inseln fahrende Dampfer ohne den geringsten Erfolg Bomben ab. Den Besatzungen des betroffenen Gebietes im Verein mit österreichisch-ungarischen Seestreitkräften gelang es, zwei der feindlichen Flugzeuge zum Niedergehen zu zwingen, von denen das eine von einem österreichisch-ungarischen Torpedoboot völlig unbeschädigt hereingeholt werden konnte, während das andere verbrannte; die Besatzung der beiden Flugzeuge geriet unverwundet in Gefangenschaft.

* * *

Auf dem **Balkan** waren von kriegerischen Ereignissen nur andauernde Gefechte der Österreicher und Ungarn mit den Italienern an der Vojusa zu verzeichnen, durch die jedoch noch keine Entscheidung herbeigeführt wurde. Die Italiener befanden sich dabei in der Verteidigung.

In Griechenland erzwang der Druck des Vierverbandes eine ihm günstige Änderung der allgemeinen Lage. Venizelos hatte sich allmählich wieder ganz in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gedrängt und erhoffte offenbar von den in Vorbereitung befindlichen Neuwahlen seine Rückkehr auf den Posten des Ministerpräsidenten. Er stützte sich dabei natürlich auf den Vierverband, für den er in der ihm ergebenen Presse auf alle Weise eintrat. Soweit die Zustände in Griechenland nicht nach dem Herzen des Volkes seien, sollte Skuludis die Schuld tragen. Auf jeden Fall müsse die „Vorherrschaft Deutschlands" niedergerungen werden. Empört über derartige Verdrehungen der Tatsachen, ließen sich einige griechische Offiziere hinreißen, in die Räume einer venizelistischen Zeitung einzudringen und sich an den Schriftleitern tätlich zu vergreifen. Sie wurden auf Anordnung Sarrails verhaftet und der griechischen Behörde erst ausgeliefert, nachdem diese die Verurteilung und Bestrafung der Offiziere zugesagt hatte.

Die Abrüstung des griechischen Heeres vollzog sich nicht mit der vom Vierverband gewünschten Schnelligkeit. In Nordepirus hatte sie am 10. Juli noch nicht einmal begonnen.



Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Eigenartige neue Schützenstellungen der Italiener.

den Vierverband tatsächlich vollzogen, wäre es zu dem von diesem erhofften Einmarsch der Russen über die Karpathen auf ungarisches Gebiet gekommen.

Die russische Vorwärtsbewegung war jedoch nach dem ersten Drittel des Juli völlig zum Stillstand gekommen. Zur Aufrechterhaltung der Stimmung griffen die Russen deshalb wieder einmal zur Verbreitung erfundener Nachrichten: sie behaupteten, Pinsk erobert zu haben. Dem gegenüber konnte der deutsche Bericht vom 10. Juli feststellen, daß an diesem Teile der Front infolge der vorangegangenen schweren Angriffe zwar Verschiebungen stattgefunden hatten, so daß Pinsk nunmehr innerhalb der deutschen Linien die östliche Ausbuchtung bildete, daß der Platz aber trotz aller Anstrengungen der Russen unbestritten in deutschem Besitz war. Die Kämpfe, die an diesem Frontteile zehn Tage hindurch getobt hatten, mit Baranowitschi als russischem Hauptangriffsziel, hatten an Einsatz von Menschen und Geschützen selbst die gleichzeitigen schweren Zusammenstöße in Wolhynien übertroffen. Oft war es zu erbittertem Ringen Mann gegen Mann gekommen (siehe Bild Seite 145). Mit allen Opfern hatten die Russen aber gegen den zähen Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen und der hier Schulter an Schulter mit ihnen kämpfenden Deutschen nur einen ganz geringfügigen Geländegewinn davonzutragen vermocht.

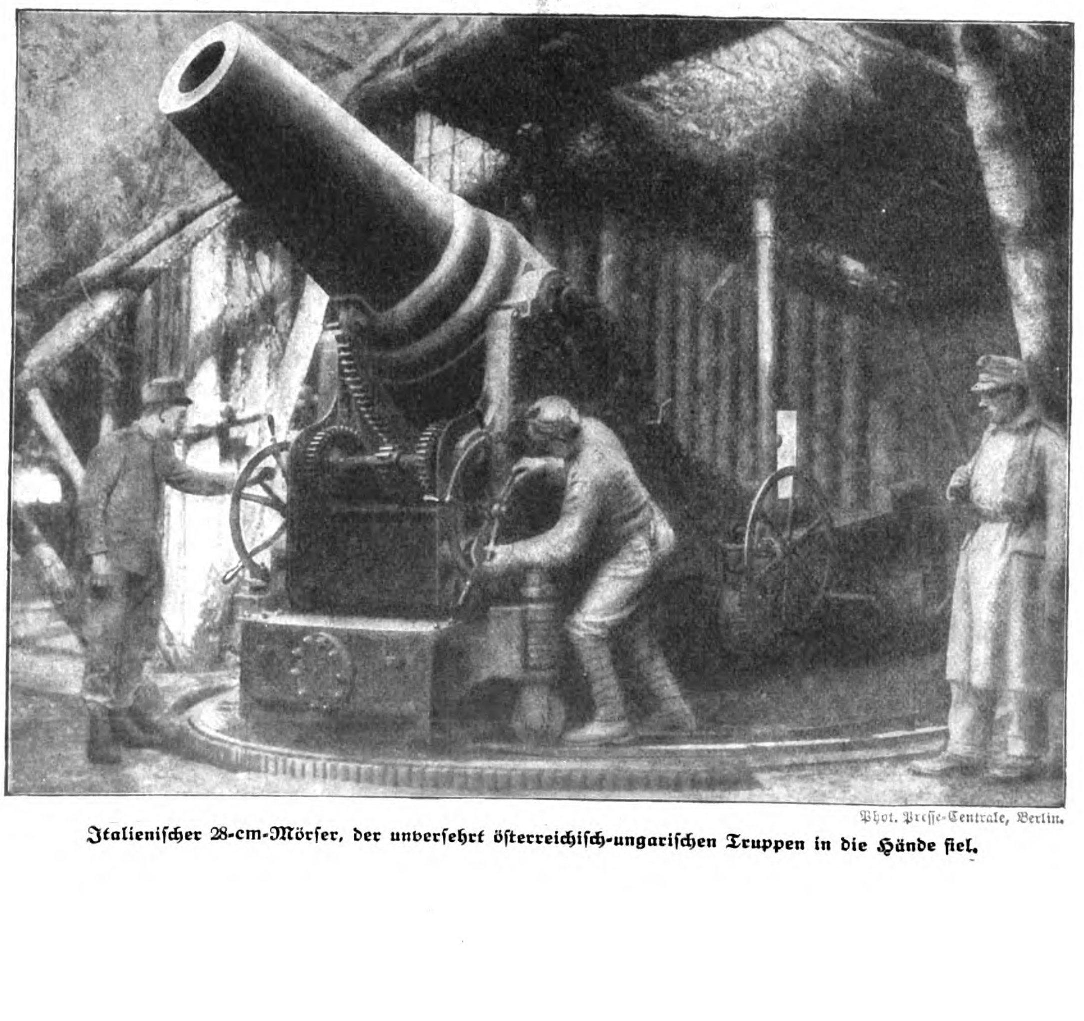
Die Versuche der Russen, vor allem die deutsche Front an irgend einer wichtigen Stelle einzudrücken, nahmen auch weiterhin ihren Fortgang. Sie versuchten

Gerüchtweise verlautete, daß ein Teil der aus den bulgarischen Ortschaften Mazedoniens stammenden Mannschaften und Offiziere bei Doiran die Grenze überschritten und sich bulgarischen Regimentern angeschlossen habe. In den meisten griechischen Städten entstanden Militärvereine, die wenigstens eine lockere militärische Organisation bildeten und auf diese Weise erreichten, daß die Zwangsabrüstung nicht zu voller Wirkung kam.

Eine starke Erregung ging durch das ganze Land, als am 14. Juli das Königschloß von Tatoi mit dem gesamten Park von Dekelia durch eine große Feuersbrunst zerstört wurde. Der Brand brach in solcher Nähe des Schlosses aus, daß die dort zum Sommeraufenthalt weilende königliche Familie in Lebensgefahr geriet, dehnte sich über die anschließenden Gebiete aus und zerstörte 100 000 Hektar alten Pinienwaldes. Als Ursache des Brandes wurde mit Sicherheit Brandstiftung festgestellt. Außer von der venezelistischen Presse wurde das Verbrechen allgemein dem Vierverband Schuld gegeben, obwohl man zur Wahrung des Scheines vorläufig einen armseligen Landstreicher festgenommen hatte, der leichtfertig mit Streichhölzern umgegangen sein sollte.

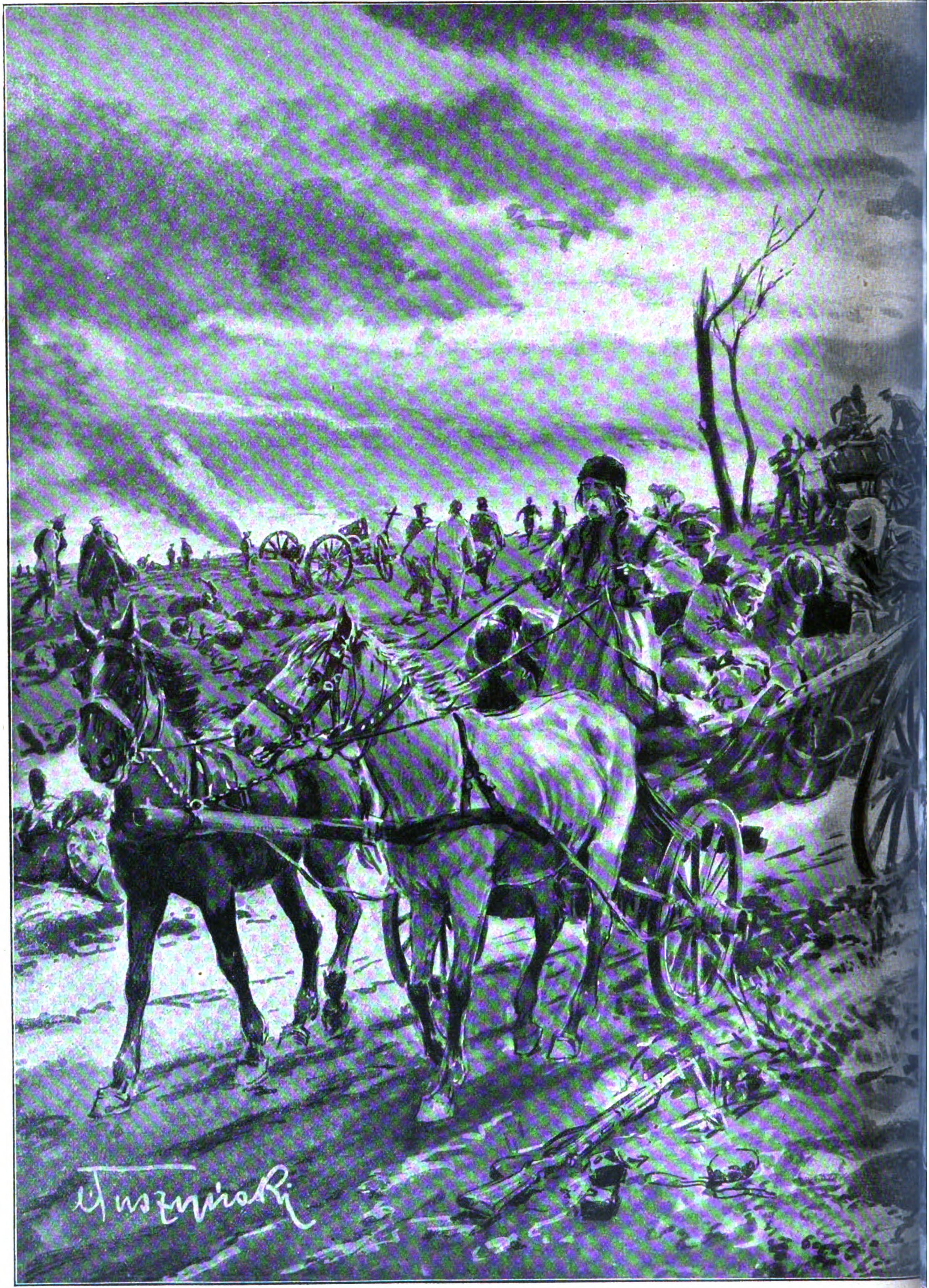
* * *

Die Vorgänge an der **russischen Front**, vor allem in der Bukowina und Ostgalizien, wurden mit gespannter Aufmerksamkeit vor allem auch in Rumänien verfolgt. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, ließ die rumänische Regierung an der Kriegsbereitschaft des Heeres durch Truppenverschiebungen und Einstellung neuer Jahrgänge arbeiten, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte Rumänien den Anschluß an



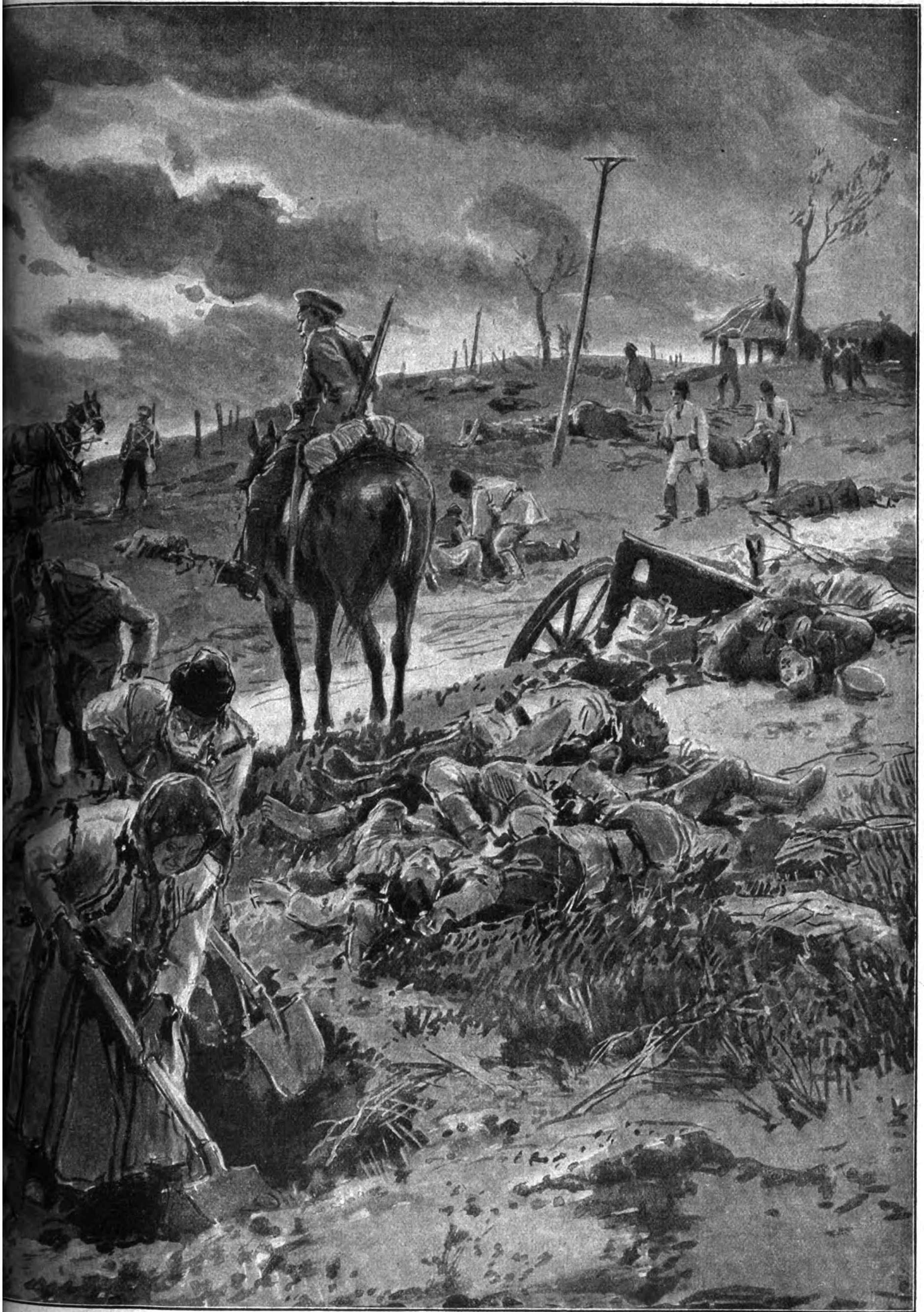
Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Italienischer 28-cm-Mörser, der unversehrt österreichisch-ungarischen Truppen in die Hände fiel.



Vom Treiben der Russen in der Bukowina: Die Bevölkerung wird

Nach einer Origina



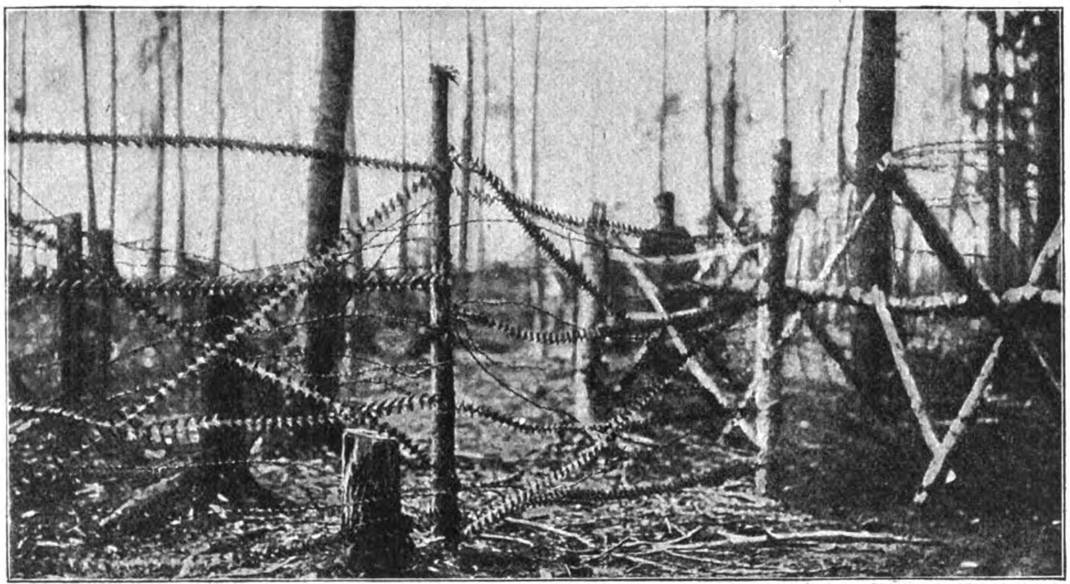
...gen, unter Aufsicht russischen Militärs ein Schlachtfeld aufzuräumen.
...g von L. Tuszynski.

am 11. Juli östlich Friedrichstadt die Düna zu überschreiten und setzten auch südlich des Naroczsees Angriffe an. Beide Unternehmungen wurden aber von den Deutschen alsbald niedergeschlagen, und auch an den folgenden Tagen blieben die russischen Bemühungen um den Dünaübergang bei Friedrichstadt erfolglos. — Am 15. Juli eröffneten die Russen westlich und südlich Riga schweres Artilleriefeuer als Einleitung zu größeren Infanterieangriffen. Diese konnten bei Katharinenhof stellenweise bis an die deutschen Hindernisse (siehe untenstehendes Bild) vorgetragen werden, brachen hier aber blutig zusammen. Vom 17. bis 19. Juli steigerten die Russen ihre Anstrengungen beiderseits der Straße Ekau—Kekkau noch; doch brachen alle ihre Vorstöße unter so blutigen Verlusten zusammen, daß sie am 20. nur noch geringe Stoßkraft zu entwickeln vermochten. Schon in der Nacht zum 21. Juli hatten sie sich aber so weit erholt, daß sie den Angriff wieder aufnehmen konnten. Doch wurden sie von tapferen brandenburgischen Regimentern gründlich heimgeschickt und fanden in den folgenden Tagen nicht wieder die Kraft zu größeren Unternehmungen.

Auch zur See wurde im nördlichen Teile der Ostfront gekämpft. Den Versuchen der russischen Kriegschiffe, durch ihr Feuer die gegnerischen Küstenstellungen zu erschüttern, wußten die Deutschen durch ihre Strandbatterien wie auch durch ihre Seeflugzeuge wirksam zu begegnen. Am 18. Juli drangen diese, weit auf feindliches Gebiet vorgreifend, in den Finnischen Meerbusen ein und befeuerten mit großer Wirkung die im Kriegshafen von Reval (siehe Bild Seite 144) liegende russische Flotte nebst den dortigen Hafenanlagen, ohne selbst durch das feindliche Abwehrfeuer Schaden zu erleiden. Teile der deutschen Flotte, die vor dem Finnischen Meerbusen, also weit von ihren Ausgangshäfen entfernt, die russische Flotte zum Kampf erwarteten, hatten keine Gelegenheit, sich mit dem Gegner zu messen, weil dieser vorzog, sich in seinen Häfen in Sicherheit zuhalten.

Die Truppen des Prinzen Leopold von Bayern setzten am 13. Juli ihren ungestümen Vorstoß gegen die Russen fort, eroberten die bei deren erstem Anlauf am Morgen des 3. Juli in der Gegend von Skrobowa verloren gegangene erste deutsche Verteidigungslinie zum Teil zurück und behaupteten sich in der neuen Stellung auch gegen die tags darauf erfolgenden russischen Gegenangriffe.

Bei der Armee Linsingen standen immer noch die Kämpfe im Stochodabschnitt im Vordergrund. Bei Czerewiszcze, Hulewiszcze, Koryshni und Janowka sowie beiderseits der Bahn Kowel—Rowno führten die Russen am 10. Juli starke Abteilungen ins Feuer, die indessen überall in hartem Ringen zurückgeworfen wurden; bei Hulewiszcze war der Gegenstoß so wuchtig, daß die Russen über ihre eigene Ausgangstellung verlustreich zurückgeworfen wurden. Ihre Versuche zur Erzwingung des Stochodübergangs wurden am folgenden Tage fortgesetzt, führten aber nur bei Janowka einen Teil der Truppen über den Fluß auf dessen südliches Ufer. Kein Mann der Herübergekommenen sollte zurückkehren: wer in dem kräftigen Gegenstoß der deutschen und der k. u. k. Truppen nicht den Tod fand, wanderte in Gefangenschaft. Trotz dieser Mißerfolge ließ General Kaledin aber auch am 12. und 13. Juli seine Truppen unermüdlich gegen den Stochod Sturm laufen, hauptsächlich in der Gegend von Sarny.



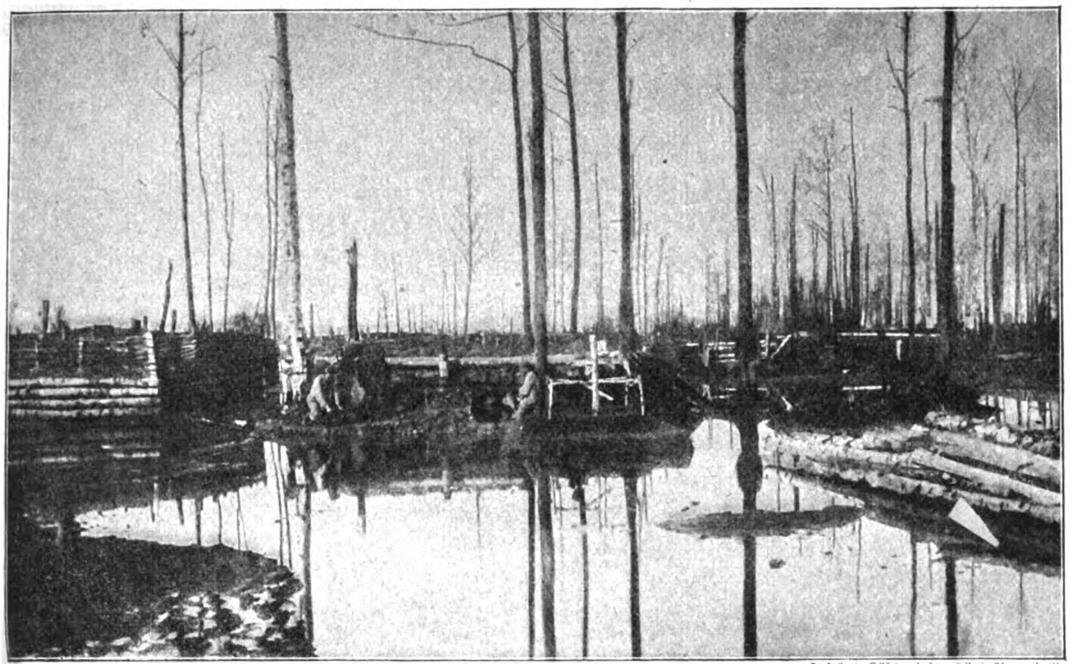
Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Stachelbandhindernis auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Ein weiteres Angriffsziel der durch die Armee Lesch verstärkten Kaledinschen Truppen war der von Truppen des Generals v. Linsingen um Luck gebildete Ring. Namentlich vom 13. bis 15. Juli liefen hier die russischen Infanteriemassen, von gewaltigem Geschützfeuer unterstützt, gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien an. Letztere gerieten durch starken Druck gegen ihre Flanken in Bedrängnis, erfuhren aber rechtzeitig Entlastung durch einen starken Gegenstoß deutscher Bataillone, so daß sie, vom Feinde ungestört, ihre zu weit vorgeschobenen Linien verkürzen und in eine vorzügliche Stellung hinter der Lipa zurückgehen konnten. Die Russen hatten damit wohl einen Fortschritt erzielt, fanden aber nicht die Möglichkeit, ihn voll auszunutzen, wie sich schon in den nächsten Tagen ergab, in denen den russischen Anstrengungen, westlich und südwestlich Luck weiterhin Raum zu gewinnen, keinerlei Erfolg beschieden war. Am 19. Juli konnten die Deutschen südwestlich Luck ihre Stellung sogar wieder in die allgemeine Linie Tereskowiec—Jelizarow vorschieben. Österreichisch-ungarische Truppen führten in ähnlicher Absicht einen Vorstoß im Stochodknie nördlich Sokul glücklich durch, wobei sie die Russen aus ihrer vordersten Stellung warfen und dann ihrem Auftrage gemäß unbehelligt in die Ausgangstellung zurückkehrten.

Trotz dieser starken Inanspruchnahme im nördlichen und mittleren Teile Wolhyniens richteten die Russen auch gegen die untere Lipa und den Raum um Werben ein heftiges Feuer, mit dem sie in diesem Gebiet ebenfalls größere Unternehmungen vorbereiteten. Am 20. Juli glaubten sie so weit zu sein, ihre Infanterie vorschicken zu können. Doch auch diesmal brachte die Armee Linsingen, die seit Wochen schon nahezu Übermenschliches geleistet hatte, den Anprall zum Stehen. Der nach Werben vorspringende Bogen der gemeinsamen deutschen und k. u. k. Front mußte freilich aufgegeben werden, weil er der russischen Übermacht die Möglichkeit umfassender Angriffe geboten hätte. Noch weiter vorzudringen, war den Russen nicht vergönnt: als sie am 22. Juli gegen die neuen Linien der verbündeten Mittelmächte bei Zahatka über den Styr vorgehen wollten, fügte ihnen das Feuer deutscher Batterien so beträchtliche Verluste zu, daß sie ihre Absicht aufgeben mußten. —

In Ostgalizien und in der Bukowina konnten die Russen ihre Erfolge trotz aller Anstrengungen nicht weiter ausbauen, weil sie durch die erlittenen Verluste allzusehr erschöpft waren. Auch lockerte sich der Zusammenhang mit den übrigen Teilen der gesamten Ostfront. Immerhin waren die Russen auch hier noch so stark, daß die Armeen Bothmer, Böhm-Ermolli, Pflanzer-Baltin darauf bedacht sein mußten, ihre Stellungen und Bestände nach Möglichkeit zu verstärken. Nach und nach konnten sie nun auch zu eigenen Angriffsunternehmungen schreiten, so daß die Bevölkerung in beiden Gebieten, vor allem aber in der Bukowina, wo die Russen auch jetzt wieder wie schon so oft schlimm gehaust hatten (siehe Bild Seite 140/141), nach schweren Drangsalen — unter anderem wurde auf den Feldern planmäßig das Getreide vernichtet — aufzuatmen begann. Zu größeren Kampfhandlungen kam es jedoch nur noch selten; meist handelte es sich um kleinere Einzelkämpfe, die sich um den Besitz von Höhenstellungen, Pässen, Übergängen drehten.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Deutsche Stellung im litauischen Seengebiet.

Das Bild zeigt die ungemeinen Schwierigkeiten, mit denen unsere Feldgrauen in Rußland zu kämpfen haben.

Am 10. Juli schlugen die Österreicher und Ungarn russische Vorstöße bei Zabie am Czeremosz unweit der ungarischen Karpathengrenze ab, und ebenso gelang es ihnen am 11., sieben kräftige Anläufe der Russen gegen die Höhe Hordio südöstlich Mikuliczyn blutig zurückzuweisen. Im Raume von Zabie kämpften k. u. k. Streiftruppen auch am 14. und 15. Juli mit gutem Erfolge.

Die Truppen des Grafen v. Bothmer hatten am 12. Juli einen russischen Sturmangriff westlich und nordwestlich Buczacz abzuwehren, der größtenteils schon vor den Hindernissen zusammenbrach; nur an einem schmalen Stück der Front konnte der Gegner eindringen, mußte seinen Gewinn aber unter dem Gegenstoß rasch herangezogener Reserven sehr bald wieder herausgeben. Nicht anders erging es den Russen auch bei den Angriffen, die sie in demselben Abschnitt an den beiden folgenden Tagen unternahmen.

Zu schweren Zusammenstößen kam es am 14. Juli im Raume von Delatyn am Pruth. Einzelnen russischen Abteilungen gelang es, vorübergehend die Stadt selbst zu erreichen; südwestlich des Ortes dagegen wurden sie schwer geschlagen. Am 18. gewannen russische Abteilungen bei Delatyn das Westufer des Pruth; einem sofortigen Gegenangriff der Österreicher und Ungarn gelang es aber, sie auf das östliche Ufer zurückzudrängen. — Auch Sturmangriffe der Russen bei der Höhe Capul und dem Gestüt Luczina verliefen ergebnislos.

Im letzten Drittel des Juli wurde auch um den Besitz der Paßstraße im Raume von Tatarow, die hinter Jablonica den Tatarenpaß überschreitet, heftig gerungen, und zwar hauptsächlich an dem Bahnabschnitt von Tatarow bis Worochta, der letzten Station auf galizischem Gebiet vor der ungarischen Grenze. Die zwischen Bahnlinie und Paßstraße gelegene, beide beherrschende Magurahöhe (1267 Meter) hatte mehrmals den Besitzer gewechselt. Schließlich gelang es den Russen, den wichtigen Punkt unter rücksichtslosen Opfern zu behaupten. Die Österreicher und Ungarn nahmen ihre Truppen daher gegen den Hauptkamm der Karpathen zurück und wehrten von hier aus dem Gegner das weitere Vordringen. — Die entscheidenden Erfolge, die die Russen, schon des Eindrucks auf Rumänien wegen, vor allem im südöstlichen Teil ihrer Gesamtfront mit größtem Nachdruck erstrebt hatten, waren ausgeblieben, während die Heere der Mittelmächte ihre im Juni stark bedrohte Lage mehr und mehr hatten verbessern können. Wie sehr die Russen bemüht waren, Rumänien für die Sache des Vierverbandes zu gewinnen, zeigte sich unter anderem darin, daß sie gegen Ende Juli einige Munitionstransporte freigaben, die man in Rumänien schon seit einem Jahre vergeblich erwartet hatte.

* * *

Die **Türken** hatten im Juli im Schwarzen Meere mehrfach Zusammenstöße mit russischen Seestreitkräften. So geriet am 23. der Kreuzer „Midilli" (früher „Breslau") in einen schweren Kampf mit fünf russischen Kriegschiffen, die ihm den Weg verlegen wollten, aber durch glückliche Treffer der „Midilli" schweren Schaden nahmen. Es gelang dieser, unversehrt den Hafen zu erreichen.

Zu Lande waren die Türken gegen die russische Kaukasusarmee ebenfalls erfolgreich. Als diese aber im weiteren Verlauf des Monats große Verstärkungen erhielt, konnte sie im Raume von Trapezunt erneut vorrücken. Nach russischem Bericht wollte sie sich bis gegen den 20. Juli um etwa 60 Kilometer vorgeschoben haben.

In Persien dagegen und in der „Richtung auf Bagdad" wurden die Russen gegen Ende des Monats durch größere türkische Truppenmassen weit zurückgedrängt, wodurch die Möglichkeit einer Vereinigung von Russen und Engländern in immer größere Ferne rückte.

Über die englische Tigrisarmee, die tatenlos in ihren alten Stellungen verharrte, trafen so schlimme Nachrichten ein, daß man eine Wiederholung des Schicksals der Armee Townshend fürchtete und es im englischen Parlament zu stürmischen Angriffen auf die Regierung kam.

Einen großen Sieg meldeten türkische Berichte auch aus Nordafrika, wo die Italiener in mehreren schweren Gefechten entscheidend geschlagen worden und allein an Gefangenen über 6000 Mann eingebüßt haben sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Horchposten in Mückenschleiern ziehen auf Wache.

Illustrierte Kriegsberichte.

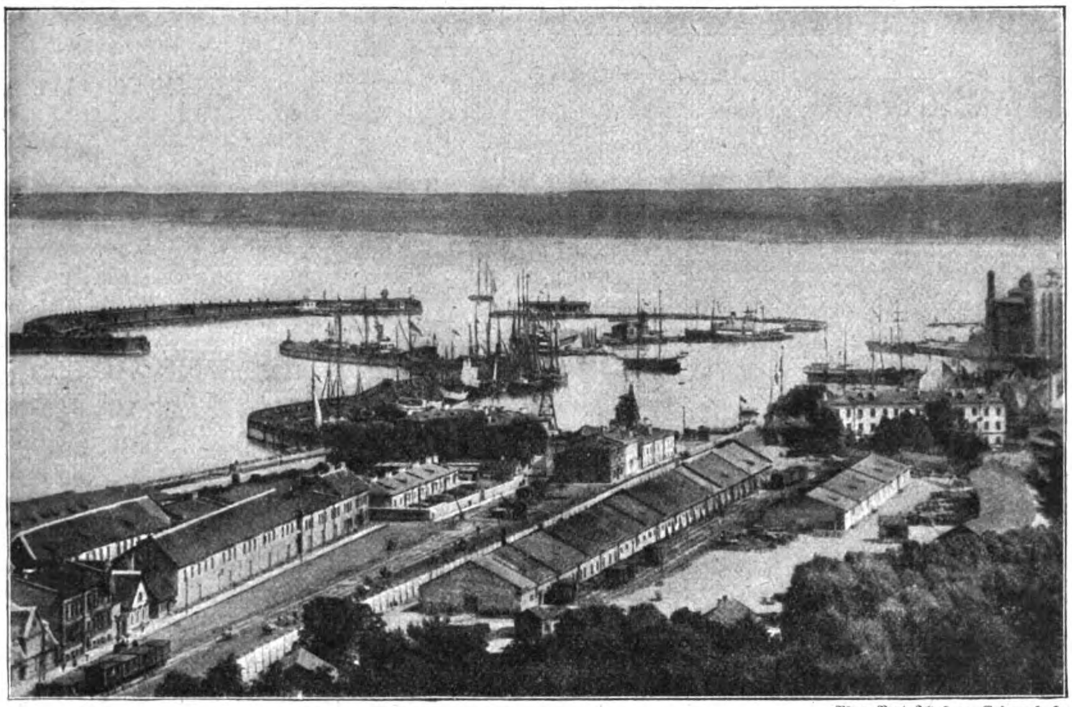
Erwerbsmöglichkeiten für heimkehrende Kriegsteilnehmer in geistig arbeitenden Berufen.

Von Dr. Paul Posener.

1.

Bereits in meiner unterm 9. März 1915 veröffentlichten Schrift „Deutsche Militärversorgung" habe ich, wohl als erster und in eingehend durchgeführter Systematik, darauf hingewiesen, daß die Unterbringung der heimkehrenden Kriegsteilnehmer planmäßig unter Zurückstellung kleinlicher Bedenken zu erfolgen habe. Es gilt nunmehr, die zahlreichen Bestrebungen zu einheitlichem Vorgehen zu sammeln.

I. Die Berufsfürsorge, ein etwas vernachlässigter Zweig unserer pädagogischen Friedensarbeit, bedarf geschulter Kräfte und einer äußerlich leicht erkennbaren und aufzufindenden Vertretung, auch einer ernsthaften Berufsberatungsbücherei.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der Kriegshafen von Reval mit den Werftanlagen.

1. Über gewisse grundlegende Fragen wird man sich vorab zu einigen haben. Der bisher geübte Beruf geht dem Invaliden oder auch dem unverletzt heimkehrenden Kriegsteilnehmer nicht lediglich durch die Invaliditätstatsache oder durch die lange Abwesenheit verloren. Oft wird es ihm erwünscht sein, einen unbefriedigenden Beruf aufzugeben, den er jung, unerfahren, durch unsachliche Erwägungen bestimmt, ergriffen hat.

2. Die Berufsfürsorge darf dem Kriegsteilnehmer nicht aufgedrängt werden; wird sie aber gegeben, so hat sie unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse zu erfolgen.

Für die Durchführung der Berufsfürsorge ist eine einheitliche Stelle erforderlich: nicht neu zu begründen, sondern aus Vorhandenem umzugestalten.

3. Man darf die Berufsfürsorge nicht auf Invaliden oder Kriegsbeschädigte beschränken: jeder Kriegsteilnehmer, gleichviel ob er dem Feld- oder Besatzungsheere, einem Truppenteile, einer Behörde oder dem Heeresgefolge angehört hat, muß darauf bauen können, daß das Vaterland sich seiner annehmen wird. Es ist aber auch an der Zeit, daran zu erinnern, daß die Berufsfürsorge besonders den Angehörigen der freien Berufe zugute kommen muß; kein Stand hat so sehr unter der Kriegslage gelitten wie die freien Berufe.

4. Zweck der Berufsfürsorge muß sein, dem Kriegsteilnehmer zu einer Berufsstellung zu verhelfen, in der er — in absehbarer Zeit — eine auskömmliche Lebenstellung erlangt.

5. Die Berufsfürsorge kann den einzelnen als geeignet ansehen, sofort in einen bestimmten Beruf überzugehen: in diesem Falle überweist sie ihn der Stelle (Arbeitsnachweis, Stellennachweis), die die Unterbringung planmäßig ausübt; falls es gewünscht wird, übernimmt sie auch den einleitenden Schriftwechsel. Ergibt sich, daß der zu Beratende einer Ausbildung bedarf, so hat die Berufsfürsorge hierüber die erforderlichen Aufklärungen zu geben.

II. Unter den Kriegsteilnehmern nehmen die Kapitulanten (Berufsunteroffiziere) eine besondere Stellung ein. Bereits in Friedenszeiten waren etwa 200 000 Kapitulanten, meist verheiratete Leute im Lebensalter von mehr als 30 Jahren, nicht oder nicht ausreichend versorgt. Die staatlichen Einrichtungen für die spätere Zivilversorgung genügten nicht.

1. Der freiwillige Militäranwärterunterricht bei der Truppe konnte nicht genügen, um die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Die Teilnahme erfolgt unregelmäßig, eine Vorbereitung oder ein Mitarbeiten ist nicht gesichert.

2. Die Gewährung des Zivilversorgungsscheines wirkt nach allgemein bestehender Auffassung nicht ausreichend.

3. Namentlich fehlte eine unparteiische, sachkundige Beratung für die Wahl des künftigen Berufes.

4. Die Militäranwärter erstreben auf Grund des Zivilversorgungsscheines pensionsberechtigte, also Beamtenstellungen; diese werden ihnen aber nicht, wie den Zivilanwärtern, ohne weiteres eröffnet, sondern sie müssen erst eine besondere Aufnahmeprüfung ablegen, die zur Fernhaltung der Militäranwärter von den ihnen gesetzlich eröffneten Laufbahnen dienen kann.

Auch die vertrauensärztliche Untersuchung, ob der Anwärter für den betreffenden Dienstzweig geeignet ist, darf nicht erst nach geschehener Vorbereitung und Prüfung erfolgen.

5. Die Militäranwärter fühlen sich durch die über ihre Anstellung entscheidenden Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden zurückgesetzt und benachteiligt. Hierzu kommt, daß der Militäranwärterunterricht während des Krieges ruht, und daß auch für kriegsverletzte Kapitulanten als solche keine besondere Fürsorge besteht. Die Militäranwärter sind also nahezu 2 Jahre in ihrem Fortkommen gehindert, soweit sie nicht in der Front Verwendung finden, und auf kostspielige private Vorbereitung, oft bei gewissenlosen Lehrern und mit unzulänglichen Lehrmitteln, angewiesen.

6. Für die Militäranwärter ist eine eigene Unterrichtsanstalt erforderlich, der eine Vorschule für die Realien anzugliedern wäre, um Lücken auszufüllen und Gelerntes zu befestigen.

Als Besucher der Lehranstalt kommen nur Militäranwärter in Frage, die sich für die mittlere Beamtenlaufbahn eignen.

Die Lehranstalt ist in zwei Stufen einzurichten:

allgemeiner Kursus, umfassend eine bessere Allgemeinbildung (insbesondere Bürgerkunde), Sprachen, Stenographie, Schreibmaschine, Bürolehre, Berufskunde;

besondere Kurse, enthaltend die spezielle Vorbildung für die einzuschlagenden Berufe (allgemeine Verwaltung, Post, Eisenbahn, Steuer, Justiz und so weiter).

Deutsche Truppen in der Gegend von Baranowitschi halten heftigen Massenangriffen der Russen stand.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Der Besuch der Lehranstalt ist unentgeltlich. Militäranwärter, die nicht mehr im Heeresdienst stehen, haben für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Kapitulanten, die zum Empfange des Zivilversorgungsscheines berechtigt sind, verbleiben für die Dauer des Besuches in ihren Kompetenzen.

Der allgemeine Kursus dauert zwei Vierteljahre, die besonderen ein oder zwei Vierteljahre. Der Aufnahme in den besonderen Kursus geht die vertrauensärztliche Prüfung voraus.

Die Abschlußprüfung ersetzt die Aufnahmeprüfung.

7. Die Lehranstalt ist als eine selbständige, mit keiner anderen Unterrichtsgelegenheit verbundene Einrichtung zu begründen. Wenn man auf jeden Korpsbezirk etwa 600 abgehende Militäranwärter jährlich rechnet, so kann man ermessen, welche große Bedeutung eine solche Anstalt haben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tätigkeit der Armee Pflanzer-Baltin auf dem Gebiete der Wohlfahrt und Wirtschaft.

Von Rifat Gozdović Pascha.

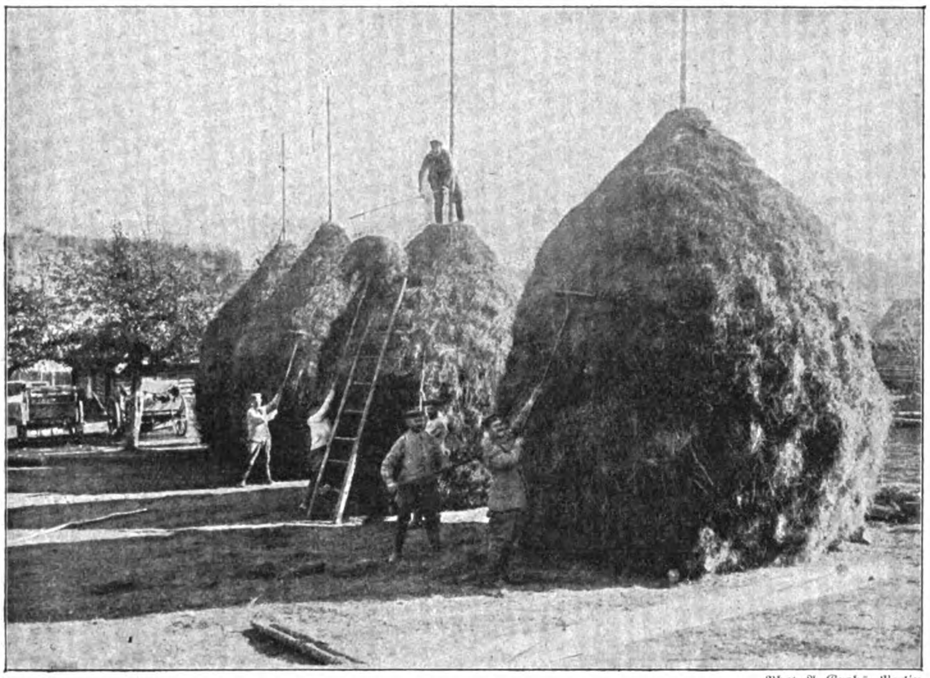
Als zu Beginn des Weltkrieges Österreich-Ungarn von allen Seiten vom Feinde bedroht war, wurde neben anderen auch General der Infanterie v. Pflanzer-Baltin mit der Bildung einer Armee betraut, und mit staunenswerter Entschlossenheit und Tatkraft stampfte er, von rechten Männern am rechten Platz unterstützt, binnen unglaublich kurzer Zeit eine Armee aus dem Boden. Was diese vor dem Feinde geleistet hat, wird für alle Zeiten ein besonderes Ruhmesblatt der Kriegsgeschichte des österreichisch-ungarischen Heeres bilden.

Gleichen Schritt mit ihren militärischen Erfolgen hielt die Tätigkeit der Armee Pflanzer-Baltin auf dem Gebiete der Wohlfahrt und Wirtschaft. Sie im vollen Umfange zu schildern, hieße den zugemessenen Raum weit überschreiten, weshalb hier nur die Hauptsachen angeführt werden mögen.

Die Wohlfahrtseinrichtungen hinter der Front bezwecken vor allem die Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Truppen und die Unterstützung der Landesbevölkerung. In erster Linie wurden, da der Winter nahte, genügend heizbare Unterkünfte geschaffen, zu welchem Zwecke Holzkohle in eigens errichteten Kohlenmeilern gewonnen wurde. Fehlendes Liegestroh wurde durch Holzwolle ersetzt, die man in eigenen Werkstätten herstellte. Das für den Bau der Unterkünfte für Mann und Roß erforderliche Holzmaterial wurde von Soldaten im Gebirge geschlagen, durch Feldbahnen hereingebracht und in selbst betriebenen Sägewerken zugeschnitten. Auf diese Art entstanden in den Tälern und Wäldern hinter der Front schöne, umfangreiche Kolonien zur Unterbringung der Reserven, ganze Dörfer mit Gartenanlagen und Blumenbeeten, in denen die peinlichste Reinlichkeit herrschte. Ihre Gassen wurden insgesamt mit Namen, die einzelnen Häuser mit Nummern bezeichnet. Das Ziel, den Truppen möglichst ausgiebige und abwechslungsreiche Kost zu bieten, dabei aber auch den Gewohnheiten der verschiedenen Volkstämme zu entsprechen, führte fast allenthalben zur Einrichtung großer Bäckereien, Schlächtereien und Selchereien, wie auch zur Anlage von Gemüsegärten in großem Stile.

Sämtliche Feldbäckereien arbeiten seit Kriegsbeginn ununterbrochen Tag und Nacht und liefern gewaltige Mengen Brot von tadelloser Mischung und Zubereitung. Außer den fahrbaren Feldbäckereien sind während des Stellungskampfes auch noch feste Bäckereien im Betriebe.

Die Fleischversorgung vollzieht sich mittels Schlächtereien, die mit Kühlkammern, Darmputzanlagen und Vorrichtungen zur Gewinnung von Goldschlägerhäutchen (zwecks Erzeugung von Ballonhüllen) versehen sind. Diesen Schlächtereien sind große Viehstallungen, in denen sich die Tiere vom Transport erholen, sowie auch Mastanstalten für Schweine angeschlossen. Für die Selchereien wurden Kühl- und Beizräume, Wursterzeugungsanlagen und Selchkammern geschaffen, für die die Divisionschlächtereien die gereinigten Därme liefern. Jedes einzelne Armeekorps erzeugt jeden dritten Tag 20 Meterzentner Wurst- und Selchwaren. Alle Erzeugnisse sind tadellos beschaffen, und für jedes Kilogramm werden 4 Kronen verausgabt. Der gewonnene Talg wird von allen Schlächtereien gesammelt und an die Truppen zum Einfetten des Schuhwerkes und der Waffen abgeführt, der Überschuß in eigenen Seifensiedereien verarbeitet. Als sich zur Zeit der Stellungskämpfe die Notwendigkeit ergab, die Truppen unabhängig von den Feldküchen mit warmer Nahrung und Getränken zu versorgen, wurden in Spenglereien Kochkessel mit einem Fassungsraum von 100 Litern hergestellt und diese an die Grabenbesatzungen zur Bereitung der Kost abgegeben. Auch Teekessel wurden angefertigt und Blecheimer zum Zutragen des Wassers erzeugt. Ferner stellten die Spenglereien Blechbadewannen und Duschapparate sowie Wasserbottiche und eine Unzahl anderer einschlägiger Gebrauchsgegenstände her.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Unsere Soldaten helfen in Feindesland beim Aufstapeln des Heus.
Die fertigen Mieten werden gegen Wind und Wetter mit Teerpappe verkleidet.

Der Bau vielgleisiger Feldbahnen bot Ersatz für die schlechten ostgalizischen Straßen und ermöglichte nun die rasche und sichere Verfrachtung von Verpflegungsgegenständen, Waffen, Munition und Truppen. Dem schloß sich der Bau dauernder, gut geschotterter, mit Brücken, Pfahlwerken, Durchlässen und Stationsgebäuden versehener Feldbahnen an, von denen die vorgeschobenen Schienenstränge abgezweigt wurden. So hatte bald jeder an der Front befindliche Truppenkörper seine eigene Bahnverbindung. Für den Straßenbau wurden Steinbrüche in Betrieb gesetzt, die mit Dampfschotterquetschen vereinigt sind und in ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit den für die Erhaltung der Straßen erforderlichen Schotter erzeugen. Zu seiner Einstampfung werden neuzeitliche Straßenwalzen verwendet.

Zwecks Gewinnung eines guten Trinkwassers schuf man unmittelbar hinter den Kampflinien zahlreiche Rasenbrunnen, deren Wasser durch Reinigungsvorrichtungen bazillenfrei gemacht wird; trotzdem darf die Mannschaft kein ungekochtes Trinkwasser genießen. Zur Füllung der Feldflaschen werden Tee- und Kaffeekonserven unmittelbar an die Leute abgegeben. Ferner erhält jeder Mann täglich ½ Liter Wein und Mineralwasser.

Eigene Kalköfen erzeugen Kalk zur Desinfektion der Unterkünfte und Kampfstellungen, und bei jedem Korps

wurden solide Dampf- und Brause-Duschbäder erbaut sowie Entlausungsanstalten errichtet. Jeder Mann muß mindestens einmal in der Woche baden, während seine Bekleidung und Wäsche durch Dampf keimfrei gemacht wird. Seife in hinreichender Menge stellen die Seifensiedereien bei. Durch diese streng durchgeführten Maßnahmen wurde die Läuseplage völlig beseitigt und Erkrankungen an Seuchen auf Einzelfälle beschränkt.

Sämtliche der Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit dienenden Anstalten wurden in wirkliche Spitäler umgewandelt, in denen Operationen jeder Art durchgeführt werden können; für die Zahnpflege sorgen Zahnambulatorien.

Auch für die geistige Zerstreuung der Soldaten geschah das Möglichste. In den Schützengräben wurden Bibliotheken, hinter den rückwärtigen Stellungen Spielplätze angelegt und zahlreiche, stets gutbesuchte Feldkinos errichtet. Soweit diese fahrbar sind, werden sie bis an die vorderste Front gebracht, um auch da der Mannschaft ihre Vorführungen zu bieten.

Nicht weniger nachdrücklich ist die Fürsorge für die Bevölkerung. Der Bereich der Armee Pflanzer-Baltin erstreckt sich auf ungefähr 100 000 Joch des besten Feldbodens, der nahezu ganz bebaut wird. Um dies zu ermöglichen, wurde die Arbeit der Zivilbevölkerung planvoll geregelt und jeder Abschnitt einem erfahrenen Offizier unterstellt. Zugleich wurden militärische Arbeiterabteilungen aufgestellt, die aus Schmieden, Zimmerleuten und Wagnern bestanden und kostenlos die gründliche Wiederherstellung und Instandhaltung der landwirtschaftlichen Geräte bewerkstelligten. Maschinenbauer und Schlosser

Kartoffelmiete.
Die einzelne Miete ist 20—30 Meter lang und trägt eine Holztafel mit der Angabe der Truppenabteilung, der die Miete gehört.

Die Kartoffeln werden zusammengetragen.

Unsere Soldaten bei der Kartoffelernte in Feindesland.
Nach photographischen Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.

hatten zahlreiche Motorpflüge wieder gebrauchsfähig gemacht, die durch Motorpflugführer betrieben wurden. Als nach dem übereinstimmenden Urteil der Grundbesitzer der bebaute Boden ein Mehrfaches gegenüber den Friedensjahren zu ertragen versprach, unterzog man die Ernte- und Dreschmaschinen einer gründlichen Ausbesserung und versetzte die vorhandenen Mühlen in betriebsfähigen Zustand, um die Einfuhr, den Drusch und die Vermahlung der Frucht ohne Aufenthalt durchführen zu können. Auch zu allen weiteren Arbeiten hinter der Front, wie Straßenerhaltung und Straßenbau, wurde die Bevölkerung herangezogen, wodurch Tausende guten Verdienst und die Mittel zur Beschaffung ausreichender Nahrung fanden. Der Wohlstand der Bauern hob sich derart, daß die meisten nicht allein imstande waren, die auf ihrem Besitze lastenden Schulden zu tilgen, sondern auch noch einen Überschuß in den Sparkassen zu hinterlegen.

Endlich wurden alle gesundheitlichen Vorkehrungen zur Verhütung von ansteckenden Krankheiten in gründlichster Weise durchgeführt, indem man die Bevölkerung durch Militärärzte gegen Typhus, Cholera und Blattern impfte. Die Kranken werden gleichfalls durch Militärärzte untersucht, behandelt und, wenn nötig, den Militärspitälern zur Heilung überwiesen.

Die Bevölkerung hat auch hierfür volles Verständnis an den Tag gelegt und wendet sich heute bereits in dankbarer Ergebenheit und vollem Vertrauen mit allen ihren Anliegen an die militärischen Befehlshaber der Armee Pflanzer-Baltin.

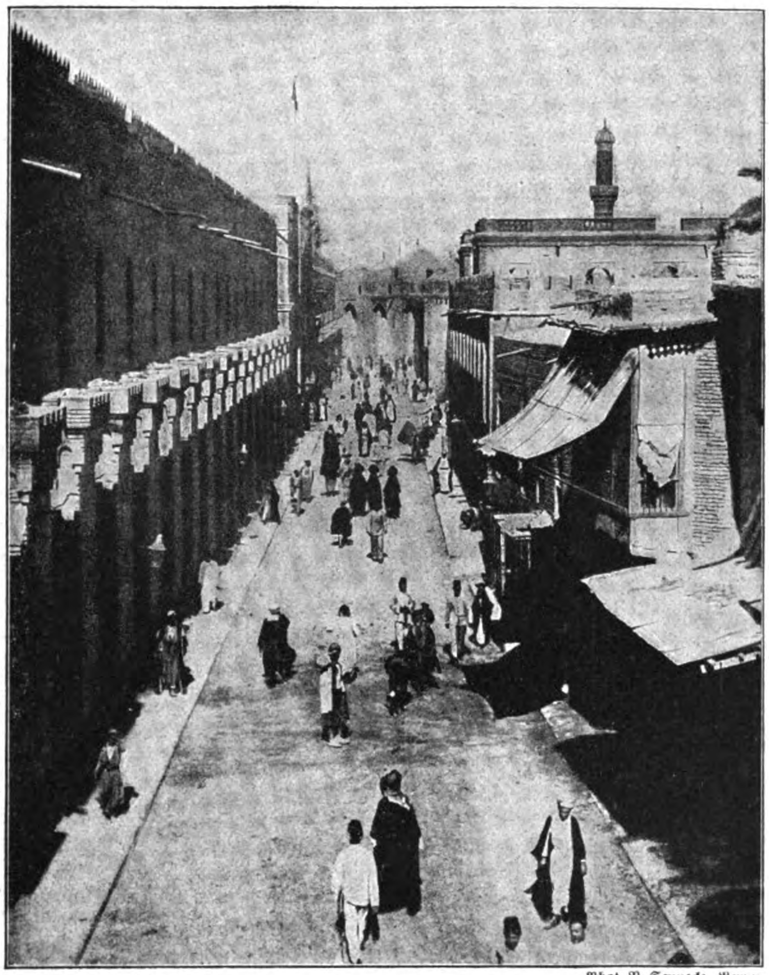
Türkischer Bajonettangriff in der Schlacht bei Felahie (22. April 1916).

(Hierzu die Bilder Seite 148 und 149.)

Nach dem in der Schlacht bei Ktesiphon (siehe Band IV Seite 30) gescheiterten Vorstoß auf Bagdad war die Lage der seit dem 10. Dezember 1915 in Kut-el-Amara von den Türken eingeschlossenen englischen Armee des Generals Townshend im Laufe des Frühjahrs unhaltbar geworden. Die Lebensmittel gingen zu Ende, und alle Versuche, den Belagerten durch Proviantschiffe auf dem Tigris zu Hilfe zu kommen, waren durch die Türken vereitelt worden. Unter den englischen Truppen griffen bereits Krankheiten und Seuchen in besorgniserregender Weise um sich, und General Townshend mußte, falls es der von Basra anrückenden Armee des Generals Aylmer nicht gelingen sollte, die Stellungen der Türken unterhalb Kut-el-Amaras zu durchbrechen, binnen kurzem die Waffen strecken.

So lagen die Verhältnisse auf dem Kriegschauplatz in Mesopotamien in der Mitte des April 1916, als sich die Engländer zu einem neuen, kräftigen Angriff gegen die türkischen Stellungen von Siwa—Felahie auf dem linken Tigrisufer entschlossen. Sie gingen dabei von der Annahme aus, daß die Türken, um den Vormarsch der Russen in Armenien aufzuhalten, einen großen Teil ihrer Streitkräfte aus Mesopotamien nach der bedrohten Nordfront hätten abschieben müssen. Außerdem rechnete man auf englischer Seite noch mit einem Vorgehen der in Persien stehenden russischen Truppen gegen Bagdad, wodurch auch die türkische Ostfront gefährdet worden wäre. Die Russen aber kamen in Armenien nicht über die Linie Trapezunt—Bitlis—Erzerum—Wan hinaus und im persischen Randgebirge wurde ihr Vormarsch gegen die mesopotamische Ebene von türkischen Truppen und persisch-türkischen Freiwilligenscharen aufgehalten. Die Türken sahen sich also nicht genötigt, ihre stark befestigte und vorteilhaft zwischen den Tigrissümpfen angelegte Südfront zu schwächen und konnten auch genügende Truppenmassen vor Kut-el-Amara lassen, um etwaige Ausfallversuche und Rückenangriffe durch Townshends Armee zu vereiteln.

Am 20. April eröffneten die Engländer zunächst ein äußerst heftiges Artilleriefeuer gegen die türkischen Stellungen bei Tissa, doch wurden sie, als sie nächtlicherweile mit starken Infanterieabteilungen einen Bajonettangriff versuchten, von den Türken zurückgeschlagen. Daraufhin richtete der Feind am anderen Tage seine Geschütze gegen die türkischen Stellungen bei Felahie auf dem linken Tigrisufer. Bis zum Mittag des 22. April dröhnte der Donner der Artillerie durch die weite Ebene, so daß ihn General Townshend in Kut-el-Amara ganz deutlich hören konnte. Unmittelbar darauf, nachdem der eiserne Hagel der Granaten und Schrapnelle über die türkischen Gräben niedergegangen war und dicke Rauchwolken zum klaren, sonnenglühenden Himmel aufstiegen, gingen die Engländer etwa in der Stärke einer halben Division gegen die Stellungen um Felahie vor. Der Feind konnte einige vorgeschobene Gräben, die während des Artilleriefeuers von den Türken geräumt worden waren, besetzen und auch an einzelnen Punkten bis zu den Hauptstellungen vordringen. Hier empfing ihn aber plötzlich ein verheerendes Flankenfeuer, das von dem rechten Flügel aus auf ihn eröffnet wurde. Während noch die englische Infanterie, übrigens zum größten Teil aus indischen Regimentern bestehend, gegen die türkische Front anstürmte, unternahmen die türkischen Reserven von der Flanke her einen kühnen Gegenangriff, der die eigenen Linien entlastete und zugleich den Feind in Verwirrung brachte. Diese Taktik, die schon Osman Pascha bei Plewna mit großem Erfolg gegen die russische Übermacht angewendet hatte, bewährte sich wiederholt im Weltkriege auch auf den orientalischen Schauplätzen; denn der türkische Soldat ist ein erprobter Kämpfer, der sich vor allem durch ungestümen Mut beim Angriff auszeichnet. Die türkischen Reserven — anatolische Kerntruppen, vermischt mit syrischen und arabischen Freiwilligen — fielen dem Feind in die Flanke und überrumpelten im ersten Anlauf die vordersten Reihen. Daraufhin entwickelte sich ein äußerst erbitterter Bajonettkampf (siehe nebenstehendes Bild), der volle zwei Stunden dauerte. Die erste Bestürzung des Gegners sich zunutze machend, stürzten sich die Türken mit Bajonett und Degen auf den Feind. Hier zeigten sich die flinken, geschmeidigen Türken und Araber den zähen, aber etwas schwerfälligen Engländern und Indern bedeutend überlegen. Obwohl diese sich auch tapfer wehrten, mußten sie schließlich doch, zumal auch die türkische Artillerie erfolgreich in den Kampf mit eingriff, den Rückzug antreten,

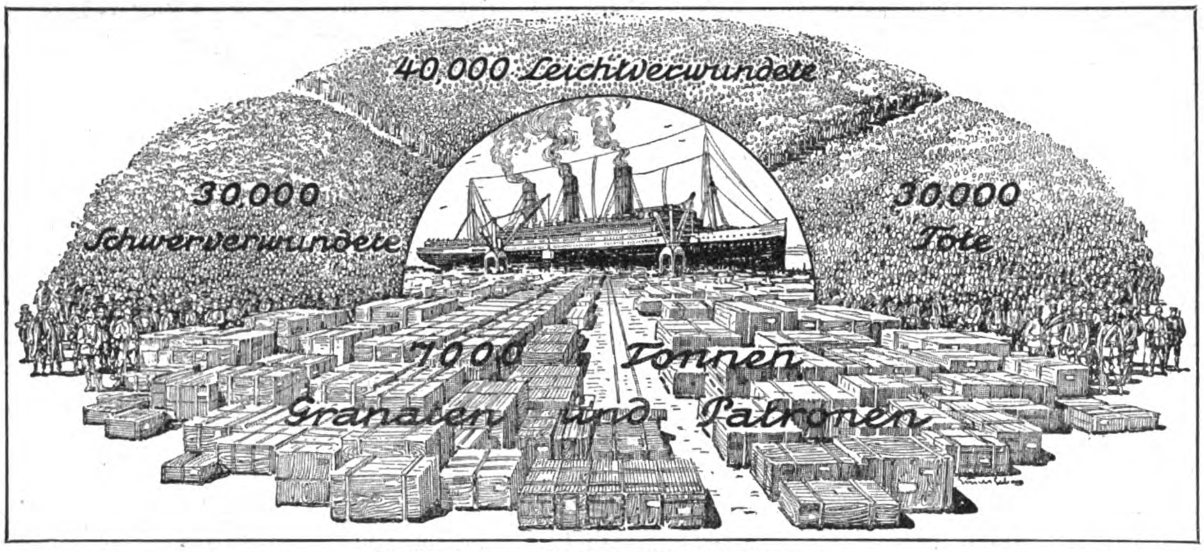


Phot. R. Sennecke, Berlin.

Leben und Treiben in der Hauptstraße Bagdads.

Türkischer Bajonettangriff in der Schlacht bei Felahie.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Die Wirkung amerikanischer Munitionslieferung.

Liefert Amerika eine Schiffsladung von 7000 Tonnen Granaten und Patronen, so bedeutet das nach der Munitionsstatistik früherer Kriege 30000 Tote, 30000 Schwer- und 40000 Leichtverwundete. Wenn aber auf solchen Schiffen ein Amerikaner infolge deutscher Abwehr das Leben verliert, so erblickt Wilson darin eine Bedrohung der Neutralität. — Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

der unter der Verfolgung der Türken in wilde Flucht ausartete. Mehr als 3000 Engländer blieben tot auf der Walstatt; außerdem machten die Türken zahlreiche Gefangene und erbeuteten eine große Menge Kriegsmaterial, das der fliehende Feind zurückließ. Die Verluste auf türkischer Seite dagegen waren nur unbedeutend.

Die Engländer gingen am Abend des 22. April wieder in ihre alten Stellungen zurück. Sie waren in der Schlacht von Felahie so geschwächt worden, daß sie zunächst nicht an einen neuen Durchbruch denken konnten. Damit aber hatte sich das Schicksal Kut-el-Amaras erfüllt; General Townshend konnte sich nicht länger halten und mußte sich am 29. April mit der gesamten Besatzung, die ungerechnet die Offiziere 13300 Mann stark war, und sämtlichem Kriegsmaterial bedingungslos den siegreichen Türken ergeben (vgl. Band IV Seite 403).

Krieg und Geld.

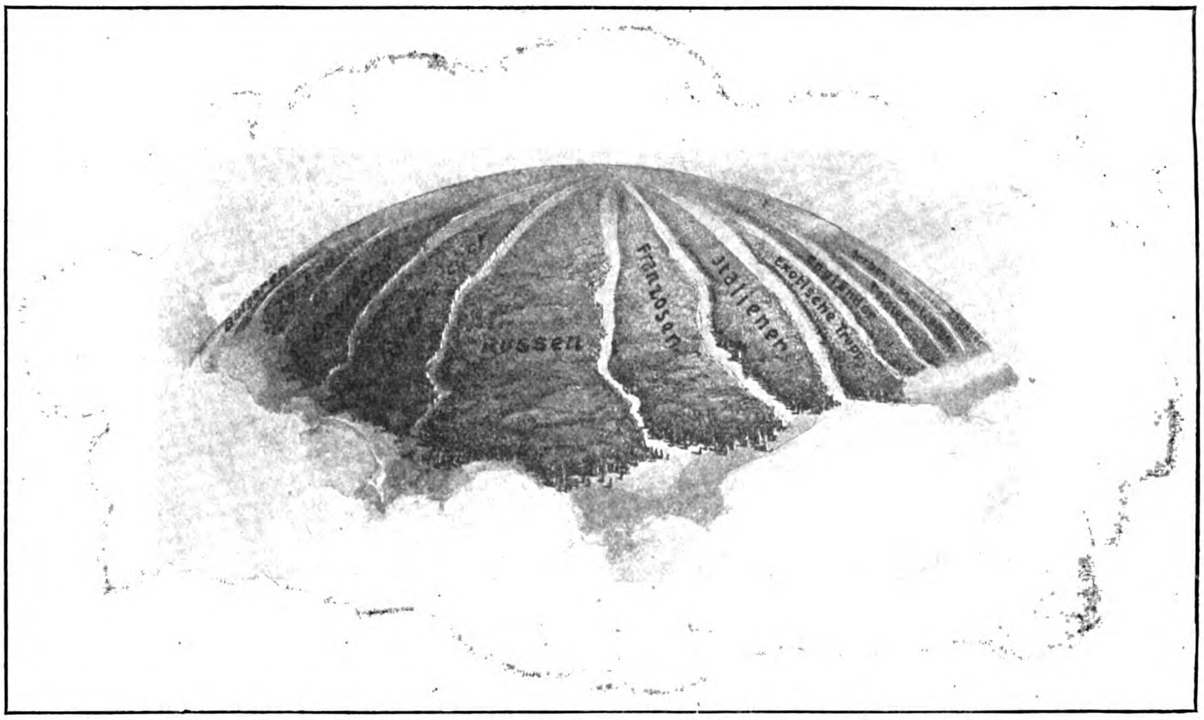
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 150—152.)

Wenn auch in heutigen Zeiten die Kriegführung durch neue Zahlungsmittel nicht mehr derartig an das Hartgeld gebunden ist wie früher, da man bisweilen sogar die Privatschatullen der Fürsten angreifen mußte, so ist sie doch nach wie vor unlöslich mit den Staatsfinanzen verknüpft. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß neben der militärischen auch eine finanzielle Mobilmachung einsetzte, die ebensogut geregelt war, wie jene. Die Worte des Fürsten Bismarck im Reichstage 1871 anläßlich der Debatte über einen Reichskriegschatz waren, wie die meisten Kriegserfahrungen, auf fruchtbaren Boden gefallen. Er sagte damals vom Siebziger Krieg: „Ich will bloß die eine Tatsache hervorheben, daß, wenn wir einen Staatschatz nicht gehabt hätten, wir tatsächlich nicht imstande gewesen wären, die paar Tage zu gewinnen, die hinreichten, das gesamte linke Rheinufer vor dem französischen Einfall zu schützen. Hätten wir den Staatschatz nicht gehabt, so fing der Krieg am Rhein an."

Zur finanziellen Kriegsbereitschaft gehört ferner das annähernde Überschlagen, was der nächste Krieg wohl kostet. Doch muß man auch hier eine Kriegserfahrung einflechten, daß nämlich der neue Krieg seine Überraschungen mit sich bringen wird und daß schon diese unbekannten Umstände wesentliche Mehrkosten verursachen dürften. So schätzte der englische Kriegsminister und sein Schatzkanzler die Kosten des Burenkrieges 1899 auf 10 Millionen Pfund und den Kriegszustand auf 5 Monate. Letzterer dauerte jedoch in Wirklichkeit 2 Jahre und 6 Monate, und die Kosten betrugen 211256000 Pfund. Trotzdem kann kein leitender Finanzmann durch Schätzung erhaltene Anhaltspunkte missen, da sie wenigstens für die ersten Wochen und Monate des Krieges vorausschauende Vorbereitungen ermöglichen. — Es ist dies übrigens der gleiche Fall wie bei der militärischen Mobilmachung.

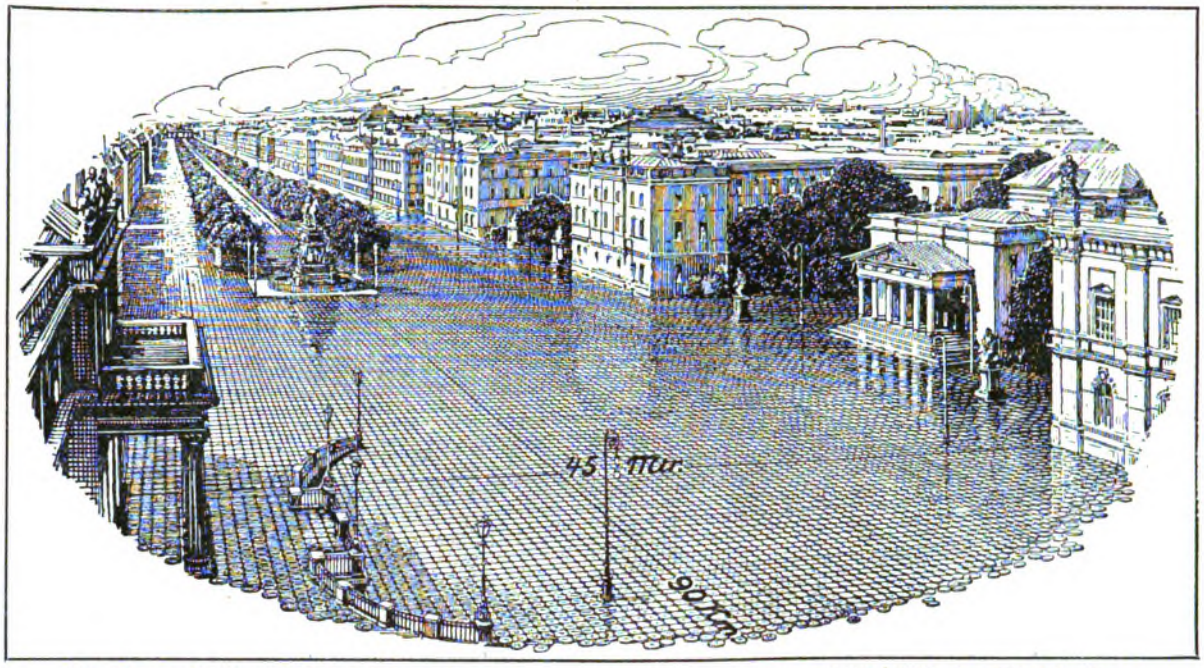
Wenn wir diese Zahlen lesen und ferner hören, daß der erste und zweite Schlesische Krieg zusammen 60 Millionen Taler verschlangen und der Siebenjährige 25 Millionen Taler,



Das Verhältnis der vom Weltkrieg geforderten Opfer an Toten und Verwundeten.

Ihre Gesamtzahl bis zum Frühjahr 1916 wird auf 4560000 berechnet, von denen weit mehr als die Hälfte auf den Vierverband entfällt. Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

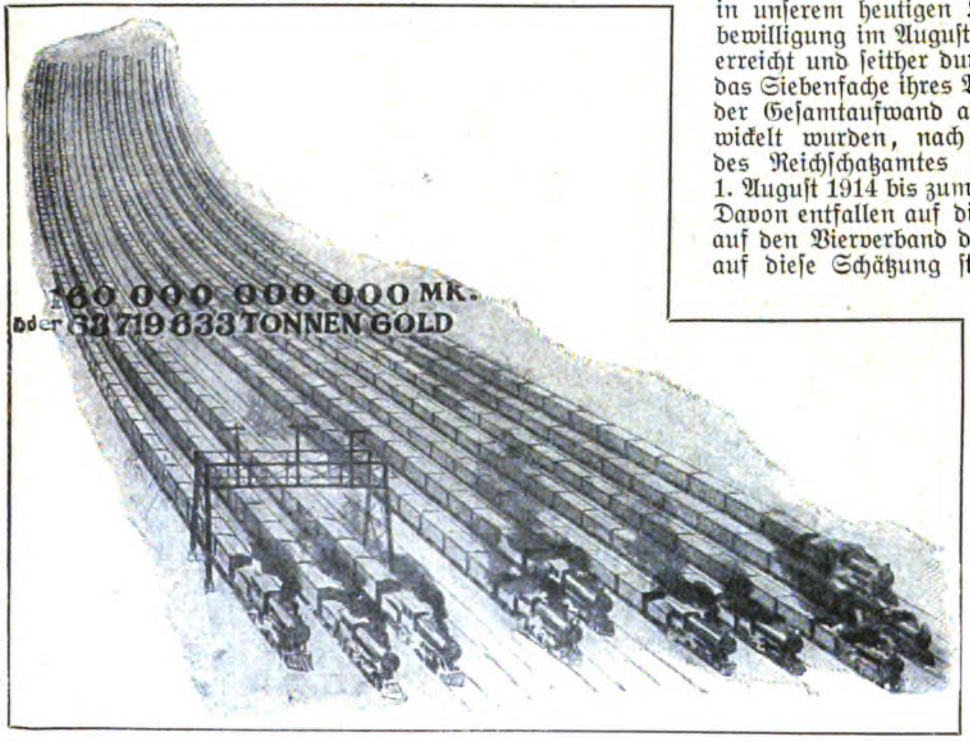
der Krieg von 1870/71 1551 Millionen Mark ohne Einrechnung der Kosten für Unterstützung der Familien, ohne Invalidenpensionen und Retablissementsgelder, so kann man sich beim besten Willen nichts anderes unter den Summen vorstellen, als daß es eben ungeheuer viel Geld ist. Es sollen deshalb nachfolgend durch anschauliche Darstellungen derartige Riesensummen zergliedert und dem menschlichen Fassungsvermögen näher gebracht werden.



Die bis zum 31. März 1916 erwachsenen Gesamtkosten des Weltkrieges werden auf 160 Milliarden Mark beziffert.
Mit dieser Summe ließe sich eine 45 Meter breite und 90 Kilometer lange Prachtstraße mit Goldstücken pflastern.
Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

Es würde zu weit führen, wollten wir auch die Werte zerstörter volkswirtschaftlicher Gegenstände, die Verluste an Menschenkapital durch Getötete und die Werteminderung durch Schwerverwundete einschließen. Wir wollen uns deshalb beschränken und nur die Kosten in Betracht ziehen, die jeder Staat unmittelbar oder mittelbar selbst tragen muß. Aber auch hier müssen wir noch eine Einschränkung machen. Wie unser damaliger Generalgeldmarschall Helfferich in seiner Reichstagsrede vom 16. März 1916 betonte, ziehen unsere Feinde bei Berechnung der unmittelbaren Kriegskosten — England gab seinerzeit 90 Millionen Mark täglich an — von vornherein den Friedensetat für die Unterkunft, die Ausbildung, den Transport, die Ausrüstung, Verpflegung der Truppen, für den Bau und die Erhaltung der Kriegschiffe und Festungen sowie für die Beschaffung von Militärgeräten an den jetzigen Ausgaben ab. Man rechnet also nur den Mehrbedarf! Von den mittelbaren Kriegskosten der Staaten müssen wir ferner in Abzug bringen die nicht unbeträchtlichen Kosten durch Vorschüsse an Bundesgenossen, Kolonien und Pachtgebiete. Ferner die Verzinsung der Kriegschulden, die Verluste bei der Nahrungsmittelversorgung des Heeres und der Zivilbevölkerung und die großen Ausfälle bei den sonstigen Einnahmen der Eisenbahnen, der Post und der Zölle. Der Grund für diese Ausnahmen von den mittelbaren Kriegskosten des Staates ist allerdings kein logischer, aber ein mindestens ebenso zwingender: wir haben für diese geheim gehaltenen Ausgaben keinerlei Anhaltspunkte, von denen aus wir weiterrechnen können! Wir werden sehen, daß trotz dieses streng genommen unrichtigen Abzuges noch gewaltige Summen übrig bleiben.

Die französische Kriegsentschädigung vom Jahre 1871, die nach damaliger Anschauung eine ungeheure Summe darstellte, die nicht allzu leicht aufzubringen war, wurde in unserem heutigen Kriege schon durch die erste Kreditbewilligung im August 1914 durch den Deutschen Reichstag erreicht und seither durch die vier Kriegsanleihen etwa um das Siebenfache ihres Betrages übertroffen. Belief sich doch der Gesamtaufwand aller Staaten, die in den Krieg verwickelt wurden, nach der Rechnung des Staatsekretärs des Reichschatzamtes Dr. Helfferich für die Zeit vom 1. August 1914 bis zum 1. April 1916 160 Milliarden Mark. Davon entfallen auf die Mittelmächte etwa 53 Milliarden, auf den Vierverband dagegen 107 Milliarden. Eine Probe auf diese Schätzung stellte — davon unabhängig — die englische Zeitschrift „Economist“ an, die die den Vierverband treffende Summe zur gleichen Höhe ausrechnete und den Mittelmächten allerdings weitere 12 Milliarden zuschrieb. Doch dürfte letzteres lediglich eine Formsache sein, denn Helfferich mußte es besser wissen.

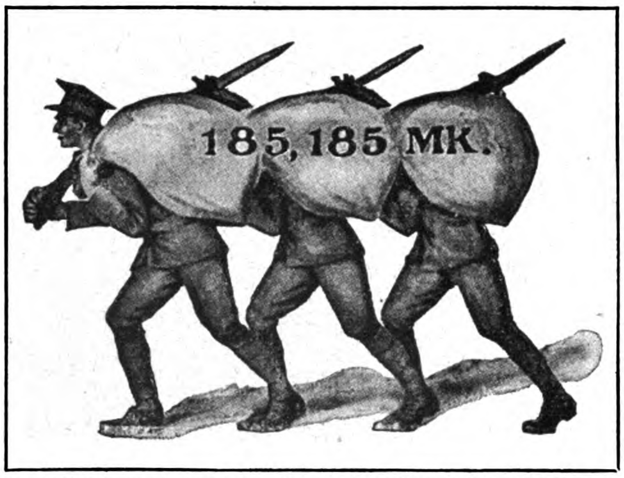


Neunzig Eisenbahnzüge zu je 70 und ein weiterer zu 72 Wagen wären erforderlich, um die Masse des Goldes zu befördern, das den bis zum 31. März 1916 erwachsenen Gesamtkosten des Weltkrieges entspricht.
Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

Die Ausgaben der kriegführenden Mächte belaufen sich tagtäglich auf 266 Millionen Mark und etwas mehr. Berechnen wir, wie groß der Kostenaufwand in jeder Minute ist, so kommen wir zu 185 185 Mark. Bestände diese Masse aus 20-Mark-Stücken, so könnte man sie, in drei großen, festen Säcken untergebracht, durch drei Leichtathleten forttragen lassen (Bild Seite 152). Der beneidenswerte Besitzer hätte Gold im Ge-

samtgewicht von 150 Pfund zu seiner Verfügung. Der Krieg hat uns Deutsche samt Bundesgenossen glücklicherweise nur mit einem dieser drei Säcke bedacht. Die anderen beiden fallen unseren Gegnern zur Last. Schon Dr. Helfferich hat im Reichstag darauf hingewiesen, daß sich die Kriegslasten unserer Feinde zu unseren Ausgaben verhalten wie 2 : 1! Am meisten gönnen wir England seine Kosten, das zu Beginn des Krieges behauptete, eine Beteiligung am Kriege würde ihm keine schlechteren wirtschaftlichen Verhältnisse schaffen, als wenn es seine Neutralität wahrte. Nun fällt gerade England der größte Anteil an den Kriegskosten zu. Dann kommt Rußland an die Reihe und endlich Frankreich, dessen Ausgaben sich etwa mit den unseren decken.

Kehren wir zu unserem Beispiel von den Ausgaben für eine Minute des Krieges zurück! Während drei Männer diesen Goldbetrag forttragen können, müßten 2 548 782 Mann hinzukommen, um die 160 Milliarden hinwegzuschleppen. Die Trägerzahl entspricht der Bevölkerungsziffer einer der größten Städte, wobei man noch voraussetzen müßte, daß jeder Einwohner fünfzig Pfund Gold tragen könnte. Diese Trägerkolonne würde dann ein Gewicht von 63 719,5 Tonnen fortbewegen. Da diese großen Zahlen nicht anschaulich genug sind, wollen wir die Beförderung mit der Eisenbahn berechnen! Nehmen wir Güterwagen mit 10 Tonnen Tragfähigkeit, so würde man 90 Züge zu 70 Wagen und einen solchen zu 72 Wagen benötigen!



Zur Beförderung des Goldes, das jede Minute des Weltkrieges kostet, wären drei Mann erforderlich.
Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

Mit der kostbaren Last dieser Züge könnte man eine goldbepflasterte Straße in den Ausmessungen von „Unter den Linden" (Berlin) herstellen, doch würde die Goldstraße bei 45 Meter Breite eine Länge von 90 Kilometern erreichen. Leider würde aber alles Gold der Welt nicht dazu ausreichen, sondern kaum die Hälfte der Goldstraße bedecken können, da nicht mehr als 70 Milliarden Goldvorrat auf der Erde vorhanden sind.

Befassen wir uns nach diesem „glänzenden" Kapitel mit dem düsteren Kapitel der Menschenverluste, so muß man gestehen, daß Rußland bei weitem den Vorrang hat. Man berechnet, daß der Weltkrieg 3 980 000 Menschen das Leben kostete. Man könnte also sagen, daß die Vernichtung eines einzigen Menschenlebens 40 201 Mark gekostet habe, wenn man die Tötung der Menschen als den alleinigen Zweck des durch Kapital geführten Krieges betrachtet.

Eine deutliche Sprache redet das Bild über die amerikanische Munitionsbeförderung. Wieviel Unglück ziehen die 7000 Tonnen Ladung eines einzigen Schiffes nach sich! Wie groß ist der Anteil, den die gesamte amerikanische Munitionslieferung an den gesamten Toten und Verwundeten des Weltkrieges trägt, selbst wenn man nicht dazu rechnet, daß der Krieg ohne solche Munitionslieferungen wahrscheinlich schon längst beendet wäre!

Dennoch haben wir durchgehalten und glänzende Erfolge buchen können, die die gegnerischen weit in Schatten stellen. Die britischen „silbernen Kugeln" wurden durch unsere vier Kriegsanleihen genau so aus dem Feld geschlagen, wie der Grenzschutz unserer Feinde.

Überfall preußischer Dragoner auf einen russischen Proviantzug.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Im Kriege gilt es nicht nur, feindliche Truppen kampfunfähig zu machen, Eisenbahnen, Brücken und Telegraphen zu zerstören, sondern auch den Lebensnerv der Truppen zu unterbinden, nämlich die Lebensmittel fortzunehmen oder zu vernichten. Nicht leicht wird eine hungrige Truppe den Feind schlagen. So soll denn auch zum Beispiel die große preußische Niederlage vor hundert Jahren bei Jena und Auerstädt zum großen Teil darauf beruhen, daß die Truppen mit leerem Magen in die Schlacht zogen.

Betrachten wir einmal ein Armeekorps auf seinem Marsche. Weit voraus kommt zuerst ein Regiment und viel Reiterei. Dann folgt die aus verschiedenen Truppenteilen zusammengesetzte Vorhut mit einer Pionierkompanie zum Schlagen von Brücken über Flüsse oder sonstige Gewässer. Die Hauptmasse bleibt hinter der Vorhut etwa $1^1/_2$ Kilometer zurück. Diesen kämpfenden Truppen folgt in einer Entfernung von etwa 3 Kilometern die sogenannte große Bagage mit Lebensmitteln, Feldküchen, Futter für die Pferde, Verbandstoffen, Werkzeugen usw. Schließlich kommen noch in weiten großen Abständen die Munitionskolonnen mit den Geschossen für Artillerie und Infanterie und die Trains, die alles mitführen, was das Heer in Feindesland sonst noch braucht. —

Bei den Kämpfen in Russisch-Polen im November und Dezember 1914 fanden unausgesetzt tief eingreifende Truppenverschiebungen sowohl bei den Deutschen wie auch bei den Österreichern und Ungarn statt. Die Russen erschienen nicht nur von vornherein in großer Überzahl, sondern führten noch immer neue Kräfte auf den Kampfplatz, so daß unter diesen Umständen nur der schärfste Feldherrnblick schlimme Fehler vermeiden konnte. Wie sehr dies den

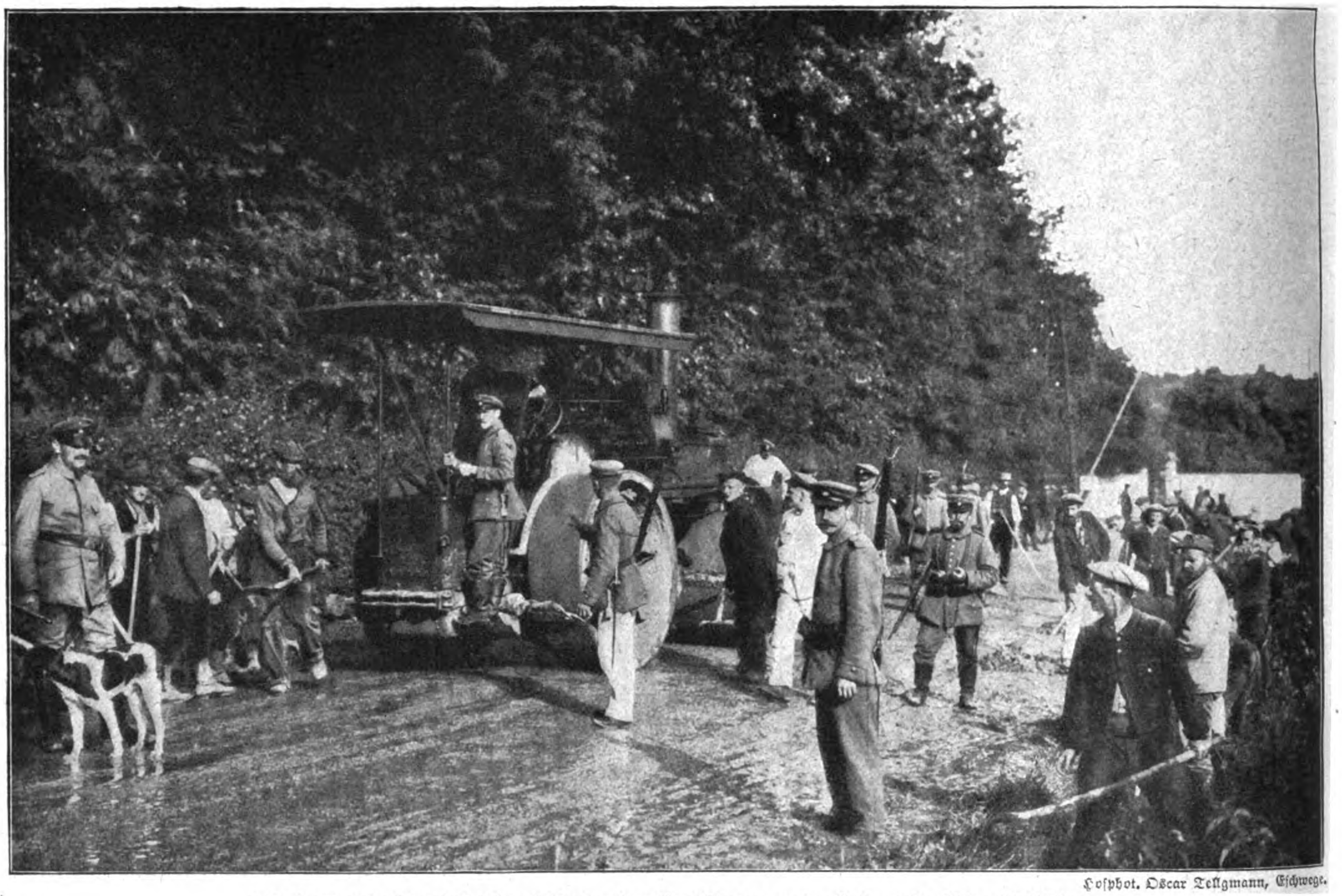
Bildliche Darstellung der Menschenverluste der in den Weltkrieg verwickelten Völker.
Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

Erbeutung einer russischen Fuhrparkkolonne durch preußische Dragoner.

Nach einer Originalzeichnung von R. Trache.

Verbündeten, vor allen dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg gelungen ist, beweisen die großen Scharen russischer Gefangener und Toten, die erbeuteten Geschütze und Geräte aller Art.

In jenem gewaltigen Ringen gelang wiederholt der Überfall auf russische Proviantzüge durch deutsche Kavallerie. Unser Bild auf Seite 153 stellt den Überfall preußischer Dragoner auf einen russischen Proviantzug unfern L... dar. Es müssen ganz eigenartige Gefühle sein, wenn die Führer von Proviantzügen feindliche Reiter heransprengen sehen. Unsere Dragoner nähern sich dem Zuge in scharfem Tempo, und bald sind die einzelnen Wagen eingeschlossen. Zwar setzen sich die Begleitmannschaften mit Bajonett und Revolver zur Wehr, die Wagenführer treiben mit Peitschenhieben die vorgespannten Pferde zur Eile an; allein an ein Entrinnen ist nicht mehr zu denken. Nach kurzem Kampfe wird der Widerstand gebrochen und der stattliche Wagentroß erbeutet sein.



Hofphot. Oscar Tellgmann, Eschwege.

Straßenbau in Frankreich durch die dortige Bevölkerung unter Leitung deutschen Militärs.

Ein solcher Überfall gereicht natürlich in erster Reihe den beteiligten Truppen zur Freude. Etwaige Vorräte an Schinken, Schokolade, Zucker usw. werden in ergiebigem Maße gekostet; aber es bleibt auch für die Kameraden, die nicht dabei sein konnten, noch genug übrig.

Der Überfall auf einen Proviantzug und seine Fortnahme ist immer eine angenehme Abwechslung.

Über Feldstand- und Kriegsgerichte.

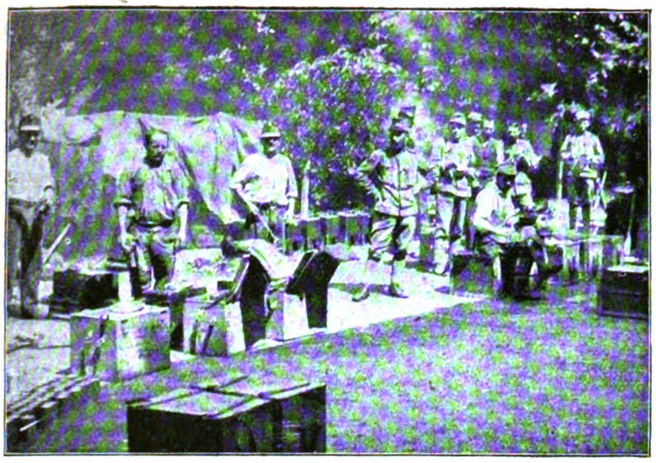
Von Rittmeister der Landw.-Kav. Rentsch.

Es ist heute aller Welt kein Geheimnis mehr, daß eine der Hauptursachen für die staunenswerten Erfolge unserer Waffen aller Gattungen in der mustergültigen Disziplin begründet liegt, die unser Heer in allen Teilen beherrscht.

Längst finden bei unseren Gegnern die vielen Geschichten kaum mehr Glauben, nach denen unsere Soldaten eine Horde zuchtloser Männer sein sollten, die alle Gesetze der Menschlichkeit und Ordnung mit Füßen tritt. Ja, in den Gebieten feindlichen Landes, die fast seit Kriegsbeginn deutscher Verwaltung und Herrschaft unterstehen, haben die Verständigen längst einsehen gelernt, daß nichts unsere Soldaten so sehr kennzeichnet, als Gehorsam, Ordnungsliebe und Pflichttreue.

Insoweit von Soldaten Verstöße begangen werden und leichtere Fälle darstellen — und in welcher Gemeinschaft so vieler Männer sind Verstöße überhaupt unmöglich — reicht in der Regel die disziplinare Strafgewalt des unmittelbaren Vorgesetzten völlig aus, um den Schuldigen zur Vernunft zu bringen. Nur in vereinzelten Fällen, oder falls es sich um Vergehen von Einheimischen handelt, ist ein förmliches gerichtliches Erkenntnis unvermeidlich. Darum gehört zu einem wohlgeleiteten Heereskörper auch die dauernde Bereitschaft von Organen, die auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen der Militärstrafgerichtsordnung die richterliche Gewalt gegenüber strafbaren Handlungen ausüben.

Diese Militärstrafgerichtsbarkeit, die durch die Gerichtsherren und durch die erkennenden Gerichte ausgeübt wird, ist im Kriege wie im Frieden verkörpert durch Offiziere und durch Militärjustizbeamte. Ihr unterstehen neben allen Militärpersonen innerhalb des Kriegsgebietes auf feindlichem Boden auch alle etwa in diesem Abschnitte verbliebenen Zivilpersonen, insoweit sie sich strafbare Handlungen gegenüber unseren Heeren oder Verstöße gegen erlassene Verordnungen zuschulden kommen lassen. Zum Zwecke der geordneten Handhabung dieser Militärgerichtsbarkeit sind den sogenannten Gerichtsherren von Haus aus Militärjustizbeamte (Kriegsgerichtsräte oder Oberkriegsgerichtsräte) beigegeben, die in der Regel an den gleichen Orten wie jene Unterkunft beziehen, also allen Wechselfällen des fortschreitenden Kriegschauplatzes gleichermaßen ausgesetzt sind. Die Gerichtsherren im Sinne des Gesetzes sind die Befehlshaber, denen die sogenannte niedere oder höhere Gerichtsbarkeit zusteht. Den Gerichtsherren der niederen Gerichtsbarkeit stehen Gerichtsoffiziere zur Seite. Denen der höheren Gerichtsbarkeit wird eine bestimmte Zahl von richterlichen Militärjustizbeamten beigeordnet. Diese sind Berufsjuristen, die entweder schon im Frieden als richterliche Militärbeamte tätig sind (Kriegsgerichtsräte oder Oberkriegsgerichtsräte) oder solche, die im Frieden in richterlichen Ämtern, als Richter beim Amtsgericht oder Landgericht und dergleichen arbeiten und für den Kriegsfall von vornherein — mit dem Titel Kriegsgerichtsrat oder

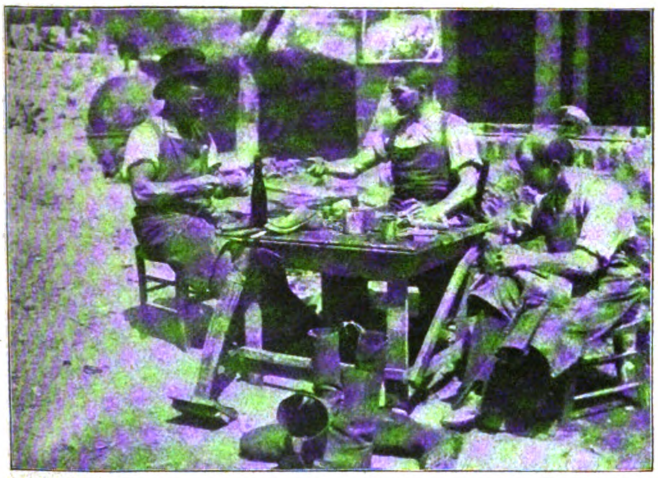


Österreichisch-ungarische Feldküche bei Görz.

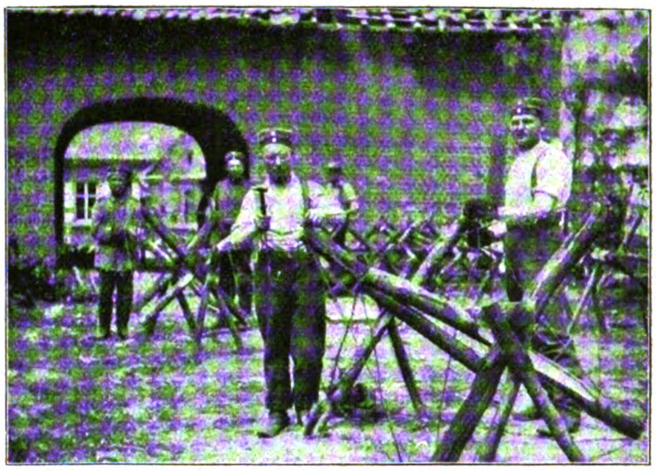
Ausnutzung von Altmaterial: Reste eines französischen Transportdampfers, von deutschen Soldaten zum Bau von Unterständen benutzt.

Mechaniker einer Kraftwagentruppe bei der Ausbesserung eines Motors.

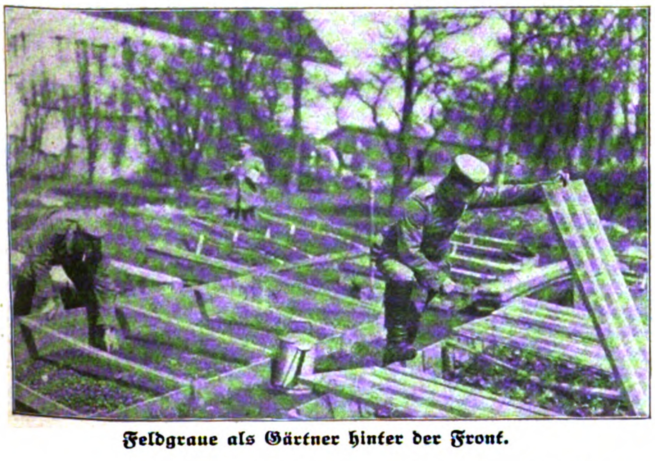
In einer deutschen Feldbäckerei.



Feldschusterwerkstatt in den Ruinen eines Dorfes in der Champagne.



Feldgraue bei der Herstellung von spanischen Reitern (Drahtverhauen für die Schützengräben).



Feldgraue als Gärtner hinter der Front.

Verkleidung des Schützengrabens mit Drahtgeflechten gegen das Nachrutschen des Erdreichs.

Feldgraue Handwerker.

Nach photographischen Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Wille (X), der Oberbefehlshaber des Schweizer Heeres, bei einer Truppenbesichtigung.

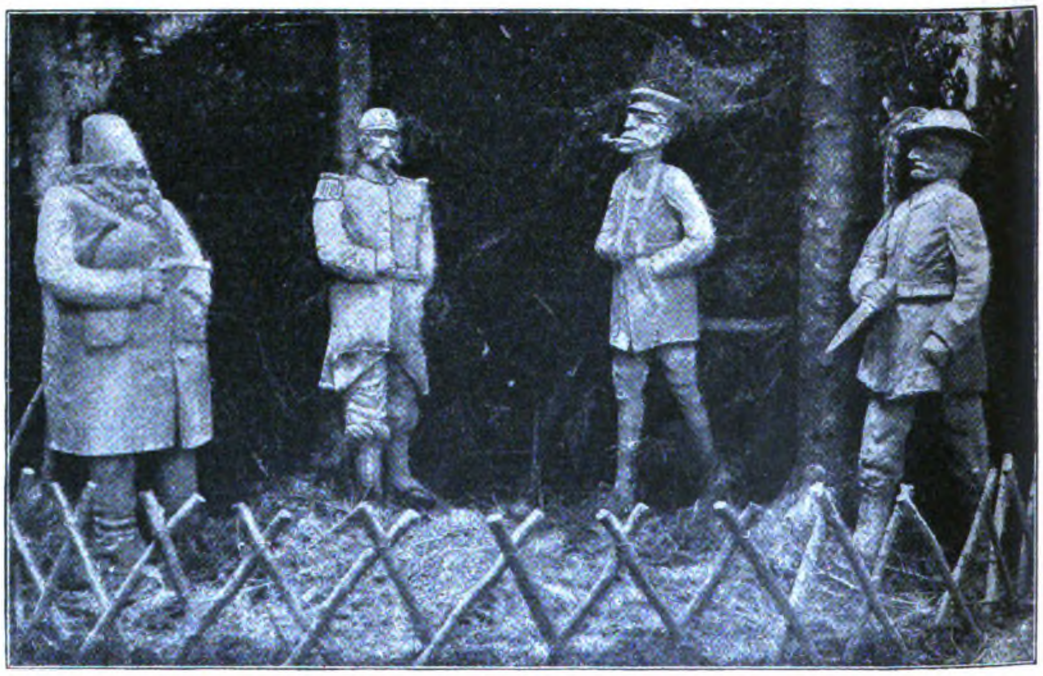
Oberkriegsgerichtsrat — als richterliche Militärbeamte vorgesehen werden.

Ob eine Straftat vor die niedere oder vor die höhere Gerichtsbarkeit gehört, entscheidet sich nach der Schwere der Tat und nach dem Range des Angeschuldigten. Die Aburteilung erfolgt durch die erkennenden Gerichte.

Die niedere Gerichtsbarkeit erstreckt sich nur auf Personen, die nicht Offiziersrang haben, und umfaßt die nur mit Arrest bedrohten — also geringen — militärischen Vergehen sowie alle Übertretungen. Ein zur Aburteilung über derartige Fälle der niederen Gerichtsbarkeit zusammengetretenes Gericht heißt ein Standgericht. Während im Frieden der Vorsitzende und die Beisitzer vom Gerichtsherrn auf ein Kalenderjahr fest befohlen werden, wird das Standgericht im Kriege für jeden Einzelfall neu zusammenberufen. Es besteht stets aus drei Richtern und zwar: einem Stabsoffizier, einem Hauptmann und einem Oberleutnant. Das im Kriege vom Gerichtsherrn so zusammenberufene Standgericht heißt: Feldstandgericht; bei der Marine, an Bord zusammengetreten: Bordstandgericht.

Die höhere Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf alle unter Militärgerichtsbarkeit stehende Personen, also auch auf Offiziere, und umfaßt alle strafbaren Handlungen. Gerichtsherren der höheren Gerichtsbarkeit sind alle in einem höheren Range als dem eines Regimentskommandeurs stehenden Offiziere in entsprechenden Stellungen. Die höhere Gerichtsbarkeit erstreckt sich ferner auf die Verhandlung und Entscheidung in den nicht zur Zuständigkeit der Standgerichte gehörigen Strafsachen und auf die Verhandlung und Entscheidung über die Berufung gegen die Urteile der Standgerichte. Im Felde kommt diese Tätigkeit als Berufungsinstanz indessen darum nicht in Frage, weil eine Berufung gegen ein im Felde oder an Bord ergangenes Urteil überhaupt nicht zulässig ist. Ein von einem Gerichtsherrn der höheren Gerichtsbarkeit im Rahmen der erwähnten Zuständigkeit berufenes Gericht heißt ein Kriegsgericht. Sofern seine Berufung im Felde oder an Bord erfolgt, heißt es Feldkriegsgericht oder Bordkriegsgericht. Da vor ein solches Gericht, dem Buchstaben nach, sowohl ein Gemeiner als auch ein General kommen kann, ist seine Zusammensetzung natürlich eine schwankende in bezug auf den Rang der Beisitzer, da es Grundsatz ist, daß kein Beisitzer einen niedrigeren Rang als der Angeschuldigte innehaben darf. In jedem Fall besteht aber ein Feld- oder Bordkriegsgericht aus fünf Mitgliedern.

Wo die Feldstand- oder Kriegsgerichte von Fall zu Fall zusammenzutreten haben, bestimmt der Gerichtsherr. Oft ist es im Laufe dieses Krieges vorgekommen, daß mangels geeigneter Räumlichkeiten im Freien verhandelt wurde. Anderseits entsinne ich mich einer Verhandlung an der Westfront, die in einem Saale des Hauses stattfand, in dem der spätere Kaiser Wilhelm I. — damals noch König von Preußen — am 3. September 1870, also unmittelbar nach dem Falle Sedans, auf dem Marsche nach Reims Quartier bezogen hatte. Jetzt stand eine dreiste Französin an der Stelle und erlitt für schwere Beleidigung deutscher Polizeiorgane strenge Bestrafung. — Und selten ist es anders. Selten ist ein Soldat der Beschuldigte. Zucht und echte Kameradschaft erhebt die meisten unserer Soldaten wie von selbst zu einer ernsteren Sittlichkeit, die sie weit entfernt von jedem Anlaß zu ernstlich strafender Gerechtigkeit.



Der Vierverband.

Lehmfiguren, geformt von einem deutschen Feldgrauen im südlichen Elsaß dicht an der Schweizer Grenze.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Der vom Vierverband vor allem im **Westen** an der Somme während der Julikämpfe eingesetzte beispiellose Aufwand an Geschützen, Munition und anderem Material (siehe Bild Seite 160) war zum großen Teil nur durch die amerikanische Kriegsindustrie ermöglicht worden, so daß sich nicht mit Unrecht behaupten ließ, die deutschen Heere kämpften im letzten Grunde mit Nordamerika. Nach englischen Angaben wurden bis Mitte Juli allein im englischen Abschnitt fünf Millionen Granaten auf die deutschen Gräben geworfen, das sind etwa ein Dutzend Granaten aller Kaliber auf ein Fleckchen Erde von der Größe einer Handfläche. Der Wirkung dieses Massenaufgebots mußten die mit so viel Mühe ausgebauten deutschen Gräben rettungslos zum Opfer fallen. Von den verbliebenen Resten — Erdhaufen, Brettern, Balken, Menschenleibern — versahen sich die feindlichen Kolonnen keines Widerstandes mehr. Sorglos traten sie zum Sturm an. Da aber wurden sie plötzlich von deutschem Feuer empfangen. Aus Erdlöchern, aus völlig verschütteten Unterständen kamen die überlebenden Deutschen hervor, nicht um sich zu ergeben, sondern um sich dem Feinde auch jetzt noch entgegenzustemmen.

Dem letzten gewaltigen Angriff der Engländer Mitte Juli, der ihnen viel Blut gekostet, doch so gut wie gar keinen greifbaren Erfolg gebracht hatte, waren einige Tage verhältnismäßiger Ruhe gefolgt, während deren aber von der Artillerie neue Vorstöße vorbereitet wurden. Am 18. Juli kamen die Deutschen dem Gegner durch einen größeren Gegenangriff zuvor. Das Magdeburger Infanterieregiment Nr. 26 und das Altenburger Regiment erstürmten das in englischer Hand befindliche Dorf Longueval und den östlich anschließenden Delvillewald. Gegenstöße der Engländer waren sehr verlustreich, vermochten an dem Ergebnis aber nichts zu ändern. Auch nördlich Ovillers und am Südrand des hart umstrittenen Dorfes Pozières, wo der Angriff von ihrer Seite ausging, blieben sie im Nachteil. — Die Franzosen suchten sich südlich der Somme bei Barleux und Belloy Luft zu schaffen. Doch hier wie auch weiter südwestlich im Abschnitt Soyecourt—Estrées wurden sie, teilweise in erbittertem Bajonettkampf, blutig abgewiesen. Da die Franzosen nicht hoffen konnten, gegen Peronne (siehe die Bilder Seite 159) wesentlich vorwärtszukommen, bevor die Gefahr eines deutschen Flankenangriffs beseitigt war, boten sie in diesem Raume auch weiterhin alles auf, die Deutschen in südöstlicher Richtung zum Weichen zu bringen, ohne vor schwersten Opfern zurückzuschrecken. Schließlich hatten sie mit ihren unablässigen Vorstößen den Erfolg, den Gegner südwestlich Belloy abzudrängen und die große Landstraße St. Quentin—Amiens zu erreichen. Diese wichtige Verbindungslinie durfte ihnen unter keinen Umständen gelassen werden. Die Deutschen warfen den Feind in kräftigem Gegenstoß nicht nur in seine alten Stellungen zurück, sondern entrissen ihm darüber hinaus noch einige Stücke seines früheren Besitzes.

An dem englischen Teile der Front schwoll das beiderseitige Artilleriefeuer am 19. Juli in einer Breite von 40 Kilometern derart an, daß die erwarteten neuen Vorstöße unmittelbar bevorstehen mußten. Schon Tags darauf, am 20., entwickelte sich denn auch auf dem Norduſer der Somme bis zum Foureauxwalde ein englisch-französischer Massenangriff, der an Wucht die früheren wenn möglich noch hinter sich ließ. Zwanzig Divisionen, also weit über eine Viertelmillion Mann, wurden auf verhältnismäßig knappem Raum in tiefgestaffelten Angriffskolonnen gegen die deutschen Stellungen vorgeschickt. Der englische Oberbefehlshaber war seiner Sache so gewiß, daß sogar Kavallerie bereitgestellt worden war. Schon nachmittags wurde in Paris und London verbreitet, daß etwas Großes im Gange und bis zum Abend ein vollständiger Sieg zu erwarten sei. Nicht weniger als zehn in kurzen Abständen vorgetragene wütende Sturmangriffe zerschellten an der Mauer der deutschen Verteidiger. Erst in einem elften Sturm auf ein etwa 600 Meter breites und 800 Meter tiefes Waldstück nördlich Lihons gelang es den Angreifern, sich in der deutschen Stellung festzusetzen. Dieser Wald — nach zahlreichen Schneisen und Wegen, die ihn sternförmig durchschneiden, „Sternwäldchen" genannt — war von den Deutschen durch geschickt aufgestellte Maschinengewehre vorzüglich zur Verteidigung eingerichtet worden. Der Gegner sollte seines fragwürdigen Gewinnes aber nicht froh werden: die Deutschen hielten den Wald, der einen Vorsprung ihrer Front gebildet hatte, beständig unter Feuer und verfehlten dabei niemals ihr Ziel, da dieser Fleck Erde ihnen bis in seine äußersten Schlupfwinkel hinein genau bekannt war.

Den erbittert Kämpfenden war ein weiterer Erfolg zwischen Hardecourt und Hem beschieden, wo sie eine deutsche Division unter furchtbaren eigenen Verlusten durch ihre Übermacht auf einer Breite von 3 Kilometern aus der ersten Linie verdrängten.

An den Kämpfen des 20. Juli war namentlich auch das schon erwähnte Eingreifen englischer Kavallerie bemerkenswert, die zur Attacke gegen die deutschen Gräben beim Foureauxwalde angesetzt wurde (siehe Bild Seite 158). Wie nicht anders zu erwarten, endete dieses leichtfertige Beginnen mit vollständiger Vernichtung der Angreifer. Bisher war es den Russen vorbehalten geblieben, Reiterei auch gegen Schützengräben zu verwenden. Daß nun die britische Heeresleitung diesem Beispiel gefolgt war, machte in der Heimat großes Aufsehen, das die englischen Berichte mit der Entschuldigung abzu-

Deutscher Infanterist in neuer Ausrüstung.
Nach einer im Felde gefertigten Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich-München.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

schwächen suchten, daß das wellige und morastige, zudem dicht von Granatlöchern durchsetzte Gelände den Erfolg vereitelt habe — eine wenig glückliche Erklärung; denn von anderen Erwägungen abgesehen, hätte doch schon diese Beschaffenheit des Geländes genügen sollen, vor der Ansetzung eines Reiterangriffs zu warnen.

Man verhehlte sich in England und Frankreich nicht, daß die unerhörten Anstrengungen des 20. wiederum vergeblich gewesen waren, und begann sich mit der Einsicht zu befreunden, daß der deutsche Widerstand überhaupt nicht zu brechen sein werde. Immer breitere Schichten schauten sehnsüchtig nach dem Frieden aus.

Am 21. Juli kam es zu keinen einheitlichen Angriffen. Wo der Gegner Teilvorstöße wagte, wurden sie zurückgewiesen. Die Deutschen ihrerseits stürmten ein Engländernest im Foureauxwäldchen, wobei sie einige Dutzend Gefangene machten und nicht weniger als neun Maschinengewehre behielten. — Erst am 22. lebten von Guillemont bis Thiepval wieder größere englische Angriffe auf, die nach der Somme hin schon im Sperrfeuer zusammenbrachen, bei Pozières und Longueval dagegen zu erbitterten Nahkämpfen führten. Hier wurde um jedes Haus, um jeden Keller Mann gegen Mann Tag und Nacht ununterbrochen gekämpft (siehe Bild Seite 161). Schwächere deutsche Abteilungen wehrten den immer wieder mit frischen Kräften andringenden Feind mit eiserner Zähigkeit ab. Schließlich brachten die Engländer in Pozières aber doch eine Anzahl Häuser in ihren Besitz. Bei Longueval, wo sie ebenfalls einige Fortschritte gemacht hatten, wurden sie von den ruhmbedeckten brandenburgischen Grenadieren von Douaumont in kühnem Gegenstoß gefaßt und gründlich geschlagen. Aus einer Kiesgrube bei Guillemont, in der die Engländer sich vorübergehend eingenistet hatten, wurden etwa 150 unverwundete Gefangene eingebracht.

Schon am 24. Juli faßten Engländer und Franzosen ihre Kräfte auf der Front Pozières—Maurepas zu einer neuen gewaltigen Kampfhandlung zusammen. Das vorbereitende Trommelfeuer steigerte sich gegen Abend zu solcher Kaft, daß mit Bestimmtheit ein ganz großer Angriff erwartet werden konnte. Und ein solcher setzte denn in der Tat auch noch am späten Abend des genannten Tages auf dem bezeichneten Abschnitt ein. Größtenteils wurde er jedoch schon durch das deutsche Sperrfeuer blutig erledigt. Nur an einzelnen Stellen, wie bei Pozières, am Foureauxwäldchen, bei Longueval und Guillemont, kam es zu scharfen Nahkämpfen. Neun Divisionen setzten alles daran, den deutschen Widerstand zu brechen. Wieder bewährten die brandenburgischen Grenadiere im Verein mit den Sachsen vom 104. Reserveregiment ihren todesverachtenden Mut in der Zurückweisung des Feindes.

Die englisch-französischen Verluste waren diesmal so ungeheuer gewesen, daß General Haig für seine Truppen Panzer und Schutzschilde forderte, wie sie in den Dubliner Straßenkämpfen zur Anwendung gekommen waren. Ferner wurden die Munitionsarbeiter, die schon von der Feier des Pfingstfestes abgesehen hatten, aufgefordert, auch auf ihre Ferien zu verzichten; das Versäumte könne ja später nachgeholt werden. Wenn jetzt eine Stockung in der Munitionsherstellung eintrete, so werde die rasche Beendigung des Krieges in Frage gestellt. Auf seiten der Franzosen wurde das schon so oft gesiebte Menschenmaterial aufs neue nach Diensttauglichen durchmustert. Die Untauglichen der Jahrgänge 1913 bis 1917 mußten sich noch einmal zur Untersuchung stellen, um im August so weit möglich ins Feld geschickt zu werden.

Englische Kavallerie reitet zur Attacke an (Sommegebiet).

Inzwischen gingen die Kämpfe weiter. Auf einzelne Tage der Ruhe folgten immer wieder heftige Vorstöße. Die Engländer versuchten ihre Linien nach Osten und nach Norden zu verbreitern. Ähnlich wie bei der Stellung der Franzosen südlich der Somme bildete ihr nach und nach errungener Raumgewinn einen in die gegnerische Front vorspringenden spitzen Bogen, der dem flankierenden Feuer der deutschen Geschütze gutes Ziel bot und unermüdlich bestrichen wurde. Die englisch-französische Stellung sprang jetzt von Thiepval östlich bis nach Longueval vor und lief von hier scharf südöstlich auf Maurepas. Der äußerste Punkt, den die Engländer nach Osten erreicht hatten, ragte nur etwa 7 Kilometer über die früheren deutschen Linien hinaus. Gerade diese vorgeschobensten Stellungen waren aber natürlich äußerst gefährdet.

In schweren Zusammenstößen am 25. Juli gewannen die Engländer nur wenige Häuser in Pozières, während sie an allen anderen Punkten zurückgewiesen wurden. An demselben Tage wurden die Franzosen südlich der Somme bei dem Gehöft La Maisonette enger eingeschlossen. Am 26. wurde auf dem Südufer bei Barleux, nördlich des Flusses wieder bei Pozières gekämpft.

Der 27. war abermals ein Tag größerer Angriffe, die

durch schweres Trommelfeuer vorbereitet wurden. Dann brachen starke englische Truppenmassen auf der ganzen Linie von Pozières bis zum Delvillewalde ununterbrochen zu immer neuen kraftvollen Sturmläufen vor, deren hartnäckigste sich gegen Höhe 160 dicht nördlich von Pozières an der Straße Albert—Bapaume richteten. Andere erbittert umstrittene Punkte waren wieder Longueval und der Delvillewald. Es kam zu neuen grausigen Nahkämpfen, in denen deutsche Tapferkeit die Oberhand behielt. Die Franzosen beschränkten sich an diesem Tage, abgesehen von einem zurückgeschlagenen Handgranatenangriff bei Soyecourt, darauf, die englischen Angriffe durch schweres Artilleriefeuer zu unterstützen. — In Pozières wurde auch am 28. Juli erbittert weitergekämpft.

Die ersten vier Wochen der Schlacht an der Somme, die am 28. Juli zu Ende gingen, hatten den Engländern und Franzosen im ganzen nur einen Geländegewinn von wenig über 90 Quadratkilometern gebracht, und in drei unvergleichlich heftigen Hauptangriffen war die Möglichkeit des Durchbruches an keiner Stelle in greifbare Nähe gerückt. Trotz aller Opfer des Feindes standen die deutschen Linien unerschüttert; nur an einzelnen vorgeschobenen Punkten waren sie um 5 bis höchstens 10 Kilometer zurückgenommen. Den Gegnern mußte dieser im Verhältnis zu ihrem Kraftaufwand geradezu klägliche Erfolg, der noch dazu eine der blühendsten Gegenden Frankreichs in unerhörter Weise verwüstet hatte, zu denken geben. Es mußte ihnen bereits jetzt unmöglich erscheinen, die Kampfweise der letzten Wochen auf die Dauer beizubehalten. Schon die bis Mitte Juli im Sommeabschnitt gebrachten Menschenopfer schlossen dies aus. Sie betrugen auf englischer Seite fast 170 000, auf französischer gegen 60 000 Mann. Nimmt man dazu die französischen Verluste um Verdun, die auf mindestens 350 000 Mann zu

Blick auf eine Gruppe ehemaliger Wohnstätten bei Peronne.
Das Bild zeigt die furchtbare Wirkung des anhaltenden Artilleriefeuers.

Ruinen in einem vollständig zerschossenen französischen Dorfe (Gegend von Peronne).

Zerschossene betonierte deutsche Unterstände an der Somme, die beim ersten Anprall verloren, dann aber zurückerobert wurden.

Nach photographischen Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

Zu dem beispiellosen Munitionsaufwand der Engländer im Westen:
Zufuhr von Wurfminen in die englischen Schützengräben.

Raum von Fleury anschlossen. Am 22. Juli kam es ebenda zu Handgranatenkämpfen. Ferner wurden an diesem Tage im Bergwald nördlich der Feste Tavannes französische Erkundungsabteilungen abgewiesen und deutscherseits ein Vorstoß südlich Damloup angesetzt, der in der Richtung des Gehöftes Dicourt Geländegewinn sowie Gefangene und Kriegsmaterial einbrachte.

Nach mehrtägiger Pause setzten die Franzosen ihre verzweifelten Versuche zur Wiedereroberung des Rückens Kalte Erde fort; es gelang ihnen aber nicht einmal, ihren Angriff durch das Sperrfeuer des Gegners bis an dessen Linien vorzutragen. Diese Vorstöße im Abschnitt Kalte Erde—Fleury verbreiterten sich am 26. Juli und waren an einigen Stellen so erbittert und nachhaltig, daß sie erst Tags darauf zuungunsten der Franzosen zum Abschluß gebracht werden konnten. —

schätzen waren, so ließ sich in der Tat nicht absehen, woher der Mannschaftsersatz für die Weiterführung der Kämpfe auf der bisherigen Grundlage kommen sollte.

Der 29. Juli war an beiden Ufern der Somme wieder ein Tag der Vorbereitung auf neue schwere Angriffsstöße. Nur bei Pozières und Longueval nahmen diese schon an dem genannten Tage ihren Anfang. Doch war dies nur die Einleitung zu den umfassenden Angriffen, die am frühen Morgen des 30. zwischen Longueval und der Somme mit mindestens sechs Divisionen angesetzt wurden. Die Angreifer wurden an allen Stellen zurückgeworfen, erlitten äußerst schwere Verluste und vermochten nach ausdrücklicher Feststellung des amtlichen deutschen Berichts keinen Fußbreit Boden zu gewinnen. An vielen Punkten war es wieder zu Nahkämpfen gekommen, die von tapferen bayerischen, sächsischen und schleswig-holsteinischen Regimentern in ergrimmtem Ringen zugunsten der deutschen Waffen entschieden wurden. Neben seinen blutigen Verlusten büßte der Gegner an 800 Gefangene und 13 Maschinengewehre ein. Die englischen Berichte erzählten staunend von der Unermüdlichkeit der Deutschen im Ausbau schwer zu entdeckender Stellungen, die ihren Maschinengewehren beste Wirkung ermöglichten. Auch glaubten sie feststellen zu können, daß die Deutschen ständig Nachschub an Mannschaften und Artilleriematerial erhielten.

Am nächsten Tage fanden zwar auch erbitterte, aber räumlich schon begrenzte Kämpfe auf der Front vom 30. Juli statt, die als Nachwehen der schwereren Angriffe dieses Tages gelten konnten. Westlich des Foureauxwaldes war es dabei den Engländern auf schmaler Front gelungen, sich in den deutschen Linien festzusetzen; sie wurden aber durch kraftvolle Gegenstöße wieder hinausgeworfen. Auch in der Gegend von Maurepas konnte ein in acht dichten Wellen vorgetragener feindlicher Angriff blutig abgewiesen werden. Hart nördlich der Somme brachen die Franzosen noch am Abend in dichten Scharen zum Angriff vor; nach erbittertem Kampf an dem Gehöfte Monacu mußten sie sich zur Flucht wenden. —

Die Erleichterung, die sich die Franzosen von der Sommeschlacht für die Kämpfe um **Verdun** (siehe die Bilder Seite 162 bis 165) versprochen hatten, war bis jetzt ausgeblieben, und nach wie vor wurde auch in diesem Abschnitt hartnäckig weitergerungen. — Am 18. Juli fuhren die Franzosen in ihren Sturmangriffen gegen die deutschen Linien auf der Höhe Kalte Erde unter Einsetzung starker Kräfte, aber ohne Erfolg fort. Die beiden nächsten Tage brachten nur Artilleriekämpfe, denen sich am 21. früh und in der folgenden Nacht vergebliche Infanterieangriffe im

Auch auf den Nebenschauplätzen der gesamten Westfront herrschte im letzten Julidrittel rege Tätigkeit. Vor allem auf dem englischen Teile der Front kam es zu mehrfachen schweren Zusammenstößen größerer Verbände. Am 19. Juli gingen die Engländer mit mehreren Divisionen gegen die deutschen Stellungen nördlich und westlich Fromelles vor in der unverkennbaren Absicht, durch Ablenkung und Irreführung deutscher Kräfte die Aussichten ihres für den 20. an der Somme geplanten großen Angriffs zu verbessern. Alle erdenklichen Kriegslisten wurden angewandt, um eine Überrumpelung des Gegners — es waren Teile einer bayerischen Division — herbeizuführen. Der Artillerievorbereitung folgten Gasangriffe. Aber während noch die Gaswolken über den Linien der Bayern lagen, schlichen sich schon einzelne von diesen im Schutze ihrer Gasmasken zur Erkundung an die feindlichen Gräben heran und stellten fest, daß die englischen Gräben dicht mit Australiern besetzt waren, woraus mit ziemlicher Sicherheit auf die Absicht eines Sturmangriffs geschlossen werden konnte. Alles deutete darauf hin: das Feuer der Engländer schob sich über die deutschen Gräben fort nach den Verbindungslinien zur Störung des Nachschubs, und schon wurden die Spitzen der englischen Bajonette sichtbar. Im Nu waren die kampflustigen Bayern aus ihren Unterständen, um den Feind zu erwarten — da plötzlich prasselten wieder Granaten auf die deutschen Gräben. Ein Feuerüberfall! Diese List wurde noch einigemal wiederholt. Als aber dann der Sturm der englischen Infanterie wirklich losbrach, fand sie den Gegner zur Abwehr bereit. Die Maschinengewehre hämmerten, und die besten Schützen zielten ruhig auf die voranstürmenden englischen Offiziere. Nach heißen Nahkämpfen zählten die Bayern über 2000 Feindesleichen im Vorgelände; außerdem konnten sie fast 500 Gefangene und 16 Maschinengewehre abliefern.

Am 21. Juli mißglückte auch ein Angriff, den die Franzosen, allerdings auf schmalerer Front und mit nicht allzu großen Kräften, bei Massiges ansetzten. Vom folgenden Tage ist die Vereitelung eines Vorstoßes zu verzeichnen, den eine starke englische Erkundungsabteilung gegen die deutsche Stellung bei Richebourg unternahm.

Deutsche Streiftruppen betätigten sich mit gutem Erfolge bei St. Dié, Balschweiler, Neuve Chapelle. — Am 25. Juli wurde die festungsmäßig ausgebaute Bastion am Kanal Comines—Ypern samt der Besatzung durch eine glückliche Sprengung der Deutschen vernichtet. —

Im **Luftkriege** war der Verlust des deutschen

Deutsche Maschinengewehrabteilung und Infanterie in Pozières verteidigen einen Straßeneingang.

Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.

Fliegerleutnants Parschau zu beklagen, der am 22. Juli, gleich nachdem er allein zum Kampf mit mehreren feindlichen Fliegern aufgestiegen war, durch Bauchschuß tödlich verwundet wurde. Er hatte noch die Tatkraft, in den deutschen Linien niederzugehen, und erlag dann nach kurzem seiner schweren Verletzung.

Sonst kämpften die Deutschen auch im Reich der Lüfte an den verschiedensten Orten mit Glück. Zu den oft genannten Namen, die auch in der Berichtszeit wieder mehrfach ehrenvoll hervortraten, kam mit Leutnant Baldamus ein weiterer hinzu; in die Reihe der Ritter des Ordens Pour le Mérite durften Leutnant Hoehndorf und Oberleutnant Freiherr v. Althaus eintreten.

Die Franzosen hatten in der Nacht auf den 18. Juli einen Angriff auf einige vom Kriegschauplatz weit abgelegene Schwarzwaldortschaften unternommen und dabei in Kandern eine Frau sowie vier Kinder getötet. In Erwiderung dieser rohen Herausforderung wurden deutscherseits auf Belfort Fernbeschießungen angeordnet, die in der Zeit bis zum 25. Juli, auch zur Nachtzeit, wiederholt zur Ausführung kamen.

* * *

England führte seinen Krieg jetzt in erster Linie auf dem Festlande mit den besten Truppen seines Fünfmillionenheeres. Zur See entwickelte es schon seit der Schlacht im Skagerrak keine nennenswerte Tätigkeit mehr. Die Deutschen dagegen taten sich durch zahlreiche bemerkenswerte Unternehmungen auch zur See hervor.

Am 17. Juli versenkten deutsche U-Boote an der englischen Ostküste sechs Fischerfahrzeuge, die wie stets bewaffnet und für den Kampf bestimmt waren. — Vor dem englischen Flottenstützpunkt Scapa Flow auf den Orkneyinseln griff am 20. Juli ein deutsches U-Boot ein feindliches Großkampflinienschiff mit Torpedos an und erzielte zwei Treffer, ein Erfolg, den man englischerseits in begreiflicher Verlegenheit möglichst abzuschwächen bemüht war. — Am folgenden Tage stellte ein deutscher Hilfskreuzer 15 Seemeilen südöstlich Arendal einen bewaffneten englischen Dampfer zum Gefecht. Es gelang ihm, den Gegner in einen deutschen Hafen zu bringen.

Zerschossene, mit Sandsäcken geschützte Straßenecke in Verdun.
Nach einer englischen Darstellung.

In der Nacht zum 23. Juli machten deutsche Torpedoboote einen Vorstoß bis in die Nähe der Themsemündung, kamen aber dort nicht zum Schuß auf feindliche Fahrzeuge, weil keine solchen vorhanden waren. Erst auf der Rückfahrt sichteten sie gegen Morgen mehrere kleine Kreuzer der Auroraklasse und Torpedobootzerstörer. Sie nahmen sofort das Gefecht auf, erzielten eine Anzahl Treffer und schlugen sich, ohne Schaden zu nehmen, durch die feindliche Übermacht glücklich durch.

Am Nachmittag des 24. Juli griff ein deutsches U-Boot nördlich Zeebrügge einen englischen Doppeldecker an und brachte ihm einige Treffer bei, so daß er aufs Wasser niedergehen mußte. Seine Insassen wurden von einem deutschen Flugzeug gefangen genommen und dann samt ihrem Apparat an Bord eines deutschen Torpedobootes nach Zeebrügge befördert. —

Nach langer Pause ereignete sich in der Nacht zum 29. Juli auch wieder ein Luftschiffangriff auf England, dessen Ziel der mittlere Teil der Ostküste war. Die Bahnanlagen von Lincoln, Fabriken bei Norwich, die Flottenstützpunkte Grimsby und Immingham, Vorpostenfahrzeuge vor dem Humber wurden mit zahlreichen Bomben belegt, durch die unter anderem ein Leuchtturm an der Humbermündung zertrümmert wurde. Die deutschen Luftschiffe wurden zwar eifrig mit Brandgeschossen verfolgt, erreichten aber sämtlich unbeschädigt die Heimathäfen. — Schon in der Nacht zum 1. August folgte ein weiterer Luftangriff, der sich gegen London und die östlichen englischen Grafschaften richtete und gute Wirkung gegen Küstenwerke, Abwehrbatterien sowie militärisch wichtige Industrieanlagen erzielte. Auch von dieser Fahrt kehrten die Deutschen, obwohl sie schon auf der Hinfahrt von Seestreitkräften angegriffen worden waren, unversehrt heim.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

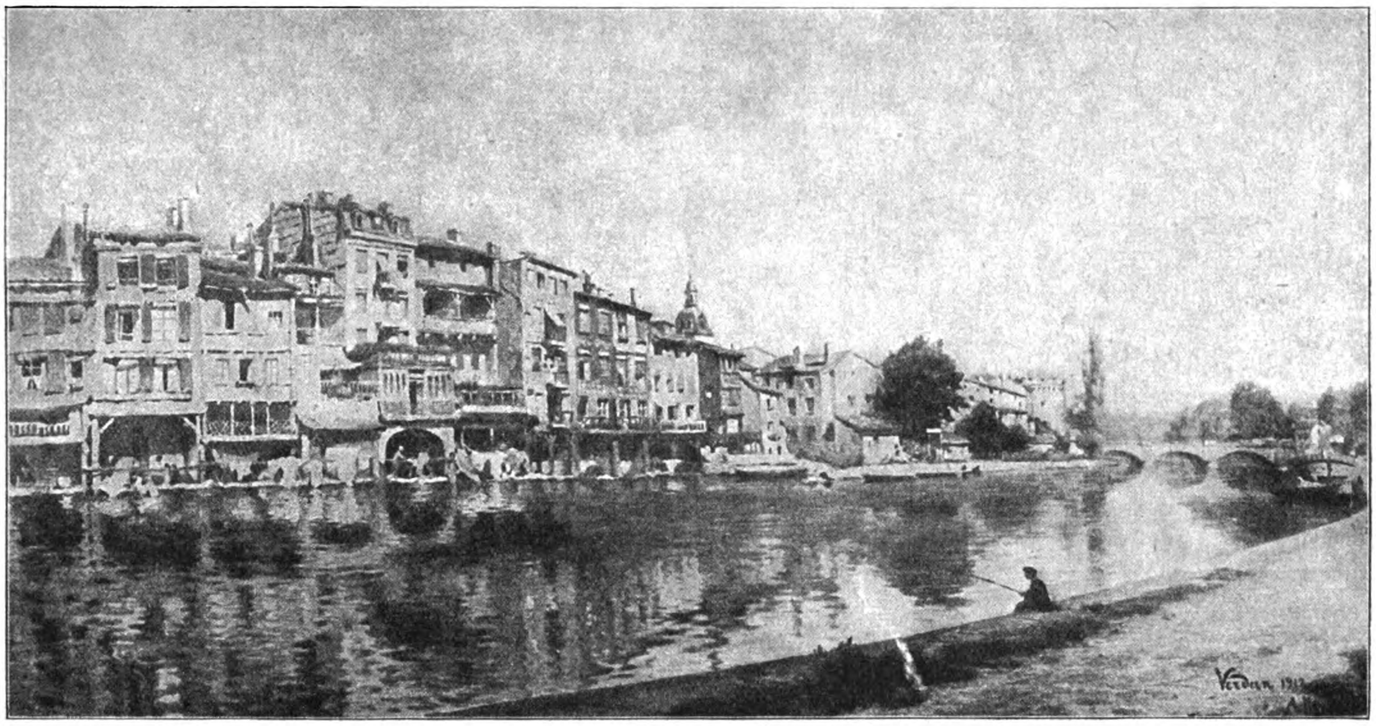
Erwerbsmöglichkeiten für heimkehrende Kriegsteilnehmer in geistig arbeitenden Berufen.

Von Dr. Paul Posener.

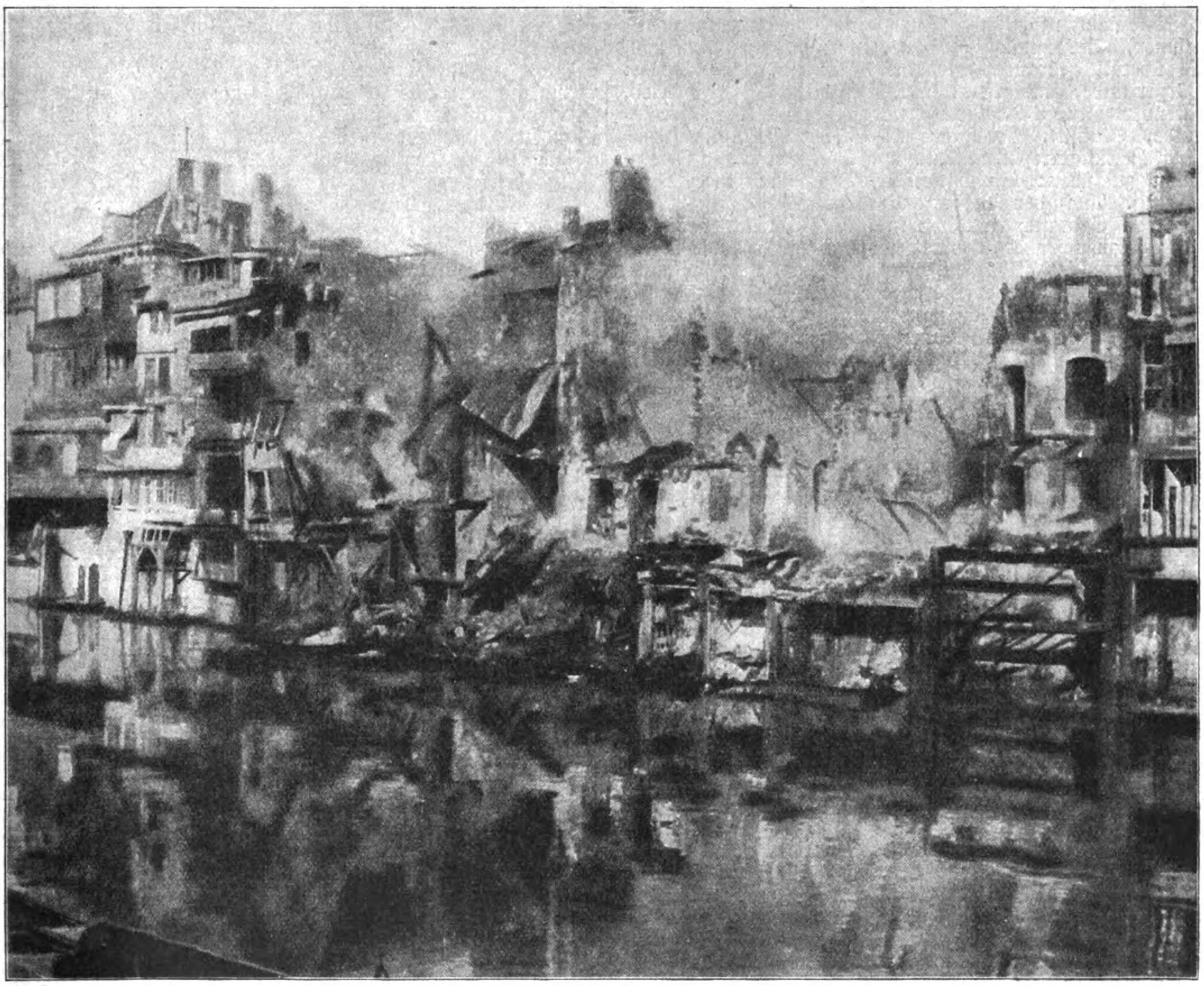
2.

III. Bei einer Betrachtung der Möglichkeit, für Kriegsteilnehmer (Nichtkapitulanten) geeignete Stellen bereitzuhalten, wird man jene Berufe ausschalten müssen, die eine bestimmte Berechtigung, ein Prüfungszeugnis, ein Diplom fordern und hierfür den Besuch einer höheren Schule oder der Universität voraussetzen.

Dagegen gewähren ein gewisses Lebensalter, selbständig erworbene Kenntnisse, die Beschäftigung in einem praktischen Berufe die Reife für besondere Vorbereitung auf Berufe, für die man sich in Friedenszeiten auch auf Hochschulen vorbereiten konnte, aber nur deshalb, weil be-



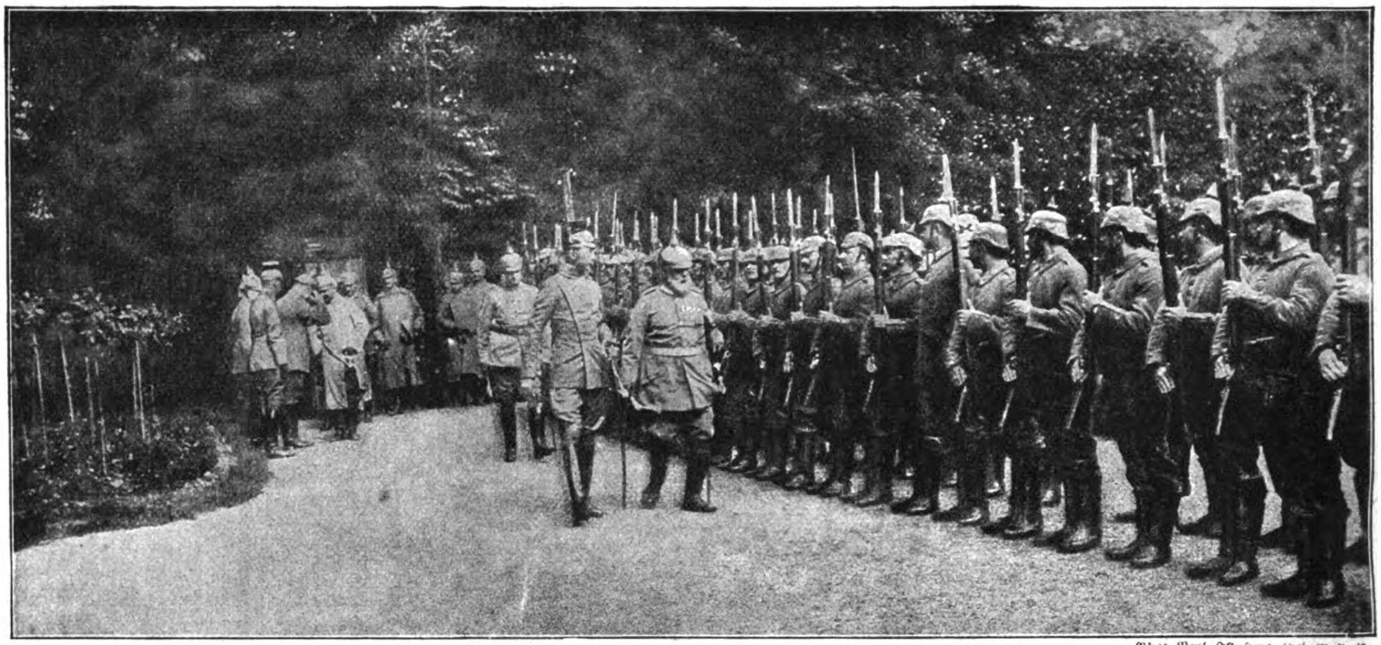
Morgenstimmung am Ufer der Maas, Sommer 1913. Verdun, am Horizont Belleville.
Nach einem Gemälde von A. Renaudin.



Zerstörungen im unteren Stadtteil Verduns am Ufer der Maas.

Verdun vor dem Kriege und während der Beschießung 1916.

Nach französischen Darstellungen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

König Ludwig von Bayern und der deutsche Kronprinz schreiten eine Ehrenkompanie ab (westlicher Kriegsschauplatz).

sondere Einrichtungen fehlten. Die bestehenden Universitäts- und Hochschuleinrichtungen lassen sich aber für die Kriegsteilnehmer nicht unmittelbar verwenden, weil sie eine gleichmäßige Vorbildung voraussetzen. Für gewisse, in diesen Rahmen fallende Berufe würde auch eine eigentlich hochschulmäßige Ausbildung nicht notwendig sein.

Eine neu zu schaffende Ausbildungstätte für Kriegsteilnehmer hätte zunächst solche Kenntnisse zu vermitteln, die überall gebraucht werden. Dahin sind zu rechnen: Bürgerkunde, Entwerfen von Schriftstücken, Bureaubetrieb, Aktenverwaltung, Registratur, Organisationslehre, Berufskunde, Statistik, Vereinswesen, Bücherkunde, Archivhaltung, Zeitungswesen, Redeübung. Daneben wären Fertigkeiten zu üben: Stenographie, Schreibmaschine, Buchhaltung. Auch der Beherrschung von Sprachen für den täglichen Gebrauch in Wort und Schrift wäre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine harmonische Auswahl von Kenntnissen aus dieser Aufzählung sichert einem fleißigen, gewissenhaften Manne eine Anstellung.

1. Eine große Anzahl von Berufen kennt den Zwang, Anstellungen nur auf Grund von Schulzeugnissen oder Diplomen zu vergeben, nicht. Das von mir zuerst aufgestellte Verzeichnis dieser Berufe umfaßt die folgenden Zweige:

a) Verwaltung: Kommunalbeamte in kleineren Städten, kommissarische Amtsvorsteher, Polizeiverwalter, Kriminalkommissare, Distriktskommissare, Standesbeamte, höhere und mittlere Beamte von Strafanstalten, Gefängnissen, Arbeitshäusern, Fürsorgehäusern, Armendirektoren, Berufsvormünder.

b) Handel und Industrie: allgemeine kaufmännische Laufbahn, Bankwesen, Transportgewerbe, Verlag und Buchdruck, Genossenschaftsrevisoren, Konkursverwalter, industrielle Kaufleute für spezielle Berufszweige;

c) Versicherung: Privatversicherung, öffentliche Versicherung (der Provinzen), Sozialversicherung, Angestelltenversicherung, Dispacheure;

d) Wohlfahrtspflege: Leiter gemeinnütziger Auskunftstellen, Arbeitersekretariate, Generalsekretäre, Fürsorgebeamte charitativer Organisationen, Berufsberater, militärische Jugendhelfer, Lehrer der Bürgerkunde (geistiges Jungdeutschland), Wohnungsinspektion, Gewerbeaufsicht, Volksbildungswesen (Volksbibliothek, Volkslesehalle), Arbeitsnachweisleiter, Archivare.

Endlich käme in Betracht, den Witwen und Töchtern verstorbener Kriegsteilnehmer eine gleiche Vorbildungsmöglichkeit zu eröffnen, damit sie in der Stellung als Beamtinnen, zum Beispiel in der Hinterbliebenenversorgung, einen ausreichenden Zuschuß zu den Hinterbliebenengebührnissen verdienen.

2. Die meisten der angeführten Berufszweige sind weithin bekannt, wenn auch vielleicht nicht eingehend genug; für drei von ihnen bedarf es aber einer näheren Erörterung.

a) Der Verkehr mit denjenigen Staaten, die gegenwärtig mit dem Deutschen Reiche sich im Kriegszustande befinden, wird nicht ohne besondere Vorbereitung aufgenommen werden können, nachdem einmal die Feindseligkeiten eingestellt worden sind. Es wird daher zweckmäßig sein, Anwärter für den Auslandsdienst besonders vorzuschulen. Deshalb bedarf es eines Institutes für öffentliches Recht, das die Kenntnis fremdländischer Einrichtungen und Gesetze vermittelt.

b) Die planmäßige Ausbildung in Verwaltungstechnik muß auf den Boden der Gegenwart gehoben werden: es handelt sich hierbei nicht allein um Geschäftsgewandtheit, sondern um die durch Wissen und Schulung zu erlangende Fähigkeit, in Kenntnis der vorhandenen Möglichkeiten neue Aufgaben sachgemäß, rasch, umsichtig, gewissenhaft zu lösen.

c) Eine besonders wichtige und nach einem Kriege besonders dringliche Aufgabe ist die planmäßige Verbreitung von Bürgerkunde. Die Schulung der Jugend in körperlicher Beziehung mag ihren unbestreitbaren Wert haben: mindestens ebenso not tut uns ein geistiges Jungdeutschland. Praktische staatsbürgerliche Bildung muß verbreitet werden, unter Ausschluß politischer, sozialpolitischer, religiöser oder wirtschaftlicher Zwecke. Das hat zu geschehen an den jungen Leuten vom 17. bis zum 25. Lebensjahre. Das Ziel muß sein: so viel bürgerkundliches Wissen zu verbreiten, daß der Geschulte imstande ist, eine Tageszeitung mit Verständnis zu lesen. Der Unterricht wäre in drei Stufen zu erteilen; ein bestimmter Nachmittag (Mittwoch) muß im ganzen Reiche hierfür freigemacht werden.

3. Dem Aufbau einer besonderen Lehranstalt für gewisse Berufszweige hat die Feststellung des Lehrplanes voranzugehen, und zwar in engster Verbindung mit den Organisationen der Angehörigen dieser Berufe. Man wird sich nicht darauf beschränken dürfen, zum Beispiel die Industrie lediglich aus rein menschlichen Gründen für eine Beteiligung an der Lehranstalt zu gewinnen: vielmehr muß die Ausbildung und Zuweisung der Teilnehmer so gestaltet werden, daß die Industrie aus der Vorbildung industrieller Kaufleute unmittelbare Vorteile erzielt. Deshalb ist es erforderlich, in enger Anlehnung an die Organisationen des Unternehmertums und der Angestellten den Vorbildungsplan zu verwirklichen, der nicht nur den Berufsoffizieren zugute kommen soll, sondern allen Kriegsteilnehmern, unter denen sich auch eine große Zahl von Angestellten aller möglichen Berufsgruppen befinden.

IV. Den großen privaten Organisationen (Verbänden und Vereinen) verdankt das Vaterland außerordentlich viel an Arbeit und Erfolg: sie müssen darum der ideelle Träger der hier vorgeschlagenen Einrichtung werden. Dies entspricht nicht nur ihrer Bedeutung, sondern ist eine Notwendigkeit für die Grundlegung der geplanten Schöpfung. Gleichwohl besteht zwischen ihnen keine Verbindung, die ein einheitliches Wirken ermöglichen würde. Trotz der etwa zweitausend mit großen Kosten unterhaltenen Geschäft-

Zu den Kämpfen im südöstlichen Kaukasus (Kurdistan): Russisch-kaukasische Aufklärungsabteilung fällt in einen kurdischen Hinterhalt.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

UNIV. OF MICH.

stellen macht es ihre Zersplitterung unmöglich, sie sämtlich für die Vorbildung und Unterbringung der heimkehrenden Kriegsteilnehmer heranzuziehen.

1. Es läßt sich nicht verkennen, daß eine gewisse Vereinheitlichung gute Wirkungen haben würde. Die Schaffung gemeinsamer Geschäftstellen im Unterbau, etwa unter der Bezeichnung Volksamt, würde auch den Vorteil haben, daß der Beruhigung der breiten Massen und ihrer sachlichen Aufklärung große Dienste geleistet werden.

Es kann erwartet werden, daß jedermann im Volke sich an solche Stellen im Falle der Not wegen unparteiischer und unentgeltlicher Auskunft wenden wird. Dort könnten auch sachgemäße Eingaben an Behörden verfaßt und geschrieben werden. Namentlich in kleinen und mittleren Städten würde ein Volksamt für die Bearbeitung von gemeinnützigen und Wohlfahrtsaufgaben von besonderer Wichtigkeit sein.

2. Die Begründung von Volksämtern würde teils durch Organisationsänderung bestehender Geschäftstellen, teils durch neue Einrichtung erfolgen.

a) Als Aufgaben des Volksamtes wären zu denken: Rechtsauskunft, Auskunft in Fragen der Arbeiter- und Angestelltenversicherung, Auskunft in Fragen der Militärhinterbliebenen- und -invalidenversorgung, Bürgerkunde (Vorträge, Unterricht), Volksaufklärung, Volkslesehalle, Volksbibliothek, Jugendfürsorge, Berufsvormundschaft, Berufsberatung, Stellennachweis, Führung des örtlichen Vereinskatasters.

b) Die Volksämter sind nach Provinzen beziehungsweise Einzelstaaten einem Volkshauptamte zu unterstellen, das gleichzeitig die Organisation der provinziellen Volkshochschule (Vortragswesen) übernimmt.

c) An der Zentralstelle wäre eine Sammlung aller für die Arbeiten der Hauptämter und Ämter erforderlichen Materialien, im Anschlusse an die zu gründende Lehranstalt, anzulegen.

V. Die Durchführung des Planes ist nur im Wege einer selbständigen Anstalt möglich, wenn es auch für sie vorteilhaft ist, den Anschluß an eine bestehende Hochschule zur Ersparung von Kosten zu suchen.

Träger des Unternehmens wäre eine zu gründende Kriegsverletztenstiftung, deren Kuratorium über die Anstalt, ihre Einrichtung, die Bestellung der Lehrkräfte und so weiter entscheidet. Die Stiftung hätte zugleich eine Darlehenshilfskasse für Kriegsteilnehmer aus geistig arbeitenden Berufen einzurichten, um eine durch den Krieg hervorgerufene Notlage zu beseitigen und die Existenz in dem bisherigen oder einem nötigenfalls zu ergreifenden neuen Berufe zu sichern. — —

So ergibt sich für die Kriegsfürsorge eine große, bisher noch ungelöste Aufgabe. Gelingt es, sie in sachgemäßer Weise würdig durchzuführen, so wird nicht nur den Kriegsteilnehmern geholfen, sondern auch eine wissenschaftliche Einrichtung geschaffen, die im Frieden nützliche und wertvolle Arbeit leisten wird.

Der Feldzug in Mesopotamien.

Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth.

(Hierzu die Bilder Seite 166 und 167 sowie die farbige Kunstbeilage.)

Durch die Übergabe Townshends bei Kut-el-Amara (siehe Band IV Seite 403) ist der erste Teil eines für die Feinde der Mittelmächte recht unglücklichen Unternehmens beendet worden, und es ist wohl der Mühe wert, einen Rückblick auf die Kriegshandlungen zu werfen, die jene Übergabe herbeiführten. Ich werde dabei fast ausschließlich englische Quellen benutzen.

Zunächst ist da vorauszuschicken, wozu wir allerdings keine britischen Gewährsmänner brauchen, daß es schon seit Jahrzehnten die Absicht der Engländer war, sich Mesopotamiens zu bemächtigen. Die ersten Anfänge gehen bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Schon damals wurde ein britisches Monopol der Flußschiffahrt errichtet und wurden Dampfer auf dem Schatt el Arab und dem Tigris erstellt, zu einer Zeit, da noch sehr wenige Ströme in Europa von Dampfern befahren wurden. Auch ist damals schon der Plan aufgetaucht, Mesopotamien durch einen englischen Schienenstrang mit dem Mittelmeere zu verbinden. Deutlich offenbarten sich die britischen Absichten, als Sir John Wilcox seinen berühmten Plan, die einst so blühende Kultur Babyloniens durch künstliche Bewässerung zu neuem Leben zu erwecken, der Welt kundtat. Es war dabei vorgesehen, die zu berieselnden Ländereien mit Ägyptern und Indern, also mit britischen Untertanen zu besetzen. Schon ein Jahr vor dem Ausbruche des Welt-

Phot. Max Liebeskind.

Französische Überläufer vor Verdun werden eingebracht.
Die Offiziere suchen sich durch Verdeckung des Gesichts unkenntlich zu machen.

krieges bezeichnete sich der britische Generalkonsul in Bagdad als „Resident". Dieser Titel schließt stets den Anspruch einer politischen Kontrolle in sich.

In den letzten Tagen des Oktobers 1914 trat die Türkei in den Krieg ein. Sie hatte auf fünf Fronten zugleich zu kämpfen: am Sinai, bei Basra, in Transkaukasien, auf dem Schwarzen Meer und an den Dardanellen. Ein indisch-englisches Heer versammelte sich am Nordende des Persischen Golfes und ging gegen Basra vor. Gleich Anfang 1915 erhielt das Heer einen Besuch des indischen Vizekönigs Hardinge. Gestützt auf bestochene Araber und gefördert durch die kühle Jahreszeit kamen die Engländer ohne große Mühe vorwärts, nahmen Basra und schoben sich, teils auf Transportschiffen, teils an den Ufern des Flusses marschierend, am Tigris weiter vor. Der Oberbefehlshaber war Sir Arthur Barrett. Im April erkrankte er heftig, und John Eccles Nixon trat für ihn ein. Aber auch bei den Mannschaften wüteten von Mai an die Krankheiten; so früh macht sich dort Hitze und Malaria unangenehm bemerkbar. Die Streitkräfte setzten sich aus 10 englischen und 7 indischen Infanterie- und 4 Kavallerieregimentern zusammen, denen eine reitende Batterie angegliedert war. Die Hitze war im Grunde nicht stärker als im Pandschab, trotzdem litten selbst die Eingeborenen Indiens sehr darunter. Warum? Infolge der ausgedehnten Sümpfe war die Hitze feuchter, und außerdem gab es Milliarden von Moskitos und anderen Insekten. Nach Angabe der Engländer selbst waren die Insekten ihre schlimmsten Feinde. Außer der Malaria richteten Typhus und Dysenterie große Verheerungen an. Die unerträgliche Hitze war auch die Ursache, daß die Märsche nur sehr kurz waren und man infolgedessen nur sehr langsam vorwärts kam. Trotzdem gelang es Nixon, Kut-el-Amara Anfang Juni zu besetzen. Auf allen möglichen Fahrzeugen, auf Leichtern, Gemüsekähnen, kleinen Dampfern und Schleppern, endlich auf Schelchen, die mit Stangen vorwärts bewegt werden — wie das jetzt noch am Mittelmain geschieht —, schaffte sich das Heer langsam vorwärts. Den malerischen Anblick der Flottille vervollständigten Kriegschaluppen, jede mit sechs vierzölligen Kanonen bestückt, allerlei Flöße, die man ebenfalls mit Kanonen bewehrte, und einige echte Kanonenboote. Der Fortschritt der Truppen wurde durch beständige Angriffe der Türken und Kurden (siehe die Kunstbeilage) verlangsamt. Begreiflicherweise boten die verschiedenen Fahrzeuge ein vortreffliches Ziel für die Schützen. Einigen Erfolg hatten die Engländer mit ihren Motorrädern, die leichte Maschinengewehre trugen. Kut-el-Amara liegt 87 englische Meilen oberhalb Korna und 130 Meilen oberhalb Basra, dagegen 370 Meilen unterhalb Bagdad. Kraft ihrer Seemacht waren bisher die Briten siegreich gewesen. Der Türkengeneral, Nureddin Pascha, mußte immer besorgen, wenn er irgendwo sich eingraben und befestigen wollte, daß die feindlichen Schiffe an ihm vorbeifahren und frische, unverbrauchte Truppen landen würden, um ihm in den Rücken zu fallen. Auch waren nirgends die Uferstämme, die arabischen Beduinen, zuverlässig. Daher zog es der Pascha vor, zurückzugehen. Möglicherweise hatten ohnehin die Engländer mit ihren hunderttausend Mann — ohne die Hilfsvölker unter den Beduinen zu zählen — zahlenmäßig die Übermacht. Erst bei Amara hielt Nureddin stand und baute dort eine Reihe starker Forts. Damit tat er jedoch nach englischer Auffassung häuptsächlich seinen Feinden einen Gefallen, die sich später dieser Befestigungen bedienen konnten.

Zwei Ziele der Engländer waren erreicht. Einmal war Niedermesopotamien und sein Handel in ihren Händen; sodann sicherte ihr Vormarsch die persischen Ölfelder am Karun, auf die zur Heizung ihrer Schiffe die britische Admiralität so hohen Wert legt. Den ganzen Sommer über pflegten die britischen Streitkräfte der Ruhe. Monatelang hörte man keinen Schuß.

Der Heilige Krieg begann allmählich seine Wirkung zu tun. Im Februar 1915 wurde der größte Freund der Briten in Arabien, Er Raschid, der Saudide von Erriad, dessen Reich dreimal größer war als Deutschland, im Nedschd aufs Haupt geschlagen. Die Nachricht hiervon und von anderen Erfolgen der türkischen Waffen, sowohl in den Dardanellen wie gegen Aden, blieb nicht ohne Einfluß auf die Gemüter der mesopotamischen Beduinen. Sie und nicht minder einige benachbarte persische Nomadenstämme wurden aus Freunden Englands zu dessen Feinden. Allein von den Persern standen 6000 Mann, von schwedischen Instrukteuren gedrillt, in Waffen. Es war nicht leicht für die englischen Truppen, gegen die Wüstensöhne anzukämpfen. Diese bedienten sich der uralten Listen, die sie schon gegen Assyrer und Sumerer angewendet hatten. Sie lockten die Angreifer in wasserlose Striche, wo ihnen, den Beduinen, allein die Zisternen bekannt waren, und brachten die sich zu weit Vorwagenden durch den Durst ins Verderben. Nicht selten glückte diese Taktik. In einem jedoch hat sich die Art der Wüstenfeldzüge (siehe die Bilder Seite 166 und 167) gegen die früheren Jahrtausende wesentlich geändert: in der Erkundungsmöglichkeit. Die Engländer besaßen Flugzeuge und verursachten mit ihnen nicht geringen Schrecken bei den Eingeborenen, die noch niemals so ein Teufelswerk mit Augen erschaut hatten. Das türkisch-kurdische Heer hatte dagegen in der ersten Hälfte der Kämpfe weder Flugzeuge noch Luftschiffe. Stärker jedoch als alles Menschenwerk waren die mächtigen Verbündeten der Beduinen, die Hitze und der Durst. Die englischen Berichterstatter können sich gar nicht genug damit tun, die entsetzliche Trockenheit, die während des Sommers herrschte, in lebhaften Farben auszumalen: der Luxus des Schwitzens sei dort ganz unbekannt; selbst bei Nachtmärschen hätten die Leiber förmlich gebraten und gebacken vor Hitze; ohne zu trinken auch nur anderthalb Stunden zu marschieren, sei völlig unmöglich gewesen. In der Tat scheint Niedermesopotamien die heißeste Gegend der ganzen Erde zu sein; der französische Akademiker de Morgan will dort 57,7 Grad im Schatten gemessen haben. Derselbe Akademiker fügt hinzu, daß selbst durch Doppelsohlen die Hitze des Bodens durchdrang, und daß es menschenunmöglich war, zwischen neun und fünf Uhr des Tags im Freien zu gehen.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Djemal Pascha,
Kommandant der Wüstenarmee.

Nixon wurde durch Townshend ersetzt, der offenbar der Fähigere war. Seit Mitte September verstärkte sich das türkische Heer durch Abteilungen, die von Transkaukasien geschickt wurden. Auf der anderen Seite erhielten die Engländer, deren Streitkräfte jetzt zu einem Drittel aus weißen, zu zwei Dritteln aus Farbigen bestanden, Verstärkungen von Indien her. Allmählich empfanden die Engländer den Nachteil, den stets ein ausgedehntes Vorwärtsdringen mit sich bringt, nämlich die Notwendigkeit, einen großen Teil der verfügbaren Kräfte zum Schutz der langen rückwärtigen Verbindungen zurückzulassen. Auch die Türken hatten für ausgedehnte Verbindungen zwecks Nachschubs zu sorgen, allein sie brauchten diese nicht zu schützen, da sie sich in ihrem eigenen Lande befanden. Die Nachteile der englischen Stellung wurden noch dadurch gesteigert, daß nun auch von Osten her Feinde erschienen, persische Stämme, durch deren Eingriff die oben erwähnten Ölfelder bedroht schienen. Ein dritter Feind kam von Westen, nämlich die kriegerischen Mustafi-Araber, die am Schatt el Hay und darüber hinaus ein Nomadenleben führen. Die größte Unterbrechung der Sommerruhe war die Schlacht von Nasiri am 24. Juli 1915. Die englischen Soldaten, von denen viele schon in Flandern und Frankreich gewesen waren, trugen den Sieg davon. Hierauf wagten die Engländer einen Hauptwurf und rückten

Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine Abteilung des Roten Halbmonds auf dem Marsch in der Wüste.

gegen Bagdad vor. Ein glänzender Sieg wäre ihnen gerade jetzt ganz besonders erwünscht gewesen, um die Scharte von Gallipoli auszuwetzen. Einer der Beduinenstämme half ihnen dabei, die Beni Lam. Ein förmliches Bündnis wurde mit ihnen abgeschlossen.

Der Vormarsch begann Mitte September. Motorboote taten dabei den Kundschafterdienst. Die Fahrt auf dem Tigris ist in seinem Mittellaufe besonders schwierig. Wie beim Mississippi ändert sich sein Bett beinahe täglich. Die Werke von Kut-el-Amara hielten den Vormarsch auf. Die türkische Artillerie war auf ihrem Platze und schoß eifrig. Leider waren unter den Granaten viele Blindgänger. Die Engländer machten unter dem General Fry einen Scheinangriff, umgingen während der Zeit, von den Generalen Delamain und Houghton geführt, die türkische Stellung und waren beständig miteinander durch drahtlose Botschaften in Verbindung. Die Türken richteten, die Wichtigkeit solcher Verbindung wohl einsehend, ihre Kanonen in erster Linie auf die Masten der drahtlosen Stationen und vernichteten mit ihren Geschossen mehrere Schiffe. Ich kann hier nicht näher auf die Schlacht eingehen, die im englischen Berichte ausführlich beschrieben wird. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag und wurde gerade kurz vor der Dämmerung zugunsten der Briten beendet. Nureddin Pascha vermochte indessen während der Nacht seine Truppen unbelästigt zurückzuziehen und marschierte neuerdings am Tigris aufwärts.

Zwei Monate vergingen, bis die Engländer vor Ktesiphon standen. Einzelne Abteilungen kamen bis 16 englische Meilen vor Bagdad. Townshend will insgesamt nicht mehr als 25 000 Mann bei sich gehabt haben. Davon wurden in der Schlacht, die sich hier am 22. November entspann, 643 getötet, 594 gefangen und 3330 verwundet. Das bedeutete eine der schlimmsten Niederlagen, die jemals die Engländer bei ihren Kolonialkriegen erlitten. Freilich nicht mit der Reihe von Niederlagen an den Dardanellen zu vergleichen, wo die Verluste insgesamt auf 200 000 Mann stiegen.

Damit wendete sich das Glück der Feinde. Sie flohen nach Kut-el-Amara, wurden dort fünf Monate lang belagert und, noch immer über 13 000 Mann stark, Ende April 1916 gefangen genommen.

Seitdem sind die deutsch-türkischen Heere ihrerseits erobernd vorgegangen. Vor allen Dingen richtete sich ihr

Phot. A. Grohs, Berlin.

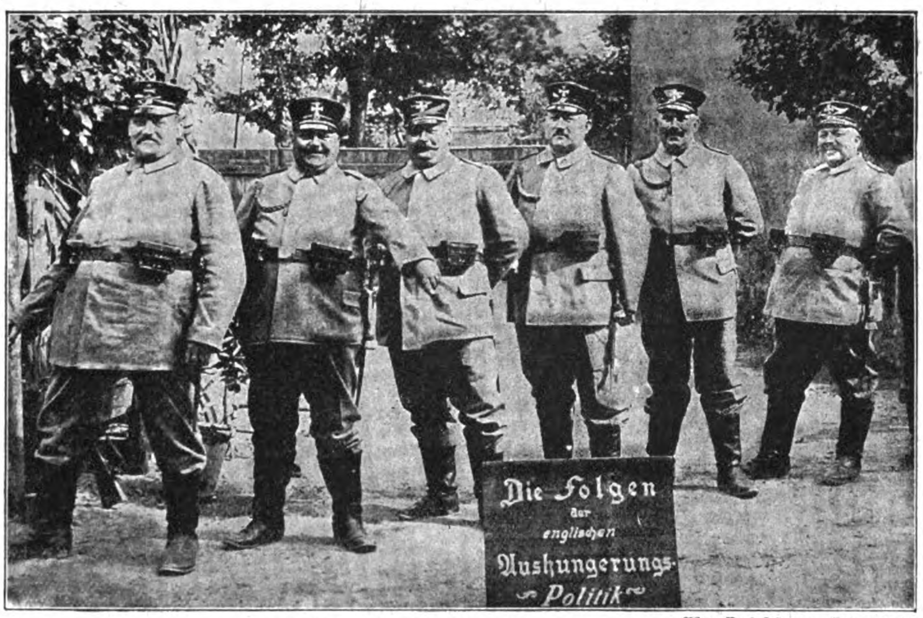
Türkische Infanterie und Kamelreiter auf dem Marsch in der Wüste.

Übergang über die Meu

Nach einer Originalzeichn

…eurthe am 24. August 1914.
…ichnung von Ernst Zimmer.

Stoß gegen Südpersien. Im Laufe des Mai wurden die Russen nach Kasr i Schirin (siehe Seite 48) und östlich davon zurückgeschlagen; Ende Juni nahmen unsere Truppen Kirmanschah, Anfang Juli Senneh in Zentralkurdistan und marschierten in der zweiten Hälfte des Juli gegen Hamadan. Damit war das deutsch-türkische Heer tief in Persien eingedrungen, und es ist anzunehmen, obwohl wir keine ausdrückliche Nachricht davon haben, daß inzwischen die Russen auch Ispahan wieder räumen mußten. Gleichzeitig griffen Kämpfe bei Urmia und Saudschbulak in der Provinz Aserbeidjan, also ebenfalls in Persien, Platz. Nachdem auf diese Weise erstens der Plan der Russen, den Engländern zu Hilfe zu kommen, vereitelt wurde, und zweitens eine Flankenbedrohung der englischen Stellung in Mesopotamien vorbereitet war, durfte man sich der Hoffnung hingeben, daß die Briten auch noch völlig aus Mesopotamien vertrieben werden. Der ungeheuren Hitze halber sind jedoch im Zweistromlande vor Oktober oder November keine besonderen Ereignisse zu erwarten, während bei Kirmanschah und in dem südlich davor gelegenen Luristan, wo der Puschdanikuh mit über 5000 Metern aufragt, auch im Sommer der Höhenlage halber die Wärme erträglich ist.



Eine Anzahl „Ausgehungerter“. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der Übergang über die Meurthe am 14. August 1914.

(Hierzu das Bild Seite 168/169.)

Eines meiner interessantesten Erlebnisse im ersten Kriegsjahr war der Brückenübergang über die Meurthe bei Blaineville am 24. August 1914. Unsere Brigade, die 7. bayrische, hatte den Auftrag, das jenseitige (linke) Ufer der Meurthe unter allen Umständen zu gewinnen. Die französische Artillerie, von einem ihrer Flieger über unseren Anmarsch und unsere Absicht unterrichtet, hielt das ganze Dorf Blaineville, beide Ufer der Meurthe und besonders die Übergangstelle unaufhörlich und wirksam unter Feuer. Eine Schrapnellsalve folgte der anderen. — Das 9. Regiment war bereits auf dem jenseitigen Ufer angelangt. Jetzt kam unser Regiment, das 5., an die Reihe. Die einzelnen Kompanien überschritten den bestrichenen Raum zug- und abschnittweise. Jeder Zug sprang vom Waldrand aus zunächst hinter ein vorher bezeichnetes Bahnwärterhaus, schnaufte hier, hinter dem Hause gedeckt, etwas aus und überschritt von da aus die Brücke. Auf dem jenseitigen Ufer war ein gedeckter Platz angegeben, wo sich die einzelnen Züge, Kompanien usw. wieder sammelten. — Als ich mit meinem Zuge die Brücke überschreiten mußte, hatte die französische Artillerie gerade für ein paar Minuten ihr Feuer von der Brücke weg auf einen anderen Punkt verlegt. Den Weg vom Bahnwärterhaus bis zur Brücke hatte die feindliche Artillerie nur zu wirksam bestrichen. Hier sah ich einige völlig zusammengeschossene Feldküchen, viele tote Pferde und nicht wenige Gefallene in der Wiese liegen. Wie ich an die Brücke kam, die unsere Pioniere im stärksten Feuer gebaut hatten, rief mir ein schwerverwundeter Pionierleutnant, dem der ganze linke Fuß herunterhing, zu: „Viel Glück, Herr Kamerad!“ Dann rauchte er mit bewundernswerter Ruhe seine Zigarette weiter. In gleicher Kaltblütigkeit, als ob es sich um eine Manöverübung handle, saßen die Pioniere in ihren Brückenkähnen und machten allerhand aufmunternde und witzige Bemerkungen. Der größte Teil unseres Regiments erreichte glücklich das Ufer. Ich überschritt dann mit meinen Leuten in Reihenkolonne im Laufschritt die Brücke und begab mich auf den vorher festgesetzten Sammelplatz.

Feld- und Etappenbäckereien.

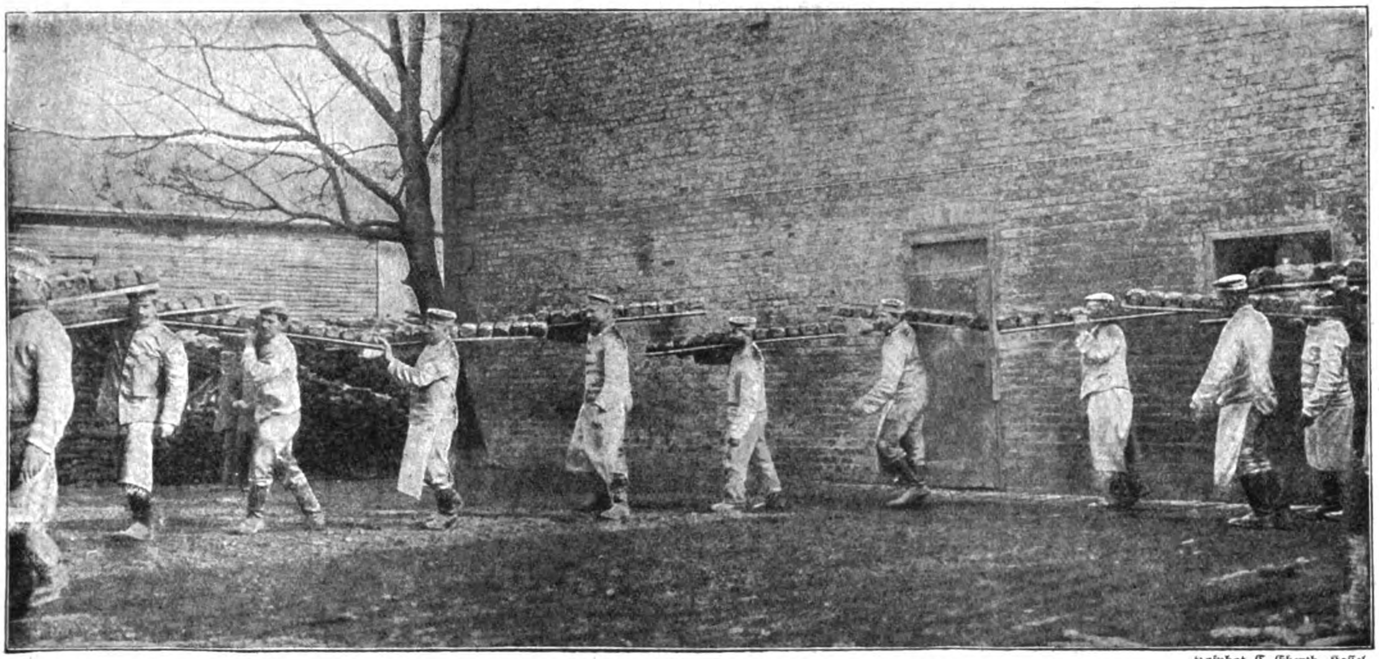
Von Rittmeister der Landw.-Kav. Rentsch.

(Hierzu die Bilder Seite 170 und 171 sowie in Band I Seite 271, 340/341, Band III Seite 8, 182, 236.)

Das tägliche Brot spielt bei der Verpflegung aller Truppen im Felde die Hauptrolle. Dementsprechend ist die Truppe auch von Haus aus in den Stand gesetzt, sich dieses Nahrungsmittel dauernd und überall selbst herzustellen. Diesem Zwecke dienen die Feld- und die Etappenbäckereikolonnen. Ihre Kräfte und ihr Bedarf sind schon im Frieden eingeteilt und bereitgestellt. Im Falle eines Krieges machen sie mobil und rücken aus wie die kämpfende Truppe. Zeitlich freilich und örtlich bleiben sie immer hinter dieser. Zumal die Etappenbäckereien.

Die Feldbäckereien dagegen sind ihre behenderen Schwestern. Sie gehören unzertrennlich zu je einer Division, der sie auf allen ihren Wegen im Vormarsche folgen, im Rückmarsche vorangehen, sich mit ihr niederlassen, mit ihr wieder abbrechen. Dies bedingt eine verhältnismäßig große Beweglichkeit, die dadurch gewährleistet wird, daß die Kolonne mit Fahrzeugen ausgestattet ist, auf die aller Bedarf verladen werden kann, und daß auch ihre Backöfen fahrbar sind.

Im einzelnen besteht eine Feldbäckereikolonne aus 12 fahrbaren eisernen Backöfen besonderer Bauart, 12 Gerätewagen, 1 Feldküche und einigen weiteren Fahrzeugen, mit allem Personal insgesamt rund 180 Mann und 120 Pferde. Die sämtlichen Mannschaften unterstehen einem Kolonnenkommandeur, die Bäcker außerdem innerhalb und während des Backdienstes einem Proviantbeamten, der seinerseits der Intendantur für den gesamten Backbetrieb (Mehlvorrat, -verbrauch, -nachschub, Brotbereitung, -ausgabe und -beschaffenheit) verantwortlich ist. Befindet sich die Truppe auf dem Marsche, so gehört die Bäckereikolonne in der Regel zur ersten Staffel, das heißt zu dem ersten, vordersten Verbande der Kolonnen und Trains, und wandert mit dieser auf den befohlenen Straßen bis zu dem Orte, an dem der Backbetrieb beginnen soll. Dabei versehen die Trainmannschaften den Fahrdienst. Die Bäcker, die mit Karabinern ausgerüstet sind, dienen auf dem Marsche als Schutztruppe vor Überfällen und dergleichen. Zur Aufstellung der Feldbäckereien wird am besten ein freier, gegen Winde und Überschwemmungen geschützter Platz gewählt, der durch gute und bequeme An- und Abfahrstraßen leicht zugänglich ist. Für den Fall eines längeren Aufenthaltes ist die Nachbarschaft eines Bahnhofes zur Erleichterung der Mehlzufuhr stets anderen Stellen vorzuziehen. Auch ist bei Wahl des Platzes auf die Nähe guten Holzes und brauchbaren Wassers, sowie geeigneter Gebäude, die womöglich zum dauernden Backbetriebe benutzt werden können, Rücksicht zu nehmen. Denn nur wenn der Aufenthalt der Kolonne an dem neuen Platze voraussichtlich ganz kurz sein wird, wird das Backen dauernd in den fahrbaren Öfen vorgenommen. Bei längerem Halt erbaut man zur Schonung der mitgeführten Öfen steinerne Feldbacköfen, eine Arbeit, zu der nach Bedarf und Möglichkeit Landeseinwohner und bauerfahrene Soldaten aus anderen Truppenkörpern herangezogen werden. Wird in den fahrbaren Öfen gebacken,



Hofphot. C. Eberth, Kassel.

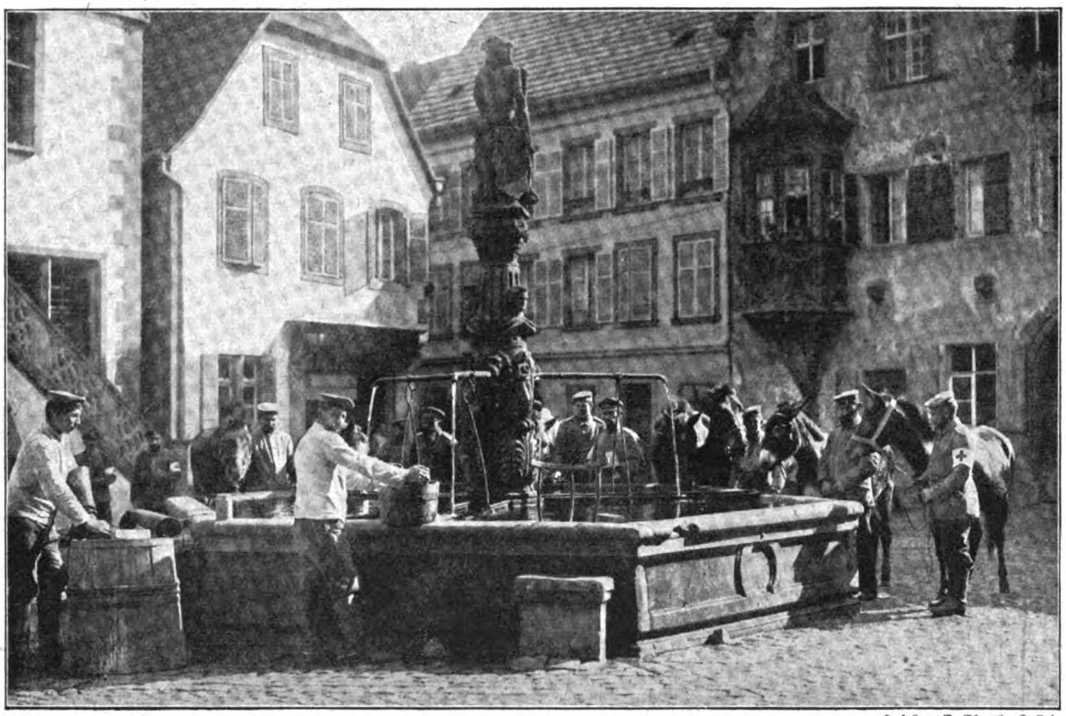
Feldbäckerei an der Westfront in der Champagne, die Brot für eine ganze Division bäckt.
Das frisch gebackene Brot wird zum Lagerraum gebracht.

und das geschieht zunächst in der Regel, so stellt man diese nach bestimmter Vorschrift auf. Ihnen gegenüber werden 6 Backzelte errichtet, hinter diesen 6 Brotzelte. Zelte, Mehl und Geräte werden den 12 Gerätewagen entnommen. Die Fahrer führen die Pferde zum Biwakplatz oder in dürftige Ställe, die Bäckermannschaft leitet den Backbetrieb ein. Da hierzu für die Teigbereitung zunächst warmes Wasser nötig ist, werden die Öfen angeheizt und die ihnen eingebauten Wasserbehälter gefüllt. Als Heizstoff benützt man möglichst trockenes Holz, und da die Feuerung bei vollem Betriebe Tag und Nacht im Gange ist, erreicht der Verbrauch an Holz eine ziemliche Höhe. Er beträgt für jeden Ofen etwa 0,15 Kubikmeter für einen „Schuß", sonach im ganzen etwa 12 Kubikmeter jeden Tag, was auf die Dauer unter Umständen erhebliche Schwierigkeiten in der Beschaffung so vielen Holzes verursacht.

Ein „Schuß" ist die einmalige Vollfüllung des Ofens mit etwa 80 Teigbroten und die ihr folgende Backzeit. Diese beträgt für eine Füllung rund 1¾ Stunden, so daß jeder Ofen nach 2 Stunden neu beschickt werden kann. Die Teigbrote sind die in den Backzelten zu Broten geformten Teigmassen. Bei ihrer Formung muß beachtet werden, daß sie das vorgeschriebene Gewicht erhalten. Es ist darum nötig, daß jedes einzelne Teigbrot vor dem „Einschießen" gewogen wird. Bei Tag- und Nachtbetrieb leistet ein fahrbarer Ofen in 24 Stunden 12 Schüsse zu je 80 Broten. 1 Brot = 2 Portionen. Eine Kolonne bäckt sonach in dieser Zeit rund 11 500 fertige Brote = 23 000 Portionen. Diese Brote werden so reihenweise, wie sie im Ofen bräunten, in die Brotzelte getragen, von wo sie später den Lagerräumen zugefahren werden. Rund zweimal fünfzig Bäcker, die sich schichtweise ablösen, sind an dieser Erzeugung beteiligt. Die nicht im Backdienst Beschäftigten holen inzwischen Holz oder Wasser herzu oder beladen die Gerätewagen mit fertigen Broten. Denn täglich ist dem zuständigen Lebensmittellager die verlangte Anzahl Brote zuzustellen, von wo die einzelnen Truppenteile sie abholen. Dieses Ausfahren der Brote nach dem oft viele Kilometer entfernten Lagerraum besorgen die Gespanne und Wagen der Kolonne selbst. Häufig müssen diese Fahrzeuge auch von weither Holz holen und die Stämme zwecks nötiger Zerkleinerung in eine Sägemühle fahren oder Mehl herbeischaffen, das auf dem nächsten Bahnhof oder in den Etappenspeichern lagert. — Eine nicht geringere Sorge als die um ausreichende Holzbeschaffung ist die um hinläng-

Hofphot. C. Eberth, Kassel.

Feldbäckerei an der Westfront in der Champagne, die Brot für eine ganze Division bäckt.
Das Mehl wird zur Backstube getragen.



Am Brunnen in einem Vogesenstädtchen. Hofphot. C. Eberth, Kassel.

lichen Wasservorrat. Denn der tägliche Bedarf einer Kolonne von 12 Öfen beträgt bei Tag- und Nachtbetrieb 8000 bis 9000 Liter. Nur in den seltensten Fällen wird Anschluß an eine hierfür ausreichende Wasserleitung oder ein Pumpwerk möglich sein. Da muß man sich denn mit dem mühsamen Heranschaffen des Wassers in den dazu mitgeführten Wassertragesäcken behelfen. Diese bestehen aus wasserdichtem Segeltuche und fassen rund 60 Liter. In Fällen, wo genügend viel Wasser überhaupt nicht vorhanden ist, muß der abessinische Brunnen in Tätigkeit treten, eine Saugpumpe, die zu den Ausrüstungstücken jeder Bäckereikolonne gehört, und die, unter günstigen Verhältnissen in einer Stunde in Gang gesetzt, aus jeder mittleren Tiefe mit einem Hub etwa 30 Liter Grundwasser heraufbefördert und gleichzeitig reinigt.

Die Tätigkeit einer solchen Kolonne ist sonach unter Umständen eine höchst arbeits- und mühereiche. Zumal dann, wenn Regen und Kälte technische Erschwernisse, wie Abkühlen der Öfen und Auskühlen der Zelte, verursachen. Immer auch in Augenblicken, wo es heißt, alle Einrichtungen wieder abzubrechen und weiter zu ziehen. In aller Geschwindigkeit wird dann der Betrieb unterbrochen, so daß die Kolonne nach zwei Stunden wieder marschbereit ist. So friedlich sich die Tätigkeit solcher Kolonnen auch zumeist vollzieht, Flieger und weittragende Geschütze haben im Kriege auch schon aus ihren Reihen Tote gefordert.

Die Etappenbäckereien haben in diesem Punkte weniger zu leiden, da sie viel weiter hinter der Front sich befinden. Für sie kommt auch ein schneller Ortswechsel und die eigene Abfuhr der Brote an entfernte Lager kaum in Frage. Darum sind sie auch nicht mit Trainfahrern, Pferden und Fuhrwerken ausgestattet. Ihre Backöfen sind nicht selbständig fahrbar, vielmehr zerlegbar und werden entweder auf beizutreibenden Gespannen oder mit der Bahn befördert. Auf diesem Wege wird solchen Bäckereien auch in der Regel Mehl und Holz zugeführt. Häufiger noch als die Feldbäckereien backen sie in steinernen Backöfen, die sie sich selbst erbauen. Ihre Leistungsfähigkeit entspricht der der Feldbäckereien.

So helfen auch die Bäckereikolonnen zu ihrem Teile mit an den Erfolgen dieses Krieges, indem sie in geordneter Pflichttreue zum Wohle ihrer Kameraden tätig sind.

Nachtkämpfe am Hilsenfirst in den Vogesen.

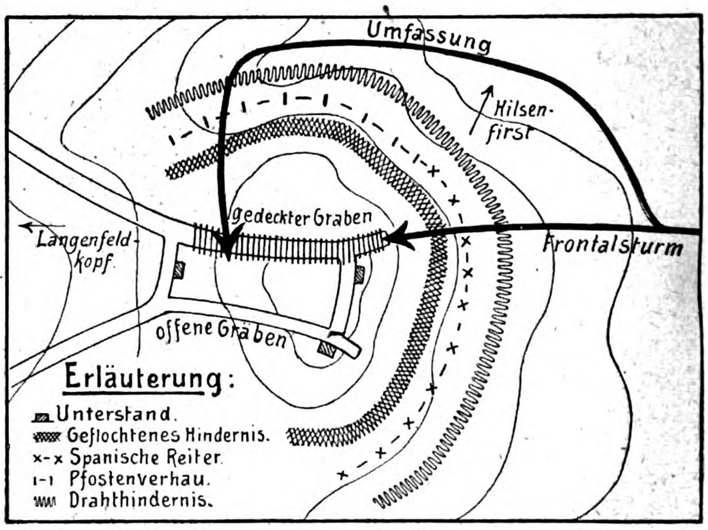
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 172—175.)

Wer an der Front war, der kennt sie, die geheimnisvollen Nächte, die einzigartig in ihrer stillen Schönheit sind und doch ein unstetes Leben, eine flackernde Aufregung bergen. Wohl sieht man von hochgelegenen Aussichtswarten, den Beobachtungstellen der Artillerie, den Gefechtständen der höheren Stäbe, ein Wetterleuchten zwischen und hinter den massig wirkenden dunklen Hügeln und Bergen. Auch werden die Blicke bisweilen gefesselt durch jäh aufflammende Granatentladungen im Gelände. Rote und grüne Raketen schießen in die Luft und zersplittern in Tausende von Sternchen. Leuchtkugeln senken sich plötzlich weit draußen aus der Luft hernieder und strahlen ihr grelles Licht in die Falten der Hügellandschaft aus, bis sie hinter hochstämmigen Wäldern verglimmen. Am Horizont brennen träge mit rußig roter Flamme die Trümmer eines Dorfes. Der rote Hahn will sich nicht daraus vertreiben lassen, weder durch die Löschversuche, die dort drüben ohne Zweifel jetzt gemacht werden, noch durch den Umstand, daß das Dorf schon dreimal abgebrannt ist. Wenn Artilleriegeschosse ihren Weg hinüberfinden, so wecken sie den totgeglaubten roten Hahn jedesmal von neuem.

Der Hauptreiz solcher Nächte liegt aber für jeden Soldaten nicht in diesen schaurig-schönen Bildern, sondern in dem geheimen Bewußtsein, daß im Stellungskampf die Dunkelheit ein Mantel für wagemutige Unternehmungen kleinerer und kleinster Abteilungen geworden ist. Zwar flammt auch in der Nacht das Trommelfeuer bisweilen auf und brechen sich nachher Sturmangriffe großer Truppenmassen Bahn. Doch dann ist die Nacht ihrer scheinheiligen, trügerischen Maske beraubt. Man hört weithin das Heulen der Geschosse in den Lüften, den ohrenbetäubenden Schlachtenlärm. Es ist ein Unterschied zwischen dem Soldatentod im leidenschaftlichen, heißen Gefecht, inmitten der Kameraden, und dem stillen, einsamen Würgen mit Messer, Handgranate und Dolch in den ruhig scheinenden Nächten.

Verlassen wir unseren Aussichtspunkt, und tasten wir uns im Schimmer des Mondes und der Sterne — das Anzünden einer Laterne würde feindliche Geschosse auf uns



Skizze zu dem Aufsatz: Nachtkämpfe am Hilsenfirst.

Die Darstellung ist eine sogenannte Schichtlinienzeichnung, d. h. sie zeigt durch die in einfachem Strich gezogenen Linien die Höhenunterschiede des Geländes an. Das von einer solchen in sich zurücklaufenden Linie eingefaßte Gebiet ist jedesmal 10 Meter höher gelegen als das von der nächstlängeren Linie eingeschlossene.

Nächtlicher Kampf am Hilsenfirst.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Liebich.

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Zum Besuch des Kaisers und des Kronprinzen in den Vogesen.
Der Kaiser, geleitet von dem Korpskommandeur General der Infanterie v. Eberhardt, und der Kronprinz, geleitet von Generaloberst v. Falkenhausen, schreiten die Front ab.

niederprasseln lassen — über neu angelegte Wege und durch das Grabengewirr bis in die Infanteriestellungen. Das ist der Ausgangspunkt der nächtlichen Patrouillen und zugleich der Fuchsbau, in den sie nach dem Raubzug wieder zurückkehren, meist mit wichtigen Meldungen, oft mit großer Beute an Gefangenen und Kriegsgerät, bisweilen weidwund geschossen oder keuchend unter der Last eines verwundeten oder toten Kameraden. Auch die geistigen Vorbereitungen für die meisten Patrouillen, das Ausarbeiten des Planes, das Abwägen der zu überwindenden Widerstände findet in den Infanteriestellungen statt. Man darf nicht glauben, die gewünschten Ergebnisse zu erzielen, wenn man Patrouillen fast planlos in die Nacht hinausschickt.

Westlich der Stellung am Langenfeldkopf erhebt sich, das Gelände beherrschend, eine kahle Höhe, die taktisch sehr wertvoll ist; eine kleine Mulde zieht sich nordöstlich vom Hilsenfirst zwischen diesem und der erwähnten Höhe hindurch. Es galt nun, die französischen Schützengräben auf letzterer durch eine Patrouillenunternehmung zu säubern. Die Lage dieser vorgeschobenen französischen Stellung, die nur in westlicher Richtung mit den übrigen Schützengrabengruppen zusammenhing, ist aus unserer Kartenskizze Seite 172 ersichtlich. Besonders aussichtsvoll für den geplanten Angriff schien eine Stelle der feindlichen Gräben zu sein, wo der eine Schützengraben oben zugedeckt war, denn da die Decke das Herausschauen verhinderte, so konnte von hier aus nur schwer beobachtet werden. Dieser gedeckte Graben wurde deshalb als Einbruchstelle gewählt. Eine weitere Überlegung führte zu dem Schluß, daß die Aufmerksamkeit der Franzosen jedenfalls gegen Osten am stärksten sein werde, da in dieser Richtung die deutschen Gräben lagen. Um bei einem Frontalangriff nicht zu rasch entdeckt zu werden, was unter Umständen schwere Verluste nach sich ziehen konnte, war es nötig, den Hauptstoß und zugleich den ersten Einbruch in die feindliche Stellung von einer anderen Seite her zu unternehmen. Man entschloß sich deshalb für eine Umfassung von Norden her. Waren die ersten Sturmtruppen bereits im gedeckten Graben, und somit im Rücken der nach Osten gerichteten feindlichen Front, so bedeutete das mindestens eine Fesselung der im Graben befindlichen Hauptstreitkräfte, wenn nicht gar ihre Gefangennahme. — Drei Hindernisse schirmten die feindliche Stellung vor Überraschungen. Man mußte, mit Drahtscheren ausgerüstet, zuerst einen Drahtverhau von drei Pfosten Tiefe unbemerkt durchbrechen, sich sodann durch ein zweites Hindernis an der Ostfront zwängen, das aus spanischen Reitern bestand und sich an der zurückliegenden Nordfront in einem Pfostenverhau fortsetzte, und schließlich waren dicht vor dem Graben weitere Gassen in ein geflochtenes Hindernis zu schneiden, das bis zu einer Tiefe von fünf Pfosten den Graben umgab.

Die Ausführung fand in einer sternklaren Nacht am 8. April 1916, vier Uhr morgens statt. Der wichtigste Trupp, der Umfassungstrupp, bestand aus etwa 20 Mann unter Führung eines Leutnants. Das Durchschreiten der Hindernisse gelang unbemerkt. Nach bangen Minuten und endlosem Schleichen sprang man in den feindlichen Graben und begann die besetzten Unterstände mit Handgranaten zu säubern, von denen jeder Mann zwei am Koppel mitgenommen hatte. Das war das Angriffszeichen für den Frontalsturmtrupp, der sich gleichzeitig unter Führung eines Unteroffiziers bis an das letzte der östlichen Hindernisse vorarbeitete, dieses mit dem Karabiner zusammenschlug und die feindlichen Posten im Graben gefangen nahm. Obwohl die Franzosen in diesem Augenblick alarmierten, konnte ihre schwache Gegenwehr rasch unterdrückt werden (siehe Bild Seite 173). 21 Mann wurden gefangen genommen, 20 getötet, dagegen von dem tapferen deutschen Gebirgsbataillon nur 2 Mann des Umfassungstrupps leicht verwundet; der Frontaltrupp hatte dank der glänzenden Vorbereitung und Ausführung gar keine Verluste.

Bald trugen Telephondrähte die frohe Botschaft zurück

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Französische Fahnenwache in den Vogesen verläßt ihren Unterstand, um sich in das Kampfgebiet zu begeben.

zu den Beobachtungständen und Befehlstellen. Nur wenige Lichtblitze, Schüsse und Granatentladungen waren beobachtet worden. Scheinheilig und trügerisch stille war die Frühjahrsnacht gewesen. Doch 100 Mann hatten in aufreibenden Minuten ihr kriegerisches Antlitz gesehen.

Generalmajor Maximilian Ritter v. Hoen,

Kommandant des k. u. k. Kriegspressequartiers und Direktor des Kriegsarchivs beim k. u. k. Kriegsministerium in Wien.

Von Rifat Gozdovic Pascha.

(Hierzu das Porträt Seite 176.)

In Generalmajor v. Hoen verkörpert sich der Typus des modernen k. u. k. Offiziers von altösterreichischer Tradition. Er stammt aus einer Zeit, als noch die Söhne des hannöverischen, nassauischen und des harten Hessenlandes sich mit Begeisterung um das schwarz-gelbe Banner scharten und ihrer viele die geschworene Treue auf den Schlachtfeldern Ungarns, Italiens, Böhmens und Mexikos mit ihrem Blute besiegelten, als die ritterlichen Paladine ihres Allerhöchsten Kriegsherrn.

v. Hoen wurde als Sohn eines solchen, des als k. u. k. Major im Ruhestande verstorbenen, vormaligen kaiserlich mexikanischen Hauptmanns August v. Hoen am 17. Februar 1867 zu Fulda geboren. Mit diesem Jahre begann für ihn schon jenes bewegte Leben, wie es den „Tornisterkindern" — so werden in Österreich-Ungarn die Kinder der von einer Garnison der weiten Monarchie zur anderen versetzten Offiziere von alters her scherzweise genannt — beschieden zu sein pflegt, und das ein häufiges Wechseln der Schulen bedingt.

Im Laufe seines Geburtsjahres kam v. Hoen nach Wien, wo er mit sechs Jahren in die dritte Klasse einer Volkschule eintrat und — zum Aufsteigen in eine höhere Lehranstalt noch zu jung — auch die fünfte und sechste Klasse besuchte. Da nach eineinhalbjährigem Besuche der Realschule zu Wien die Versetzung seines Vaters nach dem kleinen dalmatinischen Küstenorte Budua erfolgte, in dem es einer geeigneten Schule ermangelte, kam v. Hoen nach Kassel und besuchte dort die höhere Gewerbeschule bis einschließlich der Sekunda. Im Jahre 1881 wurde er als Offizierssohn in die k. u. k. Militär-Oberrealschule zu Mährisch-Weißkirchen aufgenommen, stieg von dort in die k. u. k. Theresianische Militärakademie zu Wiener Neustadt auf und wurde hier im Jahre 1887 als Leutnant zum 4. Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister ausgemustert. Am 1. November 1890 Oberleutnant geworden, besuchte er von 1891 bis 1893 die Kriegschule zu Wien und wurde dann als zugeteilter Generalstabsoffizier der 29. Infanteriebrigade in Ungvar verwendet. Er schrieb dort seinen Roman „Gisela" (aus der Zeit der ungarischen Landnahme), welches Erstlingswerk bereits die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf die Person des jungen Offiziers zog.

Im Mai des Jahres 1896 erfolgte v. Hoens Einteilung bei der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Kriegsarchivs, im November desselben Jahres wurde er zum Hauptmann im Generalstabskorps befördert. Hier schrieb er als erste Arbeit über den Straßenkampf von Paris im Revolutionsjahre 1830, dann über den Feldzug in Mähren 1732 und die Schlacht bei Caslau. Der ausgezeichnete Erfolg dieser beiden Arbeiten war der, daß v. Hoen nun die führende Rolle in der Abteilung zuerkannt wurde. Nach einjähriger Zuteilung beim 4. Infanterieregiment, das damals in Mostar lag, wurde er wieder zur kriegsgeschichtlichen Abteilung zurückversetzt und wirkte hier, nachdem er sich bereits früher mit diesem Zweige beschäftigt und gemeinschaftlich mit Oberstleutnant v. Kusmanek (dem späteren Verteidiger Przemysls) den „Sanitätsdienst im Kriege" geschrieben hatte, gleichzeitig als Lehrer der Sanitätstaktik. Auf Grund seiner Erfahrungen als solcher verfaßte v. Hoen hierauf noch zwei einschlägige Lehrbücher, deren eines für die englische Armee übersetzt wurde.

Am 1. November 1904 erfolgte seine Beförderung zum Major im Generalstabe. Seit 1905 Preßleiter bei den großen Manövern, rückte Major v. Hoen am 1. Mai 1908 zum Oberstleutnant vor, wurde am 1. November 1909 zur Truppendienstleistung zum Infanterieregiment Nr. 24 nach Wien, ein Jahr später abermals in die kriegsgeschichtliche Abteilung versetzt, worauf er am 1. Mai 1911 zum Oberst befördert und im Herbst desselben Jahres zum Vorstand des Pressebüros des Kriegsministeriums ernannt wurde. Im Mai 1912 übernahm er neuerlich die Leitung der kriegsgeschichtlichen Abteilung.

Bei Kriegsbeginn noch auf diesem Posten, stellte er das Kriegspressequartier beim Armeeoberkommando auf. Mit etwa vierzig Berichterstattern, darunter eine kleine Anzahl von Malern, Bildhauern, Photo- und Kinematographen, ging Oberst v. Hoen zunächst nach Dukla ab. Über die Verwendung dieser Gruppe herrschten damals noch ganz unklare Begriffe. v. Hoen benützte die erste, ziemlich unfruchtbare Zeit, um die Berichterstatter durch Vorträge in das Wesen des Krieges einzuführen. Erst nach Eintreffen des Quartieres über Poprad (Ungarn) in Altsandec (15. September bis 2. Oktober 1914) konnte v. Hoen größere Ausflüge an die Front einleiten, die jedoch wegen der großen Zahl der Teilnehmer und bei dem damals schlechten Zustand der Straßen sehr schwierig durchzuführen waren. Ab Neujahr 1915 kam die Berichterstattung in lebhafteren Fluß, indem kleine Gruppen gebildet wurden, zu welchem Zweck die Anzahl der führenden und unterrichtenden Offiziere bedeutend vermehrt werden mußte. Von da an wurden die einzelnen Teile der Gefechtsfront regelmäßig besucht.

Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Sandsackstellung in sumpfigem Gelände in den Vogesen.

Seit 1. Januar 1916 mit der Direktion des Kriegsarchives betraut und mittlerweile zum Generalmajor befördert, trat v. Hoen die Leitung des Pressedienstes an seinen Vertreter, Oberst Graf Beck, ab und behielt nur jene der Kunstgruppe, die inzwischen stark angewachsen war, emsig arbeitet und der Propaganda nicht nur durch die illustrierten Blätter, sondern auch durch die Kriegsbilderausstellungen diente. Sie beteiligte sich im Oktober 1915 und im Januar und Februar 1916 an solchen in Wien, Budapest und Graz, sowie im Mai 1916 an der Berliner Kunst- und der Stuttgarter Kriegsausstellung; im Juli 1916 nahm sie auch an gleichen Ausstellungen in Wien und Zürich teil.

Nur wer die bündigen, aber klaren und von jedem Schwulst freien Berichte aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier mit Aufmerksamkeit verfolgt und sich auf dem Felde der Kunst, die dort so vielseitig gepflegt wird, mit Verständnis umgesehen hat, kann ermessen, welche umfassende Tätigkeit auf allen einschlägigen Gebieten Generalmajor v. Hoen trotz seiner zweifachen Verwendung, die ihn bald nach Wien, bald zurück zum Armeeoberkommando ruft, entwickelt hat, um das ihm unterstellte Pressequartier auf die Höhe einer Mustereinrichtung zu bringen.

Generalmajor Maximilian Ritter v. Hoen,
Kommandant des k. u. k. Kriegspressequartiers und Direktor des Kriegsarchivs beim k. u. k. Kriegsministerium in Wien.
Nach einer im Felde gefertigten Bleistiftzeichnung des Kriegsmalers A. Brüch.

Noch sei des k. u. k. Kriegsarchives gedacht, das unter v. Hoens Leitung steht. Die Aufgaben dieser, dem k. u. k. Kriegsministerium in Wien eingegliederten Anstalt sind wesentlich zahlreicher und umfassender als die der ähnlichen Einrichtungen in Deutschland. Denn sie erstrecken sich mit Hilfe einer Fachbibliothek von großartiger Anlage und der unter Leitung des als Fachmann wie als Schriftsteller gleich hochangesehenen Obersten Alois Veltzé stehenden Schriftenabteilung nicht allein auf die Gebiete strenger Kriegswissenschaft und Geschichtsforschung, sondern betätigen sich auch noch in Abfassung gemeinverständlicher Veröffentlichungen, die den Völkern Österreich-Ungarns die Heldengröße ihrer Vorfahren in vergangener Zeit wie auch die Ruhmestaten der Gegenwart dauernd veranschaulichen und einprägen sollen. Im Vorjahre schied der Nestor der österreichisch-ungarischen Kriegsgeschichtschreibung, General der Infanterie Emil v. Woinovich, von dem ebenso ehrenreichen wie verantwortungsvollen Posten des Archivdirektors. Welches Erbe dieser hochverdiente General und Gelehrte nach langjähriger wissenschaftlicher und organisatorischer Tätigkeit dem von ihm schon lange vorher als sein „berufenster Nachfolger" bezeichneten Generalmajor v. Hoen hinterlassen hat, möge folgender kurzgefaßte Überblick bezeugen, den ich dem von General v. Woinovich und Oberst Veltzé herausgegebenen Werke „Aus der Werkstatt des Krieges" entnehme:

„Um gleich am Anfang einen ungefähren Begriff des vor dem Kriege vorhanden gewesenen Materiales zu gewinnen, sei erwähnt, daß zu dessen Transport auf der Eisenbahn bei rationeller Ausnützung ein Zug mit fünfundzwanzig zweiachsigen Lastwagen notwendig wäre. Aneinandergereiht würden sämtliche im Kriegsarchiv vorhandenen, mit Akten und Büchern belegten Kästen und Stellagen vom Schwarzenbergplatz längs des Kaiser Wilhelm-, Park- und Stubenringes noch ein gutes Stück über die Aspernbrücke reichen; davon entfallen auf die Schriftenabteilung etwa 800, die Kartenabteilung 125, die Bibliothek gegen 400 Längenmeter. An Bodenfläche nehmen die Abteilungen der Reihenfolge nach 2040 beziehungsweise 418 und 904 Quadratmeter ein. Das Gewicht des Materiales allein, ohne Einrichtung, betrug für die Akten 200 000, die Bücher 55 000, die Karten 32 000 Kilogramm.

Weitaus die größte Abteilung des Kriegsarchivs ist daher die Schriftenabteilung. Sie ist auch vom Wandel der Zeiten, besonders seit Ausbruch des Krieges, selbstredend am meisten berührt. Das gesamte, ungefähr 25 000 Aktenbündel und 8000 Protokolle umfassende Material gliedert sich aus rein technischen und örtlichen Verhältnissen in drei Sektionen, von denen die erste hauptsächlich Feld-, die zweite hofkriegsrätliche Akten, die dritte Muster- und Standeslisten umfaßt. Approximativ berechnet dürften sich in der Schriftenabteilung etwa 7,5 Millionen Aktenstücke befinden.

Dieser schon an und für sich gewaltigen Masse hat der gegenwärtige Krieg weitere ungeahnte Kräfte zugeführt. Die Flut der bisher eingelaufenen Feldakten ist eine so ungeheure, daß deren Unterbringung schon jetzt mehr Raum beansprucht als sämtliche Feldakten, die sich im Kriegsarchiv überhaupt befinden. Und diese reichen doch auf mehr als 400 Jahre zurück, sie umfassen in diesem Zeitraum fast 200 Kriegsjahre und an nachzuweisenden kriegerischen Aktionen zählen wir 7000 von Belang."

Es möge hier noch die Angabe der Verfasser genannten Werkes mitgeteilt werden, daß „nach Zahl der Feldzugsjahre, wenn auch weniger nach der Wichtigkeit und Zahl der Schlachten, zunächst Italien in Betracht kommt. Mit diesem treulosen Gegner hatte Österreich seit dem Jahre 1508 in 26 Feldzugsjahren 22 Schlachten und Treffen und 741 sonstige Unternehmungen zu bestehen."

Während des Weltkrieges vergrößerten sich die Aufgaben des Kriegsarchives ganz wesentlich. Im Einvernehmen mit dem k. k. österreichischen und dem kgl. ungarischen Landesverteidigungsministerium wurde verfügt, daß alle Akten operativen Inhalts, somit auch jene der österreichischen und der ungarischen Landwehren und des Landsturmes, gegen die frühere Gepflogenheit im Kriegsarchiv zu verbleiben haben. Dieses ist nunmehr als gemeinsame kriegsgeschichtliche Abteilung der gesamten bewaffneten Macht zu betrachten.

Diese ganze Riesenlast an ehrenbringender Arbeit und Verantwortung ruht auf den Schultern des neuen Direktors des k. u. k. Kriegsarchivs, der hier, wie bisher überall, der rechte Mann am rechten Platze ist.

Für seine vielseitigen Verdienste wurde dieser hochbefähigte Offizier bereits im Jahre 1902 mit dem signum laudis, 1908 mit dem Offizierskreuz des Franz-Josephs-Ordens, 1909 mit dem preußischen Kronenorden zweiter Klasse, 1910 mit dem Militärverdienstkreuz und 1914 — vor Kriegsausbruch — mit dem Offizierskreuz der französischen Ehrenlegion ausgezeichnet.

Während des Krieges wurde ihm das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen, und soviel auf seinem wohlgetroffenen Bilde ersichtlich ist, schmückt ihn nun auch das Eiserne Kreuz.

Generalmajor Maximilian Ritter v. Hoen, der seinen Vornamen der pietätvollen Erinnerung seines Vaters an den unglücklichen Kaiser Max von Mexiko verdankt, erfreut sich jedoch nicht allein einer hohen Wertschätzung im Dienste. Sein gewinnendes, allzeit entgegenkommendes und jedes Bürokraten- und Haudegentumes bares Wesen macht ihn zu einem der liebenswürdigsten Vorgesetzten, und auch sein getreues Fähnlein von Berichterstattern und Künstlern schart sich in herzlicher Verehrung um seine Person.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Über die von den Österreichern und Ungarn freiwillig geräumte Linie Arsiero—Asiago vermochten die **Italiener** trotz aller Bemühungen auch Ende Juli und Anfang August nicht hinauszukommen.

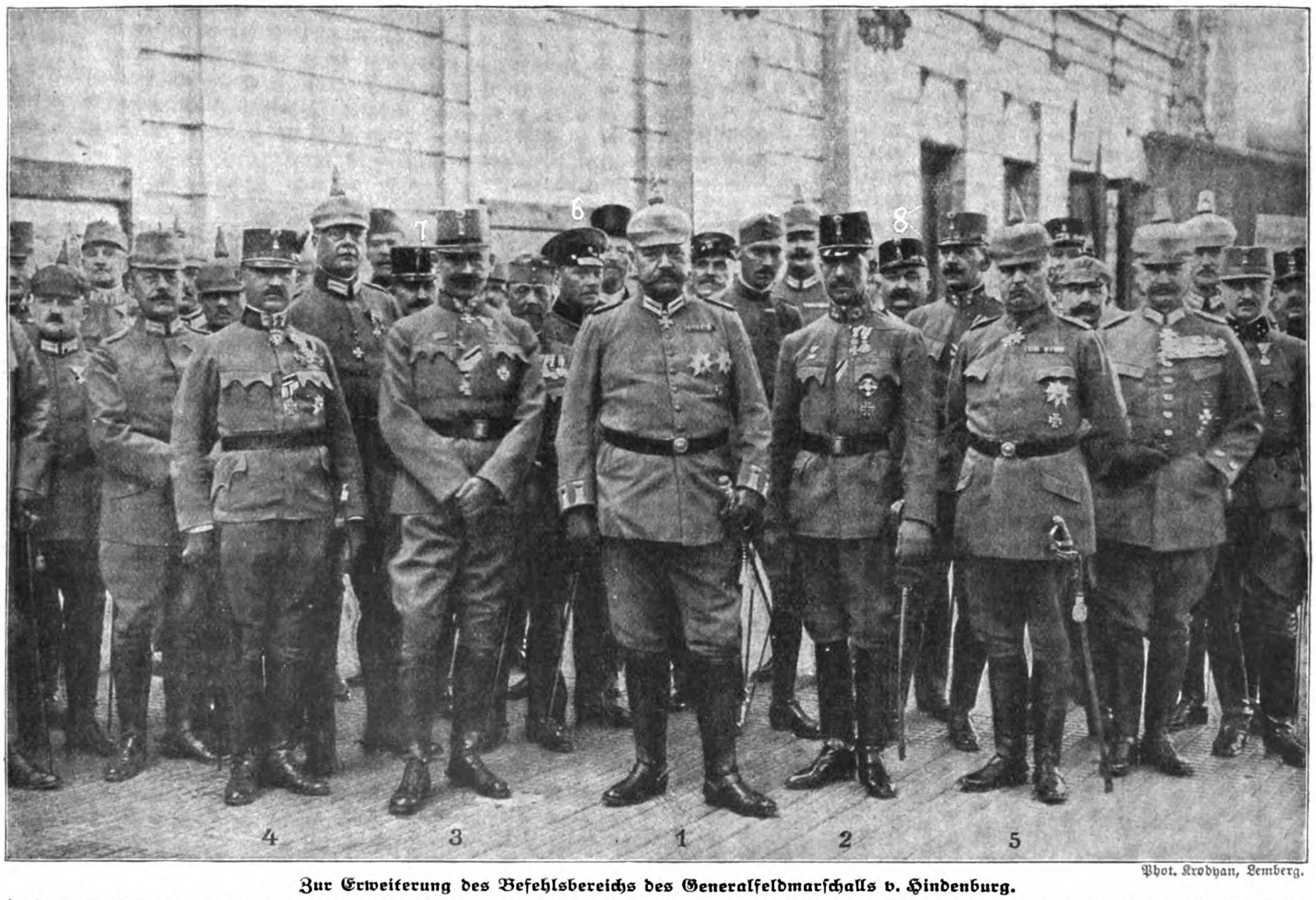
Am 24. Juli gingen sie aus dem Abschnitt der Cima Maora südlich des Suganer Tales allein am Vormittag dreimal mit starken Infanteriekolonnen zum Angriff vor, den sie so weit vortragen konnten, daß es zu blutigem Ringen Mann gegen Mann kam. Die k. u. k. Truppen blieben Sieger. Auch im Raume des Berges Zebio wurde gekämpft. Mit frischen, ausgeruhten Truppen warfen sich die Italiener zu vielen Malen auf das Grazer Korps, das seinen Platz im furchtbarsten Trommelfeuer behauptet hatte und mit unvergleichlicher Tapferkeit auch den Sturmangriff der Infanterie in wildem Handgemenge zum Scheitern brachte. — Im Raume des Stilfser Jochs wehrten die Österreicher und Ungarn zwei Alpiniangriffe auf die Nadlerspitze ab (siehe Bild Seite 180/181). Auch gegen zwei Nachtangriffe auf die Höhen südöstlich Borgo waren sie siegreich.

Die italienischen Verluste am 24. waren namentlich südlich des Suganer Tals schwer: 1200 Tote und Verwundete waren vor den k. u. k. Stellungen liegen geblieben; mit ihrer Bergung verging den Italienern der folgende Tag, ohne daß sie vom Gegner gestört wurden. Ununterbrochen dauerte hier am 25. und 26. Juli nur die Tätigkeit der italienischen Artillerie an.

Auf den Höhen südwestlich Paneveggio erfolgte am 26. nach siebenstündiger Artillerievorbereitung ein wuchtiger Angriff italienischer Infanterie, der zunächst nicht zum Ziele führte und deshalb am späten Nachmittag wiederholt wurde; aber auch dieser zweite Versuch, den Gegner zu werfen, endete nur mit großen Verlusten der Angreifer. Die Kampftätigkeit in diesem Abschnitt wurde an den folgenden Tagen nur noch matt und mit schwachen Kräften fortgeführt, um mit dem Ende des Monats so gut wie völlig ins Stocken zu geraten.

Vielfach gingen die Österreicher und Ungarn nun auch selbst zu Angriffen über. Im Becken von Laghi machten sie am 27. Juli auf einer glücklichen Streife eine Anzahl Gefangene, und am 30. kämpften sie auch im Gebiet der Tofana (Dolomiten) mit gutem Erfolge; ebenso am 2. August im Borcolaabschnitt und am 5. in dem Raume südlich des Suganer Tals.

An der Isonzofront hatte sich, nach einer längeren Zeit fast gänzlicher Ruhe, mit dem Abflauen der Kämpfe an der Tiroler Front das Feuer der italienischen Geschütze allmählich wieder zu steigern begonnen, vor allem am unteren Isonzo vom Görzer Brückenkopf bis zum Meere. Am 4. August um zehn Uhr vormittags schwoll das italienische Feuer in dem Abschnitt vom Berge dei Sei Busi bis Monfalcone zum schwersten Trommelfeuer an, das vier Stunden lang über die österreichisch-ungarischen Stellungen dahinbrauste, um dann vom Ansturm der italienischen Infanteriemassen abgelöst zu werden. Die dritte italienische Armee, unter dem Herzog von Aosta, die hier kämpfte, war neu aufgefüllt und vor allem auch in der Artillerie verstärkt worden (siehe Bild Seite 179 oben). Die Angriffe erfolgten mit solcher Wucht, daß es den Anschein gewann, als solle eine neue große Isonzoschlacht eingeleitet werden. An diesem Tage wurde der Angriff zum Teil allerdings schon durch das genau liegende Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie vereitelt. Soweit die italienische Infanterie sich aber durch dieses hindurcharbeitete und sich auf die österreichisch-ungarischen Grabenbesatzungen warf, wurde sie an den meisten Stellen kräftig abgewiesen. Nur an einigen Punkten gelang es der Übermacht der Italiener, in die k. u. k. Stellungen einzudringen. Ihres Bleibens war aber nicht lange. Trotz des dichten Feuergürtels, mit dem die



Phot. Krodyan, Lemberg.

Zur Erweiterung des Befehlsbereichs des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg.

Hindenburg nimmt am Bahnhof in Lemberg den Vorbeimarsch der zu seinem Empfang angetretenen Ehrenkompanie ab. 1. Generalfeldmarschall v. Hindenburg. 2. Generaloberst v. Böhm-Ermolli. 3. Generalmajor und Generalstabschef des II. Armeekommandos Dr. Bardolff. 4. Generalmajor und Stadtkommandant F. v. Riml. 5. General der Infanterie Generalquartiermeister Ludendorff. 6. Deutscher Generalkonsul Heinze. 7. Polizeipräsident Dr. Reinlaender. 8. Regierungskommissar Grabowski.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Italiener das Herankommen der bereitstehenden österreichisch-ungarischen Reserven zu verhindern suchten, drangen diese bis zu ihrem Ziele vor und warfen den Feind in blutigem Nahkampf. Mindestens sieben italienische Regimenter hatten an dem schweren Zusammenstoß teilgenommen.

Am 5. August stießen die Italiener bei Selz und bei Redipuglia vor, wurden aber wieder unter schwersten Verlusten abgewiesen. Das heftige Artilleriefeuer dauerte an und fügte auch der Stadt Görz neuerdings empfindlichen Schaden zu. Durch Granatvolltreffer wurde das Spital der Barmherzigen Brüder vollständig zerstört, und auch unter dem Rest der Bevölkerung forderte die Beschießung, die am nächsten Tage wiederholt wurde, Opfer an Toten und Verwundeten.

Die italienischen Meldungen über den 4. und 5. August sprachen von der Absicht, eine neue Isonzoschlacht zu wagen, und wußten von allerlei großen Erfolgen und stattlicher Beute zu erzählen. Demgegenüber beschränkte sich der österreichisch-ungarische Bericht auf die Feststellung, daß die Italiener wie immer nichts erreicht hatten.

Am 6. August richtete sich das heftige Feuer der italienischen Artillerie gegen die k. u. k. Isonzostellungen bis Tolmein. Dann folgten von vier Uhr nachmittags an Sturmangriffe gegen zahlreiche Punkte am Görzer Brückenkopf und auf der Hochfläche von Doberdo. Bis in die Nacht hinein wurde erbittert gekämpft. Den Italienern war es im ersten Ansturm gelungen, die völlig zusammengeschossenen österreichisch-ungarischen Gräben zu überrennen und sich in ihnen festzusetzen. Wuchtige Gegenangriffe der k. u. k. Truppen brachten diese aber bald wieder in den Besitz ihrer Stellungen; nur um wenige Gräben dauerte der Kampf unausgesetzt fort. Den Italienern kostete der Tag neben schweren blutigen Opfern über 1200 Mann an Gefangenen. —

Eine lebhafte Tätigkeit entfalteten in der Berichtszeit auch die österreichisch-ungarischen See- und Luftstreitkräfte (siehe Bild Seite 179 unten). Am 27. Juli morgens machten k. u. k. Seeflugzeuge einen Bombenangriff auf Bahnhöfe, militärische Einrichtungen und Fabriken von Otranto, Mola, Bari, Giovinazzo und Molfetta. Dabei wurde namentlich in Bari starke Wirkung erzielt: Volltreffer richteten an Bahnanlagen, Fabriken und Regierungsgebäuden große Verwüstungen an und riefen an vielen Stellen Großfeuer hervor. Trotz des Abwehrfeuers der Italiener von der Erde und durch aufsteigende Flugzeuge glückte dem österreichisch-ungarischen Geschwader die unversehrte Heimkehr.

14 italienische Großkampfflugzeuge unternahmen am 1. August einen Angriffsflug über Pirano nach Istrien hinein. Bei der Abwehr dieses großangelegten Vorstoßes fand der rühmlich bekannte Linienschiffsleutnant Banfield von neuem Gelegenheit, sich hervorzutun. Er stieg in Triest mit einem Seeflugzeug auf, stürzte sich auf den Feind und holte über Fiume in einer Höhe von 2700 Metern einen Caproni nieder; der Führer wurde getötet, die beiden Beobachter gerieten in Gefangenschaft, während Banfield mit seinem Flugzeug keinen Schaden nahm. — An demselben Tage glückte österreichisch-ungarischen Torpedobooten der Fang des italienischen Unterseeboots „Giacinto Pullino“. Sie griffen es in der nördlichen Adria an, brachten es in ihren Besitz und führten es nach Pola. Die gesamte Besatzung des U-Bootes, 3 Offiziere und 18 Mann, wurde unverwundet gefangen genommen.

Schon am folgenden Tage, dem 2. August, war die Adria abermals der Schauplatz lebhafter Zusammenstöße. Am frühen Morgen hatten österreichisch-ungarische Torpedoboote militärische Punkte in Molfetta beschossen und dabei eine Fabrik in Brand gesetzt sowie eine Flugzeughalle zerstört. Als die Fahrzeuge nach Erledigung ihres Auftrags zurückkehrten, vereinigten sie sich mit dem kleinen Kreuzer „Aspern“ und gerieten hierauf in ein kurzes Feuergefecht mit einem italienischen Kreuzer, der eine Abteilung von sechs Torpedobooten führte. Die Italiener brachen das Gefecht ab, nachdem sie einige Treffer erhalten hatten. An demselben Tage, ebenfalls in der Frühe, brachten k. u. k. Seeflugzeuge bei der Verfolgung italienischer Flieger, die über Durazzo Bomben abgeworfen hatten, einige Meilen südlich des Platzes einen der Gegner zum Absturz. Das nur leicht beschädigte Fahrzeug wurde ihre Beute. Seine beiden Insassen hatten die Flucht ergriffen; doch gelang später die Gefangennahme des einen von ihnen. Endlich wurde am 2. August noch das österreichisch-ungarische Torpedoboot „Magnet“ von einem italienischen U-Boot angegriffen und durch einen Treffer am Heck beschädigt, wobei zwei Mann der Besatzung fielen und einige andere verwundet wurden. Der „Magnet“ konnte aber in einen Hafen eingebracht werden.

Am 6. August zeichnete sich Leutnant Banfield abermals aus. Er griff bei Triest mit einem Seeflugzeug wieder einen italienischen Caproni an und holte ihn aus großer Höhe herunter. Von der Besatzung fiel ein Leutnant, zwei Unteroffiziere wurden verwundet; der Caproni selbst verbrannte.

* * *

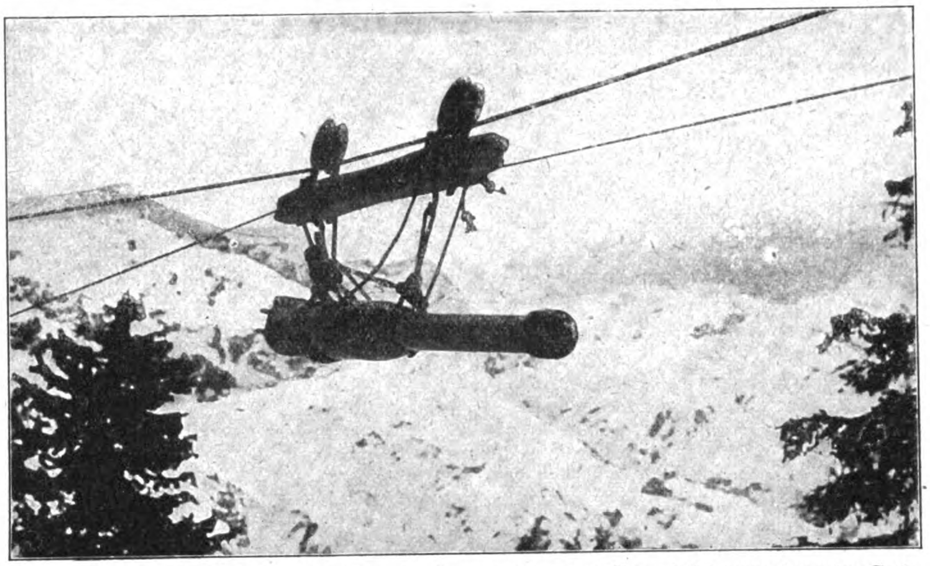
Die Mächte des Vierverbandes hatten die Einheitlichkeit ihrer Unternehmungen auch dadurch zu unterstreichen versucht, daß sie einander Abordnungen von kleineren und größeren Truppenverbänden schickten. So waren auf dem

Phot. Az Est, Budapest.

Rast österreichisch-ungarischer Truppen nach einem mühseligen Bergmarsch.

russischen Kriegschauplatz die Belgier mit Panzerzugabteilungen (siehe Seite 134) aufgetreten, die freilich fast völlig aufgerieben wurden. Die Engländer entsandten eine größere Anzahl Marinetruppen, die zunächst wohl als Ehrengeleite für den mit dem Panzerkreuzer „Hampshire“ ums Leben gekommenen Lord Kitchener (siehe Seite 7) gedacht gewesen waren. Japan beteiligte sich mit der Abordnung von Artillerieabteilungen, die in der Bukowina teilweise in Gefangenschaft gerieten. Die Franzosen endlich hatten eine Anzahl tüchtiger Offiziere zur Verfügung gestellt, die sich bei dem russischen Vorstoß im Juli in leitender Stellung betätigten. Die Russen ihrerseits warfen ansehnliche Streitkräfte auf den französischen Kriegschauplatz. Doch waren all diese verschiedenen Maßnahmen nicht gewichtig genug, um irgend entscheidend in die Wagschale zu fallen.

Weit mehr Aussichten für die weitere Entwicklung der Ereignisse bot dagegen die um den 25. Juli auftretende Nachricht, daß mit dem Eingreifen türkischer Truppen in die Kämpfe gegen die Russen in Galizien zu rechnen sei. Die amtliche Ankündigung sah darin einen Beweis der Schlagfertigkeit der Türkei und der Einheitlichkeit der Kampffront bei den Mittelmächten. Zugleich zeigte das Bevorstehen türkischer Hilfe erneut, in welchem Maße die Niederwerfung Serbiens der Türkei zur Bewegungsfreiheit verholfen hatte. Nicht nur konnten dem türkischen Heere Geschütze und anderes unentbehrliches Kriegsgerät hinlänglich zugeführt werden, sondern es war nun auch möglich geworden, die Truppen je nach den wechselnden Umständen dahin zu werfen, wo sie den größten Nutzen für die gemeinsame Sache der Mittelmächte versprachen.



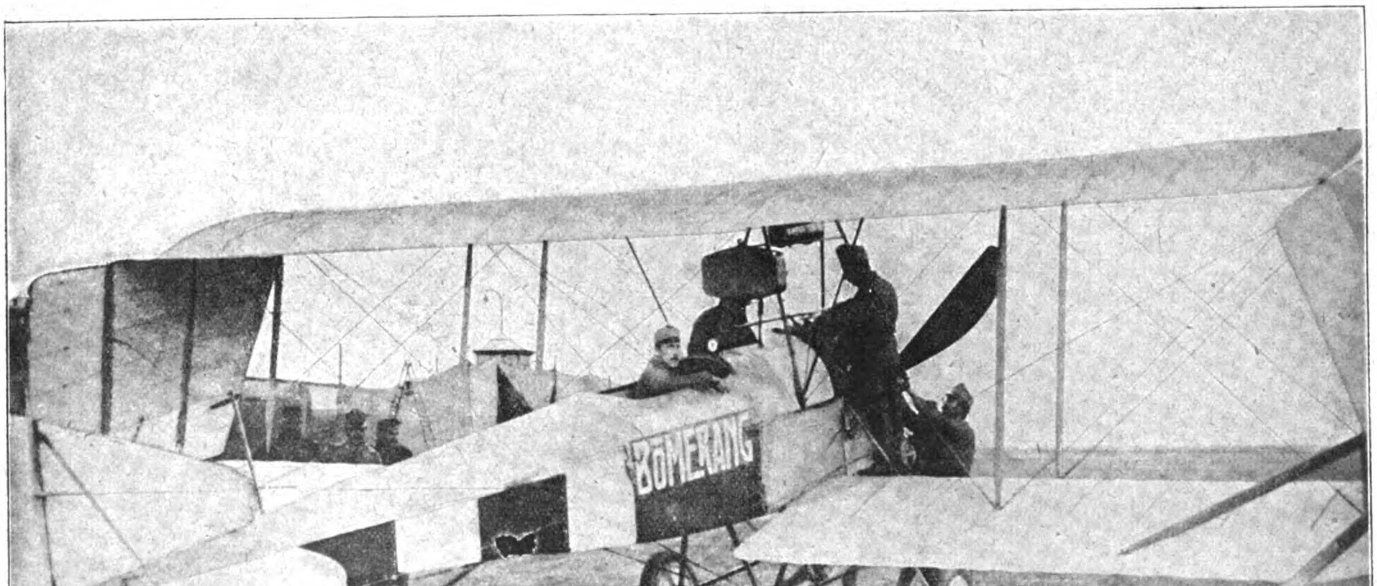
Beförderung eines italienischen Geschützes an einem zwischen zwei Berggipfeln ausgespannten Seile.

Die Ankündigung türkischer Hilfe fiel in einen wichtigen Augenblick. Die Russen hatten sich zu neuen Stößen gesammelt, und bereits war in Südwolhynien eine neue Riesenschlacht eingeleitet.

Die russischen Streitkräfte, die schon bisher Brody zu erreichen gesucht hatten, strebten ihrem Ziel etwa seit dem 24. Juli durch einen Fronteinbruch längs des oberen Styr zu und hofften, südlich Beresteczko die Straße nach Brody zu gewinnen. Es war ihnen gelungen, die österreichisch-ungarischen Truppen von Werben auf das westliche Styrufer hinter der Lipamündung zurückzuwerfen. Nun rückten sie, ständig nachdrängend, in Beresteczko ein und versuchten den Styr bei Zahatka zu überqueren. Hier aber schlug ihnen ein so gewaltiges Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie entgegen, daß der Versuch als selbst für russische Verhältnisse allzu verlustreich zunächst aufgegeben werden mußte.

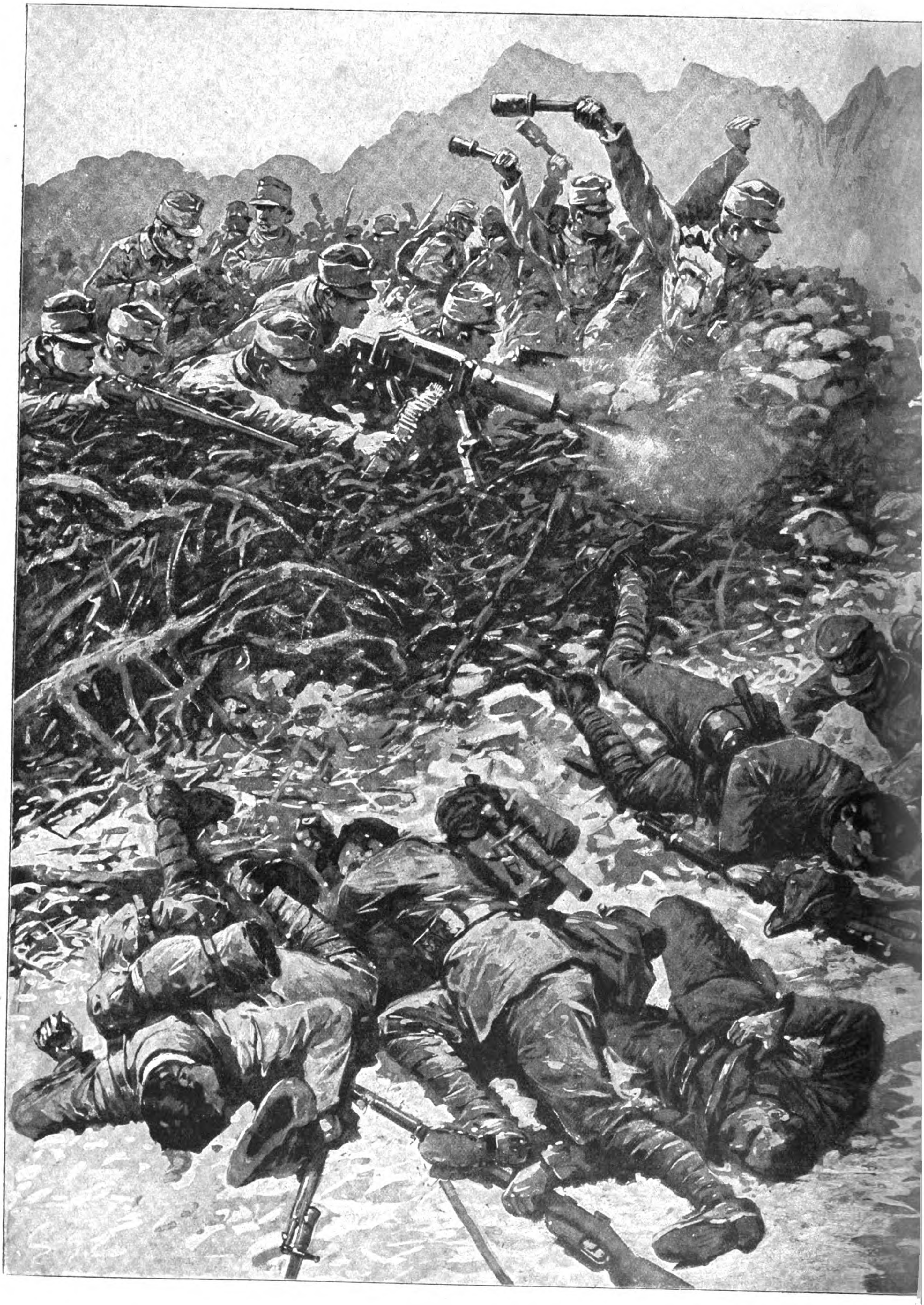
Während von der Heeresgruppe Linsingen nordwestlich des verlorenen Beresteczko stärkere russische Angriffe abgewiesen wurden, mußten die österreichisch-ungarischen Truppen vor der russischen Übermacht aus der Stellung von Leszniow, die sie nach der Überschreitung des Plaszewkabaches durch den Gegner bezogen hatten, in harten Kämpfen hinter den Boldurkaabschnitt zurückgenommen werden.

Zu einem Angriff auf diese neue Stellung, die sich bis zur Mündung der Boldurka in den Styr bei der Kolonie Berlin erstreckte, fühlten sich die Russen vorerst zu erschöpft. Dagegen setzten sie nördlich der Reichsgrenze in dem Winkel zwischen linkem Styrufer und Lipa südlich des Dorfes Lobaczewka einige Vorstöße an, ohne jedoch einen Fortschritt mit ihnen erzielen zu können. — Am 26. Juli boten



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Österreichisch-ungarisches Flugzeug zum Aufstieg bereit.



Abgeschlagener
Nach einer Or

iangriff im Hochgebirge.

hnung von Fritz Neumann.

die Russen alles auf, ein weiteres Vorrücken auf Brody durch Überschreitung des Boldurkaabschnitts zu erzwingen. Tag und Nacht stießen sie gegen die Straße Leszniow—Brody vor, und Tausende verbluteten sich bei dem Versuche, die Boldurka zu durchwaten oder Brücken zu schlagen. Die k. u. k. Truppen fanden die Kraft zu mehreren nachdrücklichen Gegenstößen, bei denen sie die Russen in die grundlosen Sümpfe und Wälder der Gegend zurückwarfen und über 1000 Gefangene einbrachten. Auch am 27. Juli dauerten diese Kämpfe den ganzen Tag über ununterbrochen an. Bis in den späten Nachmittag hinein wurden alle Vorstöße der Russen von den mit aufopfernder Tapferkeit ringenden österreichisch-ungarischen Truppen abgeschlagen; erst nach einem nochmaligen Sturm, den die Angreifer am Abend mit außerordentlich starken Massen unternahmen, gewannen sie die umkämpfte Straße nach Brody. Die österreichisch-ungarische Führung mußte sich entschließen, die Truppen aus dem schwer zu verteidigenden Sandgelände vor der Stadt hinter den Bahndamm der Lemberger Eisenbahn am Südrande Brodys zurückzunehmen.

Obwohl die Kämpfe in diesem Abschnitt auch in den nächsten Tagen noch nicht zur Ruhe kamen, wurden sie doch in Schatten gestellt von den Ereignissen, die sich seit dem 28. Juli in anderen Teilen Galiziens wie auch in Wolhynien abspielten. Die ganze riesige Front vom Stochod bis tief in die Karpathen hinein war der Schauplatz der heftigsten Kämpfe mit dem Ziel der Erkämpfung des Weges nach Lemberg. Die Russen gingen mit dem Mut der Verzweiflung an ihre Aufgabe und erreichten schon nach wenig mehr als einer Woche den Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit. Das Ergebnis dieser neuen großen Vorwärtsbewegung blieb aber wieder sehr bescheiden, während die Opfer, die sie kostete, ganz ungeheuer waren.

Den Hauptanteil an den Kämpfen nahmen die in Wolhynien stehenden Heeresgruppen des russischen Oberbefehlshabers Brussilow und der ihm unterstellten Generale Lesch, Kaledin, Ssacharow; in Galizien kämpften die Generale Scherbatschew und Letschinsky. Die Armeen Kaledin und Lesch richteten ihre Angriffstätigkeit vor allem gegen Kowel, das als Knotenpunkt mehrerer Verkehrstraßen militärisch von großer Wichtigkeit war. General Lesch, der nördlich des Styr bis in die Gegend des Nobelsees befehligte, suchte Kowel auf geradem Wege zu beiden Seiten der Bahn Kowel—Sarny zu erreichen, während Kaledin im Abschnitt zwischen dem Styrbogen und der Lipa in nordwestlicher Richtung längs der Bahn Rowno—Kowel vorwärtszukommen bemüht war. Südlich von ihm drückte Ssacharow in südwestlicher Richtung auf die Linie Brody—Lemberg. Brody hatte er bereits in seinen Besitz gebracht, ohne aber vorläufig weitere Fortschritte zu erzielen.

Damit war nordostgalizisches Gebiet im Abschnitt der Armee Böhm-Ermolli erreicht. Sie konnte sich nach Süden auf General Graf v. Bothmer stützen, der sich mit unüberwindlichem Widerstand dem frontalen Angriff des russischen Generals Scherbatschew entgegenstemmte. Dieser drückte gleichzeitig auf Bothmers nördlichen Flügel durch ständige Angriffe über Wisniowczyk nördlich Buczacz und auf dessen südlichen Flügel am Koropiecbach bis an den Dnjestr. Südlich dieses Flusses drängte parallel mit Scherbatschew General Letschinsky gegen die Heeresgruppe Pflanzer-Baltin vor, der die Aufgabe zugefallen war, östlich Tlumacz bis an den Czeremosz hoch in den Karpathen Lemberg gegen die russischen Durchbruchstöße zu schützen.

Dies war die beiderseitige Kräfteverteilung, als die Russen in den letzten Julitagen zu einem zweiten Vernichtungschlage gegen Österreich-Ungarn ausholten. Diesmal aber trafen sie auf einen bis ins kleinste geordneten Widerstand und konnten trotz ihrer Übermacht, trotz aller Opfer nur geringfügige Fortschritte erzielen, die an Bedeutung erheblich hinter den Erfolgen des ersten umfassenden Angriffs zurückblieben. Es gelang ihnen nicht wieder, den Gegner ins Wanken zu bringen; dieser konnte vielmehr, als der russische Angriff sich zu erschöpfen begann, an einigen Punkten seinerseits vorrücken und die Russen in die Verteidigung drängen. Wo diese auch immer anliefen, holten sie sich die größten Verluste. Einen greifbaren Geländegewinn erzielten sie aber nur am 29. Juli am Stochodbogen nördlich der Bahn Kowel—Rowno im Abschnitt der Armee Linsingen, die sich hier, vom Feinde unbehelligt, auf die Sehne des Flußbogens zurückzog. Dieser Raumgewinn der Russen war indessen nur von geringem Wert für sie, weil der weichende Gegner seine Stellung durch Sicherung seiner vorher bedrohten Flügel und durch Frontverkürzung im Grunde sogar verbessert hatte. Die Russen suchten ihre Linien zwar hier und an anderen Stellen unausgesetzt vorzuschieben, wurden aber Tag für Tag in erbitterten Kämpfen geworfen. Die Zahl der ihnen abgenommenen Gefangenen schwoll stark an: sie betrug im Juli allein bei der Heeresgruppe Linsingen über 11 000 Mann (siehe die Bilder Seite 183).

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Auf Feldwache in einem wolhynischen Haferfeld.

Ein unblutiges Ereignis kündete der Welt an, daß auf dem östlichen Schauplatz schon für die nächste Zeit wichtige Entscheidungen zu erwarten waren. Generalfeldmarschall v. Hindenburg (siehe Bild Seite 177) erhielt den Oberbefehl über die gesamte Ostfront mit Einschluß des größten Teils auch der österreichisch-ungarischen Front; nur deren südlichster Teil wurde dem Oberbefehl des Feldmarschalleutnants Erzherzog Karl, des österreichisch-ungarischen Thronfolgers, unterstellt. Nunmehr war für die Abwehr der Russen die wünschenswerte Einheitlichkeit der Leitung gesichert und zugleich für diese überaus wichtige Aufgabe der geeignetste Mann gefunden. Der Name Hindenburg mußte Deutsche, Österreicher und Ungarn zu höchstem Mute entflammen, ebenso aber auf der Seite des Gegners von den Führern bis hinunter zum gemeinen Mann die lebhafteste Besorgnis vor kommenden Fehlschlägen hervorrufen. —

Auch auf der deutschen Front im Nordosten wurde inzwischen weitergekämpft. Westlich Riga rangen die Russen am 25. Juli vergeblich um den Sieg und konnten auch gegen die Armee des Prinzen Leopold von Bayern östlich und südöstlich Gorodititsche nichts ausrichten, obwohl sie hier in Stärke von mindestens drei Divisionen angriffen. Den Deutschen gelang in diesem Abschnitt ein erfolgreicher Gegenstoß. Nach einer kurzen Atempause lief der Gegner am 27. aufs neue mit überlegenen Kräften an. Das Hauptziel war diesmal der Raum Skrobowa—Wygoda, gegen den zwei Armeekorps sechsmal erfolglos anstürmten. Die Schtscharastellungen nordwestlich Ljachowitschi hatten den mehrfachen Angriff zweier russischer Divisionen auszuhalten. An zahlreichen Punkten kamen die Russen zwar an die zerschossenen deutschen Linien heran, und es kam zu blutigem

Nahkampf; die Entscheidung fiel aber an allen Stellen zugunsten der Deutschen.

Nach dem 27. Juli ließ die russische Angriffstätigkeit mehr und mehr nach, und im ersten Drittel des August kam es immer seltener zu Vorstößen mit größeren Massen. Nur Fliegergefechte, größere Schützengrabenunternehmungen sowie, in Vorbereitung künftiger Unternehmungen, die Aufklärung durch Kavalleriepatrouillen (siehe die Kunstbeilage) nahmen ihren Fortgang. — Am 25. Juli erhielt Mariehamm, der Hauptstützpunkt der russischen und englischen U-Boote, den Besuch eines deutschen Marineluftschiffs, das die dortigen Hafenanlagen mit nicht weniger als 700 Kilogramm Sprengbomben erfolgreich bewarf und sich sodann dem feindlichen Abwehrfeuer durch die Rückkehr an seinen Ausgangspunkt entzog.

* * *

Trotz seiner großen Inanspruchnahme an der Front gegen Deutschland und Österreich-Ungarn hatte Rußland seine Absichten auf Konstantinopel, dieses ständige Ziel seiner Begehrlichkeit, nicht aus den Augen verloren. Unter den Staaten des **Balkans** war es **Rumänien**, von dem es sich für seine Pläne noch am meisten versprach. Wenn nicht an seiner Seite, so doch mit seiner Billigung hofften die Russen, durch die Dobrudscha den nächsten Weg zu ihrem Ziele einschlagen zu können. Sie versammelten an der rumänischen Grenze in Bessarabien abermals 300 000 Mann und führten auch eine Auffrischung in der Führung ihrer Seestreitkräfte auf dem Schwarzen Meere durch. Doch zeigten die Rumänen neuerdings wenig Neigung, den Russen die Wege zu ebnen, zumal sie von der deutschen Regierung, wie diese halbamtlich bekanntgab, unmißverständlich bedeutet wurden, daß einem Kriege Rumäniens gegen Österreich-Ungarn von deutscher Seite nicht tatenlos zugesehen werden würde. Und dazu kam nun noch das Stocken der großen russischen Offensive. —

Die **Bulgaren** (siehe die Bilder Seite 184 und 185) waren Ende Juli und Anfang August in größere Gefechte mit Teilen der Sarrailschen Armee verwickelt, wobei ihnen in erster Linie Serben gegenüberstanden. Zu entscheidenden Kampfhandlungen schien Sarrail sich aber noch nicht stark

Phot. Wiener Photo-Zentrale.

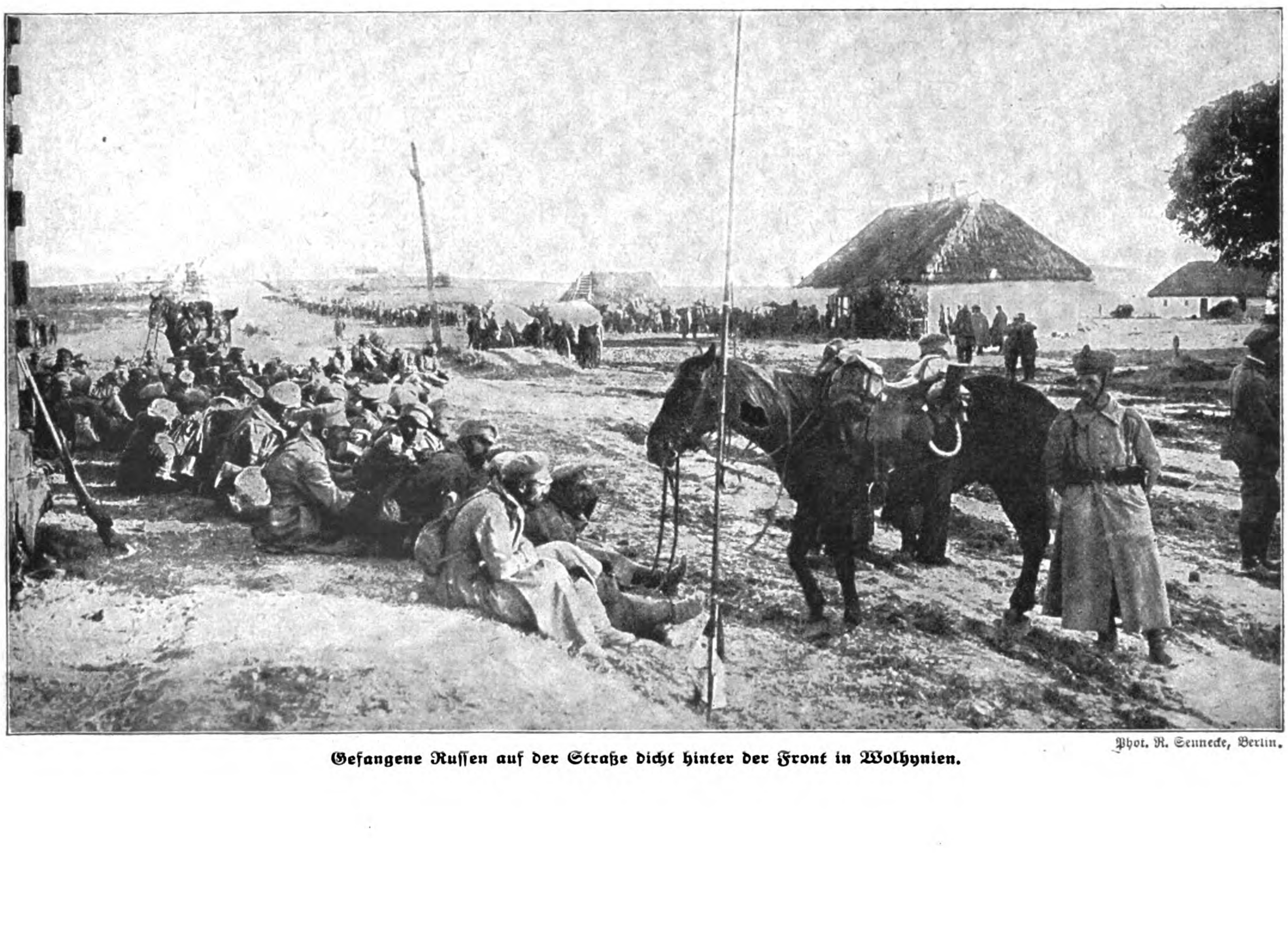
Gefangener Russe vom Kaukasus.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Von den österreichisch-ungarischen Truppen an der südlichen Ostfront gefangener Tscherkessenanführer in einer Prunkuniform.

Phot. Wiener Photo-Zentrale.

Gefangener Russe kurz nach seiner Einbringung.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Gefangene Russen auf der Straße dicht hinter der Front in Wolhynien.

genug zu fühlen. Die annähernd 300000 Mann, die ihm zur Verfügung standen, waren kein einheitliches Gebilde, mit dem sich gegen einen Gegner wie die Bulgaren mit ihrer artilleristischen Überlegenheit Großes hätte wagen lassen, am wenigsten in der heißen Jahreszeit. —

In *Griechenland* war Venizelos mit seinen Umtrieben weiter am Werk, während die Regierung sich wieder zu einer Reihe nachgiebiger Schritte gezwungen sah. Anfang August zog sie ihre 11. Division aus Saloniki zurück, so daß Sarrail nirgends in Nordgriechenland mehr mit störenden Zwischenfällen durch griechisches Militär zu rechnen brauchte. Die griechischen Wahlen rückten immer näher, und man verhehlte den Wählern nicht, daß Griechenland sich einer schweren Blockade und der Beschießung seiner Hafenstädte durch Schiffskanonen aussetzen würde, wenn die Venizelospartei nicht als Sieger aus den Wahlen hervorgehen sollte.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Soldaten der bulgarischen XI. mazedonischen Infanteriedivision mit französischen Gefangenen.

* * *

Die **Türken** hielten sich auf ihrem Hauptschauplatz Armenien in der Verteidigung, brachten den Russen aber namentlich auf ihrem südlichen Flügel durch wohlberechnete Gegenstöße und Überfälle manche Schlappe bei. — Auch in Mesopotamien behielten sie ihre abwartende Haltung bei, was um so eher anging, als dem englischen Heere schon durch Hitze, Krankheiten und Mangel an Medikamenten schwer zugesetzt wurde. So konnten die Türken sich darauf beschränken, die langgestreckten rückwärtigen Verbindungen der Engländer öfters durch kleinere Streifscharen zu stören. Bei einer solchen Gelegenheit gelang es sogar einmal, feindliche Motorboote auf dem Tigris aufzubringen und unschädlich zu machen.

Von größeren Ereignissen auf einem anderen wichtigen türkischen Kriegschauplatz gaben die Engländer Anfang August Kunde. Sie berichteten, daß eine große türkische Streitmacht im Raume von Katia zusammengezogen worden und zum Angriff auf die englischen Stellungen östlich Port Said vorgeschritten sei. In dieser Jahreszeit war der lang geplante türkische Vorstoß, dessen Ziel ohne Zweifel der Suezkanal war, kaum erwartet worden. Die Engländer behaupteten, daß ihre Kanaltruppen mit nicht weniger als 14000 Türken in schwere Kämpfe verwickelt seien. Katia liegt nur 45 Kilometer vom Suezkanal entfernt. Seither hatte man in England immer damit gerechnet, daß die nordafrikanische Wüste den Türken ein entscheidendes Vorgehen gegen den Suezkanal unmöglich machen werde. Diese hatten aber seit Kriegsbeginn ein Netz brauchbarer Straßen durch die Wüste gelegt, so daß die Engländer sich nicht mehr so sicher wie anfangs fühlten; doch hatten sie vor dem Winter an keine Gefahr gedacht. Nun schien es schon im August Ernst werden zu sollen. — Zunächst allerdings warteten die Engländer mit der Nachricht von großen Siegen auf, bei denen sie über 2000 Gefangene, unter ihnen auch Deutsche, gemacht haben wollten.

Auch diese Vorgänge auf dem entlegenen, aber sehr wichtigen Schauplatz ließen erkennen, daß alle am Kriege Beteiligten mit äußerster Kraftanspannung am Werke waren.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Massenspeisungen.

Von Dr. Friedrich Zahn, Hamburg.

(Hierzu das Bild Seite 186.)

In den Städten, wo seit längerer Zeit Massenspeisungen erfolgen, vermindert sich die Inanspruchnahme der Kriegsküchen. Trotzdem behält in den Kriegshilfsorganisationen und in den Magistraten der größeren Städte die Frage der Massenspeisungen fortgesetzt brennendes Interesse. Und das mit Recht, denn hier gilt, daß Bereitsein alles ist. Sollten die Verhältnisse auf diesem Gebiete wieder einmal schwieriger werden, so kann nicht erst beim Eintreten ungünstiger Zustände mit der Errichtung einer großen Anzahl von Küchen begonnen werden; sie müssen vielmehr dann vorhanden und ausprobiert sein. Der Verlauf der von der Deutschen Zentrale für Volkswohlfahrt einberufenen Tagung im Reichstagsgebäude hat gezeigt, wie diese Ansicht überall geteilt wird. Großes Interesse erregten dort, eben aus diesem Grunde, die Ausführungen über die Kriegsküchen in Hamburg, deren Ausbau schon mit Kriegsbeginn in die Wege geleitet worden war. Weil Hamburg, als die größte Ex- und Importstadt Deutschlands, durch den Krieg am meisten betroffen wurde und dort infolgedessen zunächst eine große Arbeitslosigkeit entstand, wurde von Anfang an dafür gesorgt, daß ein *billiges* Essen zum *Herstellungspreis* zur Verfügung stand. Mitte 1914 gab es bereits über fünfzig Kriegsküchen, die unter einheitlicher Leitung der Hamburgischen Kriegshilfe täglich zu gleicher Zeit jeweils das gleiche Essen ausgaben. Es waren teils bestehende Speiseanstalten, die sich angliederten, teils errichtete man mit den allereinfachsten Mitteln in den Turnhallen der Schulen, in Fabriken und leerstehenden Räumen neue Küchenanlagen.

Als dann im Lauf des Jahres 1915 eine zunehmende Knappheit und Teuerung der Lebensmittel fühlbar wurde, auf der anderen Seite aber Arbeitslosigkeit der Familienhäupter in nennenswertem Umfange überhaupt nicht mehr vorhanden war, konnten die bestehenden Kriegsküchen dazu benutzt werden, der Masse der unteren Bevölkerung eine ausreichende Ernährung zu sichern und zugleich eine sparsame Ausnutzung der notwendigsten Lebensmittel zu gewährleisten. Jetzt bestehen etwa neunzig derartige Küchen. Die Zahl der ausgegebenen Mahlzeiten betrug im Monat Juni täglich etwa 150000.

In früheren Zeiten ist es nur selten gelungen, Massenspeisungen volkstümlich zu machen, jetzt vermochte es auch

Zum Gefecht abgesessene Reiterei im Osten schleicht sich an den Feind heran.

Nach einem Originalgemälde von Professor Anton Hoffmann.

UNIV. OF MICH.

Bajonettangriff bulgarischer Infanterie. Nach einem Gemälde von Professor Jaroslav Věšin.

Aus der bulgarischen Kriegsbilderausstellung, zusammengestellt vom Kgl. bulgarischen Kriegshauptquartier, auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1916. Das Originalgemälde ist Eigentum des Königs von Bulgarien.

die Not nicht überall ohne weiteres. Ein Zusammenwirken in der Leitung der Gesamtmassenspeisungen wie in der Leitung der einzelnen Küchen mit Vertretern der unteren Schichten der Bevölkerung ist unbedingt erforderlich. Vielfach hat man gerade auf diesem Gebiete mit der Hinzuziehung der Gewerkschaften ausgezeichnete und nachahmenswerte Erfahrungen gemacht. Auch die Leiterin der einzelnen Küche muß fortgesetzt mit den Verbrauchern in Fühlung bleiben. Daher ist die Erstellung von Küchen, in denen das Essen abgeholt oder sogleich verzehrt wird, der Errichtung von Zentralküchen, die ihrerseits lediglich wieder an Verteilungstellen das Essen abgeben, vorzuziehen. — Der Zusammenhang in der einzelnen Familie darf durch die Massenspeisungen nicht mehr als unbedingt erforderlich gelockert werden; darum ist das Essen in der Regel abzuholen und darf nur von ledigen oder solchen Personen, die die Mahlzeit nicht in der Familie einnehmen können, an Ort und Stelle verzehrt werden. Das Abholen aus den Küchen hat bisher zu nennenswerten Unzuträglichkeiten nicht geführt. Fahrbare Küchen, die das Essen auf der Straße verteilen oder den Leuten ins Haus bringen, sind natürlich sehr kostspielig, abgesehen von der Schwierig-

keit, die Fahrgelegenheit während des Krieges zu beschaffen. Sie sind sogar gefährlich, falls das Essen auf der Straße zur Verteilung gelangt: wird es nämlich schwierig, Lebensmittel im freien Verkehr zu erhalten, so sind Unruhen bei der Austeilung der Speisen auf der Straße zu befürchten. Legt man dagegen die Küchen derart in den Großstädten an, daß sie schnell zu erreichen sind und das Essen dort unschwer abgeholt werden kann, so kommen alle diese Unannehmlichkeiten in Wegfall. Vor allem muß darauf gesehen werden, daß ein den örtlichen Verhältnissen und den Gewohnheiten des Volkes entsprechendes schmackhaftes Essen hergestellt wird.

Nicht einfach ist es, jeweilig die Menge des herzustellenden Essens vorher zu ermitteln. Die Verzehrer von vornherein auf eine ganze Woche zu binden, ist unpraktisch, weil, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Inanspruchnahme an den verschiedenen Tagen der Woche wechselt. Als gut hat es sich dagegen erwiesen, am Tage vorher Eßmarken für den folgenden Tag auszugeben. Solche können alle, die am Tage vorher ihr Essen beziehen, ohne weiteres bei dieser Gelegenheit in Empfang nehmen. Für die anderen ist es keine allzugroße Zumutung, am Tage vorher auch einmal in die nahegelegene Küche zu gehen. Es läßt sich nach Schluß der Kartenausgabe ohne weiteres ersehen, auf wie viele Teilnehmer bestimmt zu rechnen ist. Arbeitende, die bald hier bald da beschäftigt sind, können von dieser Regelung ausgenommen werden, weil immer etwas mehr, als die Kartenausgabe ergeben hat, gekocht und diesen Personen zur Verfügung gestellt werden kann; die durchschnittliche Zahl dieser Teilnehmer am Essen ergibt sich bald unschwer für die einzelne Küche.

Unbedingt erforderlich ist eine freie Gestaltung der Organisation für den Einkauf der Waren; hier kann bei den im Kriege obwaltenden Verhältnissen nicht lange gewartet werden; ein behördliches Verfahren ist also nicht am Platze. Zuverlässige Großkaufleute oder andere auf diesem Gebiete erfahrene Persönlichkeiten werden sich für diesen Zweck finden lassen, die bereit sind, diese Aufgabe ehrenamtlich auszuführen, und die nur verlangen, daß man ihnen die nötige Ellbogenfreiheit gewährt und das notwendige Vertrauen schenkt. Ist ein derartiger Weg nicht gangbar, so wird es zweckmäßig sein, einem freien Verein die Verwaltung und den Betrieb zu übergeben. So werden die Massenspeisungen in Hamburg von dem eingetragenen Verein der Hamburgischen Kriegshilfe besorgt. Auch in Schöneberg hat ein Verein die Errichtung und Unterhaltung der Kriegsküchen übernommen.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Essenausteilung an unbemittelte Kinder.

Eine Anrechnung der Kriegspeisen auf die Warenbezugskarten (Fleisch- und Kartoffelkarten usw.) dürfte notwendig sein. Zu beachten ist dabei, daß niemals die ganze Karte entwertet werden darf. Die Möglichkeit, Lebensmittel auch noch anderweitig beziehen zu können — da ja den Teilnehmern an den Massenspeisungen das Essen vorläufig überall nur einmal des Tages gewährt wird —, gibt ein Gefühl der Beruhigung und wird anderseits nicht immer ausgenutzt.

Nicht ganz ohne Schwierigkeiten sind alle diese Fragen jeweils zu lösen. Aber Schwierigkeiten sind — wenn je, so jetzt — dazu da, um überwunden zu werden.

Der Kampf um die Feste Vaux.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

1.

(Hierzu die Bilder Seite 188 und 189.)

Kurz vor Mitternacht vom 6. zum 7. Juni flatterte ein kleiner grauer Fetzen aus einer Fensterluke der Kasematte von Vaux. Aber die deutschen Posten im Kehlgraben achteten nicht drauf. Da hängten die Franzosen einen größeren Lappen an den Stock, und als die Dämmerung in rosiges Frühlicht sich wandelte, winkten sie eifrig. Nun wurden die Westfalen aufmerksam. Will Franzmann sich endlich ergeben? Es dauerte nicht lange, so kletterte neben der ehemals weißen Fahne ein französischer Leutnant halb aus dem Fenster, waffenlos, und erhob, so gut er konnte, feierlich die leeren Hände. „Wui, wui," brummten die Westfalen, „komm nur 'raus." Und sie halfen ihm zur Höhe auf das Glacis. Er sprach gut Deutsch und verlangte zum Kommandeur der deutschen Besatzung. Die Verhandlung war sehr kurz: um halb sechs Uhr morgens übergab Major Raynal die Panzerfeste Vaux auf Gnade und Ungnade mit allen Truppen und Vorräten. Es wurden eingebracht: der Kommandant, 10 Offiziere, 447 Mann (unverwundet) von elf verschiedenen Truppenteilen. Ferner 3 Ärzte, 26 Krankenträger und etwa 100 Verwundete. An Material: Maschinengewehre, Minenwerfer, Handgranaten, Infanteriemunition und Signalapparate; auch einige Konserven und Schokolade.

Mit dieser Übergabe vollzog sich der Abschluß eines der blutigsten und inhaltschwersten Kapitel der Schlacht vor Verdun.

Vom 28. Februar bis zum 6. Juni 1916 war die Panzerfeste mit kleinen Unterbrechungen heiß umstritten. Nach dem Falle von Fort Douaumont klammerten sich die Franzosen mit Zähigkeit an diesen zweiten Schulterpunkt der Festung Verdun. Die Lage begünstigte die Verteidigung außerordentlich. Der Vauxberg ist ein kahler Hügel, etwa 100 Meter höher als das westlich vorgelagerte Dorf Damloup, im Frieden mit Getreidefeldern und Rebenpflanzungen bestellt. Die Feste mit ihren drei mächtigen drehbaren Panzertürmen beherrscht weithin im nordöstlichen Halbkreis die Woevre-Ebene. Nach Norden durch die schmale Schlucht mit dem Dorfe Vaux, dem Steinbruch und dem Teiche geschützt, von Westen her durch den Caillette- und Chapitrewald gedeckt, im Rücken die Forts von Souville und Tavannes, ist die vollkommen modern ausgebaute Panzerfeste mit ihren Schulterwehren und äußeren Batteriestellungen eigentlich ganz uneinnehmbar, solange ihre Um-

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Militärische Obstverwertungsanlage im Westen: Das Einkochen des Winterobstes.

gebung standhält. Ihre Kasematten sind mehrere Stockwerke tief in den Kalkfelsen gesprengt und widerstehen den schwersten Kalibern.

Am 9. März, 4 Uhr früh, war das Dorf Vaux nach vorausgegangenen scharfen Erkundungsvorstößen in seinem östlichen Teile gestürmt worden. Die Truppe war von Hardaumont aus, durch den Schluchtweg gegen die Maschinengewehre am hohen Rande des Caillettewaldes gedeckt, von Norden nach Süden vorgestoßen und hielt den Gewinn trotz wütendster Bemühungen des überraschten Gegners fest. Ungefähr gleichzeitig begann ein Angriff auf die Feste. Truppen derselben Division arbeiteten sich in der Dunkelheit bis an den Fuß des steilen Vauxberges vor. In vier Terrassen hintereinander ausgebaut, eine jede durch starke Drahthindernisse geschützt, erhoben sich drohend ohne einen Schuß vier Infanteriestellungen. Fast wurde die starke Besatzung überrumpelt, gefangen oder niedergemacht. Um halb sechs Uhr früh war die oberste Stellung am Rande der flachen Festungskuppe genommen. Nur 150 Meter entfernt ragte der Wall der Feste mit den drei schwarzen Türmen vor unseren Leuten auf. Unversehrte Drahthindernisse davor, und ein wildes Feuer von fast allen Seiten. Trotzdem kriechen die Tapferen vor, um die Stacheldrähte zu zerschneiden. Vergebens! Aus nächster Nähe des Walles, nur wenige Meter vom Fort entfernt, erhalten sie ein so vernichtendes Feuer, daß sie um sieben Uhr wieder in den obersten Terrassengraben zurück müssen und froh sind, einen mächtigen Ausfall der Franzosen, die ihnen unmittelbar folgen, zurückschlagen zu können.

Nachdem ein weiterer Versuch gegen die Feste am 10. März ebenfalls gescheitert war, begann der Stellungskampf. Er war von einer Schwere ohnegleichen, ja, ich wage die Behauptung, daß er vielleicht der schwerste von allen um Verdun war. Man denke: am kahlen abfallenden Hange im Halbkreis um ein Panzerwerk, das mit schweren und leichten Minen, Revolverkanonen, Maschinengewehren und einer starken Infanteriebesatzung jede lebendige Regung rundum verfolgt; in der rechten Flanke und von schräg hinten her durch den Caillettewald und den festungsartig ausgebauten Steinbruch beim Dorfe Vaux beobachtet und beschossen; von links her durch Damloup mit seiner „hohen Batterie" ständig unter Feuer gehalten; von den schweren Geschützen der Forts Souville und Tavannes Tag und Nacht in eine Wolke von Feuer gehüllt — so haben unsere Wackeren ausgehalten Wochen und Monate hindurch. Es war die Hölle selbst!

Die paar Kompanien klebten da oben am zerwühlten Hange wie Teile dieser Erde. Sie hatten keine Unterstände, noch Gräben, nur in Granatlöchern, die täglich ihre Lage änderten, fanden sie notdürftigen Schutz. Im nassen Lehm lagen sie, von blutigen Lachen umgeben, mit ihren Zeltbahnen und triefenden Mänteln mühsam zugedeckt, das Gewehr im Arm bei Tag und bei Nacht. Kein Trinkwasser außer dem, das durch das Sperrfeuer bei Nacht mit Todesgefahr auf langem Wege vorgebracht wurde. Kein warmes Essen tagelang, und oft nicht einmal einen kalten Kochkessel voll. Die Telephonverbindung beständig unterbrochen, einmal muß sie binnen zwei Stunden siebzehnmal geflickt werden. Kein Quadratmeter Erde, der nicht von Granaten und Minen mehrfach umgepflügt worden wäre. Tausende von scharfkantigen Stahlsplittern über das tote Feld gesät. Blindgänger, zerfetzte Drähte, zerfetzte Menschen — ach, was sind Worte für all diese grauenhaften Bilder des Krieges! Sie wiederholen sich in langer, langer Reihe, man meint, es seien immer dieselben, aber sie sind es nicht, niemals! Sie sind immer wieder neu, und neu getränkt mit dem warmen Opferblut unserer unvergleichlichen Streiter!

Die französischen Batterien waren nicht müßig, die unsrigen aber erst recht nicht. Die drei Panzertürme drehten sich längst nicht mehr, der gemauerte Steinwall war zerrissen, im tiefen Mauergraben häuften sich die Betontrümmer, an den beiden Schulterpunkten links und rechts des Glacis fielen die Gräben mit den Revolverkanonen und Grabengeschützen fast jeden Tag von neuem zusammen. Ein riesiger Feuerkranz umgab die Panzerfeste und machte den Beobachtern auf den Türmen und

Phot. R. Sennecke, Berlin.

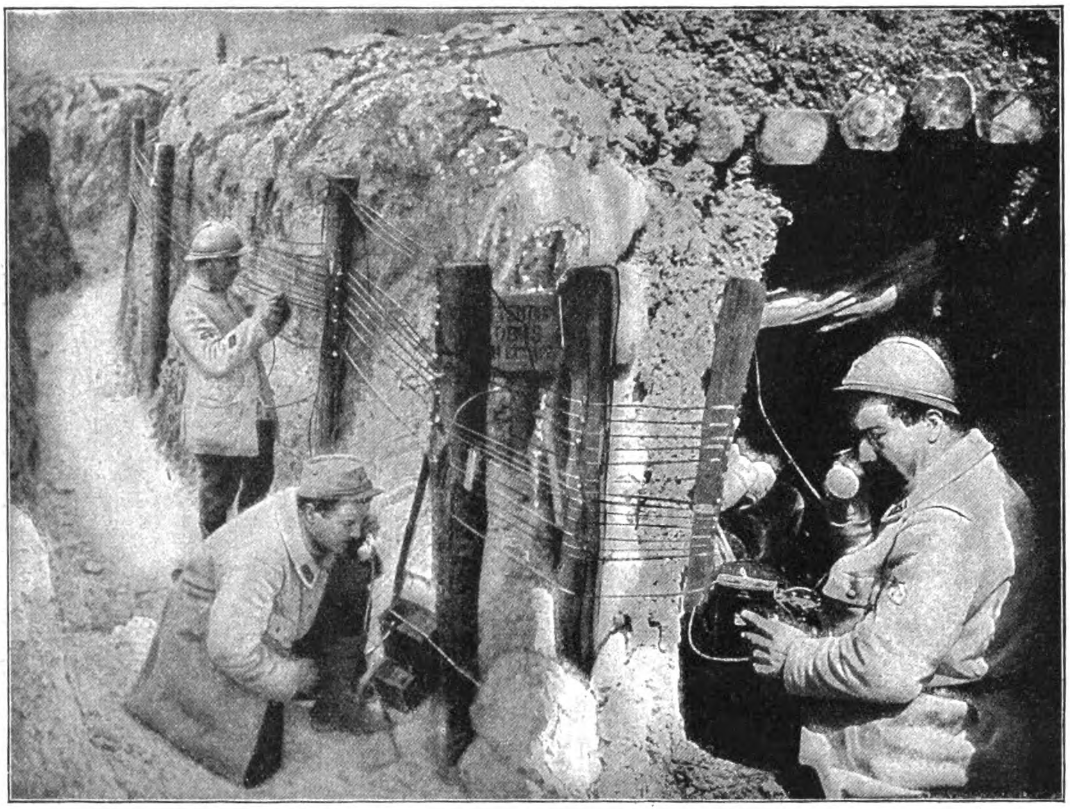
Militärische Obstverwertungsanlage im Westen: Das Abfüllen des Fruchtsaftes und Einlegen des gekochten Obstes in die Gläser.

Um die großen ungenutzten Obstvorräte in manchen Teilen des besetzten Gebietes im Westen zweckmäßig zu verwenden, sind in vielen Ortschaften von der deutschen Militärbehörde Obstverwertungsanlagen eingerichtet worden, die mit den neuesten Maschinen ausgerüstet sind. Der Betrieb wird ausschließlich von Heeresangehörigen versehen.

der Besatzung das Leben sauer. Aber für den Sturm war Fort Vaux trotz allem noch nicht reif.

Da meldete der deutsche Heeresbericht am 2. Juni: „Der Caillettewald ist gestürmt; 2000 Gefangene.“ Am 3. Juni: „Damloup erstürmt; 520 Gefangene.“ Und gleichzeitig: „In der Gegend südöstlich von Vaux sind heftige, für uns günstige Kämpfe im Gange.“ Auf dem Rücken südwestlich von Vaux aber sind sechs Anstürme des Feindes blutig gescheitert. — Das hieß nichts anderes, als daß die Panzerfeste von beiden Flanken umgangen und beinahe abgeschnürt war.

Der Angriff des 2. Juni vermied es, die Feste allzu deutlich zum Mittelpunkt zu machen, er wurde in breiter Front auch auf das westliche und östliche Nachbargelände mit seinen vielfältigen Grabenstellungen und Stützpunkten vorgetragen. Um vier Uhr früh gingen die vier Kompanien Westfalen, zusammen mit den Pionieren, die für den Sturm auf Vaux bereitgestellt waren, gegen den Hauptgraben vor: er ist 10 Meter breit, 5 Meter tief in glatten Quadern ausgemauert und folgt der Form des eigentlichen Werkes genau. Im Graben dicht unterhalb der Mauer arbeiteten sich nun die Pioniere mit den Infanteristen gemeinsam



Französische Telephonleitung zu den vordersten Schützengräben.
Nach einer englischen Darstellung.

gegen die Schulterpunkte rechts und links des Werkes vor. Mit Handgranaten wurden hier die Maschinengewehre und kleinen Geschütze unschädlich gemacht. Mit Brandröhren, die in die Schießscharten eingelegt wurden und Stichflammen von 2 Metern Länge entwickelten, wurde nachgeholfen. Die Franzosen wichen durch unterirdische Gänge in das Hauptwerk zurück. Auf demselben Wege folgte ihnen der Führer der Pioniere, Leutnant Ruberg, geriet aber mit seinen Leuten an eine mächtige Bohlentür, die er nach allen Regeln der Kunst aufzuknacken gedachte. Da hörte er die Franzosen hinter der Tür leise raunen, eine Zündschnur knallte drüben, und nun war keine Zeit zu verlieren. Rasch wurde ein Dutzend Handgranaten zusammengebunden, Ruberg winkte seine Leute in den Gang zurück, riß die Zündschnur und sprang in langen Sätzen davon. Fünf Sekunden nur, dann ein fürchterlicher Knall, ein Luftdruck, der den Leutnant ein paar Meter weit in den Gang hineinschleudert und ihm überdies ein paar seiner eigenen Sprengstücke in den Rücken jagt. Sofort stürzen die braven Pioniere vor, kommen auch glücklich durch die zertrümmerte Türe bis an einen Kreuzgang, werden hier aber von rechts und links in der Dunkelheit rechtwinklig unter Maschinengewehrfeuer genommen und müssen in Deckung zurück.

Währenddessen hatten die Westfalen draußen unter Leutnant Rackow das Glacis des Hauptwerkes, also das betonierte flache Dach mit den Panzertürmen, gesäubert und waren in den Kehlgraben eingedrungen, das heißt in den rückwärtigen Teil des großen Hauptgrabens, in die Grundlinie des Fünfecks also. Indessen war hier keine bleibende Stätte für sie. Denn ein kühner Flieger, der am 3. Juni frühmorgens zur Erkundung bis auf 100 Meter über der Feste herunterging und trotz schneller Beschießung entkam, verständigte die französischen Batterien, und binnen zehn Minuten lag Fort Vaux im schwersten Feuer von 22-cm-Bomben. Die Westfalen suchten schleunigst Schutz in den eroberten Kasematten, ein Volltreffer durchschlug die starke Betondecke in der Mitte des Werkes und schaffte den eingeschlossenen Franzosen ein Luftloch nach oben. Sofort nutzten diese die Lage aus, kletterten durch das Loch in den Trichter auf die Plattform empor, besetzten und verstärkten den Rand mit Sandsäcken und bauten ein Maschinengewehr ein. Mit der Ungestörtheit dort oben war es nun für die Unsrigen vorläufig vorbei. Um so mehr, als sie auch von einem westlich benachbarten Infanteriewerk, sowie von der Hohen Batterie Damloup bequem eingesehen und unter Strichfeuer genommen werden konnten. So waren sie die Herren der Panzerfeste und waren es doch nicht ganz.

Inzwischen arbeiteten die Pioniere im Inneren planvoll weiter. Die Franzosen hatten den schmalen Gang (1,50 × 0,90 m) hinter der gesprengten Türe alsbald mit Sandsäcken gesperrt. Die Pioniere sprengten schrittweise eine Sperre nach der anderen. Sofort aber begann das französische Maschinengewehr zu stottern. Mit unsäglicher Mühe wurden auf diese Art 25 Meter des Ganges Stück um Stück erobert. Bei alledem aber waren die Franzosen immer noch im Besitze eines Stückes vom Kehlgraben, wodurch einzelne ihrer Leute mit Meldungen in den Bergwald und weiter nach Tavannes gelangen konnten.

Als die Brieftauben ausgegangen waren, machte Major Raynal von dieser Möglichkeit Gebrauch. Es fehlte ihm an Wasser. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni sandte er einen Offizierstellvertreter mit acht Mann ab, um dem Divisionskommandeur General Tatin genauen Bericht über die verzweifelte Lage der Verteidigung von Vaux abzustatten.

Diese neun Mann gelangten tatsächlich nach zwei Stunden zur Division und machten dem General Tatin, dem Korpskommandeur Le Brun und dem General Nivelle ihre Meldung. Nach langer Beratung einigten sich die Generäle auf folgenden Beschluß: es wird in der folgenden Nacht ein starker Angriff stattfinden, hinter den Sturmtruppen werden Trägerkolonnen mit Wasser und Proviant folgen; die Verteidiger sollten den Angriff durch einen Ausfall unterstützen.

Der Offizierstellvertreter und ein Sergeant machten sich am 5. Juni abends sieben Uhr fünfzehn Minuten auf den Rückweg und gelangten um zehn Uhr fünfundvierzig Minuten ins Fort zurück, wobei der Sergeant verwundet wurde. Der befohlene Angriff wurde mit allen Einzelheiten genau ausgearbeitet und in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni ins Werk gesetzt. Er brach vollkommen zusammen.

Das Schicksal der Panzerfeste Vaux war entschieden. Um fünf Uhr dreißig Minuten ergab sich der tapfere

Zu dem Ringen um die Feste Vaux: Deutsche Truppen brechen aus dem Schützengraben zum Handgranatenkampf vor.

Nach einer Originalzeichnung des im Westen zugelassenen Kriegsmalers Martin Frost.

Kommandant mit seiner nicht minder tapferen Besatzung. Als letzter verließ Major Raynal seinen Posten. Mit blitzenden Augen salutierend, meldete sich der kleine straffe Offizier beim deutschen Divisionskommandeur: „Nie hätte ich mich ergeben, aber ich hatte kein Wasser mehr." Der General begrüßte ihn mit erlesener Höflichkeit und teilte ihm mit, was unsere Funkspruchstationen vom Eiffelturm als neueste Depesche aufgefangen hatten: General Joffre hatte den Kommandanten von Vaux noch kurz vor dem Falle des Werkes zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Ein Wetterleuchten freudigen Stolzes ging rasch über die Züge des Majors. Der deutsche General war der erste, der ihn zu der großen Auszeichnung beglückwünschte. Der Armeeführer, der Kronprinz von Preußen, ließ den Gefangenen zu sich kommen und gab ihm mit anerkennenden Worten für seine vorzügliche militärische Leistung den Degen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Kämpfe in Wolhynien und den Karpathen.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

(Hierzu die Bilder Seite 191 und die Vogelschaukarte Seite 192.)

Die Anstrengungen der Russen, eine Durchbruchskante zu finden, dauerten fort. Während die Armee Kaledin entschlossen am Styrknie, nördlich Kolki, anpackte, warfen die Russen starke Kräfte der Armee Schtscherbatschew gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen westlich Buczacz, unter deren Druck die Truppen bis auf die Höhen des Koropiecbaches zurückgenommen wurden. Nun setzte sich auch der russische Nordflügel erneut in Bewegung und stürzte sich unter Einsatz großer Massen auf die Stellungen der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nordöstlich Baranowitschi, sowie bei Zirin auf den Frontabschnitt der Armeegruppe des Prinzen Leopold von Bayern. Ein wildes Ringen begann. In erbittertem Nahkampfe schlugen die siebenbürgischen Regimenter des ehemaligen Korps Kövesz, mit eiserner Festigkeit ihre zerschossenen Stellungen haltend, alle Anstürme der Russen zurück, die endlich erschöpft zurückfluteten, Tausende der Ihrigen tot oder verwundet im Vorfelde zurücklassend. Und mit einem vollen Mißerfolge endete auch der Ansturm der Russen gegen die Deutschen bei Zirin, wo ebenfalls die Toten der Moskalen nach Tausenden zählten. Am nächsten Tage erneuten die Russen ihren Angriff an beiden Punkten. Mit Peitschen und Nagaiken wurden die russischen Sturmwellen vorgejagt. Kosaken und Offiziere hieben rücksichtslos ein, sobald sich ein Schwanken zeigte, aber alles war vergeblich. Unter fürchterlichen Verlusten brachen alle Anstürme vor den k. u. k. Hindernissen zusammen, und auch das Feuer der eigenen Artillerie und Maschinengewehre vermochte nicht mehr die aufgelöst und erschöpft zurückflutenden Massen zur Umkehr zu bewegen.

Inzwischen hatte sich der russische linke Flügel weiter in der Bukowina ausgebreitet und versuchte mit erheblichen Kräften nach der Einnahme von Kimpolung das Moldawatal aufwärts vorzudringen, wo ihm die Österreicher und Ungarn in der Linie Pozorita—Moldawa den weiteren Vormarsch auf Dorna Watra versperrten. Die Russen griffen scharf an. Sie überschritten die Moldawa und entwickelten sich zum Angriff gegen die bewaldeten Berghänge, aus denen ihnen heftiges Feuer entgegensprühte. In dem unübersichtlichen Gelände kam ihre Vorrückung jedoch bald zum Stehen und wurde endlich durch scharfen Gegenstoß gebrochen, der die Moskalen aus den Wäldern bis in das Moldawatal hinabwarf. Da auch ein vereinzeltes Vorgehen der Südgruppe in den Karpathen zum mindesten sehr gewagt erschien, so versuchten die Russen vor allem jetzt ihre nördlich des Dnjestr stehenden Kräfte vorwärts zu bringen und setzten sich erneut westlich Buczacz in Bewegung, um die Verbindung unserer Koropiecstellungen mit der Strypafront zu unterbrechen. Der Schwerpunkt dieser Angriffe lag in der Richtung auf Monasterzyska, weil es den Russen vor allem darum zu tun war, diesen wichtigen Straßenknotenpunkt in ihre Hand zu bekommen. Alle Angriffe scheiterten. Während an verschiedenen Punkten die Russen schon durch das aufs höchste gesteigerte Artilleriefeuer zur Umkehr gezwungen wurden, brachen in den meisten Fällen die heranflutenden Massen dicht vor den Hindernissen der Verteidiger im Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zusammen.

Während nun nach diesen außerordentlich verlustreichen Kämpfen im Zentrum und Südabschnitt die Russen hier atemschöpfend innehielten, setzten sie am Stochod erneut zum Angriff an. Das Gebiet zwischen Styr und Stochod ist wohl eines der schwierigsten Kampfgelände, die der an wechselnden Bodenformen so reiche Weltkriegschauplatz überhaupt aufzuweisen hat. Während das Gelände am Styr aus richtigem Urwald inmitten von Sümpfen besteht, wird es zum Stochod hin etwas gangbarer. Die Sumpfschicht ist nicht mehr ganz so tief, und auch der zumeist aus Dünenföhren und Birken bestehende Wald wird etwas lichter. Immerhin ist die Versumpfung dieses Gebietes eine derartige, daß ein Vorrücken für Artillerie und Kolonnen nur auf Knüppeldämmen und langen, über die breiten offenen Sumpfwasser führenden Brücken möglich ist. Infanterie kann in der trockenen Jahreszeit stellenweise in aufgelöster Ordnung durch die Sümpfe vorwärts kommen, doch ist auch dieses nur an einzelnen Punkten möglich und recht beschwerlich. In diesem Teile Wolhyniens hatten die Russen vor allem große Kavalleriemassen zusammengezogen, die durch Jagdkommandos und Schützenbataillone, sowie durch Kosakenbatterien verstärkt wurden. Die ersten, sehr heftigen Angriffe der Russen gegen die östlich des Stochod stehenden österreichisch-ungarischen Kavalleriedivisionen wurden glatt abgeschlagen. Nun zogen die Russen im Südteil des Stochodgebietes mehrere vollzählige Infanteriedivisionen heran und bildeten zwei Stoßgruppen, von denen die eine auf Czerewiszcze losging, während die Hauptmasse hart nördlich der Bahn Sarny—Kowel anpackte, wo auch das Gelände der Entwicklung größerer Massen günstiger war. Der Angriff der russischen Nordgruppe wurde wiederum abgelehnt, als aber die im Süden kämpfenden, durch eine polnische Legionärbrigade verstärkten Kavalleriekörper durch die erdrückende Übermacht zum Rückzuge gezwungen wurden, mußte man auch unsere Nordgruppe hinter den Stochod zurücknehmen. Der Rückmarsch in diesem so überaus schwierigen Gelände war eine Meisterleistung, denn alle Teile erreichten das Westufer des Stochod, ohne auch nur ein Fuhrwerk in den Händen des Gegners zurückgelassen zu haben. Die Russen folgten rasch. Bereits am Mittag desselben Tages erschienen ihre Kosakenpatrouillen am Ostufer des tief eingeschnittenen Stochodtales, gegenüber der verbrannten Brücke von Czerewiszcze.

Hier und bei Hulewicze versuchte dann ihre inzwischen herangekommene Infanterie den Übergang zu erzwingen, wurde aber abgewiesen. Hierauf zogen die Russen wieder Kavallerie vor, die die Aufgabe bekam, rasch den Stochod durchfurtend und durchschwimmend, vor allem erst einmal festen Fuß auf dem westlichen Stochodufer zu fassen. Aber die k. u. k. Truppen waren auf ihrer Hut. Wo eine russische Kavallerieabteilung jenseits des Stochod auftauchte, wurde sie sofort konzentrisch angefaßt, vernichtet oder zu schleunigem Rückzug über den Fluß gezwungen, bis das Eintreffen deutscher Verstärkungen der verschiedensten Waffen die Gelegenheit bot, allen Angriffen der Russen auf diesem Teile der Kampffront so kräftig entgegenzutreten, daß sie ihre Übergangsversuche zunächst einmal wieder einstellten, um so mehr als ihr letzter Angriff bei Trojanowka ihnen durch kräftigen Gegenstoß außer schweren blutigen Verlusten auch noch eine bedeutende Anzahl unverwundeter Gefangener gekostet hatte.

Die Armee Schtscherbatschew hatte sich inzwischen etwas von den letzten schweren Kämpfen erholt und setzte nun zu einem schweren Stoße an der Koropiecfront an, um sich, koste es was es wolle, der Straße nach Stanislau zu bemächtigen. Ein wütendes Ringen begann. Zwei von starken russischen Kräften auf Monasterzyska vorgetragene Angriffe brachen bereits vor den österreichisch-ungarischen Stellungen im Feuer blutig zusammen, da raffte am Abend die dortige russische Heeresleitung ihre Massen zu einem Hauptsturm zusammen, der, gegen den Abschnitt vor Olesza, 8 Kilometer nordwestlich Monasterzyska, angesetzt, bis in unsere Gräben hineindrang. Aber nicht lange sollten sich die Russen ihres Besitzes freuen, denn noch in derselben Nacht traf sie ein wütender Gegenstoß deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen, die man aus der Heeresreserve herangezogen hatte. Ein erbittertes Handgemenge in dunkler Nacht begann, das mit der völligen Vernichtung der eingedrungenen russischen Bataillone endete. Von der Höhe der russischen Verluste an diesem Kampftage bekommt man einen Begriff, wenn man erfährt, daß vor der Front eines einzigen unserer

dort kämpfenden, mit Rücksicht auf die Wucht der russischen Angriffe ziemlich zusammengehaltenen Regimenter nicht weniger als zwölfhundert russische Leichen gezählt wurden.

Österreichisch-ungarischer Stab im Erdunterstand in Galizien.

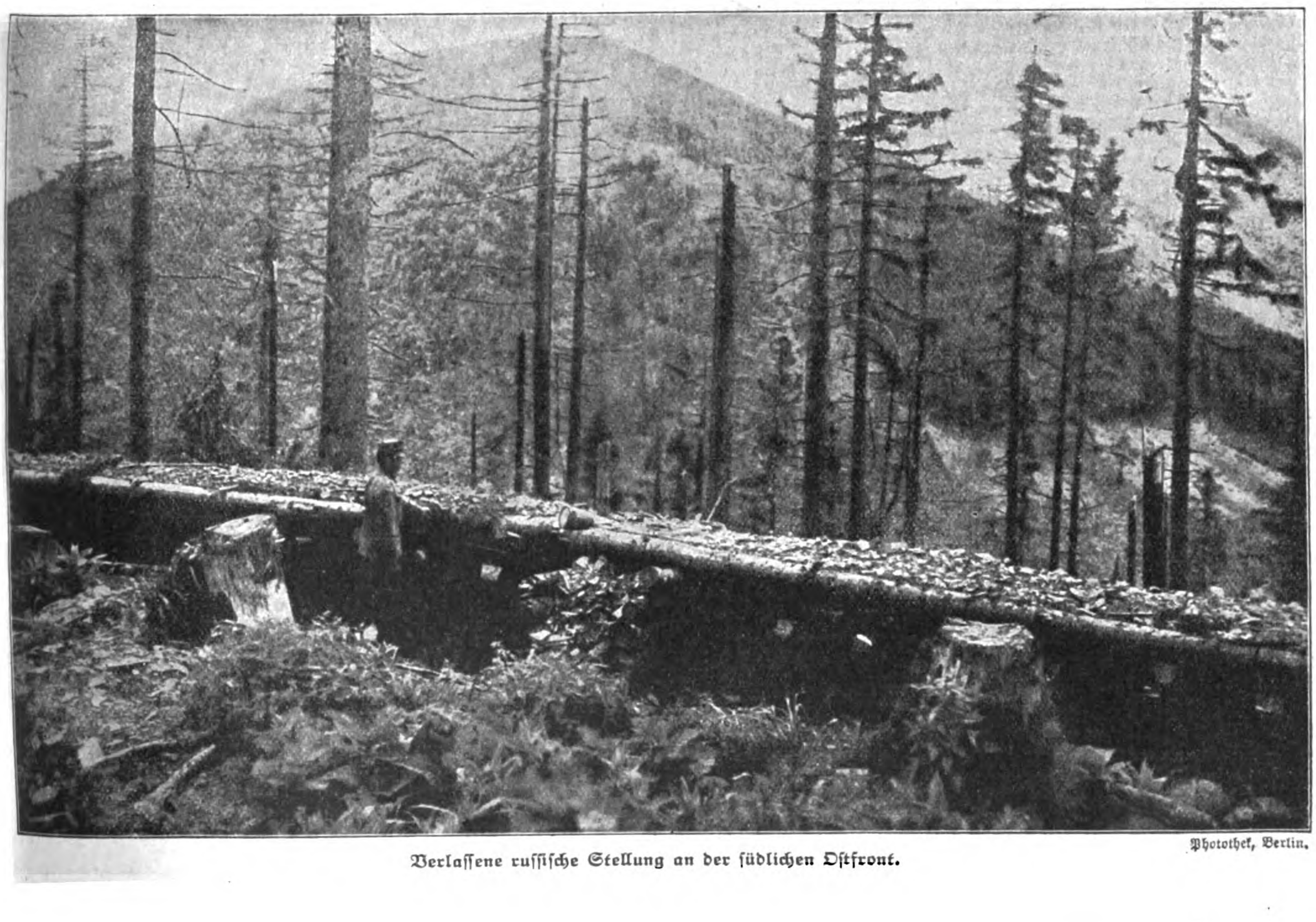
Im Raume von Luck, wo die Armee Linsingen scharf andrängend sich immer mehr keilartig in die russischen Massen einbohrte, hatten die Russen, die Gefahr eines Durchbruchs erkennend, rasch bedeutende Kräfte, darunter mehrere frische Divisionen, zum Gegenstoße vereint, mit denen sie dann im Lenwkatale, im Raume von Szklin, westlich Ugrinow, einen scharfen Stoß führten, unter dessen Wucht die dortige Verteidigungslinie nachgab. Ein kräftiger Gegenstoß deutscher Truppen schaffte zwar Luft, es erwies sich aber doch als ratsam, die dort kämpfende Gruppe hinter den Lipaabschnitt zurückzunehmen. Weniger Glück hatten die Russen bei der Armee Bothmer, der sie bei Kozlow, westlich Tarnopol und nordöstlich Burkanow, zu Leibe gingen: beide Anstürme wurden von österreichisch-ungarischen Truppen unter schweren Verlusten für die Russen restlos abgewiesen.

Auch bei Delatyn blieben die Versuche der Russen erfolglos, das westliche Pruthufer zu erreichen. Es gelang ihnen zwar mehrfach mit stärkeren Kräften im Nachtübergang den Pruth zu überschreiten. Sobald sie sich aber zum Angriff gegen die dortigen Höhenstellungen entwickelten, wurden sie erst durch konzentrisches Feuer gehörig zusammengeschossen und dann durch einen scharfen Gegenstoß rasch auf das Ostufer zurückbefördert.

In der Bukowina wollte es ebenfalls nicht mehr recht vorwärts gehen, seitdem die Russen am Fuße der Karpathen angelangt waren. Bei Jablonica, im Tale des Weißen Czeremosz, versuchte eine russische Heeresabteilung in dem tief eingeschnittenen Flußtale vorzudringen, wurde jedoch so scharf zurückgeworfen, daß sie über 300 unverwundete Gefangene in den Händen der Sieger lassen mußte. In dem ganzen Waldgebiete der Karpathen löste sich nun der Kampf in eine Reihe von Einzelvorgängen auf, die in einem Gegeneinanderarbeiten kleiner Heeresgruppen bestand und ihre äußersten Ausläufer in dem Kleinkrieg der Jagdkommandos, Schützenabteilungen und Gendarmeriepatrouillen fand, die sich in den ungangbaren Bergen im Gebiete nördlich des Prislopsattels und am Oberlaufe des Weißen und Schwarzen Czeremosz gegenüberstanden.

In diesen Kämpfen haben die Moskalen selbst nach ihren Begriffen jedes Maß übersteigende Verluste erlitten, so daß man genötigt war, alle zu Erntearbeiten beurlaubten Reservisten sofort wieder einzuberufen; auch die Zahl der gefallenen Offiziere hat eine geradezu erschreckende Höhe erreicht.

Das eine aber ist sicher. Die russische Offensive hat das



Photothek, Berlin.

Verlassene russische Stellung an der südlichen Ostfront.

erstrebte Ziel, die Durchbrechung und Aufrollung der gegnerischen Front, nicht erreicht. Sie hatte wohl örtliche Erfolge aufzuweisen und auch die Rücknahme der Front stellenweise erzwungen, das große strategische Ergebnis haben aber alle diese taktischen Fortschritte nicht herbeiführen können.

Kaperkrieg an Englands Küste.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu die Bilder Seite 193 und 194.)

In den Reutertelegrammen vom 23. Juni 1916 stießen die englischen Zeitungsleser auf eine sonderbare Meldung: Ein deutsches U-Boot, so hieß es da, habe den englischen Paketdampfer „Brussels“ in der Nacht vom 22. auf 23. Juni aufgebracht und nach der belgischen Küste geführt. Sie lasen die Nachricht zweimal und glaubten sie immer noch nicht. Ein U-Boot, eine winzige Nußschale, sollte einen 1400-Tonnen-Dampfer aufbringen und mit sich führen können, in britischen Gewässern? Denn die südliche Nordsee zwischen Holland und der Themsemündung ist doch britisch?

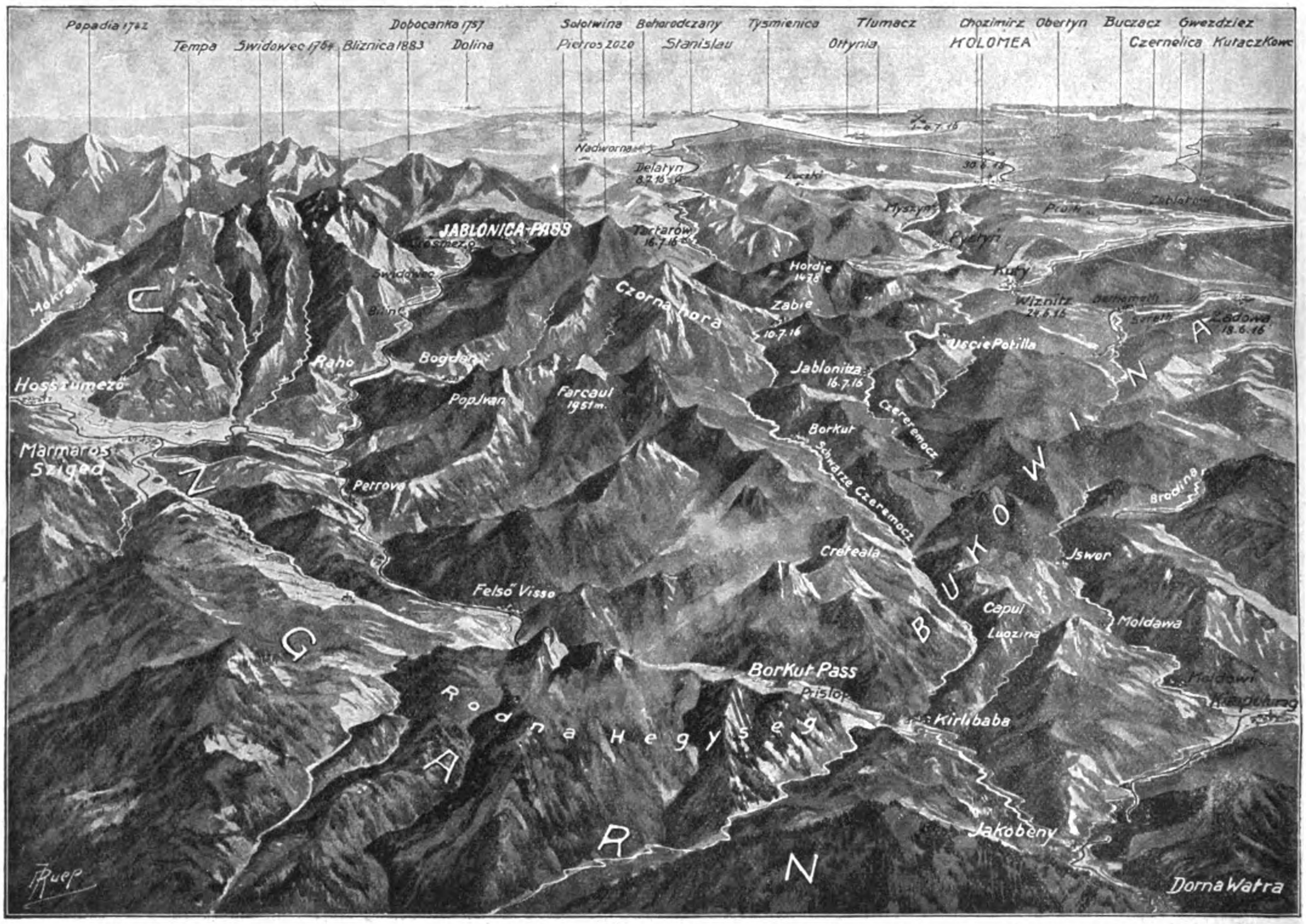
Wie erstaunten die guten Leute erst, als sie am folgenden Tage lesen mußten, daß nicht ein U-Boot, sondern ein deutsches Patrouillenboot die „Brussels“ gekapert habe! Das war ja noch schlimmer. Das hieß ja, daß die Deutschen aller britischen Wachtschiffe, Netze und Minensperren ungeachtet die wichtigsten englischen Schiffsverbindungen bedrohten. Rotterdam—Harwich, welche Linie konnte besser geschützt sein? Und doch, trotz des gewaltig ausposaunten „Seesiegs“ am Skagerrak. Eine große Verlegenheit ging durch ganz Großbritannien, eine große Freude durch ganz Deutschland; eine Freude, viel größer, als sie der an und für sich kleine Fang geweckt haben würde, wenn er in der Ostsee geglückt wäre.

Vierzehn Tage später wurden die englischen Gesichter an der Themse abermals lang. Am 5. Juli war der Frachtdampfer „Lestris“, von Liverpool mit Gütern schwer beladen nach Rotterdam unterwegs, an der englischen Ostküste gekapert worden. Das waren arge Schläge für den britischen Stolz.

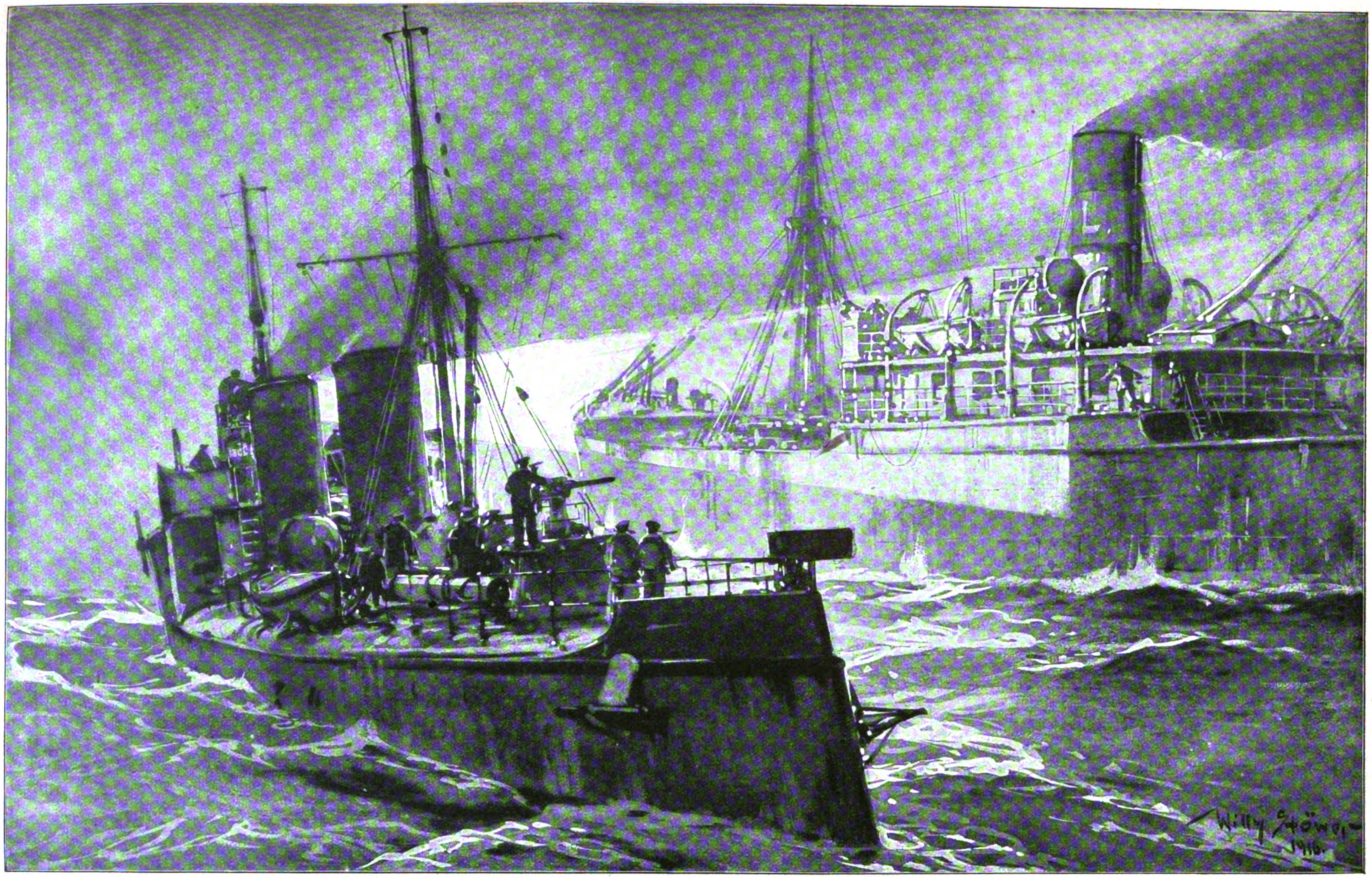
Ich fuhr nach Brügge, um mir die „guten Prisen“ näher anzuschauen. Die alte vlämische Handelsstadt Brügge war vor Kriegsbeginn eifrig bemüht, wieder eine Seestadt zu werden wie in den Tagen ihres mittelalterlichen Glanzes. Ein neuer Hafen war entstanden, der Kanal nach Zeebrügge war vertieft und die Einfahrt bei Zeebrügge durch eine der größten Molen des Festlandes gegen die Versandung geschützt worden. Viele Millionen stecken in diesen Anlagen. Da kam der Krieg, und nun liegt der Hafen von Brügge öd und verlassen. Die altehrwürdige Stadt schläft ihren jahrhundertelangen Schlaf weiter.

Seit Jahr und Tag liegt am Kai des Brügger Hafens der Dampfer „Zaandstrom“, ein Prisenschiff, über das lange verhandelt worden, dessen Ladung, Fleisch und Eier, längst verbraucht und das jetzt erst freigegeben ist. Der „Zaandstrom“ hatte es recht eintönig in dem Hafenwasser als einziges großes Seeschiff, aber nun, seit „Brussels“ und „Lestris“ unweit vor Anker gegangen sind, streckt er seinen rußigen gelben Schornstein noch einmal so stolz in die Luft.

Die „Brussels“ ist ein schmuckes Schiff, das regelmäßig den Passagier- und Postverkehr zwischen Rotterdam—Harwich besorgte, mit notgedrungenen kurzen Unterbrechungen auch während des Krieges. Sie führte nur eilige, allerdings wertvolle Stückgüter an Bord. Vor annähernd elf Jahren für die Great Eastern Railway in Dundee erbaut, stellt sie mit ihren 17 Seemeilen Höchstgeschwindigkeit einen modernen Typus der zahlreichen englischen Kanal-Paketboote dar. Allerdings hat sie ihr Äußeres stark verändert: statt der heiter prangenden Friedensfarben ist sie vom Wimpel bis zur Wasserlinie kohlschwarz angestrichen, um möglichst unsichtbar durch die Wogen zu schlüpfen, die Britannia bekanntlich „beherrscht“. Sie hatte nur Seitenlichter gesetzt, um den Eindruck eines harmlosen Segelschiffes zu wecken. Ein englischer Zerstörer war von der Themse aus unterwegs, um sie zu geleiten. Vorher aber wollte es ihr Schicksal, daß sie einem deutschen Patrouillenboot begegnete, dessen Begleitung sie unmöglich abschlagen konnte.

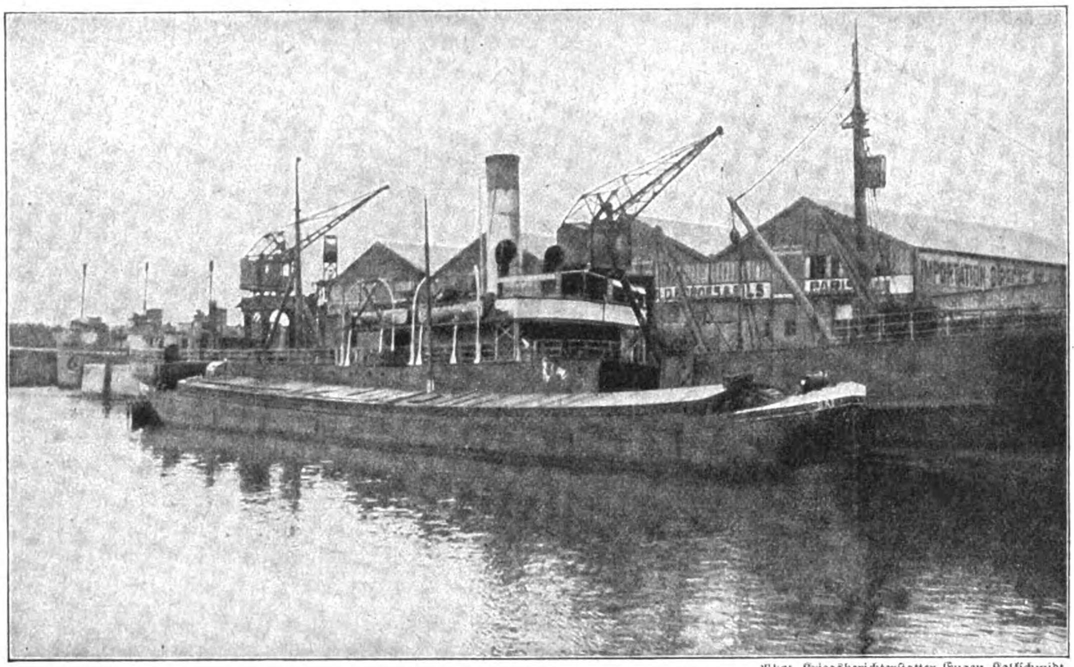


Vogelschaukarte der Ostkarpathen und der Bukowina mit Daten, die das allmähliche Vordringen der Russen veranschaulichen.



Aufbringung eines feindlichen Handelsdampfers durch deutsche Hochseestreitkräfte an der englischen Küste.

Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Willy Stöwer.



Phot. Kriegsberichterstatter Eugen Kalfschmidt.

Gekaperte Schiffe in flandrischen Häfen.

Dampfer „Leftris“. Vor ihm liegt ein Ladekahn.

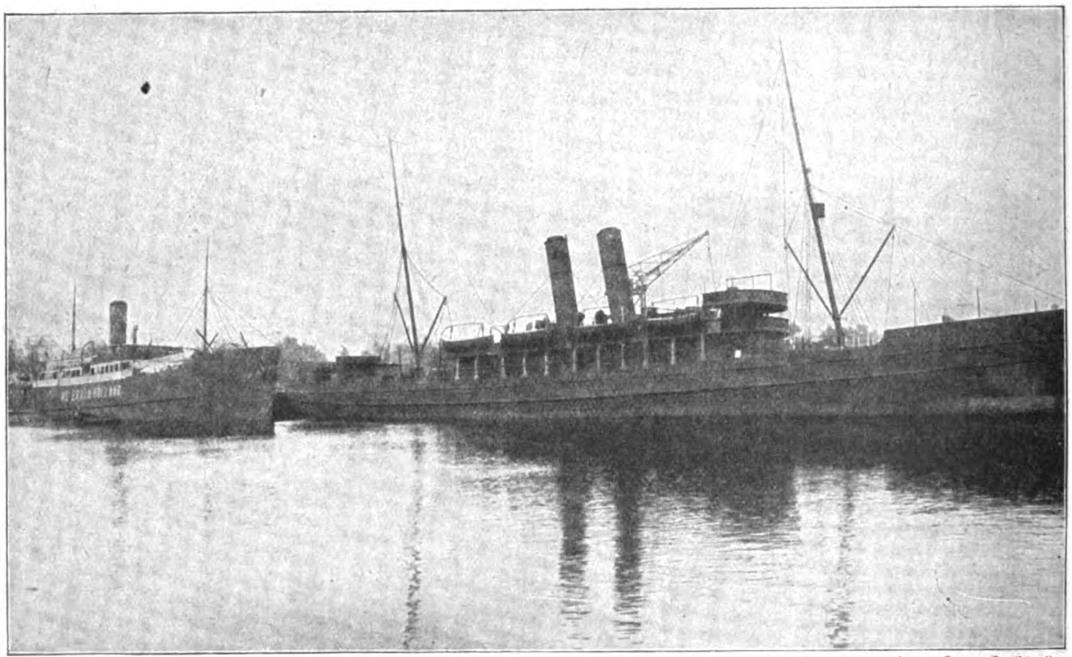
tiger Briefe verschwinden lassen. Da er sich aus Versehen den Ventilator zum Versteck aussuchte, kam man dem Geheimnis rasch auf die Spur. Dann gab es eine große Anzahl belgischer Frauen und Kinder, denen das Generalgouvernement die Reise zu ihren Vätern und Angehörigen in England gestattet hatte. Sie wurden höflich in den Speisesaal erster Klasse geschickt, sind später an die holländische Grenze befördert worden und dürften längst bei den Ihrigen sein. Aber dann war da eine Anzahl belgischer Herren, die sich ohne Erlaubnis entfernt hatten, manch einer unter ihnen militärpflichtig, alle mit der deutlichen Absicht, im Kriege mitzuhelfen, sei es als Soldaten im belgischen Heere oder als hochbezahlte Munitionsarbeiter in englischen Fabriken, wo man dringend Leute braucht. Sie hatten Papiere der British Governal Commission for transportation of Belgians to the United Kingdom bei sich, woraus sich die bezeichnende Tatsache ergibt, daß eine besondere englische Regierungskommission die unerlaubte, ziemlich lebensgefährliche Überschreitung der belgischen Grenze durch belgische Staatsangehörige in großem Stile geregelt hat.

Es war morgens um zwei Uhr zwanzig Minuten, das Licht vom Nordhinder Feuerschiff kam in Sicht, da tauchte plötzlich an Steuerbord ein Kriegsfahrzeug aus dem Dunkel und signalisierte: „Halt!“ Die „Brussels“ stoppte gehorsam, und der Kapitän wunderte sich über diese unerwartete englische Revision auf hoher See. Offenbar ein Irrtum des übereifrigen Wachtbootkommandanten. Da stieg auch schon ein Seeoffizier mit 14 Mann an Bord, grüßte höflich in einem tadellosen Englisch und verlangte dann ruhig auf gut Deutsch Einblick in die Schiffspapiere. Im selben Augenblick hatten die deutschen Matrosen schon die Funkenstation und die Maschinenräume besetzt und harrten weiterer Befehle. Die Fahrgäste, schlaftrunken und erschreckt, umdrängten neugierig die Gruppe und hörten zu ihrem maßlosen Erstaunen die deutschen Befehle. Der Kapitän war sprachlos. Dann knurrte er einiges vor sich hin, ging in die Kajüte, der Offizier ihm auf dem Fuße nach, und alsbald lagen die Papiere zur Prüfung bereit*).

136 Fahrgäste waren an Bord. Zuallererst 24 gefangene russische Soldaten, die sich von irgend einer ländlichen Arbeitstelle weg über die holländische Grenze gedrückt hatten und in Väterchens Reich zurückstrebten. In unscheinbares Zivil eingekleidet, vom russischen Konsul in Rotterdam mit Pässen und Geld wohl versehen, sahen sie im fahlen Dämmer des Junimorgens ihren goldenen Traum jäh zerronnen. Einer von ihnen wollte noch rasch ein dickes Bündel wich-

An Gütern führte die „Brussels“ mit sich eine große Menge Post für die deutschen Gefangenen in England, die nun ein paar Tage länger auf den Empfang ihrer Briefe und Liebesgaben haben warten müssen. Die annähernd 400 Tonnen Frachtgüter waren sämtlich zur Sättigung des hungrigen Englands bestimmt. Die 3800 Zentner Schweinefleisch genügten, um eine deutsche Großstadt von 100 000 Menschen acht Tage lang jeden Mittag mit Schweinebraten zu versorgen. 3000 Zentner Butter und Margarine sollten uns nicht minder willkommen sein. In den modern eingerichteten Kühlräumen lagerten frisch geschlachtete holländische Kälber, junges Geflügel, Fische und Krabben, auch an geräuchertem Speck fehlte es nicht.

*) Der Kapitän der „Brussels“, Charles Fryatt, wurde am 27. Juli 1916 vom Feldgericht des Marinekorps zum Tode verurteilt und erschossen, weil er, obwohl er nicht Angehöriger der bewaffneten Macht war, am 28. Mai 1915 versucht hatte, bei dem Maas-Feuerschiff das deutsche Unterseeboot U 33 zu rammen. Er hatte von der britischen Admiralität zur Belohnung für diese Tat eine goldene Uhr erhalten, und sein Name war im Unterhause lobend erwähnt worden.



Phot. Kriegsberichterstatter Eugen Kalfschmidt.

Gekaperte Schiffe in flandrischen Häfen.

„Brussels“ und „Zaandstrom“ im Hafen von Brügge. Die „Brussels“ war das Schiff des erschossenen englischen Freibeuters Kaptitän Fryatt.

Alle diese an englische Empfänger gerichteten, mit Antritt der Reise englisches Eigentum gewordenen Lebensmittel sind einwandfreie Bannware nach dem von den Briten selber eingeführten Seebrauch. Nicht minder ist der Dampfer selbst gute Prise, denn er war ohne Schwierigkeit als britisches Eigentum festzustellen.

Der deutsche Seeoffizier war mit der Prüfung schnell fertig, und währenddessen hatten unsere Maschinisten und Seeleute, lauter erfahrene Fachmänner, die Technik der Schiffsmaschinen ergründet. Sie war nicht eben schwierig. Nicht lange, so setzte sich das Prisenschiff unter deutschem Kommando in Fahrt, im Kielwasser des flinken Patrouillenschiffes mit der deutschen Kriegsflagge am Mast. Es war hohe Zeit. Der Morgen zog herauf, und von der Themsemündung her funkte der englische Zerstörer verzweifelt nach der ausbleibenden „Brussels". Als eine Rauchfahne am Horizont auftauchte, war doppelte Eile geboten. Die Russen wurden zum Kohlenschippen angestellt und heizten, daß die Kessel glühten. Noch nie war die „Brussels" mit dieser Höchstgeschwindigkeit gefahren. Aber es lohnte sich, und morgens um halb acht lag die Prise sicher hinter der großen Mole von Zeebrügge, von den schallenden Zurufen unserer Küstenbesatzung begrüßt.

Noch hatte sich das Vereinigte Königreich nicht ganz vom Ärger über dieses kecke Seemannstück erholt, da steuerte am Morgen des 5. Juli der Frachtdampfer „Lestris" Zeebrügge an. Er ist ein Schiff von 2000 Registertonnen, 9 Jahre alt, und führte 1400 Tonnen Ladung mit sich. Davon waren 4000 Zentner Reis, 6000 Zentner Pottasche zur Seifenfabrikation, 4000 Zentner von der bekannten Sunlightseife aus Liverpool, je 4000 Zentner Palmölkerne und Kakaobohnen, ferner amerikanisches Schweineschmalz und Talg, Terpentin, Luftkissen, Ananas und kalifornische Birnen in Dosen, kurzum lauter Dinge, die wir den holländischen Empfängern sehr gern abkaufen werden, wenn das Prisengericht nichts dagegen hat. Der Dampfer selbst ist als unzweifelhaft englischer Besitz der Reederei in Liverpool nach gültigem Seerecht deutsche Prise. Er fuhr seit zwei Jahren immer dieselbe Strecke Liverpool—Holland und zurück und hatte noch nie mit deutschen Kriegsfahrzeugen Bekanntschaft gemacht. Die übrigen Fahrzeuge der Reederei freilich desto mehr: ihrer sieben waren bereits versenkt worden. Nun, Lloyds, die große Versicherungsgesellschaft, wird auch den achten Verlust zahlen müssen.

Die englische Seeherrschaft kriegt ein Loch nach dem anderen. Die deutschen Prisenschiffe in der Nordsee bedeuten freilich nur kleine Schrammen an dem großen englischen Kahn, der uns die freie Ausfahrt ins Weltmeer verrammeln will. Aber die „Deutschland" war schon unterwegs, und die „Bremen" folgt. Die Löcher, die sie bohren, reichen bis nach Amerika.

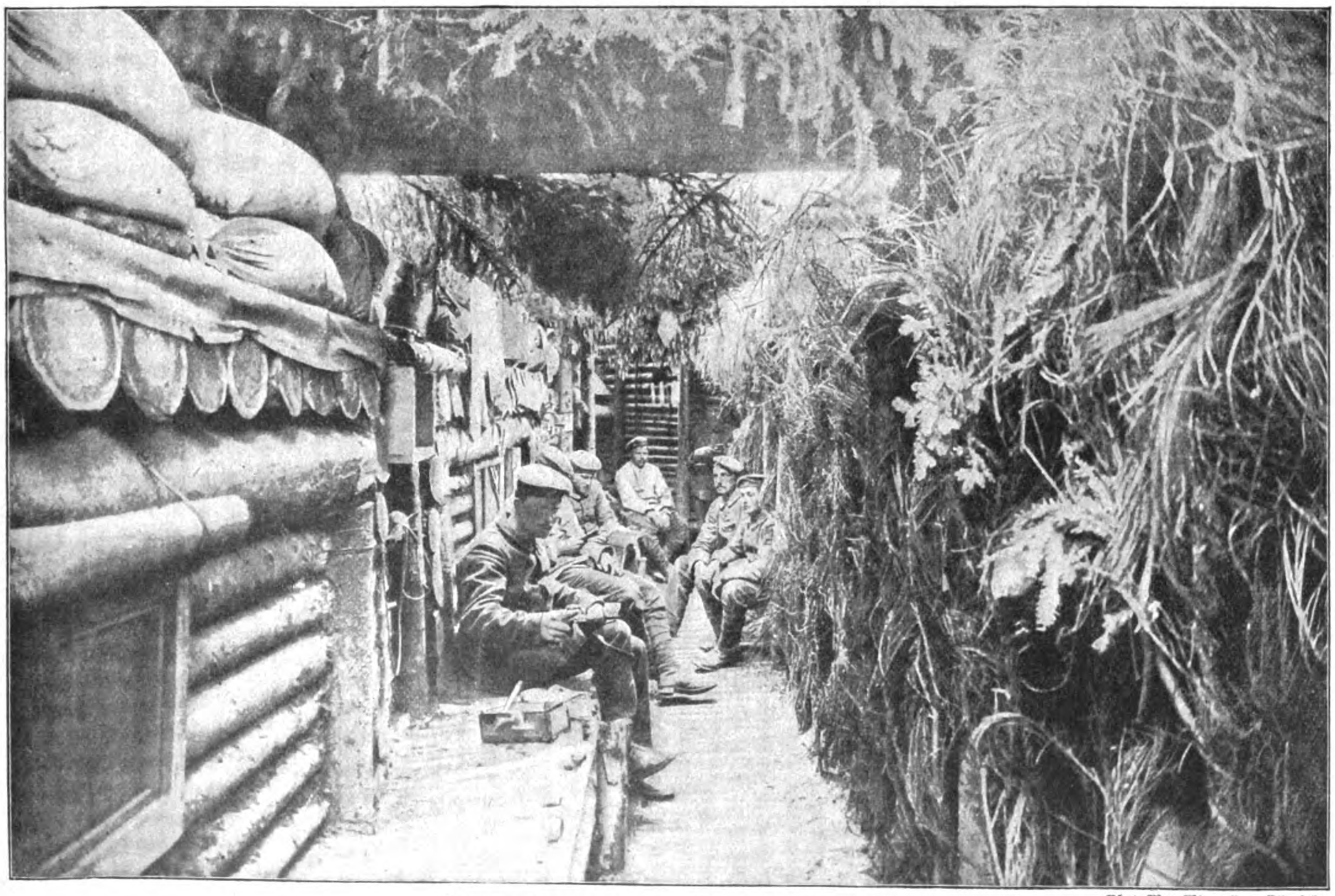
Entwicklung und Ausbau unserer Schützengräben und Unterstände.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

1.

(Hierzu die Bilder Seite 195 und 196.)

Die Notwendigkeit des Schützengrabens, der im Stellungskrieg eine so große Bedeutung gewann, liegt heutzutage in der Notwendigkeit der **Deckung**. Der Kenner der Waffenwirkung der Artillerie und der Maschinengewehre weiß, daß jede Truppe der Vernichtung preisgegeben ist, die ohne Deckung dem feindlichen Geschoßregen ausgesetzt bleibt, sobald dieser durch Beobachtung korrigiert werden kann. Da Beobachtungsposten und Flieger die Beobachtung fast bei jedem Wetter gewährleisten, so bleibt für die Infanterie in unbedecktem Gelände nichts anderes übrig, als in der Erde selbst Schutz und Deckung zu suchen. Dieses Versteckspielen ist dem deutschen Kampfesmut äußerst zuwider. Vor dem Kriege kam die Anlage von Schützengräben nur im äußersten Notfall in den Manövern zur Anwendung. Die ganze Erziehung der Armee ging darauf hinaus, den Gedanken des unaufhaltsamen Angriffs in jeder Gestalt zu pflegen. Die Truppen zogen dem Feind entgegen in der Absicht, ihn auf freiem Felde zu schlagen. Die großen Augustschlachten auf beiden Kampfgebieten wurden auch in dieser Weise durchgefochten. Der Rückzug der deutschen Armeen in Flandern und der Champagne machte die Annahme der Defensive als vorläufig bedingter Kampfart notwendig; Deutsche, Österreicher und Ungarn, denen ja allen der Angriffsgeist im Blut steckt, nahmen sie an — „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb".



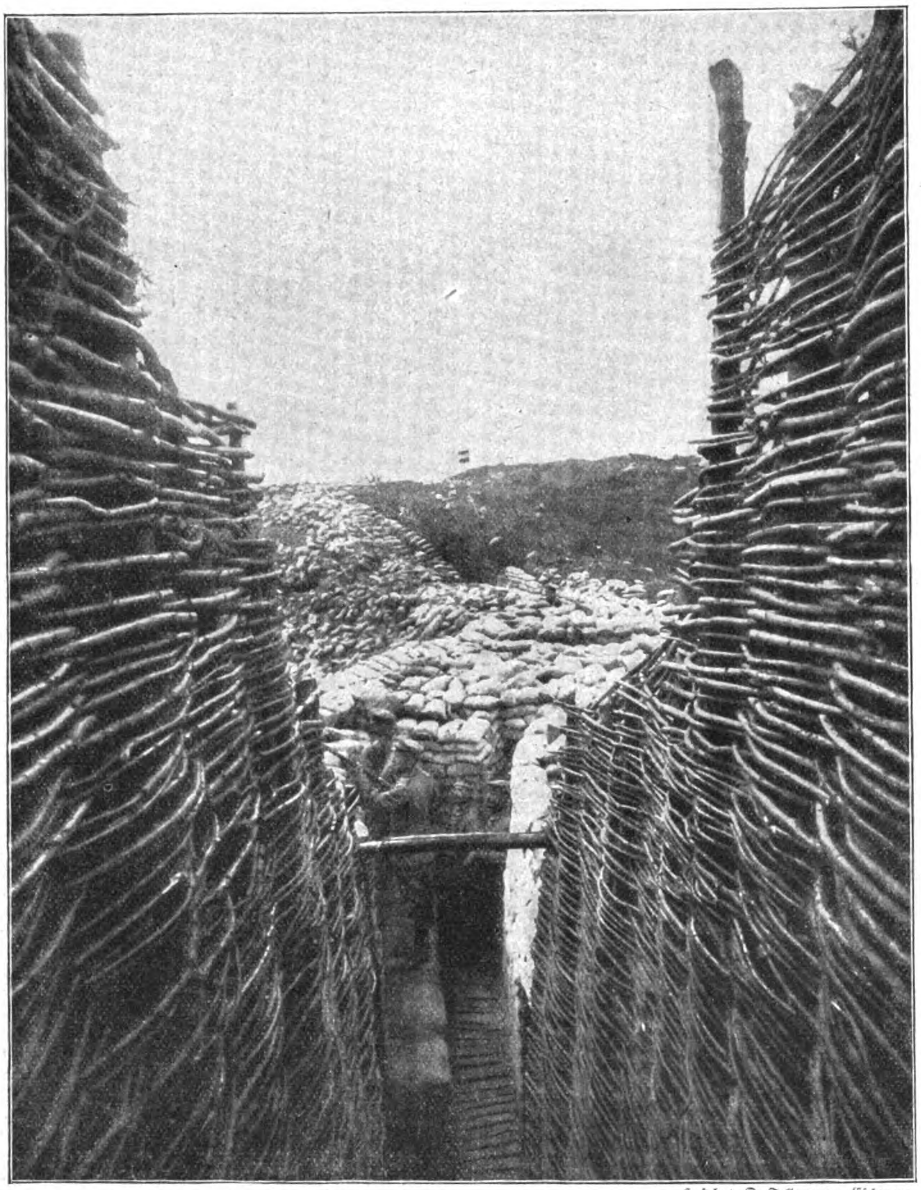
Unterstand in den Vogesen, 40 Meter vorm Feinde. Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Daß sie sich überraschend schnell in die neuen ungewohnten Formen hineinfanden, daß sie sie ausbauten, durch alle technischen Fortschritte vervollkommneten, sie bis zu vollendeter Beherrschung entwickelten, ist ein vollgültiger Beweis der Anpassungsfähigkeit der verbündeten Armeen, ihrer Entsagungsfähigkeit und ihrer militärischen Einsicht.

Der Weg, den die Truppe und besonders die technische bis zur Gewinnung der tatsächlichen Vollendung zurückzulegen hatte, war weit und dornenvoll; letzteres deshalb, weil jede Erfahrung mit blutigen Opfern erkauft werden mußte. Ein hoher deutscher Offizier schreibt über die Lage zu Anfang des flandrischen Feldzuges: „Ich war in einer verzweifelten Lage. Stellungen waren nur nördlich des Kanals von La Bassée vorhanden. Dort konnte man wenigstens in den gewachsenen Boden hinein, die ganze übrige Front der Division lag im Wasser. Gruppen, Züge und höchstens Kompanien saßen mit angezogenen Beinen hinter dünnen Sandsackmauern, die der Gegner schon mit Feldgeschützen einschießen konnte. Nun hieß es arbeiten, und die braven Westfalen haben Übermenschliches geleistet. Anfang März hatten wir ein durchlaufendes Hindernis von 10 Meter-Breite, eine durchlaufende vordere Stellung vor dem Graben aus Sandsackpackungen auf dem gewachsenen Boden aufgesetzt und für jedes Regiment einen solchen Annäherungsweg. Wir haben in der Zeit bis zum ersten englischen Angriff am 10. März eine Million Sandsäcke verbraucht." Der größte Feind war das Wasser, besonders nach Öffnung der Schleusen. Das Grundwasser lag nur 1 bis 2 Fuß unter dem gewachsenen Boden. Es konnte nicht abfließen, denn es ruhte auf einer undurchdringlichen fetten Lehm- und Lettenschicht. So mußten die Grabenbesatzungen den Winter über im Wasser stehen bleiben. Die Schlafstätten, die wie Bücherbretter an den Grabenwänden angebracht waren, ließen die Gesichter der Schläfer nur wenige Zentimeter über der gelben trüben Wassermasse liegen, unter der unergründlicher Schlamm die Gräben füllte. Letztere glichen versumpfenden Kanälen. Es galt zunächst, dieser Wassersnot durch Abwässerungsvorrichtungen abzuhelfen. Die mächtige Überlegenheit der deutschen Technik schuf große Pumpwerke, sie wußte durch Abflüsse die Grabensohlen wenigstens annähernd freizulegen, mit Bohlen und Geflecht zu belegen, die bei jedem Regen einstürzenden und sich in Schlamm auflösenden Seitenwände der Gräben und Unterstände zu festigen, letztere mit Eisengittern, Schienen, starken Bohlen und Zement gegen feindliches Artilleriefeuer leichterer Kaliber von oben her zu sichern und vor allem durch die Anlage reichlicher Annäherungs- und Verbindungsgräben die innere Verbindung der ganzen Schutzanlage herzustellen. Monate gehörten dazu, um die Riesenarbeit zu bewältigen, die diese Anlage verlangte.

Dazu trat noch die Herstellung von Beobachtungsposten und von gedeckten Unterständen für die vorgeschobenen Posten, für die Scherenfernrohre, für die Fernsprecher, die mit verschwenderischer, aber notwendiger Fülle in der ganzen Front eingebaut wurden, für die Telegraphenleitungen, Kantinen, Latrinen, Küchen; es galt Räume für Waffen, Minenwerfer, Handgranaten, Bäder zu schaffen, nicht minder Mannschaftserholungsräume, Offiziersunterstände, Verbandstuben und unzähliges anderes, das die unterirdische Behausung der deutschen Front zu einer wahren Großstadt für Höhlenbewohner machte. Das den großen feindlichen Angriffen vorhergehende „Trommelfeuer", das die Schutzanlagen in Asche und Staub verwandelte und die Gräben verschüttete, zwang dazu, der Deckung gegen Artilleriefeuer einschließlich des schwersten vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Man verfiel daher auf die Anlage schmaler, tief in das Erdinnere gehender, schräger, von der Grabensohle sich abzweigender Stollen. Dort konnten die Besatzungsgruppen in hockender Stellung und in einer Tiefe von 10 bis 20 Metern und mehr Sicherheit finden gegen den Einschlag selbst der schwersten Granaten. Aber diese Sicherheit war mit anderen Gefahren erkauft. Da im Anfang diese Stollen, die man „Karnickel-, Fuchs- oder Dachslöcher" nannte, in der Vorderwand des Grabens angebracht wurden, konnte man ihnen keinen zweiten Ausgang geben. Die in ihnen sitzenden Gruppen unterlagen daher der Gefahr der Verschüttung. In der Tat sind bei feindlichen Stürmen eine ganze Anzahl braver Verteidiger nur deshalb in Feindeshand gefallen, weil sie nicht wieder ins Freie gelangen konnten. Es mußte dagegen Abhilfe geschaffen werden, und man fand sie darin, daß man die Stollen von der Sohle aus durch die rückwärtige Grabenwand führte und für reichliche Auswege nach allen Seiten, besonders aber nach der zweiten Verteidigungslinie hin sorgte. Wenn dadurch die Eingänge auch ein wenig mehr dem feindlichen Granatfeuer ausgesetzt waren, so war doch das Gefühl, rechtzeitig aus dem Erdinnern heraus gelangen und gegebenenfalls noch auf der Rückendeckung des Grabens sich zur Feuerabgabe einnisten zu können, für die Grabenbesatzungen eine große Beruhigung. Diese hat unzweifelhaft die Kaltblütigkeit vor und während des Gefechts ganz wesentlich erhöht.

(Fortsetzung folgt.)



Hofphot. O. Tellgmann, Eschwege.

Aus Weidengeflecht hergestellte Barrikade an einem deutschen Schützengraben im Westen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

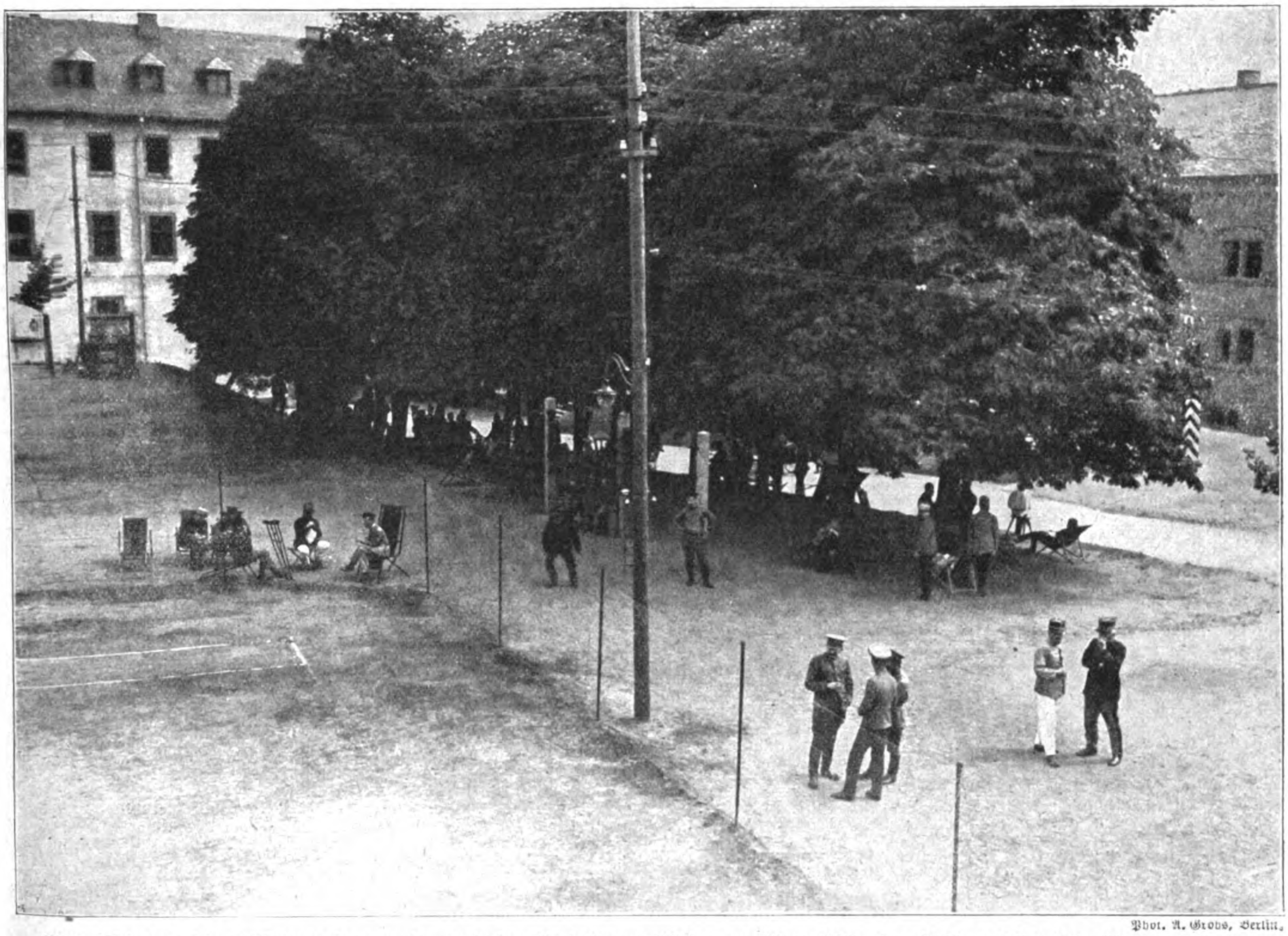
Mit dem Eintreten der gewaltigen Kämpfe an der Somme in ihren zweiten Monat begann zugleich das dritte Jahr des Weltkrieges. Der Deutsche Kaiser ließ es sich nicht nehmen, sich in diesem bedeutungsvollen Augenblick über den Ernst der Lage auszusprechen in würdigen und warm empfundenen Kundgebungen, in denen er den Weg zum Herzen seines Volkes und seines unvergleichlichen Heeres fand. Wenn die allgemeine Sehnsucht nach dem Frieden noch immer auf Erfüllung harre, so sei das die Schuld der Feinde Deutschlands, die dessen Vernichtung auf ihre Fahnen geschrieben hätten und um dieses Zieles willen das Blutvergießen fortsetzten. Deutschland müsse und werde den Kampf zu einem Ende führen, der es gegen einen neuen Überfall schütze und der friedlichen Arbeit deutschen Geistes und deutscher Hände für alle Zukunft ein freies Feld sichere.

Voller Befriedigung durften Deutschland und seine Verbündeten auf das Ergebnis des zweiten Kriegsjahres zurückblicken. Es hatte ihnen den Anschluß Bulgariens und damit die unmittelbare Fühlung mit der Türkei gebracht. Auch der Zuwachs an besetztem Gebiet war sehr bedeutend. Im ganzen waren am 1. August 1916 von den Mittelmächten 431 000 Quadratkilometer besetzt: in Belgien 29 000, in Frankreich 21 000, in Rußland 280 000, in Serbien 87 000, in Montenegro 14 000. Der Vierverband hatte dem nur eine Fläche von 22 000 Quadratkilometern besetzten Feindeslandes entgegenzustellen: im Elsaß 1000, in Galizien und der Bukowina 21 000. Auf beiden Seiten wurde ein großer Teil des erzielten Raumgewinns, nämlich 251 000 beziehungsweise 11 000 Quadratkilometer, den letzten Wochen des zweiten Kriegsjahres verdankt.

Die Zahl der von den Mittelmächten gemachten Kriegsgefangenen (siehe untenstehendes Bild) war von 1 695 000 am Schluß des ersten Kriegsjahres auf 2 658 283 am 1. August 1916 gestiegen. Davon entfielen auf Deutschland 1 663 794: Franzosen 5947 Offiziere, 348 731 Mann; Russen 9019 beziehungsweise 1 202 872, Belgier 656 beziehungsweise 41 752, Engländer 947 beziehungsweise 29 956, Serben einschließlich Offiziere 23 914. Die riesige deutsche Kriegsbeute betrug 11 036 Geschütze, 9096 Munitions- und andere Fahrzeuge, 3450 Maschinengewehre, 1 556 132 Gewehre und Karabiner, 4460 Pistolen und Revolver. Das war aber nur die in deutsches Reichsgebiet hereingeschaffte Kriegsbeute. Nicht darin enthalten waren die vielen Tausende anderer Beutestücke, die ebenso wie Millionen erbeuteter Geschosse unmittelbar oder nach kleinen Verbesserungen wieder gegen den Feind in Gebrauch genommen worden waren.

Groß wie die Erfolge waren freilich auch die dafür gebrachten Opfer gewesen. So beklagenswert diese waren, verdient doch auch hier ein günstiger Umstand hervorgehoben zu werden: bei keinem der Gegner war das Verhältnis zwischen Verwundeten und Wiederhergestellten so erfreulich wie im deutschen Heere. Von den in den Lazaretten des gesamten deutschen Heimatgebietes gepflegten Verwundeten wurden volle neun Zehntel wieder dienstfähig, während noch nicht einmal eineinhalb vom Hundert starben und nur etwa ein Zwölftel dienstunbrauchbar wurde. Durch vorbeugende gesundheitliche Maßnahmen, in erster Linie die Schutzimpfungen, war auch die Zahl der Erkrankungen an Seuchen sehr gering geblieben. Wo solche dennoch vorkamen, handelte es sich um Einzelfälle; ein Umsichgreifen von Erkrankungen, das störend in militärische Maßnahmen eingegriffen hätte, war niemals zu verzeichnen.

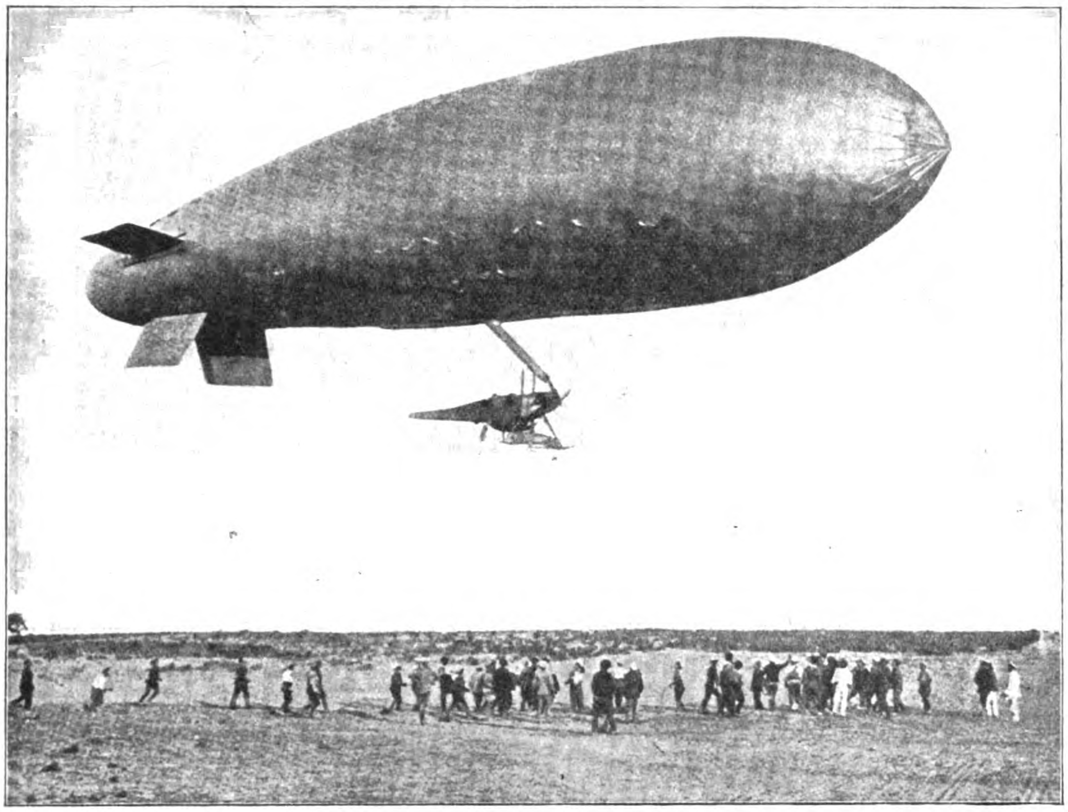
Großes hatten auch die Flotten der Mittelmächte im zweiten Kriegsjahr erreicht: 22 größere Kriegschiffe (Linienschiffe, Panzer-, geschützte und kleine Kreuzer) mit 266 320 Tonnen Wasserverdrängung hatten die Gegner, und zwar mit dem weitaus größten Anteil England, ein-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Blick auf den Hof des Offiziersgefangenenlagers in der Zitadelle von Mainz, wo sich englische, französische und belgische Offiziere befinden.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Englisches lenkbares Luftschiff, nach längerer Fahrt an seine Ausfahrtstation zurückkehrend.
Nach einer englischen Darstellung.

furchtbaren Verlusten der ersten Julihälfte waren in den ersten Tagen des August allerdings weder Engländer noch Franzosen zu umfassendem Vorgehen imstande, so daß sie sich zunächst auf örtliche Unternehmungen beschränken mußten. In unverminderter Heftigkeit war dagegen die beiderseitige Artillerie tätig. Dabei fanden die Deutschen an mehreren Punkten die Möglichkeit, mit konzentrischem Feuer auf beide Gegner einzuwirken, so daß diese blutige Verluste erlitten, ohne doch selbst irgendeinen Gewinn davonzutragen.

In dieser Lage mußte ihnen alles darauf ankommen, die ihnen durch ihre zeitweilige Erschöpfung aufgezwungene Zurückhaltung abzukürzen und sich durch Heranziehung frischer Kräfte wieder zu eigenem Vorgehen zu befähigen. Währenddessen rüsteten sich die Deutschen auf die zu erwartenden neuen Stürme

gebüßt, während sich die Verluste der feindlichen Handelsflotten auf 879 Einheiten mit 1 816 782 Tonnen Laderaum bezifferten. Die volle Bedeutung dieser Zahlen tritt aber erst hervor, wenn man bedenkt, daß der Vierverband mit einer erdrückenden Übermacht von 443 größeren Kriegschiffen in den Kampf eingetreten war, denen Deutschland und seine Verbündeten nicht viel mehr als ein Drittel entgegenstellen konnten. Trotzdem hatten diese eine über dreimal so große Schädigung der feindlichen Flotten erzielt, als sie selbst erlitten hatten.

Nicht minder glänzend waren die von den Mittelmächten mit dem neuen Kampfmittel der Luftflotte errungenen Erfolge. Von September 1915 bis Juli 1916 büßten die Gegner an der Westfront im ganzen 405 Flugzeuge ein, denen auf deutscher Seite ein Verlust von nur 123 Fahrzeugen gegenüberstand. Für den Juli 1916 allein war das Verhältnis 81 : 19. Dabei konnten die Deutschen über Ort, Zeit und sonstige Einzelheiten der einzelnen Fälle genaue Mitteilungen machen, auch die Namen sämtlicher in ihre Hände gefallenen Flugzeuge und ihrer Führer mitteilen, während der Gegner seine Ergebnisse nicht in jedem Fall genügend belegen konnte. An Anstrengungen hatte dieser es gewiß nicht fehlen lassen. Waren doch sogar eigene Ministerien für den Luftkrieg eingesetzt worden mit der Aufgabe, die deutschen Luftstreitkräfte durch eine Überzahl von Flugzeugen zu erdrücken. Die deutschen Flieger und die mit allen Kräften arbeitende deutsche Industrie ließen aber auch auf diesem Gebiete alle Gegenbestrebungen der Feinde zuschanden werden, und namentlich gelang es diesen nicht, eine Luftwaffe zu schaffen, die es mit den Zeppelinen auch nur annähernd aufnehmen konnte (siehe die Bilder Seite 198 und 199).

Auch im ersten Drittel des August konnten die deutschen Flieger zu ihren bisherigen Erfolgen an der **Westfront** neue hinzufügen, so zum Beispiel bei Arras, Lens, Bapaume, Pozières, Beaumetz. Den Orden Pour le Mérite erhielt Fliegerleutnant Frankl (siehe Bild Seite 243). — Von der Betätigung des Gegners auf dem Gebiet des Luftkampfes ist ein Angriff auf Arlon in Belgien zu erwähnen, bei dem das dortige Jesuitenkloster und die Kirche getroffen wurden, ferner die Tötung oder Verwundung einer Anzahl Bewohner durch Bombenwürfe auf Meirelbeke südlich Gent. —

Den Kämpfen der Luftstreitkräfte gab das Ringen auf der Erde an Heftigkeit nichts nach. Im Vordergrund stand auch jetzt wieder das Sommegebiet. Nach den

durch Ausbau ihrer Stellungen (siehe Bild Seite 202). Auch für einige verloren gegangene Verteidigungslinien war Ersatz zu schaffen. Der Geländeverlust war aber verhältnismäßig gering und keineswegs auch nur annähernd so ausgedehnt wie der Gegner es hinzustellen beliebte, wenn er behauptete, nicht nur die erste deutsche Hauptlinie Ovillers—Thiepval—Pozières—Hardecourt erobert zu haben, sondern auch schon im Besitz der zweiten deutschen Linie etwa in der Richtung Grandecourt—Courcelette—Martinpuich—Guillemont zu sein (siehe die Karten Seite 87, 119, 122). Diese war jedoch nur stellenweise angebrochen, aber an keinem Punkte schon im Besitz des Feindes. Und doch hatte der erste gewaltige Hauptsturm ihr gegolten als dem ersten großen Schritt zu dem Ziele Bapaume—Combles—Peronne (siehe Bilder Band IV Seite 16 und 163). Schon die Massenopfer der ersten vier Schlachttage hatten diesem deutschen Abschnitt gegolten, und nun mühte sich der Feind hier immer noch vergeblich ab.

Am Abend des 1. August stießen feindliche Kräfte gegen die deutschen Stellungen nördlich der Somme bis Maurepas vor. Bei dem Gehöft Monacu kam das Unternehmen durch einen raschen Gegenstoß deutscher Bataillone zuerst blutig zum Scheitern, und auch an den übrigen Angriffspunkten erreichte der Gegner nicht mehr, als daß er an der Straße Albert—Peronne bis zu den völlig eingeebneten deutschen Gräben bei Maricourt—Cléry vordrang. Auf dem verhältnismäßig schmalen Raum von 3 Kilometern war von beiden Seiten mit solcher Erbitterung gekämpft worden, daß die Widerstandskraft der deutschen Verteidigung auf eine harte Probe gestellt wurde. — Auf dem französischen Abschnitt wurde an diesem Tage, wie schon seit Wochen, wieder bei Belloy und Estrées gekämpft. Die Entlastungsstöße des Gegners führten aber auch diesmal wieder zu keinem Ergebnis.

In ihrer Verlegenheit gab die englische Heeresleitung in ihren Berichten dem Wetter an der eingetretenen Stockung schuld. Die Mannschaften hätten unter glühendheißem Sonnenschein zu leiden. Auch für die Artillerie herrsche kein „Kampfwetter". Über der Landschaft schwebe ein Nebel so dicht und undurchsichtig wie Novembernebel, und die Luft zittere in der Hitze. Durch beide Umstände werde die Artilleriebeobachtung, namentlich auf entferntere Ziele, sehr erschwert.

Schon am 2. August war aber wieder eine Hebung der Kampftätigkeit zu bemerken. Die Engländer ließen auf

ihrem ganzen nördlichen Angriffsabschnitt zwischen Ancre und Somme stärkstes Vorbereitungsfeuer niedergehen und trafen alle Maßnahmen für einen wuchtigen Angriff. Das deutsche Sperrfeuer war aber ebenfalls sehr wirkungsvoll und hinderte den Gegner an der Durchführung einer einheitlichen Kampfhandlung. Er mußte zu zeitlich und räumlich getrennten Unternehmungen seine Zuflucht nehmen, so daß er trotz ausgedehnter Kampfhandlungen größerer Truppenmassen nirgends Nennenswertes erreichte. Am heftigsten wurde beiderseits der Straße Albert—Bapaume gerungen. Wie sehr sich die Engländer aber auch um eine Entscheidung mühten, brachen doch ihre Angriffe im deutschen Feuer oder im Kampfe Mann gegen Mann hoffnungslos zusammen (siehe Bild Seite 200/201).

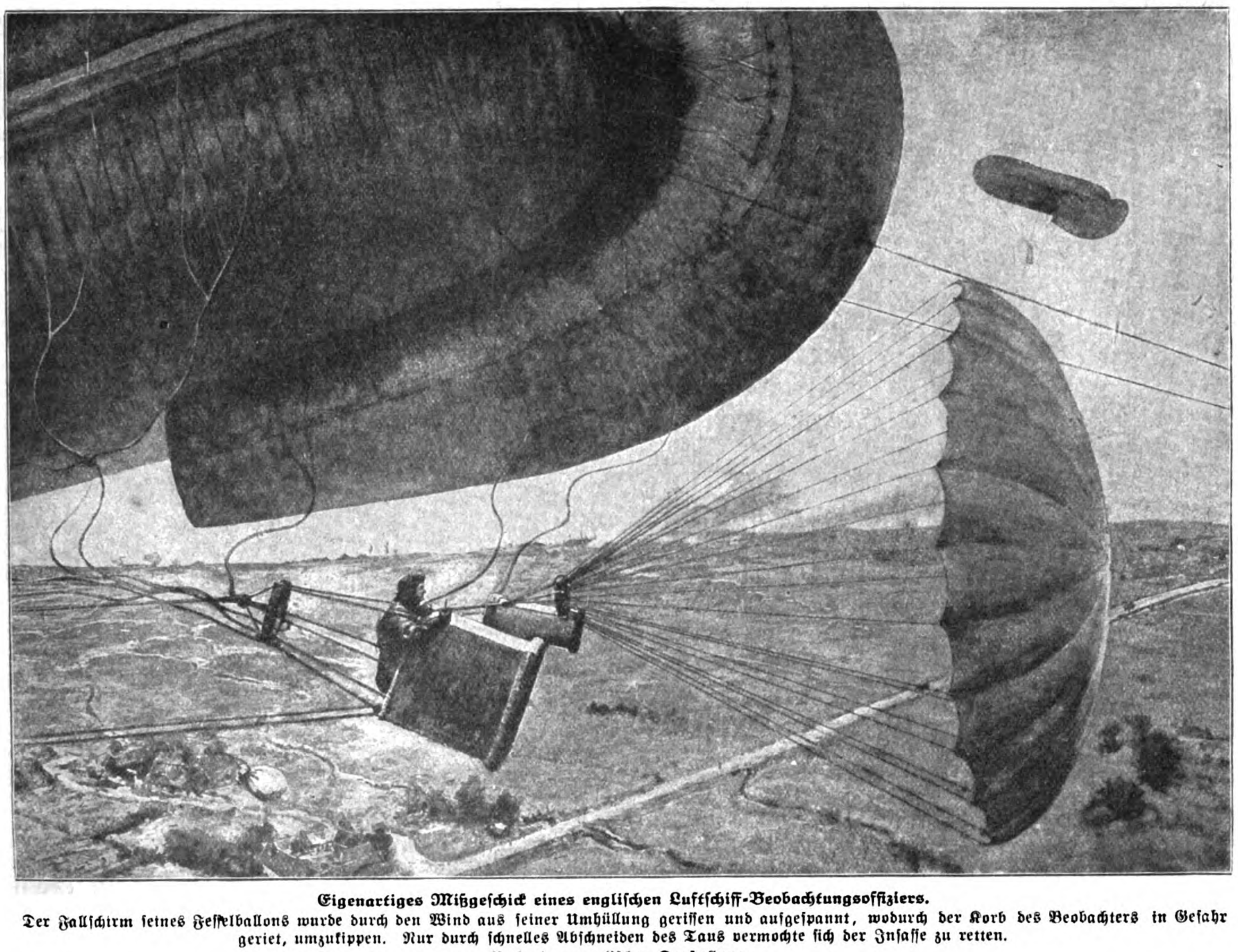
Gleichzeitig kämpften die Franzosen zwischen Maurepas und der Somme. Ein geringfügiger Erfolg war ihnen beschieden durch Wegnahme des Gehöftes Monacu östlich der Dorfstätte Hem. Aber was bedeutete das gemessen an den ungeheuren Opfern, die dafür gebracht waren? In sieben Angriffen auf die ganze deutsche Front war diese nur in einem winzigen Teil verschoben worden, und der ganze Besitz bestand nur aus einer wenig umfangreichen Schutthalde, die ehemals ein blühendes Gehöft gewesen war. Südlich der Somme bei Barleux und Estrées führten die Vorstöße der Franzosen überhaupt zu keinem Ergebnis. Ebenso scheiterte am 3. August bei Barleux ein französischer Nachtangriff.

Rechts der Somme wurde am 3. bei Guillemont, Monacu und Ovillers gekämpft, ohne daß Engländer oder Franzosen anfangs vorwärtsgekommen wären. Im Verlauf des Tages dehnten sich die örtlichen Kämpfe schließlich zu Anstürmen auf breiter Front aus, die bis in den nächsten Tag hinein andauerten und die Engländer nördlich Ovillers bis zum Foureauxwalde führten. Sie konnten stellenweise erst im Nahkampf zurückgeschlagen werden. — Immer wieder stürmten die Engländer hier und bei Pozières auch noch am nächsten Tage an. Doch Engländer wie Franzosen vermochten trotz schonungsloser Opfer nirgends mehr zu erreichen als die Eindrückung weniger und noch dazu ganz geringfügiger Vorsprünge der deutschen Front. Und selbst derartige unbedeutende Fortschritte waren selten von Dauer. Nördlich Pozières zum Beispiel nahmen die Deutschen kleine ihnen verloren gegangene Grabenstücke dem Feinde schon am 6. August durch Gegenangriff wieder ab.

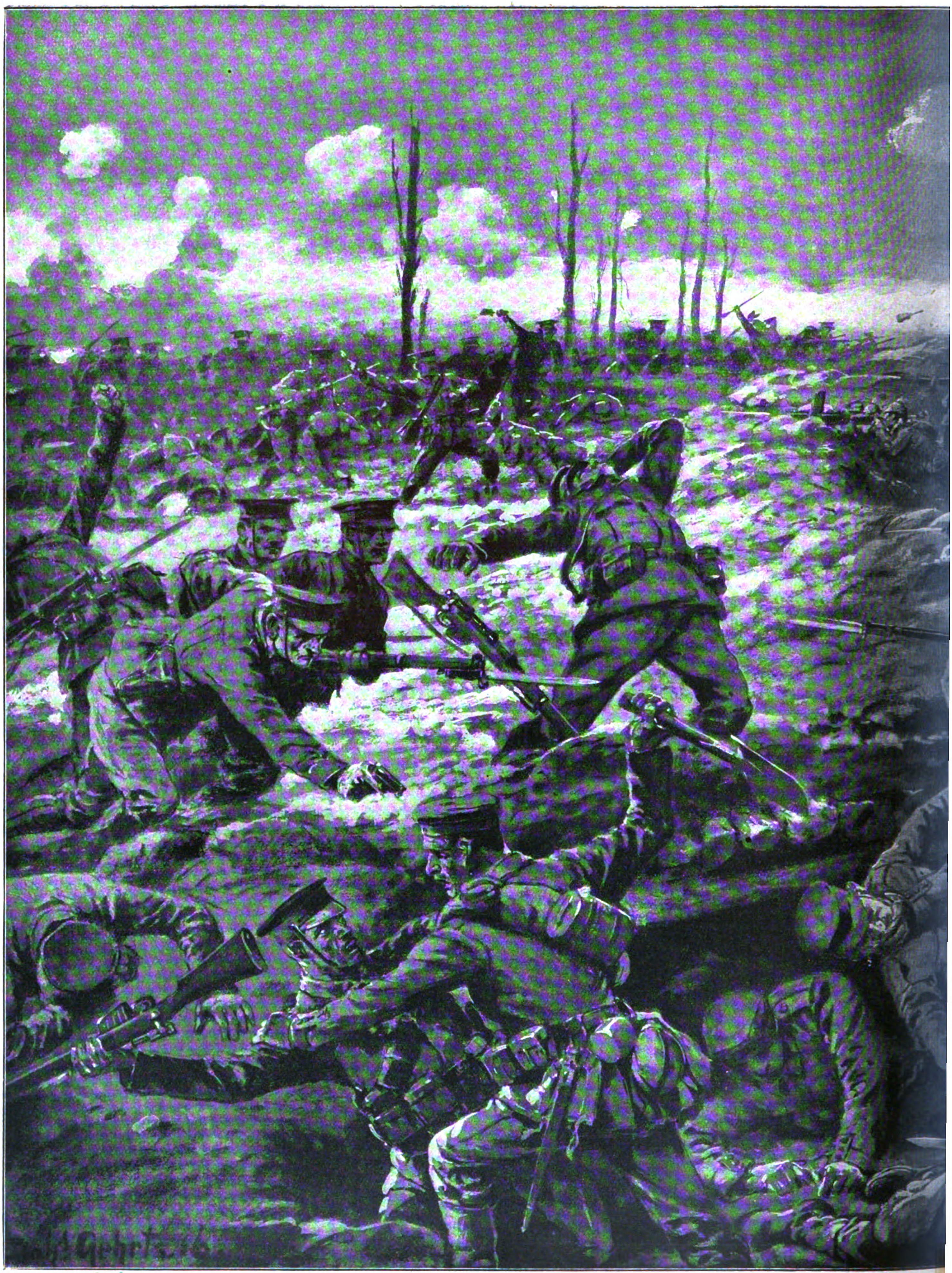
Am 7. spielten sich bei Bazentin-le-Petit, Pozières und südlich Maurepas größere Gefechte ab, in denen die Deutschen Sieger blieben. Stellenweise kam es auch an diesem Tage wieder zum grimmigsten Nahkampf; bei Pozières und östlich Hem hatten sich beide Gegner so fest ineinander verbissen, daß sogar die Nacht hindurch gekämpft wurde. Die Engländer setzten hierbei in der Gegend von Hébuterne südlich Gommecourt einen Gasangriff an, der seinen Zweck jedoch verfehlte, dem Angreifer selbst vielmehr verhängnisvoll wurde: plötzlich aufkommender Nordwind blies die Gaswolken in die englischen Gräben zurück.

Kraftvolle Gegenstöße der Deutschen führten am 8. August in dem wieder ungemein heftig gewordenen Ringen nördlich der Somme zu günstigen Erfolgen. Vom Foureauxwalde bis zur Somme wurden die Angriffe der Engländer und Franzosen ausnahmslos gebrochen, wobei erstere fast 400 unverwundete Gefangene und 6 Maschinengewehre abgeben mußten. — Aus der Linie Bazentin-le-Petit—Ovillers trugen sie noch nachts einen mächtigen Angriff vor, hatten aber auch mit diesem kein Glück.

Tags darauf waren die Deutschen ebenfalls glücklich in der Zurückweisung von nicht weniger als acht wuchtigen Vorstößen, die mit starken französischen Kräften zwischen Maurepas und der Somme angesetzt wurden, aber an dem zähen Widerstand der heldenmütigen Verteidigung zerschellten (siehe Bild Seite 209). — Auch am 10. August stürmten farbige (siehe Bild Seite 204) und weiße Engländer und Franzosen wieder ununterbrochen, brachen aber an der unerschütterlichen Abwehr sächsischer Reserveregimenter (siehe Bild Seite 205) hart nördlich der Somme zusammen.



Eigenartiges Mißgeschick eines englischen Luftschiff-Beobachtungsoffiziers.
Der Fallschirm seines Fesselballons wurde durch den Wind aus seiner Umhüllung gerissen und aufgespannt, wodurch der Korb des Beobachters in Gefahr geriet, umzukippen. Nur durch schnelles Abschneiden des Taus vermochte sich der Insasse zu retten.
Nach einer englischen Darstellung.



Aus den Minenkämpfen im Westen bei der französisch-englischen Sommeroffensive 1916: Den nach vielstünd
Minentrichtern und Granatlöchern deutsche Abteilungen entgegen, die den Engländern mit ihren Maschin

Nach einer Originalzei

r Artillerievorbereitung vorstürmenden englischen Massen stürzen sich immer wieder aus unterirdischen Stollen,
gewehren, sowie im Nahkampf mit Handgranaten, Bajonett, Messer und Schaufel blutige Verluste zufügen.
ung von Johannes Gehrts.

Die englische Heeresleitung empfand nach diesen verlustreichen Kampftagen wieder die Notwendigkeit, die Gemüter in der Heimat von dem eigenen Unglück abzulenken, und versuchte es diesmal mit einer einseitig übertriebenen Darstellung der deutschen Verluste. Es war aber wenig wahrscheinlich, daß solche Angaben die Engländer über ihre eigenen Verluste trösten würden. Diese waren schon jetzt so gewaltig, wie es in der englischen Kriegsgeschichte bisher unerhört gewesen war. Zu einem wesentlichen Teil mußten sie auf das mit überlegener Klugheit ausgesonnene deutsche Verteidigungsverfahren zurückgeführt werden. Englische Berichte sagten hierüber: „Die Verbündeten sehen sich Labyrinthen von Laufgräben, mehreren hintereinander gelegenen Reihen von Verschanzungen und Dörfern gegenüber, die durch Laufgräben miteinander verbunden sind. Um die Dörfer zu erreichen, die in verstärkte Plätze mit tiefen unterirdischen Gräben und Unterständen (siehe untenstehendes Bild) verändert sind, müssen die Angreifer erst Laufgrabenreihen erobern, die von Maschinengewehren, die bis zum letzten Augenblick verborgen gehalten waren, bestrichen werden. Da die älteren Laufgräben dem Erdboden gleich gemacht sind, müssen die vorwärtsrückenden Soldaten auch immer wieder neue Laufgräben anlegen. Trotz der Vollkommenheit, mit der die artilleristische Feuervorbereitung durchgeführt wird, kommt es doch vor, daß Stacheldrahtversperrungen wie durch ein Wunder vor der Zerstörung bewahrt bleiben, und an diesen Stellen haben die Angreifer die größten Verluste. Die Deutschen bedienen sich zur Verteidigung meist der Maschinengewehre, die auf geheimnisvolle Weise aus Erdhöhlen hervorgebracht und mit großer Tapferkeit bedient werden." (Hierzu die Kunstbeilage.)

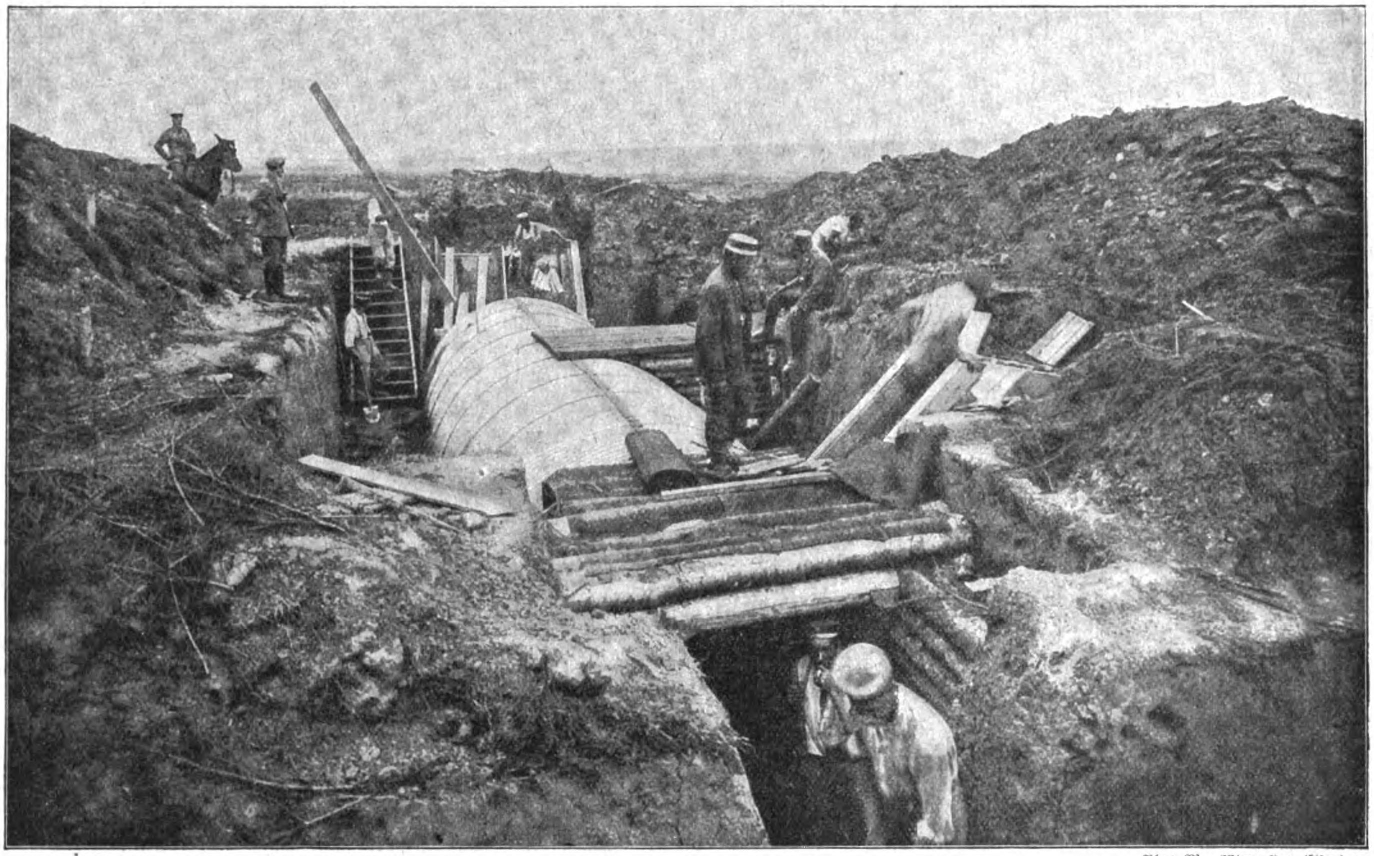
Erbitterte Gefechte zwischen Thiepval und dem Foureauxwalde, bei Guillemont, Ovillers, Pozières kosteten dem Feinde am 11. August wiederum, teilweise im Nahkampf, große Opfer. — Links der Somme, zwischen dieser und Maurepas, führten gleichzeitige französische Angriffe nur nordöstlich von Hem zur Besetzung eines kleinen Waldstücks, während sie sonst völlig scheiterten.

Die heftigen Kämpfe des 11. August waren aber nur das Vorspiel zu einer erneuten allgemeinen Anstrengung des Gegners, der sich in der Nacht zum 13. mit aller Wucht in einem einheitlichen Massenstoß auf die deutschen Stellungen in ihrer ganzen Ausdehnung warf, um endlich die ersehnte größere Entscheidung durch erdrückende Übermacht herbeizuführen. Es war abermals ein Fehlschlag. Auf dem größten Teil der Front zwischen Thiepval und Guillemont wurden die Engländer restlos zusammengeschossen. Nur südwestlich der Straße Thiepval—Pozières gelang es ihnen gegen Morgen nach wiederholten Stürmen, in etwa 700 Meter Breite in den vordersten deutschen Graben einzudringen, den sie jedoch unter der Wirkung eines deutschen Gegenstoßes schon in der folgenden Nacht wieder aufgeben mußten. — Die Franzosen, die, südlich an die Engländer anschließend, in dem Raume bis zur Somme kämpften, gelangten in unermüdlichem Sturmlauf an zahlreichen Punkten bis zu erbitterten Nahkämpfen, die die ganze Nacht hindurch währten und bei Maurepas sowie östlich Hem auch noch am folgenden Tage, dem 13. August, im Gange blieben.

Am 14. August nahmen die Engländer ihre Angriffe aus der Linie Bazentin-le-Petit wieder auf und setzten sie mit großer Hartnäckigkeit bis in die Nacht zum 15. hinein fort; dabei gelang es ihnen, in dem umstrittenen Teil des Grabens südlich der Straße Thiepval—Pozières wieder Fuß zu fassen. Im übrigen brachen ihre vielen, einander in kurzen Zeitabständen folgenden Angriffe vor den deutschen Stellungen blutig zusammen. — Die Franzosen kämpften an diesem Tage zwischen Maurepas und Hem ebenfalls wieder unglücklich.

Nach dem 14. August flauten die Kämpfe zwischen Ancre und Somme zunächst ab. Nur die Artillerieschlacht (siehe Bild Seite 203) dauerte in unverminderter Heftigkeit an und griff auch auf Teile der Nebenabschnitte über. — Die Angriffe der Engländer während der letzten Tage hatten ihre Verluste neuerdings unheimlich anschwellen lassen. Namentlich auch bei den Neutralen machte dies tiefen Eindruck und brachte sie zu der Überzeugung, daß die Durchbrechung der deutschen Front trotz all der riesigen Mittel, die Engländer wie Franzosen aufgewendet hatten, nicht sowohl schwer als unmöglich sei. —

Die Bewunderung des von den Deutschen Geleisteten mußte um so lebhafter sein, als diese ja auch vor **Verdun** (siehe die Bilder Seite 208 und 210) nach wie vor gewaltige Kämpfe zu führen hatten. Hier boten die Franzosen zeitweilig wieder ihre ganze Kraft auf, um sich die Überlegenheit zu verschaffen; immer noch schienen sie zu hoffen, dadurch an der Somme Luft zu bekommen, wie



Großer Betonunterstand im Bau. (Westlicher Kriegschauplatz.)

Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Von der englisch-französischen Offensive im Sommer 1916: Schwere englische Haubitze in Tätigkeit.

Nach einer englischen Darstellung.

sie sich umgekehrt von den dortigen Kämpfen Erleichterung vor Verdun versprachen. In beidem sollten sie sich verrechnen.

Am 1. August hatten die Deutschen westlich und nordwestlich des Werkes Thiaumont beträchtliche Fortschritte gemacht und den Gegner von der Bergnase der Feste Souville sowie aus dem Lauféewäldchen verdrängt, wobei nahezu 1000 Gefangene gemacht wurden. Nun aber rafften sich die Franzosen zu einem der erbittertsten Gegenstöße auf, die sie in diesem Abschnitt jemals unternommen hatten. Ähnlich wie früher um Douaumont spielten sich seit dem 2. August nun auch um Thiaumont und Fleury ununterbrochen umfassende Kämpfe ab. An dem genannten Tage stürmten die Franzosen vom Pfefferrücken bis nördlich des Werkes Laufée im Massenangriff vor. Am Werk Thiaumont wurden sie glatt abgewiesen, während sie am Bergwalde durch ihr Ungestüm einigen Geländegewinn erzielten an einer Stelle, wo sie Tags zuvor hatten zurückgehen müssen. Die Deutschen stellten aber in sofortigem Gegenstoß die Lage wieder her und brachten dem Feinde zudem die schwersten Verluste bei. Im Lauféewäldchen gewann dieser Teile der ihm dort verloren gegangenen Gräben zurück, und auch am Westteil des Pfefferrückens und südwestlich Fleury gelang es ihm, in Teilen der vordersten deutschen Linien festen Fuß zu fassen. Am 3. August konnten die Franzosen hier in fortgesetzten Kämpfen sogar noch weiter vordringen und sich auch südlich des Werkes Thiaumont festsetzen. — In der Frühe des 4. brachten sich die Deutschen in blutigem Ringen aber bald wieder in den vollen Besitz ihrer alten Stellungen.

Aber die Franzosen waren zähe. Unverzüglich schritten sie zur Vorbereitung neuer Angriffe, und schon am Abend des 5. August wurden diese in der Gegend des Werkes Thiaumont mit großer Erbitterung eröffnet. Das Werk wurde in diesen Kämpfen so von Grund auf umgewühlt, daß kein Stein auf dem anderen blieb und der deutsche Bericht in der Folge nur noch von dem „ehemaligen Werk Thiaumont" sprach. Wiederholt meldeten die Franzosen seine Zurückgewinnung, hatten aber niemals die Genugtuung, im deutschen Bericht ihre Meldungen bestätigt zu finden. Denn wenn die Deutschen auch gelegentlich zurückgingen, kamen sie doch immer bald wieder in den Besitz des Werkes oder richtiger seiner Überbleibsel. Gleich am 5. August konnten sie sogar noch im Chapitrewalde Raum gewinnen und mehrere hundert Gefangene machen. Am 7. kamen die hin und her flutenden Kämpfe in diesem Abschnitt wieder zu einem vorläufigen Abschluß: nachdem die Franzosen bis zu diesem Tage zweimal vorübergehend wieder in den Besitz der Feste gelangt waren, brachen jetzt alle ihre Stöße nordwestlich, südwestlich und westlich des Werkes im deutschen Feuer blutig zusammen.

Weiter südlich wurden durch das Geschützfeuer der Deutschen französische Angriffsabsichten im Keime erstickt. Wohl griffen auch am 8. August die Franzosen wieder auf der ganzen Front um Thiaumont und Fleury (siehe Bild Seite 209) an; aber an keiner Stelle war ihnen das Glück auch nur vorübergehend hold.

Die vielmonatige Artillerieschlacht um Verdun, die wütendste des ganzen Krieges, hatte jede Andeutung eines zusammenhängenden Schützengrabens auf beiden Seiten, hauptsächlich bei den Angreifern, verwischt. Diese waren nicht mehr im Besitz regelrechter Stellungen; ihre vorderste Linie mußte vielmehr in Resten ehemaliger Gräben und in Granatlöchern notdürftig Deckung suchen. Unter diesen Umständen war ein öfteres Hin- und Herschwanken der Linien nicht zu verwundern. Immer aber setzten sich die deutschen Kräfte von neuem fest, nirgends ließen sie sich durch noch so massige Vorstöße des Gegners dauernd aus ihrem Besitz verdrängen.

Auch an der ganzen übrigen Westfront vom Meere bis an die Alpen ruhten die Kämpfe nicht einen Tag, und mancher kühne Handstreich brachte den deutschen Truppen örtliche Vorteile und wertvolle Aufklärungen.

* * *

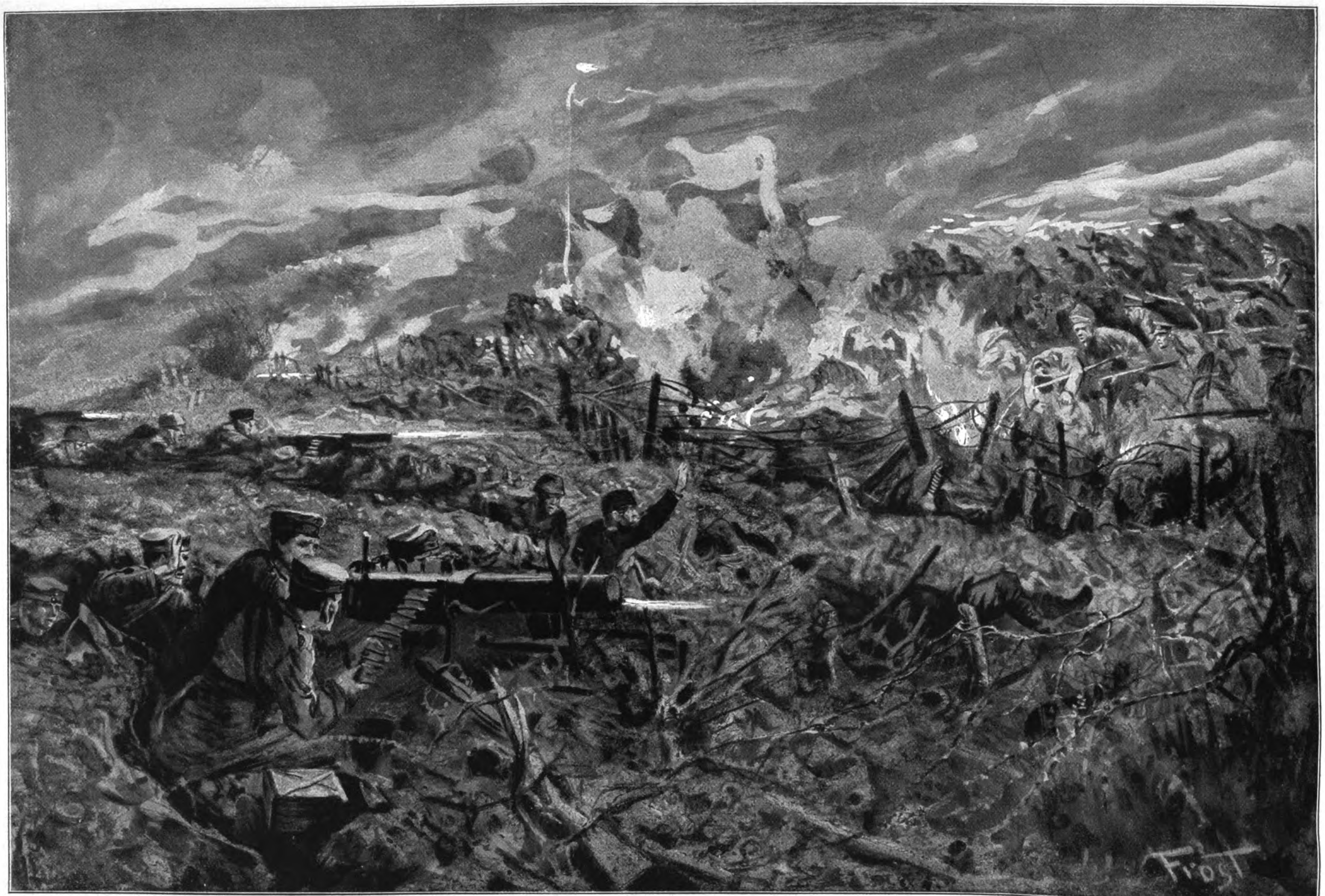
Bei dem Versagen ihres großen Unternehmens an der Somme versuchten die **Engländer** bei den Neutralen durch andere Mittel eine ihnen günstige Stimmung wach zu halten. Dazu mußte ihnen neben anderem der Fall Fryatt dienen. Sie wurden nicht müde, in heftigen Ausfällen gegen die deutsche Regierung den Vorwurf des Justizmordes zu erheben, den sie begangen haben sollte durch die unter strenger Wahrung der völkerrechtlichen Bestimmungen vorgenommene Verurteilung und Erschießung des in deutsche Gefangenschaft geratenen Freibeuters. Die englische Regierung konnte um so weniger erwarten, mit dieser Auffassung durchzudringen, als gerade um diese Zeit die in rechtlichen Formen erfolgte Tötung Sir Roger Casements fast überall in der Welt viel böses Blut gemacht hatte.

Ankunft tonkinesischer Schützen aus Französisch-Indochina in Paris.

Neue farbige Hilfstruppen für den Vierverband sind im Laufe des Sommers 1916 auf französischem Boden angelangt und den begeisterten Parisern anläßlich einer Parade vorgeführt worden. Es handelt sich um Indochinesen, also um Angehörige derjenigen Völkerstämme, die das Gebiet von Französisch-Indochina an der Ostküste der Halbinsel Hinterindien bewohnen. Die neuangekommenen Truppen stammen hauptsächlich aus Anam und aus Tonkin. Tonkin, das nördlich von Anam liegt und im Norden an China angrenzt, steht seit 1883, Anam (ein Scheinkönigreich, dessen junger einheimischer „Herrscher" Duy-Tan vor kurzem eines Aufstandes wegen abgesetzt wurde) seit 1884 unter Frankreichs Schutzherrschaft. Beide Länder wurden im Jahre 1888 zusammen mit Kochinchina und Kambodscha unter dem Namen Französisch-Indochina zu einem gemeinsamen Verwaltungsgebiet vereinigt das später durch Angliederung weiterer Gebiete noch vergrößert wurde. Der Generalgouverneur von Französisch-Indochina hat seinen Sitz in Hanoi, der Hauptstadt der Kolonie Tonkin.

Weil sich die englische Regierung der pflichtmäßigen Sühne für die Tat der Baralongmörder durch Ableugnung und Verdrehung des Tatbestandes dauernd entzog, ordnete die deutsche Regierung nach langem Zögern endlich Anfang August als Gegenmaßregel an, daß fortan bei Zeppelinangriffen jede Rücksichtnahme auf das Leben der englischen Bevölkerung zu unterbleiben habe. Unmittelbar danach bekamen die Engländer durch eine Reihe solcher Angriffe eine Vorstellung davon, was das für sie zu bedeuten hatte. Die Führer der deutschen Luftschiffe waren von der bisherigen strengen Vorschrift, nach Möglichkeit auf die Bevölkerung Rücksicht zu nehmen, nunmehr ausdrücklich entbunden, so daß sie ihre Angriffe noch viel gründlicher als bisher durchführen konnten.

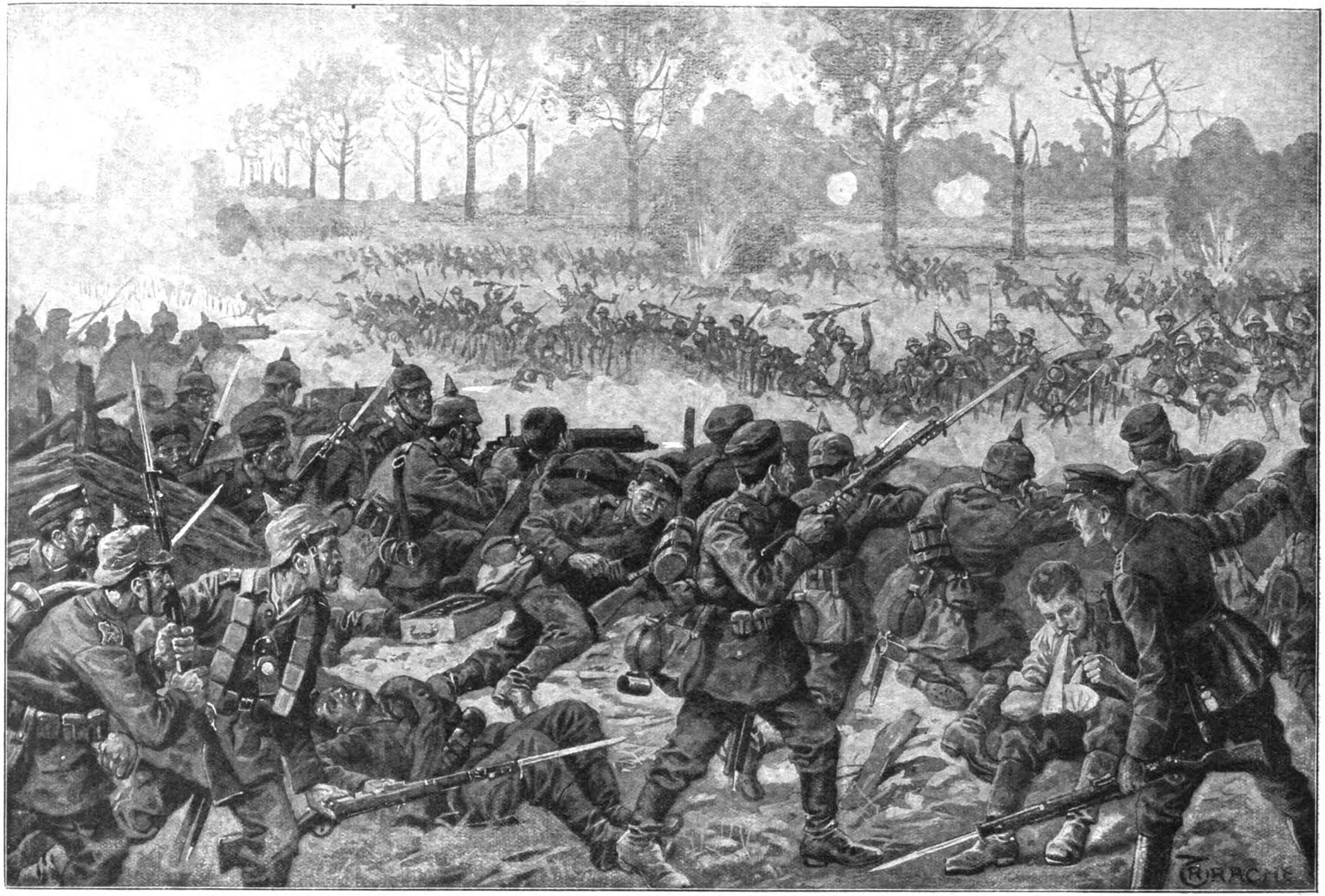
Schon in der Nacht zum 3. August stießen eine größere Zahl Zeppeline gegen die südöstlichen Grafschaften Englands mit London und den Flottenstützpunkt Harwich vor und belegten Bahnanlagen sowie militärisch wichtige Industrie-



In Erdlöchern und Gräben verborgene deutsche Maschinengewehr-Abteilung hält dem nach stundenlanger Artillerievorbereitung durch das Stacheldrahtgewirr hereinbrechenden englischen Anprall erfolgreich stand.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Martin Frost.

UNIV. OF MICH.



Sächsische Reserve schlägt am 10. August 1916 einen englischen Durchbruchsversuch hart nördlich der Somme zurück.

Nach einer Originalzeichnung von R. Trache.

anlagen der Grafschaft Norfolk mit vielen Spreng- und Brandbomben. Zahlreiche Abwehrbatterien und Maschinengewehre entsandten gewaltige Geschoßmengen gegen die grell durch Scheinwerfer beleuchteten gefährlichen Gäste, konnten ihnen aber so wenig anhaben, daß sämtliche Zeppeline wohlbehalten zurückkehrten. In England war man zwar wieder bemüht, jeden Erfolg des Angriffs in Abrede zu stellen, traf aber so umfassende Absperrmaßregeln und verbot den Zeitungen so streng alle Mitteilungen über das Ereignis, daß das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung eintrat.

Die Ostküste Englands hatte in der Nacht zum 9. August einen weiteren schweren Überfall deutscher Luftschiffe zu bestehen. Marinestützpunkte und Industrieanlagen von militärischer Bedeutung auf der ganzen Strecke von Northumberland bis nach Norfolk wurden ausgiebig mit Sprengbomben schwersten Kalibers und Brandbomben beworfen. Der Erfolg war überall vorzüglich und konnte in der hellen Nacht deutlich beobachtet werden. An vielen wichtigen Punkten der 280 Kilometer langen Angriffsfront wurden schwere Brände und Explosionen beobachtet. Der auch jetzt wieder von der englischen Regierung gemachte Ableugnungsversuch wurde deutscherseits durch Bekanntgabe einer langen Liste beschädigter und zerstörter Anlagen entkräftet. —

Am 9. August stieg an der flandrischen Küste ein Geschwader deutscher Seeflugzeuge auf und warf mit gutem Erfolge zahlreiche Bomben auf die dort liegenden englischen Monitoren und leichteren Seestreitkräfte. —

Deutsche U-Boote waren mit großer Wirkung wieder gegen englische Fischdampfer tätig, die ausnahmslos bewaffnet waren und den Aufklärungsdienst auf See zu versehen hatten. Die neue Angriffsart der deutschen U-Boote, zu mehreren gegen Handelschiffe und sonstige Gegner anzugehen, war auch diesmal von glänzendem Erfolge begleitet. Einmal gelang die Zerstörung von über einem Dutzend englischer Fahrzeuge, und am 13. August glückte einem deutschen U-Boot auf der Höhe der holländischen Küste die Versenkung des englischen Torpedobootzerstörers „Lassoo", eines der neuesten Schiffe dieser Art. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Kampf um die Feste Vaux.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

2.

Es ist nicht ohne Reiz, aus den aufgefundenen französischen Papieren sich den Zustand und die Stimmung der eingeschlossenen Besatzung von Vaux zu vergegenwärtigen. Die Besatzung bestand aus zwei Kompanien des Infanterieregiments Nr. 142, einer Maschinengewehrkompanie desselben Regiments, zwei Zügen Pioniere (1 Zug = 80 Mann) sowie den Mannschaften der Minenwerfer und sonstigen Artillerie. Die Feste war im allgemeinen durch ein Bataillon besetzt, hatte aber Raum in den ausgedehnten Felskasematten für ein ganzes Regiment.

Am 26. Mai war die Besatzung in Vaux zum Dienst eingerückt; in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni sollte sie abgelöst werden. Aus begreiflichen Gründen war die Ablösung unterblieben. Vom Morgen des 2. Juni an, da die Deutschen sich der Schulterpunkte und des Kehlgrabens bemächtigt hatten, war die Besatzung abgeschnitten und völlig auf sich selbst gestellt gewesen. Der Wasservorrat war schon damals knapp: er betrug anstatt der vorgeschriebenen 5000 Liter nur etwa 1800 Liter. Trotzdem erhielt jeder Mann am 2. und 3. Juni noch je einen Liter täglich, denn der Kommandant rechnete damals noch mit aller Bestimmtheit auf Entsatz. Erst in den folgenden Tagen verringerte sich das Maß auf 1/2 und 1/4 Liter täglich, und am 6. Juni gar auf nur 1/8, dann war der Vorrat erschöpft. Schokolade und Hartbrot konnten den quälenden Durst nicht stillen. Die Verwundeten und Kranken litten schwer.

Besser als die Erzählungen der zermürbten und entkräfteten Gefangenen erzählt das Tagebuch eines gefallenen französischen Offiziers davon, wie es auf der Gegenseite vor dem deutschen Sturm auf Vaux zuging. Ich lasse es, da ich es nicht im Original zur Hand habe, im Auszug nach der Übersetzung des Kriegsberichterstatters Freiherrn v. Reden hier folgen:

21. Mai. Geschrieben in der Redoute des Forts Vaux, oder besser in der Hölle. Abmarschiert in Belrupt, einem hübschen, von der Soldateska noch nicht beschmutzten Ort, am 19. Mai, sieben Uhr fünfzehn Minuten abends. Marokkaner arbeiten langsam in einem Steinbruch.

Heftige Beschießung: rechts, links, überall — langer Aufenthalt — wie zufällig immer an den gefährdetsten Punkten, dann plötzlicher Aufbruch. Zuerst ein „komfortabler" Verbindungsgraben, dann ein ziemlich kritischer Augenblick. Der Eingang zum Fort Tavannes. Im Laufschritt hinein unter einem Regen von Granaten. Ruhepause im Fort — dann weiter nach Vaux. Graben verschüttet. Höhe und Schlucht unter stärkstem Feuer. Dann geht es durch die Todesschlucht. Hier herrscht wirklich der Tod, der völlige Tod. Kein grünes Fleckchen mehr, alles ist aufgewühlt, vereinzelte Baumstämme starren in die Luft, die Leichen werden immer zahlreicher. Unser Führer hat den Weg verfehlt, wieder halb zurück. Begegnung mit einem Bataillon, das unser Regiment ablösen soll. Zusammenstoß, Drängerei. Wir verlassen den sogenannten Graben (mehr Pfad als Graben), einige Verwundete werden von den Leuten getreten und gestoßen. Endlich finden wir den sagenhaften Graben, den wir besetzen sollen — wo sind die Boches? Man weiß es nicht. Da vorne irgendwo, sagen die Leute. Die Redoute, wo ich bin, besteht aus einem doppelten Gang in U-Form, wir sind zusammengepfercht in zwei Reihen von Lagerstätten. Es herrscht ein furchtbarer Gestank! Ich kann mir endlich eine Vorstellung machen von diesen berüchtigten Kerkern, von denen Tolstoi spricht. Bei Tag unmöglich hinauszugehen, selbst zur nötigsten Verrichtung. Die Beschießung ist anhaltend und planmäßig. Die Boches schießen mit Granaten auf einzelne Läufer, die die Verbindung mit der Befehlstelle des Obersten bei Feste Vaux aufrecht erhalten. Ausgeschlossen, an Telephonverbindung nur zu denken!

Drinnen in der Redoute weiß man nicht, ob es Tag ist oder Nacht.

22. Mai. Sechs Uhr abends. Welches Unwetter... (er wird durch eine Granate leicht verletzt, bleibt bei der Truppe). Fürchterliche Nacht. Unbeschreibliche Schießerei, wir glauben bestimmt an einen Angriff in der Frühe. Wir erwarten ihn kaltblütig — nichts! Verwundete kommen herein: ein Konzert von Klagen und Seufzern. Ein Mann meiner Abteilung stirbt. Die Hitze und der Gestank werden unerträglich, ich kann nichts mehr essen. Den ganzen Tag über wird unser Unterstand beschossen. Welch ein trauriges Leben! Wie wird die Nacht ablaufen?

23. Mai. Nacht „relativ" ruhig, das heißt so relativ, daß unser Verpflegungstrupp nicht durchkommt und hier übernachten muß. Verwundete, notdürftig verbunden, schreien und jammern in der Bettreihe unter mir, einige sterben in aller Stille, ohne Klagelaut.

Wir gehen heute abend für vier Tage ins Fort Vaux, nur 400 Meter von hier, aber ein Spaziergang ist es gerade nicht.

Die Luft, in der wir leben müssen, ist erfüllt von abscheulichem Gestank, Staub und Pulver. Draußen vor der Türe Steinhaufen, alles umgepflügt und mit Leichen besät. Der Eingang ist durch einen Toten versperrt, der in ein Zelttuch eingehüllt ist wie eine Mumie.

26. Mai. Nach unserer Ablösung in der Redoute sind wir nun in Fort Vaux. Ich übergehe schweigend das Durcheinander bei der Ablösung. Die Kompanie, die uns ablösen sollte, war von ihrem Führer irregeleitet worden in das furchtbare „Vallon de la morgue" (Schlucht von Damloup).

Das Fort Vaux ist noch nicht allzustark zerstört. Die Leute hocken zusammengedrängt in den Gängen. Die Aborte verbreiten einen unerträglichen Gestank, dazu ein widerwärtiger Ammoniakgeruch. Ich muß meine Gasmaske aufsetzen, um hinzugehen!

Alarm, heftige Beschießung, die Boches haben anscheinend die Feste Douaumont, die wir zurückerobert hatten, wieder genommen.

Am 25. bei einem Alarm in der Grabenwehr wiederum leicht verwundet. Heute abend geht es zum Tavannestunnel, wovon wir uns manche Aufregung zu versprechen haben . . .

28. Mai. Unsere Ablösung konnte erst am 27. abends stattfinden, da die 3. Kompanie am 26. zu spät gekommen war. Abmarsch . . . eingeebnete Gräben. Der Pfad ist bezeichnet durch die Reihen von Toten. Rümpfe und Glieder von Leichen, mit Schmutz halb zugedeckt. Natürlich begegnen wir wiederum dem Bataillon, das uns ablöst. Stolperei, Stürze und Flüche. Wir müssen aus dem Graben hinaus und querfeldein marschieren. Zum Glück ist die Nacht verhältnismäßig ruhig. Ankunft im Tavannestunnel. Unterbringung unerhört. Ich liege auf einer Munitionskiste, die auf den Schienen steht. Die Leute liegen oder hocken im Schlamm. Eine durchdringende Feuchtigkeit, ein fürchterlicher Gestank. Wie ist es möglich, daß man hier nicht die Cholera oder Pest bekommt?!

30. Mai. Das Gerücht geht um, daß wir demnächst abgelöst werden. Es ist sogar wahrscheinlich, daß wir nicht mehr zur Redoute müssen . . .

1. Juni. Befehle und Gegenbefehle.

Große allgemeine Begeisterung. Das Regiment wird abgelöst, wir müssen nicht zu der berüchtigten Redoute zurück!

Zwei Minuten später heißt es, daß der Befehl nicht die Maschinengewehrkompanie betrifft. Bewegung! Müssen wir in Stellung oder nicht?

Mitten in die allgemeine Erörterung darüber kommt der telephonische Befehl: das Regiment löst am 31. Mai bei Damloup ab. Sprachlosigkeit und allgemeine Bestürzung . . .

* * *

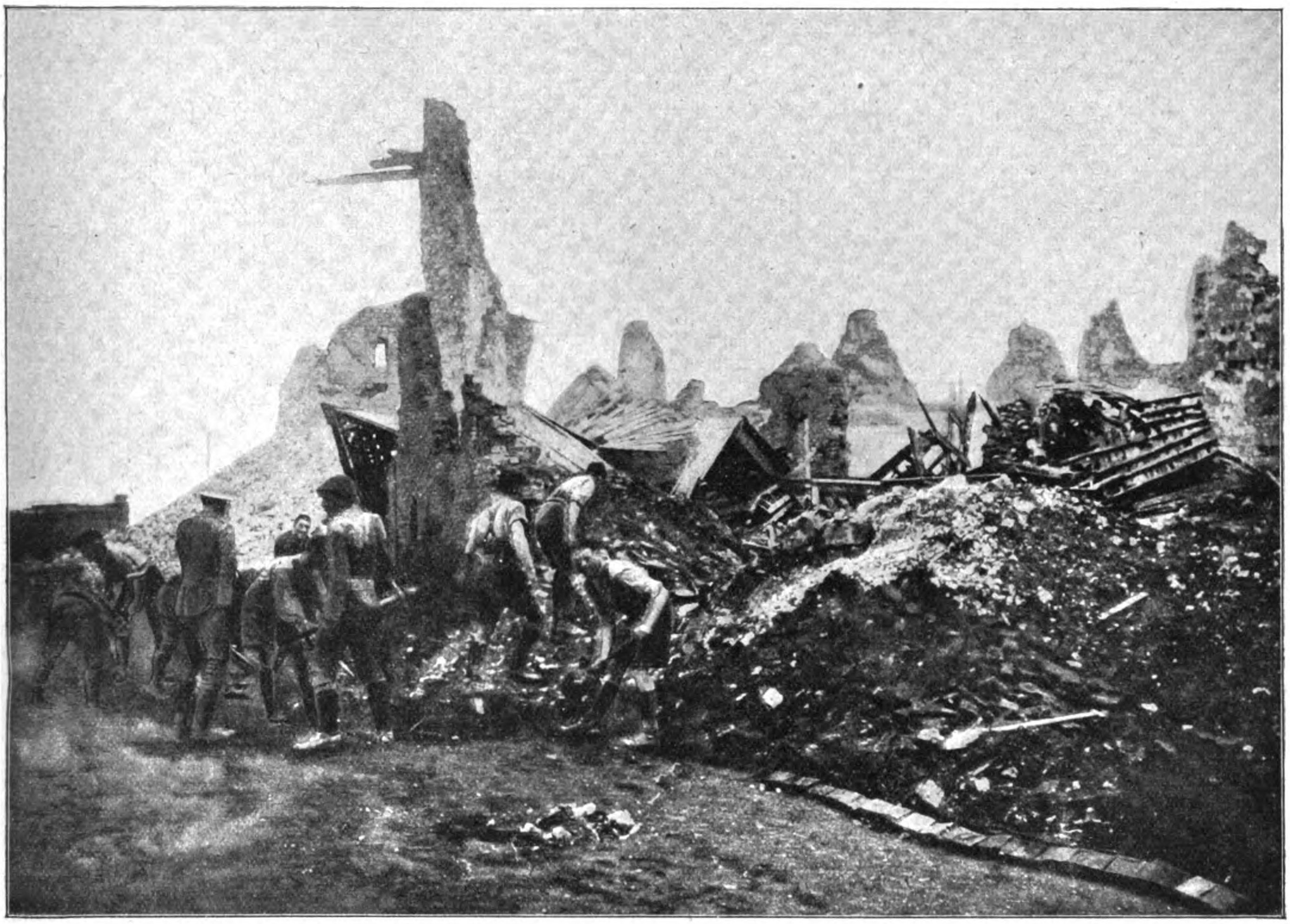
Angesichts dieser Bekenntnisse ist es erstaunlich, daß sich die französischen Truppen bei Vaux trotzdem so standhaft geschlagen haben.

Entwicklung und Ausbau unserer Schützengräben und Unterstände.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

2.

Die großen Schlachten vom September und Oktober 1915 in Flandern, im Artois und in der Champagne haben die bisherigen Erfahrungen bestätigt, aber auch einige neue gezeitigt, die in der Folge die Technik des Baues von Schützengräben zu einem gewissen Abschluß gebracht haben. Ein solcher neuester Bauart muß folgenden Anforderungen entsprechen: Er darf nicht über 1,80 Meter tief sein. Aufräumungsarbeiten bei Verschüttungen und dergleichen werden durch zu tiefen Graben sehr erschwert. Dann hat sich erwiesen, daß die Verwendung von Hürden, Brettern, Faschinen, Rohr und Drahtgeflecht äußerst unpraktisch ist, denn durch ein paar Artillerietreffer wird dieses Material stets in den Graben geworfen und wird diesen sperren. Sandsäcke, wenn auch sehr kostspielig, sind entschieden besser. Das Drahthindernis kann nicht stark und breit genug sein. Spanische Reiter oder Schnelldrahthindernisse müssen genügend in Reserve sein. Jede, auch die geringste Vertiefung vor dem eigenen Graben muß peinlichst vermieden werden. Sie bietet sonst feindlichen Handgranatenwerfern einen guten Schutz. Schulterwehren, die ein vorzügliches Ziel für die feindliche Artillerie bilden, müssen möglichst niedrig, jedenfalls unter einem halben Meter gehalten werden. Die Beobachtungsstände aus Eisenbeton haben sich gut bewährt; es können auf jedem Zugabschnitt zwei bis drei gut eingebaut werden. Die Einzelabschnitte der Dachsbauten dürfen höchstens für eine halbe Gruppe eingerichtet sein; eine zu große Deckenspannweite bietet zu wenig Haltbarkeit gegen feindliches Steilfeuer. Sie dürfen vor allem keine zu große lichte Höhe haben; es genügt, wenn man auf einem niedrigen Hocker aufrecht sitzen kann. Die Sicherheit vor der Bequemlichkeit! Die Ausgänge müssen vor allem einem raschen Hinauskommen Rechnung tragen und



Englische Soldaten bauen eine Straße durch die Trümmer von Contalmaison, das durch Geschützfeuer vollständig verschüttet wurde.

hoch und breit genug sein. Verbindungstollen in die benachbarten Dachsbauten, sowie ein Ausgang nach hinten sind unerläßlich. Schanzzeug, Beile, Beilpicken, Licht und Streichhölzer müssen in jedem Dachsbau stets zur Hand sein, desgleichen etwas Brot und Trinkwasser, vor allem aber für jeden Mann ein handlicher Eichenknüppel mit Faustriemen oder eine Keule — denn diese Kampfwerkzeuge haben sich im Nahkampfe handlicher und erfolgreicher erwiesen als das Bajonett. Die Aufbewahrung der Munition, Handgranaten, Gasschutzmittel im Dachsbau hat sich sehr gut bewährt. Die Führer des Abschnitts müssen über die Entfernungen der feindlichen Sappenköpfe, Gräben und anderer Annäherungswege ganz genau unterrichtet sein, damit Kurzschüsse vermieden werden. Das Einbauen von Munition in die Artilleriedeckungsgräben ist nicht zu empfehlen. Sie wird bei schwerem Feuer doch nur verschüttet. Die Munition wird sich stets, auch in schwerem Feuer, von rückwärts durchführen lassen. Die Verbindung des Fernsprechers müßte als Erdkabel auf dem Boden des Grabens — leicht verdeckt — liegen. Flankierungsgräben sind von größtem Wert, müssen aber so vorsichtig angelegt werden, daß sie nicht die eigenen Gräben mit ihrem Feuer belästigen. Die Verständigung mit der Artillerie durch Lichtsignale hat sich gut bewährt. Unerläßlich ist Ruf- oder Pfiffverbindung des Grabenpostens mit dem zunächst befindlichen Dachsbaueingang. Nachts muß jeder Posten seinen „Merkbereich“ genau kennen, um rechtzeitig alarmieren zu können. Jeder Posten muß hierzu eine „Trillerpfeife“ besitzen. Mindestens zwei bis drei betonierte Beobachtungstände für jeden Zugabschnitt sind erwünscht. Sie dürfen aber nicht durch einen gedeckten Graben mit dem Hauptgraben verbunden sein, da dieser leicht verschüttet werden kann und der Zugführer dann in die Gefahr kommen würde, von dem Hauptgraben getrennt zu werden. Die Taschenmunition findet am besten in den Brotbeuteln Platz. Sie hindern am wenigsten beim Verlassen der Dachsbaue.

Militär-Lastkraftwagen.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 211.)

Nur der Flugzeugbau dürfte im Kriege einen Aufschwung genommen haben, der denjenigen der Industrie der Militärlastkraftwagen seit Kriegsbeginn noch übertrifft. Obwohl man in Deutschland schon während des Friedens den unersetzlichen Wert der Lastkraftwagen für den Heeresdienst weitschauend erkannt und dementsprechend gehandelt hatte, erwiesen sich bald gewaltige Nachlieferungen als dringend nötig. Es mag gleich vorweggenommen werden, daß sich die deutsche Industrie — ganz im Gegensatz zu England und Frankreich — den neuen Anforderungen in kürzester Zeit angepaßt und auch an Neukonstruktionen Vorzügliches hervorgebracht hat.

Die Kriegsvorbereitungen Deutschlands auf diesem Gebiete erstreckten sich auf eine Ordnung des gesamten friedensmäßigen Kraftfahrwesens, durch die dem mobilisierten Heere rasch und sicher die Bestände an brauchbaren Fahrzeugen in ganz Deutschland zugeführt werden konnten. Selbst die Gegner haben in technischen Zeitschriften diese rasche Kriegsbereitschaft mehrfach rückhaltlos anerkannt. Seit dem Jahre 1908 bestand ferner das „Subventionssystem“ für Lastkraftwagen, durch das bei den einzelnen Abarten der Lastkraftwagen besondere Einheitstypen bevorzugt und daher in überwiegender Mehrzahl gebaut wurden. Bei den Feinden hingegen wurde jeder Lastkraftwagen, einerlei was für eine Bauart er zeigte, subventioniert, so daß hundert zusammengestellte Lastkraftwagen fast eine Ausstellung zu nennen waren, da man mindestens achtzig verschiedene Muster unter ihnen fand. Kein Wunder, daß die Ausfälle bei der Verschiedenartigkeit der Fahrzeuge und den lässig betriebenen Vorbereitungen unserer Feinde von Kriegsanfang an unverhältnismäßig hoch waren.

Sogar die französische Kraftwagenindustrie, in deren

Aus Azannes, nördlich von Douaumont bei Verdun: Deutsche Soldaten mit den neuen Stahlhelmen beziehen ihre Stellungen.
Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers Albert Reich-München.

Abwehr eines Angriffs starker, zum Teil neu herangeführter französischer Truppen gegen die deutschen Stellungen zwischen Maurepas und der Somme durch Artilleriesperrfeuer und vorgehende deutsche Infanterie am 9. August.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann

Schlepptau Deutschland zu Beginn des Abschnitts lief, zeigte sich den Kriegsanforderungen nicht gewachsen. Sie mußte eine große Menge von Einheitsfahrzeugen mit zwei bis drei Tonnen Nutzlast in Amerika herstellen lassen. Es wurden sogar amerikanische Ingenieure nach Frankreich gesandt, um die Lastkraftwagen, die auf der Seereise größtenteils übel zugerichtet worden waren, an Land wieder instand zu setzen und die französischen Bedienungsmannschaften einzulernen. 12 Millionen Dollar sollen auf diese Weise allein aus den Mitteln des Kraftfahrwesens nach Amerika gewandert sein. Allerdings war auch England, dem die Unterbrechung in der Lieferung deutscher Präzisionsarbeit sehr nachteilig wurde, stark an dieser Summe beteiligt. England war nämlich bis dahin einer der stärksten Abnehmer deutscher Kraftwagen.

An Neukonstruktionen zeigt unsere Abbildung auf Seite 211 oben den Mannesmann-Mulag-Panzerwagen, dessen größter Vorzug in seinen widerstandsfähigen Panzerplatten liegt, die außer dem Innenraum des Wagens auch den Führersitz einhüllen. Die Schießscharten an den Längs- und Schmalseiten sind aufklappbar und für Geschütze leichteren Kalibers oder Maschinengewehre vorgesehen. Das Einsteigen erfolgt von der Rückseite durch eine Panzertüre, neben der sich rechts und links Sehschlitze befinden. Für den Fahrer ist eine besondere Panzertüre hinter dem Motorenkasten angebracht. Die Abbildung auf Seite 211 unten zeigt einen modernen Kraftwagenzug, der zu verschiedenartigen Zwecken je nach Bedürfnis zusammengestellt werden kann. Die Anhängewagen, die gegenüber den zu Anfang des Krieges gebräuchlichen beigetriebenen Anhängefuhrwerken einen großen Fortschritt darstellen, sind leicht, aber fest gebaut und besitzen besondere Anhänge- und Balanciervorrichtungen.

Sogar eine der gelesensten französischen Tageszeitungen gibt unumwunden derartige Vorteile dieser beiden Konstruktionen zu und wirft damit ein grelles Licht auf die technische Unfähigkeit unserer Feinde, im Kraftfahrwesen mit den Deutschen zu wetteifern. Der Ausschnitt aus dem „Temps" heißt: „Jetzt, wo man weiß, welchen Gebrauch die Deutschen von dem mechanischen Zug machen und man ihre Panzerkraftwagen schätzen gelernt hat, wird man gewahr, daß es besser gewesen wäre, im voraus unseren Kraftwagendienst neu zu ordnen."

Als sich vor einiger Zeit in Birmingham die Ingenieure der Kraftwagenindustrie versammelten, wurde viel über die Unfähigkeit der englischen Stahlwerke geklagt. Noch wichtiger ist das Anzeichen einer gewissen Niedergeschlagenheit, die aus der Erklärung zu sprechen scheint: „Wir stehen, was unsere Organisation und unsere technische Erziehung und Erfahrung anbelangt, hinter Deutschland zurück! Eine Besserung dieser Verhältnisse dürfte weder leicht noch schnell zu verwirklichen sein."

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Hauptmann Kalau vom Hofe, Führer des I. Bataillons des Grenadierregiments Nr. 12, wurde für die heldenmütige Verteidigung der Feste Douaumont im Mai 1916 durch Verleihung des Ordens Pour le Mérite ausgezeichnet.

Die Russenschlacht in Nordostgalizien.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

(Hierzu das Bild Seite 212.)

Standort, 4. August 1916.

Der mit gewaltiger Wucht unter Einsatz erdrückender Massen durchgeführten russischen Offensive war es gelungen, nach erbitterten Kämpfen im Raume von Luck durchzubrechen und eine Verschiebung der Fronten nach Westen zu erzielen. Den hier vordringenden russischen Heeresteilen warf sich die Heeresgruppe Linsingen in kraftvollem Gegenstoß in den Weg, und den mit äußerster Hingebung kämpfenden Truppen gelang es wirklich, die riesige russische „Dampfwalze" aufzuhalten und sogar ein Stück zurückzurollen. Immerhin blieb ein kleiner Geländegewinn zugunsten der Russen. Sie benutzten die so geschaffene Lage, um durch Angriff von Nordosten und Osten her ihren Lieblingstraum, die Wiedereroberung Lembergs, zu versuchen.

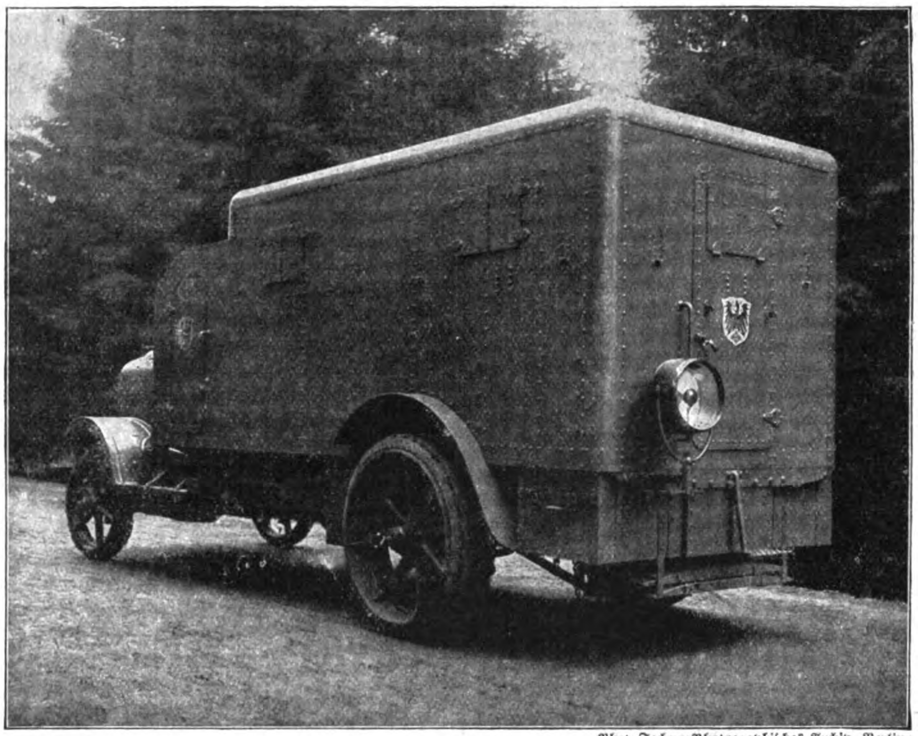
Um Lemberg vereint stand die Armee Böhm-Ermolli. In monatelanger rastloser Arbeit hatte dieser Heeresteil es verstanden, während der Zeit des Stellungskrieges seine Front derartig auszubauen, daß sie eine selbst für die neuzeitliche Kampfesweise ungewöhnliche Stärke erreicht hatte. Verschiedene kleinere Vorstöße gegen den ostgalizischen Kampfabschnitt hatten die russische Heeresleitung darüber aufgeklärt, und so beschloß Sacharow, nur solche Punkte scharf anzupacken, wo die neue Lage eine Verschiebung der österreichisch-ungarischen Linie notwendig machte, im übrigen aber den Schwerpunkt seines Angriffes auf die Flügel zu legen, um so die ihm frontal uneinnehmbar erscheinende Stellung durch Umfassung gewissermaßen aus den Angeln zu heben und auf diese Weise unhaltbar zu machen.

Die erste Gelegenheit zum Vorgehen ersah der russische Feldherr bei Nowo-Poczajew. Als die Armee Böhm-Ermolli, der veränderten Lage im Raume der nordwärts anschließenden Truppen sich anpassend, ihren linken Flügel zurückbog und demgemäß auch ihre Stellungen bei Nowo-Poczajew freiwillig räumte, brach dort plötzlich eine russische Gardedivision zum Angriff vor, während weiter nördlich kaukasische Regimenter nachstießen. Der Angriff der Garde fiel vor allem bei Dubyn auf die zwei Regimenter 44 und 69 und wurde von diesen derartig abgewiesen, daß nach Aussage von Gefangenen eine Gardekompanie auf 17 Mann zusammenschmolz. Da auch die weiter nördlich vorgehenden kaukasischen Regimenter einen Erfolg nicht zu erzielen vermochten, so versuchte Sacharow es noch an einer anderen Stelle und richtete seinen nächsten Stoß auf die Worebijowkahöhe, eine wichtige Erhebung südöstlich Zalosce, um sich dort keilartig zwischen die Armeen Böhm-Ermolli und Bothmer einzuschieben.

Der Angriff glückte. — Nach überwältigendem Trommelfeuer traten die sibirischen Schützen zum Sturm an, und es gelang ihnen wirklich, wenn auch unter schweren Verlusten, die Worebijowkahöhe in ihren Besitz zu bekommen. Als sie dann aber über diese hinaus im Raume von Cebrow ihren Geländegewinn ausdehnen wollten, wurden sie kräftig zurückgeworfen. Vergebens versuchten sie ihrer Infanterie durch den Einsatz belgischer Panzerautomobile (vgl. Seite 134), die mit 8-cm-Schnellfeuergeschützen ausgerüstet waren, die Bahn zum Siege freizufegen. Sobald aber die schweren Panzerwagen vorfuhren, wurden sie von der Artillerie der Angegriffenen unter so wirkungsvolles Feuer genommen, daß einige zerschossen liegen blieben, während die anderen sich nur durch schleunigstes Zurückgehen vor der Vernichtung bewahren konnten.

Die Heeresleitungen Bothmer und Böhm-Ermolli hatten aber auch keineswegs die Absicht, die Russen dauernd im Besitze der Worebijowka, dieser das umliegende Gelände so bedeutend überragenden Höhe, zu lassen. In aller Stille zog man eine Artilleriegruppe von über hundert Geschützen zusammen und setzte zu ihrer Unterstützung die Batterien des Nachbarkorps seitlich an. Dann prasselte ein derartiger

Platzregen von Eisen und Blei auf die Worebijowkahöhe nieder, daß den Russen in den Gräben Hören und Sehen verging. Im Schutze dieser mächtigen Feuerwirkung stießen dann das österreichisch-ungarische Infanterieregiment Nr. 6 aus Ujvidek, Deutsche, Ungarn und Slawen sowie die deutschen 5. Hirschberger Jäger zum Sturm auf die Worebijowka vor und nisteten sich 30 bis 40 Schritt vor der feindlichen Stellung ein.



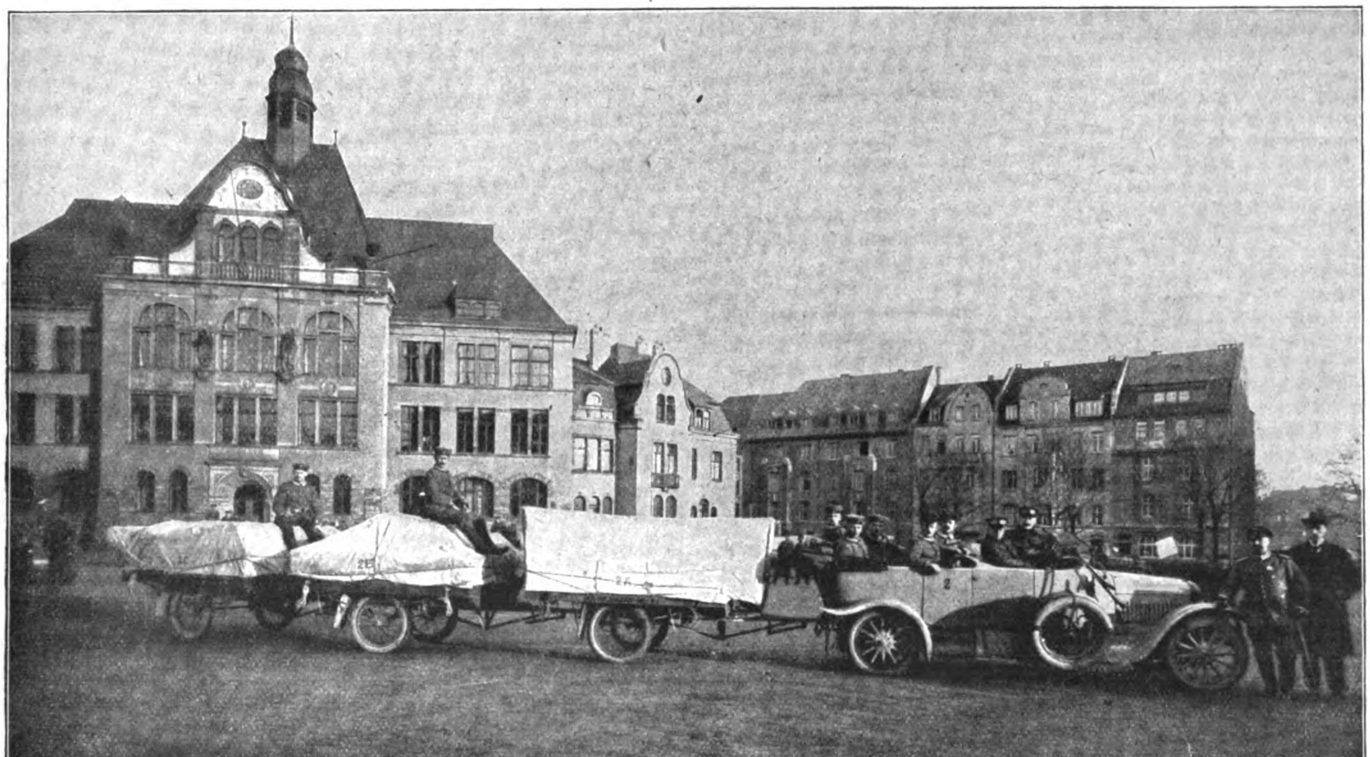
Phot. Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

Mannesmann-Mulag-Panzerwagen.

Nach nochmaligem Trommelfeuer wurde eine gegen den russischen Flügel rasch vorgetriebene Mine mit ausgezeichneter Wirkung gesprengt und dann unter Deckung durch scharfes Sperrfeuer der entscheidende Anlauf vorgetragen, der nach kurzem Handgemenge die Worebijowkahöhe wieder in den Besitz der Stürmenden brachte. Die Beute war groß. 1200 Sibirier wurden unverwundet gefangen, 20 Maschinengewehre, eine Anzahl Infanteriegeschütze, Minenwerfer, Lufttorpedos, viel Munition und große Mengen von Lebensmitteln erobert. In fliegender Hast wurde nun die Stellung mit Hilfe der schon während des Sturmes mit vorgenommenen Sandsäcke umgelegt und derartig ausgebaut, daß ein noch in derselben Nacht unternommener Wiedereroberungsversuch der Russen restlos abgewiesen werden konnte.

Nach diesem neuen Mißerfolge wandte sich die russische Heeresleitung dem nördlichen Abschnitt zu, wo das Vordringen russischer Kräfte im Raume von Beresteczko die Möglichkeit eines Angriffes von Norden über Lesznìow auf Brody unter Mitwirkung gleichzeitig von Osten über Radziwillow vorgehender russischer Heeresteile bot.

Ein schweres Ringen begann. Mit fürchterlicher Wucht drückte die russische, aus mehreren Korps bestehende Angriffsmasse auf den im Raume nördlich Brody fechtenden Gegner. Tag und Nacht dauerte das Trommelfeuer fort, die Hindernisse wurden weggefegt und unter dem Einschlag der schweren Granaten verwandelten sich die Grabenlinien in ein Trümmerfeld. Aber inmitten dieser Hölle hielten die Regimenter, darunter Wiener und galizische Landstürmer, mit geradezu übermenschlicher Kraft in ihren zerschossenen Stellungen aus, und als die Russen in Masse, darunter Formationen in Kolonne nach der Art der Sturmscharen Napoleons I., zum Infanterieangriff übergingen, empfing sie ein so heftiges Feuer, daß sie reihenweise zusammenbrachen. Ihre Verluste wuchsen von Minute zu Minute, um so mehr als die österreichisch-ungarischen Batterien, ohne sich um das Feuer der russischen Artillerie zu kümmern, die russischen Angriffstruppen mit einem Hagel von Geschossen zusammenschossen. Selbst die Riesenmörser setzten in diesem gefährlichen Augenblick mit höchster Feuergeschwindigkeit ein, und ihre mächtigen Geschosse ließen ganze Kompanien vom Erdboden verschwinden. Der An-



Phot. Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

Kraftwagenzug der Pioniere.

griff stockte. Wo es aber den Russen gelungen war, durch die zerschossenen Hindernisse bis in die Gräben hinein vorzudringen, da wurden sie sofort wieder hinausgeworfen. Bei einem glücklich durchgeführten Gegenstoß verloren sie sogar 1000 Gefangene.

Der erste große Ansturm der Russen war abgeschlagen. Aber sie kamen wieder. Nach nochmaligem fürchterlichen Trommelfeuer stürzten frische russische Reserven, zahlreich wie die Heuschrecken, auf die zerwühlten Gräben los. Wiederum arbeiteten die Maschinengewehre wie rasend, gaben Infanterie und Artillerie ihr Bestes, aber immer neue Sturmwellen fluteten über die Leichenhügel, die sich auf dem Schlachtfeld häuften, und endlich kam es so, wie es angesichts der erdrückenden, keine Opfer scheuenden Übermacht des Gegners nicht anders kommen konnte: die Russen brachen bei Klotow, nördlich Brody, ein.

Doch auch hier hing der Ausgang der Schlacht an einem Haar. Mit unvergleichlicher Tapferkeit warf sich eine kleine Stoßgruppe den durchbrechenden Russen entgegen, überrannte den zahlenmäßig weit überlegenen Gegner und tot oder verwundet auf der blutgetränkten Walstatt, und wie stellte sich angesichts dieser riesigen Verluste der erzielte Erfolg bei nüchterner Betrachtung dar?

Der taktische Gewinn war der Besitz Brodys, eines ostgalizischen Grenzstädtchens mit einigen Quadratkilometern umliegenden Bodens, das erstrebte Hauptergebnis, der Besitz der Straße nach Lemberg, ein erhebliches Vordringen in der Richtung der Hauptstadt Galiziens, war von der russischen Heeresleitung trotz Anspannung aller Kräfte nicht erzielt worden. Ungebrochenen Mutes, durch Einsatz frischer Reserven verstärkt, schob sich die Armee Böhm-Ermolli weiterhin wie ein stählerner Schild vor dieses so heißersehnte Ziel Sacharows.

Überfall auf ein italienisches Lager in Tripolis.

(Hierzu die Bilder Seite 213.)

Unter den verschiedenen Gründen, aus denen Italien der Türkei den Krieg erklären zu müssen behauptete, befand

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Österreichisch-ungarische Tragtierkolonne auf dem Marsch in Nordostgalizien.

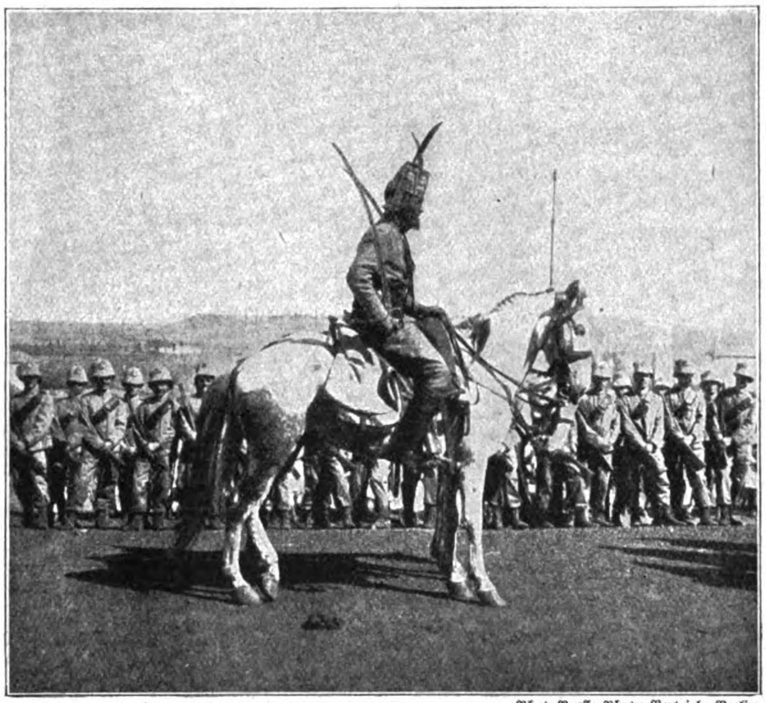
warf ihn zurück. Dadurch wäre der Durchbruch örtlich beschränkt und die in die österreichisch-ungarische Kampflinie geschlagene Lücke wieder geschlossen worden, wenn es nicht in diesem entscheidenden Augenblick den Russen gelungen wäre, auch nördlich der Bahn die gegnerischen Stellungen einzudrücken, so daß sie der Stoßgruppe in Flanke und Rücken kamen.

Unter diesen Umständen mußte naturgemäß jede weitere Ausnützung des so glänzend durchgeführten Gegenangriffes unterbleiben. Hoch erhobenen Hauptes gingen die Bataillone, die den Anlauf unternommen hatten, zurück, jedes Nachstoßen des von drei Seiten andrängenden Gegners scharf abweisend.

Mit ihnen mußten auch die anschließenden Frontteile zurückgenommen werden, und Brody fiel in die Hände der Russen.

Doch sie hatten diesen Erfolg teuer erkaufen müssen. Tausende und aber Tausende ihrer besten Soldaten lagen sich auch der, daß entgegen dem Vertrag von Lausanne türkische Offiziere fortgesetzt die Bewohner Tripolitaniens gegen die italienischen Besatzungstruppen aufwiegelten. Wer indessen an der Empörung der Eingeborenen wirklich die Schuld trug, das erhellt am besten aus einer Schilderung des „Giornale d'Italia", eines der schlimmsten Kriegshetzblätter, anläßlich eines Ministerrates zu Anfang August 1915, in dem außer über die Kriegslage im Norden, über Verwundetenpflege und Getreidenot auch über die Beziehungen zur Türkei verhandelt wurde. Das genannte Blatt berichtete, daß schon im November 1914 anläßlich einer Strafexpedition ein Offizier zur Sühne für ein paar gestohlene Kamele dem betreffenden Stamm fünfzig Frauen wegnehmen ließ, die ärgste Schmach, die man einem freien Araber antun kann. Andere Fehler kamen dazu, und schließlich stand die ganze Bevölkerung des Syrtengebietes im Aufruhr. Nun beschloß Oberst Miani, der seinerzeit den Vorstoß gegen das Fezzan, also das weite Gebiet zwischen dem eigentlichen

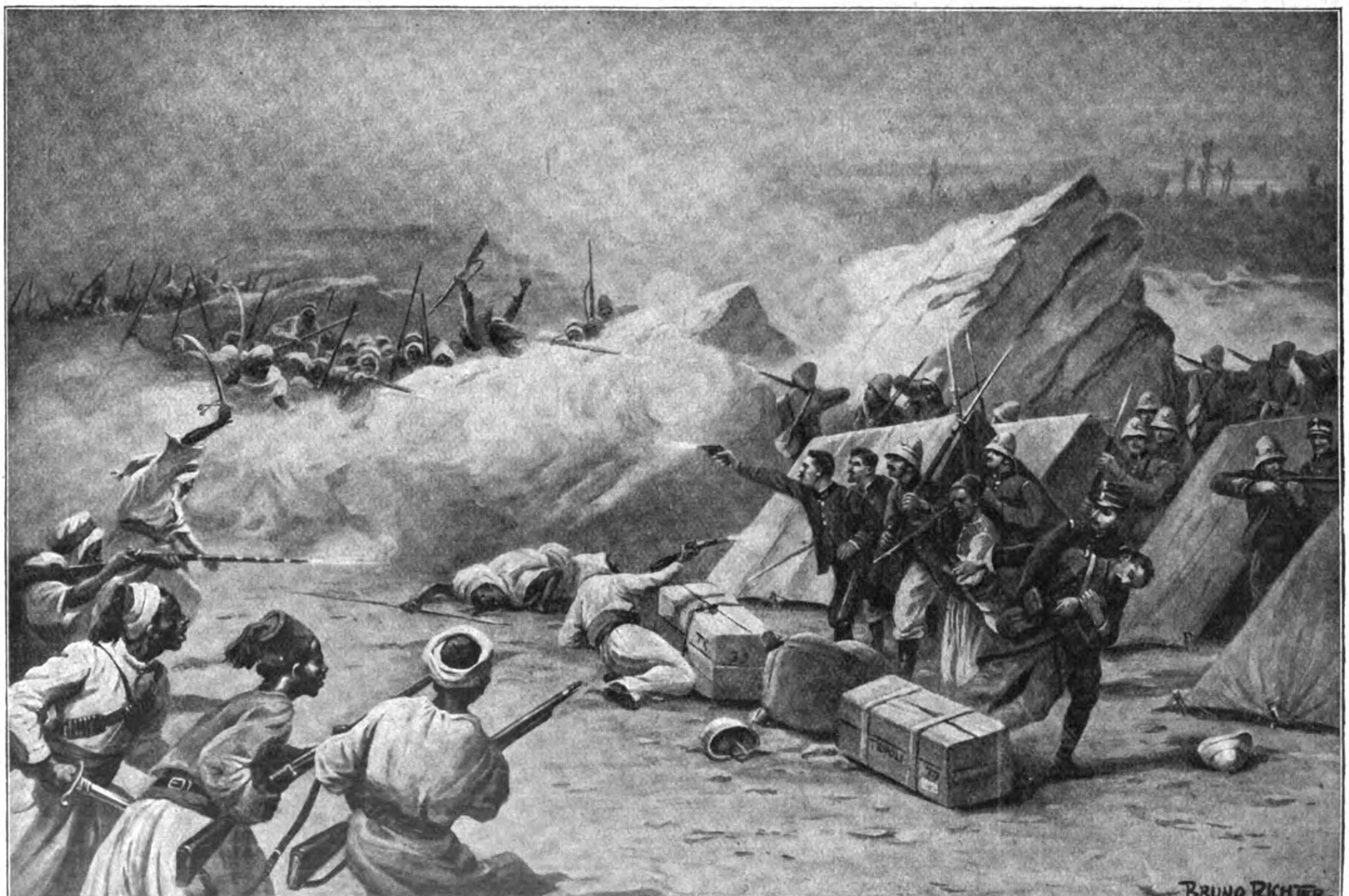
Tripolitanien und den Wohnsitzen der Tibbu, einleitete, zu einem Hauptschlag auszuholen. Aber trotz seiner zwanzigjährigen Erfahrung im Kolonialdienst ließ auch er sich zu einer großen Unvorsichtigkeit verleiten. Statt die Stämme in seinem Rücken durch freundliche Behandlung und Geschenke sich zu verpflichten, zwang er entgegen den Verträgen etwa 3000 ihrer Männer zur Kriegsgefolgschaft. Seine eigenen Truppen, zum großen Teil Askari aus Erythräa, zählten ebensoviel, hätten also gegen die kaum 1200 Mann starken syrtischen Empörer vollkommen ausgereicht. Beim Kasr Bu Hadj kam es zum Kampfe. Diese Gelegenheit benutzten die gepreßten Eingeborenen zum Abfall; sie schlugen die zum Schutz des Lagers zurückgelassenen Posten nieder und plünderten die Vorrats- und Munitionswagen. Darauf fielen die über den Verrat empörten Askari über den Stamm Tarhuna her und metzelten über hundert Eingeborene nieder, ohne viel zu fragen, ob diese an dem Streich mitschuldig waren oder nicht. Drei Tage später verurteilte ein Kriegsgericht mehrere Häuptlinge zum Tode. Nun stand das ganze Land wie ein Mann auf und griff zunächst die Besatzungen der beiden Forts Tarhuna und Beni Ulid mit allem Nachdruck an. Eine von Homs ausrückende Entsatztruppe wollte die Aufständischen in eine Falle locken, indem sie einen Scheinangriff gegen Aziziah ins Werk setzte. Aber die seit vierzig Tagen von jeder Verbindung abgeschnittene Besatzung von Tarhuna verstand die Sache ebenfalls falsch; sie verließ ihre guten Verschanzungen, um mit den Befreiern zusammenzustoßen, die sie schon viel näher glaubte, wurde jedoch unterwegs von den Arabern umzingelt und fast völlig aufgerieben. Ebenso mißlang der Versuch, das Fort Beni Ulid zu entsetzen, das schließlich gleichfalls fiel.



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Zu den Kämpfen in Nordafrika: Berittener Askari in der italienischen Kolonie Erythräa.

Nun blieb dem Oberbefehlshaber, General Tassoni, nichts übrig, als die Räumung des gesamten Hochgebietes zwischen Tripolis und dem Fezzan zu befehlen. Aus dem Dschebel Garian kamen die Italiener noch ziemlich glatt davon, aus dem Dschebel Nefusa weniger gut. Die Besatzung von Nalut wurde auf dem Rückzug von den Aufständischen empfindlich belästigt, andere mußten gar nach verlustreichen Kämpfen auf tunesisches Gebiet übertreten, wo sie — alle Brunnen waren verschüttet — halb verschmachtet anlangten. So wehte denn bald die italienische Flagge nur noch über einigen befestigten, durch die Schiffsgeschütze



Überfall auf ein italienisches Lager in Tripolis.
Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

gesicherten Küstenplätzen, und der schöne Traum von einem großen nordafrikanischen Kolonialreich war entschwunden.

Arbeit hinter der Front.

(Hierzu die Bilder Seite 214 bis 216.)

Wenn man dereinst einmal eine Geschichte des Weltkrieges und der deutschen Leistungen schreiben wird, dann wird eines der gewaltigsten und inhaltreichsten Kapitel das sein, das über die Verwaltung der von uns besetzten Gebiete im Osten handelt. Wir haben ja auch im Westen große Länder in Besitz genommen. Aber das war trotz allen Widerstandes der Bewohner doch erheblich leichter, weil es eine mit uns doch einigermaßen auf gleicher Bildungsstufe stehende Bevölkerung in die alten eingefahrenen, durch den Krieg nur gestörten Geleise zurückzuleiten galt. Wir „Barbaren" hatten uns auch da wohl gar oft zu wundern, wie die Leute, die uns die Kultur bringen wollten, in ihrem persönlichen Leben und in ihren Wirtschaftsformen in Wirklichkeit aussahen. Gar mancher einfache deutsche Soldat erkannte erst durch solche Vergleichsmöglichkeit den wahren inneren Wert deutschen Wesens und deutscher Verwaltung.

Was fanden wir aber erst im Osten in den russischen Gebieten. Trotzdem brachte die deutsche Verwaltung die ersten Grundlagen der Freiheit: die vollkommene Rechtlichkeit und Gesetzmäßigkeit.

Spätere Statistiken werden erzählen, was an Straßen und Brücken, Häusern und Gebäuden gebaut und wiederhergestellt wurde. Und die Menschen werden ihren Enkeln und Urenkeln überliefern, wie sorgsam sie behandelt worden sind. Da flutete das russische Riesenheer zurück, und die „Dampfwalze" erdrückte mit aller Wucht das eigene Land. Kosaken sengten und brandschatzten. Alles Lebendige, Vieh wie Menschen, riß man mit zurück, mochte es gehen, wie es wollte. Dann wurde die deutsche Verfolgung zu schnell, als daß man den langsamen Troß der Eingeborenen noch hätte mitschleppen können. Jetzt öffnete sich der Eisenring und ließ Tausende und aber Tausende Armer und Ärmster in ihrem Elend zurück. So irrten sie zu ihren verbrannten Dörfern, ihren verwüsteten Feldern. Nun half ihnen die deutsche Etappe und die deutsche Verwaltung. Brachte sie zunächst in Lager, gab ihnen das Nötigste an Kleidung und Unterhalt, verteilte sie langsam in verlassene, aber bewohnbare Dörfer, siedelte sie an, gab ihnen Arbeit und Brot. Der deutsche Hygieniker kam, befreite sie vom wuchernden Ungeziefer, gab ihnen durch Impfungen Schutz vor Ansteckungs- und Seuchengefahr. Kaum waren die ersten untergebracht, da erschienen neue Schwärme von der Front, neues Elend flutete heran, heischte Hilfe und Linderung. Unermüdliche Arbeit nahm sich ihrer an. Deutsche Tüchtigkeit und Aufopferung lenkte diese Völkerwanderung in geordnete Bahnen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Organisation in Polen.

Vor einer deutschen Kommandantur warten Arbeitsuchende auf Zuweisung von Arbeit.

Als dann die Frontlinie zum Stellungskampf erstarrte, erforderte der militärische Zwang wieder die Räumung der Kampfzone. Abermals galt es einen neuen Strom Heimatloser in neue Unterkünfte zerrieseln zu lassen. Es war, als ob die deutsche Verwaltung eine Riesenreinigungs- und Kläranlage sei, durch die die schmutzigen Wasser der verelendeten Bevölkerung durchliefen, bis zum Schlusse kleine helle Bächlein die Fluren netzten. Das alles ging nicht ohne Reibungen. Aber es ging. Und heute können wir sagen: Es hungert niemand in den besetzten Gebieten des Ostens. Es ist manches knapp, denn auch die von uns verwalteten Bewohner sitzen mit uns in der großen belagerten Festung. Aber sie können alle leben, ja, sie fangen an, durch guten Verkauf zu verdienen, sie genießen durch uns die Anfänge der Kultur. Und wenn wir auch mit der Dankbarkeit der Völker keine allzu guten Erfahrungen gemacht haben: hier ist ein Riesenwerk unter schwierigsten Verhältnissen geleistet worden, das vor der Prüfung der Geschichte trotz aller feindlichen Verleumdungen standhalten wird.

Grenzprovinzen vor! Man betrat den feindlichen Boden und kam aus einem Garten in eine öde Steppe. Da waren Polen, Letten, Litauer, Juden — künstlich niedergehaltene, vorsätzlich der Verwahrlosung anheimgegebene Völker, die man an aller wirksamen Selbsthilfe dadurch hinderte, daß man sie in dauernder Feindschaft untereinander hielt. Von unseren Schulen, unserer Landwirtschaft, unserer Volksgesundheitspflege und solchen uns einfach selbstverständlich erscheinenden Dingen gar nicht zu reden — hier fehlten die einfachsten Grundlagen der Selbstverwaltung und nur zu oft der Selbsterhaltung. Unsere Soldaten kamen zum erstenmal in Länder mit Massenelend.

Da folgte dem eisernen Besen des deutschen Heeres der lockernde Pflug der deutschen Verwaltung, und nun wurde gesät; nicht nur im rein landwirtschaftlichen, auch im geistigen Sinne.

Alle Verwaltung besetzter Gebiete dient drei Zwecken: dem des an der Front stehenden Heeres, dem der Heimat und schließlich erst dem der verwalteten Bevölkerung. Diese Reihenfolge bestimmt der Krieg. Daß die drei Zwecke zu einer Einheit verschmelzen, ist die Kunst der Verwaltung. Wir dürfen mit Stolz sagen: unsere Verwaltung hat diese Kunst betätigt. Sie hat den besetzten Gebieten nicht nur ihr altes kümmerliches und jämmerliches Leben wiedergegeben, sondern hat die Keime zu neuer Entwicklung gelegt. Rücksichten militärischer Natur verlangen eine strenge Hand und stramme Ordnung in besetzten

Kriegsnotgeld.

Von Stefan Wangart.

Infolge des plötzlichen, starken Rückzuges von Hartgeld aus dem öffentlichen Verkehr und des dadurch entstandenen Mangels an kleinem Münzgeld nahm gleich zu Beginn des Krieges die Ausgabe von papierenem Kriegsnotgeld in der Mehrzahl der kriegführenden wie auch in einigen neutralen Staaten eine große Ausdehnung an.

Dieses Kriegsgeld hat nicht nur bei den Sammlern das größte Interesse erweckt, sondern auch die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit immer mehr auf sich gezogen.

Auf Seite 500 des III. Bandes unserer Illustrierten

Geschichte des Weltkrieges brachten wir eine Tafel mit 29 Abbildungen von Kriegsnotgeldscheinen aus der Sammlung des Herrn Geheimen Regierungsrats G. G. Winkel in Königsberg i. Pr., auf die hier verwiesen sei.

Neben den staatlichen Emissionen in den kriegführenden und neutralen Ländern, zu denen vorzüglich auch unsere 1-Mark- und 2-Mark-Scheine gehören (Darlehenskassenscheine), spielen hauptsächlich die auf bestimmte Orte beschränkten Geldscheine eine große Rolle.

Solche örtlichen Münzsorten wurden in Deutschland meist durch öffentliche Stellen, wie zum Beispiel durch die Magistrate, Gemeindevorstände und städtischen Kassen zur Ausgabe gebracht, während in Frankreich die Verausgabung meist durch die Handelskammern (Chambres de commerce) erfolgte.

In den von uns besetzten Teilen Belgiens und Nordfrankreichs, in denen das Kriegsnotgeld am stärksten in Verbreitung gekommen ist, geben einzelne größere oder mittlere Städte oder auch mehrere kleine Gemeinden, die sich zu diesem Zwecke zusammengetan haben, Geldscheine aus, so zum Beispiel brachten etwa 70 Gemeinden in der Gegend von Cambrai gemeinsam eine Emission von 50-Centimes-Scheinen zustande.

An manchen Orten scheinen sogar besondere Behörden mit der Ausgabe von Kriegsnotgeld betraut worden zu sein, so zum Beispiel das „Comité de contrôle“ in Avesne, Nordfrankreich, und die „Banque d'Emission de Lille“ (Société Anonyme au capital de Cent-Mille Francs). (Siehe Abbildung.)

Ferner kommen als Ausgabestellen in Frage: Vorschußvereine, wie zum Beispiel der in Wiehe, Provinz Sachsen (siehe Abbildung); dann industrielle Unternehmungen, wie die Farbenfabrik vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen, Rheinprovinz (siehe Abbildung), die Deutschen

Etwa 3000 flüchtige Bauern aus der Gegend von Minsk, Riga und Dünaburg kamen mit der Eisenbahn in dem von deutschen Truppen besetzten Gebiet an, wo sie in der Quarantäneanstalt entlaust, geimpft und von deutschen Militärärzten auf ihren Gesundheitszustand untersucht wurden. Nach Ablauf von drei Wochen wurden die Bauern, hauptsächlich Weißrussen, über die Kolonien in Polen verteilt.

Die gereinigten und gespeisten Flüchtlinge werden durch deutsche Soldaten in Gruppen eingeteilt zwecks Verwendung in verschiedenen Gebieten.

Ein Teil der Flüchtlinge mit den mitgebrachten Haushaltungsgegenständen.

Vom Betriebe der polnischen Quarantäne-Anstalt in Modlin (Nowo-Georgiewsk).

Nach photographischen Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

Linoleumwerke „Hansa“ in Delmenhorst, die Schiffswerften Joh. C. Tecklenborg A.-G. und G. Seebeck A.-G. in Geestemünde, die Kohlenbergwerke in Courrières, Nordfrankreich, die französischen Munitionsfabriken Schneider & Cie. in Le Creusot und andere mehr; ferner Gutsverwaltungen, wie zum Beispiel Schloß Storchnest, Posen (siehe Abbildung), und zuletzt auch Kriegsgefangenenlager.

In besetzten Gebieten ist die Ausgabe von Kriegsnotgeld oft auch den Platzkommandanturen unterstellt.

In Deutschland ist die Bezeichnung für das Kriegsnotgeld meist „Gutschein“, in Frankreich „Bon“, dann aber auch „Ticket municipal“, „Bon de Monnaie“, „Billet d'Emission“, im flämischen Belgien „Gemeentebon“, „Kasbon“, „Vrij bon“, in Holland „Betaalingsbon“, „Zilverbon“ und „Nood-Betaalmiddel“.

Während die staatlichen Kriegsnotgeldscheine im ganzen Lande Gültigkeit haben, sind diese örtlichen Emissionen auf die ausgebenden Gemeinden, Werke oder höchstens noch auf die in Frage kommenden Landschaften oder Kreise beschränkt. In manchen Orten trifft man auch Geldscheine, die nur bestimmten Zwecken, wie Lebensmitteleinkauf, dienen, so zum Beispiel in Herne, Westfalen (siehe Abbildung), in Reims und an den Pariser Bahnhöfen für den Einkauf von Erfrischungsmitteln für die verwundeten Soldaten.

Neben der Ortsbezeichnung, dem Tag der Ausgabe, dem Wert und der Nummer ist auf den Scheinen meist die Gültigkeitsdauer und manchmal auch der Grund der Verausgabung, wie z. B. „in Ermangelung von kleinem Münzgeld“ (siehe Abbildung des Gutscheins der Farbenfabrik vorm. Bayer & Co.), vermerkt. Seltener steht auf den Scheinen ein bedeutungsvoller Spruch, wie zum Beispiel „Gott mit uns“ auf denen von Deutsch-Eylau (siehe Abbildung).

Während die deutschen Scheine, die vor allem in Ostpreußen ausgegeben wurden, meist höchst einfach sind, weisen die französischen und belgischen Bons reichliche Verzierung auf. Meist sind es Städteansichten, so in Lille, Brügge, Ostende, Valenciennes, Auch, La Rochelle, die auf den Geldscheinen abgebildet werden. Dann sieht man aber auch andere, oft recht sinnige und interessante Darstellungen, wie zum Beispiel in Alençon die Spitzenborte als Anspielung auf die dort heimische Spitzenklöppelei, in Narbonne die Jungfrau von Orleans, in Poitiers die Bildnisse Karl Martells und des Generals Joffre (der beiden Retter Frankreichs vor feindlichem Einfall!), in Aubel bei Lüttich den Schutzheiligen der Stadt, St. Hubertus, und in Belfort auf den 50-Centimes- und 1-Frank-Scheinen die Abbildung der Säerin. — Die Scheine in Algerien tragen neben der französischen Aufschrift außerdem noch die arabische.

Die Größe des papierenen Kriegsnotgeldes ist sehr verschieden. Es hat aber in den meisten Fällen die Form kleinerer Banknoten, in Rußland dagegen Briefmarkengröße und in Böhmen die von Eisenbahnfahrkarten (siehe Abbildung: Tabor in Böhmen).

Notscheine gibt es in Deutschland im Werte von 5 Pfennig an bis zu 20 Mark, in Österreich-Ungarn von 10 Heller bis 100 Kronen, in Belgien von 2 Centimes an bis zu 20 Franken und in Frankreich von 5 Centimes bis 20 Franken.

Die industriellen Unternehmungen haben in einigen Fällen ihre Kriegsnotgeldscheine auch den Bedürfnissen der Lohnauszahlung angepaßt.

Phot. L. u. A. Schaul, Hamburg.

Ankunft von Liebesgaben auf einem Bahnhof im Osten.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen jedenfalls die in den Gefangenenlagern der kriegführenden Länder zur Ausgabe gelangenden Geldscheine und Marken, die aber meist nur in den Lagern selbst Gültigkeit haben. Von diesen brachten wir im Bilde einen 10-Heller-Schein des Kriegsgefangenenlagers Mauthausen in Oberösterreich. — Neben dem papierenen Kriegsnotgeld haben in Deutschland die eisernen 5- (Abbildung Band III Seite 370) und 10-Pfennig-Stücke und im besetzten Belgien die 5-, 10- und 25-Centimes-Stücke in Zink große Bedeutung erreicht.

Treue Kameradschaft. Am 5. August 1915, abends 6 Uhr, griff die 12. Kompanie des Reserve-Infanterieregiments Nr. 74 wiederholt einen französischen Graben an. Der Wehrmann Paul Hoffmann (aus Bernburg) kannte von früheren Stürmen her genau den Weg dahin. An der Seite eines württembergischen Pioniers sprang er mit Handgranaten voraus. Die ersten sausten schon in den feindlichen Graben; da wurde der Pionier durch zwei Schüsse schwer verwundet. Hoffmann warf noch ruhig den Rest der Handgranaten in den Feind und schleppte dann mit Aufbietung aller Kräfte seinen Kameraden im feindlichen Feuer zurück.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Hinter den gewaltigen Anstrengungen, die der Vierverband auf allen Schauplätzen Europas machte, durfte auch **Italien** nicht zurückbleiben. Die italienische Heeresleitung sah ein, daß den Verbündeten nicht damit gedient war, wenn es bei einer schwächlichen Gegenstoßbewegung im Raume von Trient blieb, und hatte deshalb Anfang August zu neuen Schlägen gegen die Isonzofront ausgeholt. Die Aussichten waren um diese Zeit günstiger denn je, da die Österreicher und Ungarn wegen ihrer starken Inanspruchnahme gegen Rußland die italienische Front verhältnismäßig nur schwach besetzt halten und hier auch nur mäßige Reserven bereitstellen konnten.

Wiederum waren die Reste des unglücklichen Görz das Ziel der Italiener in ihrer sechsten Isonzoschlacht. Was von der ehemals blühenden Stadt noch stand, wurde von ihren „Erlösern" durch ein furchtbares Granatfeuer vollends in Trümmer gelegt (siehe untenstehendes Bild) und dieses auch auf den Abschnitt von Görz bis zum Meere ausgedehnt. Die italienische Beschießung steigerte sich hier zu einer Heftigkeit, wie sie diese Front trotz allem Vorhergegangenen noch nicht erlebt hatte. Auch das Menschenmaterial wurde schonungsloser als jemals gegen die Österreicher und Ungarn angesetzt. Wenn diese nicht Opfer bringen wollten, die in gar keinem Verhältnis zu dem Wert ihrer Stellungen im Abschnitt von Görz standen, mußten sie sich nun nach einer heldenmütigen Verteidigung von vierzehn Monaten zum Weichen entschließen und dem Gegner einen Triumph gönnen, der diesem wahrlich teuer zu stehen gekommen war.

Am 7. August wurde die Besatzung des Görzer Brückenkopfs, der durch das Granatfeuer ständig in eine Wolke gehüllt erschien, wenn nicht die Sturmangriffe der feindlichen Infanteriemassen eine Pause in der Artillerietätigkeit nötig machten, auf das linke Isonzoufer (siehe Karte Seite 218) zurückgezogen, nachdem sie noch bis zum Nachmittag des vorhergehenden Tages die Feinde mit der gewohnten Ausdauer abgeschlagen hatte. Die Zahl der italienischen Gefangenen belief sich bis dahin auf fast 3000 Mann. Als die Italiener die völlig eingeebneten Stellungen des Gegners besetzt hatten, fanden sie die Brücken über den Isonzo abgebrochen oder gesprengt und den Übergang dadurch außerordentlich erschwert. Die Preisgabe des gänzlich zerstörten Görz war um so eher zu rechtfertigen, als am linken Isonzoufer längst ausgezeichnete andere Stellungen zur Aufnahme der zurückgezogenen Truppen bereit waren, die der Verteidigung wesentlich bessere Aussichten boten, als die Befestigungswerke am Görzer Brückenkopf.

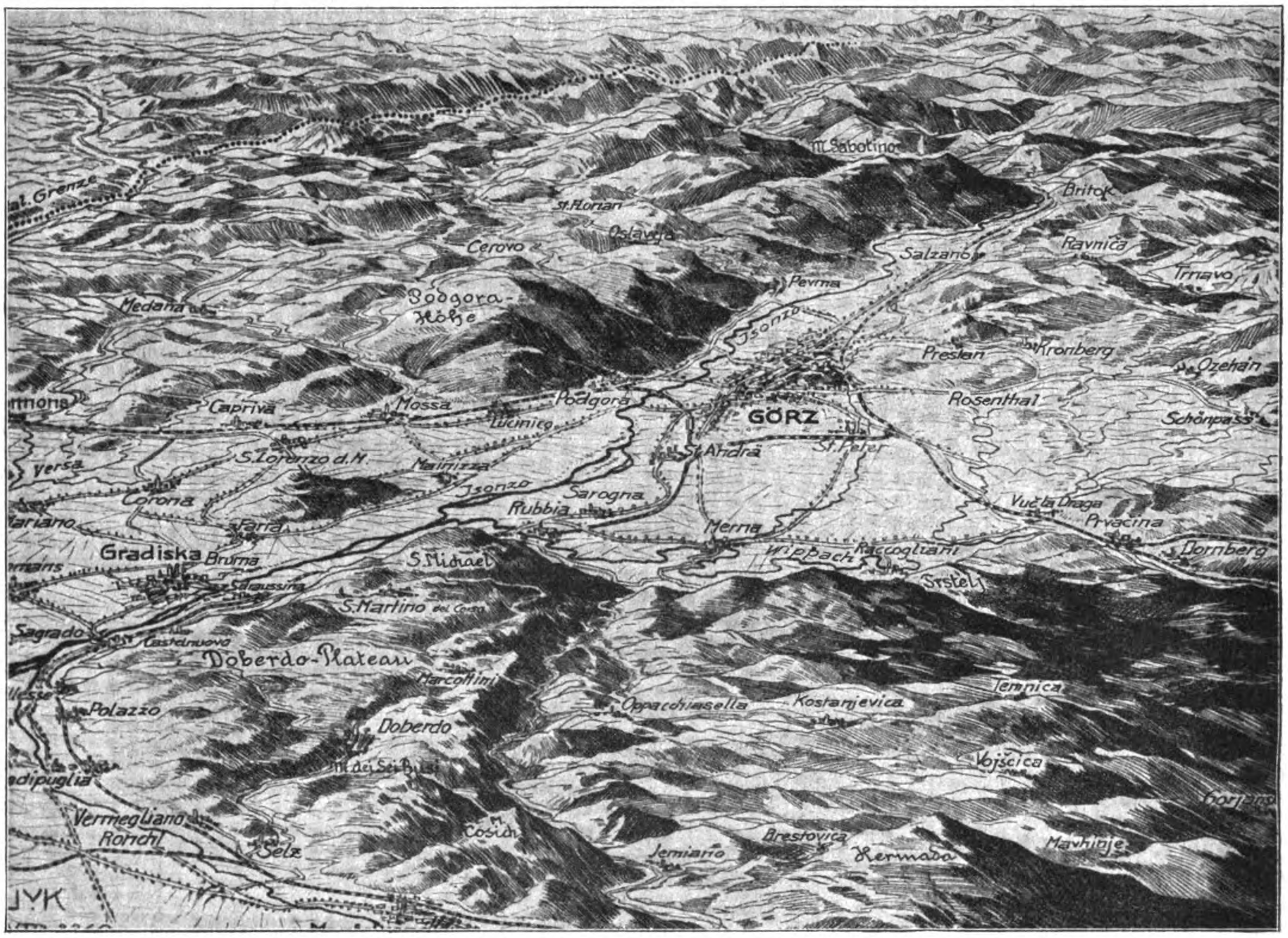
Noch immer aber galt es für die Italiener die Überwindung schwerer Hindernisse und neue blutige Opfer, ehe Görz selbst in ihre Hände fiel. Noch waren die starken Stellungen der Österreicher und Ungarn auf der Hochfläche von Doberdo und südlich zu überwinden. — An den Kämpfen, die sich nun entwickelten, nahm unter anderen auch wieder das Honvedregiment Nr. 17, das sich in den Isonzokämpfen schon so oft ausgezeichnet hatte, ruhmvollen Anteil. Schließlich, am 8. August, gelang es den Italienern aber doch, nach furchtbarem Trommelfeuer mit einigen Abteilungen das linke Ufer des Isonzo zu gewinnen, den Widerstand der gelichteten Verteidigerscharen zu brechen und in die Trümmerstätte, die die einstige Rosenstadt Görz bezeichnete, einzurücken.

Aber kaum am Ziele, mußten sich die Italiener alsbald zur Sicherung des neuen Besitzes anschicken. Schon richteten die Österreicher und Ungarn das Feuer ihrer Geschütze auf Görz und nötigten den Gegner, seine Sturmläufe nun auch auf die Hochfläche von Plava auszudehnen. Die dortigen Isonzoübergänge waren strategisch weit wichtiger als der von Görz. Solange dieser Abschnitt nicht in ihrer Gewalt

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Die Piazuttakirche in Görz mit dem umliegenden zerschossenen Straßenviertel und Blick gegen das Kastell.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Görz und Umgebung aus der Vogelschau.

war, konnten die Feinde der Einnahme von Görz nicht froh werden. Durch zwölfstündiges Massenfeuer mühten sie sich vergebens, die k. u. k. Stellungen auf der Hochfläche von Plava zu erschüttern. Dann griff ihre Infanterie bei Zagora viermal erfolglos an. Auf über 4000 erhöhte sich bis zum 9. August die Zahl der von den Italienern in ihren neuen Kämpfen am Isonzo eingebüßten Gefangenen.

Die Lage der österreichisch-ungarischen Streitkräfte war indessen nicht unbedenklich geworden, so daß es ihnen geraten erscheinen mußte, die Räumung ihrer Doberdostellung anzustreben, die vor feindlichen Überraschungen keine hinlängliche Sicherheit bot. Leicht hätte ein unter unmittelbarem Druck durch die Italiener erzwungener Rückzug von der Doberdohöhe in regellose Flucht ausarten können. Deshalb kam für die k. u. k. Truppen alles darauf an, unter ständiger Abwehr der italienischen Stürme die wünschenswerte Verlegung ihrer Stellungen in das Karstgebiet östlich Görz bis zum Meere ungestört vom Feinde vorzunehmen. Und das gelang ihnen in vollem Maße.

So wenig glänzend der mit der Einnahme von Görz errungene Erfolg auch war, so zweifelhaft sein militärischer Nutzen erscheinen mußte, Cadorna ließ es sich nicht nehmen, sich als Sieger aufzuspielen. Der erste große Erfolg des Krieges, die erfüllte Sehnsucht von mehr als 14 Monaten erzeugte bei den Italienern einen Siegesrausch, der sich vielfach in nicht mehr ernst zu nehmenden Formen äußerte. Die italienische Presse konnte sich gar nicht genug tun im Feiern des Erfolges von Görz, der den Gipfel aller bisherigen Vierverbandsiege bedeuten und alle Kämpfe von Franzosen und Engländern an der Marne, vor Verdun, an der Somme, alle Schlachten auf den weiten Ebenen Rußlands in Schatten stellen sollte. Der „Marsch nach Wien" war wieder zum beliebtesten Tagesgespräch geworden, und jedermann forderte ungestüm den Krieg mit Deutschland.

Nur in einer Hinsicht hatten die Schreier recht, wenn sie die Ereignisse um Görz den großen Kämpfen auf anderen Schauplätzen gleichstellten: an Furchtbarkeit der Opfer konnten sie sich mit diesen messen. Die Stellung an der Podgorahöhe, dem Hauptpfeiler des Brückenkopfs von Görz, hatte nur allenfalls einer italienischen Brigade gestattet, sich zu entwickeln. Sie geriet dann aber sogleich in genau liegendes feindliches Artilleriefeuer, und wenn dieses glücklich überwunden war, so fanden sich die Angreifer mit Starkstrom geladenen Stacheldrähten, Flatterminen, Fußangeln, Fallgruben, Maschinengewehren und Handgranaten als weiteren Hindernissen gegenüber. Den Schluß pflegte ein erbitterter Nahkampf mit Messer, Bajonett, Kolben und Axt zu bilden (siehe Bild Seite 221). Es war vorgekommen, daß nacheinander zehn italienische Regimenter gestürmt hatten, deren letztem es schließlich gelang, in die österreichisch-ungarischen Gräben einzudringen. Aber nur ein geringer Bruchteil fand den Weg zurück; der weitaus größere Teil der Truppe erlag der Wut der Verteidiger. Zwar rühmten sich die Italiener der großen Zahl der von ihnen gemachten Gefangenen. Doch auch ihr eigener Verlust an Gefangenen war nicht gering. Und was ihnen selbst in die Hände gefallen war, das waren übermüdete, erschöpfte Menschen, die meist in ihren Unterständen verschüttet worden waren oder nicht mehr Zeit und Kraft genug gefunden hatten, nach dem Aufhören des Trommelfeuers in den Kampf gegen die italienische Infanterie einzugreifen.

Wollte Cadorna seinen Sieg nutzen, so mußte er sich nunmehr, wenn auch nicht gleich den Weg nach Wien, so doch den nach Triest und Laibach öffnen, um einen Durchbruch mit Aufrollung der gesamten feindlichen Front herbeizuführen. Dies aber blieb ihm versagt. Wohl rannten die Italiener mit neuen Kräften und angefeuert durch den frischen Sieg die von den Österreichern und Ungarn jetzt östlich Görz eingenommenen Stellungen an. Siebenmal stürmten sie hier am 12. August in hellen Haufen vor, ohne doch etwas anderes zu erreichen als eine Vermehrung ihrer Verluste (siehe Bild Seite 219). Der Brennpunkt der neuen Kämpfe war die Hochfläche von Comen, ein Name, der in den Berichten vom italienischen Schauplatz jetzt häufig genannt wurde. Ihr nach Westen vorstoßender bogenförmiger Teil war das aufgegebene Doberdoplateau, von der Hochfläche von Comen

durch eine Kluft, den Vallone, geschieden. Die neue Stellung hatte den k. u. k. Truppen den Vorteil einer bedeutenden Frontverkürzung gebracht, während sie auf der Hochfläche von Doberdo von drei Seiten durch italienisches Geschützfeuer bedroht gewesen waren. Vor dieser neuen Linie sahen sich die Italiener ganz ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber wie vor der alten, von ihnen überwundenen, insofern auch die jetzige österreichisch-ungarische Front über eine den italienischen Zugangsweg um 200 bis 300 Meter überragende Reihe von Karsthöhen lief und mindestens so gut ausgebaut war wie die alte Doberdostellung.

Es wiederholte sich nun das aus den bisherigen Kämpfen im Isonzoabschnitt zur Genüge bekannte Spiel. Am 15. August kamen die Italiener nach furchtbaren Opfern stellenweise in die vordersten Gräben des Gegners, vermochten sich aber nicht darin zu halten, sondern büßten durch einen flotten Gegenstoß unter namhaften Verlusten, auch an Gefangenen und Material, ihren Gewinn alsbald wieder ein. Fünf Stürme, die die Italiener am nächsten Tage, dem 16., südlich der Wippach ansetzten, kamen nicht einmal durch den dichten Feuergürtel der k. u. k. Geschütze und Maschinengewehre. Am 17. August mußten sie sich Ruhe gönnen, um sich Tags darauf noch einmal zu ernsteren Vorstößen aufzuraffen, in denen sie aber wiederum starke blutige und sonstige Verluste erlitten. Seit dem 19. August war ein entschiedenes Abflauen der Kämpfe zu verzeichnen.

Die Lage der Italiener war jetzt kaum günstiger zu nennen als vor der Einnahme von Görz. Nur auf einem schmalen Frontabschnitt waren sie auf das linke Isonzoufer vorgestoßen, und sie gerieten bei weiterem Vordringen in die Gefahr, aus der Gegend von Plava her seitlich abgeschnürt zu werden. Dazu kam die Bedrohung der Italiener durch die österreichisch-ungarische Ausfallstellung nördlich Arsiero-Asiago. Die italienische Heeresleitung mußte damit rechnen, daß die k. u. k. Kräfte, sobald sie die Möglichkeit fanden, ihre Angriffsbewegung aus dem Raume von Trient wieder aufzunehmen, sich auf dem 75 Kilometer weiten Weg bis zum Meere verhältnismäßig nur noch wenigen natürlichen Hindernissen gegenüber sehen würden. Dies konnte um so eher verhängnisvoll werden, als die italienische Hauptmacht jetzt 150 Kilometer weiter östlich kämpfte. Diese Gefahren der Gesamtlage und der Umstand, daß es nicht geglückt war, die günstige Gelegenheit des österreichisch-ungarischen Rückzugs von Görz zur Umklammerung des Gegners zu benutzen, dämpften allmählich die Siegesstimmung in Italien, zumal als man sah, daß sich wieder ganz die bisherigen aussichtslosen Frontalkämpfe, nur an anderer Stelle, abzuspielen begannen. —

Wie wenig die Widerstandskraft des Gegners gebrochen war, mußten die Italiener auch an dessen lebhafter Betätigung im Luftkampf erkennen. Im Zusammenhang mit der neuen Angriffsbewegung Anfang August waren auch italienische Luftvorstöße in die Gebiete von Triest und Fiume angesetzt worden. Die Österreicher und Ungarn blieben die Erwiderung darauf nicht schuldig. Ihre Seeflugzeuge setzten zur Unterstützung des Landheeres den italienischen Batterien an der Isonzomündung mehrfach stark zu und erzielten damit namentlich am 7. August gute Wirkung. Vor allem aber richteten sie ihre Tätigkeit wiederholt gegen Venedig. So am 9./10. August. Die Bomben von 21 Seeflugzeugen mit zusammen $3^1/_2$ Tonnen Sprengmasse wurden auf Arsenal, Bahnhof, sonstige militärische Ziele und Fabrikanlagen abgeworfen, wodurch etwa ein Dutzend auf große Entfernung sichtbare Brände entstanden. In der Nacht zum 11. wurde der Angriff mit einem starken Geschwader wiederholt: diesmal wurden auch Außenwerke und Außenforts der Befestigungen Venedigs zum Ziel genommen und dabei eine Luftschiffhalle in Campalto durch einen Volltreffer völlig zerstört. Brände und Explosionen zeigten, daß die Flieger trotz des den nächtlichen Angriff begleitenden Gewitterregens ihre Absicht erreicht hatten. In der Nacht zum 13. August gelang bei einem nochmaligen Luftangriff die Vernichtung der gesamten Anlagen von Campalto. Dabei explodierte in einer der niedergelegten Hallen ein Luftschiff unter Entwicklung einer 500 Meter hohen Stichflamme. Am 16./17. August war wieder Venedig selbst das Ziel, und abermals wurde gewaltiger Schaden angerichtet, den keine Beschwichtigungsversuche der italienischen Berichterstattung aus der Welt zu schaffen vermochten. —

Obwohl Seegefechte in der Berichtszeit nicht stattfanden, ging den Italienern doch eines ihrer stärksten Kriegschiffe verloren, das Großkampfschiff „Leonardo da Vinci", eines der neuesten und stolzesten Schiffe der italienischen Kriegsflotte, das Anfang August kenterte. Der italienische Bericht ließ nicht erkennen, ob das Schiff infolge eines österreichisch-ungarischen Angriffs oder durch Auflaufen auf eine Mine den Untergang fand. Angeblich lag es im Augenblick des Unfalls im Mare Piccolo neben zahlreichen anderen Kriegschiffen, unter denen sich auch ein englischer Panzerkreuzer befand, vor Anker. Gegen Mitternacht soll in den Küchenräumen des „Leonardo da Vinci" ein Feuer ausgebrochen sein und sofort große Ausdehnung gewonnen haben. Als es auf die Munitionskammern übersprang, ließ der Schiffsführer diese unter Wasser setzen und versuchte, den Panzer nahe der Küste auf Grund zu bringen. Es kam aber schon vorher zu einer gewaltigen Explosion, infolge deren das Schiff Schlagseite erhielt und kenterte. Ein großer Teil der Besatzung fiel ins Wasser, und 300 Mann neben vielen Offizieren ertranken. Die Italiener behaupteten zwar, daß es möglich sein werde, das riesige Schiff, das wie ein „verwundeter Walfisch" auf der Seite liege, wieder flott zu machen, für den Verlauf des Krieges kam es aber schwerlich noch in Betracht.

* * *

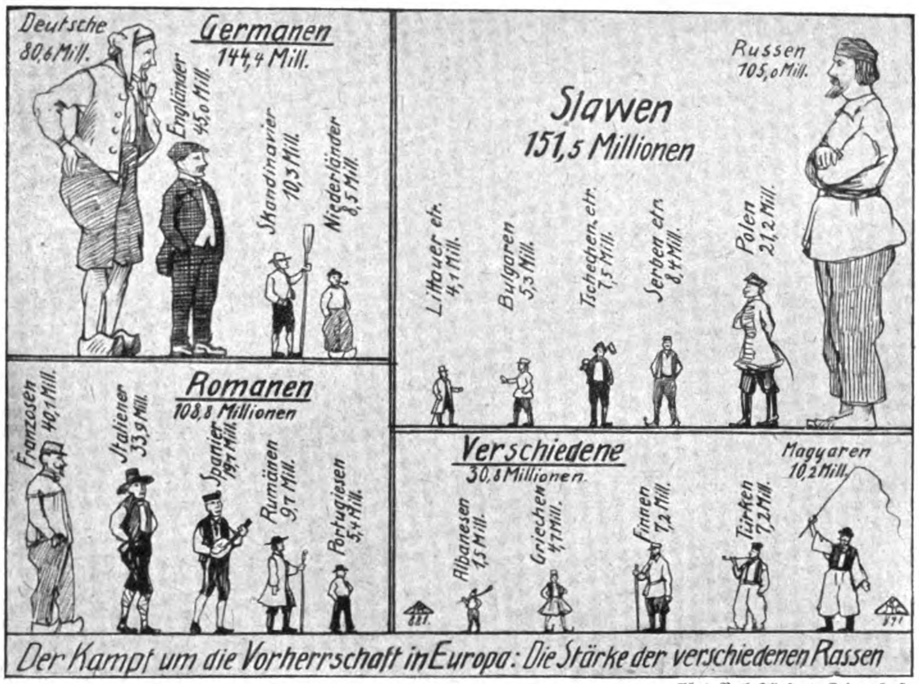
Unter den **Balkan**schauplätzen herrschte in Albanien schon geraume Zeit verhältnismäßige Ruhe. Die Italiener lagen vor Valona fest und wurden von den Österreichern und Ungarn nur wenig bedrängt. In der Nacht zum 15. August unternahmen diese allerdings einen heftigen Luftangriff auf

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienische Verwundete werden vom Schlachtfeld zum Verbandplatz gebracht.

Valona, bei dem sie durch Volltreffer eine Küstenbatterie, Baracken, Lagerhäuser, Schiffe schädigten und zahlreiche Brände erzeugten. —

Recht lebhaft war es dagegen allmählich an der Front von Saloniki geworden. Seit dem 10. August griffen die Truppen des Generals Sarrail namentlich am Doiransee (siehe Bild Seite 224) unausgesetzt und mit immer größeren Abteilungen an. Am 15. griff sogar die ganze 17. französische Division ein. Bulgaren und Deutsche wiesen aber alle Versuche des Gegners meist schon durch das gut liegende Feuer ihrer reichlichen Artillerie ab, bis sie schließlich selbst zum Angriff übergehen konnten (siehe die Bilder Seite 225). Den ersten größeren Schlag führten sie am 17. August. Vergebens versuchte die serbische Donaudivision, die den westlichen Flügel des Feindes bildete, den bulgarisch-deutschen Ansturm auf Florina abzuweisen. Der Kampf endete zugunsten der Angreifer, und die Serben mußten weichen. Am 18. und 19. August dehnten die Sieger ihren Besitz über Florina hinaus weiter aus und besetzten nach und nach die ganze mehr als 60 Kilometer lange Linie Biklista—Florina—Banica (siehe Karte Seite 222). Es handelte sich also schon jetzt um eine recht umfangreiche Vorstoßbewegung, bei der auch die serbische Drinadivision, die Biklista besetzt gehalten hatte, geschlagen wurde. Die Bulgaren und Deutschen beabsichtigten, ihren westlichen Flügel so weit nach Süden vorzudrücken, daß seine Umfassung durch den Gegner an dieser Stelle unmöglich wurde. Der Vorstoß über Florina hinaus hatte aber auch die große Bedeutung, daß durch ihn die lange Zeit unterbrochen gewesene unmittelbare Fühlungnahme der Mittelmächte mit Griechenland wiederhergestellt wurde, woraus sich die Möglichkeit ergab, Griechenland den Nacken zu steifen und das Land auch mit wahrheitsgetreuen Berichten über die tatsächliche Lage zu versehen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die Stärke der europäischen Völkerschaften.

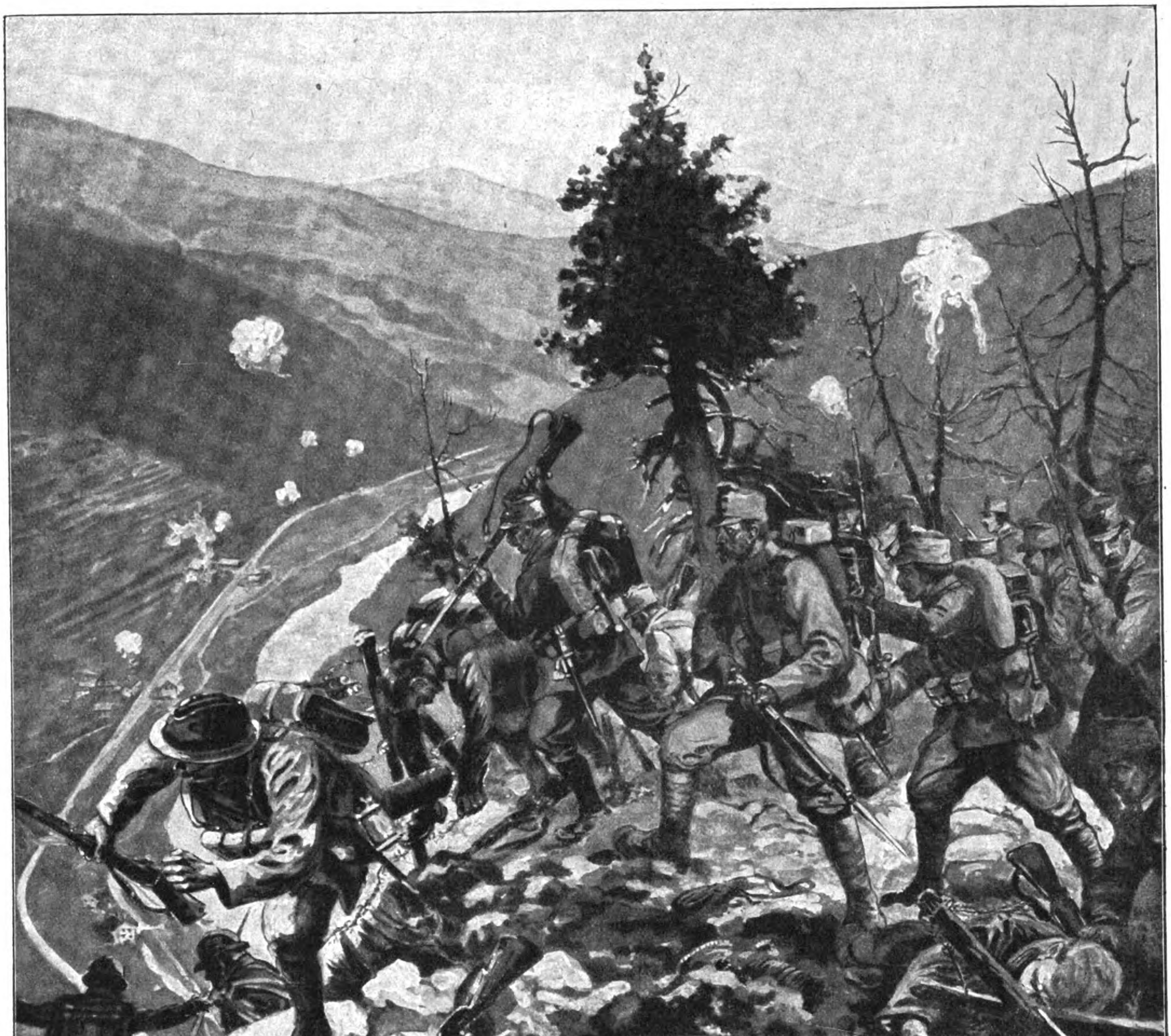
Von den Völkern, die in den Weltkrieg verwickelt sind, gehören die meisten, um einen in neuerer Zeit üblich gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, der mittelländischen Rasse an, die sich zum größten Teil aus den Angehörigen der germanischen, der romanischen und der slawischen Sprachgruppen zusammensetzt. Die oben abgebildeten Figuren versinnbildlichen durch ihre Größe, welcher Anteil an der Gesamtbevölkerung Europas auf die einzelnen Völkerschaften entfällt. Doch ist zu bemerken, daß durchaus nicht alle Völker einheitlicher Abstammung sind. So können die Franzosen als durch Mischung von römischen und deutschen Einwanderern mit der keltischen Urbevölkerung entstanden gelten; im Italiener lebt viel germanisches, griechisches und sarazenisches Blut weiter, im Spanier germanisches und maurisches usf. Auch der Engländer ist keineswegs unser nächster Vetter, ein Titel, auf den die Holländer und wohl auch, was Reinheit der Sprache anbelangt, die Skandinavier viel größeren Anspruch haben; im Englischen sind nämlich nur die Worte des Alltagslebens, die Bezeichnungen einfacher Begriffe germanischen Ursprungs, die höheren gesellschaftlichen und die wissenschaftlichen Ausdrücke dagegen dem Altfranzösischen entlehnt. Von den übrigen europäischen Völkern bilden Griechen und Albanier je eine Sprachgruppe für sich; Magyaren, Finnen und Türken endlich sind nach Europa vorgedrungene Abzweigungen des großen uralaltaischen Sprachstammes, und zwar erstere beiden wieder näher untereinander verwandt als mit den Türken.

Gleichzeitig mit dem entschlossenen Vorschieben ihres westlichen Flügels drangen Bulgaren und Deutsche aber auch auf ihrem Ostflügel in südlicher Richtung vor. Sie erkämpften sich seit dem 18. August östlich der Struma Raum durch Überschreitung des Brundi-Balkans. Damit hatten sie einen natürlichen Schutzwall des Feindes in ihren Besitz gebracht und diesem die Verbindung nach Kavalla und Drama vollständig abgeschnitten. Auch die am Fuß des Brundi-Balkans gelegenen Orte Demirhissar und Seres wurden den Engländern und Franzosen nun entrissen und diese auf das rechte Strumaufer zurückgeworfen.

Während die Flügel der bulgarisch-deutschen Aufstellung durch die geschilderten Erfolge so vorgebogen worden waren, daß sie den Gegner in großem Bogen nach Saloniki drängten und ihm die nordöstliche oder nordwestliche Vorwärtsentwicklung erschwerten, blieb auch die Mitte der Front am Doiransee nicht untätig. In diesem Abschnitt waren die Franzosen die Angreifer, ohne aber irgend etwas erreichen zu können. Auch hier erwiesen sich Bulgaren und Deutsche als die unbestrittenen Herren der Lage.

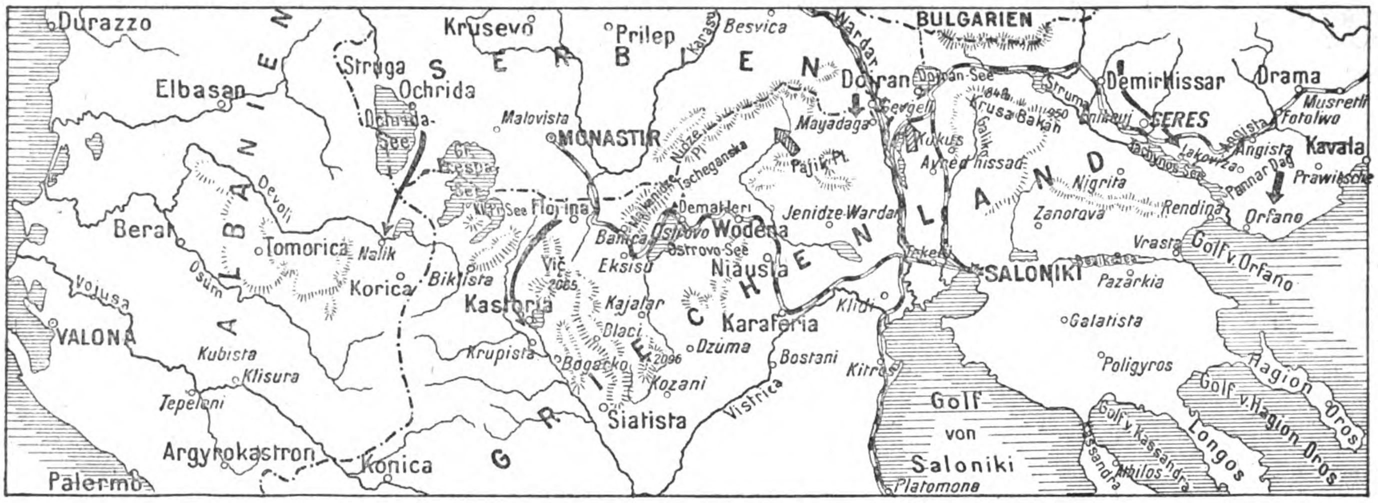
Nur auf dauerndes Drängen der höchsten Kommandostellen in Frankreich und England, die den Druck auf die Mittelmächte so viel wie möglich zu verstärken wünschten, hatte Sarrail sich überhaupt zum Angriff entschlossen, und nun hatten Bulgaren und Deutsche von vornherein gezeigt, daß sie nicht zu erschüttern waren. Schon gegen Ende 1915 schien die Sache der Franzosen und Engländer nach ihren schweren Niederlagen in Mazedonien verloren, und nur der Rücksicht der Mittelmächte auf Griechenland hatten sie es zu verdanken, daß diese auf die volle Ausnutzung ihrer Erfolge verzichteten. Bei der nun folgenden Neuordnung der mazedonischen Vierverbandskräfte erwies sich wieder einmal, wie die Engländer es verstanden, die Unbequemlichkeiten des Krieges auf ihre Bundesgenossen abzuwälzen. Obwohl auf der Front von Saloniki fast ausschließlich englische Interessen in Frage kamen, hatten die Engländer es unter allerlei Vorwänden doch zu erreichen gewußt, daß die Franzosen, deren Mannschaftsbestand schon ohnehin aufs äußerste in Anspruch genommen war, die Haupttruppenmasse stellen mußten. England steuerte nicht viel mehr bei als die Reste seiner Gallipolitruppen und einen Teil seiner ägyptischen Streitkräfte. Neben den Franzosen wurden in weitgehendem Maße auch die Serben (siehe Bild Seite 226) herangezogen. Dazu hatten sich im Juli noch Russen gesellt, und schließlich waren im ersten Drittel des August auch 24000 Italiener eingetroffen. Diese bunt zusammengewürfelte, der Zahl nach stattliche Truppenmasse von etwa 300000 Mann, die nun durch die bulgarisch-deutschen Erfolge in ihrer Entwicklung stark gehemmt war, konnte aber um so weniger die Geltung eines modernen schlagfertigen Heeres in Anspruch nehmen, als zahlreiche Seuchen (siehe Bild Seite 223) unter den Mannschaften wüteten und außerdem deren Verpflegung, da sie von der See her erfolgen mußte, die größten Schwierigkeiten bereitete. —

Den rumänischen Kriegshetzern mußte die letzte Entwicklung der Dinge auf dem Balkan zu denken geben. Wenn die Mittelmächte mit den Rumänen im Rücken einen Vorstoß nach Süden wagten, so zeigte dies deutlich, daß sie Rumänien nicht nur nicht fürchteten, sondern sich stark genug fühlten, nötigenfalls auch dieses Gegners durch sofortige Besetzung seines Gebietes Herr zu werden. Der Einfall der Bulgaren und Deutschen in Rumänien schien namentlich auch in dem Fall mit Sicherheit zu erwarten, daß die rumänische Regierung den Russen den Durchmarsch gestatten sollte. Die Folge aller dieser Erwägungen war, daß die Freunde einer den Mittelmächten wohlwollenden Neutralität in Rumänien vorübergehend wieder einmal die Oberhand gewannen, bis am 27. August schließlich doch Rumäniens Kriegserklärung an Österreich-Ungarn erfolgte. Ihr war am gleichen Tage die Kriegs-



Säuberung des Isonzoufers von den dort eingedrungenen italienischen Truppen.

Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Fr. Kienmayer.



Karte zum Vormarsch der Bulgaren an der mazedonischen Front.

erklärung Italiens an Deutschland voraufgegangen. Dieses zeitliche Zusammentreffen war nur ein Zeichen mehr für die weitgehenden diplomatischen Vorbereitungen der Entscheidung Rumäniens, und die lebhaften Anstrengungen, die Venizelos machte, in demselben Augenblick, wo Rumänien die Würfel rollen ließ, durch revolutionäre Umtriebe Griechenland auf die Seite des Vierverbandes zu zwingen, deuteten nicht minder auf ein weitgehendes Einverständnis aller Beteiligten hin. — Welch schändliches Spiel dem Vertragsbruch Rumäniens, dessen im Jahre 1883 abgeschlossenes und seitdem mehrfach erneuertes Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn vertragsgemäß erstmals im Jahre 1919 hätte gekündigt werden können, vorausging, erhellt aus folgendem: Die Überreichung der Note, die die Kriegserklärung Rumäniens enthielt, erfolgte am 27. August abends 9 Uhr. Sie trug die eigenhändige Unterschrift des rumänischen Ministers des Äußern, mußte also frühestens am 25. von Bukarest mittels Kurier nach Wien gesandt worden sein. Am 26. August erklärte der rumänische Ministerpräsident und Träger der vertragsbrüchigen Politik Rumäniens, Bratianu (siehe Bild Seite 227), dem österreichisch ungarischen Gesandten Grafen Czernin auf dessen Frage nach der Bedeutung des für den 27. einberufenen Kronrates, er wolle und könne die Neutralität Rumäniens aufrecht erhalten. Diese Äußerung erfolgte also zu einer Zeit, da die Kriegserklärung bereits unterzeichnet war. König Ferdinand (siehe Bild Seite 227) dürfte sich schweren Herzens zu ihr entschlossen haben. — Nachdem Rumänien unter schmählichem Bruch der bestehenden Verträge an Österreich-Ungarn den Krieg erklärt hatte, wurde am 28. August der Kaiserlich Deutsche Gesandte in Bukarest angewiesen, seine Pässe zu verlangen und der rumänischen Regierung zu erklären, daß sich Deutschland nunmehr gleichfalls als im Kriegszustand mit Rumänien befindlich betrachte.

* * *

Damit hatte der Einfluß auf die Haltung Rumäniens endlich zu dem Erfolge geführt, den die **Russen** neben ihren militärischen Zielen von ihren gewaltigen Anstrengungen erhofften. Diese richteten sich seit Mitte August in erster Linie gegen die Armee Bothmer. Auch für sie, die bisher gegen große Übermacht unerschütterlich standgehalten hatte, ergab sich nunmehr die Notwendigkeit, ihre allzuweit vorgeschobene Front in neue Stellungen zurückzunehmen und dadurch wieder engere Fühlung mit den schon früher zum Stehen gekommenen Nachbararmeen zu gewinnen. Damit sollte zugleich eine sehr erhebliche Frontverkürzung erzielt werden, die die Zusammenfassung der Kräfte zu neuen Unternehmungen erleichtern mußte.

Bei der Zurückverlegung der Armee Bothmer, die für ihre neuen Stellungen den Raum der Zlota Lipa vorgesehen hatte, entwickelten sich erbitterte Nachhutkämpfe, durch die sich für die Russen das Nachdrängen sehr verlustreich und zeitraubend gestaltete. Sie hatten es hier mit einem Gegner zu tun, der seit dem Beginn der deutsch-österreichisch-ungarischen Angriffsbewegung noch nie geschlagen worden war und die bisher stets bewiesene unübertreffliche Haltung auch bei der nunmehr freiwillig eingeleiteten Rückzugsbewegung bewährte. So mußte die Hoffnung der russischen Heeresleitung, der Armee Bothmer eine Vernichtungsschlacht liefern zu können, scheitern, obwohl der Gegner seine Erbitterung und die Roheit, mit der er seine Truppen vorwarf, in diesen Kämpfen wenn möglich noch steigerte, vor allem auf den beiden Flügeln. Es war keine Seltenheit, daß die russische Infanterie in acht- bis zehnfacher Gliederung von den Knuten der Kosaken vorgetrieben wurde. In diesen dichten Scharen richtete das Abwehrfeuer der Verteidiger solche Verheerungen an, daß selbst der Stumpfsinn der vorgetriebenen Massen die Unmöglichkeit eines Erfolges erkannte. Versuchten sie dann aber wieder ihre Ausgangstellungen zu gewinnen, so gerieten sie plötzlich in den Sperrgürtel der eigenen Granaten und Schrapnelle, die ihnen nicht minder furchtbar zusetzten als das Geschützfeuer des Gegners. Und so ging es Tage und Nächte hindurch.

Ein Hauptpunkt derartiger Kämpfe war Horozanka nördlich des Dnjestr. Die dortige Stellung der Bothmerschen Truppen hatte an großen Eichen- und Kiefernwäldern einen günstigen Rückhalt und war durch reichliche Artillerie aller Art, Feldkanonen, kleinere Mörser, Feldhaubitzen, verstärkt, die seit dem 14. August zur Aufnahme der russischen Angriffe bereit stand. Hier setzten die Russen meist Nachtangriffe an. Im Morgengrauen sahen dann die Verteidiger ihre Stacheldrahtverhaue zwar an vielen Stellen durchschnitten, der Raum davor aber war mit Feindesleichen wie übersät. Am Tage herrschte stundenlanges Trommelfeuer.

Nach ununterbrochenen Kämpfen vom 14. bis 17. August waren die Russen an diesem Punkt schließlich völlig erschöpft. Ihr Verlust an Toten belief sich auf 5000 Mann, denen auf seiten der k. u. k. und der deutschen Truppen die verblüffend niedrige Ziffer von nur 80 Verwundeten und Toten gegenüberstand! Dabei war mit den Angriffen der Russen fast nichts erreicht worden, und wo sie etwa doch Boden gewonnen hatten, wurde er ihnen meist in erbitterten Gegenstößen rasch wieder entrissen. — In der Nacht zum 20. August nahmen die Russen ihre Angriffe bei Horozanka wieder auf, kamen aber auch jetzt wieder nur bis vor die Drahthindernisse, wo sich die russischen Leichen immer mehr häuften. Es war unmöglich, sie zu bestatten, obwohl der durchdringende Leichengeruch dies gebieterisch forderte.

Seit dem 22. August wirkten die Truppen der Verbündeten auf diesem Abschnitt mit vernichtendem Feuer auf den Gegner ein, um dessen durch seine riesigen Verluste dringend notwendig gewordene Neugruppierung nach Kräften zu stören. Immer wenn die Russen sich in neuen Vorstößen dagegen zu wenden versuchten, wurden sie durch Granaten zugedeckt, so daß auch solche Tage, an denen Kampfhandlungen nicht in der Absicht der Russen gelegen hatten, verlustreich für sie wurden.

Auf beiden Seiten richtete man sich nun zu längerem Stellungskampf ein. Die Russen legten Drahthindernisse an und gruben sich nach Möglichkeit tief ein; ebenso bauten die Bothmerschen Truppen ihre Stellung aufs beste aus. Die Stimmung bei den Verbündeten war trotz mehrtägigen strömenden Regens ausgezeichnet und wurde noch dadurch erhöht, daß von einer einzigen Kompanie 20 Mann auf

einmal zur Verleihung der Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen werden konnten. Sie waren in einem der Kämpfe der letzten Tage, als die Russen einmal auf schmalem Raume durchgebrochen waren, ruhig liegen geblieben, bis die Eindringlinge von der übrigen Kompanie in den Flanken und von vorne gepackt wurden und die 20 den Ring durch einen Angriff gegen den Rücken des Feindes schließen konnten.

Am 17. August traten an der Zlota Lipa zum erstenmal türkische Truppen mit Erfolg gegen die Russen in Tätigkeit. Sie waren über Belgrad nach und nach in Galizien eingetroffen (siehe Bild Seite 228) und bei der Einstellung in die österreichisch-ungarischen und deutschen Verbände um so freudiger begrüßt worden, als es sich um trefflich ausgerüstete Kerntruppen handelte, die zum groß n Teil die gewaltigen Kämpfe an der Ariburun- und Anafartafront und bei Sedd-ul-Bahr mitgemacht hatten. Ihre Ausrüstung war dieselbe wie an der türkischen Front: die graubraune Uniform, zu der die meisten Regimenter nicht den Fes, sondern die „Enverieh" als Kopfbedeckung tragen, eine Art leichten Stoffhelm, der nach seinem Erfinder, Enver Pascha, genannt wurde. Sie waren mit Mannlichergewehren neuesten Musters und langen Bajonetten bewaffnet. Gleich an dem genannten Tage fanden sie Gelegenheit, einen russischen Angriff kräftig zurückzuweisen (siehe Bild Seite 229).

Auch gegen die nördlich anschließende Armee Böhm-Ermolli rannten die Russen, namentlich am 13. und 16. August, mit großer Wucht an. Durch massiges, langwährendes Trommelfeuer wurden schwerste Infanteriestöße vorbereitet, die aber trotz aller rücksichtslos gebrachten Opfer erfolglos blieben.

Am Stochod zeigten die Unternehmungen des Gegners im August nicht mehr ganz die frühere Kraft, so daß in diesem Abschnitt deutsche und k. u. k. Truppen schon vielfach zu Gegenstößen übergehen konnten, von denen sie zahlreiche Gefangene mit heimbrachten. Immerhin wandten auch am Stochod, am Nobelsee, im Raume des Strumen und des Pripet die Russen dasselbe blutige Verfahren an, das soeben bei der Darstellung der Ereignisse bei der Armee Bothmer geschildert wurde, so daß es zu manchem heißen Kampf kam, hauptsächlich in der Zeit zwischen dem 17. und 19. August. Vor allem war in dieser Zeit die deutsche Stellung westlich des Nobelsees bei dem wichtigen Hügel 1151 heftig umstritten. Am 17. August um sechs Uhr abends begann hier stärkstes Trommelfeuer, und um ein Uhr nachts flutete die russische Infanterie auf der 15 Kilometer breiten Linie Nobelsee—Radowjel—Swalowitschi zum Massenangriff heran. Auf den Flügeln brach dieser im Abwehrfeuer der Artillerie und der Maschinengewehre blutig zusammen. Dagegen gelang es den Russen in der Mitte, nach blutigstem Kampfe fünf wertvolle deutsche Stützpunkte zu besetzen. Ein kraftvoller Gegenstoß entriß dem Feinde jedoch drei dieser Werke alsbald wieder, und auch in den beiden anderen war seines Bleibens nicht lange.

Auch weiter südlich, im Raume von Wolka Lubieszowka, wütete in diesen Tagen ein überaus hartnäckiger Kampf. Während die Russen seit dem 17. August mittags das vorbereitende Feuer ihrer Artillerie spielen ließen, bauten sie zahlreiche Lauffstege über den Stochod. Ihr hierauf folgender erster Ansturm gegen Kavallerie und Infanterie führte sie auf einer Breite von etwa hundert Metern in die deutsche Stellung. Durch einen sofort eingeleiteten Gegenstoß wurden sie aber rasch und blutig wieder hinausgeworfen. Nach zweitägiger Pause griffen die Russen abermals an. Fast sechs Stunden stand ihr Trommelfeuer über den deutschen Linien, und gegen zwei Uhr mittags liefen die Sturmkolonnen an. Sie wurden aber so vollständig von den Abwehrgeschützen der Verteidiger zugedeckt, daß der Angriff schon 200 Meter vor deren Werken vollständig abgeschlagen war. Berge von Toten und Verwundeten ließen die Russen auf dem Schlachtfelde. Die Überlebenden waren bemüht, wenigstens einen Teil der Gefallenen und Kampfunfähigen bei ihrer Flucht auf das Ostufer des Flusses mitzunehmen. Pommern und Brandenburger, die hier auf deutscher Seite die Front hielten, hatten einen schweren Stand gehabt, zumal der Gegner mit Gasgranaten und allen anderen furchtbaren Mitteln des neuzeitlichen Krieges gearbeitet hatte.

Nicht minder erbittert wurde seit dem 9. August ferner nördlich des Nobelsees auf der Front von Baranowitschi, namentlich bei Dolnoje Skobrowa am Skobrowabach, gekämpft, wobei es mehrfach auch zu blutigem Ringen Mann gegen Mann kam. So weit das Auge sah, war hier die Erde aufgewühlt von Granattrichtern. In den von wochenlangem Regen noch halb mit Wasser gefüllten Gräben lagen Tote und Schwerverwundete. Gleich am 9. August erreichten die Kämpfe in diesem Abschnitt einen Höhepunkt. Die Deutschen brachten an diesem Tage dem Gegner mit Bajonett und Handgranaten eine vollständige Niederlage bei (siehe die Kunstbeilage). Nach Beendigung des Kampfes flehten die auf russischer Seite neben zahllosen Gefallenen das Schlachtfeld deckenden Schwerverwundeten die Deutschen wimmernd um Hilfe an. Diese konnten wenigstens einen Teil der Unglücklichen bergen und ihnen ärztliche Hilfe angedeihen lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde wieder einmal festgestellt, daß die russische Führung nach wie vor, um die Truppen zu um so größerem Widerstand anzufeuern, die Lüge verbreitete, die Deutschen ließen sich gegen ihre Gefangenen alle erdenklichen Roheiten zuschulden kommen. Die in deutsche Pflege genommenen Leute kamen daher aus dem Staunen über die ihnen zuteil werdende menschliche Behandlung nicht heraus. Sie bekundeten die größte Hochachtung vor der deutschen Kriegstüchtigkeit, zugleich aber, trotz des russischen Vorrückens in Wolhynien, die ernstesten Zweifel an der Möglichkeit des russischen Sieges. Den Deutschen hatten sie den ehrenden Beinamen „Eisenköpfe" gegeben.

Während Brussilows Heere auf der ganzen Front trotz all ihres Kraftaufwandes zum mindesten im Zaum gehalten

Phot. A. Grohs, Berlin.

Zur Bekämpfung der auf dem Balkan besonders großen Seuchengefahr: Deutsche Soldaten werden zum Schutz gegen die Cholera geimpft.

Blick auf Doiran am Doiransee an der serbisch-griechischen Grenze.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

werden konnten, setzten die Verbündeten auf dem Nordflügel und im äußersten Süden, wo die Armee des Generalobersten v. Tersztyanszky (siehe Bild Seite 227) kämpfte, mehr und mehr eigene wirkungsvolle Gegenangriffe an.

In der Bukowina war dem Gegner eine wichtige Karpathenstellung nach der anderen genommen worden. Den wesentlichsten dieser Fortschritte bildete die Zurückgewinnung der Magurahöhe am 18. August. Diesen langgestreckten Bergrücken zwischen den Flüssen Kirlibaba und Cibo hatten die Russen lange mit großer Zähigkeit gehalten, bis es endlich der Unermüdlichkeit ungarischer und preußischer Truppen gelang, ihnen den wichtigen Punkt zu entreißen. Damit war ein Einbruch in die zweite Hauptlinie der russischen Bukowinastellung erfolgt, nachdem der Gegner in den erbitterten Kämpfen der vorhergehenden Tage schon die erste Linie in der Gegend des Capu Tonki verloren hatte. Der Besitz der Magurahöhe eröffnete den Verbündeten die Möglichkeit, die weiter nördlich stehenden russischen Kräfte in der Flanke zu bedrohen. Deshalb beruhigten sich die Russen zunächst noch nicht bei dem Verlust der Höhe. Doch blieben ihre Bemühungen zu ihrer Wiedereroberung erfolglos.

Auf dem nördlichen Teile der Ostfront war anfang August eine wichtige Veränderung in der höchsten Kommandostelle eingetreten: General Rußki, Hindenburgs früherer Gegner, dem schon mancher Erfolg beschieden gewesen war, wurde an Stelle Kuropatkins wieder in den Oberbefehl eingesetzt. Das deutete auf dort bevorstehende wichtige Ereignisse hin, die jedoch im zweiten Drittel des August noch nicht in die Erscheinung traten. Jedenfalls aber wurde die große Bedeutung der Zusammenstöße auf der gewaltigen Ostfront auch durch diesen Wechsel im Oberbefehl hervorgehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Kämpfe zwischen Pruth und Dnjestr.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

Ostgalizien, 22. August 1916.

Der große Stoß, den die Armee Sacharow von Radziwillow aus gegen Lemberg führte, war nach der Einnahme von Brody an der festen Haltung des linken Flügels der Verteidigung zum Stehen gekommen, und da vorauszusehen war, daß zur Deckung der Hauptstadt Galiziens frische Reserven herangeschoben worden waren, so entschloß sich Brussilow, einen anderen Punkt zu wählen, um einen Durchbruch auf Lemberg zu versuchen. Sein Blick fiel auf das Gelände zwischen Pruth und Dnjestr, wo den dort stehenden österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen die sehr schwere Aufgabe oblag, eine sehr lange Strecke mit verhältnismäßig schwachen Kräften zu sichern. So erhielt denn General v. Leschitzki den Befehl, alle verfügbaren Kräfte zusammenzuziehen und sich mit diesen, längs des Dnjestr

Phot. A. Grohs, Berlin.

Generalfeldmarschall v. Mackensen (X) und der bulgarische General Bojadieff (XX) während einer Fahrt auf dem Ochridasee.

Niederwerfung der Russen im Bajonett- und Hand

Nach einer Originalzeichnung v

UNIV. OF MICH.

ndgranatenkampf am Skobrowabach 9. August 1916.

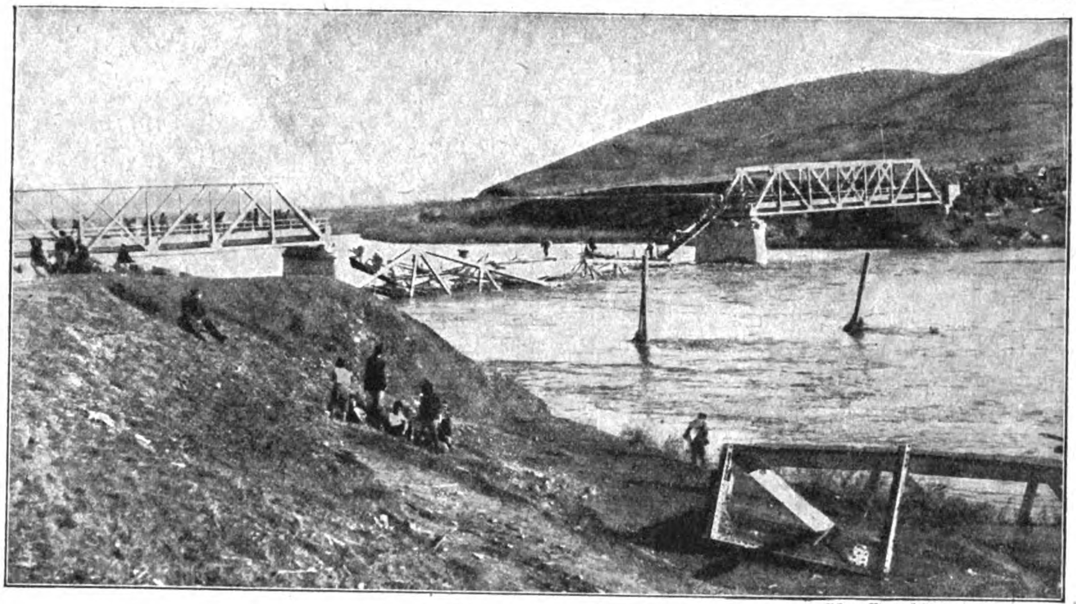
von Professor Hans W. Schmidt.

UNIV OF

vorgehend, auf Stanislau in Marsch zu setzen, um weiter in westlicher Richtung Raum zu gewinnen. General v. Leschitzki, einer der besten und entschlossensten Heerführer, über die die russische Armee verfügt, handelte rasch. Er beließ in der Bukowina vor allem starke Kavalleriekörper, denen eine Anzahl Infanterieregimenter als Rückhalt beigegeben waren und zog eine Stoßgruppe zusammen, deren Kern drei ganz frische transamurische Divisionen bildeten. Zu diesem gänzlich unberührten Heeresteil traten dann noch mehrere innerrussische Divisionen, Reichswehrformationen, sowie Donische Kosaken.

Die Linie, die damals von unseren Truppen gehalten wurde, wird im allgemeinen durch die Orte Delatyn—Otynia—Jezierrany gekennzeichnet. Gegen sie rückten nun die Russen in bedeutender Übermacht heran, wobei die Hauptmasse südlich des Dnjestr vereinigt war, um die dort Widerstand leistenden Truppen abzudrängen.

Am 28. Juli kam es zum ersten Male zum Schlagen. Nach gründlichster Vorbereitung durch Trommelfeuer unter Mitwirkung einer großen Anzahl schwerer und schwerster Batterien, die mit gewaltigem Munitionseinsatz stundenlang unsere Gräben mit einem Hagel von Geschossen überschütteten, traten die Russen zum Sturm an. Sie wurden abgewiesen, stellenweise erst im Nahkampf, oftmals auch durch Gegenangriff zurückgeschlagen. In diesem harten Ringen trat so recht die Überlegenheit der deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten zutage gegenüber den Russen, die, nur sehr mangelhaft ausgebildet, vorzeitig an die Front geschickt worden waren, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Infolge dieses Mangels erwiesen sich die russischen Massen sehr wenig manövrierfähig: sie gingen sehr brav an und vertrugen auch schwere blutige Verluste gut, waren aber leicht aus der Fassung gebracht, sobald ein Gegenangriff erfolgte oder ein Flankenstoß in sie hinein-

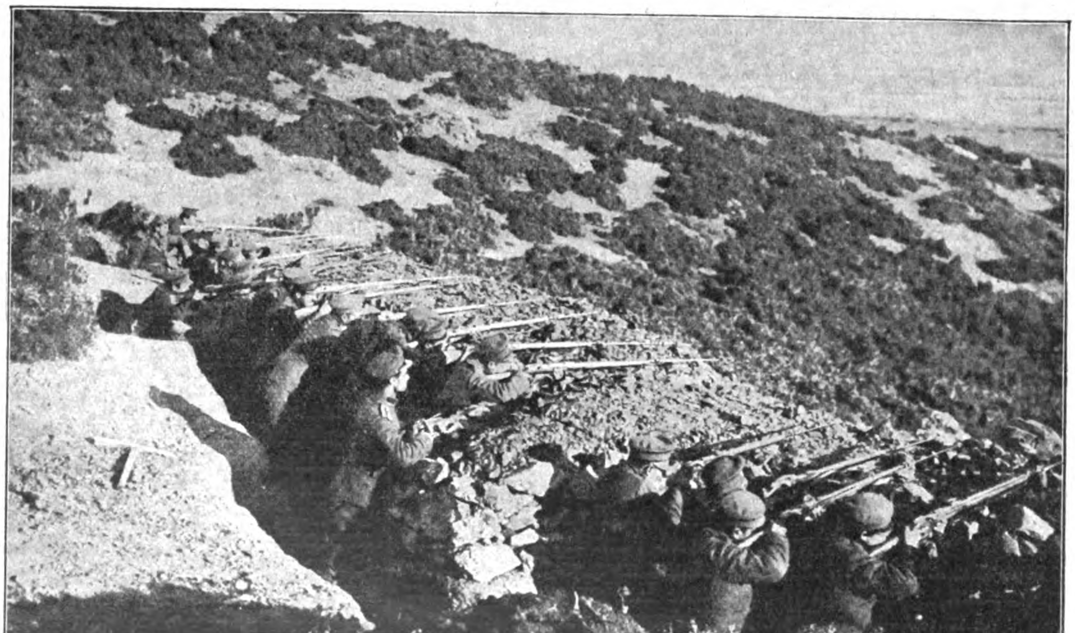


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Von den Franzosen auf ihrem Rückzuge zerstörte Brücke in Mazedonien.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eine Abteilung der bulgarischen XI. mazedonischen Infanteriedivision mit erbeuteten französischen Maschinengewehren.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eine Abteilung der bulgarischen XI. mazedonischen Infanteriedivision in einem beim Vormarsch gegen die Franzosen aufgeworfenen Schützengraben.

fuhr. Es half auch nichts, daß die russischen Offiziere, dem Befehl Brussilows gehorchend, sich unerschrocken an die Spitze ihrer Leute setzten, um diese mit vorzureißen. Auch sie fielen in erschreckender Zahl vor unseren Hindernissen.

Abermals setzte das russische Trommelfeuer ein, und die Artilleriegeschosse hagelten auf unsere schon arg mitgenommenen Linien hernieder. Dann setzten die Russen in vierfacher Übermacht abermals zum Sturm gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen an, die zähe in den zusammengeschossenen Stellungen aushielten. Auch dieses Mal räumte das höchstgesteigerte Feuer der Mehrlader und Maschinengewehre fürchterlich in ihren Reihen auf, aber über die Leichenfelder gefallener Kameraden fluteten immer neue Sturmwellen heran.

So kam endlich, was angesichts der erdrückenden Übermacht unvermeidlich war. Die Russen brachen durch, die Rücknahme des linken Flügels wurde unvermeidlich. Er ging in der Richtung auf Tlumacz zurück, hart gedrängt von den Russen, die dieses Mal, entgegen ihren sonstigen Gepflogenheiten, so scharf nachstießen, daß selbst ihre 21-Zentimeter-Geschütze schon 48 Stunden später vor den neuen Verteidigungsstellungen erneut ins Gefecht traten. Durch Herausziehen von Truppenteilen aus den weniger schwer angegangenen Abschnitten der Front gelang es, unseren linken Flügel so weit zu verstärken, daß die unmittelbare Gefahr eines entscheidenden Durchbruchs der Russen abgewendet erschien; da aber vorläufig auch nicht mit dem Eintreffen von Verstärkungen in den nächsten Tagen gerechnet werden konnte, so beschloß der Armeeführer, jedem schweren Angriff der Russen so lange geschmeidig auszuweichen, bis Gelände und Truppenzahl es ihm gestatteten, den Kampf bis zur Entscheidung durchzuführen.

Am 7. August griffen die Russen von neuem an. Es kam zur zweitägigen Schlacht von Tlumacz, in der Deutsche wie Österreicher und Ungarn mit unvergleichlichem Heldenmute fochten und erst dem Befehl gehorchend den Rückzug antraten, der dieses Mal bis hinter die Bystrica durchgeführt wurde, wo man eine vorbereitete Stellung und auch eine solche Zahl von frischen Truppen vorfand, daß der Armeeführer sich nunmehr in die Lage versetzt sah, den Russen bis zur Entscheidung standzuhalten. Das Beziehen der neuen Stellungen erfolgte derartig planmäßig, daß auch nicht ein Fuhrwerk in den Händen der Russen zurückgelassen werden mußte, und die Loslösung vom Gegner wurde so geschickt durchgeführt, daß vor allem in den weniger ernst angegangenen Abschnitten die Moskalen oftmals erst nach Stunden feststellten, daß schon lange kein Soldat mehr in den deutschen oder österreichisch-ungarischen Gräben stand.

Serbischer Soldat in neuer Ausrüstung.
Nach einer französischen Darstellung.

Bedauerlich war es, daß man Stanislau und Nadworna den Russen überlassen mußte. Doch war dies aus taktischen Gründen notwendig. So nahm denn der Armeeführer sein ganzes Heer bis in die günstigen Stellungen hinter der Bystrica zurück, und die weitere Entwicklung gab ihm recht.

Durch die bisher erzielten Erfolge verleitet, wiegte sich General v. Leschitzki in der trügerischen Hoffnung, das nach seiner Ansicht geschlagene deutsche und österreichisch-ungarische Heer durch einen letzten kräftigen Stoß völlig über den Haufen werfen zu können. Am 12. August brach er mit zwei Divisionen aus Stanislau nach heftiger Artillerievorbereitung zum Angriff vor. Die Russen griffen wieder sehr wacker an, aber dieses Mal kam es anders. Ein entsetzliches Feuer wütete in ihren Reihen. Hunderte und aber Hunderte erlagen dem tödlichen Blei, das Vorfeld bedeckte sich mit Leichen und Sterbenden. In wohlüberlegter Ordnung, zwei Bataillone im ersten Treffen, die beiden anderen als Rückhalt dahinter, rückten frische russische Regimenter zum Sturm vor, nur um ebenfalls vor unseren Hindernissen zusammenzubrechen. Bloß an einer Stelle, bei Lysiec, gelang es den Russen, in die österreichisch-ungarischen und deutschen Gräben einzudringen, sie wurden aber sehr rasch durch Gegenangriff erdrückt. Die meisten der Eingedrungenen fielen, und nur Trümmer fluteten auf die russischen Linien zurück.

Als Leschitzki, der seine Regimenter in dieser Hölle wie den Schnee in der Sonne dahinschmelzen sah, das Erfolglose seiner Angriffe erkannte, gab er das Stürmen auf und nahm seine Angriffsdivisionen, oder vielmehr, was davon noch übrig war, hinter seine eigene Front zurück. Auf den Höhen jenseit der Bystrica aber behauptete das österreichisch-ungarische und deutsche Heer in unerschütterlicher Kampfbereitschaft seine alte Stellung.

Seit jener blutigen Lehre beschränkte sich die Kampftätigkeit auf sehr mäßige Artillerietätigkeit und einzelne kleine örtliche Vorstöße. So überfiel ein österreichisch-ungarisches Jägerbataillon eine russische Abteilung in dem dicht westlich Stanislau gelegenen Schlosse Uhrinow Dolina, fügte ihr einen blutigen Verlust von 200 Mann zu und brachte auch noch 43 Gefangene mit. Auch die Russen versuchten in der Nacht vom 18. zum 19. August einen Vorstoß mit Infanterie im Raume westlich Stanislau, der aber, weil schwächlich geführt, leicht und rasch durch unser Maschinengewehr- und Infanteriefeuer abgewiesen wurde.

Russische Kampfformen in der Sommeroffensive 1916.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

Umfang und Bedeutung der großen Offensive des Generals Brussilow vom Sommer 1916 lassen es angebracht erscheinen, sich mit den Kampfformen des russischen Heeres zu beschäftigen. Abgesehen von den ungeheuren Zahlen der russischen Streitkräfte lag in einem neugewählten Verfahren ein Grund des Erfolges, der den Russen beschieden war. Er beschränkte sich zwar auf das Eindrücken der deutsch-österreichisch-ungarischen Front an vier Kampfstellen: im Raume von Czartorysk, im Raume von Luck, bei Kolomea und in der Bukowina. Aber doch sind diese Erfolge schon deshalb beachtenswert, weil sie gegenüber sorgfältig ausgebauten Stellungen errungen wurden und weil junge Truppen es waren, die sich des Sieges rühmen konnten.

Die Russen haben, seit sie sich im Herbst 1915 über die Grenzen Polens, Litauens und Galiziens zurückzogen, viel gelernt. Daß das weite Zarenreich sein gelichtetes Heer auffüllen würde, daran konnte kein Zweifel sein. Auch durfte man sich darüber nicht täuschen, daß die Hilfsquellen des Landes noch immer reich genug flossen, um einen Teil der erlittenen Verluste an Kriegsbedürfnissen auszugleichen. Weniger sicher stand es mit dem Ausblick auf die Hilfe der Verbündeten Rußlands. Aber England, Amerika und Japan haben den großen Menschenverleiher nicht im Stich gelassen, und so konnte denn ziemlich geräuschlos und unbeachtet nach und nach ein neues Millionenheer auf die Beine gebracht und gen Westen befördert werden. Neutrale Blätter behaupteten, daß Brussilows Angriffsheere zusammen mit den Streitkräften, die die Armeen des Prinzen Leopold von Bayern und des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg angriffen, 4 Millionen Mann stark gewesen seien. Die Haupthilfe der Verbündeten Rußlands aber lag in

der Ergänzung von dessen Artillerie. Die großen russischen Eisen- und Stahlwerke wurden mit französischer Hilfe und Leitung neugestaltet. Die transsibirische Bahn brachte viele hundert Batterien japanischer und amerikanischer Geschütze an die Front. Französische Kanonen erreichten die Heere Brussilows in zerlegtem Zustande und wurden dann von französischen Offizieren und Unteroffizieren neu zusammengesetzt. Panzerautos kamen aus Belgien (vgl. Seite 134) und Panzerzüge aus England. Das russische Fliegerwesen arbeitete mit französischen Apparaten, und ein großer neuer Flugapparat, der „Sikorski", trat als Kampfflugzeug auf. Französische Piloten und Fliegeroffiziere waren überall anzutreffen. Das russische Offizierkorps hatte schwere Lücken aufzuweisen, als es sich im Herbst 1915 von seiner Flucht erholte. Das Heer war wie eine Herde ohne Leittier, und aus sich selbst konnte Rußland nicht alles tun, um es wieder zur Offensive fähig zu machen. Junge Studenten und Schüler und alle Leute gebildeten Standes in körperlich noch leistungsfähigen Jahren wurden zwangsweise als Offiziere eingestellt. Und man mußte gespannt darauf sein, in welchen Kampfformen die neuen Truppenmassen unter so unzulänglicher Besetzung der unteren Dienstgrade auftreten und bewegt werden würden.

Da kamen zu rechter Zeit zahlreiche französische Offiziere dem russischen Heere zu Hilfe. In erster Linie waren es Genieoffiziere, die als Lehrer verwendet wurden. Dann fand sich auch bei den unteren Stäben der französische Generalstabsoffizier neben seinem russischen Kameraden ein. Japanische Offiziere erschienen als Führer ihrer eigenen Batterien und als Lehrer der schwerfälligen russischen Mannschaften in der Bedienung der neuen schweren Artillerie.

Hofphot. Strelisky.

Generaloberst v. Tersztyanszky, Führer einer Armee an der Ostfront.

Die frische Ausrüstung und Bewaffnung zeigte sich zu Beginn der russischen Sommeroffensive im Juni 1916 zunächst in einem ausgiebigen Erkundungsdienst. Der ist zwar immer im russischen Heere gepflegt worden, und das schlechte Kartenmaterial sowie die oft vorhandene Unfähigkeit, es richtig zu lesen, wurde auch diesmal durch Ergebnisse der Streif- und Jagdkommandos, die von Offizieren geführt wurden, ergänzt. Dann setzte das in der russischen Armee schon vorher an einigen Stellen geübte Trommelfeuer da ein, wo man einen Angriff in breiterer Front beabsichtigte. Aber das Trommelfeuer war jetzt anderer Art als im Jahre 1915. Es hatte durchaus französische Formen angenommen und konnte dies, weil die schweren Kaliber wesentlich vermehrt waren und eine viel größere Munitionsmenge zur Verfügung stand. Man hatte sie in geeigneten Räumen hinter der Front aufgestapelt und beging nur den Fehler, allzu verschwenderisch mit ihr umzugehen. Die Schwierigkeit in der Nachfuhr der Munition legt dem Verbrauch in Rußland gewisse Beschränkungen auf, denn die Strecken sind weit, der Bahndienst unzuverlässig und schlecht eingerichtet.

Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

Der rumänische Ministerpräsident und Träger der vertragswidrigen Politik Rumäniens, Bratianu.

Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

König Ferdinand von Rumänien.

Schon in den Kämpfen des Jahres 1914/15 in Galizien hatte sich die Rücksichtslosigkeit in der Opferung des Menschenmaterials offenbart. Was die Russen darin aber im Sommer 1916 leisteten, überstieg alle Schranken. Wenn ein zum Angriff ausersehener Frontabschnitt unserer Heere eine Weile mit Trommelfeuer belegt war, während die russische Infanterie nach vorne Raum gewann, verteilten die Russen ihr Feuer plötzlich auf die Flügel des Angriffsraumes und ließen die Mitte frei von Granaten. Sie rechneten damit, daß die Verteidiger ihre Reserven in den vom Feuer freigelassenen Raum hineinführen würden. Das geschah auch, und während nun die deutschen und österreichisch-ungarischen Verteidiger an den Flügeln des Angriffsraumes durch die schweren Kaliber der Russen förmlich zugedeckt wurden, entstand in der Mitte des gesamten Kampfraumes ein Ringen der Infanterie miteinander. Ohne die Entscheidung abzuwarten, verlegte dann die russische Artillerie erneutes Trommelfeuer auf die Mitte und zerrieb damit zu gleicher Zeit die eigenen und die feindlichen Infanterietruppen. Jetzt war — wörtlich genommen — ein „toter Raum" geschaffen, auf dem nichts als Leichen lagen, und gegen diesen stürmte neue russische Infanterie vor und gelangte durch ihn hindurch. Durch diese grausame Opferung der eigenen Infanterie kamen die russischen Reserven sprungweise nach vorn und suchten dadurch die unter Trommelfeuer gehaltenen Flügel der Verteidigungslinie zum Rückzug zu nötigen. Dieser wurde aber wiederholt nicht angetreten. Die Verteidiger blieben in ihren halb verschütteten Gräben, wehrten sich dort und gerieten daher, nun auch von rückwärts angegriffen, in russische Gefangenschaft. Das barbarische und zugleich listige Verfahren, für das die Russen insgesamt auf allen Angriffstellen etwa 4000 Geschütze einsetzten, hat ihnen also einigen Erfolg gebracht, aber nur so lange, bis man ihre neue Kampfform kannte und das einzige Mittel ergriff, das es gab: das Zurückbiegen der Verteidigungsfront.

Auch die russische Kavallerie hat eine besondere Rolle gespielt. Wir haben wiederholt ein wildes Vorbrechen großer Kavalleriemassen erlebt. In den anscheinend leeren Raum jagte sie hinein, hinter der weichenden Verteidigungsarmee her. Aber meist stürzten die Reitermassen förmlich in die Maschinengewehre hinein und wurden durch schwere Verluste, auch von den Flanken her, vernichtet.

Ein erheblicher Teil der stürmenden Infanterie wurde nur mit Stöcken bewaffnet, und den so ausgerüsteten Mannschaften wurde eine Reihe von Handgranaten mit-

gegeben. Waren sie verbraucht, so war diese Infanterie nichts als Bajonettfutter. Mit ihrer Rückkehr rechnete die russische Heeresleitung gar nicht. Alle russischen Kampfkniffe waren aufs neue der Masse eingedrillt worden. Bataillonsweise krochen die Mannschaften mit weißen Tüchern in den aufgehobenen Händen heran und schrien auf deutsch, daß sie sich ergeben wollten. Ging der Verteidiger darauf ein, sein Feuer einzustellen, so wurden aus den angeblichen Überläufern alsbald Handgranatenwerfer, und in wilden Messerkampf artete das Ringen um die Entscheidung aus.

Es versteht sich von selbst, daß diese Kampfformen nicht ohne Anwendung von Gewalt gegen die eigenen Truppen von der russischen Heeresleitung gebraucht werden konnten. Hinter der Front halfen die aufgestellten Maschinengewehre nach, ebenso die Revolver der Offiziere und Gendarmen, die Peitschen der Kosaken. Tausende von toten Russen wurden mit blutigen Striemen auf dem Rücken aufgefunden. Ein erbeuteter russischer Armeebefehl der 8. Armee sagt ausdrücklich:

„Hinten muß man besonders zuverlässige Leute und Maschinengewehre haben, um im Bedarfsfall die Mannschaften zum Vorgehen zu zwingen. Man darf mit dem Befeuern ganzer Truppenteile nicht zaudern, falls sie versuchen sollten, zurückzuweichen oder sich zu ergeben. Jeder, der einen ganzen Truppenteil sich ergeben sieht, ist verpflichtet, das Feuer auf ihn zu eröffnen und ihn vollständig zu vernichten."

Alle Tücken und Listen, alle Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten haben zu nichts anderem geführt, als zu taktischen Erfolgen des Feindes, und die neuen Kampfformen haben ihm in wenigen Wochen über eine halbe Million Mann an Verlusten eingebracht. Die strategischen Ziele Brussilows dagegen wurden auch in der Juni- und Julioffensive nicht erreicht.

Körperpflege im Heere.

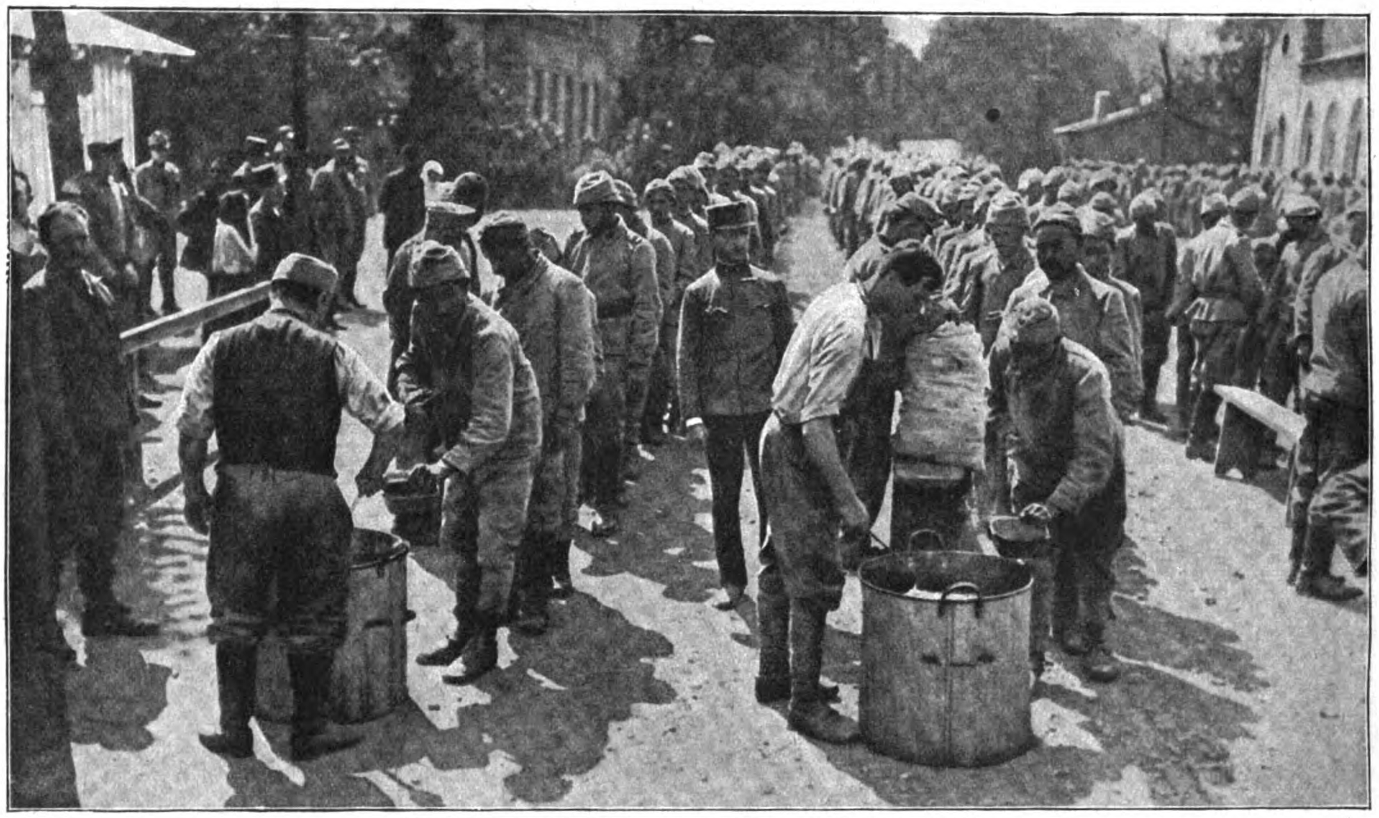
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 230 und 231.)

Heutzutage werden die Soldaten, schon vom ersten Tage ihres Eintritts zum Militär an, darauf hingewiesen und nötigenfalls streng entsprechend angehalten, daß die Reinlichkeit die Vorbedingung für die Gesundheit des Körpers ist. Flußbäder im Sommer (siehe Bild Seite 230) und Brausebäder im Winter (siehe Bilder Seite 231) sind für die Reinigung und Gesunderhaltung der körperlich angestrengt arbeitenden Soldaten vorgesehen. Täglich müssen am frühen Morgen gleich nach dem Aufstehen, sowie nach der Rückkehr von staubigen Übungen Halbwaschungen unter Aufsicht des Stubenältesten oder Korporalschaftsführers vorgenommen werden. Offiziere, Sanitätsoffiziere und Unteroffiziere halten regelmäßig wiederkehrende Instruktionstunden über die Pflege der Hände, der Füße, des Mundes und der Zähne, der Haare und der Kopfhaut ab.

Besonderer Wert wird in den späteren Ausbildungsmonaten auf Selbsthilfe und erste Hilfeleistung bei Hitzschlag und Erfrieren gelegt. Beides sind Gefahren, die den Soldaten im Felddienst und noch viel mehr im Felde tückisch umlauern. Der Hitzschlag macht sich durch quälendes Durstgefühl, Brustbeklemmung, starkes Herzklopfen bemerkbar und führt rasch zur Bewußtlosigkeit. Das Erfrieren von Gliedmaßen, das unter anderem in den Winterfeldzügen gegen Rußland vorkam, macht sich durch Gefühlloswerden der betroffenen Stellen bemerkbar. Durch rechtzeitiges Vorbeugen lassen sich die nachteiligen Folgen auch beim Auftreten der ersten Anzeichen noch abwenden. Bei Unkenntnis jedoch entstehen für die Truppenteile Ausfälle an Mannschaften, die verlustreich sind wie ein Gefecht. So verlor im Jahre 1859 die französische Division d'Autemarre in der Lombardei an einem einzigen Marschtage 26 Mann an Toten und 2000 Mann Dienstunfähige durch Hitzschlag!

Die Instruktionen über Körperpflege und die hygienische Militärfürsorge begegnen bei unseren Feldgrauen lebhafter Aufmerksamkeit. Es wird aber auch tatsächlich alles für sie getan, was ihnen irgendwie die Strapazen des Krieges erleichtert. Als Beispiel dafür möchte ich die auf Seite 231 beigegebenen drei Abbildungen der neuesten Erfindung der Benzwerke anführen, des „Autobadewagens". Sie zeigen den Wagen auf der Fahrt, nach dem Aufschlagen des doppelseitigen Zeltes, aus dem der eigentliche Baderaum gebildet wird, und die Rückseite des Wagens während des Betriebs. Man sieht die Wasserzuleitungsschläuche und den Kesselraum nebst Regulator, mit Hilfe deren warme und kalte Bäder, ferner warme und kalte Duschen verabreicht werden können. Auch unter Rauchentwicklung hat dieser Autobadewagen nicht zu leiden, da durch eine besondere Abzugsvorrichtung, deren oberer Teil, das Haubenkamin, auch von außen sichtbar ist, dem



Essenfassen türkischer Truppen auf einem galizischen Bahnhof.

Türkische Truppen in Galizien weisen am 17. August 1916 einen russischen Angriff an der Zlota Lipa zurück.

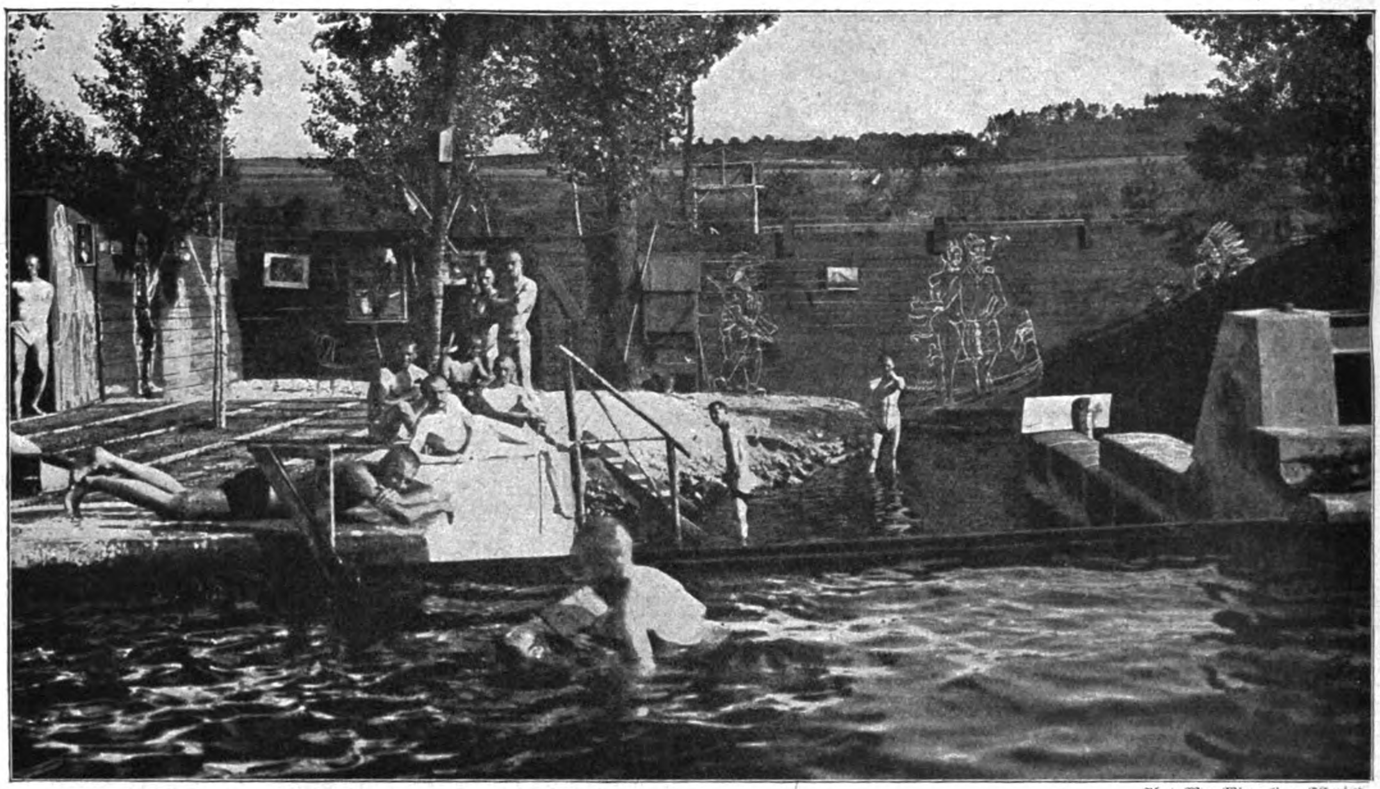
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

Übel gründlich gesteuert wurde. Andere Anstalten zur Förderung der Körperpflege und zur Desinfektion sind der Öffentlichkeit schon seit längerer Zeit nicht nur mit Namen, sondern auch nach Zweck und Einrichtung gut bekannt, ich meine die — „Lausoleen“.

Französische Feldbriefe.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

Ein Stoß französischer Feldbriefe liegt vor mir aufgeschichtet. Sie stammen von den Gefangenen aus der Verdunschlacht und tragen die Spuren des Krieges sichtbarlich zur Schau. Sie sind mitgewandert in die schlammigen Schützengräben und in die dunklen Unterstände, sie sind beim Licht elender kleiner Kerzenstümpfe und blinkender Taschenlampen gelesen worden, sie sind mit auf Posten gewandert und auf Patrouille. Trotz des Verbotes, Familienbriefe lange aufzuheben und mit sich herumzutragen, haben die französischen Männer die Grüße von daheim nicht kauft habe. Aber bedenke doch den Preis: 480 Franken! Soviel hätten wir ja im Frieden nie bekommen. Und wie gut kann ich das Geld brauchen. Ich will Gaston die 200 Franken zurückzahlen, die er Dir damals lieh, als Du einrücken mußtest. Er mahnte schon ein paarmal ... Sei tapfer, mein geliebter Schatz —“. Eine Mutter zählt säuberlich auf, was sie dem Sohne alles ins Paket getan hat, sogar ein gebratenes Huhn. Ach, es wird wohl verderben, bis es ankommt! Er hat sich Camembert gewünscht. Der ist unerschwinglich, schreibt sie betrübt, wir bezahlen ihn jetzt hier mit 1,40 Franken, „wo sind die Zeiten hin, da er 70 Centimes kostete? Nun, sei getrost, wenn der Krieg zu Ende ist, kriegst Du so viel Camembert, wie Du willst ... Ich sehe, daß Du Dich langweilst, nur Mut, mein Junge!“ Auch Lolotte schreibt aus Paris am 13. März: „Mein Teurer, Du darfst Dich nicht langweilen, man muß noch ein wenig Geduld haben. Wie ich Dir schon viele Male gesagt habe: je mehr Du gelitten haben wirst, je länger wir getrennt gewesen sind, um so glücklicher werden wir vereinigt sein.“ — „Morgen ist Pfingsten,“ seufzt Paulette,



Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Eine von deutschen Truppen im Westen errichtete Badeanstalt. Die Wände sind mit lustigen Zeichnungen geschmückt.

vernichten mögen. Das Herz der Frauen Frankreichs durchpulst die abgegriffenen Blätter.

Wir in Deutschland kennen ja die französische Frau so gut aus den unzähligen Pariser Theaterstücken mit unvermeidlichem Ehebruch in rührseliger und — häufiger noch — in possenhafter Färbung. Wir wissen genau, daß sie sehr oberflächlich, sehr eitel und gefallsüchtig, sehr wenig häuslich, aber lustig, sehr verliebt, aber treulos ist. Von dieser Pariser Theaterfrau kann ich leider nichts erzählen. Es scheint, daß die Soldatenfrauen, deren Briefe die Verdunschlacht mitgemacht haben, eine ganz neue Gattung der französischen Frau darstellen, die wir in Deutschland trotz unserer überaus genauen Kenntnis der Pariser Dämchen und ihrer flotten Abenteuer sehr wenig kennen. Paris ist nicht Frankreich, in diesem Kriege weniger als je. Was aber vor Verdun und an der Somme kämpft, blutet und stirbt, das ist Frankreich und erst recht nicht Paris. Hier hört die Ehebruchskomödie auf, und die Tragödie der Mütter, Ehefrauen und Bräute beginnt.

Es ist nun keineswegs so, daß diese französische Kriegsfrau heult und stöhnt und jammert — nein, sie arbeitet und sorgt für Mann und Kind. Sie ist fleißig von früh bis spät, sie berichtet vom Stande der Kartoffeln, von der Schafschur, vom Verkauf der Kuh. „Du wirst Dich sehr wundern zu hören,“ schreibt Madeleine F. aus ihrem kleinen Pyrenäendorf am 29. Mai, „daß ich unsere beste Kuh ver- „was soll man Dir wünschen, wenn nicht das Ende dieses verwünschten Krieges und Deine Heimkehr zu uns. Sei tapfer!“ — „Du fragst mich, was man hier über den Krieg sagt? Kein Mensch ist imstande zu sagen, ob er noch lange dauern wird oder nicht. Das hängt von unvorhergesehenen Umständen ab, so lange man so blutig kämpft, wie jetzt bei Verdun,“ schreibt Merseille L. am 7. April.

Ja, dieser traurige Krieg — sie verstehen ihn nicht, sie verwünschen ihn, aber sie haben sich darein ergeben, und sie sind es nun, die den ungeduldigen, geplagten Männern Mut zusprechen. Sie politisieren nicht, in keinem dieser Frauenbriefe kommt der Name eines Ministers, eines Politikers, einer Zeitung vor; man spricht mit keinem Worte von den Verbündeten, von den „armen Serben“ oder Belgiern, von den Ursachen oder Absichten oder Zielen des Krieges. Das ist alles so sehr weit weg und so ungeheuer gleichgültig gegenüber der einen Tatsache: daß Gaston oder Pierre irgendwo im Schützengraben sitzt und nun — ach! wieder nicht in Urlaub kommen kann. Seit 21 Monaten, schreibt Camilla C. am 14. Mai, hat Ernest, der Vetter, keinen Heimaturlaub gehabt. „Wann kommst Du endlich, mein geliebter Mann? Ich habe jetzt Nachtarbeit übernommen für 3 Franken, anstatt 1,50 Franken, die ich tagsüber erhielt. Ich werde Dir wöchentlich 5 Franken schicken können, von nun ab. Jetzt erwarten wir nichts sehnlicher als das Ende dieses abscheulichen Abdrückens ...“ Eine Englän-

derin, die französisch und englisch durcheinander plaudert, wiederholt das: „... dieser fürchterliche Albdruck, wie Du sagst. Selbst die Zivilisten, die doch nicht zu beklagen sind, fangen an, die Sache etwas lang zu finden.“ Es muß eines der vielen Frontworte sein, dieses „cauchemar“, das regelmäßig in den Briefen wiederkehrt.

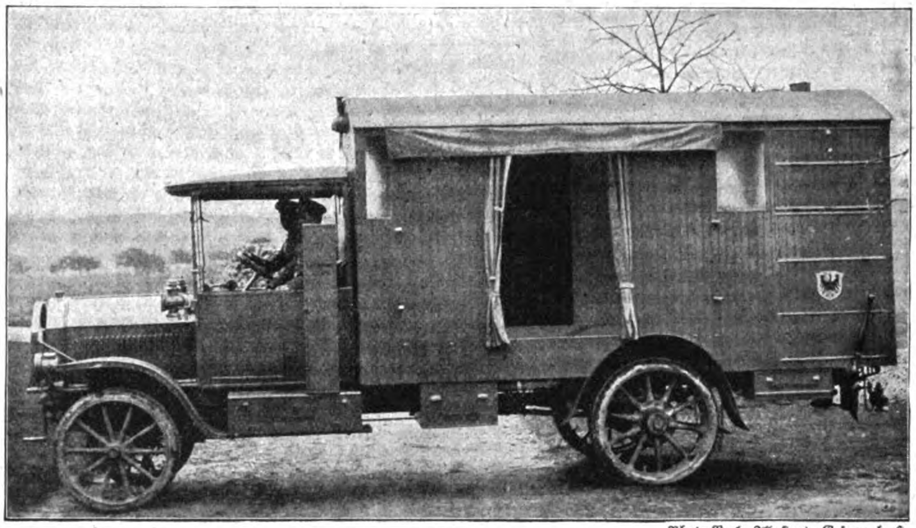
Allein über die wechselnden Formen der Anrede ließe sich eine Psychologie der Zärtlichkeit schreiben: Petit soldat, grand ami, schreibt Juliette. Mon beau trésor aimé, mon cher petit mari, mon grand gosse — sie sind sehr erfinderisch, diese einfachen Frauen und Mädchen. Eine ernsthafte Bretonin macht ihm Vorhaltungen wegen Célina, aber sie unterdrückt jedes heftige Wort der Eifersucht und schläft mit seinem Briefe auf dem Herzen sehnsüchtig ein.

Madeleine L. ist die einzige, die in ihrem Briefe an den Bruder vom 17. April sich Gedanken über dieses Verdun macht. Es ist beinahe sicher, schreibt sie, „daß dies eine letzte Anstrengung der Boches ist ... Die Lager von Bayonne, Pau und Tarbes leeren sich, beinahe jeden Tag marschieren Truppen fort an die verschiedenen Punkte der Front. Es ist klar, ein großer Stoß wird binnen kurzer Zeit unternommen werden ...“

Und dann ist da ein Onkel oder Pate in Epinal, der auch allerhand gehört hat. „Ja, das ist hart, mein lieber Eduard,“ schreibt er am 9. Mai, „aber Ihr macht jetzt eine große Sache. Denke doch, Du wirst einmal sagen können: ich war einer von denen, die die Bochesarmee vernichtet haben. Denn nach Verdun werden sie nicht mehr große Sprünge machen können, nicht etwa weil sie ganz erschöpft (anéantis) sein werden, nein: um sie zu zerschmettern, sind noch 16 Monate im Felde nötig. So sagen wenigstens gutunterrichtete Leute. Ich verstehe davon nichts, aber Ihr an der Front, Ihr fühlt wohl, daß man sie endlich gepackt hat, und daß man sie unterkriegen wird, koste es — ach! was es wolle! Der Ausgang ist sicher. Es gibt Augenblicke, wo ich dringend wünschte, an Deiner Seite zu kämpfen — sei guten Mutes!“

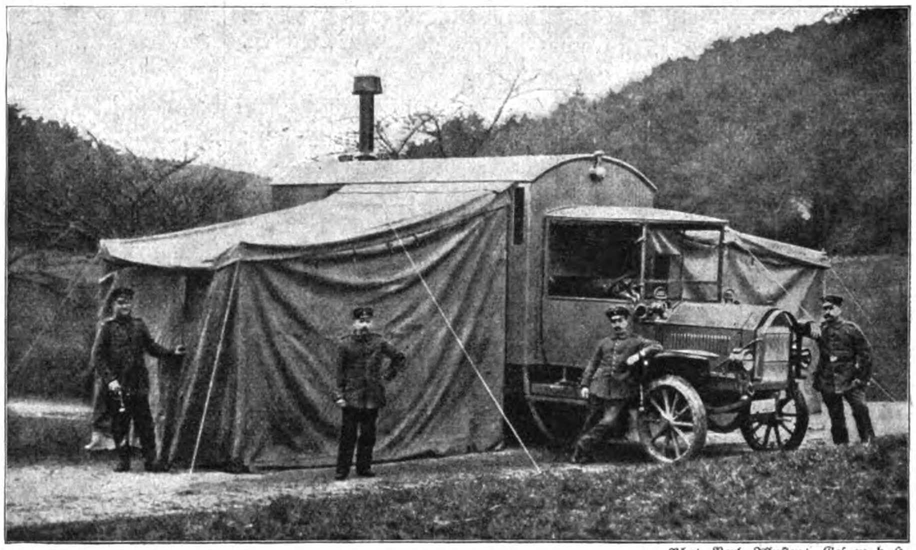
Daß das Heldentum auch den Frauen nicht versagt ist, spürt man aus den wenigen Zeilen der Gattin des Majors N., der in einem Flugzeug bei Brieulles abstürzte. Sie spricht ihm von den „Ungeheuerlichkeiten des Augenblicks“, von ihrer bangenden Erwartung, und fährt dann fort: „Verächtlich klein daneben erscheint selbst unsere Liebe, das Schönste, was die Welt mir zu bieten hatte. Das Höchste erscheint nichtig im Vergleich zu dem, was sich im Augenblick abspielt ...“

Ich greife noch eine Aufzeichnung aus diesen Soldatenbriefen heraus, die ungemein aufschlußreich ist. Ich meine das Tagebuch des Unterleutnants X., der Hals über Kopf zu einem Regiment an die Verdunfront beordert wird. Er trifft unterwegs auf den überfüllten Militärbahnhöfen Haufen ratloser Zivilisten, Bauern und Kleinbürger, mit Habseligkeiten bepackt, mit Kind und Kegel: Ausgewiesene aus der Verdungegend.



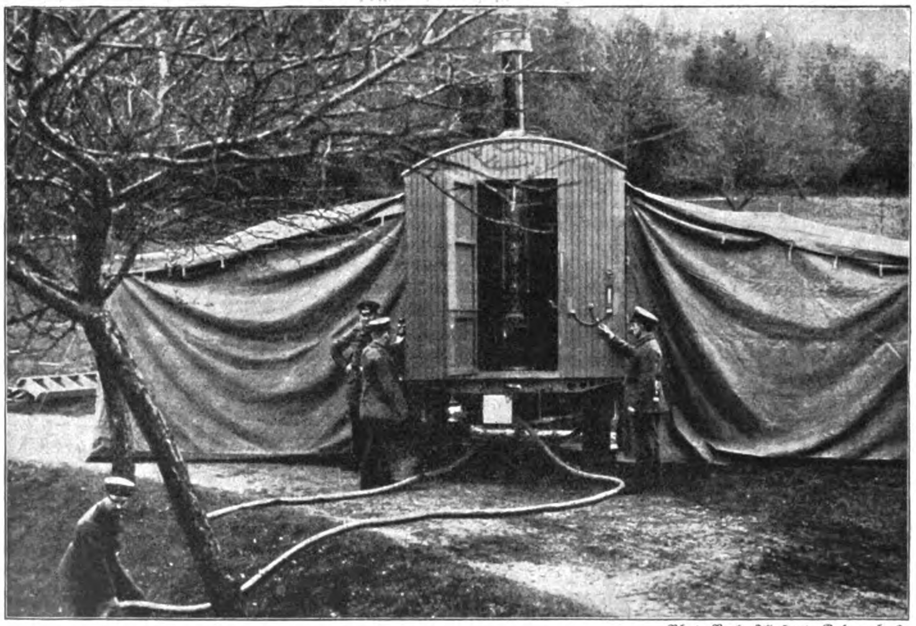
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

„Autobadewagen“ auf der Fahrt.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Aufgeschlagener „Autobadewagen“.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

In Betrieb gesetzter „Autobadewagen“.

Niemand kümmert sich um sie. „Wohin kommen wir?“ — „In Sicherheit. Steigt nur aus.“ Aber sie stehen und warten und frieren stundenlang, ohne Nahrung, ohne Obdach. Die Kinder weinen, die Frauen stoßen Verwünschungen aus, gegen den Krieg, das Land, gegen alle.

In Chaumont trifft der Leutnant 300 Mann Ersatz der

39. Division auf dem Bahnhof. Keine Unterkunft, keine Verpflegung. Am nächsten Tag dieselbe Geschichte. Der ganze Zug kann nicht weiter: „Ein Auto kommt. Wohin? Verdun. Ich springe auf. Ich will in Verdun den Stab des 20. Armeekorps aufsuchen, in der alten Artilleriekaserne. Aber wir erreichen sie nicht. Die Deutschen beschießen Verdun, die Chauffeure kehren einfach wieder um. Ich springe ab und gehe zu Fuß weiter. Ich komme an, aber es gelingt mir nicht, die Stellung meines Regiments zu erfahren. Und wo ist die Gefechtsbagage?" Drei Tage später erst erreicht er seine Division. Sie schickt ihn auf die Suche nach seinem Regiment in die Nähe von Douaumont. Er findet es endlich, aber von einer Stellung ist keine Rede. Alle sind aufgeregt, niemand weiß, wo der Feind ist, sie beginnen rasch sich einzugraben. „Man spürt keine Leitung, hört keine genauen Befehle. Man hält sich für verraten und verkauft ..."

Phot. Prof. Nic. Michailow.

General Schostow, Chef des bulgarischen Generalstabs, starb am 1. September 1916 an den Folgen eines schweren Anfalls von Blinddarmentzündung.

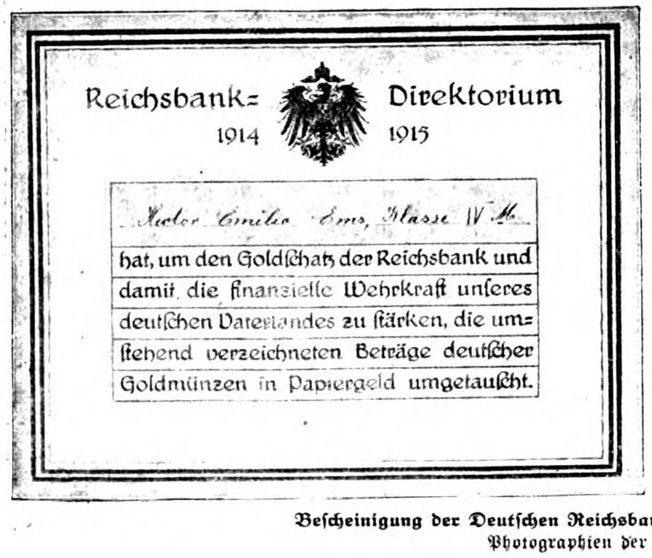
Aus dem Kriegstagebuch eines Schwarzkragens.

An einem schönen Sommermorgen im Juni fuhren wir nach N., um Munition zu holen. Wir waren früh aus den Federn gekrochen. Die Waldessänger stimmten eben ihr Morgenlied an, als ich den Kaffee braute. Nachdem dieser getrunken war, hieß es: „Artilleristen aufgesessen, und das Liebchen nicht vergessen —" und los ging's durch den herrlichen Buchenwald nach N. Dort mußten wir aber wohl eine Stunde auf den Feuerwerker warten, was uns nachher fast zum Verhängnis geworden wäre. Endlich konnten wir unseren Wagen füllen und über J. und Th. unserem Ziele zufahren. Aber schon von weitem sahen wir über unseren Gefechtslinien zwei Franzmänner kreisen, die trotz starker Beschießung nicht weichen wollten. Wir drückten uns mit dem Munitionswagen ganz nahe an den Wald heran, um nicht beobachtet zu werden. Der Zugführer ging durch den Wald zu den Geschützen. Wir verabredeten, daß er mir ein Zeichen geben solle, sobald die Flieger außer Sicht seien, und daß wir dann die Munition vorbringen sollten. Das verabredete Zeichen ließ nicht lange auf sich warten. Ich bestieg das Pferd des Zugführers und winkte den Fahrern, vorzufahren. Aber kaum war ich den kleinen Hügel hinaufgetrabt, da tat's auf einmal r—r—ratsch—bum, und schon flogen Erdstücke und Granatsplitter über uns hinweg. Kurz darauf platzte eine zweite Granate einige Meter hinter der ersten. Nun aber vom Pferd herunter; die Fahrer machten kehrt und fuhren im Galopp um die nächste Waldecke in Deckung. Der Unteroffizier und ich hintendrein. Dort hielten wir dreiviertel Stunden Rast, bis der Gegner die ganze Waldecke mit einem Hagel von Geschossen überschüttete, ohne den in der Nähe stehenden Geschützen zu schaden. Als wir dann merkten, daß die drüben Feuerpause machten, fuhren wir zurück und leerten rasch den Wagen. Aber wie sah es da aus! Granatloch reihte sich an Granatloch, und dicht bis in die Nähe der Geschütze konnte man Einschläge sehen. Kaum waren wir einige hundert Meter weiter gefahren, da krachte es schon wieder, und die gleiche Stelle wurde nochmals beschossen. Als ich dann den Hügel hinanritt und mit meinem Zugführer wieder zusammentraf, kam mir erst recht zum Bewußtsein, einer wie großen Gefahr ich entgangen war. — Im Spätherbst führte mich ein Spaziergang wieder einmal an der Stelle vorbei. Die Geschütze hatten ihre Stellung gewechselt, aber deutlich sah man noch die Spuren der verheerenden Granaten, die uns von neuem an den 17. Juni und unsere wunderbare Errettung denken ließen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die eiserne Gedenkmünze der Deutschen Reichsbank, die den Einlieferern von Goldgegenständen verliehen wird.

Da nicht nur gemünztes Gold, sondern auch Gold in jeder anderen Form geeignet ist, den Barbestand der Reichsbank und damit den Kredit des Deutschen Reiches zu stärken, wurden überall Goldsammelstellen errichtet, die solches Gold, wobei in erster Linie an nicht mehr gebrauchte Schmuck- und Ziergegenstände gedacht ist, nach dem Metallwert einlösen. Der Einlieferer erhält also mehr, als ihm irgendein Händler geben könnte. Außerdem bekommt jeder, der einen Mindestwert von 5 Mark zur Ablieferung bringt, eine eiserne Gedenkmünze, deren Vorder- und Rückseite obige Abbildung zeigt. Die Gedenkmünze ist nach einem Entwurf des Berliner Bildhauers Professor Hermann Hosaeus hergestellt und durch Bundesratsverordnung vor unberechtigter Nachahmung geschützt. Für jeden Einlieferer von Gold als persönliche Anerkennung seiner vaterländischen Gesinnung gedacht, bildet sie demnach zugleich eine schöne, künstlerisch gehaltene Erinnerung an diese große schwere Zeit.



Bescheinigung der Deutschen Reichsbank für den Umtausch von Gold in Kassenscheine.

Photographien der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Flieger über Belfort.

Nach einem Originalgemälde von Jos. Ruep.

UNIV OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Sowenig wie im Osten sollten die Feinde der Mittelmächte in der zweiten Augusthälfte im **Westen** zum Ziel kommen. An der Somme hatten sich die Engländer mehr und mehr zum Eingreifen genötigt gesehen, nachdem die Franzosen, die früher die Hauptarbeit geleistet hatten, nach anfänglichen Erfolgen auf dem südlichen Flußufer, erlahmt waren. Aber auch den Engländern sollte es nicht gelingen, die große Unternehmung, die nun schon lange Wochen im Gange war, entscheidend zu fördern, troß aller Verluste. Diese waren so ungeheuer, daß Lloyd George, der die Sommekämpfe als englische Siege und die dafür gebrachten Opfer als geringfügig hinzustellen bemüht war, lebhaften Unwillen im Lande hervorrief. Die Zahl der Familien, in die die Trauer um gefallene Angehörige einzog, wuchs denn doch zu unheimlich, als daß nicht nach und nach die Einsicht in die wirkliche Lage hätte durchdringen sollen. Schon gegen Mitte August betrug die Zahl der an der Somme gefallenen oder verwundeten englischen Offiziere 13 000, woraus auf einen Gesamtverlust von rund 300 000 Mann geschlossen werden mußte. Diese Zahl wuchs beständig. Es war daher nicht zu verwundern, daß es der englischen Heeresleitung nicht gelingen wollte, den Infanterieangriffen die Ausdehnung zu geben, die dem sich immer noch verstärkenden Trommelfeuer nördlich der Somme bis zur Ancre und südlich bis in die Gegend von Chaulnes entsprochen hätte.

Die Entfaltung dieser gewaltigen Artillerietätigkeit brachte aber nicht nur den Deutschen Schaden. Auch die vordem blühende Landschaft, die das Unglück hatte, den Schauplatz für das Ringen abzugeben, hatte aufs schwerste zu leiden. Ein über 20 Kilometer breiter, mehr oder weniger tiefer Geländegürtel wurde von Grund auf zerwühlt und auf unabsehbare Zeit hinaus zur Wüste gemacht. Während die Franzosen die hinter der deutschen Front liegenden Orte wenigstens nach Möglichkeit geschont hatten, kannten die Engländer keine Rücksicht, sondern verwüsteten durch das Feuer ihrer schweren Schiffsgeschütze planmäßig bis weit über die deutschen Stellungen hinaus Städte, Dörfer und Gehöfte. Bald ragten nur noch die Ruinen der größeren Gebäude aus der Landschaft hervor; alles andere war dem Erdboden gleichgemacht, Millionenwerte vernichtet (siehe die Bilder Seite 233—235). Artilleriegeschosse und Fliegerbomben der Engländer wie Franzosen forderten auch immer wieder Opfer unter der friedlichen Bevölkerung. Solcher waren es von September 1915 bis Ende Juli 1916 rund 1700, obwohl die Leute alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln trafen und vielfach nur noch in Kellern und Erdlöchern lebten.

Ihre andauernden Mißerfolge erzeugten bei den Gegnern allmählich einen erschreckenden Grad von Erbitterung. So fand sich bei einem französischen Flieger, der bei einem der sinnlosen Angriffe auf französische Orte hinter der deutschen Front abgeschossen worden war, ein Befehl der französischen Heeresleitung, nach dem die Flieger sich „durch keinerlei menschliche oder gefühlsmäßige Rücksicht mehr beschränken lassen“ sollten. Bei dem Landheere wurde unter bewußter Verletzung des Völkerrechts eine besondere Truppe gebildet: „les nettoyeurs“ — die Reiniger, Säuberer, Auskehrer. Die Ausrüstung dieser Leute besteht aus Revolver, Messer und Handgranaten, ihre Aufgabe darin, alle in erstürmten feindlichen Gräben etwa Zurückgebliebenen zu töten, ohne Unterschied, ob diese verwundet sind oder nicht, ob sie sich zur Wehr setzen oder sich gefangen geben wollen. — Mit solch verwerflichen Mitteln kämpfen die vermeintlichen Vertreter der Gesittung gegen deutsche Barbarei!

Etwa mit dem 10. August schien der Höhepunkt der Schlacht überschritten. Gleichwohl aber und troß der beispiellosen Verluste auf englisch-französischer Seite wie auch ihres ungeheuren Aufwands an Artilleriemunition mußte nach wohlerwogener Schätzung kundiger Beurteiler immer noch mit einer mindestens zweimonatigen Dauer der Sommeschlacht gerechnet werden. Eine Durchbrechung der deutschen Front war aber nun vollständiger denn je ausgeschlossen, zumal die Deutschen nach Möglichkeit Verstärkungen herangeführt hatten und den rund 10 000 Geschützen des Gegners jetzt dieselbe Zahl entgegenstellen konnten. Das unerhört heftige feindliche Feuer, das nach wie vor aus den unermeß-

Phot. Illustrat.-Photoverlag, Berlin.

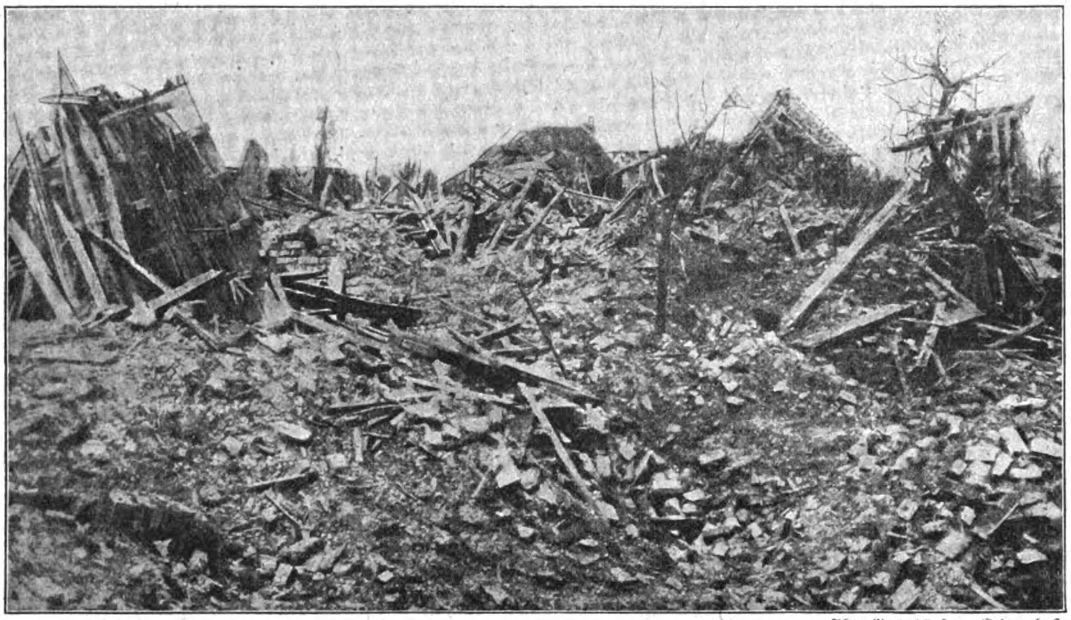
Marktplatz von Peronne mit zerschossenen Häusern und dem Denkmal der heldenmütigen Jungfrau von Peronne.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

lichen amerikanischen Lieferungen gespeist wurde, schwieg keinen Augenblick, und es kam vor, daß auf einem kleinen Abschnitt der deutschen Front an einem einzigen Tage gegen 200 000 Granaten gezählt wurden, ein Aufwand, zu dem die Erfolge der Infanterie in einem geradezu kläglichen Mißverhältnis standen.

Am 15. und 16. August fanden in der Gegend von Pozières sowie bei Ovillers Nachtkämpfe statt, in denen der Gegner aber nicht das geringste erreichte. Am 16. morgens hatten die Deutschen auch westlich des Foureauxwaldes starke englische Angriffe abzuweisen. Am Abend dieses Tages unternahmen nach vielstündigem stärksten Vorbereitungsfeuer die Franzosen zwischen Guillemont und der Somme, die Engländer zwischen Pozières und dem Foureauxwalde schwerste Sturmangriffe, die an einzelnen Punkten ein Schwanken der deutschen Linien hervorriefen. Der Hauptsturm scheiterte aber unter blutigsten Verlusten der Angreifer. Wohl erstrebten die Franzosen, die bei Maurepas und im Gebiete des Foureauxwaldes auf geringer Breite in die deutschen Linien eingedrungen waren, eine Erweiterung ihres Gewinnes in fünfmaligem nächtlichen Sturmlauf. Doch wiesen die Deutschen sie kräftig zurück und warfen sie außerdem noch aus den vorübergehend an sie abgegebenen Grabenstücken wieder hinaus. Südlich der Somme kämpften die Franzosen mit äußerster Erbitterung in der Gegend von Belloy. Ihr einziger mit blutigen Opfern erkaufter Erfolg bestand aber darin, daß sie in etwa 500 Meter Breite die vorderste deutsche Linie besetzen konnten.

Trotz der Größe ihrer Verluste am 16. August setzten die Engländer tags darauf ihre Anstrengungen mit mehreren frischen Divisionen fort. Hart westlich des Foureauxwaldes und nördlich Pozières wurden sie wieder entschieden abgewiesen, und es gelang ihnen nur südwestlich Martinpuich, die Deutschen auf schmalem Raume aus der vordersten Grabenlinie in eine dicht dahinter liegende zurückzudrängen. — Die Franzosen setzten in der Nacht vom 17. zum 18. August zwischen Guillemont und Maurepas mit stärksten Kräften einen Nachtangriff an, der im wesentlichen blutig zusammenbrach; nur an einem vorspringenden Punkt der deutschen Stellung wurde im Lichte der Scheinwerfer hartnäckig weitergekämpft, ohne daß vorläufig eine Entscheidung herbeigeführt wurde. Am 18. August steigerten die Feinde ihre Anstrengungen womöglich noch. Auf der etwa 20 Kilometer breiten Angriffsfront Ovillers—Cléry nördlich der Somme drangen sie an mehreren Punkten in die vordersten deutschen Gräben ein, wurden aber fast überall kräftig wieder hinausgeworfen. Nur beiderseits der Trümmer von Guillemont konnte sich der Gegner halten. Außerdem wurde die vorgeschobene deutsche Front zwischen Guillemont und Maurepas planmäßig etwas verkürzt. Im ganzen war der feindliche Angriff, der bis tief in die Nacht hinein währte, auch diesmal gescheitert und der geringe Gewinn mit ganz unverhältnismäßigen Opfern bezahlt. Preußische Garde, Rheinländer, Bayern, Sachsen, Württemberger hatten in gemeinsamer Kampftätigkeit ihre Stellungen auch diesmal gegen einen großen, mit mindestens zwölf Divisionen unternommenen Angriff fest behauptet.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der von den Engländern zu einem Trümmerhaufen zusammengeschossene Ort Mametz nördlich der Somme.

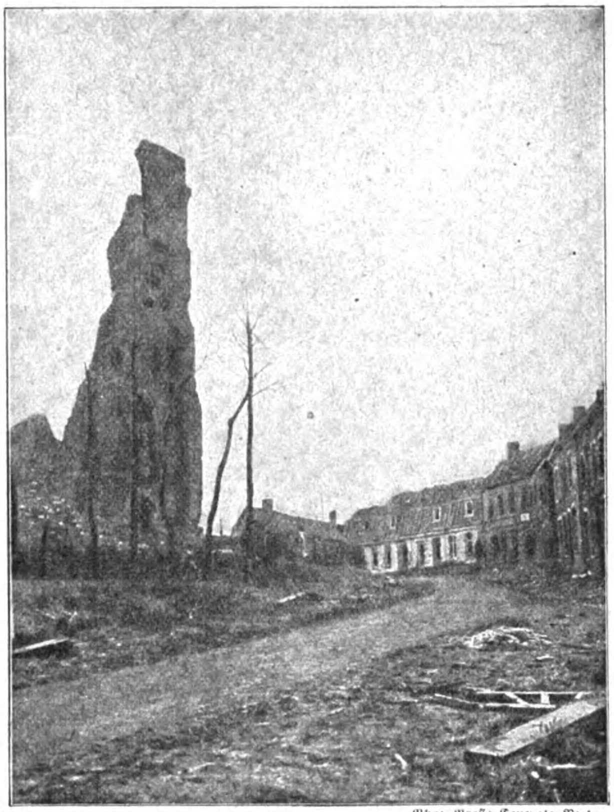
Am nächsten Tage war es an der Somme ruhiger. Doch fanden bei Ovillers bis in den späten Abend hinein Nahkämpfe mit Handgranaten statt, und auch westlich Pozières sowie beiderseits des Foureauxwaldes versuchte der Gegner Raum zu gewinnen. Die Deutschen behielten aber überall die Oberhand. In den nächsten Tagen setzten die feindlichen Angriffe zwar niemals aus, sie wurden aber zusammenhangloser und führten nirgends auch nur zu Teilerfolgen.

Auf französischer Seite hatte sich in der letzten Zeit eine neue Kampfweise bemerkbar gemacht. Sie beschossen tagelang die vordersten deutschen Gräben und hielten auch die Sommeübergänge ständig unter schwerstem Feuer. Diesem allgemeinen Feuer ließen sie sodann die heftige Beschießung einzelner begrenzter Abschnitte der deutschen Front folgen, um auf diese Weise Lücken zu schaffen. Wenn dieses Feuer dann plötzlich abgebrochen wurde, konnten die Franzosen nach aller bisherigen Erfahrung darauf rechnen, daß die Deutschen in Erwartung des feindlichen Sturmangriffs ihre Gräben verlassen würden. Darauf hatte es der Gegner abgesehen. Sofort ließ er sein rasendes Trommelfeuer wieder beginnen, das diesmal auf die deutschen Anmarschwege gerichtet wurde. Zugleich aber warfen sich die französischen Sturmkolonnen auf die Lücken, die durch die vorhergegangene lange Beschießung in den deutschen Linien entstanden waren, und suchten hier mit dichten Massen in die Flanke und den Rücken der Verteidiger zu kommen. Dieser Plan, die deutsche Front artilleristisch aufzuteilen und stückweise zu nehmen, war ohne Zweifel klug ausgedacht. Die schlesischen Truppen, gegen die das Verfahren zum ersten Male angewendet wurde, zeigten sich der überraschenden Lage aber gewachsen und standen in hartnäckigem Nahkampf ihren Mann, so daß der Gegner bald erkennen mußte, wie vergeblich seine Hoffnung gewesen war, mit dieser neuen Kampfart den deutschen Widerstand endgültig brechen zu können.

Nachdem der 20. August Teilangriffe bei Ovillers, Pozières und westlich des Foureauxwaldes — seit Wochen Hauptziele der Feinde — gebracht und die Deutschen außerdem bei Maurepas Handgranatenangriffe abzuweisen gehabt hatten, folgten am 21. wieder ausgedehntere Kämpfe, in denen den Deutschen im Abschnitt Thiepval—Pozières eine vorspringende Ecke verloren ging und der Gegner mehrfach in das Dorf Guillemont eindringen konnte. Das württembergische Infanterieregiment Kaiser Wilhelm warf ihn aber immer wieder hinaus und konnte Guillemont schließlich siegreich gegen alle feindlichen Anstrengungen behaupten. Auch die französischen Kräfte, die zwischen Maurepas und Cléry vorzukommen suchten, kämpften vergeblich. Hartnäckiger und gefährlicher dagegen waren die Massenangriffe der Franzosen südlich der Somme im Abschnitt Estrées—Soyécourt. Doch auch hier stellte ein deutscher Gegenstoß die Lage wieder her, bis auf ein kleines Grabenstück, aus dem der Gegner an diesem Tage sich nicht vertreiben ließ. Erst anderen Tages, am 22. August, wurde ihm auch dieser letzte Rest seines Raumgewinns entrissen. — Nördlich der Somme setzten die Engländer am 22. an den stets von ihnen bevorzugten Punkten schwere Nachtangriffe an, die ihnen blutige Verluste eintrugen, aber ebensowenig

wie ihre Fortsetzung am 23. August eine Entscheidung herbeizuführen vermochten.

Während für die letzten Tage kein einheitliches Vorgehen von Engländern und Franzosen zu verzeichnen war, entwickelten sich am 24. August wieder zusammenhängende Kampfhandlungen größten Umfangs. Von Thiepval bis an die Somme brüllten die feindlichen Geschütze viele Stunden lang in immer heftiger werdendem Trommelfeuer, das auf die Absicht eines ganz großen Angriffs schließen ließ. Dieser Erwartung entsprach denn auch der nun auf breitester Front folgende Sturm der Infanterie. Die einzigen Erfolge des ganzen Massenangriffs waren aber lediglich die Wegnahme des Dorfes Maurepas sowie zerschossener Teile des vordersten deutschen Grabens nördlich Ovillers. An allen übrigen Punkten kam es zu keinen Fortschritten des Gegners. Am nächsten Tage beschränkte sich die Kampftätigkeit auf die Abschnitte Thiepval—Foureauxwald und Maurepas; an beiden Stellen blieb dem Gegner der Erfolg versagt.



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Eingang zu dem Dorfe Fromelles im Gebiet der englischen Offensive im Westen, wo die Bayern am 19. Juli 1916 starke englische Angriffe zurückwiesen.

Bei diesen andauernden Mißerfolgen konnte es nicht ausbleiben, daß nachgerade im englisch-französischen Heere von den Führern bis hinab zum gemeinen Manne die Einsicht durchdrang, daß die große Schlacht an der Somme auf einem toten Punkt angelangt und daß es sinnlos war, jetzt noch an die Erreichung des zu Beginn der Kämpfe als Ziel ins Auge gefaßten Rheins zu glauben. Man brauchte sich ja nur klarzumachen, wie überaus geringfügig der in sieben Wochen mit dem Opfer von mehreren Hunderttausenden an Gefallenen und Verwundeten erkaufte Raumgewinn war und wieviel Zeit und Mannschaften es im Verhältnis dazu kosten mußte, die Deutschen aus Frankreich hinauszudrängen, um die völlige Aussichtslosigkeit des Kampfes zu erkennen. Militärisch ließ sich die Fortsetzung der Unternehmung keineswegs rechtfertigen. Wenn gleichwohl erstaunlicherweise hartnäckig weitergekämpft wurde, so hatte das nicht sowohl militärische als vielmehr politische Gründe: Frankreich sollte durch das Beispiel Englands mit fortgerissen und verhindert werden, den Gedanken an einen Sonderfrieden aufzunehmen. Um die Kriegstimmung wachzuhalten, wurde nichts unversucht gelassen. Natürlich auch nicht Lüge und Entstellung. So wurde unter anderem behauptet, daß die Deutschen an der Somme in derselben schlimmen Lage seien, wie die Franzosen vor Verdun. Wie diese dort, so hätten die Deutschen an der Somme schon 40 Divisionen ins Feuer geschickt, und dem entspräche auch

Von Geschossen aller Art durchsiebtes Haus in Fromelles. Phot. Presse-Centrale, Berlin.

ihre Verluste. Demgegenüber wurde deutscherseits festgestellt, daß die Franzosen vor Verdun sogar 66 Divisionen eingesetzt hatten und daß in der Schlacht an der Somme bis zum 26. August 23 französische und 37 englische, zusammen also 60 Divisionen, in der vordersten Linie gezählt worden waren.

Am frühen Morgen des 26. August ging der Gegner von neuem vor und verwickelte die Deutschen namentlich südlich und östlich Pozières in schwere Nahkämpfe, in denen diese Sieger blieben. Auf französischer Seite erfolgten heftige Vorstöße im Abschnitt Maurepas—Cléry, die außer durch schwerstes Trommelfeuer auch durch Einsetzung von Flammenwerfern (siehe nebenstehendes Bild) vorbereitet worden waren, aber trotzdem keinen Erfolg zeitigten. Auch nördlich Cléry eingedrungene feindliche Abteilungen wurden in schnellem Gegenstoß zurückgeworfen.

Französischer Flammenwerfer.

Der 28. August sah neben zunehmender Artillerietätigkeit schwerere feindliche Angriffe bei Pozières, Ovillers, am Delvillewalde und südöstlich Guillemont. Doch blieben alle diese Zusammenstöße, die teilweise auch zu Handgranatenkämpfen führten, ergebnislos. —

Die Kämpfe um Verdun (siehe Bilder und Karte Seite 237—239) wurden deutscherseits seit Mitte August nicht mehr mit dem außerordentlich starken Aufwand an Artillerie geführt wie im Anfang, weil es sich als notwendig erwiesen hatte, einen Teil der vor Verdun zusammengeführten Artillerie zur Verstärkung anderer Abschnitte der Westfront abzugeben. Da sich infolgedessen ein Nachlassen des deutschen Drucks nicht vermeiden ließ, so konnte die deutsche Front zunächst nicht mehr wesentlich weiter vorgetragen werden. So wenig von einem Abbrechen der Kämpfe die Rede sein konnte, so waren sie doch zum Stehen gekommen.

Die Franzosen schöpften hieraus die Hoffnung, doch vielleicht noch eine Wendung zu ihren Gunsten herbeizuführen, und steigerten ihre Artillerietätigkeit am 16. August zu äußerster Wucht. Die deutsche Artillerie erwies sich aber als noch sehr wohl imstande, das feindliche Feuer entsprechend zu erwidern, und als nun die französischen Angriffskolonnen im Chapitrewalde (siehe Karte Seite 238) einen Angriff vorzutragen suchten, brachen sie im deutschen Sperrfeuer zusammen. Dennoch setzten die Franzosen, die von Belfort und aus anderen Abschnitten Verstärkungen herangeführt hatten, schon tags darauf neue Vorstöße auf noch breiterer Grundlage an. Zwischen der ehemaligen Feste Thiaumont und dem Chapitrewalde sowie mehrfach auch im westlichen Teil des Bergwaldes suchten sie durch zähes Anstürmen eine Entscheidung zu erzwingen. Doch nur beim Dorfe Fleury vermochten sie vorwärtszukommen, errangen aber auch hier keine unbestrittenen Vorteile. Die Deutschen setzten ihnen vielmehr bis weit in den folgenden Tag hinein mit Gegenstößen zu, bei denen mit Handgranaten gekämpft wurde. Auch im östlichen Teil des Chapitrewaldes machten sie erfolgreiche Gegenangriffe. Im Bergwalde kamen die Franzosen nur in den Besitz einiger völlig eingeebneter und darum wertloser Grabenstücke.

Auch am 19. August bestätigte sich in wechselnden Kämpfen, daß die Franzosen an die ihnen bekannt gewordene Verlegung deutscher Kräfte aus dem Raum um Verdun auf andere Schauplätze zu Unrecht große Hoffnungen geknüpft hatten. Das Dorf Fleury wechselte verschiedentlich den Besitzer, ohne daß die Franzosen, die hier die Angreifer waren, auch nur einen Teil des Dorfes dauernd in ihren Besitz brachten. Ein Angriff, der am 20. August gegen Thiaumont beabsichtigt war, wurde schon in der Vorbereitung im deutschen Feuer verlustreich zum Scheitern gebracht. Die beiden nächsten Tage verliefen ziemlich ruhig. Am 23. August aber bereitete verstärkte Artillerietätigkeit des Gegners auf die Absicht größerer Angriffe vor. Diese richteten sich gegen Thiaumont, brachen jedoch völlig zusammen. Ebenso erging es den Angriffen, die am 26. wieder gegen Thiaumont sowie gegen Fleury angesetzt wurden, und auch die Kämpfe des 28. August bei Thiaumont, Fleury und dem Bergwalde trugen dasselbe Gepräge.

An keiner Stelle der gesamten Westfront hatte sich während der Berichtszeit Engländern und Franzosen eine irgendwie begründete Aussicht eröffnet, mit ihren Durchbruchsversuchen zum Ziele zu kommen. Kein gleichzeitiges Vorgehen auf mehreren Abschnitten, keine Massenangriffe hatten verhindern können, daß die Hoffnung auf eine günstige Wendung, die General Joffre in Paris geweckt hatte, sehr bald wieder zuschanden wurde. —

Die heftigen Kämpfe der Landheere auf den ausgedehnten westlichen Schauplätzen waren von einer lebhaften Tätigkeit der Luftstreitkräfte begleitet, bei der die Deutschen (siehe auch die Bilder S. 242 unten und S. 243) ihre im bisherigen Verlauf des Krieges stets gezeigte Überlegenheit aufs neue bewährten. In der Nacht vom 15. zum 16. August wurde Belfort mit Bomben belegt (siehe die farbige Kunstbeilage). Nach einem Bericht der Baseler Nachrichten war diese Beschießung das Schrecklichste, was Belfort in diesem Krieg erlebt hat. Während der ganzen ersten Hälfte der Nacht hatten die Abwehrkanonen und die Alarmmannschaften zu arbeiten, denn nachdem um ½9 Uhr abends die deutschen Flieger zum ersten Male erschienen waren und Bomben abgeworfen hatten, nachdem schon um ½11 Uhr die zweiten eintrafen, kamen um ½12 Uhr die dritten, um Mitternacht zeigten sich die Flieger zum vierten Male und ließen neun Bomben auf die Stadt fallen. Kaum 10 Minuten später erschien ein neues Geschwader, und gegen 1 Uhr nachts ein drittes. Sechsmal wurde die Bevölkerung in Schrecken versetzt, und erst von ½2 Uhr an kehrte die Ruhe wieder ein, wenn auch von einem Schlaf in dieser Nacht keine Rede mehr sein konnte. — Unter den zahlreichen übrigen auf die ganze Front bis zum Meere sich erstreckenden Orten, an denen sich bedeutendere Luftereignisse abspielten, heben wir Peronne, Richebourg, Arras, St. Quentin, Ostende hervor.

* * *

Im Kriege gegen **England**, der seit Anfang Juli in der Hauptsache zu Lande geführt wurde, kam es nach einer längeren Pause, die nach der Schlacht am Skagerrak eingetreten war, am Abend des 19. August in der Nordsee wieder zu einem Gefecht zwischen deutschen und englischen Seestreitkräften. Deutsche Geschwader (siehe das Bild Seite 244/245) hatten sich der englischen Ostküste genähert und trafen hier nach den Mitteilungen holländischer Fischer,

Essenholen vor dem Einrücken in die Kampfstellung am Vauxberg vor Verdun.

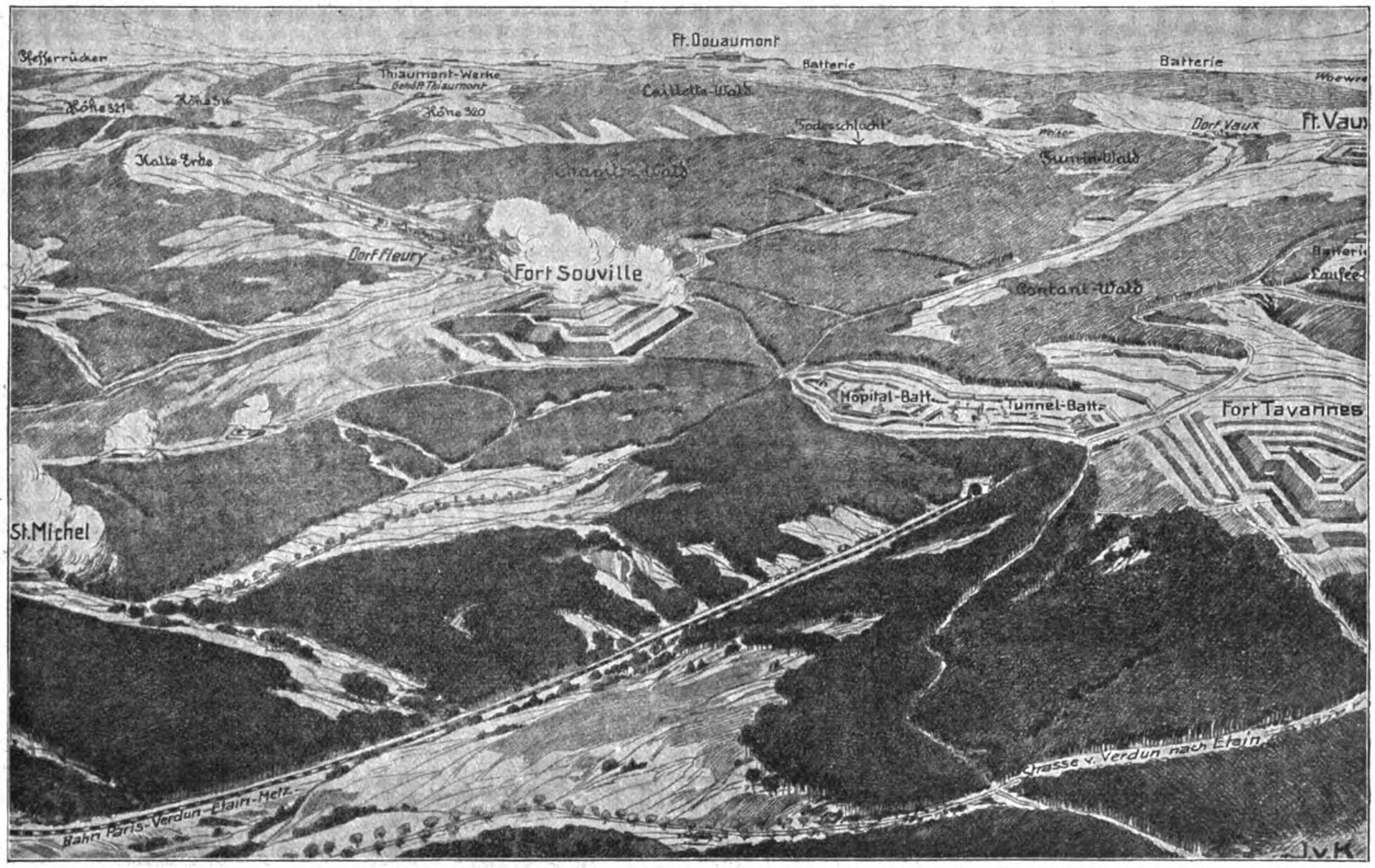
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Martin Frost.

In der Kampfstellung war die Zuführung warmer Nahrung an die Truppen nicht möglich, so daß diese mehrere Tage von kalten Fleischkonserven leben mußten. Auch in die Bereitschaftstellung konnten die Feldküchen nicht folgen, da die Annäherungswege dauernd unter Feuer lagen; die Küchen kamen täglich nur bis zu einem noch einigermaßen in Deckung liegenden Gehöft vor. Von dort mußten sich in der Dunkelheit vor dem Abmarsch die Ablösungsmannschaften Essen und Kaffee in Speiseträgern und Kochgeschirren heranholen, da auch in den Unterständen der Bereitschaft am Bahndamm nicht gekocht werden durfte.

denen von den amtlichen Berichten nicht widersprochen wurde, auf eine gewaltig überlegene englische Flotte. Die holländischen Gewährsleute hatten zwei Zeppeline und 14 bis 16 größere deutsche Kriegschiffe gesichtet, denen auf englischer Seite eine zwei- bis dreifache Zahl gegenüberstand. Es kam jedoch nur zwischen Teilen dieser erheblichen Streitkräfte zum Kampf, in dem die Deutschen kein Schiff, die Engländer dagegen mehrere einbüßten. Auf deutscher Seite griffen eine größere Anzahl U-Boote in das Gefecht ein. Drei von diesen kamen zum Schuß und fügten einem Torpedobootzerstörer sowie einem Schlachtschiff des Gegners erheblichen Schaden zu, während sie die kleinen Kreuzer „Nottingham" und „Falmouth" sogar versenken konnten. Beides waren wertvolle Fahrzeuge einer neueren Klasse, verdrängten je 5000 bis 6000 Tonnen und hatten etwa 400 Mann Besatzung.

Den Untergang von „Nottingham" und „Falmouth" gestanden die Engländer selbst ein, stellten den Treffer auf eines ihrer Schlachtschiffe jedoch hartnäckig in Abrede. Der Führer des betreffenden U-Bootes war aber in der Lage, die näheren Umstände bei dem Vorgang genau zu schildern und seine Angaben durch das Zeugnis der ihm unterstellten Seeoffiziere zu erhärten, so daß von einem Zweifel an der Tatsächlichkeit des Erfolges im Ernst nicht die Rede sein konnte. Die englischen Ableugnungsversuche waren um so weniger aufrechtzuerhalten, als der von dem U-Boot erzielte Treffer eine 40 Meter hohe, weithin sichtbare Feuersäule — wahrscheinlich war der Ölbehälter in Brand geraten — erzeugte, nach deren Verschwinden nur noch der Schiffsrumpf sichtbar blieb. — Die deutschen U-Boote kehrten entgegen der englischen Behauptung, zwei von ihnen vernichtet zu haben, bis auf die geringfügige Beschädigung eines Fahrzeuges, sämtlich unversehrt zurück.

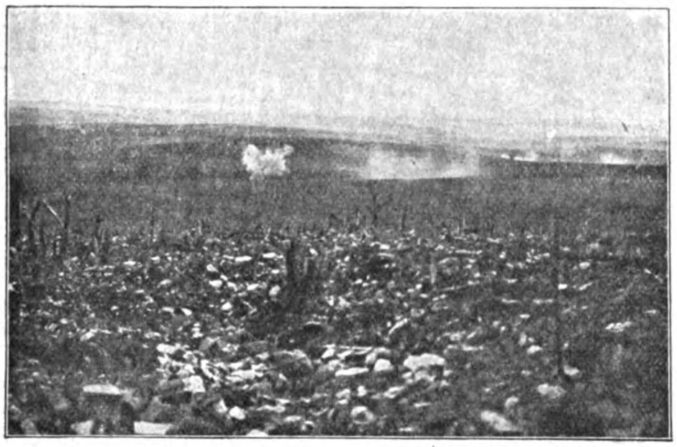
Der englische Bericht behauptete ferner, daß das U-Boot E 23 ein deutsches Schlachtschiff der Nassauklasse versenkt habe. Dies war eine ungeheure Übertreibung. E 23 war allerdings zweimal auf die „Westfalen" zum Schuß gekommen, hatte sie aber nur so leicht getroffen, daß sie gefechtsfähig blieb und ohne Hilfe den Hafen erreichte. — Die Deutschen hatten also auch bei diesem neuen ernsten Zusammenstoß zur See einen unbestreitbaren Erfolg davongetragen, dessen wahre Bedeutung trotz der englischen Vertuschungsversuche nicht verdunkelt werden kann. „Seitdem das Ziel der kämpfenden Truppen in der Regel einfach die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist, kann man das Ergebnis eines Kampfes kurzweg nach den Schiffsverlusten beurteilen", schrieb nach der englischen Niederlage vor dem Skagerrak der Manchester Guardian am 3. Juni 1916 und setzte hinzu: „Besonders wichtig ist nicht der augenblickliche Verlust an Schiffen, sondern etwas ganz anderes, worum wir uns nicht herumdrücken sollten, nämlich, daß nach dem vorhandenen Augenschein die Deutschen bei diesem Kampf besser abschnitten als wir." Dieses Wort gilt auch von dem letzten Zusammenstoß, der auf englischer Seite zur Vernichtung der Kreuzer „Nottingham", „Falmouth" und eines Zerstörers sowie zur schweren Beschädigung eines Linienschiffes, auf deutscher Seite hingegen nur zu leichten Beschädigungen eines Linienschiffes und eines Unterseebootes führte. Die Kette der Mißerfolge, die die Engländer zur See seit ihrer Niederlage vor dem Skagerrak erlitten, bezeichnen die Namen „Hampshire" und Kitchener, „Brussels" und „Lestris", „Clacton" und „Lassoo", „Nottingham" und „Falmouth", sowie „Duke of Albany", von den ununterbrochenen Verlusten im Unterseehandelskriege ganz zu schweigen.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen zwischen Thiaumont und dem Chapitrewald, um Fort Souville bei Fleury und Fort Tavannes vor Verdun.

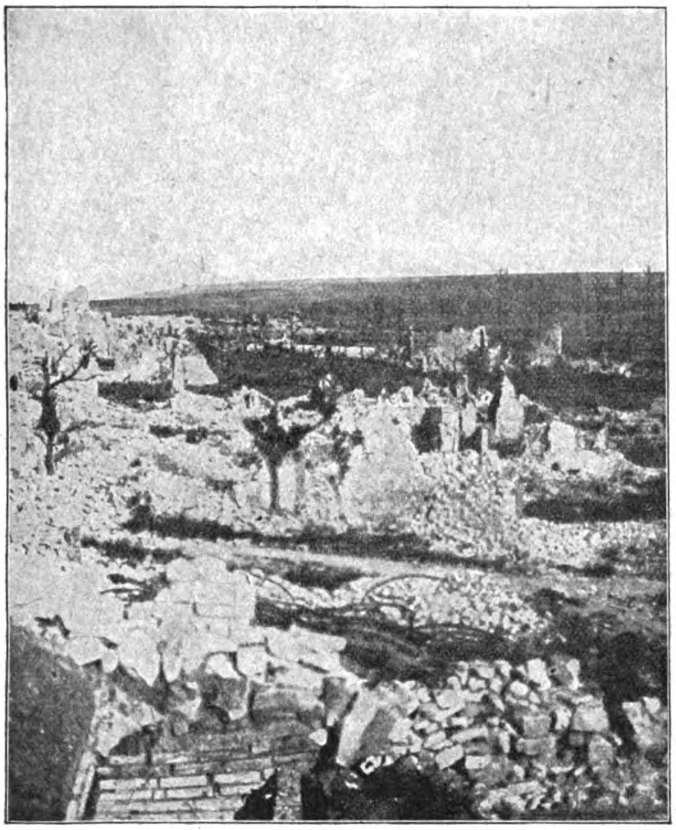
In der ersten Augustwoche war die Zahl der von deutschen U-Booten versenkten englischen Schiffe so groß gewesen wie noch in keiner Woche des bisherigen Krieges. Wohl der erfolgreichste deutsche U-Boot-Führer war Kapitänleutnant Forstmann (siehe Bild Seite 242), dem der Orden Pour le Mérite verliehen wurde, nachdem der Gesamtwert der von ihm allein versenkten feindlichen Krieg- und Handelschiffe samt Ladung die märchenhafte Höhe von über 600 Millionen Mark erreicht hatte. Dem Schiffsraum nach bildeten die von Forstmann vernichteten Fahrzeuge etwa ein Fünfzigstel der gesamten englischen Handelsflotte.

Der deutsche Vorsprung auf dem Gebiet des Unterseebootwesens wurde am 23. August unter dem Beifall der meisten Neutralen und unter dem Jubel Deutschlands und seiner Bundesgenossen durch die glückliche Heimkehr der „Deutschland", des überhaupt ersten Handelstauchbootes, aller Welt eindringlich vor Augen geführt. Am Nachmittag des genannten Tages ankerte die „Deutschland", die am 2. August Baltimore verlassen hatte, vor der Wesermündung, um bald darauf (am 25. August) ihre Triumphfahrt weseraufwärts in den Bremer Freihafen anzutreten (siehe

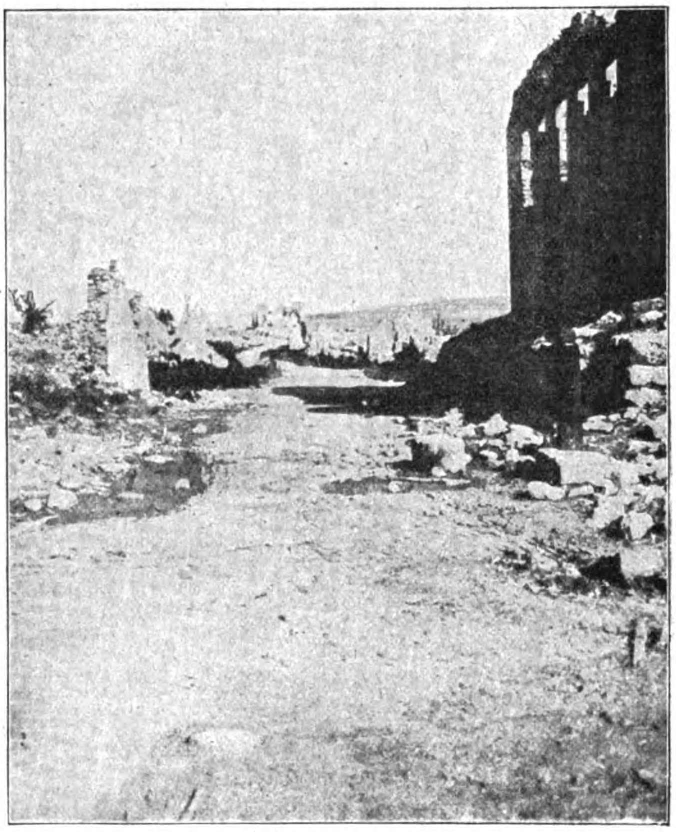


Granateinschläge, beobachtet von der Höhe 304 vor Verdun.

Sperrfeuer, von der Höhe 304 aus gesehen.



Trümmer von Haucourt-Malancourt am Fuß der Höhe 304.



Das gänzlich zerstörte Malancourt.

Der Fuß der Höhe 304 bei Haucourt-Malancourt.

Das gänzlich zerstörte Dorf Haucourt am Fuß der Höhe 304.

Zerstörungen in den Dörfern vor Verdun, westlich der Maas.

die Bilder Seite 240 und 241). Von den 4200 Seemeilen seiner Fahrt hatte das U-Boot nur 100 unter Wasser zurückzulegen brauchen. So vollständig war ihm die Irreführung der auflauernden feindlichen Fahrzeuge gelungen. Die Rückfracht der „Deutschland" bestand hauptsächlich aus Nickel und Kautschuk und hatte einen Wert von Millionen. — Inzwischen hatte bereits ihr Schwesterschiff, die „Bremen", die Ausfahrt angetreten.

Das günstige Wetter ermöglichte in der Nacht zum 24. August einen abermaligen Zeppelinangriff auf England, der sich gegen den südlichen Teil der englischen Ostküste richtete. Die City und der südwestliche Teil der „Festung" London, ferner Batterien der Marinestützpunkte Harwich und Folkestone, sowie zahlreiche Schiffe auf der Reede von Dover wurden ausgiebig mit Bomben belegt und überall starke Wirkung erzielt. Auf der Hin- und Rückfahrt wurden die Luftschiffe von zahlreichen Bewachungsstreitkräften angegriffen; doch fügten ihnen diese sowenig wie das Feuer der englischen Abwehrbatterien Schaden zu, so daß sie die heimischen Häfen unversehrt wieder erreichten.

* * *

Während England sonach in Europa andauernd unglücklich kämpfte, trafen auch von den **türkischen** Schauplätzen keine erhebenden Nachrichten ein. Die im Irak stehenden englischen Truppen verharrten notgedrungen in Untätigkeit, die nur selten durch kleinere Zusammenstöße mit den Türken unterbrochen wurde. Die früher einmal nicht ganz unmöglich erscheinende Entlastung der Engländer durch die Russen wurde durch neue Erfolge der Türken in immer weitere Ferne gerückt. Es gelang diesen nach dem Eintreffen von Verstärkungen und nach gewaltigen Marschleistungen, die Russen in siegreichen Kämpfen über die türkische Grenze weit nach Persien hinein zurückzudrängen und auf ihrem Vormarsch am 9. August Hamadan zu erobern. Bei den voraufgegangenen schweren Gefechten hatten die Russen weit über 1000 Mann an Gefallenen verloren und 2000 Kisten Gewehrmunition sowie vieles andere Kriegsgerät eingebüßt. Das tatkräftige weitere Vorrücken der Türken über Hamadan hinaus in der Richtung auf Teheran kam erst am 22. August gegenüber bedeutend überlegenen russischen Streitkräften zum Stehen.

An der Kaukasusfront glückten den Türken auf ihrem rechten Flügel weitere Fortschritte. In zahlreichen kleinen Gefechten behielten sie die Oberhand, machten reiche Beute und drängten die Russen aus einer Bergstellung in die andere. In der Nacht zum 8. August konnten sie Bitlis, unmittelbar danach Musch besetzen und gegen starke russische Gegenangriffe behaupten.

Auch in Ägypten (siehe die Vogelschaukarte Seite 247) zeigten sich die Türken ihren Gegnern überlegen. Die Engländer gingen mehrfach gegen die türkische Vorstellung im Raume von Katia an und unternahmen am 9. August sogar einen größeren Sturmangriff, den die Türken aber blutig abschlugen; dabei wurde ein englisches Kavallerieregiment nahezu vollständig aufgerieben. Im Verlauf dieser Kämpfe wurden auch drei englische Flugzeuge im Luftkampf oder durch Abwehrfeuer heruntergeholt. Im ganzen blieb die Lage an der ägyptischen Front so gespannt, daß die Engländer alle Ursache hatten, die weitere Entwicklung der Dinge auch hier mit großer Besorgnis zu verfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Phot. O. Meetz, Lehe a. W.

Die kühne Mannschaft des ersten Handelsunterseebootes „Deutschland" mit ihrem Kapitän König nach der glücklichen Wiederkehr von ihrer Amerikafahrt in den Bremer Freihafen.

Dem Kapitän König wurde von der medizinischen Fakultät der Universität Halle als dem „kühnen Führer des ersten Handelsunterseebootes, der die feindliche Blockade gebrochen, den Wissenschaften und der medizinisch-chemischen Industrie die Wiedereroberung ihrer Weltgeltung ermöglichte", der Ehrendoktor verliehen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Seestrategie und Seetaktik.

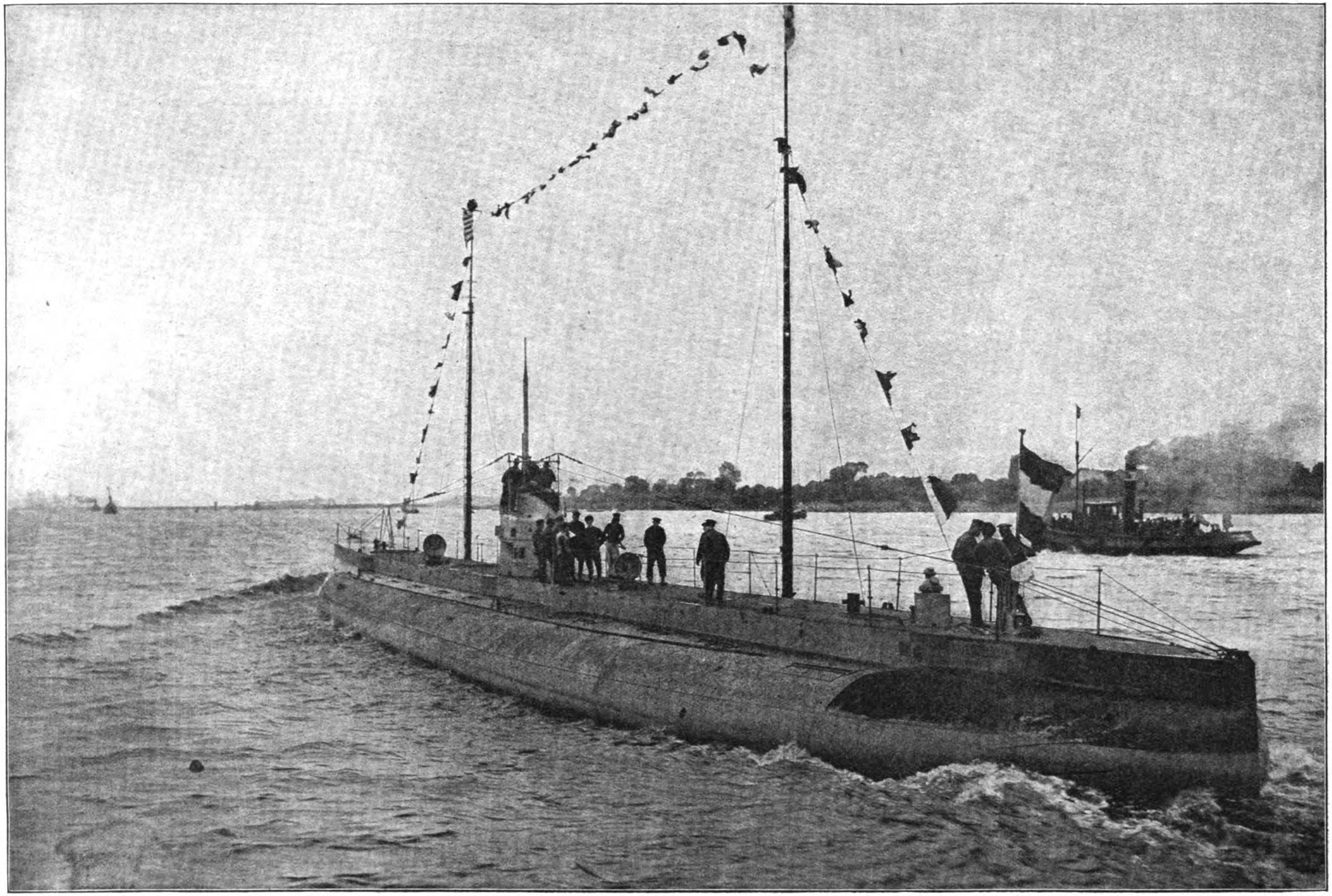
Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

1.

Der Endzweck jedes Kriegs ist die Wiederherstellung des Friedens auf Grund von Bedingungen, denen der besiegte Gegner sich zu unterwerfen gezwungen sieht. Das soll möglichst schnell unter Schonung der eigenen Kräfte erreicht werden.

Die hierfür nötigen Handlungen sind strategischer und taktischer Natur. Die Strategie hat Streitmittel bereitzustellen und diesen Aufgaben zur Erreichung des Endzwecks des Krieges zu erteilen. Dementsprechend beginnt die Strategie schon im Frieden ihre Tätigkeit. Sie ist es, die durch die Mobilmachung den Übergang der Streitkräfte aus dem Friedenszustande in denjenigen vorbereitet, in dem die militärische Kraft des Volks voll ausgenutzt kriegsbereit dasteht*),

*) Das setzt für das Heer das Vorhandensein der entsprechenden Ausrüstung, für die Flotte einer entsprechenden Anzahl von Kriegschiffen voraus. Fehlen solche, so kann das überschießende Marinepersonal nur als Landtruppe verwendet werden, wie das im Weltkrieg deutscherseits geschehen ist (Marinekorps in Flandern).



Die Einfahrt des ersten Handelsunterseebootes „Deutschland“ in die Wesermündung am 25. August 1916.

Nach einer Photographie von O. Reetz, Lehe a. W.

Die Länge der „Deutschland“ beträgt 65 Meter, ihre größte Breite 8,9 Meter, der Tiefgang 4,5 Meter, die Wasserverdrängung 1900 Tonnen, die Tragfähigkeit 750—800 Tonnen. Die Ladung hatte einen Wert von vielen Millionen. Die Besatzung beträgt 29 Mann, die ausschließlich der Handelsmarine angehören.

und sie sorgt für zweckentsprechende Aufstellung dieser Streitkräfte durch einen planmäßigen „Aufmarsch“.

Die Taktik hat die den Streitkräften gestellten Aufgaben zu lösen, die eigentliche kriegerische Handlung einzuleiten und durchzuführen. Strategie ist also die Führung des Kriegs, Taktik die des Gefechts.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kapitänleutnant Walter Forstmann,
einer der ältesten und erfolgreichsten deutschen Unterseebootkommandanten, der im Verlauf des Krieges insgesamt 100 feindliche Schiffe versenkt hat mit zusammen 260 000 Tonnen Raumgehalt, darunter mehrere Kriegschiffe, Truppentransport-, Kriegsmaterial- und Bewachungsdampfer, sowie eine Anzahl bewaffneter englischer Handelschiffe, mit denen er zum Teil heftige, erfolgreiche Kämpfe zu führen hatte. Mehreren heimtückischen englischen Unterseebootsfallen ist er dank der vorzüglichen Führung seines Bootes glücklich entgangen. Der Wert der von ihm versenkten Schiffe und Ladungen beläuft sich auf über 600 Millionen Mark. In Anerkennung seiner außerordentlichen Erfolge erhielt er den Orden Pour le Mérite.

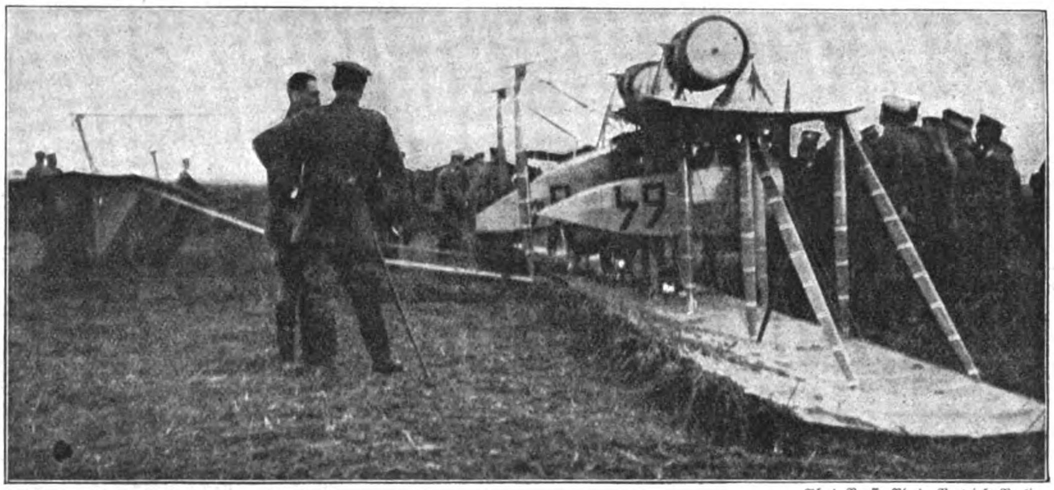
Am sachgemäßesten werden Heer und Flotte ausgenutzt werden, wenn beider Verhalten durch einen Willen gelenkt wird. Beider Handeln muß in strategischer Hinsicht in Wechselbeziehung stehen, wenn ein Höchstes erreicht werden soll.

Die Strategie wird aber nicht nur von militärischen, sondern auch von politischen Rücksichten beeinflußt.

Es ist sehr wohl denkbar, daß ein strategischer Vorteil mit einem taktischen Rückschlage erkauft werden muß oder ein strategischer Nachteil als Folge eines taktischen Sieges eintreten kann.

Angenommen zum Beispiel, ein erfolgreich im Handelskriege tätiger Kreuzer wird von einem Schiffe des Gegners zum Gefecht gezwungen. Er besiegt denselben zwar, trägt aber selbst Beschädigungen davon, die seinem Kreuzen ein vorzeitiges Ende bereiten. So handelt es sich um einen taktischen Sieg, der einen größeren strategischen Nachteil im Gefolge hat; denn es ist für die Kriegslage gleichgültig, ob der feindliche Kreuzer vorhanden ist oder nicht, dagegen von großem strategischen Nachteil, daß der Kreuzer die Schädigung des feindlichen Seehandels nicht fortsetzen kann.

Von den Aufgaben, die an eine Flotte im Kriege herantreten, steht an erster Stelle immer die Vernichtung der Seemacht des Gegners. Solange eine feindliche Flotte vorhanden ist, bildet sie das einzige Mittel, mit dem der Feind die Flotte des anderen Teils vernichten kann*). Ob eine der beiden der Zahl nach schwächer ist, ändert grundsätzlich nichts. Nicht Schiffe, sondern Menschen fechten, und die Seekriegsgeschichte lehrt, daß zahlenmäßige Überlegenheit allein den Sieg nicht sichert. Erst durch die Schlacht wird die Probe gemacht, wer denn tatsächlich der Stärkere ist.



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Abgeschossener französischer Kampfdoppeldecker mit zwei Motoren.

Demgegenüber sind alle übrigen Streitmittel — wie Küstenbefestigungen, Sperren und anderes mehr — nur dann imstande, eine Flotte zu schädigen, wenn diese sich in ihren Machtbereich begibt. Deshalb soll jede Flotte in erster Linie bestrebt sein, die ihr von den feindlichen Schiffen drohende Gefahr durch deren Vernichtung zu beseitigen. Wenn der Gegner dadurch auch nicht niedergerungen zu sein braucht, so erhält die siegreiche Flotte doch erst dann die Freiheit des Handelns, die ihr die Lösung anderer Aufgaben erleichtert. Sie kann den Krieg an die feindliche Küste tragen, sie blockieren, die dort gelegenen Städte beschießen und brandschatzen, Landungen decken oder selbst ausführen, in taktischem Zusammenwirken mit einer Armee den Feind schädigen.

Um das Wesen des Seekriegs zu erfassen, muß man sich über den Wert und die Beschaffenheit des Kriegsgebiets klar werden. Die hohe See an sich hat keinen Wert wie das Gelände im Landkriege. Sie ist eine weite Fläche, die man nicht wie einen Landabschnitt besetzen kann. Der Sieger beherrscht das Meer, indem er den Feind vernichtet, der sich ihm auf demselben entgegenstellt. Letzteres ist und bleibt das allein richtige Ziel des Seegefechts.

Die Voraussetzung eines taktischen Sieges ist die Leistungsfähigkeit des einzelnen Schiffs in Hinsicht auf Material und Mannschaft. Eine gute Schulung der Besatzung kann als Höchstes nur erreichen, daß alle Kraft, die in dem Schiffsmaterial schlummert, wirklich herausgeholt wird; daß die Maschinen die Pferdestärken entwickeln, deren sie fähig sind; daß die Geschütze treffen, der Unterwasserschutz richtig arbeitet. Ob die damit erreichte Geschwindigkeit für den besonderen Zweck hinreicht, ob die Geschosse den feindlichen Panzer durchbrechen, schweren Schaden am Schiff und große blutige Verluste herbeiführen, darauf hat die persönliche Leistung keinen Einfluß, sondern das ist eine Frage rein sachlicher Natur. Selbst die größte menschliche Leistung findet eben auch hier wie in allen übrigen Dingen ihre Grenze an dem zur Verfügung stehenden Material.

Ist aber die Leistung des einzelnen Schiffs gesichert, so kommt die Flottenführung zu ihrem Recht. Sie wird den Verhältnissen bei Freund und Feind entsprechend verfahren. Wie das in richtiger Weise zu geschehen habe, darüber war man lange im unklaren.

Auf die großen Seekriege, die mit der Seeschlacht von Trafalgar praktisch ihr Ende fanden, folgte für die Kriegsflotten eine lange Ruhepause. Auch der Krimkrieg brachte keinen größeren Seekampf. Die Schiffe und ihre Waffen dagegen hatten eine gänzliche Umwälzung durchzumachen. Die Einführung der Maschine zur Fortbewegung der Schiffe, die Bewaffnung mit Granatkanonen und die infolge der Sprengwirkung der Geschosse nötig gewordene Panzerung der Schiffe hatten die Wesensart des Materials, aus dem

*) Wenn die britische Flotte nicht entsprechend handelte, so war das militärisch unrichtig. Erklärlich wird ihr Verhalten aber, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Niederkämpfung der deutschen Flotte ihr zweifellos so schwere Opfer auferlegt hätte, daß ihre auf die Flotte gegründete Weltmachtstellung in Frage gestellt worden wäre. Also wieder der Einfluß der Politik auf die Strategie.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Mulzer,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Oberleutnant Freiherr v. Althaus.

Phot. O. Heinrich, Frankfurt a. O.

Leutnant Wintgens,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

sich die Flotten zusammensetzten, in einer Weise verändert, daß die bisherigen Regeln der Seetaktik nicht mehr verwendbar erschienen. Dadurch, daß dem Bug der Panzerschiffe eine Form gegeben worden war, die es ermöglichte, einen Gegner durch Anrennen zu vernichten, war in der Ramme neben der früher allein herrschenden Artillerie eine neue Waffe erstanden, die lange Zeit hindurch die Seetaktik entscheidend beeinflußt hat.

Als die österreichische Flotte 1866 die italienische bei Lissa schlug, glaubte man irrigerweise, daß die von Admiral v. Tegetthoff angewandte Taktik auch unter anderen Verhältnissen empfehlenswert sei. Dieser hatte aber nur, um die Unterlegenheit der österreichischen Schiffe wettzumachen, seinen Kommandanten befohlen, „den Feind durch Anrennen zu vernichten“. Dieses „'ran an den Feind“ hatte zur Folge, daß die kämpfenden Flotten durcheinanderkamen, daß jede Ordnung gelöst wurde. Dem Flaggschiffe des Admirals war es auch beschieden, das gerade stilliegende italienische Panzerschiff „Rè d'Italia“ durch einen Rammstoß zu versenken. In völligem Mißverkennen der Gründe, die den Admiral zu seinem Verfahren veranlaßt hatten, leitete man aus dieser Seeschlacht taktische Regeln ab, die auf den Sporn als vielleicht wichtigste Waffe zugeschnitten waren.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Baldamus.

Das war er aber keineswegs. Alle unbeabsichtigten Zusammenstöße gelegentlich der Friedensübungen in den folgenden Jahren ergaben, daß der Bug eines Schiffs, das ein in Fahrt befindliches großes Kriegschiff rammte, immer schwer beschädigt wurde. Diese Tatsache, die übrigens leicht vorauszusehen war, wenn man sich die Vorgänge vergegenwärtigt hätte, die sich

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Höhndorf,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Parschau, Ritter des Ordens
Pour le Mérite, starb den Fliegertod im Westen.

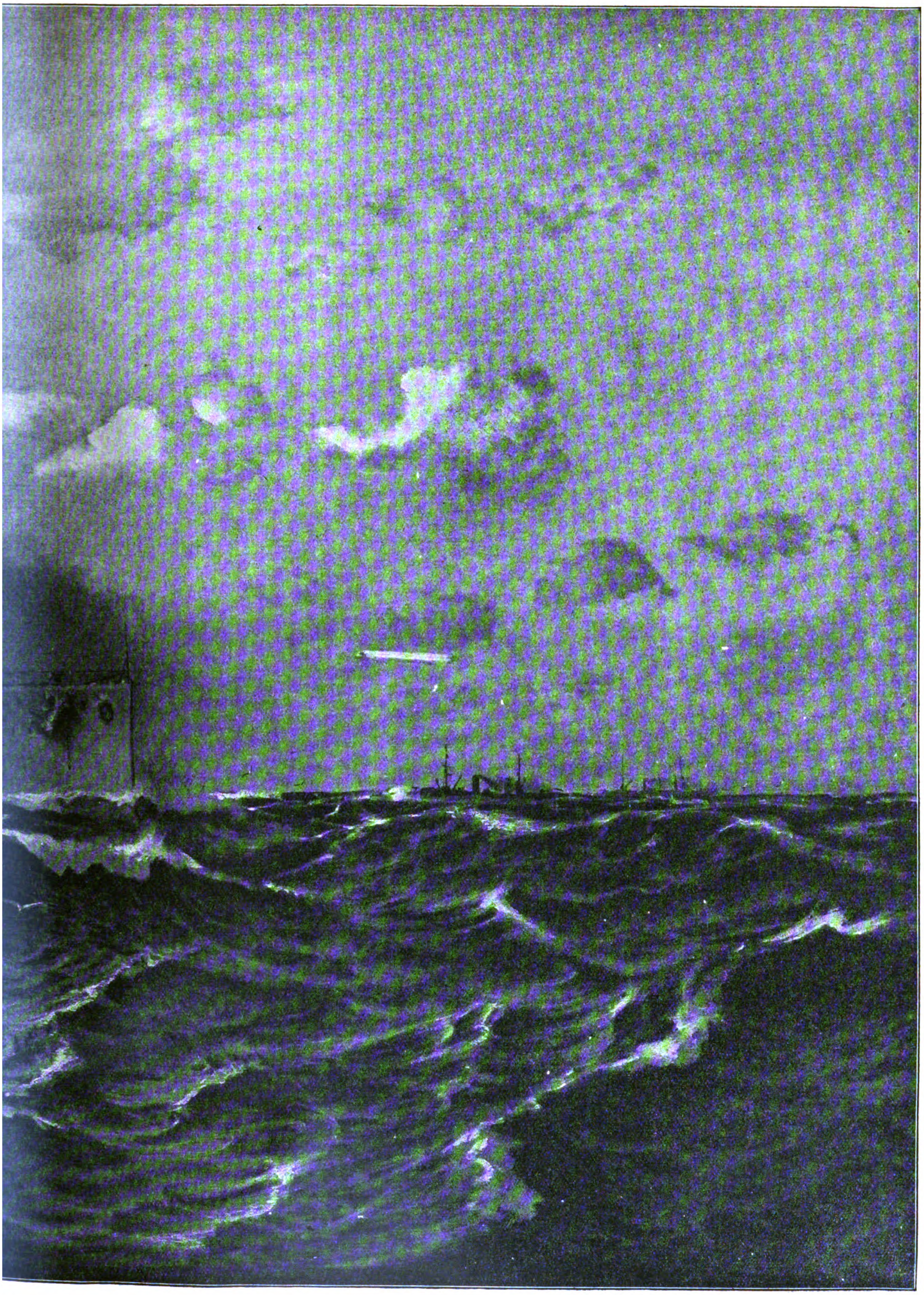
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Frankl,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Erfolgreiche deutsche Kampfflieger im Westen.

Deutsche Hochseestreitkräfte beim Vorst

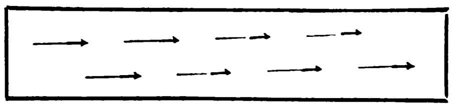
Nach einem Gemälde von Mariner



in die Nordsee am 19. August 1916.
ler Robert Schmidt-Hamburg.

in derartigen Fällen abspielen, genügte aber noch nicht, von dem höchst zweifelhaften Wert dieser Waffe zu überzeugen, und nach wie vor bauten die Taktiker ihre Regeln mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verwendung auf. Darüber allerdings war man sich im klaren, daß die Sporntaktik unweigerlich zum „Durcheinander“ führen müsse, und glaubte deshalb, ein Flottenführer könne nichts weiter tun, als seine Schiffe unter möglichst günstigen Verhältnissen an den Feind zu führen; die eigentliche Durchführung des Kampfes aber müsse dem seemännisch-militärischen Geschick der Kommandanten überlassen bleiben. Erst durch die Seeschlacht am Yalu — im japanisch-chinesischen Kriege — wurde diese Anschauung als unrichtig erkannt. Auch die beiden Seeschlachten im russisch-japanischen Kriege zeigten, daß es dem Admiral sehr wohl möglich sei, seine Flotte während der ganzen Schlacht dauernd in der Hand zu behalten. Das Streben dahin war militärisch richtig; denn aus einer Streitmacht kann das Höchste nur herausgeholt werden, wenn alle ihre Teile fortdauernd durch einen Willen geleitet werden. Eine gut ausgebildete Flotte darf nicht darauf verzichten, ihre Schulung mit in die Wagschale zu werfen.

Übrigens war inzwischen die Artillerie zu einer auch auf größte Entfernungen wirksamen Waffe entwickelt worden, und außerdem war eine neue Waffe erschienen, die frühere Zeiten nicht gekannt hatten: der „Torpedo“. Ein gut sitzender Treffer desselben war imstande, das mächtigste Schiff zu versenken; und seine Laufstrecke überschritt 1912 sieben Kilometer. Da man grundsätzlich abgeneigt war, große Schiffe in seinen Machtbereich gelangen zu lassen, so wurde damit die jeweilig äußerste Reichweite des Torpedos zur unteren Grenze für das „Nahgefecht“. Wenn auch die Aussicht nicht groß ist, auf sieben Kilometer ein einzelnes Schiff mit dem Torpedo zu treffen, so ist es doch möglich, ihn durch eine Linie von Schiffen zu jagen. Ob er beim Passieren derselben durch eine Lücke gehen oder gegen einen Schiffsboden stoßen wird, ist allerdings Glücksache, aber die Aussichten auf Treffer sind nicht ungünstig. Nehmen wir die Länge eines Kriegschiffs mit 200 Metern und die Lücken zwischen ihnen als ebenso groß an, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß jeder zweite Schuß sitzen wird.



Richtet sich das Feuer gar gegen eine Doppelkiellinie, wie sie das britische Gros am 31. Mai 1916 zeitweise, so auch bei dem berühmten Vorstoß der deutschen Torpedoboote, innegehalten haben soll, so kann schematisch überhaupt kein Torpedoschuß vorbeigehen (Skizze). Allerdings verringert sich die Treffwahrscheinlichkeit, wenn die angegriffene Linie „abdreht“, den abgefeuerten Torpedos die Hecks ihrer Schiffe zeigt. Damit bietet sich dem Torpedo nicht mehr die Schiffs l ä n g e, sondern nur noch die Schiffs b r e i t e als Ziel. Ein moderner Schlachtkreuzer ist 200 Meter lang, aber nur 25 Meter breit. Dazu kommt, daß der Torpedo in das von den Schrauben aufgewühlte Kielwasser gelangt, dessen Wirbel den Geradelauf des Torpedos stören. Wenn auch ein automatisch wirkendes Steuer im Torpedo bestrebt ist, ihn in seinen ursprünglichen Kurs zurückzusteuern, so werden doch immer wieder Ablenkungen eintreten, und tatsächlich wird der Torpedo nicht geradeaus laufen, sondern im Zickzack.

Nachdem dieses vorausgeschickt wurde, mögen nunmehr einige Angaben folgen über die Regeln, nach denen sich die Schiffe beim Fahren im Verbande (Formentaktik) und beim Zusammentreffen mit dem Feinde (angewandte Taktik) verhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod als Würger.

Von Carl Leins.

Ein heißer Julitag lag wie eine glühende Riesenfaust auf den ausgedörrten Schützengräben. Stromweis rann uns der Schweiß über das Gesicht, und ein unbeschreibliches Durstgefühl quälte die Kehle zum Erbarmen. Begierig schlürften wir die herben Bächlein, die unter dem engangepreßten Helm hervorsickerten, um nicht vollends zu verschmachten. Das Wasser war ja so rar wie Gold. Alles um uns her, die Erdschollen, die Steine und Balken glühten, als befänden wir uns inmitten eines brodelnden Vulkans.

Wie oft mußte ich in jenen Tagen an den reichen Mann im biblischen Gleichnis denken, wie er bittet: Vater Abraham, sende Lazarus, daß er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme. — Ich weiß nicht, was ich damals für ein kristallklares Glas Wasser gegeben hätte, ich weiß es wirklich nicht.

Höher und höher stieg die Sonne. Nun stand sie senkrecht über unseren Helmspitzen. Wer nicht Posten stehen mußte, legte sich in den tiefen, kühlen Unterstand, wo man den Durst und die Hitze nicht so sehr zu fühlen bekam.

Ich saß am Telephon, den Hörer am Ohr, und wartete schon seit sechs Stunden auf irgend etwas Neues. Daß etwas kommen mußte, das fühlte ich wohl. Die Luft um mich her war voller Spannung und Gereiztheit. Obwohl es weitum so still war wie in einer Kirche nach dem Amen, glaubte ich doch in der Ferne lautes Gelärme zu vernehmen. Wetzte wohl der Tod seine Sichel?!

Plötzlich schreckt mich ein spitzes Geklingel von meinem Brüten auf. „Kompanieführer rufen!“ schallt es befehlerisch aus dem Rohr. Ich wollte schon abhängen und fortstürmen, da schellte es noch einmal. „Melden Sie den Hauptmann der ...ten Pionierkompanie!“ näselte die Stimme erregt weiter, „aber flott, flott, flott!“ Pfeilgeschwind schoß ich davon.

Eine Stunde später rückten zwei Züge Pioniere an, die neben jeder Schießscharte eine große, geheimnisvolle Blechflasche in den Boden gruben. Nachdem dies geschehen war, tauchten die angesagten Reservetruppen auf. Leise schlichen sie in den Laufgräben nach den vorderen Stellungen, um sich dort in Schützenlinie ohne Zwischenraum aufzustellen.

Die laue Brise, die schon seit heute früh so ruhig und gelassen über das Land hinstrich, wurde kühler und schärfer. Es schien, als halte ein gütiges Geschick seine Hände segnend über unserem Vorhaben. Alles sprach für ein gutes Gelingen des Angriffsplanes.

Die Stunden schlichen träge vorüber. Müde legte sich die wandersatte Sonne in die säuselnden Wipfel des ...waldes. Mit Einbruch der Nacht wurde die Stille noch tiefer. Als ob die drüben im feindlichen Graben etwas ahnten von der Nähe der großen Ewigkeit, dem großen, großen Tod.

Gegen Mitternacht ging die Parole um. Morgen früh, Punkt fünf, wird angegriffen. Einer sagte es dem anderen flüsternd ins Ohr, bis es alle, alle wußten. Dann schrieben wir in die Notizbücher ein paar Worte von Treusein bis in den Tod, vom Wiedersehen droben über den Sternen und noch viel, viel anderes mehr. Wir schrieben, bis sich aus der Dunkelheit eine graue, aschfahle Helle schälte, die allmählich die ganze Landschaft überschwemmte. Der Wind schob sanft die Wolken über den Himmel weg, der sich in den kleinen über Nacht vom Regen gebildeten Pfützen spiegelte. — Ich tauchte mein Taschentuch in ein schmutziges Teichlein, um damit den Schlaf wegzuwischen, der heute gar nicht weichen wollte. Während ich noch damit beschäftigt war, kam die zweite Parole: Alles fertig machen.

Jeder sucht schweigend seinen Platz und wartet. Die Offiziere halten ihre Uhren in der Hand und zählen die Minuten, die so träge und gemächlich schleichen. Niemand spricht mehr. Jeder denkt still bei sich: Wie wird's mir ergehen? Fall' ich oder komm' ich davon? Die unheimliche Stille foltert die Nerven. Wenn doch nur einer lachen wollte — aber keiner lacht. Es scheint, als hätten die Leute plötzlich die Stimmen verloren. Selbst die Witzigsten, denen es sonst nie an Stoff mangelt, sind heute so seltsam und still.

„Noch zehn Minuten,“ sagt ein Hauptmann, und die Ruhe geht unentwegt weiter. Einige zünden ihre Zigarren an. Wie manchem Feldgrauen war der Schein so eines glimmenden Glühstengels das letzte Licht, bei dessen Leuchten er die große Heimfahrtreise antrat.

Aus einem Unterstand zittern fünf helle Glockentöne. Die Uhr, die ehemals den Mesner von ... zum Frühgottesdienst weckte, gibt uns das Zeichen zum Angriff. Wir springen auf die Sturmleitern. Weit und breit fällt kein Schuß. Der Boden, über den wir hinstürmen, ist schwarz wie

Kohle. Die Landschaft ist voller Ruhe, wie an einem Feiertagmorgen, wenn die Arbeit schweigt. An den Gräsern hängen kleine, gelbgrüne Nebelwölkchen — wer eines atmet, ist sofort ein toter Mann. Wir ziehen unsere Schutzmasken tiefer ins Gesicht und stürzen uns in den ersten feindlichen Graben, der einer riesigen Totenkammer gleicht.

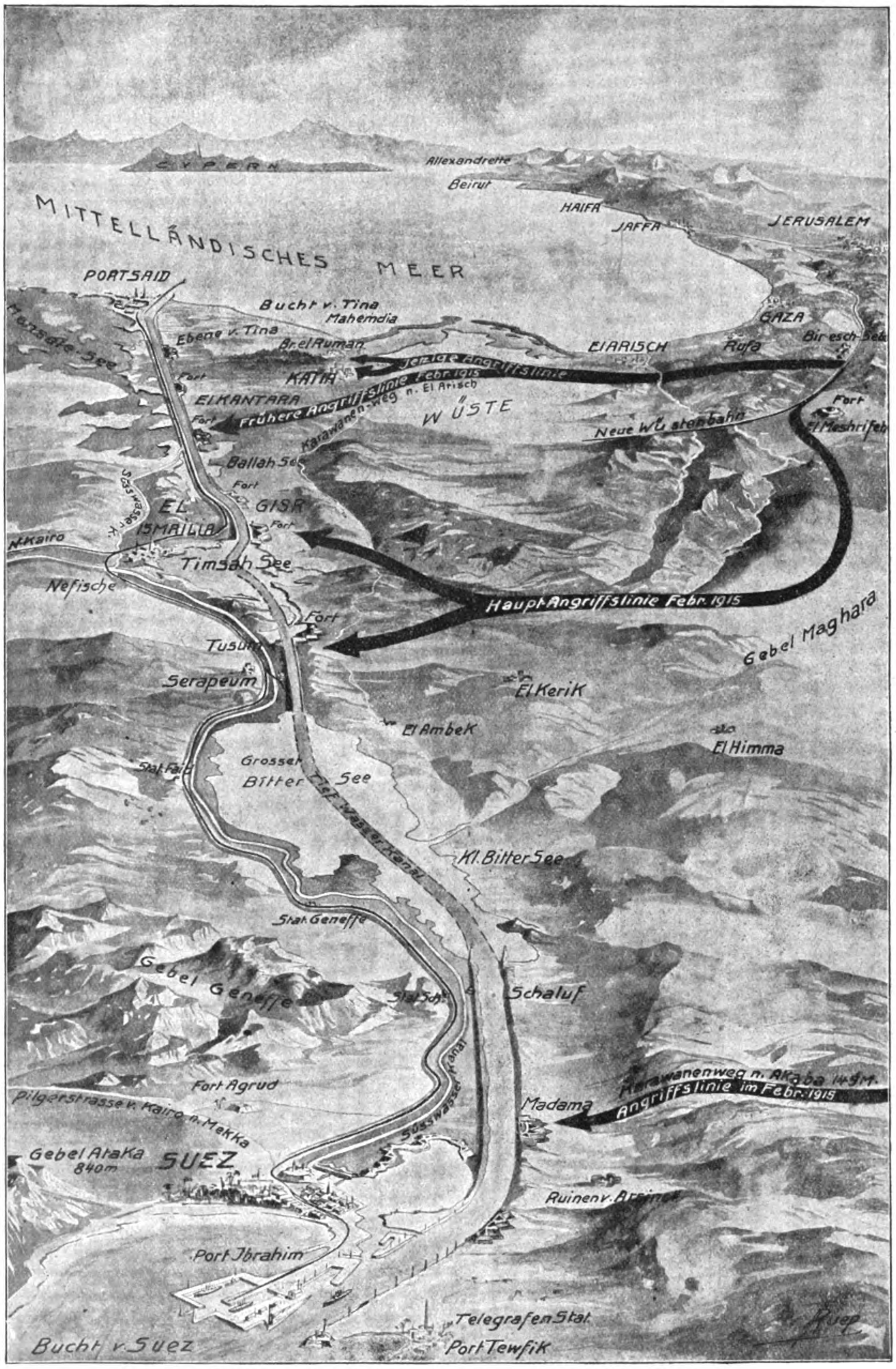
Kein lebendes Wesen rührt sich weit und breit. Die Erde leuchtet in allen nur erdenklichen Farben. Die gelbgrünen Nebelwölkchen bohren sich still und zäh in die Sandsackwände. Es sieht gerade aus, als wäre ein verheerendes Feuer durch den Schützengraben gegangen. An den Schießscharten stehen Soldaten, schießen aber nicht. Ihre Gesichter sind dick und verzerrt. Fast allen liegen die Augen vor den Höhlen.

Ich trete in einen Unterstand. Um einen kleinen rohen Tisch sitzen drei Offiziere. Einer hat eine Ansichtskarte vor sich liegen. Als die Gaswolken durch die Ritzen drangen, schrieb er gerade die Worte: „Love me and the world is mine." Ein anderer lag vornübergebeugt über einer Karte von Verdun und Umgebung. Der dritte endlich saß vor einem prachtvollen venezianischen Stehspiegel, aus dem zwei hohle, gläserne Augen herausstarrten. Während er Toilette machte, überraschte ihn der Tod, um ihm sanft die feingeschliffene Rasierklinge aus den gutgepflegten Fingern zu nehmen.

Wir sammelten uns und marschierten in Gruppenkolonne mit Gewehr über weiter. An den Bäumen, die rechts und links am Wege standen, hingen die braunen Rindenhüllen herunter, aus denen der Saft hervorquoll. Am Dorfeingang von . . . stand eine englische Batterie. Die schweren Geschütze wollten eben zum Schuß auffahren, als sie von den Gaswolken, die schneller waren, überrascht wurden. Auf den Protzen saßen noch die Kanoniere wie lebend. Am Boden lagen die Pferde mit dick aufgedunsenen Leibern, die zusammenfielen, wenn man sie anrührte. Sämtliche Geschützrohre waren mit einer grünlich schillernden Schicht überzogen, die sich langsam in das harte Erz hineinarbeitete.

In den Gassen war es still, wie ausgestorben. Nirgends begegnete uns ein lebendes Wesen. Aus den ausgebrannten Fensterhöhlen stierte eine unheimliche Ruhe. An **jeder Hausecke lagen Haufen toter Engländer. Mir war's,** als schritte ich über einen unermeßlichen Totenacker.

Als die Gaswolken nahten, hatte sich der Stab in das Innere der Dorfkirche geflüchtet. Doch auch hier fand der Tod seine Opfer. Die verzerrten Gesichter erzählten in



Vogelschaukarte zu den türkischen Angriffen an der Front des Suezkanals.

beredter Sprache von heißen Kämpfen und wehvollen Seufzern. Neben dem Altar lag ein Major mit einer Schußwunde an der Schläfe, die er sich wohl selbst beibrachte, als Freund Hein mit seiner Sense an die Tür pochte. Plötzlich dröhnte uns das Pusten eines Motors entgegen. Nach langem Hin- und Hersuchen fanden wir hinter einem Schuppen ein zur Abfahrt bereitstehendes Panzerautomobil. Der Führer saß am Steuer und hielt das Rad in der Hand. Er wollte

Rumänische Infanterie, ausgerüstet zur Front.

eben den Anlaßhebel herumreißen, als ihm die grüngelben Nebel den Weg vertraten.

Fast wollte mich ein Schauder ankommen beim Anblick der grausamen Verheerung, die unsere Wolken verursacht hatten, doch wie ich an die Explosivgeschosse denke, mit denen die Engländer die Leiber meiner Kameraden zerrissen, werde ich wieder ruhiger. Wir handelten in Notwehr. Das Blut der unschuldigen Opfer, die unter den Fliegerbomben unserer Feinde vergraben wurden, schrie zum Himmel um Sühne.

Hinter dem Dorf gruben wir uns ein, um von hier aus bei günstigem Wind die Weiterreise anzutreten. —

Aus der Sommeschlacht.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

1.

(Hierzu die Bilder Seite 249 bis 251.)

Es sollte eine ganz große Sache werden.

Im Herbst 1915, nach dem verunglückten Durchbruchsversuch der Engländer in Flandern, sagte mir ein gefangener englischer Oberst: „Ja, diesmal ist es uns noch nicht geglückt. Aber warten Sie nur ab. Im kommenden Frühling haben wir eine Million Soldaten mehr an der Front. Dann wollen wir sehen, wer stärker ist."

Der Frühling kam, die Schlacht vor Verdun rollte dahin, wochen- und monatelang, die Franzosen sanken reihenweise im deutschen Feuer nieder, mit steigender Angst starrte ganz Frankreich auf den gewaltigen Ringkampf um die alte Festung an der Maas. Mit wachsender Unruhe fragten die Franzosen: Und unsere Verbündeten, die Engländer? Was tun sie, während wir uns verbluten?

Mitte Juni trat die französische Kammer zu Geheimsitzungen zusammen. Viel hörte man nicht darüber, aber doch genug, um zu wissen, daß es dort recht lebhaft zugegangen sei. In London erzählte man sich bald danach, daß der Kriegsminister Briand mit dem Antrag auf Waffenstillstand gerechnet habe. Nur der Hinweis auf den bevorstehenden großen Angriff der Engländer rettete ihn.

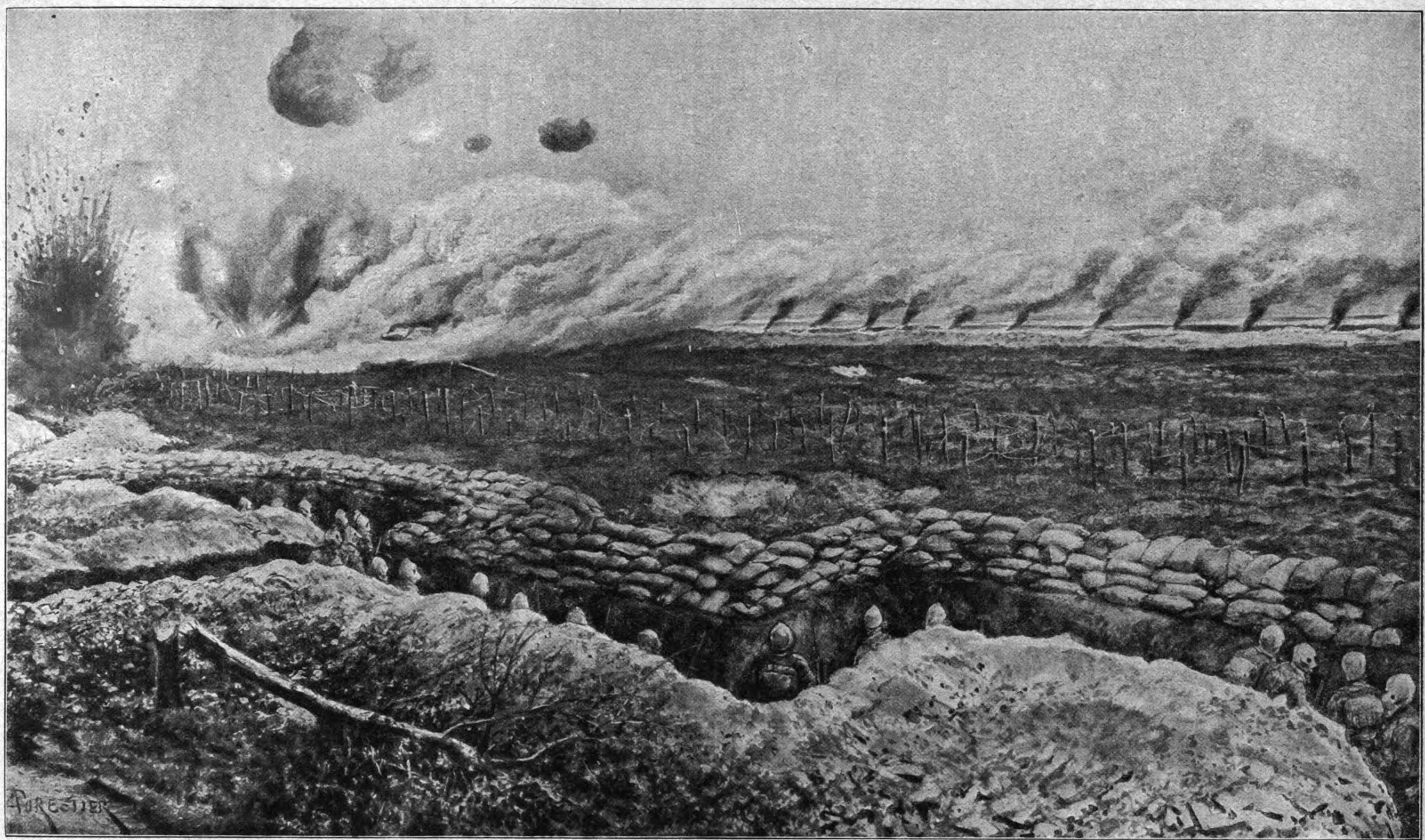
Die englische Front, die sich lange auf den Abschnitt von der Yser bis über La Bassée nach Lens erstreckte, war während der Verdunschlacht bedeutend erweitert worden: sie reichte nun bis in die Picardie, bis an die Ufer der vielgewundenen Somme. Die Unruhe an dieser Front war groß. Versuche mit dem Abblasen von Gas, starke Patrouillenvorstöße, heftige Feuerüberfälle, stundenlanges Trommelfeuer ohne Sturmangriff — solche Überraschungen häuften sich. Die Meldungen kamen von den verschiedensten Teilen unserer englischen Front. Kein Zweifel, daß es sich um Scheinmanöver handelte. Angreifen wollten sie, das war klar, aber wo wollten sie angreifen? Wochenlang tasteten sie nach einer schwachen Stelle in der deutschen Mauer. Sie fanden keine. Da entschlossen sie sich, die deutsche Front dort einzustoßen, wo sie am weitesten nach Westen ausgreift: in der Gegend der Somme.

Warum gerade hier? Strategisch war die Stelle weit weniger gut gewählt als die beiden Angriffspunkte der großen Herbstoffensive 1915. Der Fluß mit seiner sumpfigen Niederung erleichtert die Verteidigung. Unsere Stellungen am Rande der Hochfläche von Bapaume und am Ancrebach waren im Laufe des langen Stellungskampfes meisterlich ausgebaut. Unsere Verbindungen nach rückwärts waren so gut wie die der Engländer nach Amiens, von wo aus sie ihren Nachschub regeln. Vielleicht wollten die Verbündeten diesmal Schulter an Schulter kämpfen und in edlem Wettstreit den Feind desto sicherer aus dem Lande werfen. Vor allem wollten die Franzosen mit dabei sein. Ihre Eitelkeit gebot ihnen, nicht etwa den Engländern allein den Erfolg zu gönnen. In breiter Front bedrängt, mußten die Deutschen doch sicherlich weichen. So wurde der gemeinsame große Angriff zu beiden Ufern der Somme auf einer Breite von etwa 40 Kilometern angesetzt. Davon hatten die Engländer drei Viertel und die Franzosen ein Viertel übernommen. Aber schon nach den ersten Angriffstagen beschränkte General Haig seinen Anteil auf eine Front von 12 bis 15 Kilometern, während Joffre seine Linie auf annähernd 20 Kilometer, also auf das Doppelte, erweitert hatte.

Der Angriff der Engländer.

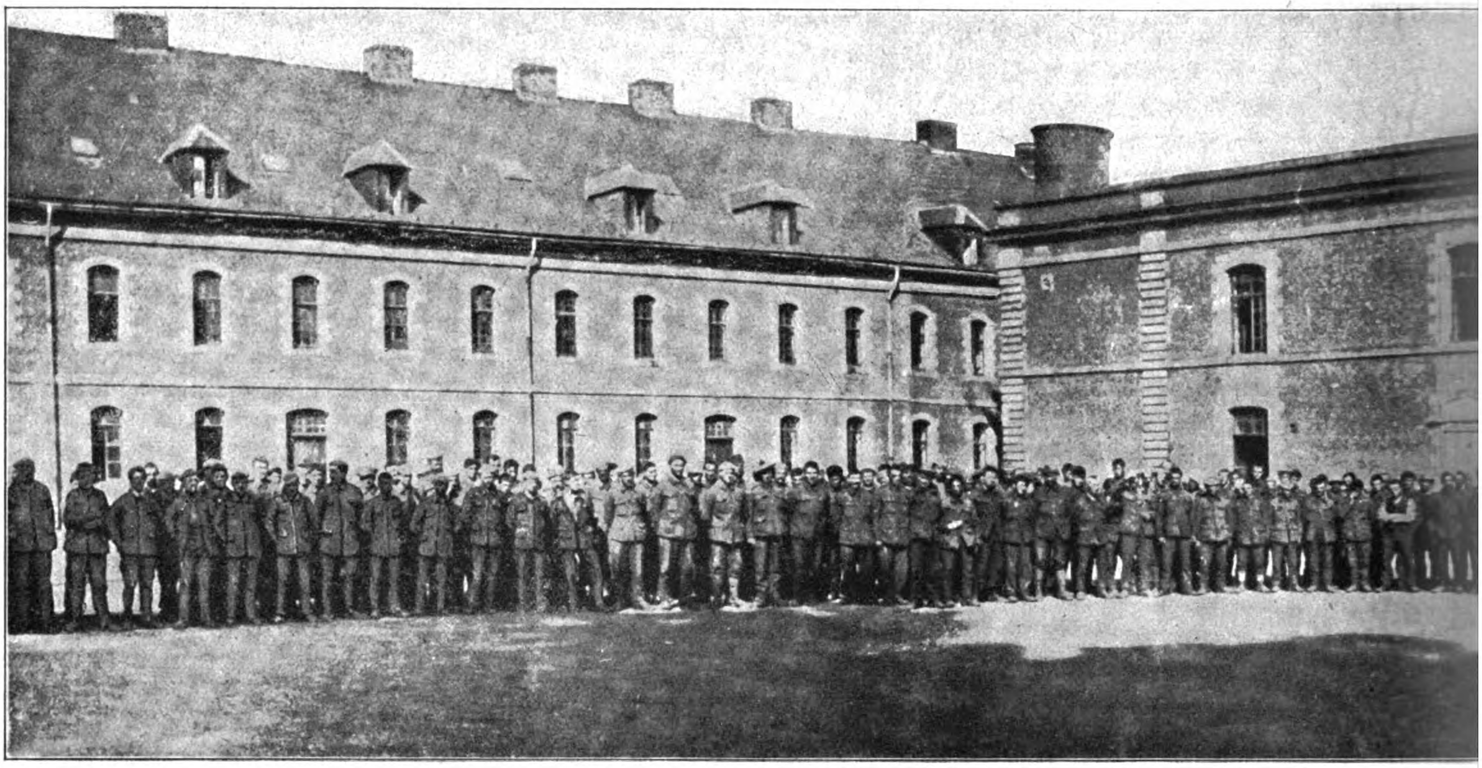
Am 24. Juni begannen die Engländer auf der Front von Gommecourt bis Fricourt ihren Angriff vorzubereiten.

Rumänische Offiziere. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Ein englischer Gasangriff auf deutsche Schützengräben an der Somme.

Nach einer englischen Darstellung.



Gefang…
aus der S…
der Kaser…
von
(4. A…

Tagelang hagelten die Geschosse aus allen Kalibern auf die deutschen Stellungen; sobald aber der Wind günstig wehte, bliesen die Engländer Gas (siehe das Bild Seite 249) ab und unterbrachen die Beschießung der vorderen Gräben. Sie arbeiteten sehr planmäßig und gründlich mit ihren Zerstörungsmitteln. Tagsüber legten sie ein genau gezieltes und gutverteiltes Feuer auf den zweiten und dritten Graben unserer ersten Stellung und nachts besonders auf die rückwärtigen Verbindungen und die Ortsquartiere. Das Feuer für den vordersten Graben sparten sie auf bis kurz vor dem Sturm. Mit ihren weittragenden Flachbahngeschützen, den zahlreich in aller Heimlichkeit eingebauten schweren Schiffskanonen, Kaliber 24 bis 38 Zentimeter, hielten sie unsere Anmarschwege in dem ebenen Gelände der Picardie weithin unter Feuer. Ihre leichten Feldgeschütze hatten sie sehr weit nach vorn gezogen: soweit sie irgendeine Deckung zum Vorbringen benutzen konnten, hatten sie sie bis auf wenige hundert Meter hinter ihren vordersten Gräben aufgestellt. Auch eine stattliche Zahl Minenwerfer ließen sie arbeiten, und besonders die schweren Torpedominen richteten durch die Wucht ihres steilen Einfalles manche Verwüstung in den Gräben an.

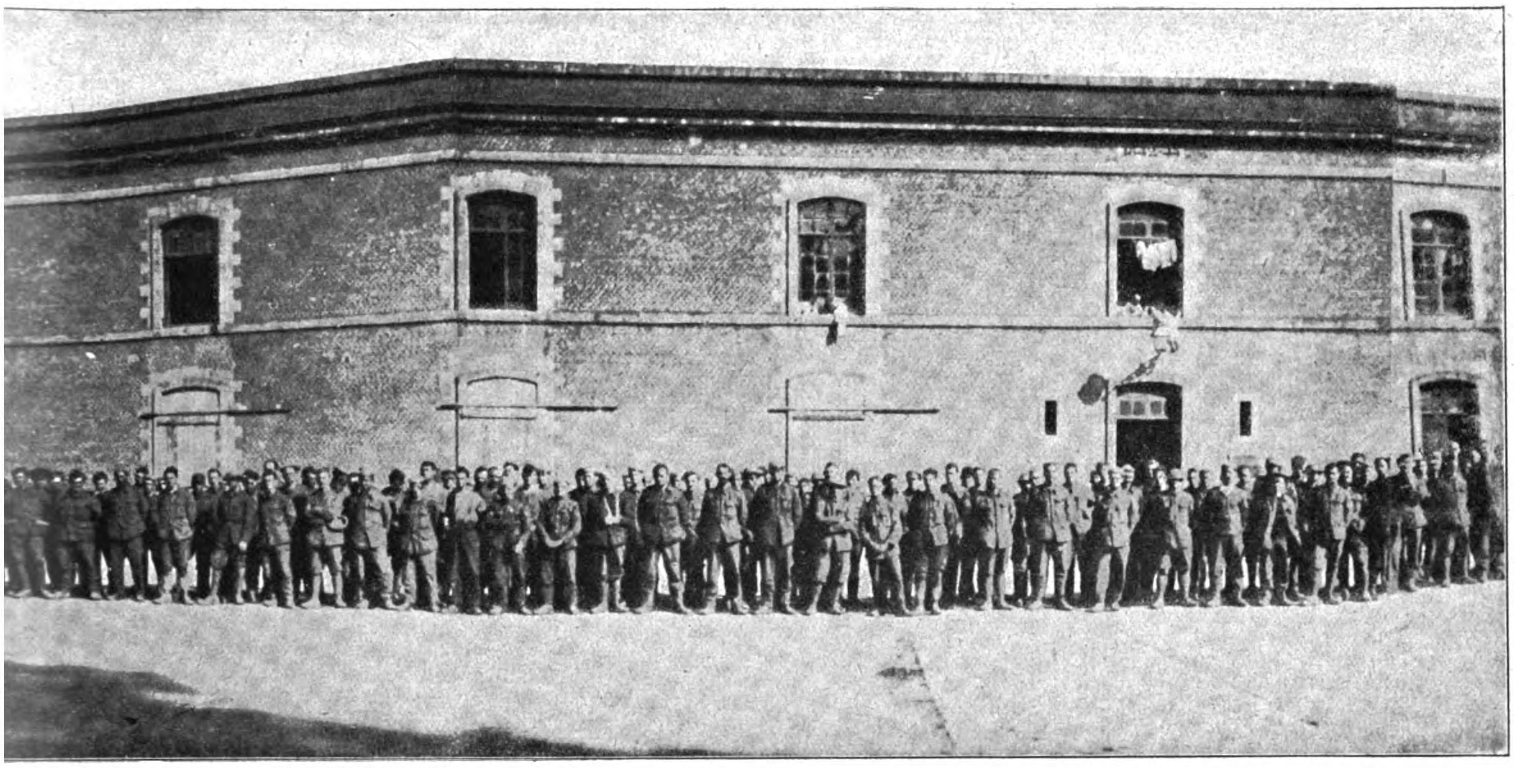
Eine volle Woche, vom 24. bis 30. Juni, dauerte die Beschießung aus allen verfügbaren Geschützen an. Was für Mengen an Munition verschleudert wurden, erzählte der Minister Montagu am 15. August im englischen Unterhause. „Es ist wahr," sagte er, „daß der Verbrauch der letzten Monate auf das Doppelte dessen gestiegen ist, was wir noch vor acht Monaten als genügend ansahen. Die vorbereitende Beschießung in der letzten Woche vor dem Angriff (an der Somme) hat mehr Munition gekostet, als in den ersten elf Monaten des Krieges verfertigt wurde. Mit der gesamten Munitionsmenge für schweres Geschütz, die in den elf Monaten hergestellt wurde, hätten wir die Beschießung noch nicht einen Tag lang durchführen können."

Das englische Feuer wurde durch Flieger geleitet, die in so großer Zahl auftraten wie noch nie zuvor. Gemeinsam mit den Fesselballonen beobachteten sie nicht nur, sondern sie nahmen auch tätig am Kampfe teil, indem sie mit außerordentlicher Keckheit ganz tief heruntergingen und mit ihren Maschinengewehren auf alles Erreichbare schossen: sie streuten die Gräben ab, die Batteriestellungen, griffen marschierende Kolonnen an und achteten sogar Verbandplätze nicht. Da mußten dann die hilflosen Verwundeten wieder zu ihren Gewehren greifen und den Feind in der Luft verjagen. Größere Geschwader stiegen zur Zerstörung unserer Bahnhöfe und Lager mit Bomben auf. Kein größerer Ort hinter unserer Front wurde verschont. Eine große Verwirrung sollte eintreten, kein Nachschub der Reserven, der Munition, der Verpflegung sollte möglich sein.

Dazu die wiederkehrenden Gasangriffe. Damit erreichten die Engländer freilich am wenigsten. Wenn das Gas nicht in ihre eigenen Gräben sackte oder zwischen den Fronten liegen blieb, wälzte es sich wohl bis in unsere Gräben und Unterstände, wurde aber rasch wieder hinausgefegt, und unsere Gasmasken bewährten sich sehr, wenn sie rechtzeitig angelegt wurden. Die Engländer verwendeten ein sehr hochprozentiges Chlor-Phosgengas. Manchmal wurde es vom Westwinde mehrere Kilometer weit hinter die Linie und in die Ortschaften getrieben, wo die französischen Einwohner, die vor der Beschießung in ihre Keller geflüchtet waren, mehr darunter zu leiden hatten als unsere Soldaten.

Unsere Verluste während der siebentägigen Beschießung waren gering, zum Teil sogar erstaunlich gering, weil in den Gräben, soweit sie bestehen geblieben waren, nur die notwendigsten Mannschaften lagen und die eigentliche Be-

Gefangene weiße und farbige Franzosen aus der Sommeschlacht in der Zitadelle von Cambrai (4. August 1916).



nglӓnder
schlacht vor
: Zitadelle
ibrai
1916).

satzung in den tiefen Unterständen ziemlich sicher saß. Verschüttungen waren häufig, aber unverdrossen schaufelten unsere Leute die Eingänge zu den Stollen wieder frei. Trotz der riesigen Anspannung der Nerven blieb die Stimmung aufrecht. Die telephonischen Verbindungen versagten oft genug, aber doch nie auf lange Zeit, im Notfall gab der Nachbarabschnitt durch Seitenverbindung Anschluß nach rückwärts. Unsere Batterien, deren Zahl zu Anfang in gar keinem Verhältnis zur Überzahl der feindlichen stand, wurden zwar arg zugedeckt, sie schossen aber trotz ihrer Verluste mustergültig. Die englischen Rohre waren durch das anhaltende Feuer schließlich derart ausgeleiert, daß die aufgefundenen Blindgänger am Führungsring gar keine Spur der Züge mehr zeigten.

* * *

Ganz ungeheuerlich wie die Häufung der Artillerie auf einem vergleichsweise kurzen Abschnitt war auch die Ansammlung von englischen Mannschaftsreserven und von Material aller Art. Ich habe unter den Gefangenen (siehe die Bilder Seite 250 und 251) eine wahre Musterkarte des britischen Weltreichs versammelt gesehen: Kanadier im Schottenröckchen und verbrannte Südafrikaner, die in Südwest, Ägypten und auf Gallipoli gefochten hatten; gesprächige Iren und ernste Hochländer, magere Baumwollspinner aus Birmingham und friedfertige Landschullehrer aus Yorkshire.

Diese Gefangenen erzählten allerlei, so bespielsweise, daß man bei ihnen auf einen großen Angriff gegen die Deutschen während des Sommers gefaßt gewesen war. In den Truppenlagern wurden eifrige Angriffsübungen mit Handgranaten und sonstigen Nahkampfmitteln gemacht, von denen später noch die Rede sein wird. Kurz vor Beginn der Offensive verkündeten die Kompanieführer den Mannschaften, was geplant war, und warnten vor allzu lauten Ausbrüchen des Jubels, wenn die Ansprache in den vorderen Gräben stattfand. Die Stimmung blieb trotzdem geteilt: die jüngeren Leute freuten sich, die älteren waren still. Auf das Gelingen hofften sie alle. Unter den Offizieren gab es allerlei Zweifler. Ein Divisionsgeneral von Gallipoli meinte: „Ich fürchte, nach dieser Sache werde ich meine Division in einem Taxameter nach Hause fahren können." Ein Bataillonsadjutant wettete gegen seinen Major, daß der Durchbruch mißglücken und am 30. September Friede geschlossen werde. Er notiert die Wette genau mit 5 : 20. Man hatte den Sturmtruppen nicht mehr vorzuspiegeln gesucht, sie könnten glatt über deutsche Leichen hinweg nach St. Quentin und Cambrai laufen. Die Offensive würde bis zum gelungenen Durchbruch vierzig Tage dauern. Beim ersten Vorstoß werde man die beiden vorderen Gräben sicherlich geräumt oder mit Toten und Verwundeten angefüllt finden. Erst im dritten Graben werde man auf Überlebende stoßen, die man glatt über den Haufen rennen könne; die zum großen Teil jungen Truppen glaubten das. Es standen diesmal nicht mehr die kampferprobten Kolonialsoldaten der Union uns gegenüber, sondern das neue Massenheer Kitcheners, darunter Leute mit nur dreimonatiger Ausbildung. Für jede Division, die vorne lag, standen drei

Gefangene Engländer aus der Sommeschlacht in der Zitadelle von Cambrai (4. August 1916).

weitere zur Ablösung in Staffeln bereit. Es machte die Engländer aber doch etwas stutzig, daß sie noch vor Beginn des Sturmes Verluste bis zur Hälfte ihres Bestandes durch unser Sperrfeuer erlitten.

Seltsame Waffen führten sie für den Nahkampf mit sich. Bei Patrouillengängern fand man eine Art Heugabel mit abgebogenen Zinken, um die liegenden Horchposten aus dem Graben herauszuziehen. Das englische Armeemesser weist eine fast handlange Pfrieme auf, die aufgeklappt und im Handgemenge als Dolch gebraucht wird. Demselben Zweck dient ein starker Stahldraht mit rundem Handgriff. Nägelbeschlagene Holzkeulen, um die Schädel einzuschlagen, wurden ihnen ebenfalls abgenommen. Der Regimentskommandeur, der mir's erzählte, fügte entrüstet hinzu: „Die Kerle kämpfen gegen uns, wie wenn sie Zulukaffern vor sich hätten. Dabei hatten sie nur Mut in der Masse. In kleinen Trupps ergaben sie sich rasch."

Rumäniens militärische und politische Bedeutung.

(Hierzu die Bilder Seite 248 und 252.)

Schon in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat die rumänische Heeresleitung sich eingehend mit Anlegung starker Landesbefestigungen und Verteidigungslinien befaßt, die unter Leitung des belgischen Generals Brialmont, des Erbauers Lüttichs, im Auftrage der rumänischen Regierung angelegt wurden. In den letzten Jahrzehnten ist dieses Landesverteidigungssystem unter geschickter Ausnutzung der reichlich vorhandenen Geländehindernisse und durch Anschaffung fester und fahrbarer Panzertürme bedeutend vervollkommnet worden. Den Kern der gesamten Landesverteidigung bildet die nur 60 Kilometer von der bulgarischen und etwa um das Doppelte von der ungarisch-siebenbürgischen Grenze entfernte Hauptstadt Bukarest, die durch einen Festungsgürtel von 18 Forts und ebenso vielen gepanzerten Zwischenwerken und Redouten zu einer modernen Lagerfestung mit einem Umkreis von 72 Kilometern umgeschaffen wurde. Zur Verteidigung der rund 250 Kilometer langen Schwarzen-Meer-Küste ist eine kleine Kriegsflotte vorhanden, die aus einem kleinen Kreuzer „Elisabetha" (1320 Tonnen), 7 Torpedobooten (45—110 Tonnen), 4 neuen Zerstörern, einem U-Boot, etwa 6 gepanzerten und mit Schnellfeuerkanonen und Haubitzen armierten Monitoren, sowie einer Reihe von Wachtschiffen und Patrouillenbooten besteht, was für die russische Schwarze-Meer-Flotte keine nennenswerte Verstärkung und für das deutsch-türkische Geschwader keinen neuen Gegner bedeutet.

Weitaus höher ist dagegen das rumänische Heer zu bewerten. Die allgemeine Wehrpflicht, in Rumänien bereits im Jahre 1859 unter der Regierung Cuzas eingeführt, wurde durch spätere Nachträge und Zusätze (zuletzt 1908 und 1913) wesentlich erneuert und umgestaltet. So wurde die früher 21 Jahre, das ist vom einundzwanzigsten bis zweiundvierzigsten Lebensjahr währende Dienstpflicht auf 25 Jahre, also bis zum sechsundvierzigsten Jahre ausgedehnt, wovon sieben Jahre auf den aktiven Dienst, zwölf auf die Reserve und sechs auf die Miliz (Landsturm) entfallen. Bei der Infanterie stehen die Wehrpflichtigen zwei, bei allen übrigen Waffengattungen des Landheeres drei Jahre unter den Fahnen, bei der Marine vier Jahre. Das Wehrgesetz von 1913 gliedert die Streitmacht Rumäniens in die aktive Armee, die Reserve der aktiven Armee und die Miliz.

Rumänischer Kavallerist in feldmarschmäßiger Ausrüstung.

Im Kriege bilden die beiden ersteren das Feldheer, während die Miliz zum Etappen- wie Garnisondienst herangezogen wird.

Im Frieden setzt sich die rumänische Armee aus 6 Armeekorps mit insgesamt 10 Infanteriedivisionen, 10 Kavallerie- und 10 Artilleriebrigaden zusammen. Jede Infanteriedivision besteht durchschnittlich wieder aus 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern zu 2 Bataillonen, wozu noch 1 Jägerbataillon, 1 Schwadron und 1 Artilleriebrigade zu 2 Regimentern und 6 Batterien kommen. Eine Division zählt einen Gefechtstand von 14 000 Gewehren, 1800 Reitern, 48 Geschützen und 26 Maschinengewehren. Außerdem ist dem Armeeoberkommando noch 1 Kavalleriedivision unterstellt (3 Brigaden zu 2 Regimentern zu 4 Schwadronen), 1 Haubitzendivision, 1 Telegraphenkompanie, 1 Pionier-, 1 Eisenbahn-, 1 Luftschifferbataillon und 14 Grenzkompanien.

Die Bewaffnung der Feldartillerie sind die modernen Kruppschen 7,5-cm-Schnellfeuergeschütze und 10,5-cm-Feldhaubitzen; 1913 wurden ferner 15 cm-Haubitzen und Gebirgsartillerie von Schneider in Creusot geliefert. Die Infanterie führt das Mannlicher-Repetiergewehr Modell 93, das wie die rumänischen Maschinengewehre ein Kaliber von 6,5 Zentimetern hat.

Die Friedenstärke betrug im Jahre 1912 98 000 Mann, der eine ziffernmäßige Kriegstärke von 300 000 Mann entsprechen würde. Da aber zehn Jahrgänge Reserve und etwa zehn bis zwölf Jahrgänge Landwehr und Landsturm hinzuzurechnen sind, so kann Rumänien mindestens 450 000 Mann ausgebildeter Truppen ins Feld stellen. Außerdem kann das Land, das siebeneinhalb Millionen Einwohner zählt, wenn es seine Volkskraft anspannt, gut noch 200 000 Mann ausheben, die freilich erst ausgebildet werden müßten und auch wohl kein gerade erstklassiges Soldatenmaterial darstellen würden. Der rumänische Bauer, an schwere Arbeit, äußerst einfache Lebensweise und an Strapazen gewöhnt, ist ein guter und ausdauernder Soldat, der eine zum Teil nach deutschem Vorbild gehaltene Ausbildungszeit hinter sich hat. Der Bildungstand der Mannschaft ist dagegen noch sehr tief, wie überhaupt in den meisten Balkanstaaten. Die Offiziere, die teilweise auch in den Heeren der westeuropäischen Großmächte eine längere Lehrzeit durchgemacht haben, sind in der großen Mehrzahl aus den Offizierschulen hervorgegangen, doch werden auch besonders befähigte Unteroffiziere auf der Militärakademie zu Offizieren ausgebildet. Ein erheblicher Mangel herrscht dagegen an Reserveoffizieren, die aus den Einjährig-Freiwilligen hervorgehen, und um dem abzuhelfen, wurde vor kurzem verfügt, daß alle ausgeschiedenen ehemaligen aktiven wie Reserveoffiziere noch auf die Dauer von zehn Jahren nach ihrem Abschied dem Kriegsministerium in militärischer Hinsicht unterstehen.

Im Gegensatz zum gemeinen Mann, der sich nicht viel um Politik kümmert, nimmt das rumänische Offizierkorps gerne offenen Anteil an politischen Fragen und Strömungen. Die Anschauungen sind vielfach geteilt. Ein großer Teil der Offiziere neigt zu Deutschland und Österreich-Ungarn; andere indes, die lange in Paris und Petersburg lebten, stehen auf seiten des Vierverbandes. — Der rumänische Offizier hat viel vom Franzosen an sich, mit dem er sich ja auch mit Recht oder Unrecht stammesverwandt fühlt. Wie dieser gibt er viel auf Äußerlichkeiten, ist bequem und liebt die Annehmlichkeiten des Lebens und der großen Welt in hohem Maße. Er ist aber auch von begeisterter Vaterlandsliebe beseelt und daher im Kriege ein tapferer und keineswegs zu unterschätzender Gegner.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

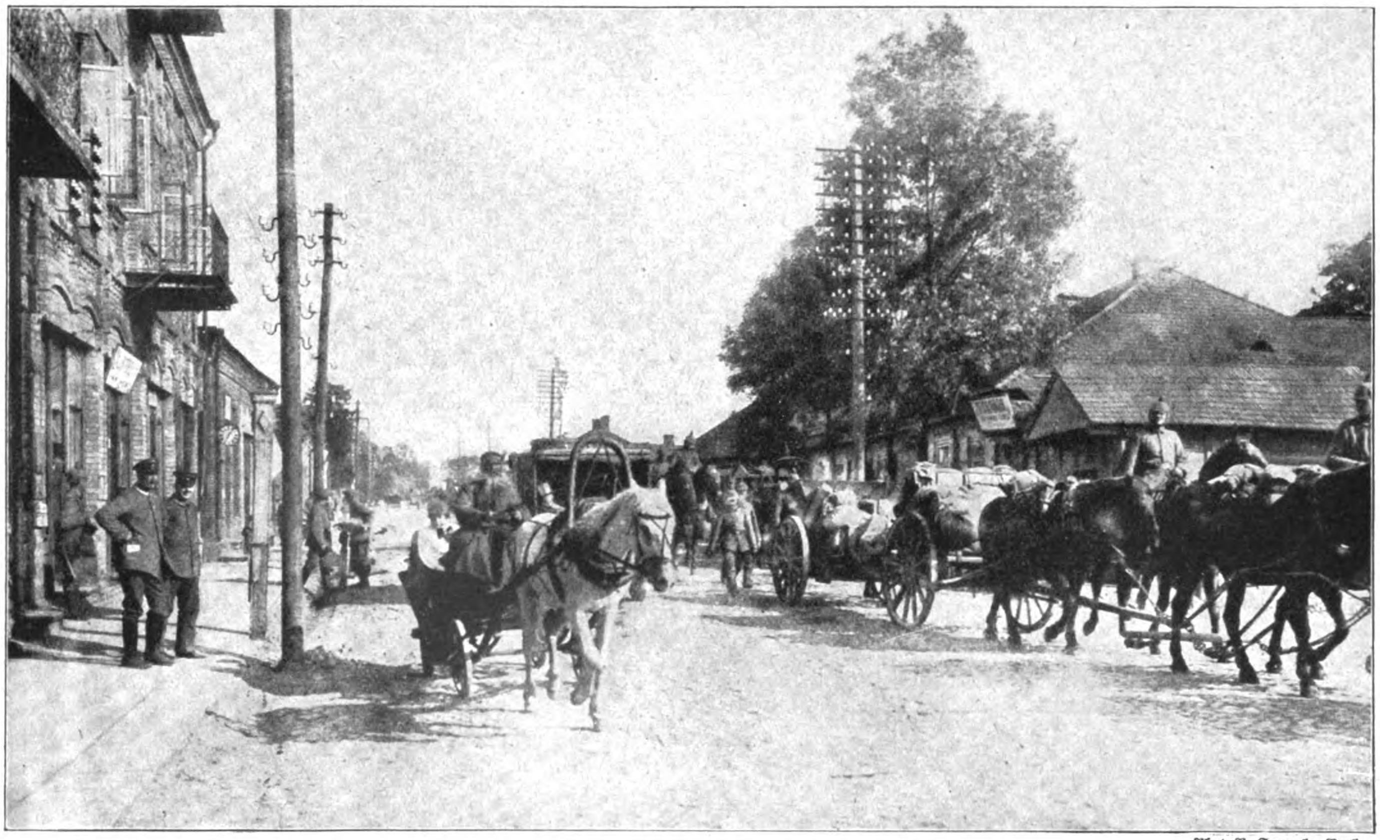
Ende August und Anfang September begannen die Aussichten auf einen raschen Erfolg der **russischen** Angriffsbewegung, die in Wolhynien und in der Bukowina anfangs bemerkenswerte Fortschritte gemacht hatte, mehr und mehr zu schwinden. Selbst auf feindlicher Seite wurde die Lage so beurteilt, beispielsweise von einem Korrespondenten der „Times“, der zwei Monate an der russischen Front gewesen war und sich dahin aussprach, daß weder von einem Zusammenbruch der Österreicher und Ungarn noch der Deutschen die Rede sein könne und daß die Zurückeroberung der im Sommer 1915 verlorenen polnischen Festungen noch im weiten Felde liege. Auch daran, daß es den Mittelmächten an der Möglichkeit der Verproviantierung fehlen könnte, sei bei der in Mitteleuropa erzielten guten Ernte nicht zu denken. Es bleibe dabei, daß die Entscheidung auf dem Schlachtfelde gesucht werden müsse.

Noch hofften die feindlichen Verbündeten, die Mittelmächte militärisch erschöpfen zu können. In Wahrheit aber stand es bereits so, daß umgekehrt aus dem allmählichen Erlahmen der russischen Angriffe und aus der Verschmälerung der Angriffsfront auf Erschöpfung des Gegners geschlossen werden konnte. In eben diesem Sinne war auch der Umstand zu deuten, daß die Armee des neu ernannten Generals Rußki mindestens 70000 Mann zur Verstärkung der wolhynischen Front hatte abgeben müssen. Trotz dieser Maßnahmen erreichten die Russen aber kaum mehr, als daß sie die Truppenbewegungen der Österreicher, Ungarn und Deutschen durch andauernde, über die ganze lange Front (siehe die Vogelschaukarte Seite 257) verteilte kleinere, doch heftige Angriffsunternehmungen soviel wie möglich störten. In ihrer Gesamtheit stellten diese zahlreichen Vorstöße immer noch die höchsten Anforderungen an die Widerstandskraft der Verteidigung.

Vor allem galt dies von den ausgedehnten und öden galizischen und wolhynischen Schauplätzen, in deren Wäldern und Sümpfen die von den Russen mit großer Überzahl angesetzten erbitterten Angriffe Tag und Nacht nicht zur Ruhe kamen. Aber mit allen Anstrengungen und blutigen Opfern gelang es ihnen nirgends, über ganz geringfügige Fortschritte hinauszukommen, und auch diese sahen sie ständig durch Gegenangriffe gefährdet.

Die ersten Wochen nach der Übernahme des Oberbefehls im Nordosten durch General Rußki waren ziemlich ruhig. Nur gelegentlich kam es zwischen den beiderseitigen Vorhuten zu leichteren Zusammenstößen. Den Deutschen gelang dabei manche Überraschung des Feindes. Einen etwas größeren Umfang nahmen die Unternehmungen der Russen am 26. August in der Gegend von Friedrichstadt und Lennewaden an, wo sie auf Booten die Düna überschreiten wollten. Infolge des kräftigen deutschen Feuers blieb es aber bei oftmals wiederholten Versuchen. Tags darauf stießen bei Lennewaden deutsche Streiftruppen vor und brachten eine Anzahl Gefangene ein. — Nach einigen ereignisarmen Tagen schwoll am 30. August westlich Riga und am Brückenkopf von Dünaburg der Artilleriekampf wieder zu beträchtlicher Stärke an. Es zeigte sich aber, daß dieses Feuer nicht der deutschen Nordostfront unmittelbar galt, sondern in erster Linie verhindern sollte, daß deutsche Truppen aus diesem Abschnitt zur Verstärkung der weiter südlich gelegenen Frontteile, gegen die die Russen um diese Zeit ebenfalls sehr lebhaftes Geschützfeuer richteten, abgegeben würden.

Während im Raum von Baranowitschi, wo auf russischer Seite General Ewerth befehligte, eine Kampfpause eingetreten war, blieb es im Stochodabschnitt, der dem General Brussilow unterstellt war, bei kräftigen russischen Angriffen, die sich allerdings jetzt auf weniger breiter Front vollzogen. Brussilows Gegner, General v. Böhm-Ermolli, hielt mit seinen Truppen dem Ansturm, der seit dem 21. August an Heftigkeit zunahm, tapfer stand und behauptete an diesem Tage seine gesamten Stellungen unter schwersten Verlusten für den Feind bis auf ein kleines Grabenstück. An der Bahn Sarny—Kowel (siehe untenstehendes Bild) dagegen war der Raumgewinn auf seiten der Armee Böhm-Ermolli. — Bei Rudka-Czerewiszcze machten die Russen die gewaltigsten Anstrengungen, sich auf dem Westufer des Stochod auszudehnen. Sie wurden aber überall abgeschlagen, büßten Tausende an Toten und Verwundeten ein und verloren außerdem Gefangene und Maschinengewehre. Bei diesen Kämpfen wetteiferten die deutsche und die österreichisch-ungarische Kavallerie miteinander in schneidigen Angriffen. Beide vereint setzten dem Gegner dermaßen zu, daß er in den nächsten Tagen nicht wieder vorzugehen wagte.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Auf der Hauptstraße in Kowel. Deutsche Artillerie auf dem Wege zur Front.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Armeekommandant General der Kavallerie Erzherzog Karl (der österreichisch-ungarische Thronfolger Karl Franz Joseph) bei der Beratung mit den seiner Armee zugeteilten deutschen Führern.

Erst am 24. August wurde die Kampfpause unterbrochen. Diesmal aber waren die Österreicher und Ungarn zusammen mit den Deutschen die Angreifer. Sie nahmen dem Gegner in kräftigem Vorstoß das am 21. an ihn verlorene Grabenstück nach hartnäckigem Kampf wieder ab und machten dabei beträchtliche Beute an Gefangenen und Maschinengewehren. Am 26. August erfolgte bei Kisielin am oberen Stochod abermals ein kühner Angriff gegen die russischen Stellungen, deren dritte Linie teilweise erreicht und zerstört wurde.

Im Bogen von Luck bei Swiniuchy nahmen die Russen erst am 27. August ihr Vorgehen gegen General v. Tersztyanszky wieder auf, ohne aber irgendwelche Fortschritte erzielen zu können. Am nächsten Tage brach ihr Angriff in diesem Abschnitt schon im Abwehrfeuer zusammen. Die erneute Artilleriebeschießung, die die Russen am 30. August auf der gesamten Front ansetzten, lastete am schwersten auf den österreichisch-ungarischen und deutschen Linien südöstlich Kowel und südwestlich Luck. Ihr folgten eine Reihe Sturmangriffe starker Infanteriemassen. Die in den letzten vierzehn Tagen von den Russen vorgenommene Ergänzung ihrer Mannschafts- und Munitionsbestände wie auch der Ausbau ihrer Stellungen waren also offenbar durchgeführt, so daß auf der ganzen Front von den Pripetsümpfen bis in die Bukowina mit einer neuen, umfassenden Vorstoßbewegung zu rechnen war. Südwestlich Luck, im Raume der Armee Tersztyanszky trug sie dem Gegner den ersten Geländegewinn ein, der ihm jedoch von deutschen Truppen in schwerem Ringen wieder entrissen wurde.

Auch die gesamte Heeresgruppe des Erzherzogs Karl (siehe obiges Bild) in den Waldkarpathen und den westlichsten Teilen der Bukowina lag nach einer Zeit verhältnismäßiger Ruhe jetzt wieder in schweren Kämpfen mit dem Gegner, die ihr einige schöne Erfolge brachten. Bei Zabie, Bystrzek und im Bereich des Tartarenpasses wurden am 21. August mehrere russische Angriffe entschieden abgeschlagen, und am nächsten Tage konnten die Truppen des Erzherzogs Karl an der Stara-Wipczyna durch Erstürmung feindlicher Gräben Raum gewinnen. Russische Gegenstöße wurden blutig abgewiesen. Größere Kämpfe entbrannten auch im Gebiet des Kukul. Mehrere Tage wogte das Ringen in diesen ausgedehnten, dichten und tiefen Wäldern, teilweise in erbitterten Nahkämpfen, unentschieden hin und her, bis deutsche Truppen am 29. August dem Feinde den Berg Kukul entrissen und gegen starke Gegenstöße behaupteten.

Schon am 31. August machte sich auch hier die neue große Angriffsbewegung der Russen geltend, ohne indessen zu einem Ergebnis zu führen. General Leschitzki rückte gegen den rechten Flügel des Erzherzogs Karl zum Angriff auf die huzulischen Berge vor, die dem Gegner in den Kämpfen der vorhergehenden Wochen von deutschen und ungarischen Regimentern entrissen worden waren. Seine Sturmkolonnen wurden aber, als sie zwischen dem Oberlauf der Moldawa und dem Weißen Czeremosz gegen Capul, Magura und Tomnatik vorzubrechen suchten, von einer beherrschenden Höhe aus unerwartet von heftigem Sperrfeuer überfallen, das sie in Verwirrung brachte, so daß sie sich unter empfindlichen Verlusten schleunigst aus dem Feuerbereich zurückziehen mußten. — Fast gleichzeitig machten andere russische Kräfte den Versuch, den Tartarenpaß längs des Oberlaufs der Schwarzen Theiß zu umgehen und so von Norden her auf die Bahnlinie Körösmezö—Maramaros-Sziget durchzustoßen; doch wurden auch sie entschieden zurückgeschlagen.

Der schwerste und massigste Angriff dieses Tages war aber gegen die Armee Bothmer, und hier wieder gegen deren Südflügel gerichtet. Die Bothmerschen Truppen standen auf dem Raum von der Dnjestrbrücke der Stanislauer Bahn bei Jezupol bis Zawalow an der Zlota Lipa. Dieses Gebiet hatten ungarische, kroatische und deutsche Kräfte gegen Brussilows Unterführer Tscherbatschew zu halten. In einer Frontbreite von 24 Kilometern brachen die Russen in ungestümem Angriff vor, durch schwere Artillerie, die auch über die großen Kaliber 18 bis 28 verfügte, wuchtig unterstützt. Das Angriffsziel waren die Dörfer Horozanka und Huilcze. Verheerend raste das deutsche und österreichisch-ungarische Abwehrfeuer in den dichten Reihen der Russen. Gegen die dennoch bis an den Feind herankommenden starken Massen hielten die Flügelgruppen in ihren zum großen Teil bereits eingeebneten Gräben standhaft aus. Die Mitte dagegen mußte nach tapferer Gegenwehr in nordwestlicher Richtung auf die vorbereitete Aufnahmestellung hinter Horozanka zurückgenommen werden. Diese Bewegung vollzog sich in guter Ordnung. Was verlassen wurde, waren völlig zerschossene Gräben, von denen auch die trotz feindlichen Feuers die ganze Nacht hindurch vorgenommenen Pionierarbeiten nichts mehr retten konnten.

Nördlich der Armee Bothmer hatte General Sacharow seine Angriffe wieder aufgenommen. Er kämpfte in dem Winkel der beiden von Tarnopol und Brody nach Lemberg führenden Bahnen und suchte längs der Tarnopoler Strecke über Zborow und nördlich davon über Perepelniki hinaus Raum zu gewinnen. Nach anfänglichem Gelingen wurde er aber durch Gegenangriffe wieder auf seine Ausgangstellung zurückgeworfen.

Am 1. September brausten die russischen Sturmkolonnen auf der ganzen südlichen Angriffsfront mit verstärkter Heftigkeit heran. Sie stießen aber auch diesmal nicht nur auf festesten Widerstand, sondern sahen sich bald selbst als die Angegriffenen, die durch kräftige Gegenstöße überall geworfen wurden. Auf dem nördlichen Teil der Front richtete sich der Vorstoß des Gegners gegen Swiniuchy—Koritnica südwestlich Luck. Hier standen Deutsche unter Litzmann und Österreicher und Ungarn unter Tersztyanszky. Es gelang den an Zahl mehrfach überlegenen Russen im ersten Anlauf, in das Dorf Koritnica einzudringen. Damit waren sie aber in die dichteste Feuergarbe der Abwehr-

batterien hineingeraten und sahen sich nach kurzer Zeit auch in blutige Infanteriekämpfe verwickelt. Deutsche Regimenter Schulter an Schulter mit Wiener Landwehrinfanterie kämpften den Feind, der furchtbare Verluste hatte, durch Frontalstöße in Verbindung mit glücklichen Flankenangriffen vollständig nieder. Die russische Angriffsgruppe hatte hauptsächlich aus den beiden Schützendivisionen des 40. Armeekorps bestanden. Bei der einen dieser Divisionen begnügten sich die Offiziere damit, nach mehrstündigem Trommelfeuer ihre Mannschaften unter Anwendung von Schlägen aus den Gräben heraus zum Angriff vorzutreiben. Bei der anderen dagegen beteiligten sie sich an dem Sturmlauf und führten ihre Mannschaften persönlich auch in den Nahkampf. — Noch fünfmal wiederholten die Russen ihre Sturmangriffe gegen denselben Abschnitt, kamen aber kein einziges Mal über die Hindernisse der Verteidiger hinaus. Von einzelnen Kompanien, die mit 160 bis 190 Mann ausgerückt waren, kehrten höchstens 10 bis 20 Überlebende zurück, und an einer der am meisten umstrittenen Stellen ließen sie vor dem Abschnitt eines einzigen der gegnerischen Bataillone an 2000 Leichen auf dem Platze.

Weiter südlich waren die Kämpfe an diesem Tage nicht ganz so heftig. Doch ging es in den Karpathen ebenfalls lebhaft zu. Hier gelang es den tapferen Schlesiern, ihren Geländegewinn am Kukul noch zu erweitern, Gefangene zu machen und Maschinengewehre nebst sonstigem Kriegsmaterial zu erbeuten.

Am 2. September setzten die Russen ihre Angriffe fort. Auf dem nördlicheren Frontteil wandten sie sich namentlich gegen Zborow, wurden aber trotz aller erbitterten Anstrengungen, zum Teil allerdings erst nach blutigen Nahkämpfen, von den deutschen und österreichisch-ungarischen Kräften unter General v. Eben überall restlos zurückgeschlagen. — In den Karpathen lief der Gegner wieder gegen die Magurahöhe und die Höhenstellungen südöstlich davon an, und es gelang ihm, die Ploskahöhe südöstlich Zielona in seine Gewalt zu bringen; gegen die übrigen wichtigeren Punkte dagegen blieb seiner Überzahl der Erfolg versagt. — Die Kämpfe in diesem Raume dauerten auch am folgenden Tage, dem 3. September, noch an, ohne daß sich die Lage wesentlich änderte.

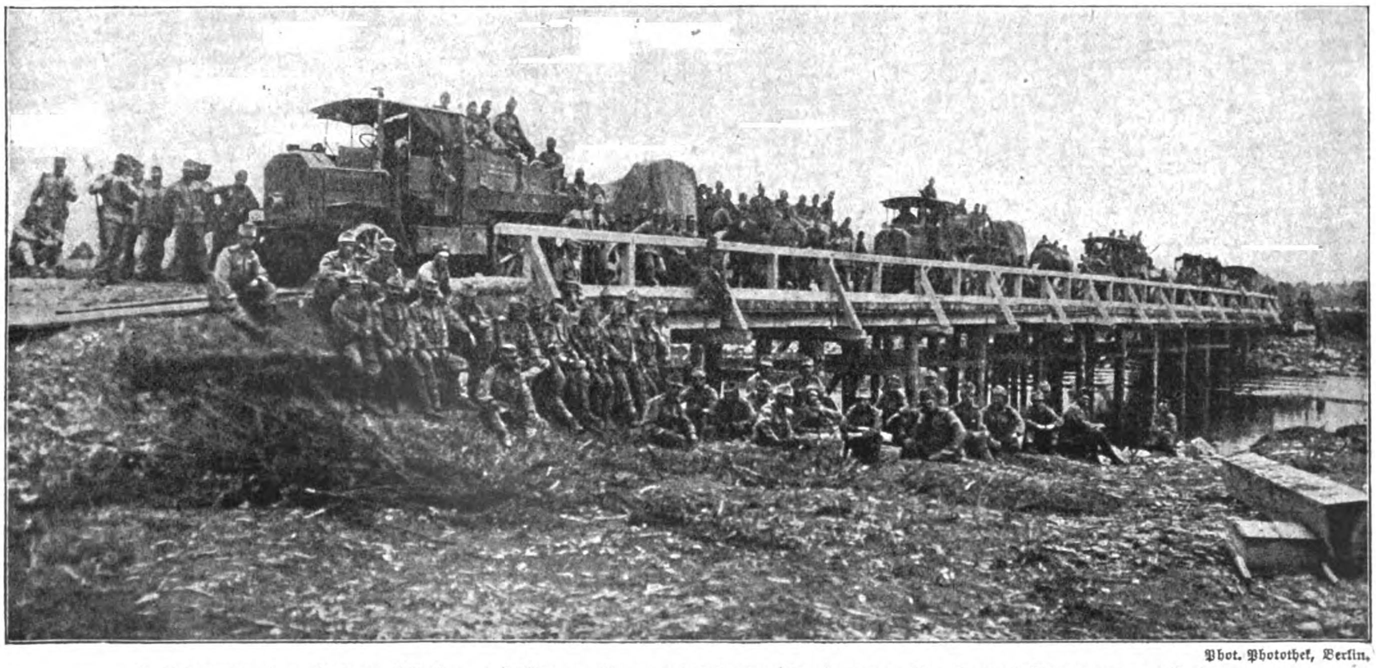
Die russischen Mannschaften waren in den letzten Tagen in fast noch grausamerer Weise in den Kampf hineingezwungen worden als bisher. Im Abschnitt des Generalobersten v. Terszthyanszky bei Szelwow—Swiniuchy hatten sie sich dem Befehl zum Angriff widersetzt, weil das ganze Vorfeld, das sie bis zu den feindlichen Gräben zurückzulegen hatten, mit Tausenden russischer Gefallener übersät war. Erst den eigenen Geschützen und Minenwerfern gelang es, den Widerstand zu brechen und die Leute zum Sturmangriff vorzutreiben. Als sie dann im feindlichen Feuer ins Wanken kamen, legten die russischen Batterien wieder dichtes Sperrfeuer hinter die Unglücklichen, so daß sie sich mit dem Mut der Verzweiflung von neuem auf die Hindernisse des Gegners warfen. — Bei dieser Kampfweise war es nicht zu verwundern, daß die Russen in dem einen Abschnitt innerhalb dreier Tage nicht weniger als 10 000 Tote und noch weit mehr Verwundete hatten.

Südwestlich Brody, im Quellgebiet des Styr, drangen österreichisch-ungarische Aufklärungsabteilungen angreifend vor und führten einige glückliche Handstreiche aus. Die Armee Bothmer hatte abermals schwere Angriffe bei Zborow, längs der Bahnlinie Tarnopol—Lemberg und südöstlich Brzezany an der Zlota Lipa abzuwehren. — In den Karpathen warf General Leschitzki Tag und Nacht neue Massen vor, um den Widerstand des Gegners auf jeden Fall zu brechen. Vielfach blieben diese Angriffe schon in dessen Abwehrfeuer stecken; wo es den Sturmtruppen aber gelang, die Hindernisse zu überwinden, wurden sie im Bajonettkampf niedergeworfen. — In der Bukowina wollte der Feind sich wieder den Weg gegen die Höhenstellungen nördlich des Capul erkämpfen; er wurde aber im Gegenstoß völlig geworfen und sogar weit über seine Ausgangsstellung hinausgedrängt. — Mit einigem Erfolg kämpften nur die russischen Heeresteile, die vom Moldawatal und dem Dorfe Fundul Moldawi aus gegen das gleichnamige, zwischen der Moldawa und der Goldenen Bistritz bis zu 1500 Metern Höhe sich erhebende Gebirge vorgingen. Aber auch hier konnten sie ihres Raumgewinns nicht froh werden; unter Zuhilfenahme ihrer Reserven konnten die Verteidiger in kräftigem Gegenstoß einen großen Teil des verlorenen Geländes wieder einbringen.

* * *

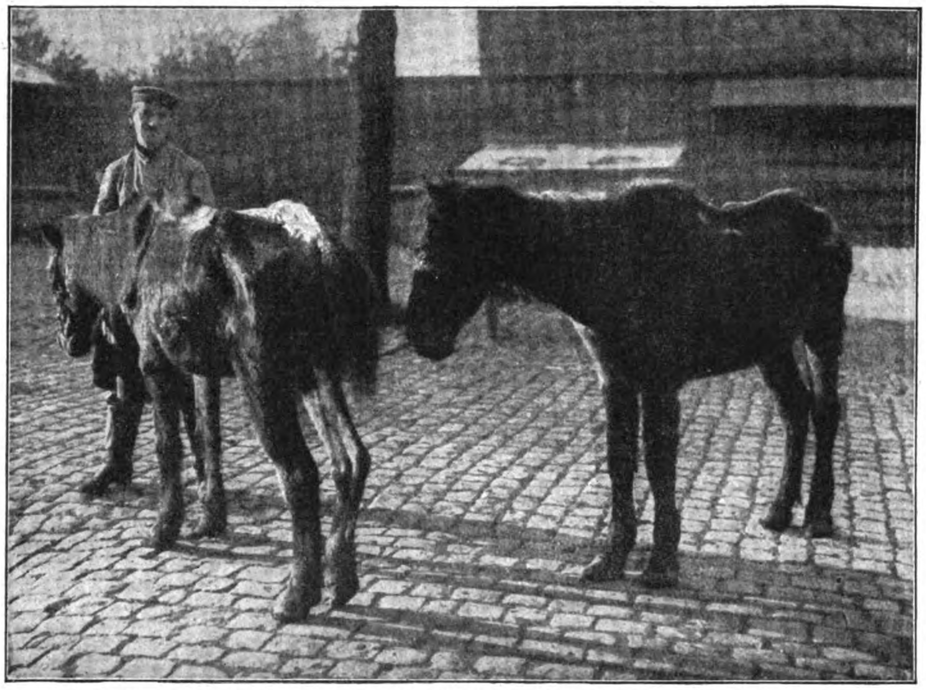
Die zuletzt mitgeteilten Kämpfe spielten sich bereits auf dem Ende August durch das Eingreifen **Rumäniens** (siehe die Karte Seite 258) in den Weltkrieg neu hinzugetretenen, die Gesamtfront ganz beträchtlich nach Süden verlängernden Schauplatz ab. Über den tückischen Verrat, den Rumänien durch die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn beging, sowie über die Folgerung, die Deutschland hieraus zog, indem es unmittelbar danach seinerseits an Rumänien den Krieg erklärte, berichteten wir schon auf Seite 220. Das vollkommene gegenseitige Einvernehmen der zum Vierbund vereinigten Mittelmächte hatte zur Folge, daß die Türkei schon am 29. August, Bulgarien am 1. September an Rumänien den Krieg erklärten (siehe Bild Seite 261).

Die neue Wendung, die die Dinge genommen hatten, traf die Mittelmächte keineswegs unvorbereitet. Die unmittelbar nach der Kriegserklärung an Österreich-Ungarn in dessen Gebiet einbrechenden rumänischen Streitkräfte wurden von den zur Abwehr bereitstehenden Truppen kräftig abgewiesen und an der Ausführung eines Handstreichs verhindert. Die Fühlung der in den Ostkarpathen gegen die Rumänen aufgestellten k. und k. Truppen mit den in der Bukowina stehenden Heeresteilen war rasch hergestellt. Kämme und



Phot. Photothek, Berlin.

Beförderung eines 30,5-cm-Mörsers auf schwerer Etappenbrücke bei Stryj an der Strecke nach Chodorowo in Galizien.



Völlig erschöpfte erbeutete russische Pferde in einem deutschen Pferdelazarett.

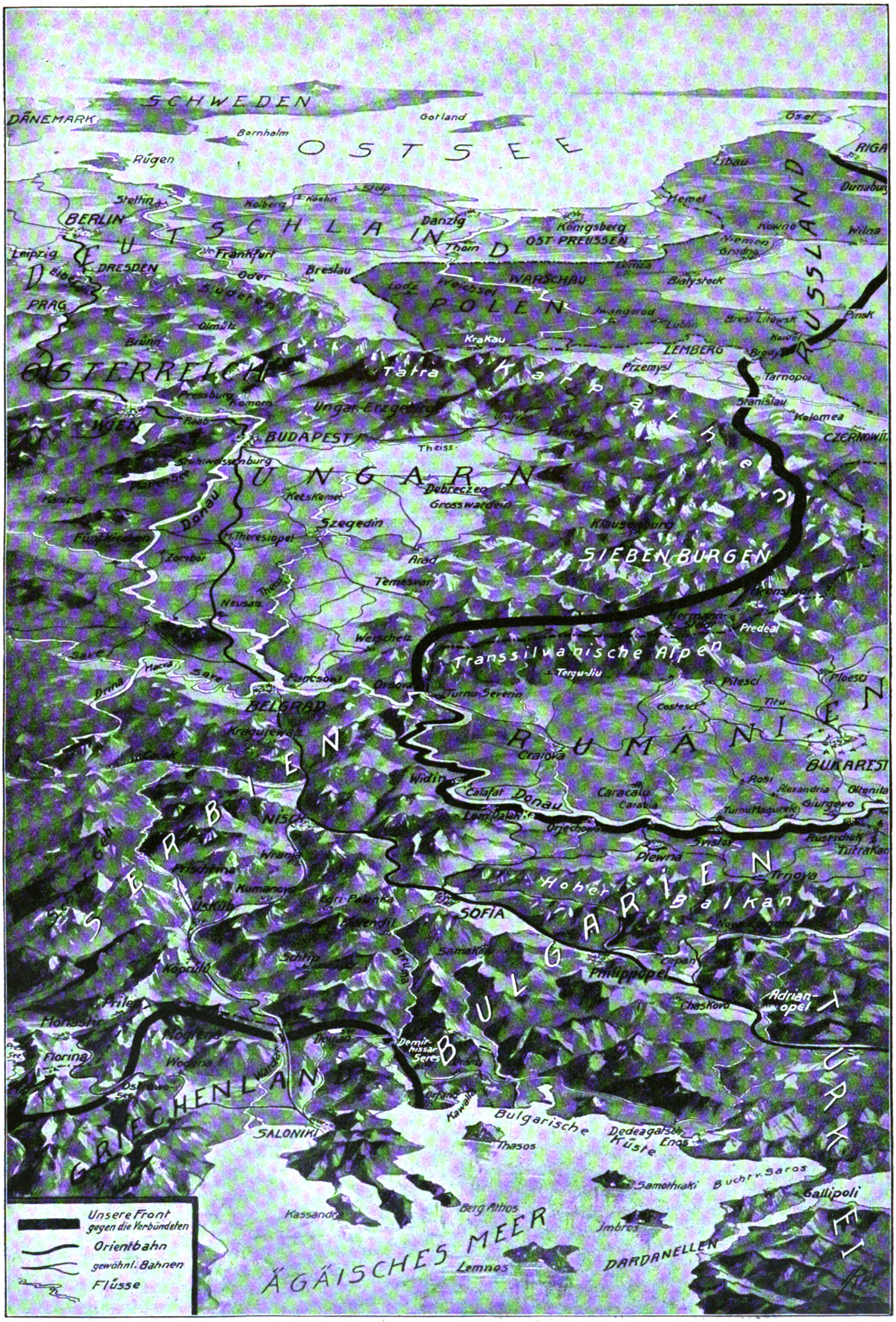
Übergänge des Gyergyogebirges, des Quellgebiets der Maros, wurden besetzt. Die rumänische Moldauarmee ihrerseits stieß längs der Zweigbahnen von Piatra und Palanka über den Gyymespaß und den Tölgyespaß vor und verwickelte sich in scharfe Kämpfe mit dem linken Flügel der siebenbürgischen Armee. Weiter südlich, unterhalb der Wasserscheide zwischen Maros und Olt, bei dem Städtchen Kezdi-Vasarhely, beginnt Siebenbürgen, das wegen seiner scharfen Ausbuchtung in Rumänien hinein zunächst freiwillig geräumt werden sollte. Die Olt und ihre Nebenflüsse bilden hier ein langgestrecktes Talbecken, hinter dem die Szekler Berge eine kürzere und weniger gewundene Verteidigungsstellung ermöglichten als die walachischen Karpathen.

Am 29. August wurde demgemäß die siebenbürgische Hauptstadt Kronstadt (siehe Bild Seite 260 oben) kampflos dem Feinde überlassen; weiter westlich fiel tags darauf auch Hermannstadt widerstandslos in Feindeshand. Der aus der Walachei in die Marosebene führende Vulkanpaß, der nächste von hier in westlicher Richtung, war schon am 29. August von den Rumänen besetzt worden. Im Cernatal dagegen wurden ihre Versuche, zwischen dem Eisernen Tor und Herkulesbad (s. Bild Seite 260 unten) vorzubrechen, in lebhaften Gefechten vereitelt. Zwischen dem Eisernen Tor und Rustschuk erzielte die österreichisch-ungarische Donauflottille schöne Erfolge. Sie griff an der Oltmündung die 10 000 Einwohner zählende Stadt Tornu Magurele an, vernichtete die Hafenanlagen und versenkte zahlreiche Schleppschiffe. Bei Zimnicea wurden ein Stegschiff, zwei vollbeladene Schlepper und zwei Motorboote erbeutet. Die Bemühungen der rumänischen Strandbatterien, die Maßnahmen des Gegners zu unterbinden, hatten kein Ergebnis.

Auch an der 250 Kilometer langen rumänischen Südfront gegen Bulgarien klärte sich die Lage bald. Den Türken standen bereits starke Kräfte für den neuen Schauplatz im Raume von Adrianopel zur Verfügung, die sich gleich nach der Kriegserklärung an Rumänien unverzüglich

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Verhör gefangener Russen kurz nach ihrer Einbringung.



Vogelschaukarte der deutschen und österreichisch-ungarischen Ostfront vom Meere bis zum Balkan.

in Marsch setzten. Und schon am 2. September überschritten Bulgaren und Deutsche die rumänische Grenze zwischen Donau und Schwarzem Meer, packten die rumänischen Grenzschutztruppen kräftig an und warfen sie überall zurück. Bei Kocmar in der Dobrudscha, nordwestlich Dobric, warf sich am 3. September bulgarische Kavallerie auf rumänische Infanterie, fügte ihr schwere Verluste zu und machte über 700 Gefangene.

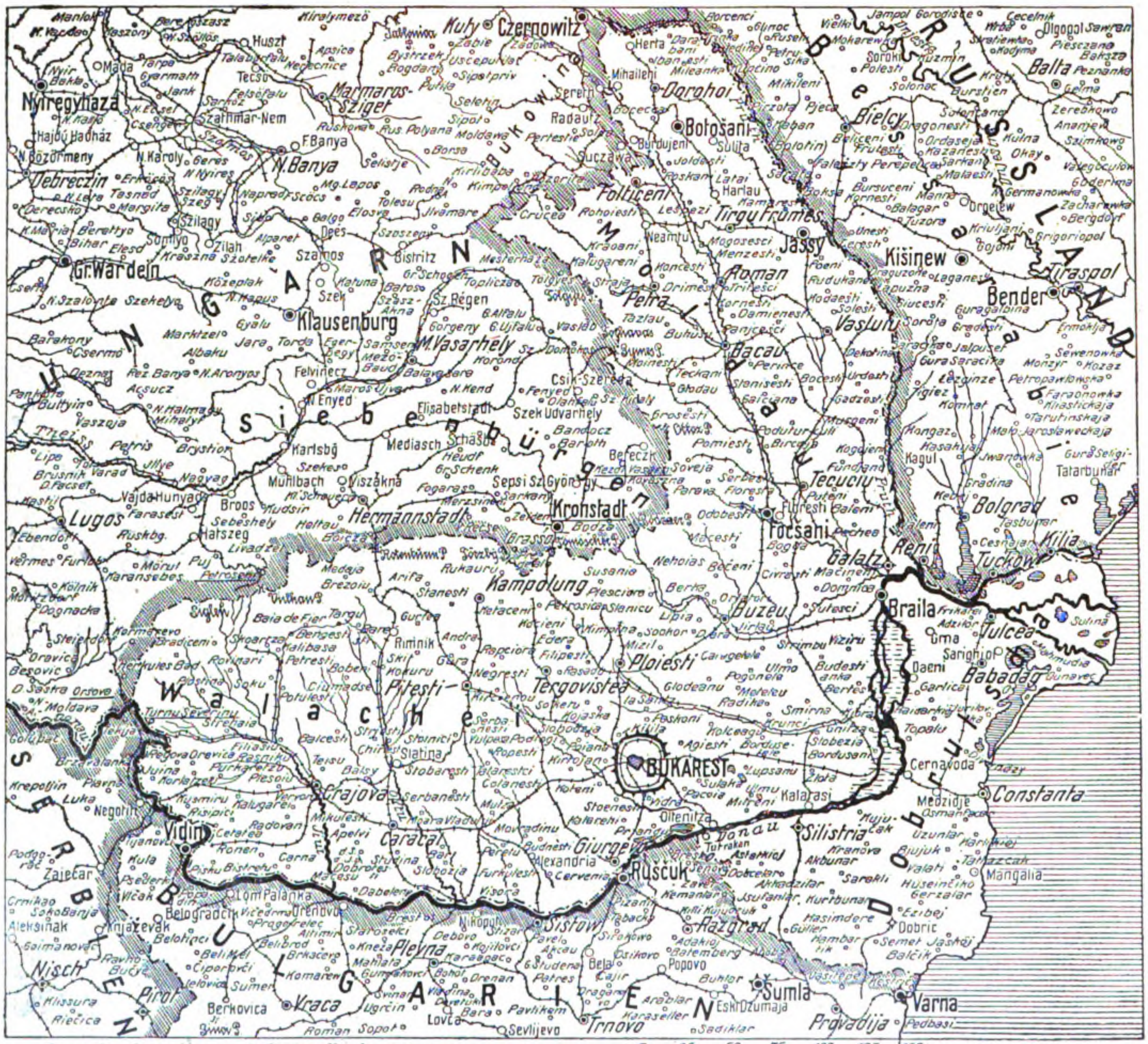
* * *

Neben diesen wichtigen rumänischen Ereignissen traten die übrigen Schauplätze auf dem **Balkan** zurück. — Die um Saloniki versammelte Armee Sarrails war fast gegen ihren Willen nach und nach in größere Kämpfe mit den bulgarischen Truppen verwickelt worden. Nun brachte der Anschluß Rumäniens Erleichterung. Immerhin hatten sich die Bulgaren eine Stellung erkämpft, zu deren Erschütterung es größter Anstrengung bedurft hätte. Hierzu vermochte Sarrail sich zunächst noch nicht aufzuraffen. Die Bulgaren standen jetzt mit ihrem westlichen Flügel über Florina-Biklista hinaus in der Richtung auf Castoria, so daß die serbische Ausgangstellung am Ostrowosee entwertet war. Zwischen diesem und dem Doiransee, also in dem Raume, gegen den sich die Angriffe der Sarrailschen Truppen vorzugsweise gerichtet hatten, stand die Front der Bulgaren fest. Auch ihr östlicher Flügel hatte an der Struma und am Tachinosee eine nur schwer zu erschütternde Stellung inne. — Gegen Griechenland wandte der Vierverband neue Mittel an, um es an seine Seite zu zwingen: Am 1. September kam ein starkes englisch-französisches Geschwader vor dem Piräus an (siehe die Kunstbeilage) und ging vor Anker. Eine Anzahl kleiner Fahrzeuge fuhr in den Hafen ein, beschlagnahmte dort vier deutsche Handelsschiffe, die daselbst seit Beginn des Krieges lagen, verhaftete die Mannschaften und brachte Wachen an Bord. In Athen und im Piräus wurde durch das Erscheinen dieser mächtigen Flotte großes Aufsehen hervorgerufen, wenngleich weder eine Erregung noch Besorgnis entstand. In wenigen Tagen war die Regierungsgewalt fast ganz in den Händen der Eindringlinge. Gleichzeitig entfesselten die Venizelisten Aufstände in Saloniki und anderwärts. Aus dem wirren Durcheinander, das im Lande entstand, schien nur das eine hervorzugehen, daß eher eine Revolution als der militärische Anschluß Griechenlands an den Vierverband zu erwarten stand.

* * *

Gleichzeitig mit dem Eintreffen von 24000 **Italienern** vor Saloniki (siehe Bild Seite 262) hatten sich auch an der Vojusa lebhaftere Gefechte entsponnen, die indessen ohne Erfolg für die italienische Sache blieben. Anscheinend beabsichtigten die Italiener von Albanien aus mit der Armee Sarrail Fühlung zu nehmen, zum mindesten aber den westlichen bulgarischen Flügel zu gefährden. Doch lag die Verwirklichung dieser Pläne vorerst noch im weiten Felde. —

Die italienische Hauptfront lag im Gebiet des Wippachtales auf dem östlichen Isonzoufer fest und kam keinen Schritt vorwärts. Geschützfeuer wechselte ständig ab mit unglücklich verlaufenden Angriffsversuchen der italienischen Infanterie. — Seit dem 25. August wurden die Kämpfe auch



Sonderkarte von Rumänien (Maßstab in Kilometern 0 25 50 75 100 125 150) W.T.B. 3218

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Blick auf die an der Dreiländerecke, der Grenze Österreich-Ungarns, Rumäniens und Serbiens gelegene Stadt Orsova an der Donau, vom serbischen Ufer aus.

an der Südtiroler Front wieder lebhafter. Vor allem gegen den Cauriol versuchten die Italiener mit immer neuen Angriffen Raum zu gewinnen. Am 27. gelang es ihnen auch nach schweren Kämpfen, sich in den Besitz der österreichisch-ungarischen Gipfelstellung zu setzen; aber schon sehr bald warf ein Gegenstoß sie wieder hinunter. Nach einer sich über den Rest des Monats erstreckenden Pause wurde Anfang September in diesem Abschnitt lebhaft weiter gekämpft. —

Am 29. August traf der Deutsche Kaiser eine wichtige Anordnung, die von seinem Heere wie im Volk freudig begrüßt wurde und von der man sich die vollkommne Einheitlichkeit in der Befehlsführung auf sämtlichen Fronten der Mittelmächte versprechen durfte: Generalfeldmarschall v. Hindenburg wurde zum Chef des Generalstabs des Feldheeres, Generalleutnant Ludendorff unter Beförderung zum General der Infanterie zum Ersten Generalquartiermeister ernannt, während der bisherige Generalstabschef General v. Falkenhayn zwecks anderweitiger Verwendung von seiner Stellung enthoben wurde. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Keine kolonialpolitischen Verzichte!

Von Dr. Paul Rohrbach.

Von irgendwoher hat eine wunderliche Erörterung darüber angefangen, ob die deutsche Kolonialpolitik zukünftig nicht würde mit einer Bescheidung der Ziele rechnen müssen. Hieran sieht man so recht, wie widerstandsunfähig einzelne Teile unsrer öffentlichen Meinung gegen äußere Eindrücke sind, und wie wenig imstande, an klaren und bestimmten Gedankengängen festzuhalten, sobald Scheinstörungen eintreten. Fast sollte man wünschen, daß alle deutschen Kolonien ebenso schnell und widerstandslos dem Gegner in die Hände gefallen wären wie die unverteidigten Südsee-Inseln! Dann hätte es keine Unterbrechung in dem alteingefahrenen Gedankengang gegeben: „Die Kolonien sind natürlich nicht zu halten, England besetzt sie bei Kriegsausbruch, und über ihr endgültiges Schicksal wird auf dem Schauplatz des Krieges in Europa entschieden.“ Nun aber haben sich die Kolonien zum größeren Teil über Erwarten gut und lange verteidigt, und die Tatsache, daß sie nach jahrelangem Kampf, der dem Feinde die schwersten Opfer auferlegte, schließlich doch erliegen müssen, wirkt unwillkürlich selbst auf manche Kolonialfreunde niederschlagend statt erhebend. Womöglich wären die Leute ruhiger, wenn sechs Wochen nach der Kriegserklärung, so wie man es früher meist erwartete, überall die englische Flagge geweht hätte!

Für die Fragen der deutschen Kolonialpolitik nach dem Kriege gilt, ohne Rücksicht auf die Ereignisse in Afrika und in der Südsee, heute noch dasselbe, was von Anfang an gesagt worden ist, seit wir Kolonien haben und seit die Möglichkeit eines Krieges mit England auftauchte. Siegen wir im ganzen, das heißt, können wir England zu einem Frieden nötigen, in dem es sich auch dort unsern Lebensbedürfnissen anbequemen muß, wo sie ihm unangenehm sind, so werden wir auch unsern Kolonialbesitz wiederherstellen und erweitern können. Angenommen aber, der Krieg ginge ungünstig aus, so würde es uns auch wenig helfen, wenn wir unsere Kolonien dann noch in der Hand hielten — sie müßten doch englisch werden. Es ist also unnütz, sich Gedanken über die Kolonien zu machen, ohne vorher die Generalfrage zu behandeln, wie der Krieg in Europa und im Orient enden wird. Auch der Streit, ob wir Kolonialpolitik treiben können ohne „Freiheit der Meere“ ist müßig, wenn man nicht sagt, was Freiheit der Meere sein soll, und das kann man ebenfalls nicht, ohne sich eine Vorstellung vom Ausgang unseres Kampfes gegen England zu machen.

Für die Freiheit der Meere gibt es, soweit Deutschland dabei in Frage kommt, eine ganz bestimmte Probe, nämlich die, ob wir frei an England vorüber aus der Nordsee hinaus und in die Nordsee hinein fahren können oder nicht; mit andern Worten, ob wir ein Zwangsmittel in der Hand halten, wenn England uns wieder, wie in diesem Kriege, die Nordsee „versiegeln“ will. Alle Seewege aus Deutschland auf den Weltmarkt und vom Weltmarkt nach Deutschland führen durch die Nordsee, vor die sich England wie ein

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Blick auf Kronstadt (ungarisch Brasso) mit Umgebung in Siebenbürgen. Die Stadt wurde von den Österreichern und Ungarn vor den eindringenden Rumänen geräumt.

großer Riegel oder Sperrdamm legt. Schließt England die Nordsee, so schließt es damit für uns auch alle Meere dahinter, auf denen wir mit unsern Kolonien und der übrigen Welt verkehren können, und da England ohne Zweifel diejenige Kraft ist, die im Weltkriege die Gesamtheit aller unsrer Gegner gegen uns zusammenhält, so münden alle diese Fragen stets wieder in die eine: Was können wir tun, um England zur dauernden Freigabe der Nordsee zu zwingen

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Straßenbild aus Herkulesbad (Herkules-Fürdö). Auf den Höhen östlich des bekannten ungarischen Heilbades wurden rumänische Angriffe abgeschlagen.

UNIV. OF MICH.

Zur Vergewaltigung Griechenlands: Die englisch-fr

Links die Hafeneinfahrt des Piräus, re

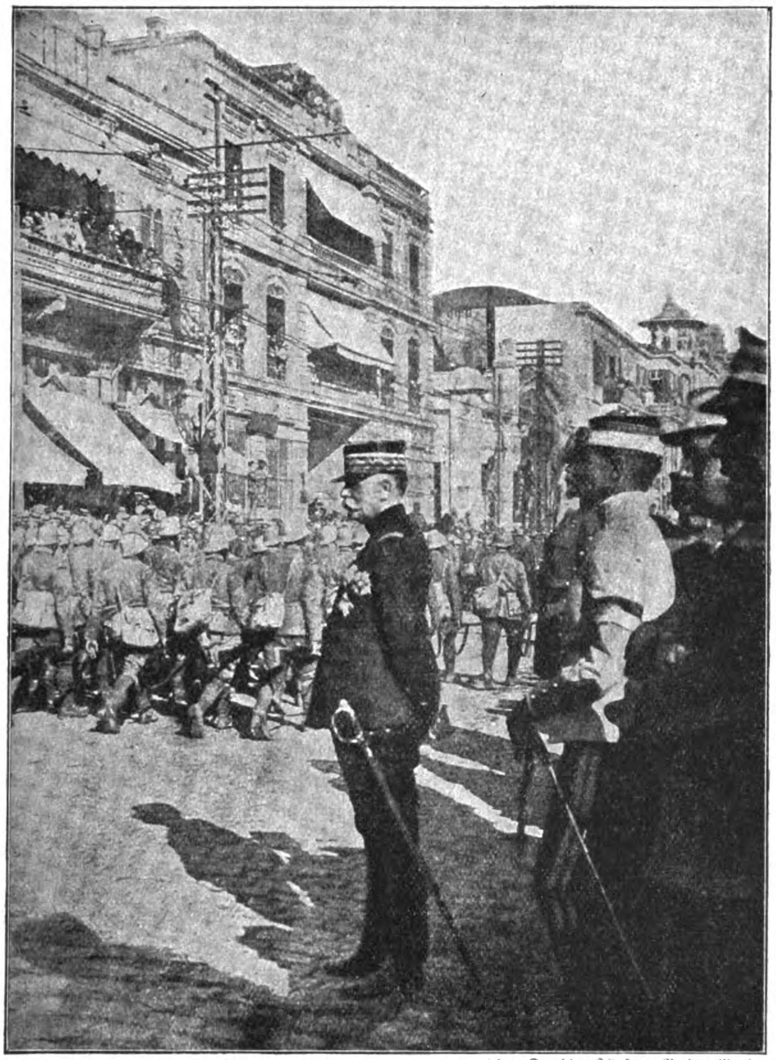
Nach einem Originalaquarel

zösische Flotte vor dem Piräus am 1. September 1916.
s die Bucht von Phaleron, dahinter Athen.
on Professor M. Zeno Diemer.

UNIV OF MICH.

Stürmische Begeisterung der Bulgaren in Sofia anläßlich der Kriegserklärung gegen Rumänien. Bulgarische Truppen werden bei der Abreise zur Dobrudschafront von der Bevölkerung Sofias jubelnd begrüßt. Im Hintergrunde die Sobranje und davor das Denkmal des „Zar-Befreiers“.

Nach einer Originalzeichnung auf Grund eigener Studien an Ort und Stelle von Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

Der französische General Sarrail, Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in Saloniki, wohnt der Ankunft des ersten italienischen Regiments bei. Hinter ihm ein italienischer höherer Offizier.

und einen bleibenden Zustand zu schaffen, der es England unmöglich oder unratsam macht, die natürliche Gunst seiner Sperrlage vor dem „deutschen" Meere auszunutzen?

Die nähere Erörterung hierüber würde uns notwendig sehr bald auf ein heute noch unzulässiges Gebiet führen. Wir können nur das sagen, was auf der Hand liegt, nämlich daß England auf doppelte Weise zu dem genötigt werden kann, was es nicht will: durch Wirkungen auf das Kernland, die Insel Großbritannien selbst, und durch Wirkungen auf entfernte, aber lebenswichtige Teile des gesamten englischen Reichskörpers. Von den letzteren kommt für Deutschland nur ein einziger in Betracht, nämlich Ägypten mit dem Suezkanal. Von hier aus gesehen, läuft die Frage unsrer Kolonialpolitik nach dem Kriege darauf hinaus, ob die Verbindung zwischen Mitteleuropa und dem Orient erhalten und das Bündnis zwischen uns und den Türken fest bleibt. Ist das der Fall, und nach menschlichem Urteil kann es ja nur als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden, so werden sich aus dem Zusammenwirken der militärischen Stärke des mitteleuropäisch-orientalischen Bundes mit der geographischen Lage des Suezkanals und dem Ausbau der dorthin führenden Eisenbahnverbindungen auf jeden Fall für England starke Beweggründe im Sinne eines Ausgleichs seiner Vorhandstellung in der Nordsee ergeben. Bekanntlich hat es mit zur Entstehung des ersten deutschen Kolonialbesitzes beigetragen, daß Bismarck zu Anfang der achtziger Jahre, als England eben Ägypten besetzt hatte, einen sehr brauchbaren Trumpf in Gestalt der Anerkennung dieser englischen Festsetzung besaß und ihn ausspielte, damit England die ihm an sich sehr unschmackhafte deutsche Kolonialgründung geschehen ließ. Es wäre ein merkwürdiges, aber kein unwahrscheinliches Spiel der Geschichte, wenn das deutsche Kolonialreich, das in gewissem Sinn von Ägypten her gekommen ist, von Ägypten her wieder erstände und sich erweiterte.

Mit noch größerer Zurückhaltung müssen wir die Frage des unmittelbaren Drucks auf England selbst besprechen. Es ist klar, daß die U-Boote und die Seeschlacht vor dem Skagerrak England furchtbar in die Glieder gefahren sind. Früher pflegten die Engländer spöttischerweise gewisse deutsche Kriegschiffe als „Fünf-Minuten-Schiffe" zu bezeichnen, weil sie fünf Minuten nach Beginn des Treffens auf dem Grunde der See liegen würden. In der Jütlandschlacht haben sie aber erlebt, daß einige ihrer eigenen besten, stolzesten und neuesten Schlachtkreuzer buchstäblich in fünf Minuten durch die im Kaliber geringeren deutschen Granaten so zusammengeschossen wurden, daß sie sanken. Früher war die deutsche Marine für England eine unbekannte Größe, vor deren Zunahme man eine unbestimmte Besorgnis hegte. Jetzt ist diese Unbekannte eine den Engländern nur zu bekannte Größe geworden, und sie wissen, wessen sie sich von ihr zu versehen haben. Dasselbe gilt für den U-Boot-Krieg. In der letzten Zeit vor seiner Abschwächung setzte er sie in die höchste Besorgnis, und wir können uns vorstellen, wie kniefällig sie den für Humanität, Neutralität und amerikanische Granatenwirkung gegen deutsche Soldaten gleich begeisterten Herrn Wilson angefleht haben, sie zu retten. Einstweilen ist kein Zweifel, daß gerade diese Erfahrungen mit der Überlegenheit der deutschen Technik und der deutschen Herzen zur See ein Antrieb für England sind, den Krieg gegen uns mit äußerster Kraft zu führen, um unsern zukünftigen Druck unmittelbar gegen die englischen Küsten im voraus zunichte zu machen. Wir vertrauen aber darauf, daß England das nicht gelingen wird, und daß wir auch von dieser Seite her eine Sicherung unseres kolonialen Wesens erhalten werden.

Nichts wäre irrtümlicher, als wenn wir für die Zukunft darum auf Kolonien weniger Wert legen wollten, weil wir in einem lebendigeren und erweiterten Zusammenhang mit dem Orient stehen werden. Man mag unsere orientalischen Aussichten noch so hoch einschätzen, es wird doch keinesfalls möglich sein, daß wir uns von dort mit allen wichtigen Rohstoffen und sonst notwendigen Überseeerzeugnissen versorgen. Noch schwerer wiegt im eigentlich nationalen Sinne, daß aus Gründen politischen Verstandes kein orientalisches Gebiet als deutsches Siedlungsland in Betracht kommt. Solches Land ist für uns nur in Afrika zu haben, und wir brauchen es in größerem Umfange, als wir es dort vor dem Kriege besaßen — aus zwei Gründen: erstens, um in Zukunft unsern Volksüberschuß in einem eigenen Deutschland jenseit des Meeres wachsen zu lassen, und zweitens, um ein Stück nationaler Übersee-Art auch in den deutschen Geist im ganzen hereinzubekommen.

Seestrategie und Seetaktik.

Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

2.

(Hierzu die Skizze Seite 263.)

Die einfachste taktische Form ist die „Kiellinie"; die Schiffe fahren im Kielwasser des vordersten, des Leiters oder „Spitzenschiffs". Nach ihm regeln sie Kurs und Geschwindigkeit.

Fahren mehrere Schiffe nebeneinander, so bilden sie eine „Dwarslinie"; das rechte Flügelschiff ist Richtungschiff, wenn nicht anders befohlen.

Schräg zueinander fahrende Schiffe bilden eine „Staffel". Der Grad der Schräge wird befohlen, und es wird von „Staffeln" von 1—7 Strichen (Kompaßstrichen) gesprochen. Der Kommandierende signalisiert, in welcher Richtung vom Flaggschiff oder Richtungschiff er die anderen Schiffe sehen will. Skizze 1 ist „Staffel 4 Strich rechts achteraus", Skizze 2 „Staffel 2 Strich rechts voraus".

Die „Abstände", in denen die Schiffe fahren, werden gemessen von Großmast zu Großmast und betragen im allgemeinen 300—400 Meter. Bei hintereinander fahrenden Schiffen (Skizze 3) wird der Abstand Längsabstand — a c —, bei nebeneinander fahrenden Querabstand — a b —, bei schräg voneinander dampfenden Schrägabstand — b c —

genannt. Nur die deutschen Torpedoboote fahren ganz eng geschlossen, meist im Keil. Voran der Führer, zu beiden Seiten je zwei Boote nach außen gestaffelt. Es geschieht das zugunsten fortdauernder Ausbildung.

Kursänderungen werden durch „Schwenken“ oder „Wenden“ vorgenommen. Schwenkt eine Kiellinie, so ändert das vorderste Schiff die Fahrtrichtung, die andern drehen an derselben Stelle; die Ordnung bleibt erhalten.

Beim Wenden nehmen die Schiffe gleichzeitig den neuen Kurs auf; und damit wird aus der bisherigen Ordnung eine andere. So entsteht aus einer Kiellinie durch Wendung um 8 Strich nach rechts eine Dwarslinie; durch Wendung um 4 Strich nach links eine Staffel; fuhr der Admiral voran, eine Staffel 4 Strich links achteraus.

Der Übergang aus einer Form in eine andere vollzieht sich ebenfalls in ganz bestimmt vorgeschriebener Weise, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Es gibt außer diesen einfachen auch zusammengesetzte Ordnungen, wie den schon erwähnten Keil, Doppeldwarslinie, Doppelkiellinie und andere mehr. Sie haben aber nur Bedeutung für Übungen, die den Zweck verfolgen, daß Kommandant und Offiziere lernen sollen, ihre Schiffe in die Hand zu bekommen. Außerdem sind sie als Marschordnungen und Ankerformationen im Gebrauch. Im Ernstfalle werden im allgemeinen nur die einfachen Ordnungen angewandt; denn dann verbietet sich alles Gekünstelte, und das Einfachste wird zum Gebot. Die Gefechtsnormalordnung ist die Kiellinie. Wird für diese ein schnelles „Herumwerfen“ nötig, so kann das auch auf andere Weise, wie oben geschildert wurde, geschehen. Es setzt das eine vollendete Ausbildung voraus, kann aber aus naheliegenden Gründen an dieser Stelle nicht besprochen werden.

deutschen Kreuzer ihre Ausrüstung mit 15-cm-Schnelladekanonen (= Sk.) nicht ausnützen, denen die Briten nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten, während deren 34-cm-Kanonen ihre volle Wirksamkeit behielten. Admiral Hipper vermochte ihn daran nicht zu hindern; denn sein Verband war weniger schnell.

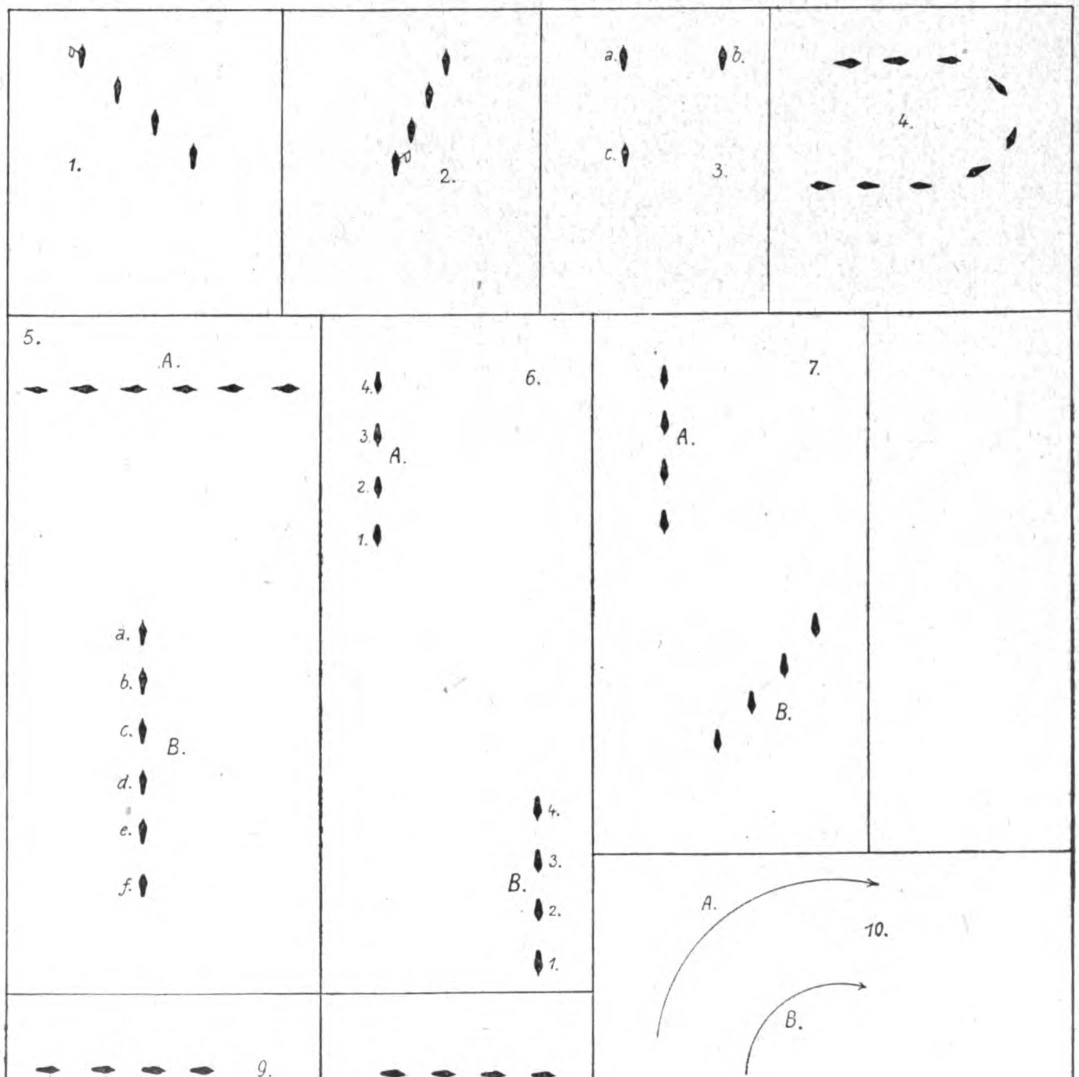
Es wird unterschieden „laufendes Gefecht“ und „Passiergefecht“. Bei ersterem fahren beide Kämpfer auf annähernd gleichen Kursen nebeneinander her, bei letzterem dampfen sie in entgegengesetzter Richtung.

Für die Artillerie ist die beste Aussicht, Entscheidendes zu erreichen, beim laufenden Gefecht gegeben. Der Schütze zielt dahin, wo er treffen will. Allerdings hat sich in der Zeit zwischen dem Abfeuern des Geschützes und dem Einschlagen des Geschosses das Ziel eine gewisse Strecke vorwärts bewegt; aber auch dem Geschoß wurde von dem Schiff, das es verfeuerte, eine seitliche Bewegung in gleichem Sinne gegeben. Die Entfernungen zwischen beiden Gegnern bleiben dieselben; und hat man sich eingeschossen, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, viele Treffer ins Ziel zu bringen. Anders beim Passiergefecht. Da wechseln Entfernung und Seitenrichtung dauernd, und schon deshalb ist das Treffen erschwert. Auch hier bewegen sich beide Schiffe vorwärts, aber in entgegengesetztem Sinne. Auch hier erhält das Geschoß eine seitliche Bewegung; aber sie ist der des Ziels entgegengesetzt, und deshalb muß vorgehalten werden. Das Maß, um wieviel, wird aber nicht der Schätzung des Geschützführers überlassen, sondern es werden an der Visierung durch Verschiebung einer Skala Verbesserungen vorgenommen, die gestatten, auf den Punkt „abzukommen“,

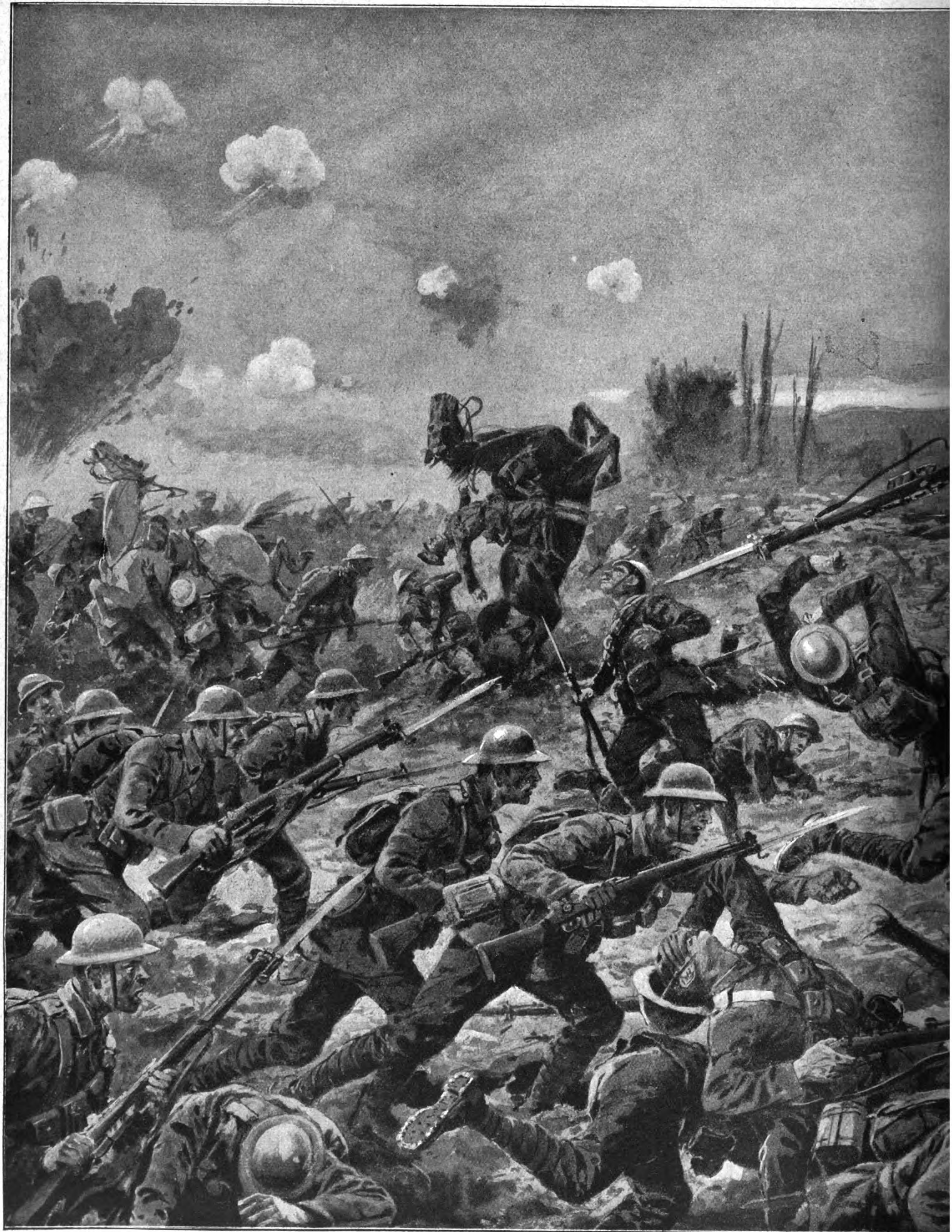
Angewandte Taktik.

Der Sieg in der Schlacht winkt dem, der es versteht, die ihm zur Verfügung stehenden Streitmittel und das Können seiner Mannschaft am besten auszunützen. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, kann nicht gesagt werden; Rezepte für den Sieg lassen sich nicht schreiben. Nur Allgemeines und eigentlich Selbstverständliches ist darüber zu sagen.

Wer über Geschütze verfügt, die auf große Entfernung hinreichende Wirkung in Aussicht stellen, wessen Schießausbildung auf hoher Stufe steht, wessen mittlere Artillerie unterlegen ist, wer keine überlegenen Torpedostreitkräfte zur Hand hat, wessen Schiffe schwach gepanzert sind, wird vorteilhaft auf große Entfernung schlagen. Ob es ihm möglich ist, das Ferngefecht durchzuführen, hängt von der Geschwindigkeit ab, die seine Schiffe entwickeln können. Ist der Gegner schneller, so kann er die Nahschlacht erzwingen. Wenn Admiral Beatty am 24. Januar 1915 das Ferngefecht durchführte, so handelte er zweifellos richtig. Denn auf 18 bis 20 Kilometer konnten die



Stellungsskizze zu dem Aufsatz „Seestrategie und Seetaktik“ (siehe Seite 262 und 276—279).



Vergeblicher Ansturm englischer Divisionen gegen die fo

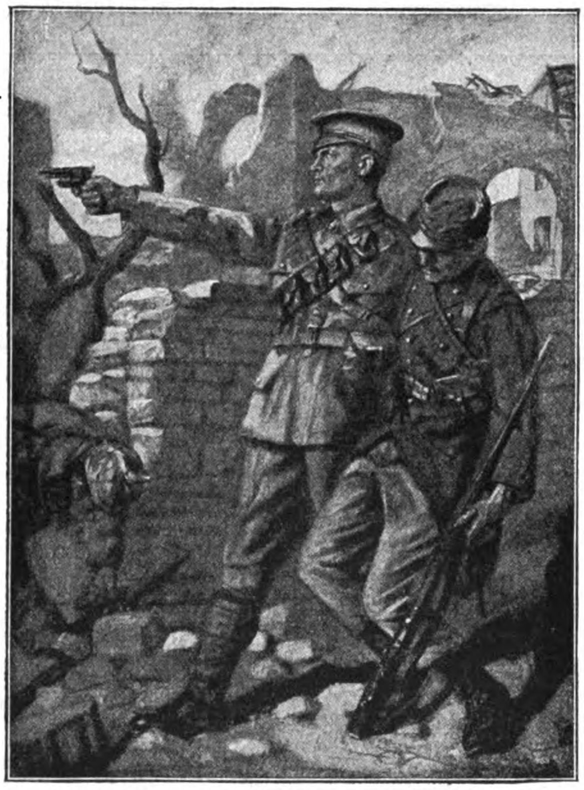
Nach einer Originalz

standhaltenden württembergischen Truppen bei Ovillers.
g von Johs. Gehrts.

den der Schütze treffen will. Es würde zu weit führen, das Schießverfahren hier zu besprechen, dank dem es möglich wird, unter den erschwerenden Umständen, wie sie durch das Schießen von einem sich schnell bewegenden und schwankenden Schiffe gegen ein ebenfalls mit großer Geschwindigkeit fahrendes Ziel geschaffen sind, doch gute Treffergebnisse zu erschießen. Es müssen also einige wenige Andeutungen genügen. Die Schußweite wird durch Entfernungsmesser festgestellt und für die Zeit bis zum Einschlagen des Geschosses verbessert. Überaus geistvoll erdachte Apparate feinster Präzisionsmechanik sind vorhanden, um diese Verbesserung schnell vornehmen zu können.

Von besonderer Wichtigkeit ist schnelles Einschießen. Unterstützt wird das hierauf gerichtete Streben durch gutes Kurssteuern. Wer zuerst Treffer erschießt, befindet sich im Vorteil, vorausgesetzt, daß die Wirkung der Geschosse am Ziel eine entsprechend große ist. Ist das nicht der Fall, weil die Kaliber zu klein sind, so trifft ein solcher Vorteil nicht ein.

Das „Abkommen" wird also erleichtert, wenn das Schiff geradeaus fährt; von einem in der Drehung befindlichen sind nur Zufallstreffer zu erwarten. (Schluß folgt.)



„Nach zwei Jahren — Waffenbrüder. Eine Allegorie der Entente."

Mit dieser Unterschrift bringt die englische Zeitschrift „The Graphic" zu Beginn des dritten Kriegsjahres das vielsagende Bild, nach dem Frankreich sich nur noch mit englischer Hilfe auf den Beinen zu halten vermag.

Aus der Sommeschlacht.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

2.

(Hierzu die Bilder Seite 264/265 und 266.)

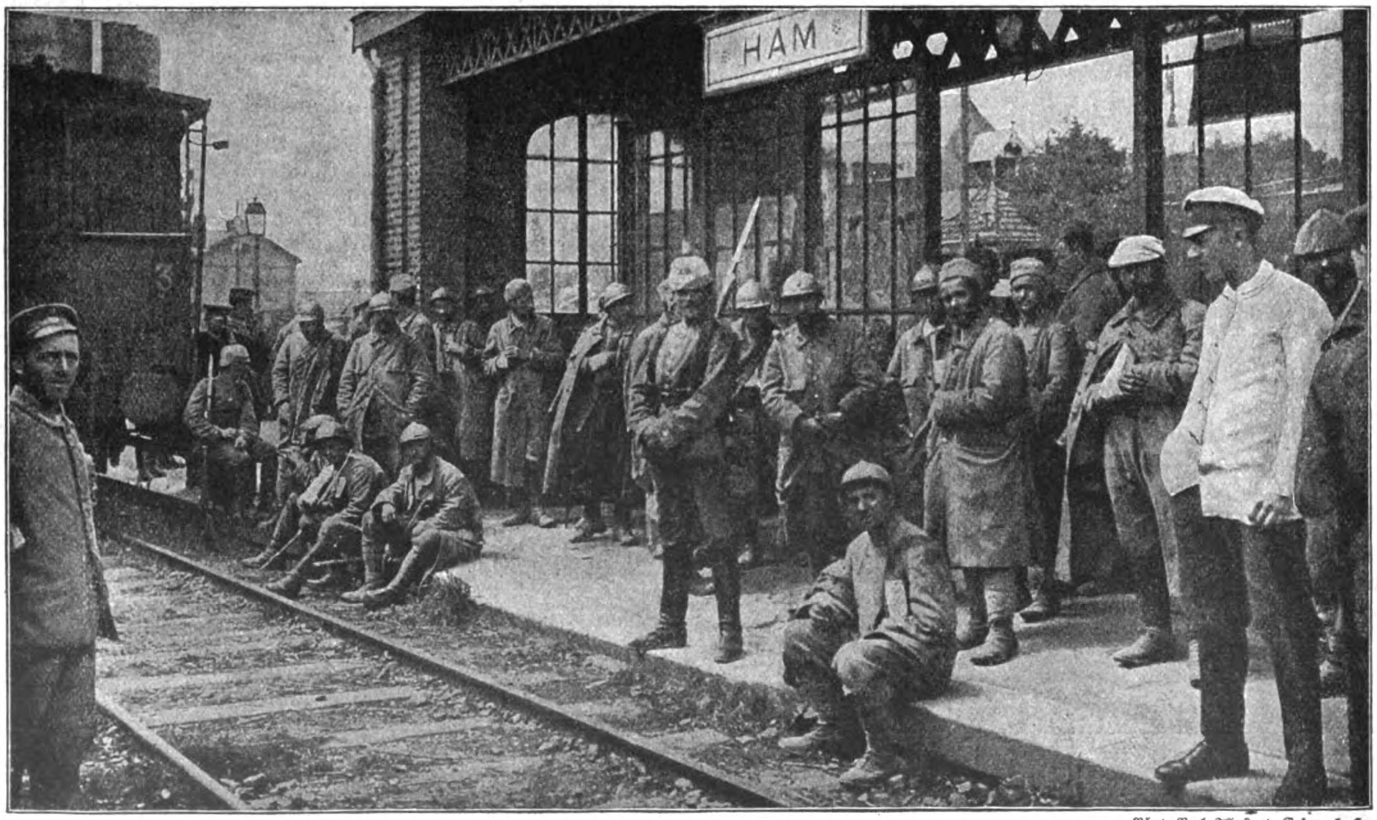
Engländer und Schwaben.

An einem kleinen Ausschnitt aus den gewaltigsten Kämpfen dieses Krieges mag man am deutlichsten die Kraft des Widerstandes unserer Soldaten erkennen. Ein schwäbisches Regiment hatte kurz vor der großen Beschießung seinen Abschnitt vor Ovillers bezogen; es hielt die Stellung ganze acht Tage lang, ohne einen Fußbreit Boden zu verlieren.

Am frühen Morgen des 1. Juli wuchs das Trommelfeuer zu äußerster Heftigkeit. Nach zwei Stunden war auch der vorderste Graben verschwunden. Um halb acht Uhr schossen die englischen Batterien Sperrfeuer nach rückwärts hinter den dritten Graben, und gleichzeitig drangen die ersten Sturmkolonnen, vielfach gestaffelt, über das freie Feld. Hindernisse gab es hier nicht mehr. Nur noch Schwaben, und die stürzten jetzt aus ihren halbverschütteten Unterständen heraus. Hinter zertrümmerten Brustwehren, in Granattrichtern richteten sie rasch ihre Maschinengewehre ein. Alsbald waren drei englische Sturmwellen niedergemäht.

Das hatte der Feind nicht erwartet. Die nachrückenden Bataillone, von unserem Sperrfeuer ohnehin in Unordnung geraten, fluteten zurück. Der zweite Angriff erlitt das gleiche Schicksal, und ebenso der dritte. Erst beim vierten Male gelang es den Engländern, ein kleines Grabenstück zu besetzen. Sie hielten es von 10 Uhr 35 Minuten vormittags bis 7 Uhr 35 Minuten abends krampfhaft fest. Um halb zwei Uhr nachmittags hatte ein fünfter Angriff erfolgen sollen, auf den hofften sie. Als er ausblieb, konnten sie sich nicht mehr halten und gaben den Gewinn preis.

Die Schwaben sammelten ihre Verwundeten, holten ihre Reserven heran und vor allem Munition. Hatte doch jeder Mann durchschnittlich binnen einiger Stunden mehrere hundert Patronen verschossen. Der Nachschub ging am



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Gefangene Franzosen aus den Kämpfen an der Somme warten am Bahnhof Ham in Nordfrankreich auf ihre Überführung nach Deutschland.

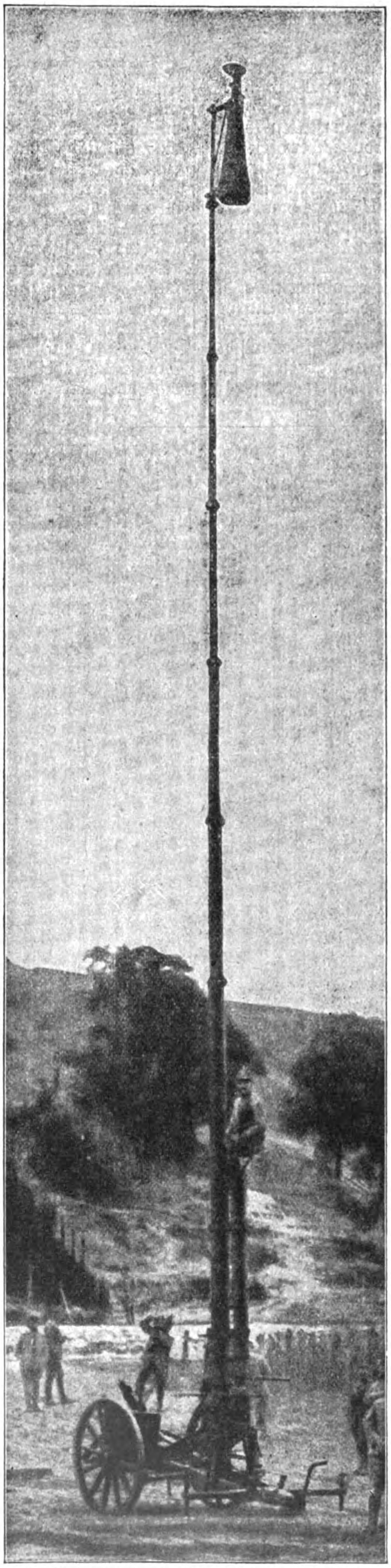
hellen Tage vor sich und wurde, merkwürdig genug, vom Feinde nicht gestört. Er hatte vollauf mit sich selbst zu tun, denn seine Verluste stellten sich zu den unserigen wie 8:1. In ganzen Reihen lagen vor dem Abschnitt des einen Regiments am Abend des ersten Schlachttages an 1500 bis 2000 Gefallene. Gefangene gab es nicht viele bei uns, sie gehörten acht verschiedenen Bataillonen an.

Während der Nacht erneuerte sich das Trommelfeuer. Der nächste Tag verlief ohne Angriff. Das Regiment arbeitete fieberhaft an seinen Gräben. Die Division hatte befohlen, Ovillers bis zum letzten Mann zu verteidigen. Ungefähr gleichzeitig mochte der Befehl an eine ganze englische Division ergangen sein, das Dorf mit Einsatz des letzten Mannes zu nehmen.

Am 3. Juli von morgens 3 Uhr 15 Minuten an prasselte ein wildes Trommelfeuer auf die ganze Stellung nieder. Die feindlichen Flieger kreisten dicht über dem Abschnitt und schossen auf jeden einzelnen Mann, der sich sehen ließ. Um halb fünf Uhr stürmten die Engländer aufs neue, sie beschränkten sich auf die kurze Front von 3½ Kompanien und versuchten durchzubrechen. Rasch und unaufhaltsam waren sie über die ersten beiden Gräben hinweg und bis zum dritten gerannt. Aber da vorn saßen noch Schwaben zur Genüge, die nur nicht schnell genug aus ihren Löchern herauskriechen konnten. Als die zweite englische Sturmwelle, mehrere Glieder stark, heranrollte, die berittenen Offiziere inmitten, waren die Schwaben auf dem Posten. Ein rasendes Feuer jagte die Engländer in ihre Gräben zurück.

Inzwischen war das eingedrungene englische Bataillon bis ins Dorf gelangt, ohne recht zu merken, daß es abgeschnitten war, und hatte vor der Kirche zwei Maschinengewehre aufgestellt, die in den Rücken und in die Flanke unseres rechten Flügels feuerten. Das Regiment befahl zwei Züge seiner Reserven heran, binnen zehn Minuten waren sie zur Stelle; zwei weitere Züge bahnten sich einen blutigen Weg von hinten her. Nun wurden die Engländer umfaßt, sie wehrten sich tapfer, die Leichen türmten sich, kein Mann entkam. Um sieben Uhr vormittags ging die Meldung an die Division: Angriff abgeschlagen, Ovillers vom Feinde frei.

Die beiden Maschinengewehre an der Kirche hatte ein Handgranatentrupp von vier Schwaben auf besondere Art erledigt. Die sechzehn Engländer, die die Gewehre bedienten, merkten wohl, daß die Lage ungemütlich wurde, warfen das eine Gewehr in den Brunnen und wollten just das zweite folgen lassen, da kamen ihnen die Handgranaten in die Quere. Die Engländer ergaben sich; die vier Schwaben hielten noch eine kleine Nachlese auf dem Felde ab und kamen nach Verlauf einer halben Stunde gemächlich mit 32 Gefangenen anspaziert, darunter ein



Ein Riesenperiskop in hochgeschraubter Stellung.
Nach einer Darstellung in einer englischen Zeitschrift.

Offizier. „Herr Hauptmann," sagte der Gefreite Bader schmunzelnd und wies auf den englischen Kapitän, „des isch d'r Heckscht (Höchste), der derf's Maschineg'wehr trage!"

Das Regiment blieb dann noch bis zum 7. Juli in seiner Stellung. Es hatte keinen Angriff mehr, nur noch das ununterbrochene Feuer der englischen Batterien zu überstehen. Aber es mußte Tag und Nacht in Bereitschaft sein und sich auch seitlich sichern, wo die Engländer ihre Anstürme teilweise mit Erfolg wiederholten. Trotz der Beschießung erhielten die Mannschaften täglich ihre frische Verpflegung, und der Nachschub ging ohne Störung vonstatten. Nur der Schlaf mangelte und gutes Wasser. Endlich in der Nacht vom 8. zum 9. Juli konnte die stark ermüdete Truppe abmarschieren. Mit vollem Gepäck, aus heller Kehle singend, zogen die Schwaben auf der alten Landstraße nach Bapaume.

* * *

Das Angriffsziel, das sich die englische Heeresleitung für den ersten Sturmtag gestellt hatte, war die Erreichung der Linie Puisieux—Miraumont — Courcelette — Martinpuich. Der betreffende Befehl wurde bei einem gefangenen englischen Offizier vorgefunden. Die Linie zieht sich in 4 bis 5 Kilometern Entfernung hinter der vermuteten deutschen Angriffsfront nach Süden. Nach langen Wochen schwerer, unablässig wiederholter Stürme hatten die Engländer die genannten Orte immer noch nicht erreicht, obwohl sie durch Verschiebung ihrer Stoßrichtung das Gelände von Pozières bis Longueval schrittweise mit Strömen Blutes teuer genug erkauft hatten. Sonderbar genug berührt es da, in einem Befehl der 4. Armee des Generals Rawlinson bereits am 12. Juli folgende Sätze zu lesen:

„Der Feind hat bereits die meisten seiner Reserven aufgebraucht... Die noch zu durchbrechenden Verteidigungslinien sind nicht annähernd so tief, so stark oder so gut angelegt wie die schon eingenommenen ... Tatsächlich ist die Schlacht schon mehr als halb gewonnen. Was noch zu tun übrig bleibt, ist leichter als das, was schon getan ist, und wir sind imstande, es durchzusetzen."

Mit welchem Gesicht mag dieser Heerführer wohl einige Wochen später vor seine Truppen hingetreten sein? Und wie beurteilen die englischen Soldaten selber ihren Krieg und ihre große Schlacht?

Die Gefangenen.

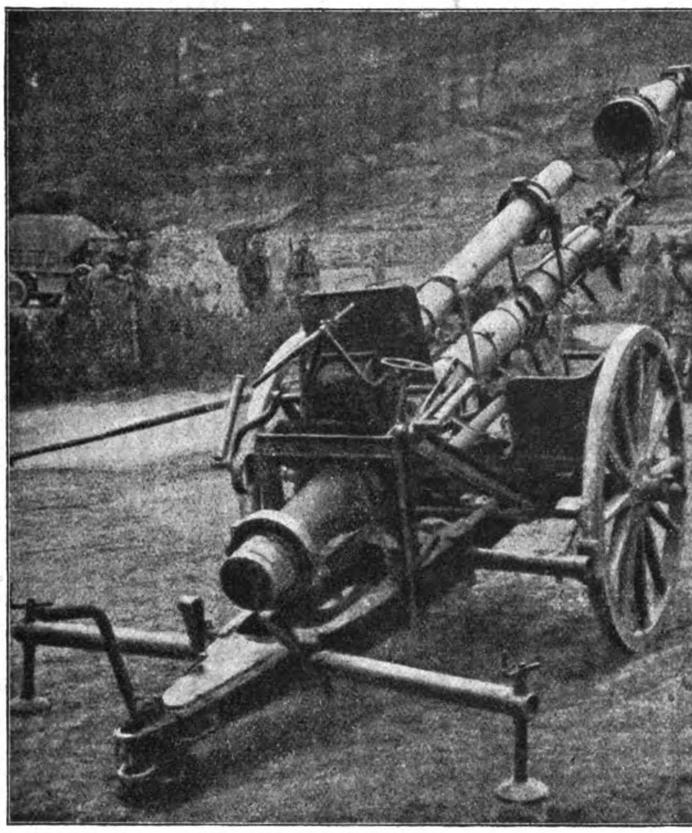
Um es vorweg zu sagen: die Leute, mit denen ich sprach, waren alle felsenfest von ihren Erfolgen überzeugt. Ein älterer Offizier, der Deutschland genau kennt, weil er bei uns studiert hat, sagte: Gerade darum kämpfe er mit. Er sehe die deutsche Gefahr für das britische Weltreich besser als mancher Engländer, der davon nur in den Zeitungen gelesen habe. Ein irischer Hauptmann

meinte: Großbritannien müsse einig sein und vereint kämpfen, genau so wie das Deutsche Reich trotz seiner inneren Widersprüche. Die Kluft zwischen Briten und Iren bleibe darum doch bestehen. Ein Kanadier, der sich als Amerikaner ausgab, antwortete auf die Frage, warum er gegen Deutschland kämpfe: „Weil ich glaube, daß ihr im Unrecht seid!“ Ein Engländer wurde gefragt, ob er sich nicht vorstellen könne, daß Deutschland siege? Er war ganz verdutzt über diese Zumutung; dann aber sagte er entschieden: „Nein, es ist ganz ausgeschlossen. Ich kann mir das durchaus nicht vorstellen.“ Als wir ihnen erzählten, daß wir Fracht-U-Boote bauen und daß die „Deutschland“ bereits in Baltimore angekommen sei, waren sie sichtlich betroffen und erstaunt. Die Tatsache war ihnen völlig neu und nötigte ihnen sichtlich Achtung ab. Nur einer sagte kaltblütig: „Oh, die Submariners, die beißen wir euch alle kaputt.“ Wie lange werde denn der Krieg noch dauern? Bis übers Jahr, denn Kitchener habe prophezeit: drei Jahre im ganzen, und der müsse es wissen.

Ein Südafrikaner war da, ein Handlungsgehilfe aus Johannesburg, ein ganz interessanter Typ. Er sprach fließend Deutsch, weil er's auf der Schule gelernt hat und dann im Deutschen Klub, wo er oft hingegangen ist zum Tanzen. Er kam mit der ersten Bothabrigade im Februar 1916 nach England. Dann zwei Monate Suezkanal, von dort über Marseille nach Armentières und endlich am 30. Juni an die Somme. Warum ist er Soldat geworden? Er wollte nicht feige erscheinen daheim. Er hat den Feldzug gegen Deutsch-Südwest mitgemacht. „Da sind Diamanten, die wollten wir uns holen.“ Und was will er an der Somme? Er zuckt die Achseln, zweifelt am englischen Durchbruch. Zu Anfang, in den ersten Tagen, da hoffte er wohl, aber jetzt? Die deutschen Stellungen seien zu stark. Die Engländer haben das nicht hinter ihrer Front. Aber Reserven und Flieger haben sie, massenhaft. Wo habt ihr die denn auf einmal her, die vielen Flieger? Er lacht. Und eure Offiziere? „Es sind gute Kerle, aber sie verstehen nicht genug.“ Er sagt es gleichmütig, ohne Spott. Das Urteil kehrt auch sonst noch häufig wieder. Bei denjenigen englischen Bataillonen, denen es geglückt war, tiefer vorzudringen, stellte sich alsbald Ratlosigkeit ein, was nun zu tun sei. Die Führung versagte. Die Anschlußbataillone blieben aus. Man wußte nicht aus noch ein, und die Verluste machten die Verwirrung vollkommen. Von einem ganzen Bataillon (1000 Mann) der 36. Irischen Division kehrten ganze 50 Mann heil zurück. Den Iren ist die Gefangenschaft nicht unlieb. Sie rühmen die deutsche Artillerie, klagen über das schlechte Verhältnis der Engländer zur französischen Bevölkerung. Englische Soldaten dürften nicht nach Amiens hinein, sie müßten draußen lagern auf dem freien Feld. Paris sei vollends verboten. — Auch für die Offiziere? — Nein, für die natürlich nicht. —

Alle wollten sie gern bald ins Gefangenenlager, um Briefe schreiben zu können. „Wenn ihr uns noch lange hier behaltet, wird die englische Kavallerie uns holen,“ meinte ein kleiner Bader aus Birmingham verschmitzt. Ein anderer englischer Soldat, der verwundet war, freute sich, als er gefangen wurde, und sagte es auch. Denn, fuhr er fort, „ich weiß, daß ich heimkommen werde. Aber ihr“ — zu den Deutschen gewendet — „ihr könnt dasselbe von euch nicht behaupten.“

So sind sie, diese gefangenen Engländer. Sie kehren ihre Gelassenheit geflissentlich heraus und wollen zeigen, daß sie so leicht nichts verblüffen kann. Sie sind trotzig wie Buben, die man beim Raufen erwischt hat. Nun, gerauft haben sie ja auch, und es ist ihnen nicht sehr gut bekommen bisher.



Das Riesenperiskop fertig zum Transport.
Nach einer Darstellung in einer englischen Zeitschrift.

Periskope des Landkrieges.

(Hierzu die Bilder Seite 267 und 268.)

Aus den ersten Wochen des Krieges steht noch lebhaft in der Erinnerung, welchen Wert hochgelegene Beobachtungspunkte haben, ist doch aus dieser Frage unter anderm auch das Geschrei über Beschießung der Kathedrale von Reims entstanden. Denn da die Feinde ohne Rücksicht auf den Kunstwert solcher Bauten auf den Türmen ihre Beobachtungsposten einrichteten, war natürlich die deutsche Heeresleitung gezwungen, sie durch gutgezieltes Artilleriefeuer zu vertreiben. Während des langen Stellungskrieges sind dann wohl an beiden Fronten die meisten hochragenden Baulichkeiten, soweit sie durch Granaten erreichbar waren, umgelegt worden, eben weil sie dem Gegner ständig lockende Beobachtungsmöglichkeiten boten. Zum Ersatz wurden fahrbare Beobachtungsmasten in Dienst gestellt. Es gibt davon verschiedene Arten, mit Teleskopmasten, Fontanamasten und noch andere Vorrichtungen.

Unsere beiden Abbildungen zeigen die erstgenannte Art, das heißt, der Mast besteht aus einer Anzahl fester Rohre, die sich wie die Teile eines Fernrohres auseinanderschieben lassen. In transportbereitem Zustand nimmt das Gerät, wie man sieht, keinen allzu großen Raum ein; jedenfalls kann es nicht nur auf Straßen, sondern auch über Äcker und Wiesen leicht befördert werden. Am Beobachtungsplatz angelangt, wird es fest verankert und dann der Mast ausgezogen. Wer nach einem ähnlichen Beispiel sucht, findet es in den Feuerwehrleitern der großen Städte, die man früher mit Schnurläufen und Handkurbelbetrieb auseinanderschob, während jetzt vielfach schon gepreßte Kohlensäure oder ein besonderer Motor diese Arbeit verrichten müssen. Am oberen Ende trägt der Teleskopmast die Beobachtungsvorrichtung, die in ihrer Form an ein Sprachrohr erinnert, dem inneren Bau nach aber dem Periskop eines Unterseebootes entspricht. Die aus der Ferne kommenden Lichtstrahlen werden also durch eine Linse auf einer im Winkel von 45 Grad angeordneten spiegelnden Fläche gesammelt, die sie senkrecht nach unten in ein zusammengesetztes Okular wirft, an dem der Beobachter steht. Er befindet sich also hier in größerer Sicherheit vor feindlichen Geschossen, als wenn er etwa auf der schwanken Spitze des Mastes säße, und kann auch ruhiger beobachten als droben in der schwindelnden Höhe. Der obere Periskopteil wird ferner schwerer entdeckt und bildet auch dann noch ein sehr kleines Ziel. Beginnt sich endlich die feindliche Artillerie auf den Beobachtungsplatz einzuschießen, so ist das Periskop rasch eingeholt und an eine andere Stelle geschafft, wo es binnen wenigen Minuten wieder sein fürwitziges Haupt erheben kann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Im **Westen** ließ gegen Ende August die zunehmende Gewalt der Artillerieschlacht an der Somme für die allernächste Zeit einen neuen Hauptstoß erwarten, und zwar anscheinend auf einer gegenüber den seitherigen Angriffen noch verbreiterten Front. Trotz dieser Vorbereitungen war indessen kaum anzunehmen, daß die verbündeten Engländer und Franzosen jetzt im Ernst noch an die Erreichung der anfänglichen Absicht eines allgemeinen Durchbruchs glaubten. Daß ein solcher unmöglich war, mußte der Gegner längst erkannt haben. Dafür schwebte ihm ein anderes, gerade im Augenblick wichtiges Ziel vor: es galt angesichts des Stockens der russischen Offensive und zumal des durch das Eingreifen Rumäniens herbeigeführten stärkeren Wiederauflebens der Balkankämpfe zu verhindern, daß im Westen deutsche Kräfte zur Verstärkung der Südostfront freigemacht würden.

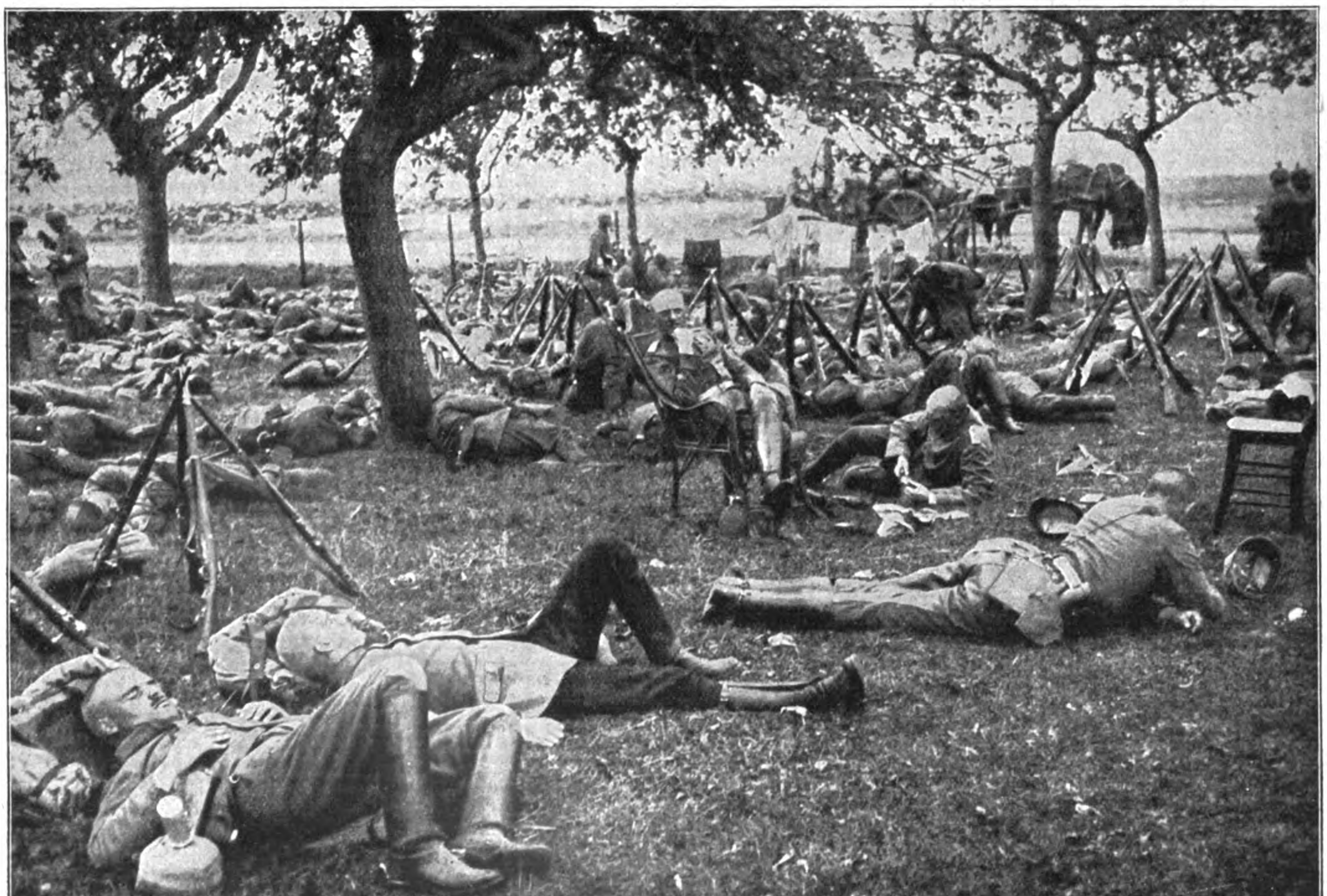
Die englischen Angriffe nördlich der Somme erfolgten am 23. August wieder, wie schon so oft, zwischen Thiepval und Pozières. Sie spitzten sich stellenweise zu Nahkämpfen zu, in denen die Tapferkeit der deutschen Verteidigung die Oberhand behielt; nur bei Ovillers kam der Kampf zunächst noch nicht zum Abschluß. Am Delvillewald wie auch südöstlich von Guillemont setzten die Engländer Handgranatenangriffe an, die aber größtenteils kräftig abgewiesen wurden.

Als der Gegner am nächsten Tage in diesem Abschnitt seine Angriffe zu wiederholen suchte, geriet er in so dichtes Sperrfeuer, daß die Angriffe tagsüber nicht zur Entwicklung kommen konnten. Die wuchtigsten Vorstöße wurden deshalb erst gegen Abend und nachts unternommen, in der Hoffnung, im Schutze der Dunkelheit eher Erfolg zu haben. Diese Nachtangriffe wurden aus der Linie Ovillers—Pozières und zwischen Guillemont und Maurepas vorgetragen. Dabei drangen an einzelnen Punkten englische Truppen bis in die deutschen Gräben vor; doch konnten sie sich an keiner Stelle lange halten. — Von Maurepas bis zur Somme und über den Fluß hinaus bis in die Gegend von Chilly warteten gleichzeitig in dichten Massen aufgestellte französische Kräfte auf die Gelegenheit zum Sturm. Das deutsche Feuer lag aber auch nachts so genau, daß der Gegner von der Durchführung seiner Absicht unter Verlusten abstehen mußte. Das ganze Ergebnis dieser Reihe schwerer Kämpfe war für ihn lediglich die Besetzung eines vorspringenden Grabens bei Martinpuich.

Auf dem südlichen Sommeufer kam es nach längerer Vorbereitung am Abend des 31. August zu heftigen Kämpfen, die sich über die ganze Front Barleux—Soyécourt erstreckten und im Abschnitt Estrées—Soyécourt anfänglich den Franzosen Fortschritte brachten. Sächsische Regimenter setzten aber sofort kräftige Gegenangriffe an und warfen den Feind überall in seine Ausgangstellungen zurück. Auf anderen Frontteilen kamen die französischen Truppen nicht einmal zur Entwicklung. Auch zwischen Maurepas und Cléry nördlich der Somme wurden französische Angriffsabsichten durch schweres deutsches Artilleriefeuer vollkommen unterbunden. Die Deutschen ihrerseits gewannen früher eingebüßtes Gelände bei Longueval und am Delvillewalde zurück. — Auf den englischen Frontabschnitten kam es am 31. August, abgesehen von starker Artillerietätigkeit, nur zu Handgranatenangriffen.

In zunehmendem Maße wurden von Engländern wie Franzosen, sobald es die Luftrichtung nur irgend zuließ, Gasgranaten verwendet. In dem ganzen Kampfgebiet ging infolge dieser starken Luftverpestung der Pflanzenwuchs zugrunde. Jedermann in den Gräben, ja selbst im Gelände bis weit hinter der eigentlichen Kampffront, mußte ständig die Gasmaske bei sich haben, um sie gegebenenfalls sofort anzulegen.

Mit grausamer Rücksichtslosigkeit schickten vor allem die Franzosen ihre schwarzen Hilfsvölker aus Marokko und Senegambien ins Gefecht. Bei jedem Angriff mußten, sobald das Trommelfeuer gewirkt zu haben schien, zuerst diese nur mit Messern und Handgranaten bewaffneten Leute vorgehen, um den eigentlichen Sturmtruppen den Weg zu bahnen. Ohne Gewehr rannten sie heran und suchten ihre Handgranaten anzubringen. Aber in ganzen



Phot. Boedecker, Berlin.

Ruhe nach schwerem Gefecht.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Phot. Illustrat.-Photo-Verlag, Berlin.

Aufbruch einer Radfahrerkompanie zum Sturmangriff bei den Kämpfen der englisch-französischen Offensive.

2. September am 3. einsetzende neue große Sommeschlacht spielte sich auf einer wesentlich verbreiterten Front ab, die sich nördlich der Somme 30 Kilometer weit bis Beaumont erstreckte. Die deutschen Truppen unter General v. Stein (siehe Bild Seite 272), dem früheren Generalquartiermeister, und General Freiherrn v. Marschall behaupteten ihre Stellungen gegen unausgesetzte Angriffe zu beiden Seiten der Ancre sowie besonders bei Thiepval und nordwestlich Pozières. Bei Moquet, einem Gehöfte nordwestlich Pozières, eroberten sie verloren gegangenes Gelände durch raschen Gegenstoß zurück, wobei auch zahlreiche Gefangene gemacht wurden (siehe Bild Seite 273). Überall hatte der Gegner

Haufen fielen sie dem deutschen Abwehrfeuer zum Opfer, das aus zerschossenen Stellungen und Granatlöchern heraus sein Ziel zu finden wußte. Unmittelbar hinterher stürmten die Franzosen zum Angriff heran, über die Leiber der Schwarzen hinweg. Trotz aller Vorbereitung waren jedoch die französischen Verluste ungeheuer schwer. — Die afrikanischen Truppen, in erster Linie die Marokkaner, zeigten sich aber begreiflicherweise als sehr unzuverlässige Kämpfer, sobald sie das Planmäßige des geschilderten Verfahrens erkannt hatten.

Der 1. September brachte im Foureauxwalde und in der Gegend von Longueval feindliche Handgranatenangriffe sowie einen größeren, aber erfolglosen Vorstoß der Franzosen bei Maurepas. Südlich der Somme wurde ihnen bei Estrées ein Graben abgenommen, der aus den Kämpfen des 31. August noch in ihrem Besitz geblieben war. Der Artilleriekampf steigerte sich am 1. und 2. September womöglich noch, und schon am 2. abends erfolgten zwischen Maurepas und Cléry starke Angriffe französischer Infanterie, die indessen blutig zusammenbrachen.

Sie waren die Einleitung zu der im Sommegebiet bis dahin größten und erbittertsten Kampfhandlung, die alles Frühere noch in Schatten stellen sollte. Diesmal glaubte die französisch-englische Artillerie ganze Arbeit gemacht zu haben, so daß die Infanterie endlich zu einem großen und sicheren Erfolge zu kommen hoffte. Diese traute sich aber nur dann aus ihren Gräben heraus, wenn sie die deutschen Linien vor ihr als völlig eingeebnet betrachten durfte und darauf rechnen zu können glaubte, beim Sturm in der Hauptsache nur noch auf wenige Verwundete oder Verschüttete zu treffen. Oft genug hörten die deutschen Soldaten die französischen En-avant-Rufe. Glaubten sie dann aber, daß der Gegner kampfbereit zum Sturm anlaufen werde, so sahen sie statt dessen nur wenige Helme aus den Gräben auftauchen, die bald wieder verschwanden. Unmittelbar darauf brausten die Granaten mit vermehrter Gewalt gegen die deutsche Stellung; dann erst folgten die Sturmtruppen. Sie trafen nur auf verhältnismäßig wenige Gegner. Diese wenigen aber verrichteten Wunder. — Die französische Führung mußte wie die russische immer häufiger zu dem verzweifelten Mittel greifen, das Artilleriefeuer auf ihre eigenen Leute richten zu lassen, wenn diese vor dem deutschen Widerstand entsetzt in ihre Gräben zurückfluteten.

Die deutsche Artillerie vermochte zum Erstaunen des Feindes dessen schwerem Feuer wirksam zu begegnen und sich allmählich zu verstärken. Was ihr gleichwohl an Zahl der Geschütze und Menge der Munition abging, ersetzte sie mit Erfolg durch ihre vorzügliche Schulung, sparsame Verwendung ihrer Mittel und gutes Zielen.

Die nach den einleitenden Kampfhandlungen des 1. und

schwerste blutige Verluste. Weiter östlich wurde er von überlegener deutscher Artillerie in seinen Stellungen, in denen er sturmbereit lag, niedergehalten. Erst in der Nacht zum 4. September wagte er sich am Foureauxwalde zum Angriff vor, wurde aber kräftig zurückgeworfen. — Nach einem allen bisherigen Munitionseinsatz hinter sich lassenden Vorbereitungsfeuer entbrannte auch zwischen Ginchy und der Somme ein heißer Kampf, der bis in die späten Nachtstunden hinein ununterbrochen fortwütete. Die Deutschen, die hier unter den Generalen v. Kirchbach und v. Faßbender standen, machten dem in ihre vorderste Linie eingedrungenen Gegner jeden Fußbreit Bodens streitig, obwohl von ihrer einstigen Stellung so gut wie nichts mehr übrig war. In der zweiten Linie kam der Kampf zum Stehen. Die aus der deutschen Front vorspringenden Orte Guillemont und Le Forêt hatte man in der Hand des Gegners lassen müssen.

Südlich der Somme gelang es der deutschen Artillerie an diesem Tage, die feindlichen Angriffsversuche fast völlig zu unterbinden. Nur südwestlich Barleux wagten sich die Franzosen aus ihren Gräben heraus, wurden aber sofort blutig zurückgetrieben.

Das gewaltige Ringen dauerte auch den 4. September hindurch ohne Unterbrechung an. Auf dem nördlichen Teil des Schauplatzes waren die Engländer wiederum unglücklich. Die Franzosen suchten weiter südlich den kleinen Teilerfolg vom Tage vorher zu erweitern. Von Le Forêt bis zur Somme standen die Deutschen in erbittertem Kampf mit dem immer neue Massen von Menschen und Geschossen einsetzenden Gegner. Dieser hoffte mit seiner riesigen Artillerietätigkeit in den Sturmtruppen wieder einmal den Glauben zu erwecken, als handle es sich für sie nur noch um einen militärischen Spaziergang über das Vorfeld. — Er sollte über Guillemont hinaus im Westen von Combles nach dem Leuzewald führen, der freilich längst kein Wald mehr war, sondern nur noch ein unabsehbarer Haufe von Splittern und Erde, aus dem zerknickte und zerschmetterte Baumstümpfe gespenstig hervorragten.

In diesem ehemaligen Walde sahen die Franzosen den Stützpunkt, von dem aus sie sich den Weg nach Combles sichern zu können glaubten. Aber trotz aller Artillerievorbereitung tauchte vor den überraschten Sturmtruppen aus Erdlöchern und Granattrichtern deutsche Infanterie auf, die ihre Maschinengewehre auf die Anstürmenden richtete. So sicher waren die französischen Offiziere ihrer Sache gewesen, daß sie ihre Pferde bereit gehalten hatten, um ihren Leuten über die zerschossenen Gräben hinweg den Weg zu zeigen. Kaum saßen sie im Sattel, so waren sie von deutschen Kugeln heruntergeholt, und gleich ihnen traf die Mannschaften das tödliche Blei. Was nicht fiel, hatte dann noch

den deutschen Gegenstoß auszuhalten. — Südlich der Somme wurde an diesem Tage auf der 20 Kilometer breiten Front bis Chilly gekämpft. Dieses Dorf ging den deutschen Truppen zwar verloren, einen weitgreifenden und raschen Fortschritt vermochten die Franzosen aber auch hier nicht herbeizuführen.

Mit unverminderter Heftigkeit wurden die gewaltigen Anstrengungen auch am 5. September fortgesetzt. Nicht weniger als 28 Divisionen standen auf gegnerischer Seite in erster Linie im Feuer. Nördlich der Somme wurden sie wieder fast überall blutig zurückgeschlagen. Nur an einzelnen Stellen ohne strategische Bedeutung konnten sie Raum gewinnen. So geriet das Dorf Cléry, etwa einen Kilometer nördlich des Sommekanals, an der Bahn nach Peronne, in die Hand des Feindes. Südlich der Somme schwankte die Schlacht hin und her. Auf der weiten Front von Barleux bis südlich Chilly vermochten die Deutschen ihre erste Linie fast völlig gegen alle Angriffe zu halten. Stellenweise waren die vordersten Gräben allerdings derart eingeebnet, daß sie als wertlos aufgegeben wurden. In erfolgreichen Gegenangriffen zeichneten sich hier namentlich mecklenburgische, holsteinische und sächsische Regimenter aus. Fast 1500 Mann aus 10 französischen Divisionen waren am 4. und 5. September südlich der Somme gefangen eingebracht, 23 Maschinengewehre erbeutet worden. Franzosen und Engländer wollten in diesen Kämpfen deutsche Geschütze erobert haben, rechneten darunter aber auch Minenwerfer. Soweit wirklich Geschütze in Feindeshand gefallen waren, handelte es sich um solche, die in den vorderen Gräben eingebaut gewesen waren und deshalb nicht zurückgenommen werden konnten. Überdies waren diese Geschütze meist völlig zerschossen und unbrauchbar.

Auch die mit aller Wucht fortgesetzten gegnerischen Anstrengungen des nächsten Tages führten nirgends zu mehr als zu vorübergehenden Teilerfolgen. So wurde Vermandovillers besetzt. Auch beiderseits Chaulnes und in dem Abschnitt Berny—Deniecourt südlich der Somme erzielten die Franzosen anfänglich Vorteile. Kräftige deutsche Gegenstöße stellten die Lage aber rasch wieder her. — Auf dem nördlichen Sommeufer führten alle hartnäckigen Angriffe, die die Engländer vor allem bei Ginchy ansetzten, nur zu blutigen Verlusten für diese.

Am 7. September leitete der Gegner durch schwerstes Artilleriefeuer erneute Vorstöße großer Infanteriemassen ein. Offenbar glaubte er immer noch, wenn auch nicht durchbrechen, so doch tief in die erste deutsche Linie eindringen zu können. Zur Ausnutzung des erhofften Erfolges war sogar Kavallerie bereitgestellt. — Südlich der Somme wandten sich stärkste Infanteriemassen gegen Berny. Sie behielten aber nur westlich des Platzes einzelne im ersten Anlauf genommene Grabenstücke in Händen, während sie im übrigen blutig heimgeschickt wurden.

Am 8. September flauten die Angriffe merklich ab und führten weder am Foureauxwalde noch bei Berny—Deniecourt, wo die Franzosen einen Nachtangriff ansetzten, zu einer Veränderung der Lage. An zahlreichen Stellen der Angriffsfront säuberten die Deutschen kleinere in Feindeshand gebliebene Stellungen in scharfem Handgranaten- und Bajonettangriff. — Ungeschwächt tobte aber auch am 8. September der Artilleriekampf, so daß sich erwarten ließ, daß nach kurzer Atempause der Druck auf die deutschen Stellungen mit erneuter Wucht wieder aufgenommen werden würde.

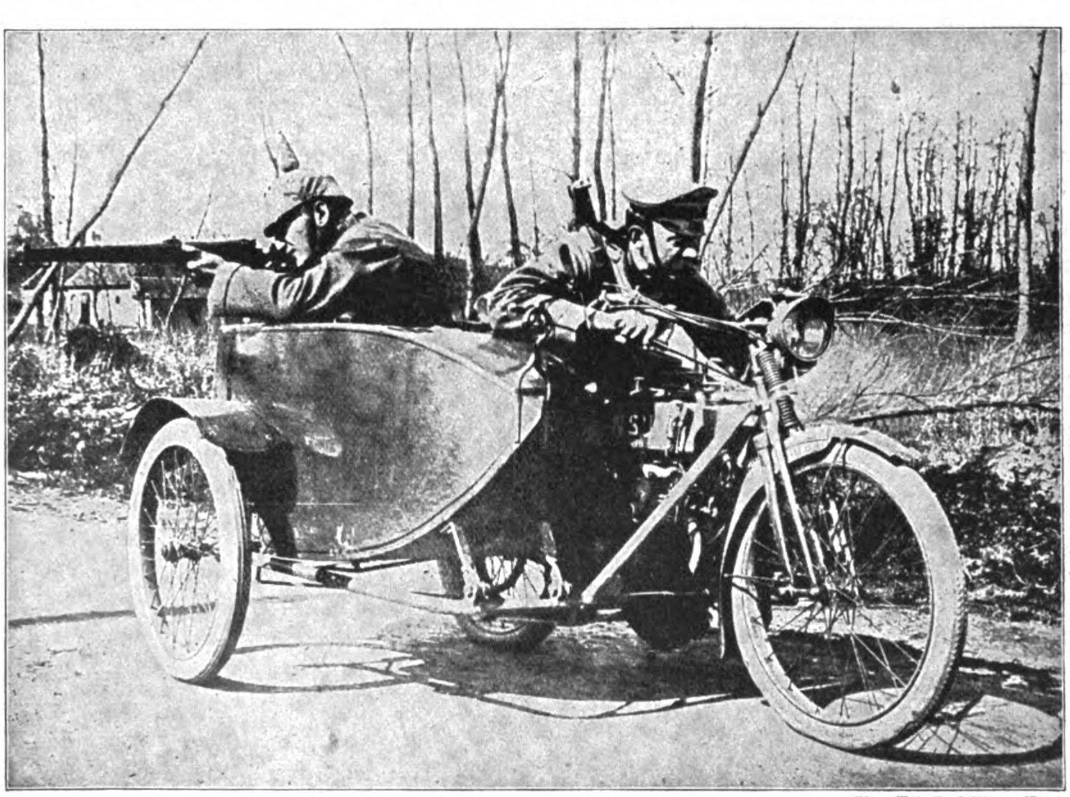
Dies geschah schon am nächsten Tage, dem 9., auf beiden Sommeufern mit anscheinend frischen Kräften. Die Engländer griffen auf der etwa 15 Kilometer breiten Front zwischen Thiepval und Combles an, stießen aber bei den deutschen Truppen unter General Freiherrn v. Marschall und General v. Kirchbach auf festen Widerstand. Bei Longueval und Ginchy kam es zu erbitterten Nahkämpfen, die vorerst unentschieden blieben. Südlich der Somme im Abschnitt Barleux—Belloy stürmten die Franzosen gleichzeitig gegen die deutschen Truppen des Generals v. Quast, wurden aber blutig abgeschlagen. Nordwestlich Chaulnes säuberten die Deutschen einzelne Grabenteile vom Feinde, dem sie Gefangene und Maschinengewehre abnahmen.

Bereits der 10. September brachte wieder ein Nachlassen der feindlichen Angriffe. Hauptsächlich wurden sie an der Straße Pozières—Le Sars und gegen die Linie Ginchy—Combles angesetzt. An letzterer Stelle wurden die am Tage vorher abgebrochenen Nahkämpfe zu Ende geführt mit dem Ergebnis, daß die Engländer im Besitz einzelner vorgeschobener Gräben blieben. Im übrigen hatten sie schwere Verluste. — Die Franzosen griffen bei Belloy und Vermandovillers erfolglos an; außerdem mußten sie den zum Gegenstoß ausholenden Deutschen einige Häuser von Berny überlassen und eine Anzahl Gefangene abgeben. —

Die Schlacht vor Verdun (siehe die Bilder Seite 274 und 275) nahm gleichzeitig mit den Zusammenstößen an der Somme ihren Fortgang. Am 23. August griffen die Franzosen nach schwerer Artillerievorbereitung zwischen dem Werke Thiaumont und Fleury sowie im Bergwalde an. Wo sie aber auch vorstürmten, überall brachen ihre Angriffswellen im dichten deutschen Artillerie-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer zusammen. Doch unermüdlich wiederholte der Gegner schon am 29. bei Fleury und dem Chapitrewalde seine Vorstöße. Nur südöstlich Fleury gewann er Gelände, das ihm aber durch einen deutschen Gegenstoß alsbald wieder entrissen wurde. Der 30. August brachte nur örtlich begrenzte Handgranatenkämpfe bei Fleury.

Am 31. August herrschte auf der Front Thiaumont—Vaux lebhafte Artillerietätigkeit. Am 2. September erfolgten auf der Straße Vaux—Souville vergebliche französische Angriffe, und ebenso blieb das Vorgehen des Gegners bei Thiaumont und südöstlich Fleury am 3. September ergebnislos.

An demselben Tage gingen die Deutschen nach längerer Zeit der bloßen Verteidigung überraschend selbst zum Angriff



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Erkundungsfahrt auf einem Neckarsulmer Motorrad durch einen von schwerem Granatfeuer umgelegten Wald.

vor, und zwar gegen die zum Vauxteich hinabführende Souvilleschlucht und die Souvillenase nordöstlich des gleichnamigen großen Forts. Hier hatten die Franzosen sehr günstige Waldstellungen mit tiefen Stollen und Unterständen inne, die mit Maschinengewehren wie gespickt waren und den Deutschen schon öfters lästig geworden waren. Nun sollte der Gegner von hier vertrieben werden. Der gut vorbereitete Vorstoß erzielte nach erbittertem Kampfe, der den Franzosen schwere blutige Verluste kostete, einen vollen Erfolg. Die Besetzung der überaus vorteilhaften Stellung bedeutete zugleich eine wesentliche Verkürzung der deutschen Front. Französische Gegenangriffe, die noch an demselben Tage erfolgten, wurden glatt zurückgewiesen, und nicht anders erging es den verzweifelten Wiedergewinnungsversuchen, die der Gegner am 4. und 6. September unternahm. Doch blieb der Abschnitt von Souville auch in den nächsten Tagen noch heftig umstritten. Massenfeuer der Artillerie, dem zahllose Infanteriestürme folgten, stellte den deutschen Besitz mehrfach in Frage, bis die Lage am 8. September nach abermaligen erbitterten Kämpfen nordöstlich der Feste Souville dahin entschieden wurde, daß ein wesentlicher Teil des neu gewonnenen Geländes fest in deutscher Hand verblieb.

Die Franzosen richteten ihre Angriffe nun wieder gegen Thiaumont und den Chapitrewald. In größeren Gefechten am 9. September konnten sie wohl in einzelne Teile der deutschen Stellungen eindringen, wurden aber durch Gegenstoß sofort wieder geworfen und waren nun so erschöpft, daß es am folgenden Tage nur zu Artillerietätigkeit auf dem östlichen Maasufer kam.

In dem deutschen Tagesbericht über den 9. September wurde das Gebiet der Kämpfe um Verdun zum ersten Male als die „Front des deutschen Kronprinzen“ bezeichnet, während gleichzeitig für den Schauplatz an der Somme die Benennung „Front des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern“ eingeführt wurde und das flandrische Kriegsgebiet die Bezeichnung „Front des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg“ erhielt. Es war dies eine Begleiterscheinung der Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef. Überall an der Westfront, wo er und General Ludendorff sich zeigten, umbrauste sie begeisterter Jubel der Truppen, die aus dem Erscheinen der verehrten Führer neues Vertrauen auf die Zukunft schöpften.

Generalleutnant Hermann v. Stein, Führer eines Reservekorps an der Somme, erhielt den Orden Pour le Mérite.

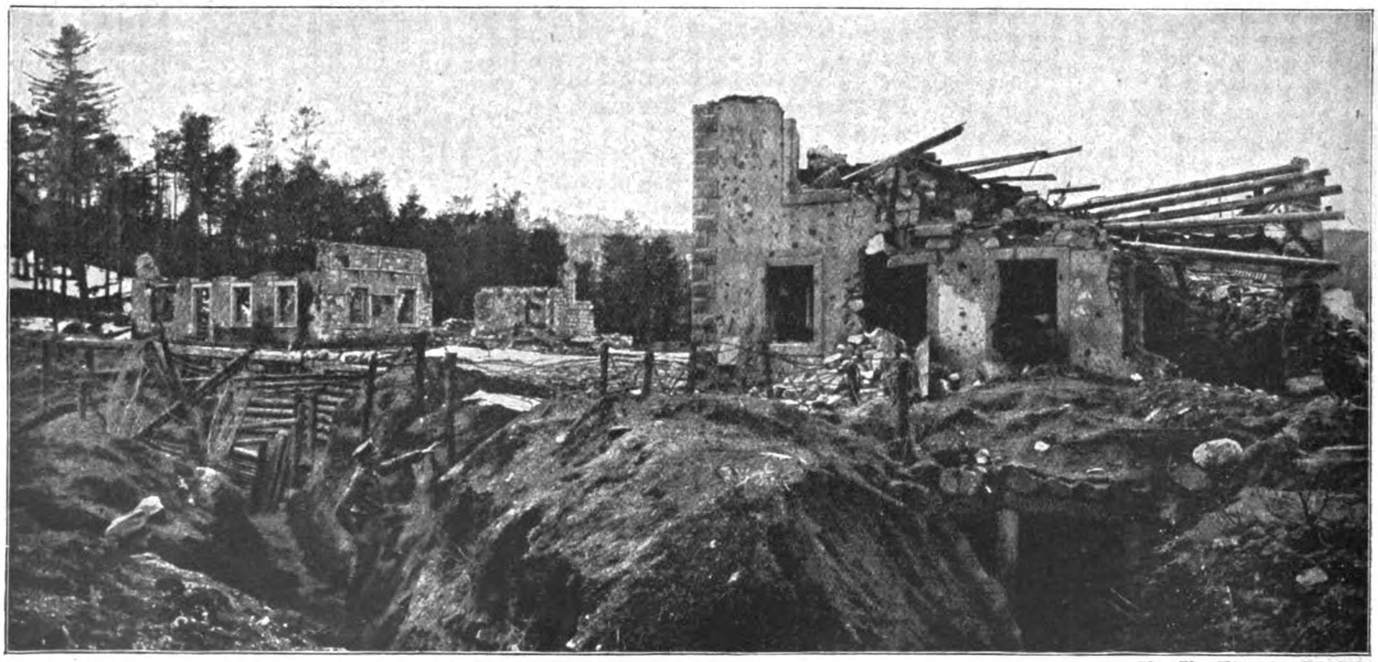
General v. Stein, der bei Beginn des Weltkrieges Generalquartiermeister war und dessen Namen seine knappen und doch inhaltreichen Generalstabsberichte schnell in Deutschland bekannt machten, wurde als Sohn eines Predigers 1854 in Wedderstedt geboren. Er trat 1873 in das Feld-Art.-Regt. Nr. 3 ein und kam 1896 als Major in den Großen Generalstab. 1910 wurde er unter Beförderung zum Generalmajor Oberquartiermeister und bald darauf Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie. Vor dem Kriege führte er die 41. Division. 1913 erhielt er den erblichen Adel.

Sehr lebhaft beschäftigte sich auch die Vierverbandspresse mit der Persönlichkeit Hindenburgs und seinen voraussichtlichen Plänen. Neben schweren Befürchtungen wurde gelegentlich auch der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß, zur Stärkung der Ostfront, im Westen eine Frontverkürzung durch Herausziehung deutscher Truppen aus Flandern und Nordfrankreich beabsichtigt sein könne. —

Glänzend waren in der Berichtszeit wieder die deutschen Fliegerleistungen. Fast jeder Tag brachte den verbündeten Gegnern an einer oder der anderen Stelle der ausgedehnten Front Verluste im L u f t k a m p f. Hauptmann Bölke konnte den 22. feindlichen Flieger abschießen. Neben ihm fanden auch die Leutnante Leffers, Fahlbusch und Rosencrantz Erwähnung im amtlichen Tagesbericht.

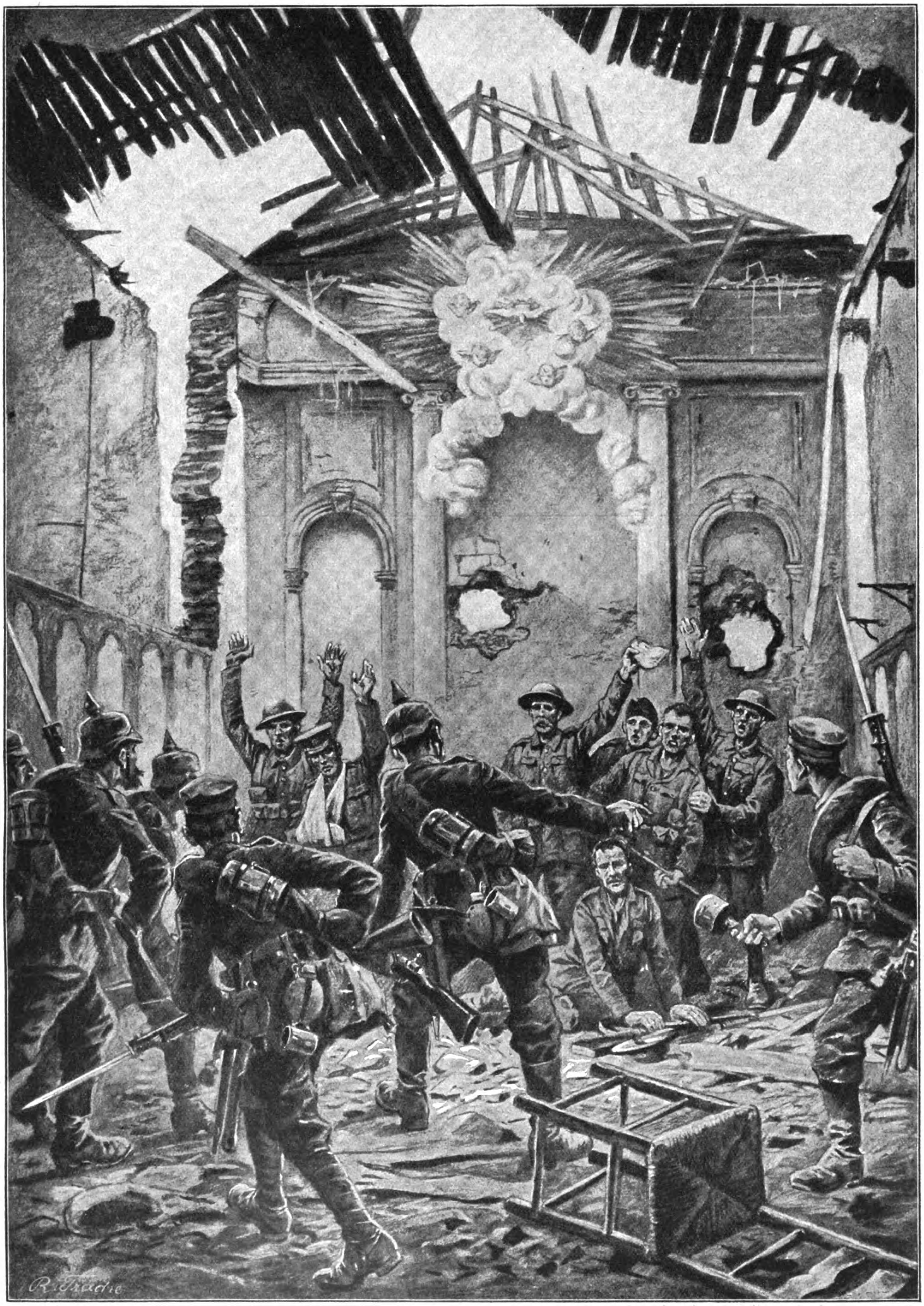
* * *

Im Kriege mit **England** kam es neben den Kämpfen zu Lande auch wieder zu einem schweren Angriff deutscher Luftschiffe, der in der Nacht zum 3. September gegen London, die befestigten Plätze Yarmouth und Harwich sowie gegen Fabrikanlagen von militärischer Bedeutung in den südöstlichen Grafschaften und am Humber gerichtet wurde. Es war nach englischem Eingeständnis der furchtbarste aller bisherigen Angriffe; die Zahl der beteiligten Luftschiffe wurde englischerseits auf dreizehn geschätzt. Von der Festung London — so wurde die mit Batterien gespickte Riesenstadt im amtlichen deutschen Bericht genannt — wurden in erster Linie die City, sodann der nördliche und der nordwestliche Teil vier Stunden lang schwer mit Bomben beworfen, deren Wirkung an zahlreichen Bränden und Einstürzen zu erkennen war. Auch in den Fabrik- und



Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Laufgräben zur vordersten Linie und unterirdische Stollen, die unter den Ruinen der Häuser hindurchführen. (Westlicher Kriegsschauplatz.)



Gefangennahme einer englischen Abteilung in einer Dorfkirche nördlich der Somme.

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Trache.

Phot. Carl Schaßmann, Potsdam.

Vorgehen deutscher Sturmtruppen beim Haumontwald vor Verdun.

Befestigungsanlagen von Norwich wurden starke Explosionen und ausgedehnte Großfeuer hervorgerufen. In Oxford, Harwich, Boston und am Humber richteten die Zeppeline an Scheinwerferanlagen, Batterien und Industrieanlagen große Zerstörungen und weithin sichtbare Brände an. In Yarmouth nahmen sie sich Flugstation und Gasanstalt zum Ziel; auch wurde hier eine Batterie gefechtsunbrauchbar gemacht. In den Militär- und Fabrikanlagen von Nottingham wurde ein Brand erzeugt, der 40 Seemeilen weit zu sehen war.

Die Engländer trafen gewaltige Abwehrmaßnahmen: die Luftschiffe wurden mit zahlreichen Leuchtraketen und Scheinwerfern beleuchtet; ununterbrochen donnerten Geschütze und Maschinengewehre. Diesen Bemühungen gelang es, eines der Luftschiffe herunterzuholen. Es stürzte brennend nieder, und die ganze Besatzung fand den Tod. Nach dem in einer englischen Zeitung erschienenen Bericht eines Augenzeugen schoß das Luftschiff mit dem Vordersteven zur Erde, wobei ein gewaltiger Knall hörbar wurde. Das Wrack brannte etwa anderthalb Stunden, während deren man fortwährend die Maschinengewehrpatronen platzen hörte. Von den Umstehenden wurde der Brand mit Wasser zu löschen gesucht. Die Leichen der Gefallenen konnten, soweit sie nicht verbrannt waren, erst spät in der Nacht geborgen werden. Einige englische Zeitungen verlangten, daß die Bestattung ohne militärische Ehren vorgenommen werden solle. Die Behörden hatten aber so viel Anstandsgefühl, dieser Anregung nicht stattzugeben. Am Tage nach dem Unfall fand eine wahre Völkerwanderung nach Enfield statt, wo das Luftschiff gestrandet war. Die Schaulustigen bekamen jedoch von den Resten des Luftschiffes und der Stätte des Unfalls fast nichts zu sehen.

Die englische Regierung war noch mehr als früher bemüht, die Folgen des schweren Angriffs geheim zu halten und ihn als mißlungen hinzustellen. Gleichwohl wurde es der Öffentlichkeit bekannt, daß die großen Munitionsfabriken in Chatham, Hull, Dundee und Brighton von der englischen Ostküste, dem häufigsten Ziele der deutschen Luftangriffe, nach der Westküste verlegt werden sollten. Auf diese Maßnahme wäre die englische Regierung nicht verfallen, wenn sie ihr nicht durch die angerichteten Schäden und durch das Verlangen der Arbeiterschaft, die sich ständiger Lebensgefahr ausgesetzt sah, aufgezwungen worden wäre.

Über die in England herrschende Stimmung erfuhr man manches auch aus Briefen, die in Deutschland befindliche englische Gefangene aus der Heimat erhielten. Es hieß da unter anderem: „Infolge der Luftangriffe herrscht hier an der Ostküste eine fortwährende Aufregung. Wir sind des Krieges müde geworden. Eine ganze Anzahl der besser gestellten Familien ist an die Westküste gezogen. Auch geschäftlich ist hier nichts mehr zu holen.“ Von der Zukunft befürchtete man noch Schlimmeres, und selbst Churchill gab zu, daß er sich die Abwehr der Zeppeline, über die er die englischen Flugzeuge wie einen dichten Hornissenschwarm herfallen lassen wollte, zu einfach vorgestellt hatte. — Solchen Zeugnissen gegenüber mußten alle amtlichen Beschönigungsversuche versagen.

Auch im Kampfe gegen die deutschen Unterseeboote stellten sich die angestrebten Erfolge nicht ein. An 3000 Fischerfahrzeuge mit einer Gesamtbesatzung von wenigstens 100 000 Mann waren gegen diese gefürchtete deutsche Waffe zusammengebracht worden, die im Verein mit kleinen raschen Motorbooten Jagd auf U-Boote machen sollten. Da diese aber fortfuhren, zu mehreren auf einmal aufzutreten, so ernteten die Engländer nur Mißerfolge und mußten ihre kleinen Fahrzeuge zu Dutzenden untergehen sehen, so daß einzelne Besatzungen sich schließlich sogar weigerten, in See zu stechen. Die Zahl der versenkten englischen Handelschiffe nahm wieder beträchtlich zu.

* * *

Auf dem neu hinzugekommenen **Balkan**schauplatz, dem rumänischen (siehe Bild Seite 276), hatten die Rumänen in den ersten Tagen infolge des planmäßigen Ausweichens der österreichisch-ungarischen Truppen an der siebenbürgischen Grenze (siehe Bild Seite 279) billige Lorbeeren geerntet. Auf den Höhen südlich von Kronstadt (ungarisch Brasso) hatte zwar am 29. August das tapfere Szekler Infanterieregiment Nr. 82 rumänische Aufklärungstruppen blutig zurückgewiesen (siehe Bild Seite 277), die Besetzung der Stadt konnte es jedoch, wie auf Seite 256 bereits geschildert, nicht hindern. Der Einbruch in Siebenbürgen hatte den Rumänen gelingen können, weil man nicht auf die bloße Möglichkeit rumänischer Treulosigkeit hin größere Truppenmassen festlegen wollte, was wohl Rußlands, aber nicht Österreich-Ungarns Interesse entsprochen hätte. In einem anderen Abschnitt wandte sich dagegen das Blatt sehr bald zugunsten der Mittelmächte: an der rumänischen Südgrenze. Hier trennt auf einer langen Strecke die Donau Bulgarien und Rumänien. Das bulgarische, rechte, Ufer überhöht das rumänische, ein Vorteil beim Angriff, dem anderseits der Umstand entgegensteht, daß große Teile des rumänischen Donauufers versumpft sind.

In Würdigung dieser natürlichen Verhältnisse hatten

Bulgaren und Deutsche für ihren Angriff den Teil der Grenze gewählt, der nicht mehr der Donau folgt, sondern etwa zwischen Rustschuk und Warna in südöstlicher Richtung nach dem Schwarzen Meere verläuft (siehe die Karte Seite 258). Auf rumänischer Seite liegt hier die Dobrudscha, in die die Verbündeten kurz nach der bulgarischen Kriegserklärung an Rumänien einrückten. Die Grenzdeckungstruppen mußten sofort unter starken Verlusten zurückgehen. Der südliche Teil der Dobrudscha war den Bulgaren 1913 von den Rumänen entrissen worden und von diesen bei einem etwaigen Kriege mit Bulgarien als Aufmarschgebiet vorgesehen. Von Vorteil konnte ihnen dieses Gelände aber nur sein, wenn sie dem Gegner zuvorkamen und den Krieg auf bulgarisches Gebiet hinüberspielten. Durch rasches Handeln der Bulgaren und Deutschen war es anders gekommen und die ganze Dobrudschagrenze weit früher, als sich erwarten ließ, von diesen überschritten.

Für den Vierverband war dies eine peinliche Überraschung, zumal nach den anfänglichen rumänischen „Siegen" an der Grenze Siebenbürgens, die in Ungarn bei Volk und Parlament eine gewaltige Erregung hervorgerufen hatten und darum bedeutender erschienen, als ihnen nach ihrer militärischen Wichtigkeit zukam. Daß die Bulgaren so kurze Zeit nach ihren letzten Erfolgen im Raume von Saloniki (siehe Seite 220) schon wieder zu neuen Schlägen würden ausholen können, das hatte man in den Kreisen des Vierverbandes offenbar nicht für möglich gehalten.

Nun standen die verbündeten Bulgaren und Deutschen in der Dobrudscha, und es galt, sich ihrem weiteren Vorrücken entgegenzustemmen. Die Rumänen hofften, daß dies den starken Kräften, die sich im Brückenkopf von Tutrakan am südlichen Donauufer versammelt hatten, gelingen werde. Dieser erst 1913 rumänisch gewordene Platz, bis dahin ein Fischerstädtchen, war rasch zu einer starken Festung ausgebaut worden. Der Verbindung mit der Landeshauptstadt, dem ebenfalls stark befestigten Bukarest, diente eine vom nördlichen Donauufer ausgehende, 60 Kilometer lange Eisenbahn, auf der mit Leichtigkeit Truppen und Kriegsgerät herbeigeschafft werden konnten, während der Schutz des befestigten Brückenkopfs Tutrakan deren sichere Beförderung auf das Südufer ermöglichte.

Ein weiteres Vordringen in der Dobrudscha war ohne die Überwindung Tutrakans nicht denkbar und diese daher das nächste Ziel der Verbündeten. Wie sicher sie auf dessen rasche Erreichung rechneten, ließ sich daran ermessen, daß ihre Mitte und ihr rechter Flügel schon Fühlung mit den Russen im Raume von Dobric genommen hatten. Bereits am 5. September glückte es, sieben Werke von Tutrakan einzunehmen. Damit war der Fall des Platzes nach den im Weltkrieg bisher gemachten Erfahrungen besiegelt. Schon am 6. September zwischen zwei und drei Uhr nachmittags erlag die Festung dem glänzend durchgeführten bulgarisch-deutschen Angriff (siehe die Kunstbeilage). Im nahen Bukarest ahnte man noch nichts, sondern wiegte sich, verleitet durch den irreführenden amtlichen Bericht über den voraufgegangenen Tag, in Siegeshoffnungen; in der deutlich vernehmbaren Kanonade vor Tutrakan glaubte man Salutschüsse zu hören!

Den Siegern mußten sich von der Besatzung Tutrakans die Infanterieregimenter Nr. 34, 35, 36, 40, 74, 79, 80, 84, zwei Bataillone des Gendarmenregiments, das 5. Haubitzen- und das 3. schwere Artillerieregiment ergeben. Die gesamte Festungsartillerie von über 100 neuen Geschützen, zahlreiche Gewehre, reichliche Munition, zwei Fahnen und viel anderes Kriegsgerät wurden erbeutet. An unverwundeten Gefangenen wurden gezählt 400 Offiziere, darunter 3 Brigadegenerale, und 21 000 Mann. Außerordentlich groß waren auch die blutigen Verluste der Rumänen. Eine Streitmacht von mindestens 80 000 Mann, also weit über ein Zehntel der Truppen, die Rumänien äußerstenfalls überhaupt ins Feld stellen konnte, war erledigt.

Viele rumänische Soldaten hatten auch auf der Flucht über die $1^1/_2$ Kilometer breite Donau — eine Brücke war nicht vorhanden und an die Benutzung von Schiffen nicht zu denken — den Tod in den Wellen gefunden. Anderen gelang es, das linke Ufer zu gewinnen. Durch sie wurde die Kunde von dem Unglück nach Bukarest getragen, wo die Stimmung alsbald gründlich umschlug. Eine Massenflucht der Bevölkerung begann, da man bestimmt annahm, daß

Vorfahrende Munitionskolonne einer schweren Batterie vor Verdun.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich-München.

binnen kurzem die Umgebung der Hauptstadt zum Schauplatz der Kämpfe werden würde. Auch die Regierung verlegte ihren Sitz und verstärkte damit nur die Abwanderung der in Angst versetzten Bewohner Bukarests.

Der amtliche rumänische Bericht meldete kurz den Fall Tutrakans, die Russen versuchten ihn als geplanten „strategischen Rückzug" auszulegen, die Franzosen trösteten sich mit dem „Schicksal aller befestigten Plätze", sich im modernen Kriege nicht halten zu können, und auch die Engländer brachten nur wohlfeile Redensarten vor. Anders die Neutralen. Deren Presse und namentlich die neutralen Militärkritiker ließen deutlich erkennen, daß die bulgarisch-deutsche Waffentat großen Eindruck auf sie machte.

Nach der Eroberung von Tutrakan rückten die siegreichen Verbündeten unaufhaltsam weiter vor und brachten am 9. September auch die Festung Silistria zu Fall. Damit war den Rumänen eine zweite wichtige, wenn auch weniger starke Übergangstelle über die Donau verloren gegangen und zugleich der ganze den Bulgaren 1913 entrissene südliche Teil der Dobrudscha in deren Hand zurückgefallen.

Während dieser staunenerregenden Erfolge des linken Flügels der Bulgaren und Deutschen waren auch ihre Mitte und ihr rechter Flügel nicht müßig gewesen: es gelang ihnen in mehrfachen schweren Zusammenstößen seit dem 5. September im Raume nördlich Dobric größere rumänisch-russische Verbände siegreich abzuweisen. Auch türkische Kräfte beteiligten sich mit Auszeichnung an den Kämpfen in diesem Abschnitt.

Deutsche Seeflugzeuge und Zeppeline hatten ebenfalls erfolgreichen Anteil an den Ereignissen auf dem rumänischen Schauplatz. Wiederholt erschienen Luftschiffe über Bukarest, wo sie militärischen Anlagen und wichtigen Gebäuden durch Bombentreffer empfindlichen Schaden zufügten. Seeflugzeuge vernichteten die Hafenanlagen in Constanza, der wichtigsten rumänischen Hafenstadt (siehe Bild Seite 278), und erzielten auch auf den dort ankernden russischen Handels- und Kriegsfahrzeugen Treffer. Vor Mangalia, einer weiter südlich gelegenen rumänischen Hafenstadt, erschien ein deutsches U-Boot und bewarf Stadt und Hafenanlagen erfolgreich mit Granaten.

Die raschen Fortschritte des Vierbundes erregten in Paris und London lebhafte Bestürzung. Um so lauter erklang der Ruf nach stärkerer Betätigung des Generals Sarrail, dem man an allem Balkanunglück schuld gab, weil er nicht rechtzeitig gehandelt habe und auch jetzt noch zögere. —

Daß Sarrail in anderer Weise, nämlich in Rücksichtslosigkeiten gegen Griechenland, eine desto regere Tätigkeit entfaltet hatte, schien man nicht länger als Ersatz für seine mangelnden kriegerischen Leistungen gelten lassen zu wollen. Trotz aller Drangsalierung des unglücklichen Landes war es aber immer noch nicht gelungen, es so zu knebeln, daß es nur noch ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Vierverbandes gewesen wäre. Und wie gegen ihn, wehrte sich Griechenland immer noch gegen Venizelos, der es mit allen Mitteln in den Krieg treiben wollte. Zunächst glückte es ihm, am 12. September den Rücktritt des Kabinetts Zaimis zu erzwingen, wozu ihm ein von ihm selbst angestifteter Anschlag — er bestand lediglich in einigen blinden Revolverschüssen vor dem Beratungshause der Vierverbandsgesandten — die Handhabe bot.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Bulgarisches Feldlager im Gelände von Tutrakan in der Dobrudscha.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Seestrategie und Seetaktik.

Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

3.

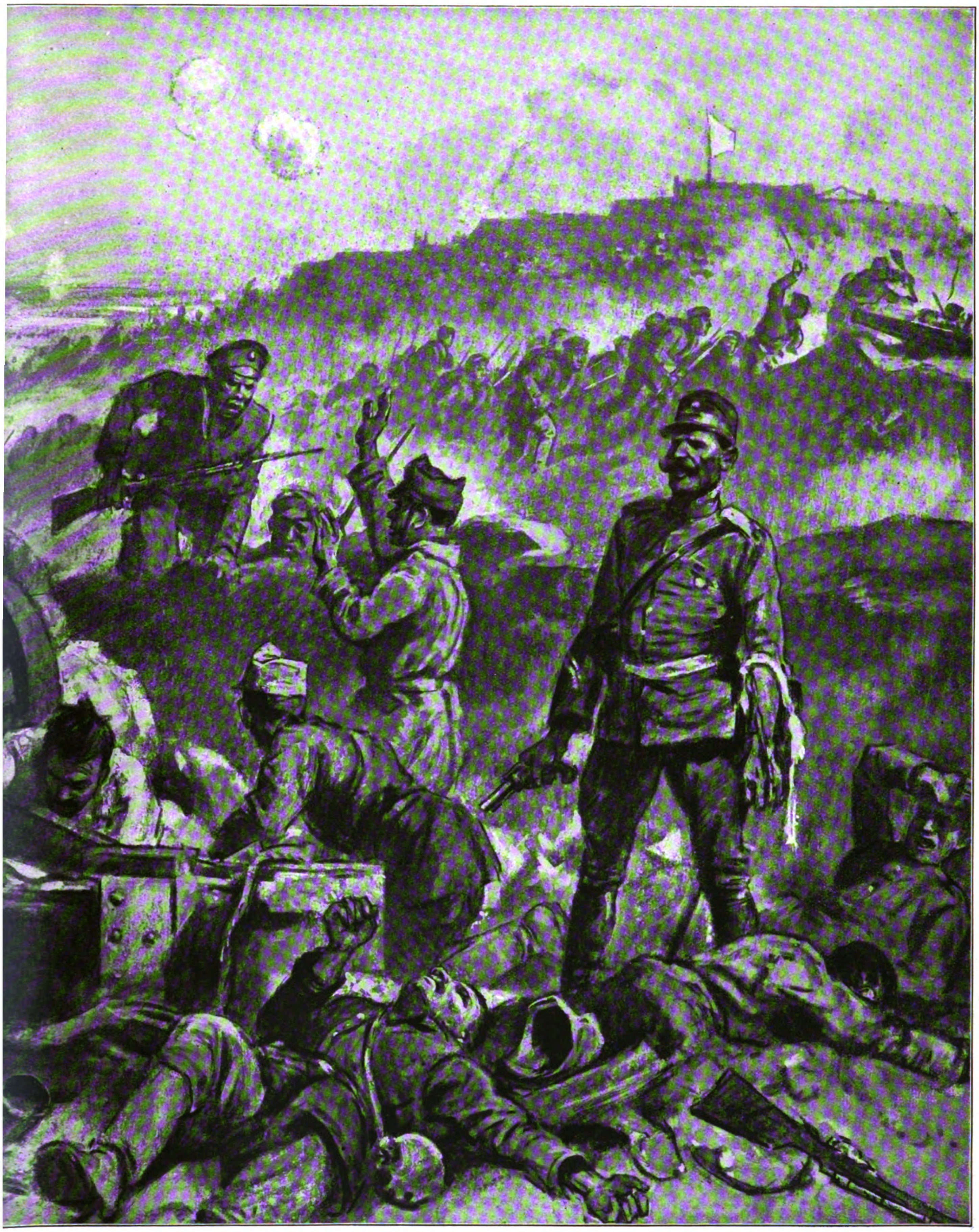
(Hierzu die Skizze Seite 263.)

Muß in der Schlacht eine neue — vielleicht entgegengesetzte — Richtung eingeschlagen werden, so hat für eine Schlachtlinie die Wendung den Vorteil, daß alle Schiffe das Schußfeld nach dem Feinde frei behalten. Bei der Schwenkung dagegen werden sich Teile der Linie gegenseitig maskieren (Skizze 4 auf Seite 263) und dadurch im Schießen behindern. Zwar können bei großer Entfernung die Schiffe, deren Feuer durch dazwischenliegende der eigenen Partei maskiert ist, über die anderen wegschießen, aber das Ziel wird durch Pulverdampf, den Rauch der Schornsteine und die Rumpfe der Schiffe zeitweise verdeckt werden. Während der Drehung eines Schiffes fällt dessen Feuerwirkung praktisch aus. Ob eine Flotte nun wendet oder schwenkt, so wird doch jedes der Schiffe diese Periode durchzumachen haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß bei der Wendung das Feuer der ganzen Linie ausfällt, bei der Schwenkung dagegen nur geschwächt wird. Letzteres ist unzweifelhaft ein Vorteil, der aber den anderen nicht aufwiegt, der darin liegt, daß die Feuerkraft der wendenden Linie sofort nach

Die siegreichen bulgarischen und deutschen Truppen in der Dobrudscha ne

Nach einer Originalzei

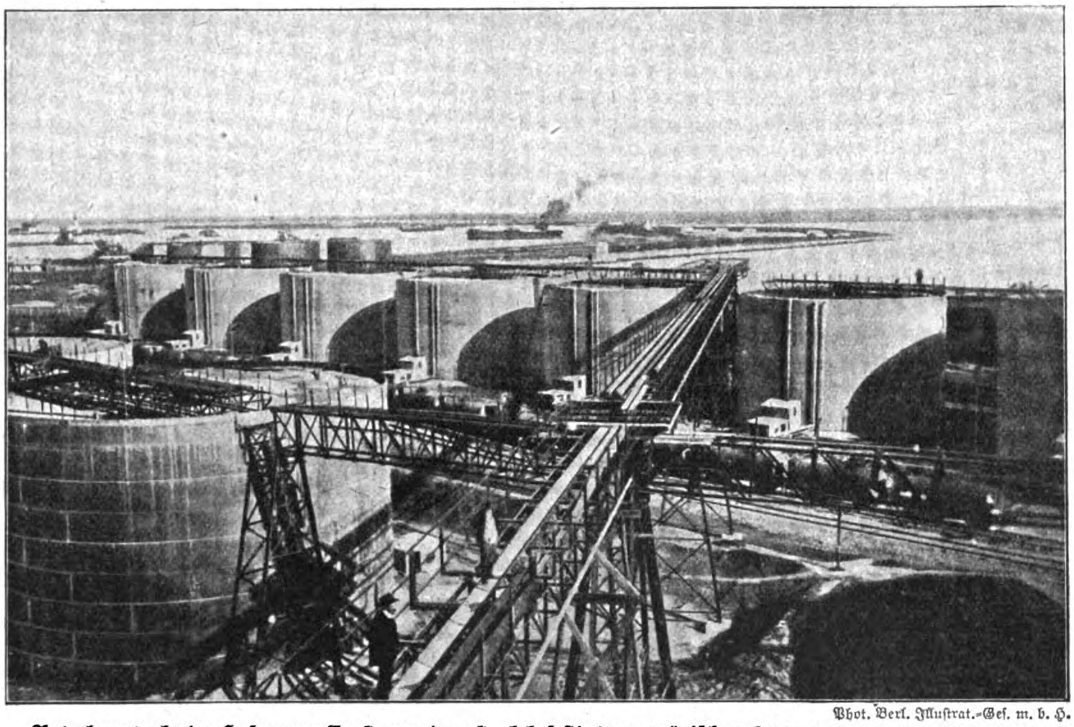
UNIV. OF MICH.



nen den stark befestigten Platz Tutrakan im Sturm (6. September 1916).
nung von Max Tilke.

UNIV. OF MICH.

Das Szekler Infanterieregiment Nr. 82 in erfolgreichem Kampfe mit rumänischen Aufklärungsabteilungen südlich Kronstadt.
Im Hintergrund Ansicht der Stadt Kronstadt (ungarisch Brasso).
Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Petroleumtanks im Hafen von Constanza, dem stark befestigten rumänischen Kriegshafen an der Küste des Schwarzen Meeres, der bereits mehrfach von deutschen Luftstreitkräften beschossen wurde.

umsichtige Leitung Rücksicht zu nehmen haben, indem sie eine entsprechende Anfangstellung zu gewinnen trachtet.

Welche Form der Admiral wählt, ist abhängig von der des Gegners und der Richtung, in der er steht. Liegt er vor der eigenen Flotte, so kann sich letztere zum Beispiel ihm nicht in Kiellinie nähern, denn sie würde sich der Gefahr aussetzen, von vorne bestrichen zu werden (Skizze 5), und wäre selbst nur imstande, die Artillerie ihres Spitzenschiffs ins Gefecht zu bringen. Es würde deshalb entweder eine Staffel oder die Dwarslinie geboten sein.

In der Seeschlacht großen Stils wird der eigentliche Kampf von den schweren Schiffen geführt. Die kleinen Kreuzer und Torpedofahrzeuge befinden sich auf der dem Feinde abgekehrten Seite der Linie — im Feuerlee — in Bereitschaftstellung. Von dort aus werden sie zu Angriffen oder zu Gegenangriffen auf vorbrechende feindliche leichte Streitkräfte angesetzt.

Ausführung des Manövers wieder in voller Wucht einsetzt, da sie nicht durch maskierende Schiffe ungünstig beeinflußt wird. Eine Flotte, die viele Treffer erhält, kann versuchen, den Gegner dadurch zu neuem Einschießen zu zwingen, daß sie „abstaffelt", das heißt, sich seitwärts zieht, sei es nach dem Feinde hin, sei es von ihm fort. In ersterem Falle wird der Gegner dann Weitschüsse feststellen, in letzterem Kurzschüsse.

Ein schnellerer Verband kann versuchen, soweit nach vorwärts vom Feinde zu gelangen, daß er imstande ist, vor der Linie des Gegners vorüberzufahren. Gelingt das, so kommt die der Länge nach beschossene Linie in ernsten Nachteil (Skizze 5). Alle Schiffe der Linie A werden der Reihe nach auf das feindliche Spitzenschiff feuern; und jeder Schuß, der nicht zu kurz geht, hat Aussicht, wenn nicht a, so doch b, c oder d zu treffen. Alle Schiffe der Linie A wirken auf dieselbe Entfernung wie B a, während B b, B c und B d weiter zurückstehen und deren Artillerie deshalb weniger wirksam sein wird. Die Engländer nennen dieses Manöver „Crossing the T", „den Strich über das T ziehen". Die Abwehr besteht darin, daß die Linie B rechtzeitig in gleichem Sinne schwenkt wie die des Gegners (Skizze 10).

Von Wichtigkeit ist ferner die Geschlossenheit der Linie. Skizze 9 läßt erkennen, daß eine eng hintereinander fahrende Linie imstande ist, ihr Feuer gegen einzelne Punkte einer loseren Linie zusammenzufassen und dadurch diese Stellen schneller niederzukämpfen.

Die Wirksamkeit der Artillerie wird beeinflußt durch die Beleuchtung. Es ist für einen Schützen leichter, Treffer zu erschießen, wenn er die Sonne im Rücken hat, als wenn er durch sie und den von ihr auf das Wasser geworfenen Reflex geblendet ist. Außerdem bedeutet die im Rücken stehende Sonne gleichzeitig, daß das Ziel dann von ihr hell beleuchtet sein muß. Während der Dämmerung, vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, wird sich ein Schiff gegen den hellen Horizont besser abheben. Bei zerstreutem Lichte, wie es bei bewölktem Himmel in Frage kommt, fallen derartige Vor- oder Nachteile weg.

Ein anderer Umstand, der geeignet ist, die Beschießung zu beeinflussen, ist die Windrichtung. Beim Abfeuern der schweren Geschütze werden trotz rauchlosen Pulvers dichte Dampfwolken entwickelt. Diese zerfließen an der vom Winde getroffenen, der Luvseite, schnell, hängen aber erstaunlich lange an der entgegengesetzten, der Leeseite, hinter dem Rumpf und dessen Aufbauten. Dadurch wird die Aussicht nach Lee hin verschleiert. Der Richtkanonier muß aber natürlich das Ziel sehen können, das er treffen soll. Es ist demnach für ihn leichter, ein luvwärts stehendes Ziel zu beschießen als ein in Lee befindliches. Darauf wird eine

Es war von der Abwehr des „T-Strichs" die Rede; es sei an einem zweiten Beispiel gezeigt, wie ein anders gearteter Angriff abgewiesen werden kann (Skizze 6). Die Linie A sei schneller als B. A läuft von hinten auf und bedroht B's Schlußschiff damit, daß es, bis beide Linien querab voneinander sein werden, nacheinander das Feuer aller A-Schiffe erhalten wird. Später droht B 3, dann B 2 und schließlich B 1 dieselbe Gefahr. Es steht also ein Aufrollen der Linie B von hinten in Aussicht. Die Abwehr besteht darin, daß B Staffeln 4 Strich rechts voraus von B 4 bildet (Skizze 7). Damit befinden sich alle B-Schiffe gleichweit von A 1; A 2 bis A 4 stehen weiter ab. Es ist damit eine Konzentration von B gegen A's Spitze geschaffen, die zur Folge haben muß, daß, wenn A seinen Angriff fortsetzt, zuerst A 1, dann A 2 und so weiter gegen die gesamte B-Linie zu kämpfen haben werden, während die weiter rückwärts stehenden Schiffe von A nicht so wirkungsvoll eingreifen können, weil sie auf größere Entfernung feuern.

Alle diese taktischen Fragen beherrscht der Admiral und wird sich in blitzschnellem Entschlusse für dieses oder jenes entscheiden müssen.

Es darf dabei nicht aus den Augen gelassen werden, daß der Leiter einer Flotte sich nicht, wie der Feldherr, in verhältnismäßiger Sicherheit und unbeeinflußt durch die Vorgänge und erschütternden Eindrücke des Gefechts ein paar Meilen hinter der Front befindet. Im Gegenteil; die Flaggschiffe werden vom Gegner ganz besonders aufs Korn genommen; und wenn der Flottenchef in einer großen Schlacht die Übersicht behalten will, so wird er sogar auf den Schutz des Kommandoturms verzichten müssen. Admiral Scheer hat die deutsche Flotte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak von der oberen Kommandobrücke seines Flaggschiffs aus geleitet.

Die Konzentration des feindlichen Feuers trat in der „größten Seeschlacht aller Zeiten" auch dadurch in die Erscheinung, daß das Flaggschiff des Führers der deutschen Aufklärungsflotte, der Schlachtkreuzer „Lützow", gefechtsunfähig wurde. Im schwersten feindlichen Feuer mußte Admiral Hipper sich durch ein Torpedoboot auf ein anderes Schiff bringen lassen. Und ebenso ist es am 24. Januar 1915 dem britischen Admiral Beatty gegangen.

Die Befehle des Führers werden durch Flaggen- oder Winksignale und Funkspruch übermittelt.

In der Seeschlacht muß alles zusammenwirken, um den Sieg zu erringen: gutes, zuverlässiges Material, tadellose

Schulung der Besatzungen, ein alle beseelender Geist, der über die Schrecknisse der furchtbaren Eindrücke einer Seeschlacht hinweghilft, und eine geniale Leitung von oben her. Das war bei unseren Gegnern am 31. Mai vorhanden, aber auf deutscher Seite von allem so viel mehr, daß dieses Mehr hinreichte, um den Erfolg für unsere herrlichen Seeleute zu sichern, daß der Feind an Schiffen und Menschen das Vierfache von dem verlor, was der Kampf der deutschen Flotte gekostet hat. Die Verluste auf britischer Seite an Tonnage sind größer, als die gesamte österreichisch-ungarische Flotte aufzuweisen hat. Nach dem zweiten Kriegsjahr belief sich der Verlust der britischen Flotte auf rund 600 000 Tonnen; das ist mehr als ein Viertel des Gehalts derselben bei Beginn des Weltkriegs.

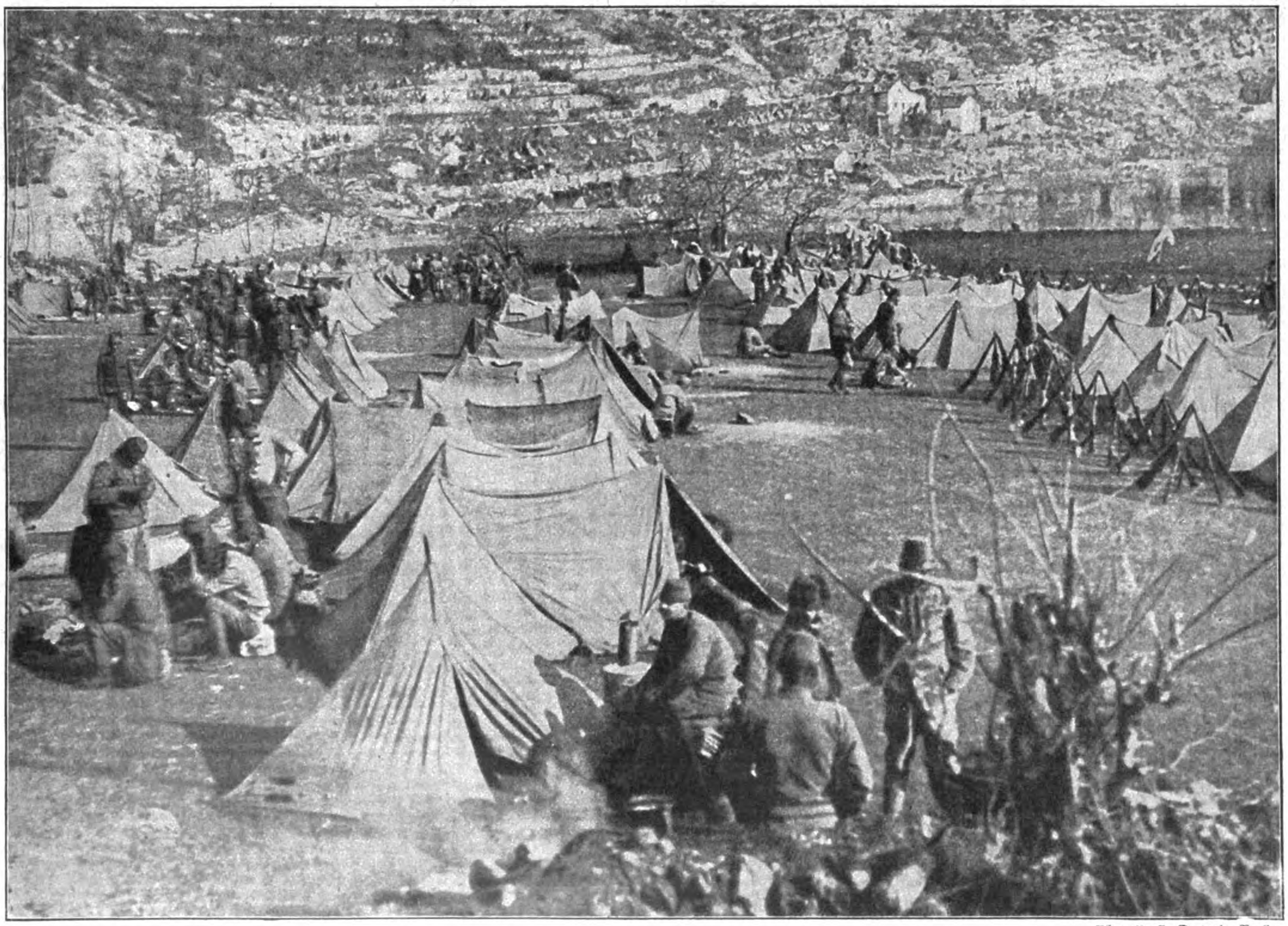
Beschießung deutscher Stellungen an der asiatischen Küste der Dardanellen.

(Hierzu das Bild Seite 280/281.)

Seitdem Engländer und Franzosen, die Zwecklosigkeit ihrer fast ein ganzes Jahr hindurch mit einer geradezu unglaublichen Verschwendung von Munition und mit rücksichtsloser Aufopferung ihres Menschenmaterials unternommenen Angriffe gegen die türkischen Höhenstellungen auf Gallipoli einsehend, sich im Dezember 1915 zur Räumung der mit ihrem Blut getränkten Halbinsel entschlossen und die ungestüm nachdrängenden Türken wieder das ganze, während der erbitterten Schlachten des vorhergehenden Jahres verlorene Gelände besetzt hatten, ist es auf diesem Kriegschauplatz verhältnismäßig ruhig geblieben. Die Vierverbandsmächte verzichteten offenbar auf eine Wiederholung des in so stolzer Zuversicht unternommenen Gallipoliabenteuers, das ihnen keinen Erfolg, sondern nur schwere und verlustreiche Niederlagen gebracht hatte. Die vereinigte englisch-französische Flotte, die sich unter brutaler Mißachtung der griechischen Neutralität in den Häfen von Thasos und Mitylene sowie in Saloniki festsetzte, beschränkte sich darauf, hin und wieder in achtungsvoller Entfernung von der Küste zu erscheinen und aus weittragenden Schiffsgeschützen die Trümmer der bereits im Frühjahr 1915 zusammengeschossenen äußeren Forts wie auch die neuerrichteten türkischen Strandbatterien mit einem Hagel von Geschossen aller Kaliber zu überschütten, die jedoch zum größten Teil ihr Ziel verfehlten und aufs Wasser niedergingen.

Eigentliche Landungsversuche wurden ebenfalls nicht mehr unternommen; nur brachten die Engländer bisweilen unter dem Schutze ihrer Schiffsgeschütze und begleitet von Torpedobooten und Kreuzern kleinere Transportschiffe in die Nähe der Küste, um mit Minen und Handgranaten ausgerüstete Soldatenabteilungen ans Land zu setzen, die die türkischen Stellungen überrumpeln und vernichten sollten. Alle diese Versuche scheiterten indes an der Wachsamkeit der Verteidiger, deren wirksames Sperrfeuer den Feind vernichtete, bevor er noch seinen Fuß aufs Land setzen konnte.

Die türkischen Batterien, die meist aus schweren österreichisch-ungarischen Mörsern und weittragenden deutschen Kruppgeschützen bestehen, beschränkten sich indes keineswegs auf die Abwehr feindlicher Angriffe und Landungsversuche, sondern rückten dem Gegner in kräftigen Angriffen auf den Leib und machten ihm den Aufenthalt auf den benachbarten Inseln so unangenehm wie möglich. So war es einer deutsch-türkischen Batterie auf der Südspitze Gallipolis, zwischen Kap Helles und Sed ul Bahr, am 26. Mai 1916 gelungen, durch mehrere Volltreffer die auf der Insel Tenedos und der davor liegenden „Kanincheninsel" befindliche englische Fliegerstation zu zerstören. Diese Schlappe muß die Engländer, deren Flieger fast täglich über Gallipoli, der Dardanellenstraße und der kleinasiatischen Küste kreuzten, nicht wenig in Wut und Zorn versetzt haben, denn nach zwei Tagen erschien bereits die gesamte englisch-französische Mittelmeerflotte vor Sed ul Bahr, um Rache an den verhaßten Türken zu nehmen. Da sich die Schiffe jedoch durchschnittlich 18—20 Kilometer weit vom Lande entfernt hielten, so konnte die mächtige Beschießung den türkischen Stellungen fast gar keinen Schaden zufügen: die Mehrzahl der Geschosse fiel aufs Wasser nieder. Natürlich konnten anderseits auch die deutschen und türkischen Batterien das Feuer des Feindes nicht erwidern, da ihre Geschütze die auf hoher See kreuzenden Kriegschiffe nicht



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Zeltlager österreichisch-ungarischer Truppen an der siebenbürgisch-rumänischen Grenze.

Gebirge ↓ Ida. Ruinen von Troja, ↓ davor die trojanische Ebene. Mündung ↓ des Skamandros. Fort ↓ Kum Kalesi. Die kleine zerschossene ↓

Asiatische Küste. →
Eingang → in die Dardanellen.

Das zerstörte Fort ↑ Sed ul Bahr (Schlüssel des Meeres).
Das in früheren Kämpfen ↑ zerschossene Dorf Sed ul Bahr. Deutsche Offiziere ↑ beobachten die englischen Schiffe.

Beschießung deutscher Stellungen an der asiatischen Küste

Nach einer während der Beschießung gefertigten Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. B

Nachdem am 26. Mai 1916 eine deutsch-türkische Batterie die auf der Insel Tenedos und der davor liegenden Kanin meerflotte, um Rache zu nehmen. Trotz des heftigen Feuers entstand wenig militärischer Schaden, da die Schiffe aus

Jenişehir. Insel Tenedos, ↓ rechts davor Kanincheninsel.

↑ (XX) ↑ (X) ↑ (XX)
Englischer Kreuzer (X) und englische Transportdampfer (XX), die bei einem Landungsversuch durch türkisches Feuer vernichtet wurden.
Türkische Batterie, ↑ die zeitweise in den Besitz der Engländer gekommen war, aber wieder zurückerobert wurde.

Dardanellen durch die englisch-französische Mittelmeerflotte.

. (Eine Kopie des Bildes befindet sich im Besitz des 1. Adjutanten des türkischen Kriegsministers.)

sel befindliche englische Fliegerstation zerstört hatte, erschien zwei Tage darauf die gesamte englisch-französische Mittel-
Entfernung von 18—20 Kilometern schossen. Aus demselben Grunde konnten die Landbatterien das Feuer nicht erwidern.

erreicht hätten. So mußten sie denn dem Kampf als bloße Zuschauer beiwohnen, und die deutschen und türkischen Offiziere konnten mit Feldstecher und Scherenfernrohr den tobenden Feind beobachten.

Kriegsmaler Hugo L. Braune befand sich damals gerade auf Gallipoli und hatte somit Gelegenheit, den Kampf, dessen Augenzeuge er von der vordersten türkischen Stellung aus war, sogleich mit dem Stift festzuhalten. Unser Bild ist von der Südspitze der Halbinsel Gallipoli aus aufgenommen und gibt einen klaren Überblick über das Kampfgelände an der europäischen und asiatischen Küste. Im Vordergrunde, links von dem Schützengraben, sehen wir auf dem sanft ansteigenden baumlosen Strande die spärlichen Überreste des Dorfes Sed ul Bahr, das bereits im Frühjahr 1915 zerstört wurde, und dahinter, von einigen sturm- und wettergebeugten Pinien überragt, die Ruinen des alten, noch von Sultan Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, angelegten Forts Sed ul Bahr. Es verteidigte die äußerste Einfahrt zu den Dardanellen, konnte aber, weil es gegen das Meer vorgeschoben lag und seine alten Mauern den heutigen Geschossen nicht mehr Widerstand leisteten, schon in kurzer Zeit von den englischen und französischen Schiffsgeschützen zum Schweigen gebracht und in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt werden.

Auf der rechten Seite des Bildes ist eine türkische Strandbatterie eingebaut, die vorübergehend von den Engländern besetzt war, später aber von den Türken wieder zurückerobert wurde. Davor sehen wir, im Sande festgefahren, die Wracks eines englischen Kreuzers und zweier Transportdampfer, die bei einem Landungsversuch von den Türken in den Grund gebohrt wurden und jetzt von den in ihrer Nähe einschlagenden feindlichen Geschossen vollends zerstört werden. Im Hintergrunde, in südöstlicher Richtung, dehnt sich das Ägäische Meer aus; am Horizont ragt der massive Bergkegel der Insel Tenedos empor, und davor erkennt man den hellen Strand der Kanincheninsel. Dort befand sich die von der türkischen Artillerie zerstörte englische Fliegerstation. Zu beiden Seiten der Inseln kreuzen die feindlichen Flotten.

In östlicher Richtung taucht die helle, kreidefarbene Küste Kleinasiens auf, auf deren höchster Erhebung, unmittelbar über dem vordersten zerstörten Dampfer sich die Ruinen der kleinen, gleichfalls vom Feind zusammengeschossenen Stadt Jenischeher befinden. Weiter nach Norden gehend und uns der Einfahrt in die Dardanellenstraße nähernd, die noch in der linken Ecke vor dem trotzigen Idagebirge, auf dem einst Paris seine Herden weidete, sichtbar ist, sehen wir, völlig in den Rauch krepierender Geschosse gehüllt, das Sed ul Bahr gerade gegenüberliegende Fort Kum Kalesi und links davon die silberhelle Mündung des Skamandros, an dessen rechtem Ufer sich auf den ansteigenden Höhen das Ruinenfeld des Homerischen Troja befindet, dessen Helden der Donner der Geschütze nach vieltausendjähriger Ruhe so unsanft aus ihren schuttbedeckten und grasüberwachsenen Gräbern geschreckt hat.

Phot. Photo-Bericht, München.

Mit Hopfen geschmückte französische Kriegsgefangene, die bei der Hopfenernte in der Holledau, dem hopfenreichsten Teile Bayerns, tätig sind und denen diese Beschäftigung eine angenehme Abwechslung in ihrer Kriegsgefangenschaft bietet.

Das Ringen um Görz.

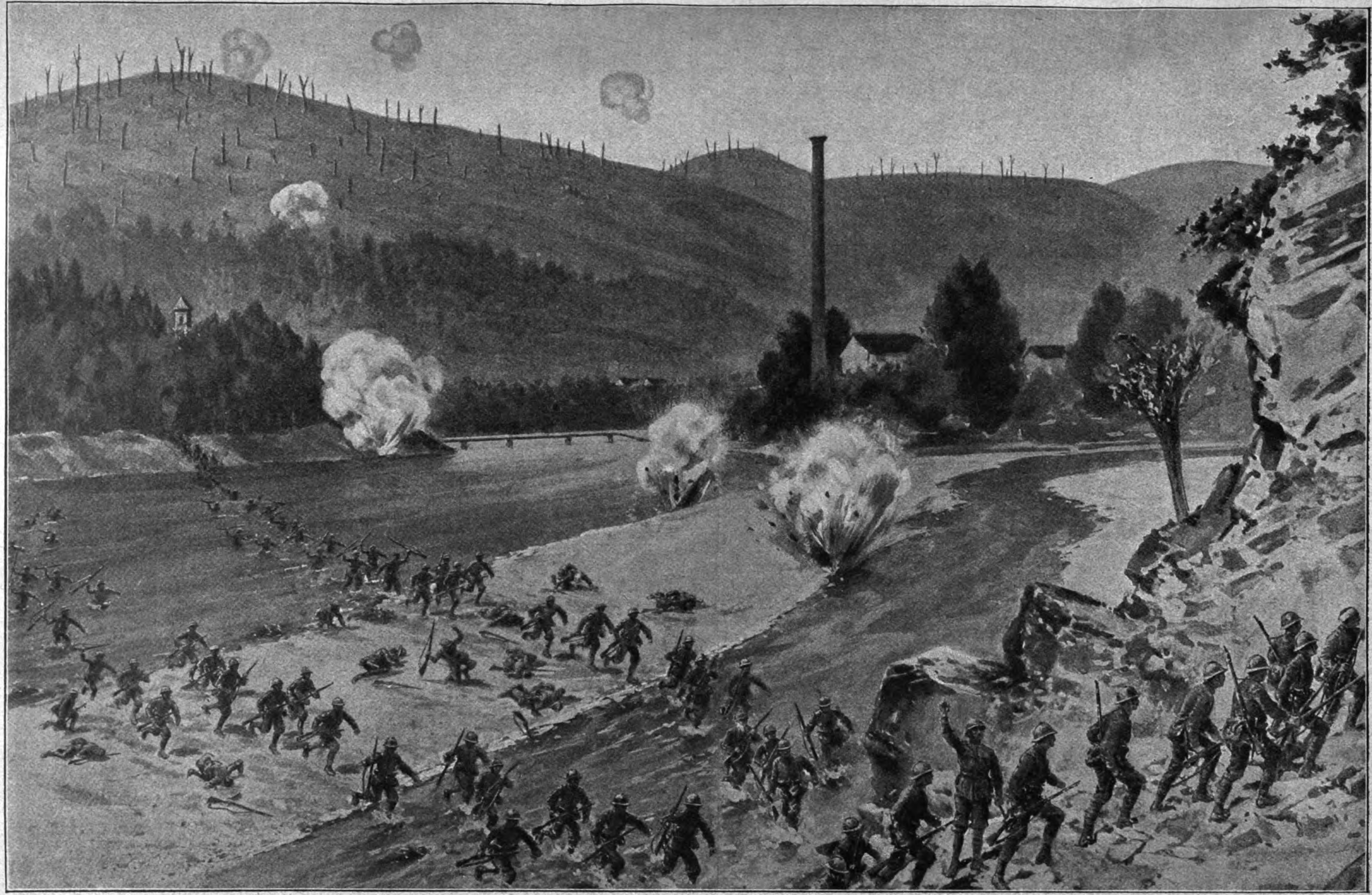
Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

(Hierzu die Bilder Seite 283 und 284.)

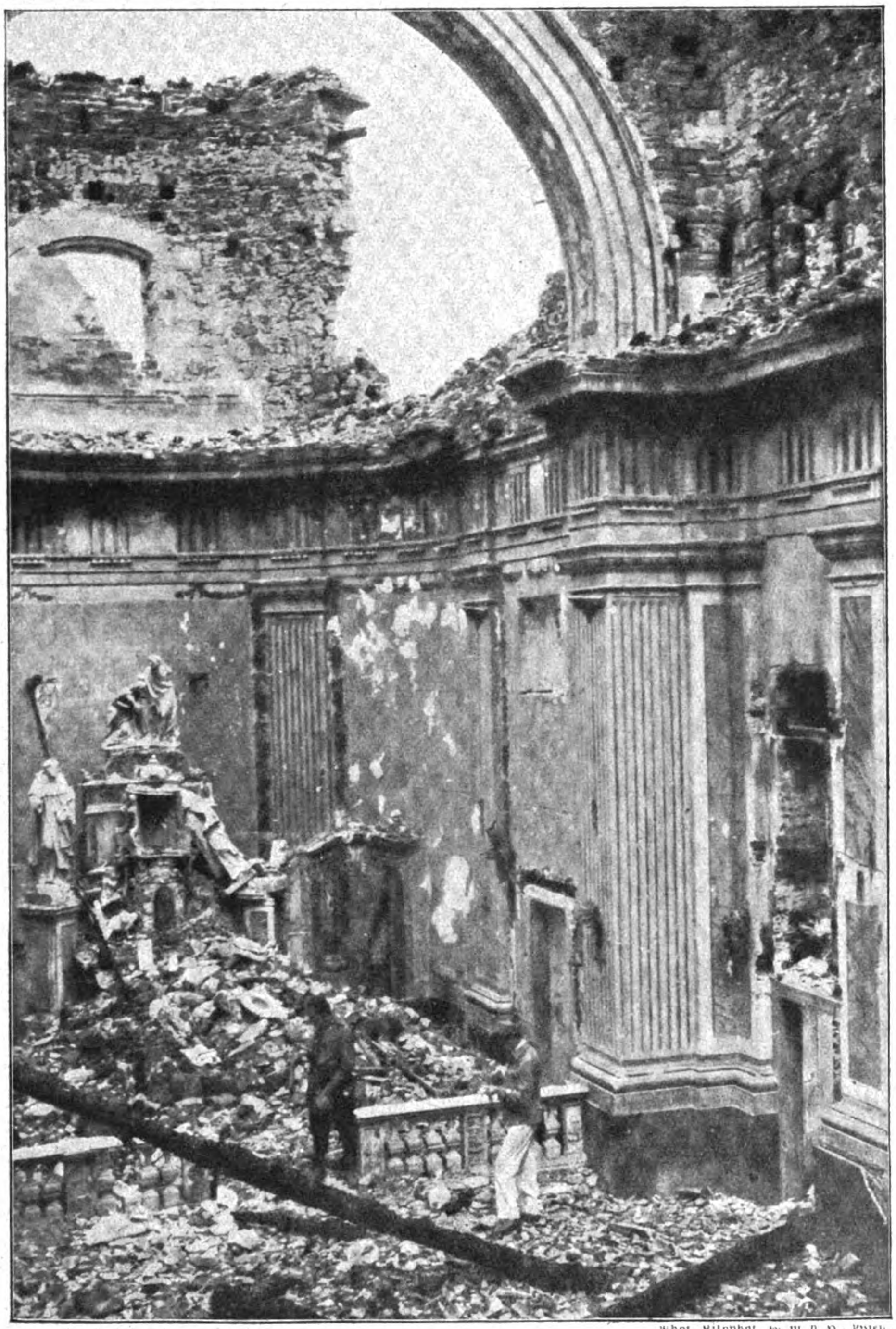
Man muß es den Mitgliedern des Vierverbandes zugestehen, daß sie ihre schon so lange Zeit angekündigte große allgemeine Offensive dieses Mal mit anerkennenswerter Pünktlichkeit durchgeführt haben. Während Franzosen und Engländer sich in immer neuen Anstürmen abmühten, den stählernen Wall der Deutschen an der Somme zu durchbrechen, die Russen von Baranowitschi bis zu den Waldbergen der Karpathen unter Hinopferung von Hunderttausenden von Menschenleben an der ehernen Kette zerrten, die, stets biegsam nachgebend, doch an keiner Stelle mit gewaltigem Rucke zu sprengen war, setzte Cadorna ebenfalls seine Scharen in Bewegung. Ihr Ziel war die Isonzolinie, das alte Kampffeld um Görz und das Plateau von Doberdo, auf dem die Italiener in einer Reihe heißer Schlachten sich vergeblich verblutet hatten. Jetzt galt es, mit neuen Kräften den Ansturm zu wiederholen.

Unter dem Befehl des Herzogs von Aosta war im Raume von Livorno eine neue Armee zusammengezogen worden. Lange gesparte Reserven wurden ihr zugeteilt und eine gewaltige Artillerie bereitgestellt, um der Infanterie durch ihr Feuer den Weg zum Siege freizufegen. Bereits im Juli 1916 konnte man an der Isonzofront an dem Auftreten zahlreicher neuer Batterien, darunter vieler schwersten Kalibers, bemerken, daß die Italiener einen neuen Ansturm vorbereiteten. Sie tasteten auch am Sabotino und am Monte San Michele verschiedentlich mit schwächeren Kräften vor; diese vereinzelten Vorstöße wurden jedoch stets verlustreich für den Gegner abgewiesen. Sie bildeten nur das Vorspiel zu dem großen Kampfe, als dessen Beginn der 5. August in Aussicht genommen worden war.

An diesem Tage, nachmittags um 5 Uhr, begann aus sämtlichen italienischen Feuerschlünden vom Monte Sabotino bis hinab zum Monte San Michele eine gewaltige Beschießung der dort befindlichen k. u. k. Stellungen, ein unaufhörliches Grollen und Donnern, das seinen Höhepunkt am Vormittag des 6. August erreichte. Es war ein Sonntag, aber an Stelle der Kirchenglocken tönte durch die Straßen von Görz das Bersten einschlagender Granaten, der dumpfe Krach einstürzender Häuser und der scharfe Knall der hoch in der Luft explodierenden Schrapnelle. Über der Podgora und ihren Anschlußlinien lag der Rauch der einschlagenden Geschosse wie eine dicke Dunstschicht, aus der nur die Flammen neuer explodierender Eisenbälle grell hervorzuckten. Und die italienische Artillerie arbeitete nicht allein. Aus den feindlichen Gräben sausten große Mengen verderblicher Wurfminen, geschleudert von pneumatischen Minenwerfern, die man in bedeutender Zahl in die italienischen Gräben eingebaut hatte, die Lufttorpedos durchschnitten geräuschlos und pfeilschnell die Luft, und unter der Erde wühlten die italienischen Sappeure, um die österreichisch-ungarischen



Wie nach englischer Darstellung die Italiener unter österreichisch-ungarischem Feuer den Isonzo durchquerten, um Görz zu erstürmen.



Phot. Kilophot, G. m. b. H., Wien.

Innenansicht einer von den Italienern völlig zerstörten Kirche in Görz.

Gräben zu unterminieren und in die Luft zu sprengen. Wo aber die Gräben nahe beieinanderlagen, da schob die italienische Infanterie die sogenannten japanischen Torpedos unter die Hindernisse, lange Rohre von 5—8 Metern, aus Gasrohren zusammengesteckt und mit Ekrasit gefüllt, deren Explosion Sturmgassen in die Drähte reißen sollte. Inmitten dieses Höllenfeuers, rings umgeben von hundertfachem Tode, hielt die Abschnittsbesatzung heldenmütig aus. Wo sich eine Italienerkappe über dem Grabenrand zeigte, da fiel sie sofort durchschossen zurück, und schneidige Freiwillige rissen die verderbenbringenden Sprengröhren den Italienern buchstäblich aus den Händen. Nachdem das Trommelfeuer mehrere Stunden angedauert hatte, setzten die Italiener zum Infanterieangriff an. Hinter den Sturmkolonnen hatte man Maschinengewehre aufgestellt, denen die Anweisung gegeben war, rücksichtslos auf jede zurückflutende Abteilung zu feuern, und dieser Befehl war nach Aussagen der italienischen Gefangenen den Sturmtruppen auch allgemein bekanntgegeben worden.

Der erste Ansturm wurde abgeschlagen. Als aber nach nochmaligem nachdrücklichen Trommelfeuer die italienischen Massen zum Angriffe heranfluteten, da vermochte auch aller Heldenmut der sich hartnäckig wehrenden Verteidiger nicht mehr die zerschossenen Stellungen festzuhalten. Nicht anders ging es bei Lucinico. Von unzähligen schweren Granaten getroffen, war die Brückenschanze ein wirrer Trümmerhaufe geworden, die Anschlußgräben waren verschüttet und eingeebnet, das Hindernis in Fetzen geschossen. Nun stürmten die Italiener heran. Da warfen sich ihnen die Bosniaken, die sich auf allen Kampffeldern mit so hervorragender Tapferkeit geschlagen haben, im Handgemenge entgegen. Ein wütender Nahkampf entspann sich, und es bedurfte des Einsatzes frischer Kräfte, bis die Italiener auch hier die sich wie die Rasenden wehrenden Bosniaken zurückdrängen konnten.

Während sich so auf den Flügeln das Kriegsglück gegen uns wandte, stand die Podgora wie ein Fels in der Brandung unerschüttert. Der Frontalsturm der Italiener wurde unter fürchterlichen Verlusten für die Angreifer abgewiesen und dabei noch eine beträchtliche Anzahl Gefangener gemacht. Jetzt fluteten die Italiener von Norden und Süden heran, um die Podgora im Rücken zu fassen. Schnell wurden Hakenflanken gebildet und die Italiener durch scharfen Gegenstoß zurückgeworfen. In vollster Ruhe und Ordnung ging die Besatzung zurück, alle Verwundeten und die Gefangenen vorausschiebend, zu einer Zeit, wo bereits am weitesten vorgegangene italienische Abteilungen den Isonzo durchwateten (siehe Bild Seite 283) und sich gegen den Südbahnhof vorschoben, um so an den Westrand von Görz zu gelangen. Diese zu keck vorgeprellten italienischen Kompanien wurden rasch durch schneidig vorgetragenen Angriff geworfen und nunmehr das linke Isonzoufer durchgängig gehalten, bis der letzte Mann von der Podgora herüber war. Dann flogen die Brücken auf. Jetzt konzentrierte die italienische Artillerie ihr Feuer auf Görz und dessen Umgebung. Alle Plätze in der Stadt, die etwa für die Aufstellung von Reserven in Frage kommen konnten, wurden unaufhörlich mit Granaten belegt, Schrapnelle fegten die Hauptstraßen der Innenstadt, Granatsperrfeuer lag auf den Straßenkreuzungen sowie auf den Einmündungen und Kehren der nach Görz hineinführenden Straßen. Inmitten dieses Orkans von Geschossen vollzog sich die Räumung von Görz, Nachstoßversuche der Italiener, die nun auch stärkere Kräfte auf das linke Isonzoufer geschoben hatten, wurden zunächst am Ausgang der Stadt und dann noch an einem zweiten Abschnitt in der Stadt aufgefangen, bis alles in der neuen Riegelstellung angelangt war. Als aber die Italiener aus Görz gegen diese neue Linie vorzubrechen versuchten, da wurden sie unter schweren Verlusten abgewiesen. Der Verlust von Görz machte es nunmehr auch notwendig, die am weitesten vorgeschobenen Teile des Doberdo zu räumen. Die gegen die neue Front gerichteten Angriffe der Italiener scheiterten ausnahmslos unter blutigen Einbußen des Gegners, desgleichen mißlangen seine Versuche, im Raume des Bogens von Salcano gegen die steil zum Isonzoufer abfallenden Hänge des Monte Santo und Monte Gabriele anzugehen.

So hatte die Räumung von Görz wohl eine Rückverlegung der österreichisch-ungarischen Stellungen auf der Hochfläche von Doberdo sowie im Raume von Görz selbst zur Folge, das große strategische Endziel dieser unter Einsatz gewaltiger Munitionsmengen durch ein frisches Heer eingeleiteten Offensive, nämlich die Freilegung des Weges nach Triest, wurde von den Italienern nicht erreicht.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Wenn auch Anfang September die Vorgänge in der Dobrudscha die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so blieben doch auch die Ereignisse an der ausgedehnten **russischen** Front von weittragender Bedeutung. Das Vorschreiten der Russen war allerdings nach und nach zum Stillstand gekommen, und an keinem Punkt gelang ihnen eine Stellungsverschiebung, die sie ihren Zielen Lemberg und Kowel wesentlich näher gebracht hätte. Es hatte sich hier im Osten ein ähnliches Hin- und Herwogen der Kämpfe herausgebildet wie an der Somme, obwohl mit dem Unterschied, daß die dort üblich gewordene unerhörte Wucht des Artilleriefeuers auf dem östlichen Schauplatz nicht erreicht wurde, anderseits aber hier die Aufopferung von Menschenmassen durch den Gegner mit womöglich noch größerer Rücksichtslosigkeit erfolgte als an der Somme. War es doch von einem russischen Minister ganz offen ausgesprochen worden, daß Rußland aus seinem großen Vorrat an Menschen immer neue Scharen einsetzen könne.

Unter den schweren Vorstößen der Russen auf die Front der Deutschen und der Österreicher und Ungarn hoben sich die Karpathenkämpfe insofern heraus, als diese kaum einen einzigen Tag unterbrochen wurden. Es schien, daß der in den Karpathen befehligende General Letschitzki über Truppen in einer Zahl verfügte, die es ihm ermöglichte, täglich einen Angriff anzusetzen. Am 4. September hatten die verbündeten deutschen und k. u. k. Truppen wieder bei Fundul Moldowi, wie auch am oberen Czeremosz zahlreiche feindliche Vorstöße abzuwehren. Während sie sich aber hier auf die Verteidigung beschränkten, glückte es ihnen in dem von General Graf Bothmer gehaltenen Abschnitt, südöstlich Brzezany selbst anzugreifen und auch den letzten Rest des Geländes wieder zu erobern, das an den vorhergehenden Tagen in die Hand des Feindes gefallen war.

Am nächsten Tage gingen die Russen an dieser Stelle aber wieder mit überlegenen Kräften unter General Tscherbatschew vor, der die ihm unterstellten Regimenter weniger denn je schonte und es mit größten Opfern schließlich auch erreichte, den linken Flügel des Gegners im Abschnitt Dnjestr—Brzezany an einigen Punkten auf die zweite vorbereitete Linie zurückzudrängen und aus seiner vorgeschobenen Stellung bei Rosow zum Übergang auf das Westufer der Zlota Lipa zu zwingen, wo die Verbindung mit der schon westlich des Flusses stehenden Mitte und dem rechten Flügel bei Horozanka hergestellt wurde.

Das nächste Ziel Tscherbatschews, die Stadt Halicz, blieb den Russen trotz aller Anstrengungen aber immer noch unerreichbar. Bei Halicz war es gewesen, wo Brussilow im ersten Kriegsjahre in erbitterten Kämpfen die Österreicher und Ungarn schließlich geworfen und seinen Ruf als Heerführer gegründet hatte. Es war also wohl zu verstehen, wenn den Russen die nochmalige Eroberung von Halicz überaus begehrenswert erschien.

Nördlich der Armee Bothmer wurde auch die Armee Böhm-Ermolli östlich Zloczew von der russischen Angriffsbewegung erfaßt. Auf diesem südlichsten Abschnitt der Front des Prinzen Leopold von Bayern erlitten die Russen aber schon durch dichtes und gut liegendes Artillerie- und Maschinengewehrfeuer so ungeheure Verluste, daß sie im günstigsten Fall bis an die Hindernisse gelangten, aber nirgends in die Gräben des Gegners einzudringen vermochten, sondern geschlagen zurückfluten mußten.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General v. Gerok, der in dem Armeeverbande des Generals der Kavallerie Erzherzog Karl den Russen blutige Verluste beiderseits der Narajowka beibrachte.

Unter General v. Linsingen bei der Südarmee erwarb sich General v. Gerok im Juli 1915 den Orden Pour le Mérite.

Russische Angriffe in den Karpathen am 6. September wurden in erbitterten Nahkämpfen zugunsten der Verteidiger entschieden. Südwestlich von Fundul Moldowi, einem der am meisten umstrittenen Punkte, konnten die Österreicher und Ungarn an diesem Tage einen eigenen Angriff unternehmen, der von Glück begleitet war und zur Eroberung eines Blockhauses und damit eines verhältnismäßig wertvollen Stützpunktes führte. Zwischen Zlota Lipa und Dnjestr wurde die Zurückbiegung der Front ohne Zwischenfälle durchgeführt. Am 7. September überwog die Artillerietätigkeit; wo es auch zu Infanterievorstößen kam, war den Russen nicht nur kein Erfolg beschieden, sondern sie büßten in den Karpathen südwestlich Zielona und westlich Schipoth gegen deutsche Truppen sogar Gelände ein.

Tags darauf wollte der Feind die erlittenen Schlappen mit dem Einsatz großer Massen wieder wettmachen und stürmte namentlich westlich und südwestlich Schipoth sowie bei Dorna Watra an, hatte aber nur den einen geringen Erfolg seines gewaltigen Kräfteaufwands zu verzeichnen, daß nordwestlich des Berges Capul die Verteidigungsfront vor dem überlegenen Druck etwas zurückgenommen wurde. — Zwischen Zlota Lipa und Dnjestr erfolgten ununterbrochen russische Angriffe von noch größerer Wucht als an den vorhergehenden Tagen. Dabei ließ es sich nicht vermeiden, daß der Gegner, der seine Angriffe zudem mit schwerster Artillerievorbereitung eingeleitet hatte, an einzelnen Stellen in die deutschen und österreichisch-ungarischen Gräben eindrang. Gegenangriffe nahmen ihm aber den kleinen Gewinn wieder vollständig ab. Wo bei diesen Gelegenheiten auch türkische Truppen eingriffen, war der Vorwärtsdrang so stürmisch, daß die Russen sogar noch über ihre Ausgangstellungen hinaus zurückgetrieben wurden.

Nach vorsichtiger Berechnung hatten die Russen in den letzten Tagen auf diesem Frontabschnitt mindestens 20000 Gefallene, die nun unbestattet vor den Stellungen der Verteidigung teils in den Hindernissen, teils auf dem Vorfelde lagen. Selbst die Russen konnten diese äußerst schweren Einbußen nicht so schnell wieder ersetzen, daß ihnen die Fortführung ihrer großen Angriffe ohne Pause möglich gewesen wäre. Während sie sich also hier vorerst ausgegeben hatten, waren sie an der Stochodfront nach der blutigen Niederlage bei Swiniuchy (siehe Bild Seite 289) jetzt soweit erholt, daß sie die Kämpfe wieder aufnehmen konnten. Am Unterlauf des Stochod hatten sie trotz aller Gegenwehr tapferer bayerischer und österreichisch-ungarischer Truppen gegen Ende August südlich Lubieszow bei Toboli und Rudka-Czerwiscze einen Brückenkopf auf dem westlichen Ufer gewonnen.

Aus dem nördlichen Teil dieser vorspringenden Ausfallstellung in der Gegend des Dorfes Stara-Czerwiscze griffen die Russen am 9. September mit etwa zwei Divisionen an, in der Absicht, auf Kowel durchzubrechen. Neunstündiges schwerstes Trommelfeuer war den Angriffen vorangegangen und hatte in den Hindernissen der dort stehen-

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

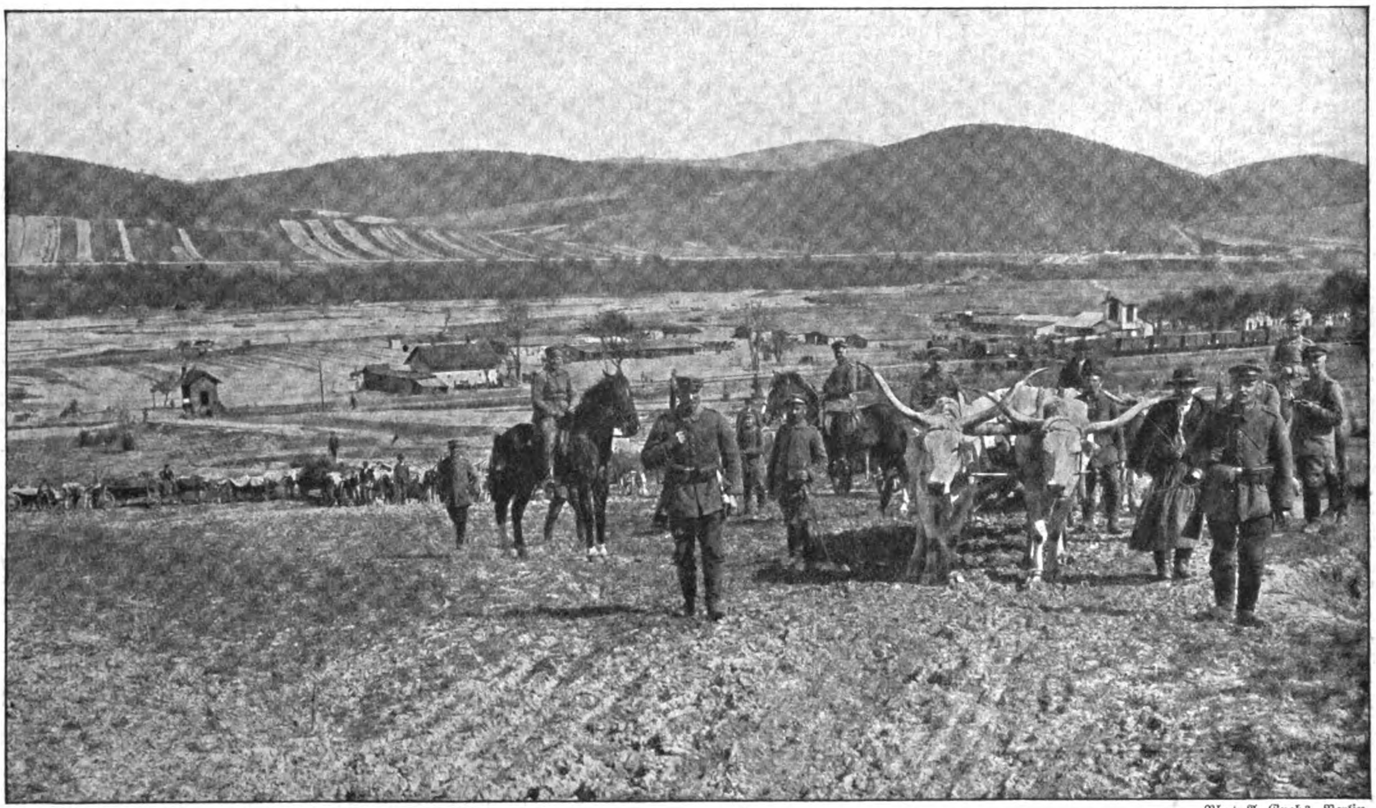
den bayerischen Kavallerie große Verwüstungen angerichtet. Am stärksten hatte das Feuer auf einem nur etwa 1700 Meter breiten Raum gelegen. An dieser Stelle erfolgte jetzt der erste Hauptstoß der Infanterie. Das Gelände kam der Absicht des Feindes zustatten. Bodenwellen und dichtes Gebüsch erlaubten ihm, sich ziemlich gedeckt heranzuarbeiten. Der Angriff kam denn auch teilweise über die Sperrfeuerzone der gegnerischen Artillerie hinaus, scheiterte dann aber im Maschinengewehr- und Gewehrfeuer dicht vor den Hindernissen. Sogleich wurde das Zusammenwirken von Artilleriefeuer und Infanteriesturm wiederholt. Doch diesmal brachen die Angriffskolonnen schon im Sperrfeuer völlig zusammen. Zum dritten Male, von sechs bis acht Uhr abends, griff die russische Artillerie ein unter Anwendung zahlreicher Gasgranaten und mit Ausdehnung der Beschießung auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners. Aber auch der hierauf folgende dritte Sturmangriff wie schließlich noch ein vierter scheiterten ungeachtet des todesverachtenden Mutes der Russen so gründlich, daß keiner von ihnen in die Gräben der Verteidigung hineinzugelangen vermochte.

Trotz allem setzten die Russen ihre Versuche auch den ganzen nächsten Tag über fort. Mindestens sechs Teilangriffe brachten ihnen keinen Fortschritt, und schließlich brach auch ein aus dem ganzen Raum des Brückenkopfes am 11. September in aller Frühe mit größten Massen unternommener umfassender Vorstoß zusammen. Nur in ein paar Häusern ganz in der Nähe der Hindernisse hatten einzelne Abteilungen der Russen sich festgesetzt. Keiner von ihnen sollte sie lebend verlassen: Minenwerfer und Handgranaten brachten den Eindringlingen den Tod. — Endlich, nach nochmaligen vergeblichen Anläufen am 12. September, erkannten die Russen die Aussichtslosigkeit ihrer Anstrengungen und gaben sie in diesem Abschnitt auf.

Inzwischen hatten sich die russischen Teilangriffe in den Karpathen vom Smotrec, südwestlich Zabie, bis zur Goldenen Bistritz zu einer einheitlichen Massenhandlung verdichtet, die sich am 12. und 13. September abspielte. Überall aber wurden die Russen unter schwersten Verlusten abgeschlagen, ohne auch nur vorübergehend in den Stellungen der tapferen Truppen, die hier von General v. Conta befehligt wurden, Fuß fassen zu können.

Alle diese Kämpfe waren aber nur das Vorspiel zu einer Hauptunternehmung, für die Brussilow an den entscheidenden Punkten wieder unermeßliche Massen an Truppen und Material bereit hielt. Dies erschien um so nötiger, als die Russen ihre Erwartung, daß das Eintreten Rumäniens in den Krieg eine Schwächung der gegen sie gerichteten Front der Mittelmächte zur Folge haben werde, durch den bisherigen für die russischen Waffen unglücklichen Verlauf der Septemberkämpfe getäuscht sahen. Wenn also auch von einer Erschütterung der Verteidigungsfront nicht die Rede sein konnte, so hoffte Brussilow doch, es mit der Masse zwingen zu können, zumal im gegenwärtigen Augenblick, wo die Streitmacht der Mittelmächte auf allen Schauplätzen in einem Grade wie noch nie zuvor angespannt war. Und nicht zuletzt fühlte sich Brussilow zu einem großen Schlage verpflichtet, weil gerade jetzt die rumänische Südfront von den Heeren Mackensens aufs äußerste gefährdet war.

Aus allen diesen Erwägungen wurde vom 16. September an von den Rokitnosümpfen bis hinauf in die Karpathenberge ein erneuter russischer Gesamtstoß von ungeheurer Gewalt angesetzt. Die besten Truppen — „eiserne Divisionen", „Panzerkorps", „Durchbruchkorps" —, über die die russische Heeresleitung immer noch verfügte, wogten von dem genannten Tage an wieder unablässig gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien heran. Um jeden Preis sollte noch vor dem Eintritt der ungünstigen Jahreszeit eine Entscheidung erzwungen werden.



Phot. A. Grohs, Berlin.

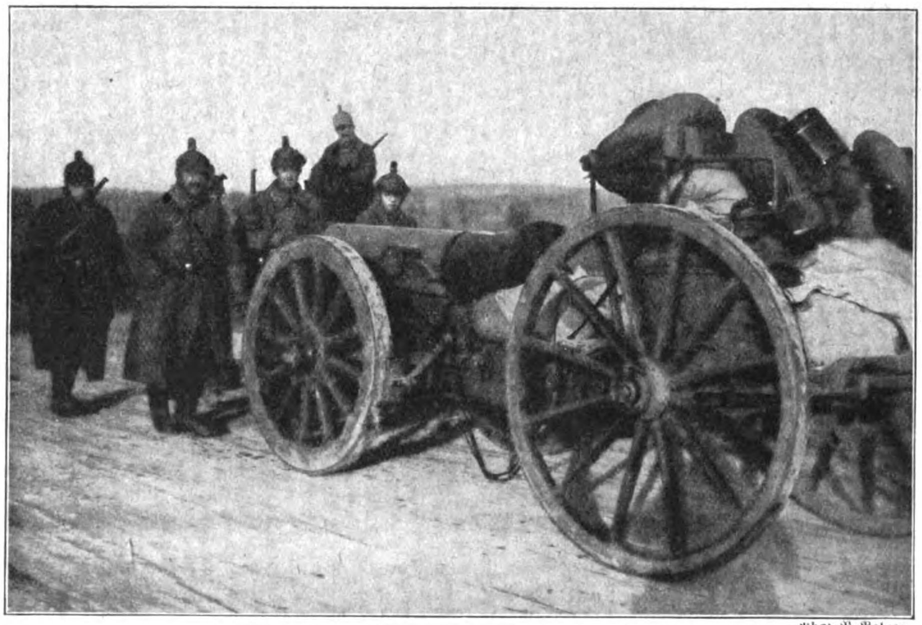
Schwieriger Vormarsch mit Ochsenvorspann in den Karpathen.

Auf dem nördlichen Teil der Front des Prinzen Leopold von Bayern erfolgten westlich Luck von früh bis spät Angriffe aus der etwa 20 Kilometer breiten Linie Zaturcy (an der Turya)—Pustanyty gegen die Truppen des Generals v. der Marwitz. Unter anderem wurden hier zwei russische Garderegimenter eingesetzt. Doch alle die zahlreichen Sturmwellen brachen sich unter ungeheuren Verlusten an dem Wall der Verteidigung. Im Abschnitt der südlich anschließenden Armee Böhm-Ermolli war die hauptsächlichste Angriffsstelle der Raum zwischen Sereth und Strypa, nördlich Zborow. Die hier fechtenden deutschen Kräfte unter General v. Eben wiesen gleichfalls alle noch so schweren russischen Vorstöße mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ab. — Auf der Front des Erzherzogs Karl holte der Feind an der Narajowka und östlich von ihr mit starken Massen zu schweren Schlägen aus und drückte nach anfänglichen, überaus verlustreichen Fehlschlägen die Österreicher und Ungarn schließlich etwas zurück. Nördlich Stanislau dagegen wurden die Russen geschlagen, und auch in den Karpathen stürmten sie beiderseits der Ludowa, an den Höhen westlich Schipoth (nahe der Grenze) und südwestlich Dorna Watra erfolglos und unter schwersten Opfern.

Diese russischen Angriffe, die auch am nächsten Tage gleich unglücklich fortgesetzt wurden, ließen in Hinsicht auf Zahl der Truppen, Wucht und Hartnäckigkeit alles früher an der Ostfront Erlebte hinter sich. So waren allein gegen die nur 20 Kilometer breite Front der Heeresgruppe Linsingen bei Luck vier vollaufgefüllte russische Armeekorps eingesetzt worden. Die beiden Garderegimenter, die man bis dahin immer noch hinter der Feuerlinie aufgespart hatte, erlitten ungeheure Verluste. Wie zu Anfang des Monats waren Korytnica, Wognin und Szelwow die Brennpunkte des Kampfes. Auf diesem verhältnismäßig schmalen Raume waren nach und nach sechs Divisionen ins Gefecht gekommen. — Dem Massenaufwand an Sturmtruppen hatte die Artillerievorbereitung entsprochen, die offenbar dem französischen Vorbild nachzueifern suchte. Aber auch die deutsche und die österreichisch-ungarische Artillerie standen nicht zurück. Wenn die Russen nach beendeter Vorbereitung in dichtgedrängten Massen anstürmten, gerieten sie sofort in so dichtes Sperrfeuer, daß ganze Reihen tot oder verwundet stürzten, deren Leiber sich rasch vor den Drahtverhauen des Gegners häuften. Doch immer von neuem wogten die Russen heran. Schließlich erreichten größere Scharen an einzelnen Punkten ihr Ziel, wo ihre blinde Kampfwut aber in dem mit überlegener Ruhe geleiteten Feuer der verhältnismäßig dünnen Verteidigungslinien wie schon so viele Male unter blutigen Verlusten zerschellte.

Vorgeschobene Fernsprecherpatrouille einer Kavalleriedivision vor ihrem Unterstand in der Gegend des Naroczsees, südlich von Dünaburg.

Gefangene wurden in diesen Tagen nur wenige gemacht, weil die russischen Sturmangriffe einander so rasch folgten, daß der Verteidigung nur eben Zeit blieb, sich der einen Angriffswelle zu erwehren, um sich dann sofort der nächsten zuzuwenden, die schon nahe genug war, um die erhitzten Gesichter der Anstürmenden erkennen zu können. So räumten denn Kolben und Spaten bis zum letzten Mann unter diesen auf. Im ganzen wurden bei Korytnica, Wognin, Szelwow nur 200 Gefangene eingebracht, aber mehr als 10000 gefallene Russen lagen in und vor den Stellungen des Gegners. Und ganz ähnlich lagen die Verhältnisse auf den anderen umstrittenen Abschnitten. Die letzte äußerste Kraftanstrengung der Russen war schon nach den ersten Tagen auf der ganzen Linie gebrochen.



Deutsche Fußartillerie auf dem Marsch in Galizien. Phot. R. Balogg.

Auf der Front des Erzherzogs Karl konnten am 17. September sogar schon Gegenstöße unternommen werden, bei denen westlich der Zlota Lipa wieder türkische Truppen mit Auszeichnung fochten. Den größten Erfolg an diesem Tage hatten deutsche Truppen der Armee Bothmer unter dem Befehl des Generals v. Gerok (siehe Bild Seite 285). Beiderseits der Narajowka traten sie zum Gegenstoß an. Die Russen vermochten nicht standzuhalten, sondern mußten den größten Teil des Tags zuvor gewonnenen Geländes preisgeben. Sie hatten schwerste blutige Verluste und ließen über 4000 Gefangene sowie 16 Maschinengewehre in der Hand des Siegers. — In den Karpathen wurden alle noch so heftigen russischen Vorstöße trotz der Schwierigkeiten, die das dortige Gelände bot (siehe Bild Seite 286), überall sicher zurückgewiesen.

Daß die russische Heeresleitung diesmal kein Mittel unversucht gelassen hatte, um ihr Ziel, den Durchbruch auf Kowel und Lemberg, zu erreichen, erhellte unter anderem aus Gefangenenaussagen. Danach war den neu in den Kampf geschickten russischen Divisionen in den Predigten der Feldgeistlichen eingeprägt worden, daß jetzt die endgültige Gelegenheit gegeben sei, den schwachen Verteidigungsring der Mittelmächte zu durchstoßen und die heilige russische Erde von den Gegnern zu befreien. Die Geistlichen hatten ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß es darauf ankomme, möglichst viele Geschütze einzubringen. Auch war der Befehl ausgegeben worden, keine Gefangene zu machen. Aber nichts hatte geholfen. Ungeheuer waren die russischen Verluste — allein an der Front des Generals v. Linsingen betrugen sie wenigstens 50000 Mann —, während die Einbußen auf der Gegenseite im Verhältnis gering blieben. Mit zuversichtlicher Ruhe konnte die vereinigte deutsch-österreichisch-ungarische Heeresleitung weiteren Angriffen entgegensehen. Mit ihren unvergleichlichen Truppen durfte sie die Überzeugung hegen, daß die von den Russen hinter der Feuerlinie bereitgehaltenen Kavalleriedivisionen, die im Fall des ersehnten Erfolges zum Durchbruch auf Wladimir-Wolynsk angesetzt werden sollten, niemals Gelegenheit zum Eingreifen erhalten würden.

* * *

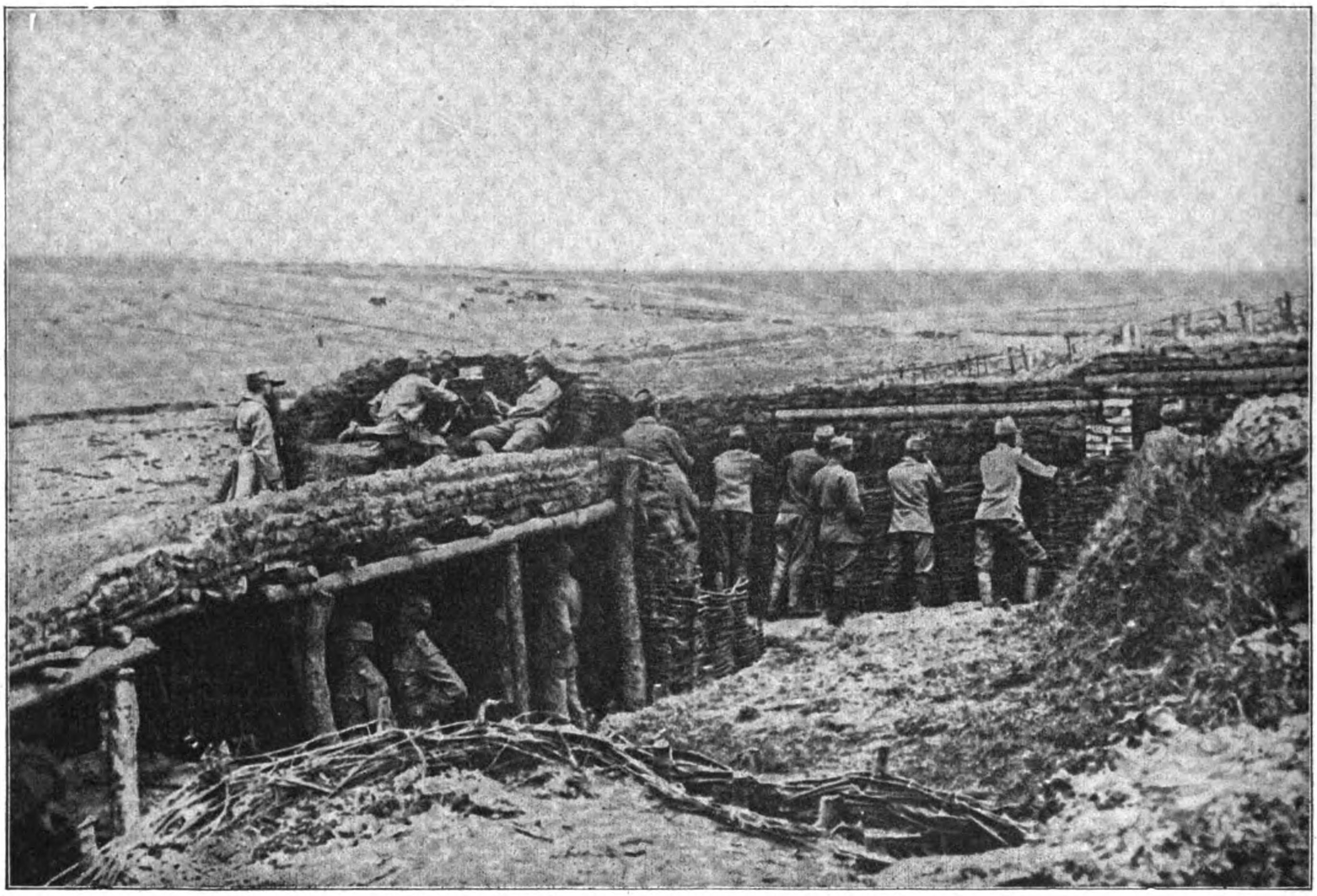
Während an der russischen Front die österreichisch-ungarischen Streitkräfte im Verein mit deutschen und türkischen Truppen andauernd den stärksten Angriffen standzuhalten hatten, steigerte sich die Kampftätigkeit auch auf der österreichisch-ungarischen Front gegen **Italien.** Anfang September kamen die Italiener allerdings über örtlich begrenzte Maßnahmen noch nicht hinaus, in denen sie die alte Hartnäckigkeit an den Tag legten, aber auch die gewohnten Mißerfolge ernteten. Im Rufreddogebiet hatten sie zwar in erbitterten Kämpfen den Seramogipfel gewonnen, verloren ihn aber am 4. September wieder gegen einen kühnen Angriff österreichisch-ungarischer Kräfte. Italienischen Aufklärungsabteilungen, die am 6. September einen Vorstoß gegen den Civaron versuchten, wobei sie von starkem Artilleriefeuer unterstützt wurden, war kein Erfolg beschieden.

An der küstenländischen Front war wieder lebhafte Artillerietätigkeit in Gang gekommen, die sich von österreichisch-ungarischer Seite namentlich gegen die Isonzoübergänge im Görzischen richtete und etwa seit dem 7. September beiderseits immer heftiger wurde. — Am 11. flammten die Kämpfe auch zwischen Astach- und Etschtal (siehe Bilder Seite 290) von neuem auf. Im Raume vom

Berge Spil bis zum Berge Testo wurden die Sturmangriffe mehrerer italienischer Bataillone abgewiesen. Am Pasubio drang der Gegner nach harten Kämpfen schließlich an zwei Punkten in die österreichisch-ungarische Stellung ein, konnte sich aber gegen einen sofortigen Gegenangriff nicht halten. Auch am Berge Majo (siehe Bild Seite 293 wie auch die Vogelschaukarte Band IV Seite 473) mißlang ein italienischer Überfall unter empfindlichen Verlusten des Angreifers. Als die Italiener am folgenden Tage, dem 12. September, an den genannten Stellen wiederum anliefen, hatten sie abermals nicht den mindesten Erfolg, so daß ihre Versuche in den nächsten Tagen immer schwächer wurden und schließlich ganz erlahmten. — Die Österreicher und Ungarn waren währenddessen bemüht, kleine Frontverbesserungen zu erzielen und waren damit mehrfach glücklich, so am 13. September im Foramogebiet in Tirol, wo sie eine Höhenstellung eroberten, eine Anzahl Gefangene machten und ein Maschinengewehr nebst erheblichen Vorräten aller Art erbeuteten.

Mehr und mehr stellte es sich im Küstengebiet heraus, zum Meere führten die Italiener seit dem 14. September ihre Sturmkolonnen ins Feuer. Nach zermalmenden Trommelfeuerüberfällen, die bei der Art des Geländes fast mehr noch durch Steinschlag als durch die unmittelbare Geschoßwirkung gefährlich wurden, kam es zu grausigen Nahkämpfen mit Handgranaten, Streitkolben und Messern. Wohl gelang es den Italienern, im ersten Ansturm an einzelnen Punkten in die vordersten Gräben des Gegners einzudringen; sofort aber erfolgten so heftige Gegenangriffe, daß den Italienern nirgends ein dauernder Gewinn verblieb.

Am nächsten Tage drängten die ungestüm vorgehenden Feindesmassen auf dem Nordabschnitt des Angriffsgebietes die Verteidigung etwas zurück, so daß diese dort nunmehr von Osten nahe an San Grado di Merna heranreichte; sonst aber blieb die gesamte k. u. k. Front unangetastet, und so oft die Sturmangriffe auch noch wiederholt wurden, stets brachen sie, vielfach im Nahkampf, verlustreich zusammen. An diesem Tage, dem 15. September, wurden den Italienern unter anderem 500 Gefangene und mehrere Maschinengewehre abgenommen.



Schützengraben eines ungarischen Honvedregiments an der russischen Front.

daß die Italiener wieder vor einer Angriffsbewegung größten Maßstabes standen. Das heftige Feuer, das aus vielen hunderten schwerer Geschütze auf die österreichisch-ungarischen Stellungen niederging, steigerte sich zu wütendstem Trommelfeuer. Zahlreiche Minenwerfer und alle sonstigen Zerstörungsmittel des Stellungskrieges wurden eingesetzt, und am 14. September begann der Sturm der italienischen Infanterie gegen die k. u. k. Stellungen. Diese verliefen seit der Räumung von Görz (siehe auch das Bild Seite 292) von den Bergen Santo und Gabriele zum Cronberg, fielen bei diesem zum Rosental ab, das das Görzer Tal von dem Tal von Aisovizza trennt, und erreichten über die Waldhügel der Stara Gora den Vertojbach bei dessen Mündung in die Wippach; bei San Grado di Merna, das sehr bald zum Mittelpunkt der schwersten Zusammenstöße wurde, trat die österreichisch-ungarische Linie auf den Nordrand der Hochfläche von Comen über, um schließlich östlich des Valloneeinschnitts über Lokvica mit der Höhe 220 zu dem alten Endpunkt am Meere in der Nähe der Timavomündung zu verlaufen.

Auf dem ganzen Frontabschnitt von der Wippach bis

Gleichwohl wurde Tag und Nacht ununterbrochen weiter gekämpft. Die durch Schiffsgeschütze noch erheblich verstärkte italienische Artillerie steigerte ihr Feuer, ohne sich und dem Gegner eine Pause zu gönnen, zur größten Gewalt. Aber dennoch empfing die Angreifer, sowie sie in die zerschossene erste Linie der Verteidigung einbrachen, aus versteckten Felsenhöhlen, aus Fuchsbauen und anderen unsichtbaren Deckungen (siehe auch das Bild Seite 291) vernichtendes Maschinengewehrfeuer. Und was von den Angreifern diesem entging, wurde von den Ungarn in erbittertem Nahkampf niedergerungen.

Am 16. September wogte die Schlacht am wildesten zwischen Lokvica und der Karstkuppe südöstlich des Doberdosees. Im Ringen um diese Höhe verbluteten — in erster Linie im Kampf mit dem k. u. k. Infanterieregiment Nr. 96 — nahezu vollständig sieben italienische Regimenter. Am Nordrand der Hochfläche, wo die Italiener bei San Grado di Merna anfangs einen Erfolg erzielt hatten, wurden ihre folgenden, siebenmal wiederholten wütenden Angriffe sämtlich unter schwersten Verlusten abgeschlagen. — Auch der vierte Tag der neuen Isonzoschlacht, der 17. Sep-

Die russische Niederlage bei Swiniuchy, südwestlich von Luck, im August 1916. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Mit achtfacher Übermacht hatten die Russen ihre Angriffe vorgetragen. Dabei waren sie auch in das Dorf Swiniuchy eingedrungen. Die dortige Telephonstelle war mit sechs Telephonisten besetzt, die ihre Apparate entfernten und nach tapferer Gegenwehr der Übermacht weichen mußten. Bald machten jedoch die beherzten sechs Leute einen Gegenstoß, nahmen ihr Haus wieder, stellten rasch die Apparate auf und konnten, eben noch rechtzeitig, im entscheidenden Augenblick die Verbindung herstellen, um Verstärkungen herbeizurufen. Bald war das Dorf wieder in deutschem Besitz. Ein Oberst und Regimentskommandeur führte seine braven Leute zum Gegenstoß selbst vor. Ein erbittertes Handgemenge entstand. Der Oberst, der ohne Waffen war, ergriff den ersten Spaten und verrichtete mit ihm gute, kräftige Arbeit. Neben ihm kämpfte ein Mann, gegen den sich drei Russen wandten. Dem ersten sprang er an die Kehle und würgte ihn, den zweiten erstach er, den dritten, der ihm im Handgemenge das Eiserne Kreuz entriß und damit floh, streckte er noch vor den Hindernissen durch einen wohlgezielten Schuß nieder. (Nach einem Bericht von Kriegsberichterstatter Dr. Fritz Wertheimer.)

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Österreichisch-ungarische Kraftwagenkolonne im Astachtal.

tember, zeigte kein neues Bild. — Von Ereignissen des Luftkrieges sind aus der Berichtszeit wieder einige erfolgreiche Fliegerangriffe auf Venedig zu verzeichnen, während italienische Gegenangriffe auf Triest erfolglos verliefen. Auch in den neu entbrannten Kämpfen im Raume von Valona war den Österreichern und Ungarn im Luftkampf das Glück hold: am 6. September trug der k. u. k. Feldpilot Arigi einen schönen Sieg über einen feindlichen Kampfflieger davon, dessen einer Insasse getötet wurde, während der andere in Gefangenschaft geriet. Etwa gleichzeitig versuchten die Italiener bei Feras über die Vojusa vorzudringen, wurden aber sofort wieder zurückgeworfen.

* * *

Während es in dieser Ecke des **Balkans** bei dem üblich gewordenen Geplänkel blieb, kam es auf dem rumänischen Schauplatz sowie in Mazedonien und Griechenland zu einer Reihe bemerkenswerter Ereignisse. — In der Dobrudscha (siehe die Vogelschaukarte Seite 295), also auf der rumänischen Südfront, setzten die deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen nach den ruhmvollen Kämpfen von Dobric, Tutrakan und Silistria (siehe die Kunstbeilage) ihren Vormarsch aus dem 1913 von Rumänien besetzten in den ursprünglich rumänischen Teil hinein trotz des von Russen und Rumänen versuchten Widerstandes weiter fort. Das bergige Gelände war aber der Verteidigung günstig, so daß der Feind immerhin nicht ganz ohne Grund hoffen konnte, zumal wenn er seine Kräfte zusammenraffte und es ihm gelang, Verstärkungen heranzuziehen, den Siegeslauf der Vierbundtruppen nach und nach zum Stehen zu bringen. Aus beiden Lagern flossen die Nachrichten spärlich; so viel aber war bald zu erkennen, daß eine für die Sache der Mittelmächte günstige Entwicklung außer Zweifel stand, zumal nachdem rumänischerseits amtlich zugegeben worden war, daß die rumänisch-russischen Truppen nach Norden zurückgegangen seien. In Wahrheit verbarg sich aber hinter diesen farblosen Worten nichts anderes als schwere Fehlschläge.

Schon am 14. September war die Lage soweit geklärt, daß der deutsche Tagesbericht von mehrfach gebrochenem Widerstand des in die allgemeine Linie Cuzgun—Cara Omer zurückgeworfenen Gegners sprach. Doch auch hier vermochte er sich nicht zu halten: am 15. meldete Generalfeldmarschall v. Mackensen (siehe Bild Seite 294), daß bulgarische, türkische und deutsche Truppen in der Dobrudscha einen entscheidenden Sieg über rumänische und russische Truppen davongetragen hätten. Die große Bedeutung dieser hocherfreulichen Nachricht kam unter anderem darin zum Ausdruck, daß der Deutsche Kaiser seiner hohen Gemahlin telegraphisch von dem Siege Mitteilung machte. — Die siegreichen Verbündeten blieben ständig in der Verfolgung und hatten den Feind nach dreitägigen Kämpfen am 17. September in eine vorbereitete Stellung auf der allgemeinen Linie Rasova—Cobadinu—Tuzla getrieben. Hier fanden die rumänisch-russischen Truppen an neu herangeführten Verstärkungen soviel Rückhalt, daß sie geordneten Widerstand versuchen konnten. Inzwischen waren aber deutsche Bataillone schon längs der Donau südlich Rasova in die feindliche Artilleriestellung eingedrungen und hatten 5 Geschütze erbeutet. Die weiteren Meldungen zeigten, daß der Feind auch in der Linie Rasova—Cobadinu—Tuzla nicht zur Ruhe kam, sondern in Gefahr stand, auf seine letzte schmale Verteidigungslinie gedrängt zu werden, die zugleich die Bahn nach dem wichtigsten rumänischen Hafen Constanza beherrschte: den Trajanswall, eine vom römischen Kaiser Trajan einst zum Schutze gegen die häufigen Einfälle nordischer Völker errichtete Befestigung zwischen Cernavoda an der Donau und Constanza am Schwarzen Meer. —

An ihrer Ostfront gegen Siebenbürgen waren die Rumänen nicht mehr so siegesgewiß wie zu Beginn ihres Feldzuges. Obwohl sich ihrem Vormarsch kein wesentliches Hindernis in den Weg stellte, fühlten sie sich nur langsam und vorsichtig vor, konnten aber trotzdem eine Verzettelung ihrer Streitkräfte in dem unübersichtlichen Berggelände nicht vermeiden. Auch mußten sie damit rechnen, von einem plötz-

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Österreichisch-ungarische Truppen nehmen Vorräte in Empfang. (Front gegen Italien.)

lichen Angriff gefaßt zu werden und bei einer etwaigen Niederlage nur schwer den Rückweg durch die Berge zu finden. Aber noch drohte ihnen anscheinend keine Gefahr. Auf der ganzen Grenze waren sie zwischen 50 und 100 Kilometer in Siebenbürgen eingedrungen.

Da kam am 12. September die Meldung, daß deutsche Truppen im Abschnitt von Hermannstadt und südöstlich Hötzing mit den Rumänen in Gefechtsfühlung getreten seien. Einige Tage blieben die Rumänen noch im Angriff. Dann verließ sie das Kriegsglück, und sie mußten in schweren Zusammenstößen mit deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen bei Hötzing eroberte Stellungen zurückgeben; ihre Gegenstöße blieben erfolglos. Rumänische Streitkräfte, die gleichzeitig oberhalb Fogaras die Alt überschritten, gerieten ebenfalls ins Gefecht und wurden zurückgeworfen. In neuen Kämpfen am 17. September südöstlich Hötzing fochten die Rumänen wiederum unglücklich, und am 18. wurden sie durch die Truppen des Generalleutnants v. Staabs endgültig geschlagen und aus ihren Stellungen geworfen. —

Waren so die Rumänen auf dem siebenbürgischen Kräutern zu nähren. Wollte sie ihrem König Eid und Treue halten, so sah sie schließlich keinen anderen Ausweg, als den deutschen Beistand anzurufen. Der wurde ihr gewährt. Das Korps sollte nach den Abmachungen zwischen seinem Befehlshaber und der deutschen Heeresleitung mit seiner gesamten Bewaffnung in Deutschland gastliche Aufnahme, Schutz und Verpflegung finden. Als Aufenthaltsort für die etwa 6000 Mann und 400 Offiziere zählende Truppe wurde Görlitz in Aussicht genommen.

Dieser bedeutungsvolle Vorgang stellte einen schweren Mißerfolg der Vierverbandsdiplomaten dar, deren Wut gegen Griechenland jetzt keine Grenzen mehr kannte. Die Hoffnung freilich, Griechenland doch noch an seiner Seite in den Krieg eintreten zu sehen, schwand dem Vierverband mehr und mehr. Über die wahre Stimmung des griechischen Volkes mußten die immer näher rückenden Wahlen das entscheidende Wort sprechen. Soviel stand fest, daß die griechische Regierung unter den schwierigsten Umständen durch ihre streng neutrale Haltung das Land vor dem Äußersten, dem Kriege, zu bewahren verstanden hatte.

* * *

Kampflinie im Karst auf 2100 Meter Höhe.

Phot. Knophot, G. m. b. H., Wien.

Kriegschauplatz allmählich in die Verteidigung gedrängt worden, so sahen sich die Bulgaren in Mazedonien den längst erwarteten Angriffen des Generals Sarrail ausgesetzt. Dieser hatte sich von seiner Überraschung durch die erfolgreiche bulgarische Angriffsbewegung im August (Seite 220) erholt und dachte nun ernstlich daran, seinerseits vorzustoßen. Seine erste Aufgabe mußte sein, die Bulgaren aus ihren kürzlich gewonnenen starken Verteidigungspunkten auf ihre früheren Stellungen zurückzuwerfen. Italiener, Serben und alle anderen Teile seines buntscheckigen Heeres (siehe Bild Seite 262) griffen daher sowohl im Raume von Florina wie auch an der Struma an, wurden aber überall, wo sie sich vorwagten, von den Bulgaren schneidig zurückgeworfen. Diesen war, namentlich soweit ihre Stellungen an der Struma und am Tachinosee in Betracht kamen, überraschend eine wesentliche Erleichterung zuteil geworden: das 4. griechische Armeekorps, das bis dahin Gewehr bei Fuß hinter den an der Struma aufmarschierten Bulgaren in Serres, Drana und Kawalla gestanden hatte, begab sich am 12. September in den Schutz der Deutschen, weil der Vierverband ihm jede Möglichkeit der Zufuhr abgeschnitten hatte, so daß die Truppe gezwungen war, sich kärglich von Wurzeln und

Während die Türken in Galizien und in der Dobrudscha mit so außerordentlicher Tapferkeit ihre Bundespflicht erfüllten, blieben auch auf ihren eigentlichen Schauplätzen die Verhältnisse fortgesetzt günstig für sie. In Ägypten und im Irak lagen sie in bedrohlicher Nähe der englischen Stellungen und fügten dem Gegner durch Teilangriffe manchen Schaden zu. In Persien, wo der türkische Vormarsch die Russen weit zurückgeworfen hatte, vermochten diese sich nicht wieder vorzuarbeiten, während im Kaukasus die türkische Vorwärtsbewegung im Raume von Musch zwar zum Stillstand kam, ohne daß es den Russen jedoch gelang, durch eigene Fortschritte die frühere Lage wiederherzustellen.

Zu einer Kampfhandlung größeren Umfangs kam es gegen Ende August auf dem linken Flügel der Kaukasusfront. Dort gelang es den Türken, durch einen geschickten Handstreich eine Reihe Gräben der Russen überraschend zu umfassen und zwei russische Divisionen vollständig zu zersprengen. Dabei machten sie große Beute an Geschützen, Maschinengewehren und sonstigem Kriegsgerät und brachten gegen 5000 Gefangene ein. (Hierzu das Bild auf Seite 297.) Russische Gegenangriffe blieben erfolglos.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Generalquartiermeister.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

Die Bedeutung einiger militärischer Rangstufen hat im Lauf der Jahrhunderte gewechselt. Sie hat ihre Schicksale gehabt wie die Menschen und die Bücher. Zur Zeit der Landsknechte war der Fähndrich der älteste und erprobteste Krieger, der im Kampf das Panier des Regiments in starker Hand hielt. Jetzt ist der Fähnrich ein ganz junger Soldat, der Anwartschaft hat, Leutnant zu werden. Der letztere Dienstgrad war zur Zeit der italienischen Condottieri und ihrer Zeitgenossen in anderen Ländern die Bezeichnung für den Stellvertreter (locotenente) des Befehlshabers, also eines älteren, erfahrenen Kriegsmannes. Jetzt verstehen wir unter Leutnant unsere herzerfrischende militärische Jugend, von der Bismarck mit Recht sagte, daß das Ausland sie uns nicht nachmachen könne. Der Wachtmeister ist im allgemeinen der Älteste des Unteroffizierkorps einer kavalleristischen Einheit; unter Obristwachtmeister versteht man aber den Stabsoffizier, der den Kommandeur eines Kavallerieregiments im Bedarfsfalle zu ersetzen hat. Es könnten noch manche dergleichen Beispiele angeführt werden. Nur die kerndeutschen Bezeichnungen „Hauptmann“ und „Oberst“ haben im Lauf der Jahrhunderte ihre anfängliche Bedeutung behalten.

Dagegen hat der Dienstgrad der Quartiermeister nicht nur eine Änderung des Begriffs, sondern auch einen so wesentlichen Ausbau erfahren, daß er von der Unteroffizierstellung hinaufreicht bis in die höchsten Kreise der Generalität. Quartiermeister heißen bei der Kavallerie die Kammerunteroffiziere, Generalquartiermeister jetzt der berufene Berater des Chefs des Generalstabs der Armee. Schon Friedrich der Große hatte Quartiermeister in Offizierstellung. Sie waren fast so viel wie Generalstabsoffiziere, hießen aber mit einem lateinischen Namen „Lagerabstecker“ (castrametatores) und hatten neben dieser Aufgabe für die Unterbringung der Truppen zu sorgen, wenn diese in seltenen Fällen Quartiere bezogen. In der Zeit der Feldzüge gegen die französische Revolutionsarmee gab es in Preußen schon einen Generalquartiermeisterstab, aus dem der spätere Generalstab hervorwuchs. Nach der Schaffung des letzteren durch Gneisenau wurde er zwar beibehalten, aber nur für die Verwendung im Felde mit der Aufgabe, für Ernährung, Nachschub, Ergänzung der fechtenden Armeen zu sorgen. Eine Ausnahme wurde in den Jahren 1881—88 dadurch gemacht, daß Generalfeldmarschall Graf Moltke einen Generalquartiermeister zu seiner Unterstützung zugesellt erhielt. Nachdem mit dem Tode des Feldmarschalls diese Stellung weggefallen war, wurden in den folgenden Jahren im Generalstab nach und nach sechs Oberquartiermeister geschaffen, die an der Spitze der betreffenden Abteilungen die verschiedenen Kriegschauplätze zu bearbeiten hatten. Für den Krieg waren sie als Chefs der Generalstäbe der einzelnen Armeeführer in Aussicht genommen.

Bei Beginn des Weltkrieges wurde einer der Oberquartiermeister Generalquartiermeister im Großen Hauptquartier: es war General v. Stein (siehe Bild Seite 272), der sich durch seine urwüchsigen Heeresberichte im deutschen Volke einen guten Namen gemacht hatte. Sein Amt schloß eine Fülle von verschiedenen Dienstzweigen in sich; es seien nur genannt: der gesamte Etappendienst der Armee, Verpflegung, Munition, Heeresergänzung, Evakuation, Sanitätsdienst, Nachrichtenwesen, Heeresberichte. Der Nachfolger des Generalleutnants v. Stein war zunächst General Frhr. Freytag v. Lorringhofen, der berühmte militärische Schriftsteller und Kriegsphilosoph, der den Orden Pour le Mérite erhielt und im August 1916 Chef des stellvertretenden Generalstabs der Armee wurde.

Die Arbeit in dem Generalquartiermeisterstab ist eine so ungeheure, daß sie dem jetzt ernannten Inhaber dieses Amtes, General der Infanterie Ludendorff, nicht aufgebürdet werden konnte. Er hat für die Bewältigung dieser vielgestaltigen Dienstzweige einen Vertreter erhalten, der ihm aber unterstellt ist. Von dieser geschäftlichen Last befreit, wird General Ludendorff sich uneingeschränkt seinen strategischen Aufgaben widmen können. Als Berater und Mitrater des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg wird er gewissermaßen der Generalstabschef des Chefs des Generalstabes und in manchen Fällen sein Stellvertreter sein.

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Flüchtlinge von der Isonzofront bei der sechsten italienischen Angriffsbewegung.

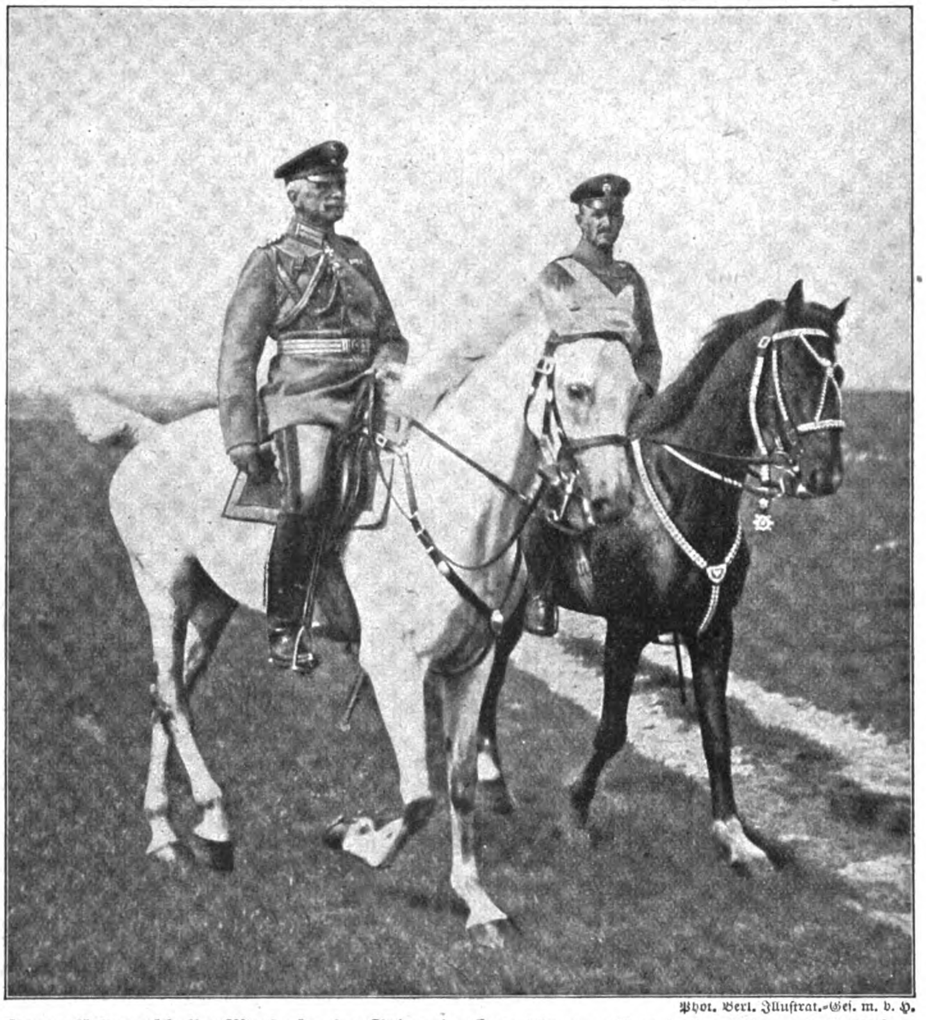
Einzug deutscher und bulgarischer Kavallerie in Silistria am 9. September 1916.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.

UNIV. OF MICH.

Abwehr eines italienischen Überfalls am Berge Majo zwischen Etsch- und Astachtal.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalfeldmarschall v. Mackensen, der Führer der siegreichen deutschen, bulgarischen und türkischen Streitkräfte in der Dobrudscha.

Die in der Stille aber mit großem Erfolg wirkende Operationsabteilung im Großen Hauptquartier wird zu seiner Verfügung stehen, um ihm besonders alle zeit- und kräfteraubende Kleinarbeit abzunehmen. Die strategische Arbeitsleistung bleibt trotzdem riesengroß. Deutschland führt den Krieg auf den verschiedensten Kampfgebieten, seine Nachrichtenoffiziere, Sendboten und Abordnungen sind über drei Erdteile verbreitet. In dem Kartensaal der Geschäftszimmer des Großen Generalstabes werden die Karten alle Tische und Wände bedecken, von den Übersichtskarten an bis zu den Spezialkarten größten Maßstabes, auf denen jedes Haus, jeder einzeln stehende Baum verzeichnet ist. Die kartographische Abteilung des Großen Generalstabes ist unermüdlich bestrebt, auch auf den entlegensten Gebieten alles aufzuhellen. Es ist bei den hohen Befehlshabern erforderlich, daß ihre Generalstabsoffiziere ihnen alle kleinlichen Sorgen und Erwägungen fernhalten; dann bleiben die Nerven ruhig, und das nicht ermüdete Gehirn ist fähig, schwerwiegende Entschlüsse zu fassen. General Ludendorff wird die Sichtung der zum Vortrag geeigneten Geschehnisse, die neue Befehle nötig machen, wohl mit Meisterhand besorgen.

Feldmarschall v. Hindenburg mit seinem weiten Überblick, seinem verblüffenden Geschick in der Beurteilung großer Fragen, seiner ehrfurchtgebietenden Ruhe und, was eine Hauptsache ist, seiner gottvertrauenden Freudigkeit, jede Verantwortung zu tragen, hat eine Fülle von Eigenschaften des großen Feldherrn in sich vereint. Dazu treten der messerscharfe Verstand, die glänzende Geschäftsgewandtheit, das kühne Wagen, das schnelle Auffinden der Mittel und ihre geeignete Verwendung, die General Ludendorff auszeichnen. In ihrem Zusammenwirken haben beide es schon mehrfach verstanden, dem ganzen Krieg eine neue Wendung zu geben, als er zu versumpfen drohte. Wenn in Deutschland oft ein nichtiger Meinungsstreit sich geltend machte, wer wohl von den beiden verehrten Generalen der Größere sei, so möchten wir an einen Goetheschen Ausspruch erinnern. Als er hörte, daß man sich darüber streite, wer größer als Dichter sei, er oder Schiller, reckte er sich behaglich und sagte: „Die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei Kerle haben wie wir." Dasselbe könnten auch Hindenburg und Ludendorff sagen, wenn sie nicht — zu bescheiden wären.

Im Kampf gegen die Rumänen.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

Das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg an der Seite des Vierverbandes traf die Mittelmächte zwar überraschend, aber nicht unvorbereitet.

Die Aufgabe der österreichisch-ungarischen Truppen war eine recht schwierige. Es war vorauszusehen, daß Rumänien die Hauptmasse seines Heeres auf Siebenbürgen werfen würde, um vor allem durch Besetzung dieses Landes sich einen Teil der ihm von seiten des Vierverbandes versprochenen Beute zu sichern, und man mußte daher damit rechnen, mit einer beträchtlichen ziffernmäßigen Überlegenheit schon in den nächsten Tagen nach der Kriegserklärung zu tun zu bekommen, um so mehr, als nach den eingegangenen Meldungen das rumänische Heer völlig marschbereit versammelt stand. Aber auch die Geländeverhältnisse an der siebenbürgischen Grenze waren einem Vorgehen der Rumänen durchaus günstig, weil die Eigenart der Siebenbürgen umgebenden Gebirgszüge nur noch dazu beitrug, die Aussichten für einen Einfall in dieses Land zu erhöhen.

Vom Borgopaß ziehen sich in südöstlicher Richtung die Ostkarpathen hinab, die Siebenbürgen von der Moldau trennen, ein Mittelgebirge von geringer Wegsamkeit und schlechter Gangbarkeit, von dem einzelne Kammlinien bis in die Alpenregion reichen. Mit ausgedehnten Waldungen bedeckt, erschweren sie die Verteidigung in hohem Maße. Ein vielfach rein alpiner Gebirgszug sind die Transsilvanischen Alpen, die Siebenbürgen von der Walachei trennen. Ausgedehnte Felsabstürze, namentlich im Cernagebiete, bannen die militärischen Maßnahmen in bestimmte Räume. Der Kern des Gebirges beiderseits des Rotenturmpasses, das Fogaragebirge, mit dem 2540 Meter hohen Negot, das Cibingebirge, das Mandramassiv (2529 Meter) steigen zum Hochgebirge empor, wo steile, sich weit erstreckende Felswände für Truppen die Überquerung des Gebirges außerordentlich erschweren. Nur wenige fahrbare Verbindungen gibt es, die in tiefen Gebirgspässen die Transsilvanischen Alpen übersetzen: die ausgezeichnete Straße von Turn-Severin nach Orsova, die Straße durch den Vulkanpaß, durch das Schyltal über den Szurdukpaß nach Petroseny; und endlich führt eine tief im Alutal eingebettete Straße durch den Rotenturmpaß aus der Walachei nach Hermannstadt.

Es war klar, daß angesichts dieses von weit überlegenen Kräften konzentrisch durchgeführten Angriffs die in der weit vorspringenden Südostecke Siebenbürgens stehende Mitte der k. u. k. Grenzschutztruppen zurückgenommen werden mußte. Das Becken von Kronstadt räumend, gingen diese Heeresteile zurück, gedeckt durch die beiden Flügel, von denen der rechte nördlich der Donau, der linke im Gyergyogebirge alle Angriffe der Rumänen abwies. Erst nachdem die Mitte genügend weit zurückgegangen war, lag auch für die entlastenden Flügelgruppen die Möglichkeit vor, den weit überlegenen feindlichen Kräften auszuweichen, wobei es besonders im Raume von Orsova zu scharfen Kämpfen kam. Am 30. August hatten hier die Rumänen

die Grenze gegenüber der Insel Ada Kaleh überschritten, empfangen von heftigem Artilleriefeuer, in das auch die in der Richtung von Tekija stehenden bulgarischen Batterien einstimmten, die Rumänen in den Flanken kräftig eindeckend.

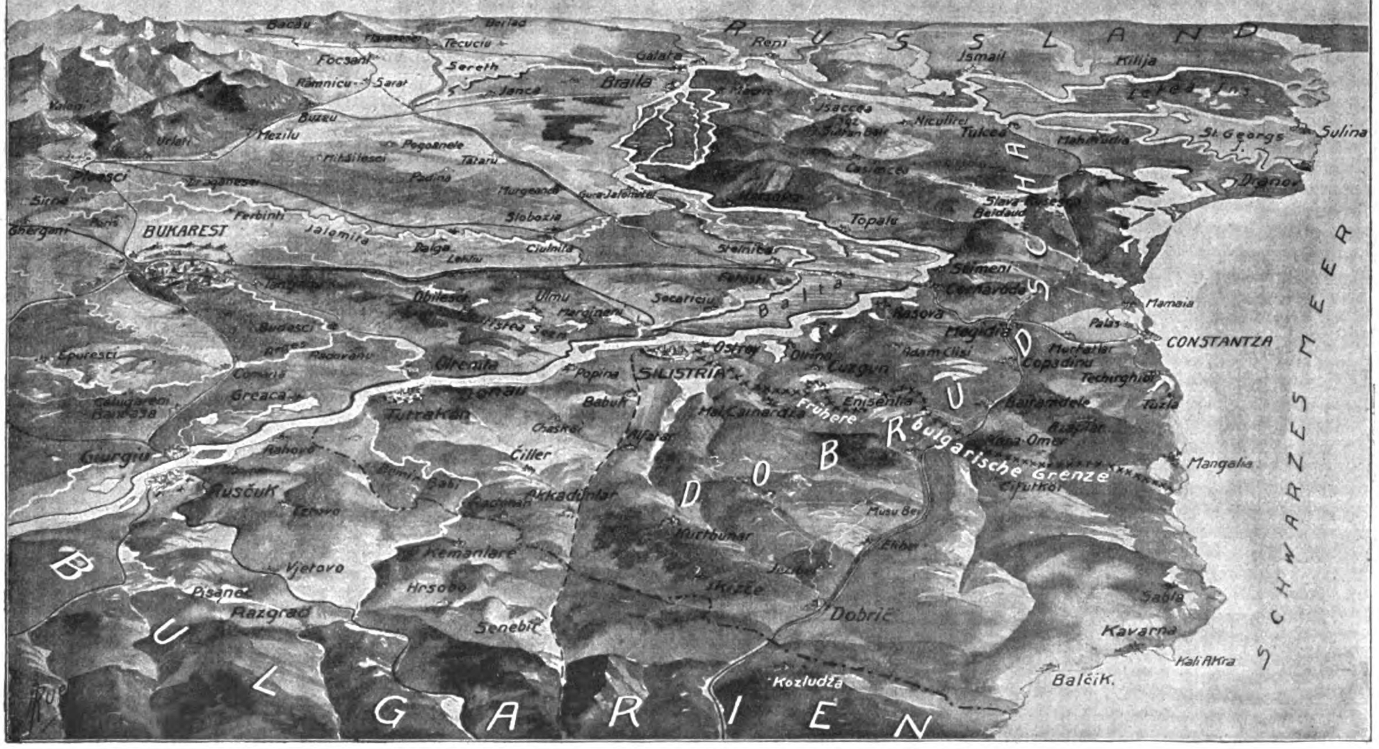
Auch auf den anderen Kampfgebieten machte die Vorwärtsbewegung der Rumänen nur langsame Fortschritte, und sowohl bei Kronstadt wie auch bei Hermannstadt folgte der Gegner nur zögernd den Schritt für Schritt zurückweichenden österreichisch-ungarischen Truppen, wozu allerdings auch der Umstand beitrug, daß die Rumänen am Rotenturmpaß sowie in anderen Nachhutgefechten sehr schwere Verluste erlitten hatten und einzelne rumänische Regimenter durch Gegenstoß von den in Verteidigung ihrer engeren Heimat wie rasend angehenden Szeklern und Ungarn fürchterlich zugerichtet worden waren. Ebenso wurden auch starke rumänische Kräfte, die in der Gegend von Gyërgyö-St. Miklos den Übergang über die Maros zu erzwingen versuchten, restlos abgewiesen.

Durch frisch eingeschobene Reserven, darunter nun auch deutsche Truppen, gestützt, wurde der Widerstand gegen das Vorgehen der Rumänen in Siebenbürgen immer heftiger. Wenn es sich auch hier und da, wie bei Csik Petroseny, infolge der immer noch bedeutend überlegenen Truppenzahl des Gegners als notwendig erwies, der Übermacht geschmeidig auszuweichen und dieselbe Taktik zu befolgen, die General v. Kövesz unlängst mit so ausgezeichnetem Erfolge gegenüber den Russen in den Kämpfen zwischen Pruth und Dnjestr angewendet hatte, so belehrte doch das erbitterte Ringen beiderseits der Straße Petroseny—Hötzing (Hatszeg) die Rumänen darüber, daß sich allmählich die Lage auch in Siebenbürgen für sie zu ändern begann. So wurde denn ihr Vorrücken immer langsamer, obwohl der linke Flügel der Armee Letschitzki sich in den Karpathen verzweifelt abmühte, durch Gewaltstürme die Rumänen zu entlasten.

Das Zögern in den Bewegungen der Rumänen wurde nicht zum kleinsten Teile auch durch die Nachrichten beeinflußt, die über den ungünstigen Verlauf der Kämpfe in der Dobrudscha einliefen. Wie eine durch nichts zu hemmende Springflut war eine aus Deutschen, Bulgaren und Türken zusammengesetzte Stoßgruppe über die Grenzen der Dobrudscha vorgebrochen, hatte die rumänischen Grenzschutztruppen geworfen und war mit besonders starkem linken Flügel längs der Donau in einer Frontbreite von 150 Kilometern vorgerückt. Bei Kurtbunar wurden die Rumänen überrannt, Akkadünlar besetzt und dann weiter gegen die Stadt Dobric vorgegangen, die, etwa 40 Kilometer vom Schwarzen Meer gelegen, mit Warna durch eine Eisenbahn über die Grenze hinweg verbunden ist und einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt bildet. Vergebens schoben die Rumänen Teile ihres Heeres, durch Russen, vor allem Kavallerie, verstärkt, zur Deckung von Dobric heran. Russen wie Rumänen wurden geschlagen und mußten unter großen Verlusten weichen. Eine russische Kavalleriebrigade, die anzureiten versuchte, wurde vernichtet. Inzwischen war der linke Flügel längs der Donau auf die Befestigungen von Tutrakan losgegangen, die als Brückenkopf die von hier nach dem nur 60 Kilometer entfernten Bukarest führende Eisenbahn zu decken bestimmt waren. Die meisten dieser Werke waren neuester Bauart und auch die Panzerbatterien erst nach dem Herbst 1913 errichtet worden. Der Bedeutung des Platzes entsprach seine Besatzung, die aus zwei vollständigen Divisionen außer der Werkartillerie bestand. Ein Trommelfeuer schlug auf die Rumänen hernieder, wie sie es sich wirklich nicht hatten träumen lassen. Dann schritten Deutsche und Bulgaren zum Sturm. Ein wilder Nahkampf mit blanker Waffe — dann sank die rumänische Fahne auf allen Werken, soweit diese nicht schon mit stürmender Hand genommen waren. Tutrakan ergab sich. 25 000 Mann mit allen Offizieren und 100 Geschütze fielen in die Hände der Sieger, neun Tage nach Kriegsbeginn war mehr als ein ganzes Armeekorps der Walachenarmee tot, gefangen oder verwundet.

In Eilmärschen ging es weiter. Bei Baladra wurden die Rumänen abermals geschlagen, und der rechte Flügel der Stoßgruppe schob sich auf Baltschik vor, das ebenfalls bald eingenommen wurde. Man darf dabei nicht vergessen, daß der Krieg gegen Rumänien für die Bulgaren ein Rasse- und Rachekrieg ist, der diese zur äußersten Kraftentfaltung anspornt, um so mehr, als sich die abziehenden Rumänen die scheußlichsten Greueltaten gegen die in der Dobrudscha ansässigen Bulgaren haben zuschulden kommen lassen, wie die in dem brennenden Baladra vorgefundenen Leichen von etwa fünfzig bulgarischen Frauen und Kindern beweisen, die von Soldaten des rumänischen Infanterieregiments Nr. 40 bei deren Rückzuge ermordet worden waren.

Immer weiter ging der Vormarsch. Kavarna und Kaliakra wurden von den Bulgaren besetzt und von Deutschen und Türken die Linie Lapakli-Tschataldscha—Alfatar-Alifak erreicht, wodurch der Brückenkopf von Silistria abgeschnitten wurde.



Vogelschaukarte zum Vordringen Mackensens in der Dobrudscha.

Nun kam dieses an die Reihe; aber der Fall Tutrakans war den Rumänen derartig in die Glieder gefahren, daß sie die starke, mit neuzeitlichen Forts bewehrte Festung, deren Ausbau allein in den letzten beiden Jahren über 100 Millionen gekostet hatte, kampflos räumten. So fiel sehr rasch auch Silistria.

Der Rückzug der Rumänen flutete weiter und zwar derart überstürzt, daß auf dem Wege nach Sarsankar vier schwere 15-Zentimeter-Geschütze von der bulgarischen Reiterei völlig unversehrt stehen gelassen aufgefunden wurden. In Eilmärschen strebten die siegreichen Truppen weiter. Durch den ganzen Aufmarsch- und Feldzugsplan der Rumänen und ihrer Verbündeten hat jedenfalls die überraschende Offensive der vereinigten deutschen, türkischen und bulgarischen Heere einen dicken Strich gemacht und das ganze Bild des Balkankrieges ganz anders gestaltet, als es sich die Gegner ausgemalt hatten.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Einbringung der ersten rumänischen Gefangenen in Sofia am 11. September 1916.

Der Krieg in Ostafrika im Juni und Juli 1916.

(Hierzu die Bilder Seite 298 bis 300 und die Karte Seite 79.)

In Deutsch-Ostafrika kämpfte die deutsche Schutztruppe ungebrochenen Mutes auf den verschiedensten räumlich weit getrennten Kriegschauplätzen um den Besitz des letzten deutsch-afrikanischen Bodens mit unverminderter Heftigkeit weiter, und zwar im Norden, Nordosten und Südwesten gegen die eindringenden Engländer und Buren, im Nordwesten gegen belgische und im Süden gegen portugiesische Truppen. Nach neuen, sicheren Nachrichten haben die verbündeten Feinde nicht weniger als ungefähr zweihunderttausend Mann an Kampf- und anderen Hilfstruppen aufgeboten, um den zähen Widerstand der nicht sehr zahlreichen deutschen Schutztruppe gänzlich zu brechen. Aber dies ist bei weitem noch nicht erreicht, wenn sich auch die Deutsch-Ostafrikaner infolge des von allen Seiten gegen sie ausgeübten Druckes mehr und mehr gegen das Innere des Schutzgebiets zurückziehen mußten. Nur sehr langsam, Schritt für Schritt, nach heftigen, erbitterten Urwald- und Buschkämpfen, unter außergewöhnlich hohen blutigen Verlusten kamen die Feinde vorwärts.

Die Hauptstreitkräfte des Generals Smuts, die entlang der Usambarabahn nach Südosten den deutschen Schutztruppenabteilungen nachdrängten, rückten Anfang Juni gegen die verschanzten Stellungen der Deutschen in den sumpfigen, mit dichten Buschwäldern bestandenen Niederungen des Mkomasi vor. Nach hartnäckigen Kämpfen konnten die Engländer Brücken und Knüppeldämme über den Mkomasi schlagen und die Stellungen der Deutschen umgehen, so daß sich diese wiederum gezwungen sahen, zurückzugehen, um nicht eingeschlossen zu werden. Beim weiteren Vorgehen längs der Usambarabahn konnten die Engländer und Buren diese sogenannte „Stierhörnermethode" dank ihrer Übermacht immer wieder erfolgreich anwenden, und so die Deutschen beinahe stets aus ihren starken Stellungen „hinausmanövrieren", was natürlich nicht ohne schwere, für den Feind verlustreiche Kämpfe abging. So konnte die feindliche Kolonne des Generals Hannington am 11. Juni 1916 die Bahnstation Mombo (siehe Bild Seite 298), am 13. den Bezirksort Wilhelmstal sowie Makuyuni und am 16. Juni die Bahnstation Korogwe besetzen.

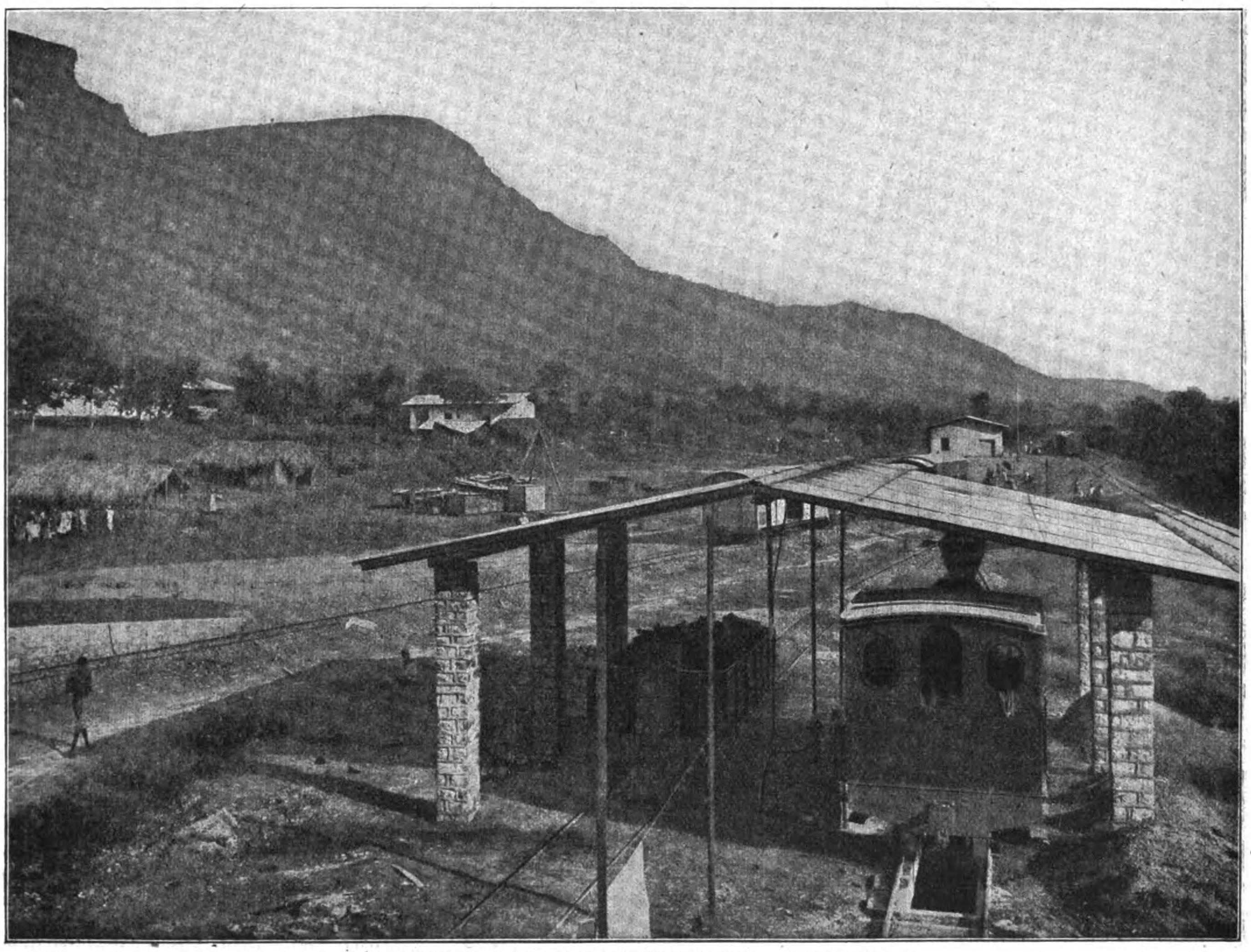
Dem weiteren Versuch Hanningtons, von hier aus an der Bahnlinie entlang nach der Küstenstadt Tanga vorzudringen, wurde ein starker Riegel vorgeschoben. Beträchtliche Kräfte der deutschen Schutztruppe hatten nämlich östlich von Korogwe am Panganifluß, der hier in südöstlicher Richtung seinen Lauf nimmt, und an einem von Norden kommenden Nebenflüßchen mehrere Kilometer lange, gut vorbereitete, durch Sumpf und Busch geschützte Stellungen bezogen. Um diese spielten sich eine Reihe schwerer Kämpfe ab. Viele Burenabteilungen gerieten hier in Hinterhalte, in geschickt verdeckte Wolfsgruben und gefährliche Sumpfstellen und kamen in diesen um. Um den 20. Juni herum versuchte eine etwa 1000 Mann starke Burenkolonne südlich Njussi zur Nachtzeit den Pangani zu überschreiten, um in den Rücken der linken deutschen Flanke zu gelangen. Auch

Von dem linken Flügel der russischen Kaukasusfront: Türkische Truppen überfallen infolge eines glücklichen Handstreichs russische Gräben Ende August 1916, wobei eine große Beute an Kriegsmaterial und über 5000 Gefangene gemacht wurden.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

sie geriet aber in einen Hinterhalt und wurde von den deutschen Askari bis auf 200 Mann niedergemacht; außerdem verlor sie viel Kriegsmaterial. Durch diese Niederlage ließ sich jedoch General Hannington bei seiner Übermacht nicht abschrecken, immer wieder umfassende Angriffe auf die deutschen Stellungen zu unternehmen. Sie scheiterten aber sämtlich an der zähen deutschen Gegenwehr. Ebenso hatte Ende Juni ein Durchbruchsversuch gegen die Mitte der deutschen Front einen vollen Mißerfolg. Die Verluste der Buren waren dabei schwer. Die deutschen Schutztruppenabteilungen beschränkten sich aber nicht auf die Verteidigung, sondern sie machten auch zahlreiche kraftvolle Gegenstöße; besonders konnten sie oft die Verbindungen des Feindes stören und Beute machen.

General Smuts, der Oberbefehlshaber, sah ein, daß sein Unterführer Hannington die festverschanzten Deutschen östlich Korogwe vorläufig nicht so schnell wie er wünschte von den beiden wichtigeren Bahnstationen Muhesa und Amani, letztere Endpunkt der Sigizweigbahn, Besitz, näherte sich dabei aber schon sehr den deutschen Stellungen östlich Korogwe. Von der Umzingelung durch feindliche Massen schwer bedroht, räumten dann die Deutschen gegen Ende Juli ihre Stellungen bei Korogwe und zogen sich südwärts am Panganifluß entlang zurück. Damit war das gesamte wertvolle Pflanzungs- und Siedlungsgebiet Usambara nach fast zweijähriger ruhmvoller Verteidigung in feindliche Hände gefallen. Nach der Besitznahme rückten die Engländer langsam südlich der Usambarabahn vor und besetzten am 31. Juli die Küstenstadt Pangani. Kleinere Streitkräfte des Gegners gingen nun entlang der Küste nach Süden vor, die Hauptteile der feindlichen Truppen drängten aber südwestwärts, in Richtung auf den Lukigurafluß, östlich der Nguruberge, wohin sich verschiedene deutsche Abteilungen der Schutztruppe zurückgezogen hatten.



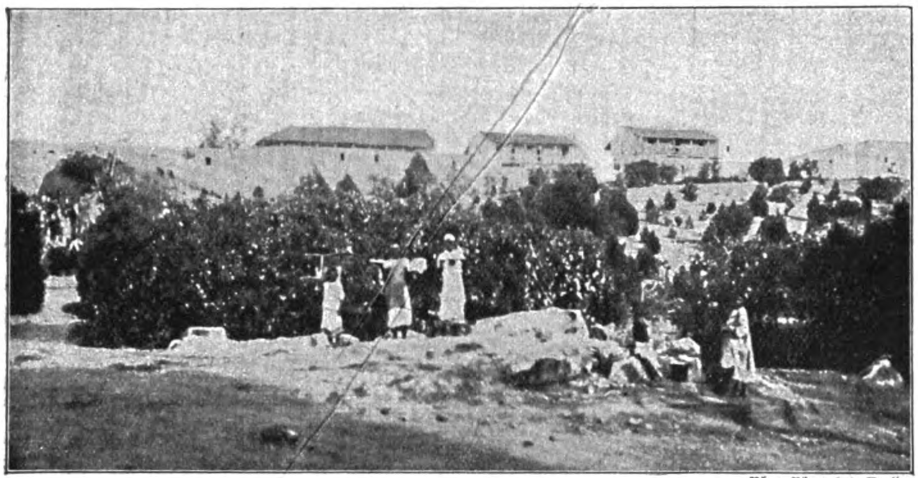
Bahnhof und Bahnhofsgebäude in Mombo an der Usambarabahn.

vertreiben konnte; aber das begehrenswerte Ziel, die herrliche Küsten- und Hafenstadt Tanga, lockte zu sehr. So entsandte er eine berittene Burenkolonne durch die Usambaraberge, die von Wilhelmstal über Sakarani, Bumbuli, Litundi in Richtung auf Tanga vorrückte und somit die deutschen Stellungen bei Korogwe weit im Norden umritt. Diese Kolonne hatte in dem Berggelände viele Schwierigkeiten zu überwinden, fand aber nur schwachen Widerstand durch deutsche Truppen. Am 7. Juli konnte sie leider von Tanga, dem „Klein-Hamburg" Deutsch-Ostafrikas, ohne Widerstand Besitz ergreifen; da eine Verteidigung dieses offenen Platzes gänzlich zwecklos gewesen wäre, so zog man vor, ihn zu räumen, um seiner Zerstörung vorzubeugen.

Nach der Besitzergreifung Tangas rückten Teile dieser feindlichen Kolonne längs der Bahnlinie südwestwärts hinab, um sich mit der Kolonne Hannington zu vereinigen. Aber nur sehr langsam konnten sie sich ihrem Ziele nähern. Schwache deutsche farbige Patrouillen hielten den mehrere tausend Mann starken Gegner tagelang auf und fügten ihm ansehnliche Verluste zu. Erst am 21. Juli ergriff Hannington

Während sich also die Truppen Hanningtons nach der Besetzung Mombos südostwärts entlang der Usambarabahn bewegten, ging gleichzeitig eine andere starke feindliche Abteilung, die des Generals Hodkings, von Mombo in südwestlicher Richtung längs der Zweigbahn Mombo-Handeni vor und bemächtigte sich am 11. Juni des Ortes Mkalamo, vierzehn Meilen südwestlich Mombo, nachdem deutsche Abteilungen in schweren Gefechten gezwungen worden waren, der feindlichen Übermacht zu weichen und sich südwestlich auf Handeni zurückzuziehen, nicht ohne den Feind durch erbitterte Nachhutgefechte so sehr aufzuhalten, daß er, obwohl beritten, erst am 19. Juni Handeni, etwa 60 Kilometer südwestlich Mombo, erreichen und nehmen konnte. Unter weiteren Nachhutgefechten, bei denen die nachdrängenden Engländer und Buren sehr empfindliche Verluste an Menschen und Material erlitten, zogen sich die deutschen Schutztruppenabteilungen immer mehr südwestlich nach dem Lukigurafluß und den Bergen von Nguru zurück.

Auf dem Westufer des Lukiguraflusses, der östlich der Nguruberge in südöstlicher Richtung dem Wamifluß zu-



Phot. Photothek, Berlin.

Fort Kilimatinde in Deutsch-Ostafrika.

Zentralbahn, aber durch größere Zwischenräume voneinander getrennt. Die mittlere der feindlichen Abteilungen konnte am 29. Juli die Station Dodoma erreichen, während die beiden anderen am 31. die Stationen Kilimatinde und Kikombo besetzten. Aber nicht leicht war dem Feinde die Erreichung dieser wichtigen Ziele gemacht worden: er erlitt sehr schwere Verluste an Mannschaften und Reittieren, da die zurückgehenden deutschen Schutztruppenabteilungen sich wieder und wieder der feindlichen Übermacht todesmutig entgegenstellten und nur nach erbitterten Kämpfen zur Aufgabe ihres heldenmütigen Widerstandes gezwungen werden konnten. Durch die Abschneidung der deutschen Zentralbahn an ihrem Mittelpunkte sah sich die unermüdliche,

fließt, im dichtesten Buschwalde, bezogen die Deutschen wieder starke Stellungen. Um diese entspann sich am 24. Juni eine Reihe sehr schwerer Kämpfe. Die Engländer griffen frühmorgens die deutsche Front nach Artillerievorbereitung mit starken Kräften von Norden und Osten an, waren aber, obwohl sie keine blutigen Opfer scheuten, nicht imstande, den Lukigurafluß zu überschreiten, im Buschwalde vorzudringen und den Gegner zu werfen. Nur als es ihnen gegen Abend an einer Stelle gelungen war, den linken Flügel der Deutschen zu umfassen und diese dadurch vom Rücken her zu bedrohen, räumten sie ihre Stellungen ohne besondere Verluste und gingen weiter südlich in die Nguruberge zurück, wo sie wiederum starke Bergstellungen besetzten. Auf diese marschierten die Engländer von verschiedenen Seiten mit ihren Hauptkräften zu, es gelang ihnen aber während des ganzen folgenden Juli nicht, die Deutschen von dort zu vertreiben. Deren Hauptstreitkräfte sammelten sich Ende Juli nach und nach in den Ngurubergen an, um, wie feindliche Meldungen erkennen ließen, der Smutsschen Armee größeren Widerstand zu leisten.

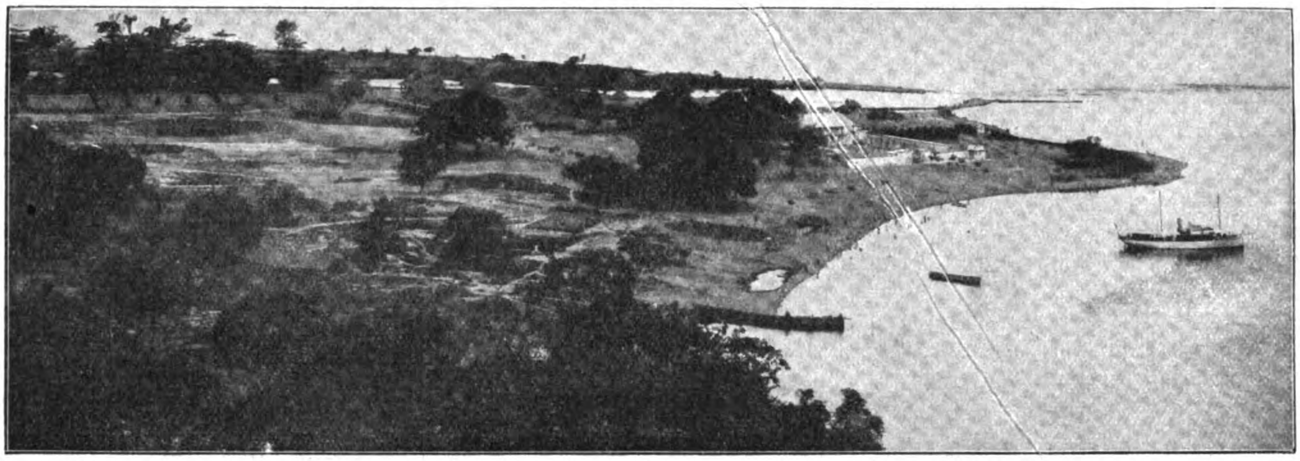
Die Truppen van Deventers, die vom 9. bis 11. Mai bei Kondoa-Irangi von tapferen deutschen Schutztruppenabteilungen unter persönlicher Führung ihres Kommandeurs so empfindlich aufs Haupt geschlagen worden waren (siehe Seite 76 u. f.), verschanzten sich nach ihrer Niederlage nördlich Kondoa-Irangi und konnten sich dort gegen weitere Gegenangriffe halten. Ihr anfängliches Ziel aber, die Erreichung und Abschneidung der wichtigen deutschen Zentralbahn an ihrem Mittelpunkte, war vorläufig vereitelt. Bis zum 26. Juni wagte General van Deventer keinen Vorstoß mehr. In der Zwischenzeit sammelte er aber gewaltige Mengen Munition und Lebensmittel an; auch erhielt er Verstärkung von einer weiteren Brigade, die schwere Geschütze mitbrachte, darunter ein 15-cm-Geschütz. Nun erst schritt van Deventer am genannten Tage, dem 26. Juni, wieder zum Angriff. Durch riesige Verschwendung von Artilleriemunition und geschickte Entfaltung seiner vier- bis fünffachen Übermacht gelang es ihm, die von den Deutschen zurückeroberte Militärstation Kondoa-Irangi wieder einzunehmen. Bis zum 21. Juli spielten sich hier erbitterte Kämpfe ab, in denen schließlich die feindliche Übermacht die Oberhand behielt, doch um den Preis schwerster Verluste. Die Deutschen zogen sich unter dem feindlichen Druck in südlicher Richtung auf die Zentralbahn und auf Singida, westlich Kondoa-Irangi zurück. Die feindlichen Kräfte rückten dichtauf nach. Gegen die Zentralbahn erfolgte der feindliche Vormarsch in drei verschiedenen Richtungen, nämlich auf Kilimatinde (siehe obiges Bild), Dodoma nud Kikombo, sämtlich Plätze am mittleren Teil der

in allen Lagen glänzend bewährte Führung der deutschen Schutztruppe vor schwierige Aufgaben gestellt, da die im Westen der Kolonie gegen die Belgier kämpfenden deutschen Abteilungen mit der im Osten stehenden Hauptmacht jetzt keine Telegraphen- und Eisenbahnverbindung mehr hatten. Eine Vereinigung der westlichen Abteilungen mit der deutschen Hauptmacht war immerhin nicht ausgeschlossen, wenn auch die großen Vorteile eines ungestörten Besitzes der Zentralbahn, vor allem die bisherige Möglichkeit rascher Truppenverschiebung, nunmehr in Wegfall gekommen war.

Eine größere Unternehmung leiteten die Engländer Anfang Juni zur Besitznahme des deutschen Gebietes am Viktoriasee ein. Hierzu wurde eigens eine gemischte Brigade aus farbigen belgischen und englischen sowie burischen Truppen zusammengestellt, die der englische General Crewe führte. Dieser besetzte in den ersten Junitagen auf dem östlichen Seeufer die Küstenorte Schirato, Ussasini und Usambara ohne nennenswerten Widerstand. Am 16. nahm er von der großen Insel Ukerewe, am 4. Juli von Bukoba und anderen kleinen Küstenortschaften am westlichen Seeufer Besitz. Eine andere Abteilung seiner Truppen landete am 19. Juli im Morgennebel bei Kongoro am südlichen Seeufer und besetzte Muansa nach geringem Widerstand. Damit waren die größeren deutschen Ortschaften am Viktoriasee in feindlichen Händen. Die folgenden Tage benutzte der Gegner zur weiteren Besetzung kleinerer Küstenorte und zur Sicherung des genommenen Gebietes, so daß Ende Juli die Herrschaft der Deutschen am Viktoriasee ihr Ende erreicht

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Eingeborene von Deutsch-Ostafrika, die Trägerdienste für das deutsche Militär leisten, rasten auf der „Barra-barra“ (Karawanenstraße).



Blick auf die von den Engländern am 13. Juni 1916 besetzte ehemalige Station Alt-Langenburg am Nordende des Nyassasees.

hatte, nachdem sie auch ihre beiden kleinen Dampfer „Muansa“ und „Otto-Heinrich“ selbst versenkt hatten. Die Besetzung des deutschen Viktoriaseegebietes bildet wohl die kläglichste „Ruhmestat“ der Feinde in Ostafrika, denn der etwa 6000 bis 7000 Mann starken Brigade des Generals Crewe standen nur ganz kleine deutsche Posten an den größeren Orten in einer Gesamtstärke von kaum 200 Mann gegenüber. Trotzdem brauchte die dreißig- bis fünfunddreißigfache feindliche Übermacht volle zwei Monate zur Erreichung ihres Zieles!

Im nordwestlichsten Teile der Kolonie konnte der belgische General Tombeur mit seinen zwei Brigaden, die von den Obersten Ohlsen und Molitor geführt wurden, die paar ihm entgegengestellten Schutztruppenkompanien und die mit den Deutschen vereint kämpfenden Araberabteilungen nach heftiger Gegenwehr weiter nach Osten und Südosten zurückdrängen. Die Belgier besetzten am 6. Juni Kiwitawa, am 8. Usumbura, Kasima, Lusaraki, am 16. Ribeco und am 26. Njaruwungo. An allen diesen Punkten leisteten die zurückgehenden Deutschen der feindlichen Übermacht hartnäckigen Widerstand und fügten ihr schwere Verluste zu. Anfang Juli erreichten die Belgier die Gebiete westlich und südlich des Viktoriasees, wo sie der belgisch-britischen Brigade des Generals Crewe die Hand reichten. In diesen Gegenden fanden im Laufe des Juli sehr heftige Rückzugsgefechte mit den Deutschen statt, die die Belgier mit üblicher Verdrehung als große „Siege“ darzustellen versuchten. Eines der schwersten dieser Gefechte war das bei Busiroyumbo am 3. Juli, wo Hauptmann Gudovius mit einer kleinen deutschen Abteilung in belgische Gefangenschaft geriet. Bis Ende Juli hatten dann die Belgier den herrlichen, reichen nordwestlichen Teil der Kolonie etwa von Maria-Hilf südlich des Viktoriasees in südwestlicher Richtung bis ungefähr Kigoma am Tanganjikasee in Händen.

Auch General Northey, dem Kommandanten der rhodesisch-burischen Streitkräfte, die ebenfalls aus zwei Brigaden bestanden, gelang es, im südwestlichen Teile des Schutzgebiets größere Fortschritte zu machen. Die seit dem 25. Mai in Namema, Bezirk Neu-Langenburg, eingeschlossene deutsche Abteilung machte in der Nacht zum 2. Juni einen glücklichen Ausfall und konnte sich durch den feindlichen Einschließungsring durchschlagen, allerdings fielen dabei der verwundete deutsche Führer und einige Askari in englische Gefangenschaft. Oberst Murray, einer der Unterführer Northeys, besetzte am 11. Juni Bismarckburg (siehe untenstehendes Bild) am Tanganjikasee und drang dann weiter nach Norden vor; ein anderer Unterführer, Oberst Rodgers, rückte am 13. in Alt-Langenburg (siehe obiges Bild) am Nyassasee ein. Nach heftigen Gefechten zogen sich die deutschen Truppen des Nyassaseegebietes am 1. Juli aus den Livingstonebergen und östlich dieser aus Ubena in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurück. Am 24. fand bei Malangala, etwa halbwegs an der Straße Neu-Langenburg—Iringa ein schweres Gefecht statt, wobei die Deutschen weiter nach Nordosten auf Madibira, 30 Meilen südwestlich Iringa, abgedrängt wurden.

An den Südgrenzen des Schutzgebietes kam es zu größeren und kleineren für die deutschen Waffen erfolgreichen Gefechten mit den Portugiesen. Diese landeten am 21. Mai vom Kreuzer „Adamastor“ an der Rowumamündung eine größere Abteilung Truppen, die auf deutschem Ufer einzelne wertvolle Anlagen zerstörten und einige Eingeborenendörfer niederbrannten. Diese Hunnentat fand die gerechte Sühne: die portugiesischen Scharen wurden in den folgenden Tagen beinahe gänzlich vernichtet. Am 28. Mai eroberten die Deutschen den portugiesischen Grenzposten Hude, gaben ihn aber nach feindlichen Meldungen später wieder auf. Eine äußerst schwere Niederlage wurde den Portugiesen am 7. Juni an der Südostecke des Schutzgebietes in den östlichen Makondebergen bereitet; hier geriet eine portugiesische Kolonne von 1200 Mann, die auf deutschem Gebiete vorzudringen versuchte, in einen Hinterhalt und wurde von den Deutschen bis auf den letzten Mann aufgerieben. Dabei machten die Deutschen große Beute, die in einer vollständigen Lagerausrüstung, Lebensmitteln, Munition, Geschützen und Maschinengewehren bestand. Seit dieser gründlichen Niederlage wagten keine Portugiesen mehr in die deutsche Kolonie einzudringen, was um so erfreulicher war, als die Portugiesen überall, wo sie auf deutschem Boden Fuß fassen konnten, in zügelloser Weise geplündert, geraubt, gemordet und gebrandschatzt hatten. Am 17. Juni nahmen deutsche Abteilungen von neuem den Grenzposten Hude, wo sie sich auch in der Folge behaupten konnten. — Nach zweijähriger, ruhmvoller Verteidigung hatte sich die Gesamtlage der großen deutschen Kolonie derart gestaltet, daß der Feind etwas über ein Drittel des deutschen Bodens besetzt hielt. Die wackeren Verteidiger hatten aber immer noch ein Gebiet in Händen, das größer ist als das ganze Deutsche Reich.

Station Bismarckburg wurde am 11. Juni 1916 von den Engländern besetzt.

Munitionskolonne überschreitet die Brücke über den Forgesbach in dem stark unter Feuer der feindlichen Artillerie von der Richtung des nördlichen Hessenwaldes und der Höhe 304 her gehaltenen Dorfe Forges.

Im Hintergrunde der Rabenwald und ganz rechts hinten, in Granatenrauch gehüllt, der Tote Mann.

Nach einer Originalzeichnung auf Grund eines an Ort und Stelle gefertigten Aquarells des Kriegsmalers Theodor Rocholl.

UNIV. OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

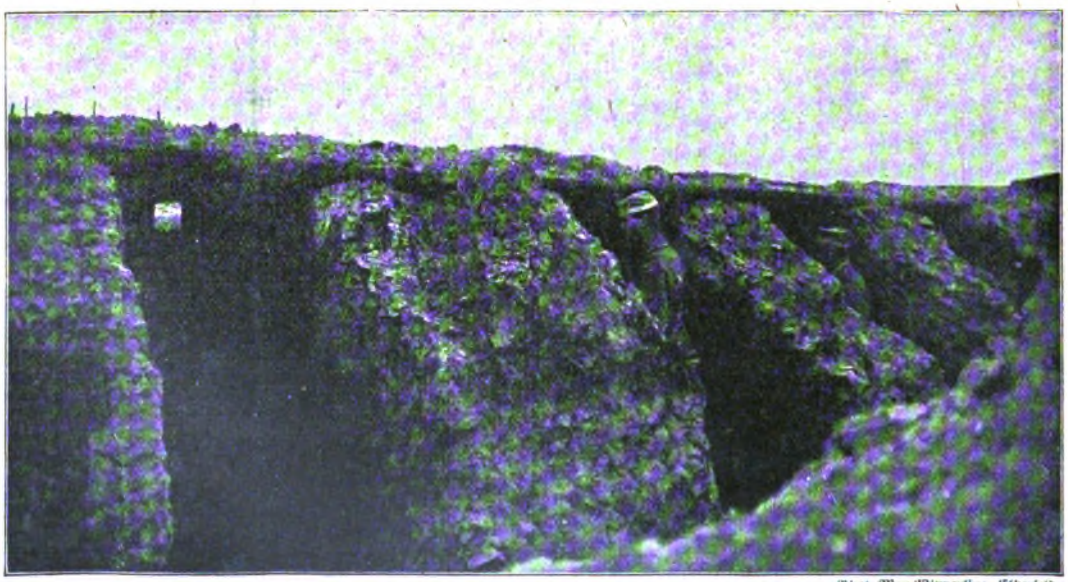
In **Frankreich** war um den 11. September auf dem Sommeabschnitt wieder ein Augenblick des Aufatmens eingetreten. Sowohl Engländer wie Franzosen waren mit der Wiederherrichtung ihrer Stellungen und der Anlegung neuer Gräben beschäftigt; auch war Nachschub an Mannschaften und Munition wie auch Ersatz für die zahlreichen durch die überstarke Benutzung unbrauchbar gewordenen Geschütze (siehe Bild Seite 303) dringend notwendig geworden. Doch war der Gegner von diesen Vorbereitungen zu neuen Taten nicht in dem Maße in Anspruch genommen, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, den deutschen Truppen durch fortgesetzte Beunruhigung lästig zu werden. Während aber die Verluste, die diese erlitten, vergleichsweise mäßig waren, erreichten die Einbußen an Gefallenen und Verwundeten auf gegnerischer Seite eine derartige Höhe, daß in Frankreich wie in England eine nur zu berechtigte Unruhe Platz griff. Sie wäre ohne Zweifel noch größer gewesen, wenn die französischen und englischen Behörden nicht bemüht gewesen wären, das Durchdringen der vollen Wahrheit tunlichst zu verhindern. In England hatte man anfangs Verwundetenzüge nur bei Nacht befördert. Bei dem wachsenden Andrang mußte man neuerdings aber auch den Tag zu Hilfe nehmen. Ununterbrochen liefen endlose Verwundetenzüge aus Calais auf dem Londoner Bahnhof Charing Croß, dem „Verwundetenbahnhof", ein. Der Vierverband gab selbst zu, daß seine Verluste auf dem westlichen Kriegschauplatze noch erheblich größer seien als die aus den heftigsten Kämpfen an der Ostfront. Durch das, was sie nun im eigenen Lande zu sehen bekam, gewann allmählich auch die vom Kriege vordem nicht so unmittelbar betroffene Bevölkerung Englands eine klare Vorstellung von den Schrecken der Sommeschlacht, in der wohl zum ersten Male in größtem Maßstab auch das Blut der geborenen Engländer, nicht zuletzt der Offiziere, floß, obwohl die englische Heeresleitung fortfuhr, nach Möglichkeit die in den früheren Abschnitten des Krieges fast ausschließlich mitgenommenen Hilfsvölker — Australier, Kanadier, Inder — vorzuschicken.

Schon am 12. September kündete sich das Bevorstehen neuer größerer Kämpfe an der Somme an. Gewaltiges Trommelfeuer lag auf den deutschen Linien von Combles bis zur Somme. Zwar war auch von seiten der Engländer das Feuer lebhaft; doch bestand offenbar diesmal die Absicht, daß die Franzosen den Hauptstoß unternehmen sollten. Sie hatten sich immer weiter nach Norden ausgebreitet und einen immer größeren Frontabschnitt von den Engländern übernommen. Ihre Stoßkraft zeigte sich derjenigen ihrer Verbündeten überlegen; denn während diese mit ihren letzten Unternehmungen überall nur Mißerfolge erlebt hatten, konnten die Franzosen am 12. September einen Raumgewinn erzielen, der die deutschen Linien zwar nicht im mindesten erschütterte, aber doch ein Beweis für den Kampfesmut der französischen Truppen und die Geschicklichkeit ihrer Führer war. Der Gegner konnte die Straße Peronne—Bapaume überschreiten und südlich Combles das Dorf Bouchavesnes (siehe Karte Seite 302) in seine Hand bringen. Ein gleichzeitiger Vorstoß beträchtlicher englischer Kräfte bei Pozières und Ginchy blieb ergebnislos. — Südlich der Somme steigerte sich das Artilleriefeuer an verschiedenen Punkten zu großer Gewalt; die namentlich zwischen Barleux und Belloy unverkennbar vorhandene Angriffsabsicht wurde aber durch schweres Sperrfeuer der deutschen Artillerie unterdrückt.

Die neue Angriffsfolge an der Somme wurde am 13. September mit noch größerer Wucht fortgesetzt. Der Hauptangriffsabschnitt ging nördlich über Combles hinaus und erstreckte sich bis Ginchy. Die Engländer wollten namentlich zwischen diesem Ort und Guillemont ihre Front, die hinter dem von den Franzosen neu gewonnenen Vorsprung zurückblieb, weiter vorschieben. Vier außerordentlich starke Sturmangriffe brausten gegen die deutschen Linien zwischen Ginchy und dem Leuzewalde heran, die aber sämtlich trotz allen Mutes der Angreifer blutig abgeschlagen wurden. Mit stärkstem Einsatz an Mannschaft und Munition versuchten die Franzosen gleichzeitig in demselben Raume wie Tags zuvor weitere Fortschritte zu machen. Ihre Zusammenstöße mit den deutschen Truppen führten zu einem schweren, lange hin und her wogenden Ringen. Gegen Rancourt, südöstlich Combles, das von drei Seiten von den Franzosen umfaßt war und mit äußerster Zähigkeit allen ihren Anstrengungen trotzte, richteten die Angreifer, die mit größter Erbitterung, aber auch unter schweren Verlusten kämpften, nichts aus. Südlich Bouchavesnes drangen sie zwar in den Gutshof Brieche ein, konnten ihn aber nicht behaupten, sondern mußten ihn unter einem kraftvollen deutschen Gegenangriff wieder preisgeben. Den mit dem schnellen Vorstoß über die Straße Peronne—Bapaume am 12. September erzielten Raumgewinn vermochten die Franzosen nicht zu erweitern. Auch vier wuchtige Angriffe aus dem Dorfe Cléry heraus, die den der Straße Peronne—Bapaume vorgelagerten deutschen Verteidigungswall von Süden her aufbrechen sollten, scheiterten vollständig.

Auf dem südlichen Sommeufer, wo die Franzosen am vorhergehenden Tage mit ihren Angriffen nicht aus den Gräben herausgekommen waren, entbrannten am 13. September heiße Kämpfe, vor allem bei den oft genannten Orten Belloy und Estrées. Hier beschränkten sich die Deutschen nicht darauf, die Vorstöße des Feindes abzuweisen, sondern sie drängten sofort mit eigenen starken Gegenstößen nach; stellenweise gelang es ihnen, die Franzosen zurückzuwerfen, auf dem von diesen besetzten Gelände weit vorzudringen, zahlreiche Gefangene einzubringen und acht Maschinengewehre zu erbeuten. Der Gegner suchte seinen Angriffsbereich auch in südlicher Richtung weiter auszudehnen: bei Andechy, westlich Roye, setzte er einen umfangreichen Gasangriff an, der indessen ergebnislos blieb.

Schon an diesem zweiten Tage des neuen großen Angriffs hatte sich gezeigt, daß die vom Feinde eingesetzten großen Opfer an Menschen und Material, seine gewaltigen Anstrengungen an den verschiedensten Punkten nicht im-



Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Starke Grabenstellung im Westen mit Schulterwehren für den einzelnen Mann.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

stande gewesen waren, ihm einen irgend nennenswerten Gewinn einzutragen. Trotzdem ließ er sich nicht abhalten, am 14. September mit seinen Vorstößen fortzufahren. Auf dem von den Engländern gehaltenen Abschnitt betrafen sie diesmal namentlich die Gegend von Thiepval. Der Gegner suchte hier in umfassendem Angriff eines Vorsprungs in der deutschen Front Herr zu werden. Aber wenn er auch an die Erreichung dieser schon lange und oft verfolgten Absicht an diesem Tage ganz erhebliche Kräfte rückte, mußte er doch auch jetzt wieder unter schweren Opfern von seinem Vorhaben abstehen. — Auf dem französischen Teil der Front wurde bei Combles wieder heftig gekämpft. Der Ring um diesen zum Brennpunkt der dortigen Unternehmungen gewordenen von den Deutschen gehaltenen Ort konnte von den Franzosen nach der in hartnäckigem Kampf erfolgten Einnahme des Hofes Le Priez südwestlich Combles enger geschlossen werden. Zwischen Rancourt und der Somme dagegen scheiterten die französischen Vorstoßversuche sämtlich, und auch auf dem südlichen Ufer des Flusses, östlich Belloy und südlich Soyécourt, war dem Gegner nicht der mindeste Fortschritt vergönnt.

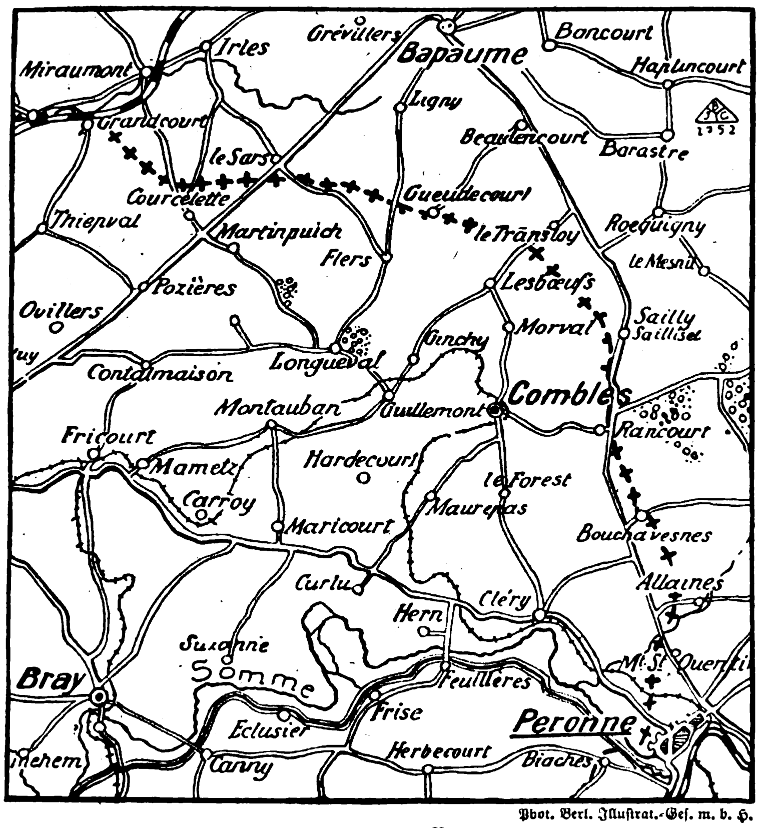
Doch ungeachtet aller Mißerfolge setzten Engländer und Franzosen ihre Versuche auch am 15. September unermüdlich fort. An diesem Tage rafften sie sich sogar zu einer großen gemeinsamen Unternehmung auf. Nach stärkster Artillerievorbereitung stießen zwanzig englische und französische Divisionen gegen die deutsche Verteidigungsstellung zwischen Ancre und Somme vor. Diesmal war es den Engländern beschieden, einen nennenswerten Erfolg zu erzwingen: sie konnten die Deutschen, wenn auch unter riesigen eigenen Verlusten, aus den Dörfern Courcelette, Martinpuich und Flers hinausdrängen. Bei Combles dagegen hatten sie mit allen noch so wuchtigen Angriffen keinen Erfolg. Die Franzosen trugen auf ihrem Kampfabschnitt die Angriffe an vielen Punkten bis zum Nahkampf vor, in dem die Deutschen aber trotz ihrer geringeren Zahl Sieger blieben. — Südlich der Somme wurde von Barleux bis Deniecourt hartnäckig und ohne Ergebnis für die Angreifer gerungen.

Der Verlust der Ruinen von Courcelette, Martinpuich und Flers wurde im deutschen Tagesbericht offen zugegeben. Ihre Eroberung war dem Feinde teuer genug zu stehen gekommen. Für die Deutschen aber waren sie nicht wertvoll genug gewesen, um sie mit übergroßen Opfern zu halten. Sie konnten sich daran genügen lassen, die Engländer in ihrem neuen Besitz nach Kräften zu beunruhigen. Was diese hier gewonnen hatten, war noch nicht einmal ganz so viel wie das, was General Haig zu Beginn der Sommeschlacht als nächstes Ziel bezeichnet hatte. Er hatte es innerhalb von vier Tagen zu erreichen geglaubt, und nun tobten die Kämpfe schon 77 Tage. Dabei war der englische Angriff auf dem linken Flügel hinter dem geringfügigen Fortschritt der Mitte und des rechten Flügels sogar noch zurückgeblieben.

Mit dem Erfolge dieses Tages hatte der englische Fortschritt vorläufig sein Ende erreicht, wie auch die Franzosen über das am 14. September im ersten wilden Anlauf gegen Le Priez Erreichte nicht hinausgelangt waren. Gleichwohl nahmen die Kämpfe ohne Unterbrechung ihren Fortgang. Die Engländer suchten durch immer wiederholte Angriffe den Deutschen am 16. neues Gebiet zu entreißen; diese konnten den Gegner aber nicht nur abwehren, sondern sich an einigen Stellen ihrerseits weiter vorarbeiten und sogar in den nördlichen Teil des Dorfes Martinpuich von neuem eindringen. Auch westlich Courcelette kämpften sie glücklich. Ferner büßten die Engländer nördlich Ovillers durch deutsche Gegenstöße Gelände ein. Am schwersten wurde wieder das von zwei Seiten umfaßte Combles bedrängt, trotzdem aber immer noch gehalten; auch die größte Wucht der feindlichen Übermacht und umfassende Angriffe reichten nicht aus, diese starke und wertvolle deutsche Stellung zu erschüttern. Ihre vorgeschobene Stellung bei Bouchavesnes diente den Franzosen als Ausfalltor zu mehrfachen neuen Vorstößen, die indessen ohne den mindesten Erfolg blieben. — Südlich der Somme fühlten sich die Franzosen zu neuen Sturmangriffen vorerst nicht mehr stark genug.

Am nächsten Tage, dem 17. September, kam es auf der gesamten, jetzt auf 45 Kilometer verbreiterten Angriffsfront von Thiepval bis südlich Vermandovillers zu neuen verzweifelten Gefechten. Nördlich der Somme gelang dem Gegner trotz vorzüglicher Vorbereitung an keinem Punkte die Erreichung seiner Absichten. Dagegen waren auf der Südseite des Flusses die Stellungen der Deutschen zum Teil so vollständig zerstampft, daß diese einen Abschnitt zwischen Barleux und Vermandovillers mit den Dörfern Berny und Deniecourt dem Feinde überließen. Überall hatten die deutschen Truppen an diesem furchtbaren Kampftage glänzende Beweise ihrer unerschütterlichen Ausdauer gegeben. Ehrenvolle Erwähnung im deutschen Tagesbericht fand wegen seiner hervorragenden Leistungen das westfälische Infanterieregiment Nr. 13, das südlich Bouchavesnes gekämpft hatte. Trotz des gelegentlichen Geländegewinns, der die Feinde ganz allmählich in neue, aber völlig zerstörte Stellungen gebracht hatte, durften sie sich keines militärisch wertvollen Erfolges rühmen. Der unter Einsatz ihrer besten Kräfte erzielte Tagesdurchschnitt ihres Vorrückens an der Somme belief sich auf ganze 120 Meter, und es war anzunehmen, daß diese Ziffer mit dem Eintreten der schlechteren Jahreszeit durch Erschwerung der Fliegeraufklärung und der Artillerietätigkeit noch zurückgehen werde.

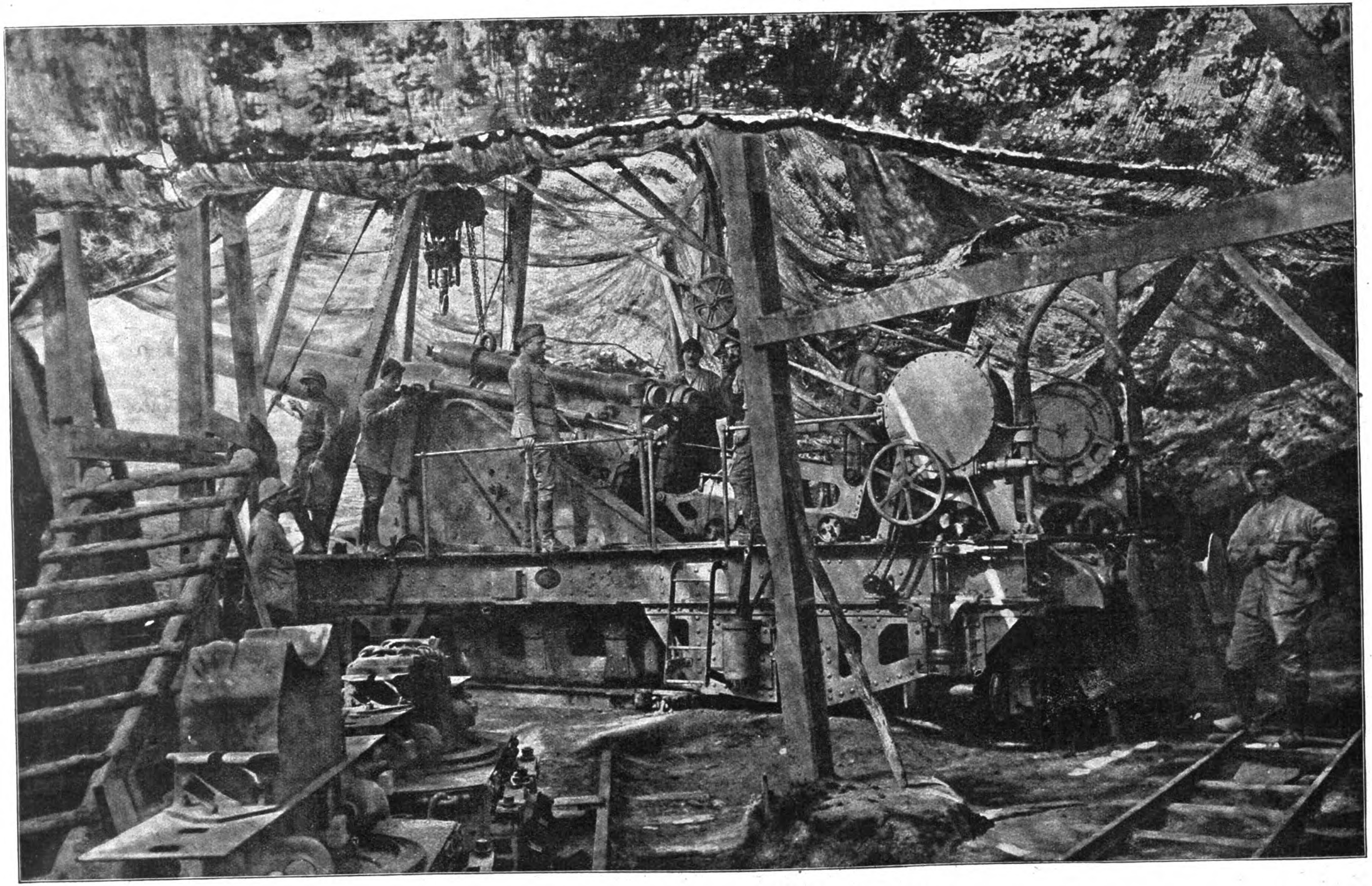
Schon am 18. September kam es wegen ungünstigen Wetters zu keiner größeren Kampfhandlung. Von Einzelunternehmungen waren massige feindliche Vorstöße östlich Ginchy und vor Combles zu verzeichnen, denen gegenüber die Deutschen einige ihrer zusammengeschossenen vorderen Gräben aufgaben, während sie französische Teilangriffe südlich der Somme bei Belloy und Vermandovillers abwiesen. Trotz des unsichtigen Wetters blieb das Artilleriefeuer sehr heftig, ein Zeichen, daß der Feind sich noch nicht am Ende seiner Leistungsfähigkeit fühlte. Für die Deutschen bedeutete das schlechte Wetter insofern einen Vorteil, als es ihnen Gelegenheit zum sorgfältigen Ausbau ihrer neu eingenommenen Stellungen bot. — Die für größere Unternehmungen ungünstige Witterung hielt auch in den nächsten Tagen an. Die Deutschen erzielten kleine Verbesserungen ihrer Front und unternahmen am 19. September einen glücklich verlaufenden Handgranatenangriff. Kleinere Vorstöße der Gegner mißlangen. Am 20. arbeiteten sich die Deutschen südwestlich Rancourt und in Bouchavesnes weiter vor, was insofern wertvoll war, als es



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die Front Gueudecourt—Bouchavesnes.

(Siehe auch das Kärtchen Seite 87 mit der Frontlinie zu Beginn der Kämpfe.)



Eine der neuen Errungenschaften des Krieges: Maskiertes französisches 24-cm-Geschütz an der Sommefront.

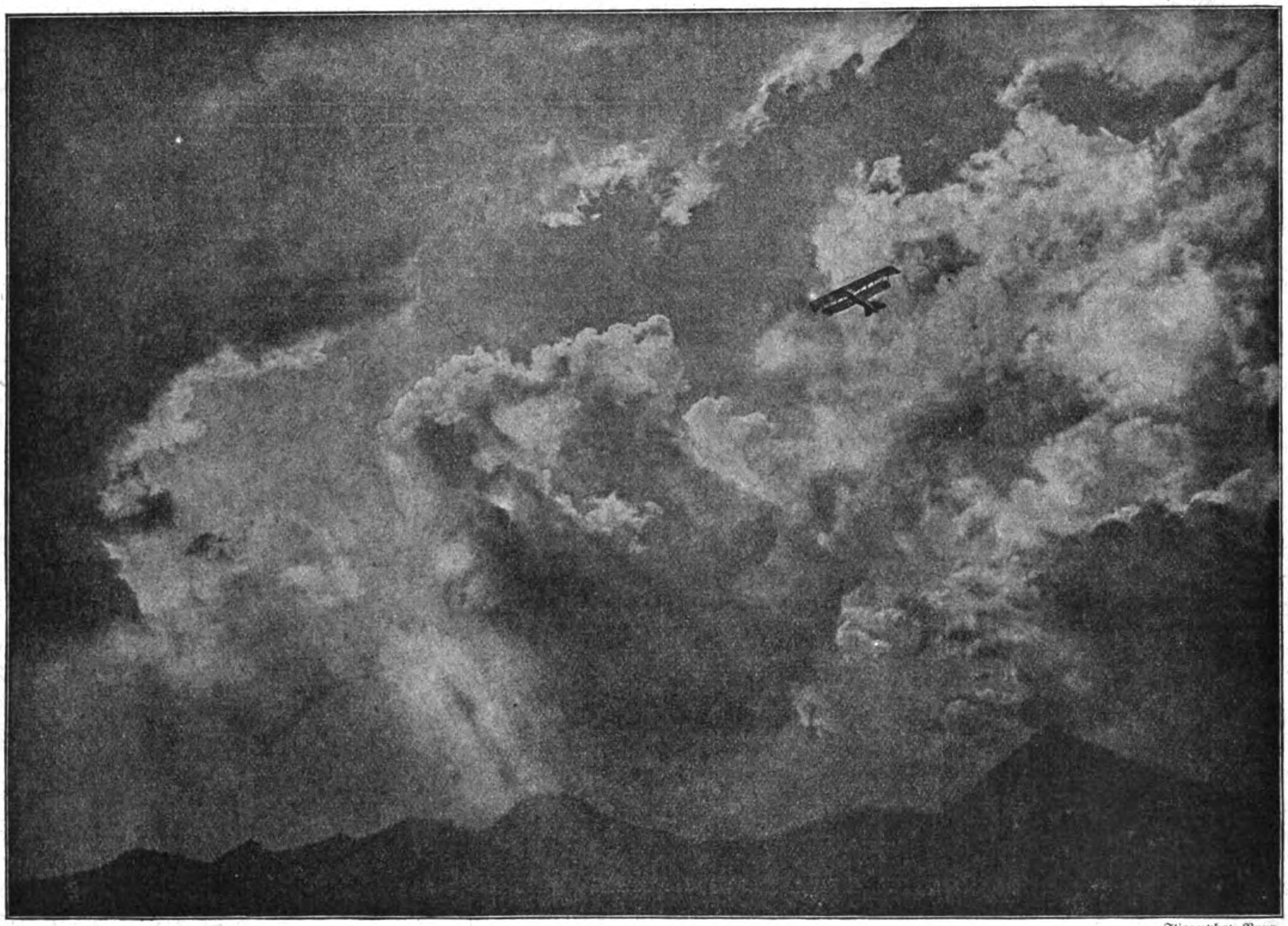
Nach französischer Darstellung.

zur Entlastung des bedrängten Combles dienen konnte. Um diese zu verhindern, unternahmen die Feinde mit starken Kräften verzweifelte Sturmangriffe auf das von den deutschen Truppen neu besetzte Gelände und nötigten diese schließlich, ihren Raumgewinn wieder herauszugeben. Nur südlich Rancourt konnten die Deutschen einige neu gewonnene Gräben gegen alle Wiedereroberungsversuche des Gegners behaupten. Bei Flers, westlich Lesboeufs und nördlich Combles, vermochte dieser mit Teilangriffen keine Vorteile zu erringen.

Nachdem am 21. September verhältnismäßige Ruhe geherrscht hatte, entwickelte sich am 22. die Schlacht wieder zu ihrer vollen Kraft. Der heftigste Vorstoß ging von den Franzosen aus und richtete sich gegen die Linie Combles—Rancourt. Die Engländer versuchten bei Courcelette mit aller Macht vorzubrechen. Doch führten alle diese schweren Angriffe zu keinem Erfolge. Der nächste Tag brachte auf der ganzen Linie wieder einen Artilleriekampf von selten

Mißerfolg, an dem sich die Franzosen für einige Tage genügen ließen. Erst am 17. September gingen sie östlich Fleury wieder zum Angriff vor, wurden aber zu sofortiger Umkehr gezwungen. Am 18. kam es wieder einmal zu einem starken französischen Angriff auf dem linken Maasufer (siehe die Kunstbeilage), der den Gegner am Westhange des Toten Manns in einige deutsche Gräben führte; größtenteils mußte er diese aber sofort wieder räumen, und auch das ihm für diesmal noch verbleibende Grabenstück mußte er schon am nächsten Tage wieder herausgeben; dabei brachten die Deutschen 98 Gefangene ein (siehe Bild Seite 307) und erbeuteten 8 Maschinengewehre. In den nächsten Tagen bis zum 24. September traten die Franzosen nur gelegentlich bei Thiaumont und in der Nähe der Souvilleschlucht mit meist schwächlichen Angriffen hervor, die stets zu ihren Ungunsten entschieden wurden. —

Wenn auch der Hauptanteil an den Kämpfen im Westen immer noch auf die Abschnitte an der Somme und um



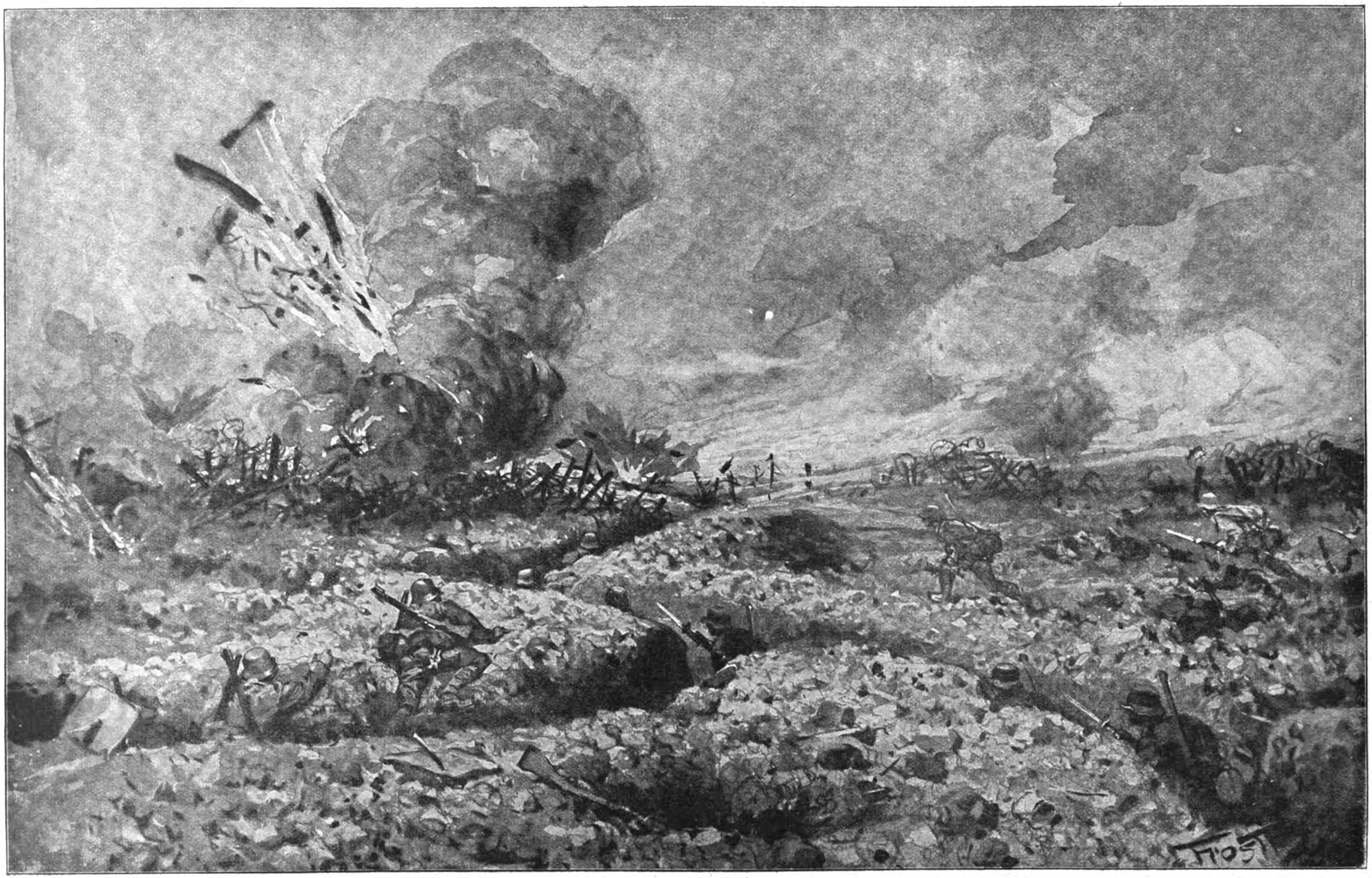
Deutscher Flieger in den Wolken. Fliegerphot. Rupp.

erreichter Heftigkeit. Trotz dieser Vorbereitung konnten aber nächtliche Vorstöße des Gegners bei Courcelette, Rancourt und Bouchavesnes durch die standhafte Verteidigung abgewiesen werden, und ähnliche Vorgänge spielten sich auch am folgenden Tage, dem 24. September, in denselben Abschnitten und mit demselben Ergebnis ab. Die Arbeit am Ausbau der deutschen Stellungen in den ruhigeren Tagen vom 18. bis 21. September war nicht vergeblich gewesen: ihr war es zu danken, daß die Deutschen sich gegen alle noch so heftigen Angriffe behaupten konnten. —

Vor **Verdun** (siehe Bild Seite 306) gelang es den Franzosen in der Berichtszeit so wenig wie vorher, die Deutschen zurückzudrängen, wenn auch zum Teil Schwankungen in den beiderseitigen Stellungen eintraten. Der 12. September brachte bei Thiaumont und an der Souvilleschlucht vergebliche Sturmversuche der Franzosen, die diesen starke Verluste eintrugen. Tags darauf ging den Deutschen westlich der Souvilleschlucht ein Teil ihrer ersten Linie verloren; doch warfen sie den Feind in nächtlichem Gegenstoß wieder hinaus. Am 14. bereiteten sie seinem starken Angriff auf der ganzen Front Thiaumont—Fleury einen schweren

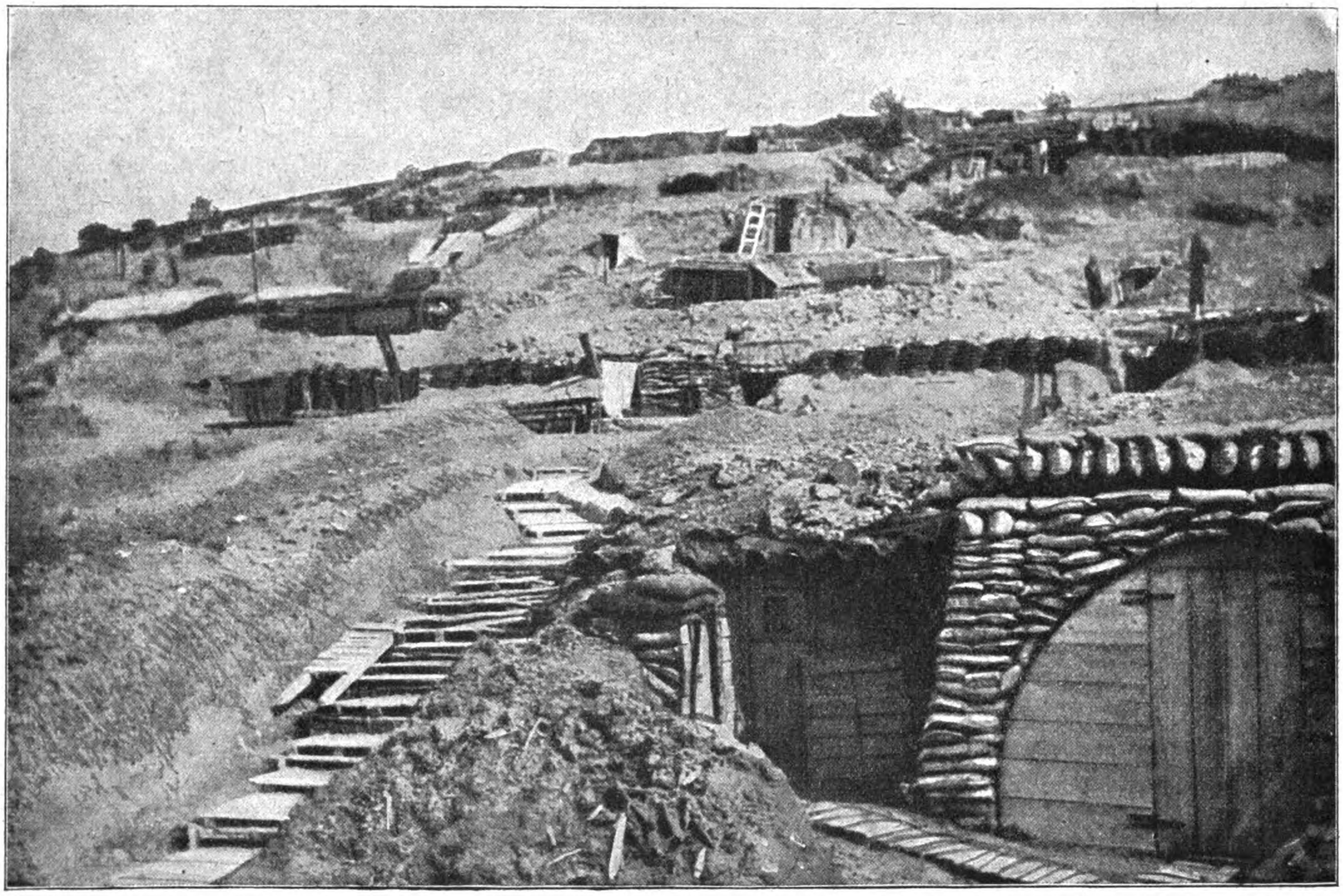
Verdun entfiel, so waren doch kleinere Unternehmungen fortgesetzt auch auf zahlreichen anderen Punkten der ausgedehnten Westfront im Gange. Wir heben davon aus der Berichtszeit unter anderem die kühne Tat einer Infanteriepatrouille hervor, die in der Nacht zum 19. September in der **Champagne** ein Blockhaus erstürmte und 46 Franzosen und Russen zu Gefangenen machte (siehe nebenstehendes Bild). —

Sehr bedeutend war im September wieder die beiderseitige **Flieger**tätigkeit, und wie bisher stets waren die Deutschen gegen die feindliche Übermacht auch auf diesem Gebiet erfolgreich (siehe obiges Bild). Der im Luftkampf ereignisreichste Tag war wohl der 23. September, an dem den deutschen Fliegern nicht weniger als 24 feindliche Flugzeuge, davon allein an der Somme 20, zum Opfer fielen. Auf deutscher Seite trat an diesem Tage neben anderen auch der von den türkischen Schauplätzen her bekannte Oberleutnant Buddecke hervor, während auf der Gegenseite einer der bekanntesten amerikanischen Flieger, der als Freiwilliger in einem englischen Verbande kämpfte, von seinem wohlverdienten Schicksal ereilt wurde. Die



Deutsche Infanteriepatrouille beim Sturm auf ein Blockhaus in der Champagne.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Martin Frost.



An einem Berghang vor Verdun von den Franzosen staffelförmig eingebaute Befestigungen und Unterstände für die Soldaten, sowie sicher angelegte Munitionskammern.

Die Gänge sind meistens unterirdisch miteinander verbunden, so daß bei der Eroberung einer solchen Stellung häufig eine beträchtliche Anzahl Gefangener in der unterirdischen Behausung gemacht wurde.

Nach französischer Darstellung.

gegnerische Presse widmete dem Manne, der sich mutwillig, als handle es sich um einen fröhlichen Sport, in den Krieg auf seiten Englands gestürzt hatte, bewundernde Nachrufe.

Auch außerhalb des Kriegschauplatzes fanden Fliegerereignisse statt. Am späten Abend des 22. September wurden auf Mannheim Bomben abgeworfen, durch die eine Person getötet und Sachschaden angerichtet wurde, und am 24. nachmittags zeigten sich mehrere feindliche Flieger in großer Höhe über einem Vorort von Essen. Sie warfen mehrere kleine Bomben ab, von denen die wenigsten Schaden anrichteten; Brände brachen nicht aus, doch verletzte eine Bombe mehrere Kinder, davon eines tödlich. Schon nach einer Minute verschwanden die feindlichen Gäste wieder hinter einer Wolkenwand. Viel bedeutendere Folgen hatte an demselben Tage ein Fliegerangriff auf die in deutschem Besitz befindliche französische Stadt Lens, bei dem 6 Einwohner getötet, 28 andere schwer verletzt wurden. Von deutscher Seite verdient ein Luftangriff Erwähnung, der in der Nacht zum 22. September gegen Boulogne gerichtet und bei dem englische militärische Anlagen zerstört wurden.

Schon jetzt ließ sich voraussehen, daß die deutschen Luftkampferfolge im September denen des August gleichkommen, wenn nicht gar sie übertreffen würden. Das Augustergebnis war die Vernichtung von 78 Flugzeugen des Gegners durch die deutschen Flieger, gegenüber 17, die diese selbst einbüßten. (Nach den unwahren Behauptungen der Feinde sollten es 121 gewesen sein.) Die 78 erlegten feindlichen Flugzeuge setzten sich folgendermaßen zusammen: 49 (31 englische, 18 französische) waren laut dem mit Namen belegten deutschen Bericht in den Besitz der deutschen Luftstreitkräfte gefallen, 28 weitere wurden jenseit der feindlichen Linien abgeschossen, 1 zur Landung gezwungen.

* * *

Im Kampfe gegen **England** spielte die deutsche Luftwaffe auch im September keine geringe Rolle. Am 16. mittags warfen sich deutsche Flugzeuge auf die vor der flandrischen Küste liegenden englischen Seestreitkräfte und brachten einem Flugzeugmutterschiff empfindliche Treffer bei. Ein von einem englischen Luftgeschwader zu Hilfe gesandter Flieger mußte der deutschen Gegenwehr weichen und schließlich auf holländischem Gebiet niedergehen, wo er nach Völkerrecht festgenommen wurde.

Am nächsten Tage kam es an derselben Stelle zu einem ganz ähnlichen Ereignis: englische Kriegschiffe in Stärke von 2 Monitoren, 16 Torpedobootzerstörern und 1 Flugzeugmutterschiff wurden von deutschen Luftstreitkräften erfolgreich angegriffen; auch diesmal wurde auf dem Flugzeugmutterschiff ein Treffer beobachtet und ein Flugzeug aus dem feindlichen Abwehrgeschwader zur Landung auf holländischem Boden gezwungen. — Auch am 19. September kämpften deutsche Flieger glücklich gegen englische Seestreitkräfte.

Unmittelbar gegen England selbst war ein großer deutscher Luftschiffangriff gerichtet, der in der Nacht zum 24. September von einem bis 15 Zeppeline (nach Angabe des Gegners) zählenden Geschwader unternommen wurde. London sowie militärisch wichtige Plätze am Humber und in den mittleren Grafschaften Englands, darunter Nottingham und Sheffield, wurden ausgiebig mit Bomben belegt und überall starke Brände beobachtet. Den Luftschiffen wurde schon vor Erreichung der englischen Küste von Bewachungsfahrzeugen und nachher vom Lande aus von zahlreichen Abwehrbatterien sehr kräftig mit Brandbomben zugesetzt; es gelang ihnen aber, einige der feindlichen Batterien durch Bombentreffer zum Schweigen zu bringen. Doch leider holten die Engländer zwei der Zeppeline nieder.

Diesmal gaben die amtlichen englischen Berichte zu, daß London von den deutschen Luftschiffen um ein Uhr nachts erreicht wurde und daß sie, trotz starken Abwehrfeuers, in den südlichen, südöstlichen und östlichen Teilen der Stadt dazu kamen, Bomben abzuwerfen, durch die 28 Personen getötet, 99 verletzt worden seien. Die beiden getroffenen Luftschiffe gingen über Essex nieder. Das eine stürzte nach dem englischen Bericht in Flammen gehüllt nieder und ging mit der Besatzung zugrunde; das andere versuchte zunächst über See zu entkommen, konnte sich aber nur in geringer Höhe halten und landete schließlich auf englischem

Gebiete. Augenzeugen hörten mehrere schwere Explosionen, die von der Bemannung des Luftschiffs zur Zerstörung seiner wichtigsten Bestandteile vorgenommen wurden, und zählten 22 Offiziere und Mannschaften, die sich gefangen gaben. In der Nähe des Luftschiffrestes fand man am nächsten Tage die Fetzen von vermutlich aufschlußreichen Papieren, die offenbar vorsätzlich zerrissen worden waren, und weggeworfene Maschinenteile.

Trotz des durch die Abwehrmaßnahmen diesmal von den Engländern erzielten Ergebnisses konnte selbst der amtliche Bericht nicht umhin, doch auch einen großen Erfolg der Angreifer einzugestehen. Sehr bald wurde bekannt, daß eine Munitionsfabrik in Lincoln, eine der größten des Landes, vollständig ein Raub der Brände und Explosionen geworden war, die die Bombenabwürfe erzeugt hatten. Abgesehen von dem großen Materialschaden waren auch zahlreiche Munitionsarbeiter ums Leben gekommen, da die Fabrik gleich den meisten Munitionsfabriken ununterbrochenen Tag- und Nachtbetrieb eingeführt hatte. —

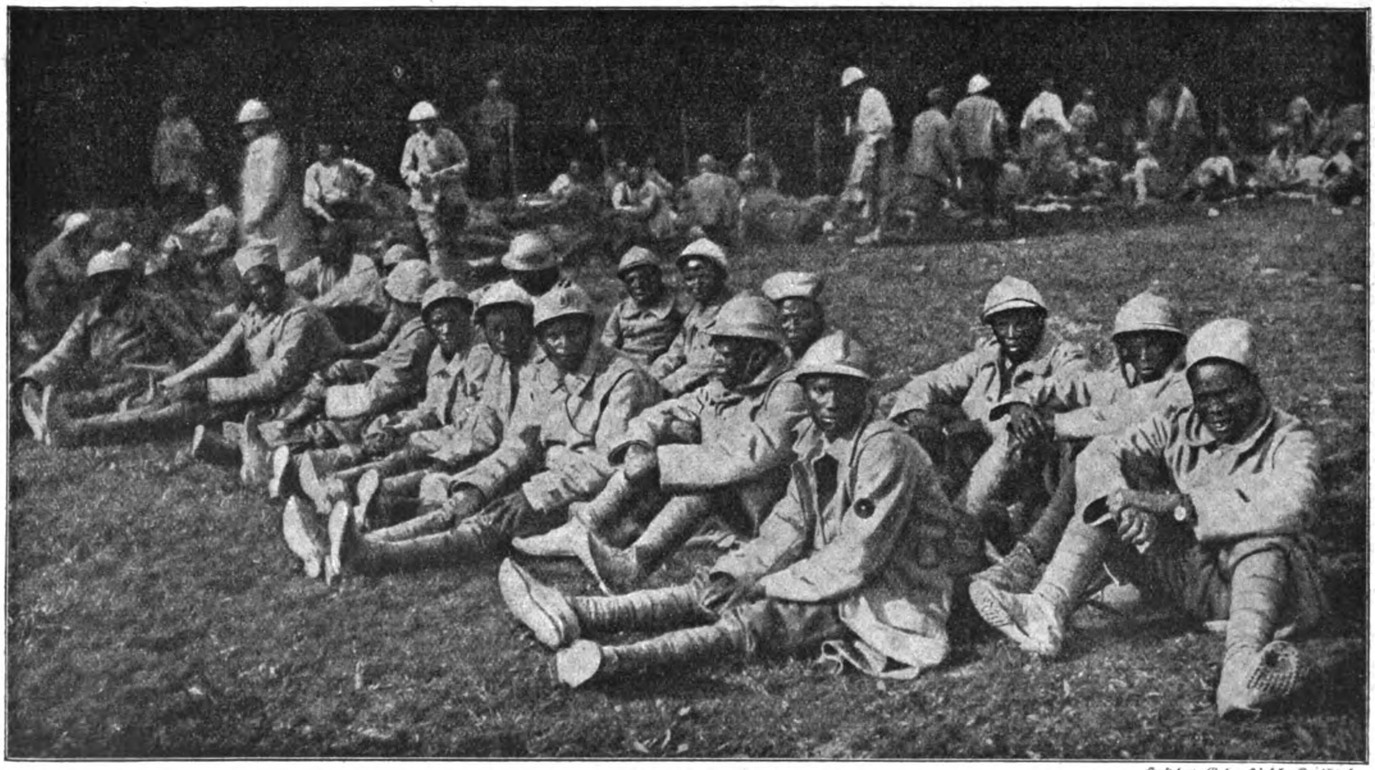
Aber auch auf ihrem vermeintlich ureigensten Gebiete, zur See, waren die Einbußen der Engländer ungewöhnlich groß, was vor allem auf die Tätigkeit der U-Boote zurückzuführen war. Im August war die Beute, die die deutschen und österreichisch-ungarischen U-Boote machten, außerordentlich reich gewesen: 126 feindliche Handelsfahrzeuge mit zusammen 170 779 Tonnen und 35 neutrale, die Bannware zum Feind beförderten, mit 38568 Tonnen wurden vernichtet. Zu Beginn des Monats September erfuhr die Tätigkeit der U-Boote sogar noch eine Steigerung. Amtlich wurde bekannt gegeben, daß in der Zeit vom 3. bis 11. September im Kanal und im Atlantischen Ozean im ganzen 26 feindliche Handelschiffe mit etwa 26000 Tonnen sowie, wegen Führung von Bannware, 7 neutrale mit nahezu 11000 Tonnen versenkt wurden. Durch später eintreffende Meldungen wuchs die Zahl der in der angegebenen Zeit vernichteten neutralen Handelschiffe noch um 20 weitere (mit rund 37000 Tonnen) auf 27, so daß deutsche U-Boote also in wenig über einer Woche allein im Atlantischen Ozean und im Kanal 53 Schiffe mit einem Laderaum von insgesamt etwa 74000 Tonnen erledigt hatten.

Diese Ergebnisse des deutschen Handelskrieges machten in England begreiflicherweise großes Aufsehen und mußten auch den Neutralen, die durch Lieferung von Bannware an die Feinde so sehr zur Verlängerung des Krieges beitrugen, zu denken geben. Häufig genug gelang es den deutschen U-Boot-Führern auch, aufgegriffene Handelschiffe unversehrt einzuschleppen und als gute Prise mit ihrer meist aus wertvollen Lebensmitteln bestehenden Ladung den deutschen Prisengerichten zu überliefern. So konnte am 24. September durch ein deutsches U-Boot der holländische Dampfer „Batavier", der Bannware führte, auf der Fahrt von Rotterdam nach London angehalten und nach Zeebrügge eingeschleppt werden. Zu den 38 Reisenden an Bord dieses Schiffes gehörten auch 4 Russen, die anscheinend aus einem Gefangenenlager entwichen waren.

Ganz vergeblich war das Bestreben der Engländer, die Führung der deutschen U-Boote durch die Aufstellung einer Fischdampferflotte zur Jagd auf den gefürchteten Feind einzuschüchtern. Ein einziges deutsches U-Boot brachte von den kleinen, aber gefährlichen Fahrzeugen allein bis zum 24. September ein Dutzend in der Nordsee zur Strecke und lieferte damit den Beweis, daß die U-Boote mit diesem englischen Abwehrmittel fertig zu werden verstanden.

* * *

Während die Feinde der Mittelmächte im Osten und im Westen mit Ausgang des Sommers gewaltige Kraftanstrengungen machten, hatten auch die **Italiener** alle verfügbaren Mittel — 20 Infanteriebrigaden, 16 Bersaglieribataillone, 1 Kavalleriedivision — zu einer neuen, gegen die Karsthochfläche gerichteten Schlacht zusammengerafft, die am 15. September zwar sehr heftig begonnen wurde, aber schon nach einigen von lauter Mißerfolgen begleiteten Kampftagen infolge ungeheurer Verluste zu erlahmen begann. Doch konnte von einer Entscheidung oder gar von der Beendigung der Kämpfe nicht die Rede sein. Während noch weitere Infanteriemassen herangezogen wurden, ging das schwere Trommelfeuer der italienischen Geschütze gegen die Karststellungen der Österreicher und Ungarn mit unverminderter Heftigkeit weiter. Schon am 19. September wollten die Italiener die Sturmangriffe wieder aufnehmen, konnten sie aber gegen das starke Abwehrfeuer der Ver-



Hofphot. Gebr. Hirsch, Karlsruhe.

Französische Kulturkämpfer.

Senegalneger, die bei den Kämpfen vor Verdun durch bayerische Truppen gefangen genommen wurden. Die schwarzen Kampfgenossen der Franzosen schildert Dr. Max Osborn, der Kriegsberichterstatter der „Vossischen Zeitung", folgendermaßen: Der Feind besteht aus einem Gemisch von weißen und farbigen Franzosen. Die Schwarzen sollen die Arbeit leisten, Senegalneger und Sudanneger. Aber allein geht das Gesindel nicht mehr vor. Es muß mit seinen europäischen Kulturbringern gemengt werden, wenn es stürmen soll. Ja, meist müssen französische Kolonialtruppen, die mit ihm umzugehen verstehen, führen und die erste Welle übernehmen. Dann folgt die schwarze Hauptmasse, und Franzosen aus Nordfrankreich machen den Schluß. Die für Freiheit und Zivilisation fechtenden Neger werden also in doppelte Aufsicht genommen ... Es ist festgestellt worden, daß diese Teufel mit unmenschlicher Roheit deutsche Verwundete ermordeten Sie führen als ihre Lieblingswaffe ein halblanges Messer mit sich. Es ist in der Mitte dick und zu beiden Seiten geschliffen: ein rechtes Schlächtermesser. Auf den Mordinstrumenten steht Paris als Fabrikationsort! Erst die Niedertracht des französischen Hasses hat die tierische Gesellschaft damit ausgerüstet.

teidigung nicht zur Entwicklung bringen. — Auch im Suganer Abschnitt lebten am 19. die italienischen Vorstoßversuche wieder auf; sie richteten sich namentlich gegen den Civaron und die österreichisch-ungarischen Stellungen am Masobach, endeten aber, obwohl bis Mitternacht gekämpft wurde, mit der Zurückweisung der Italiener.

Es folgten nun einige Tage, an denen sich auf keinem Teil des italienischen Schauplatzes etwas Bedeutenderes zutrug, was mit der nach der Hitze des Sommers in jähem Wettersturz eintretenden herbstlichen Regenzeit zusammenhing. Angriff wie Verteidigung wurden durch den Tag und Nacht einförmig herniederrieselnden Regen, der die Gräben schlammig und unwohnlich machte, gleich sehr erschwert. Trotzdem wurde von den Verteidigern nach Möglichkeit am Ausbau ihrer Stellung gearbeitet. Diese war von der vorspringenden Linie am Rande der Hochfläche zurückgenommen und durch Verkürzung von 17 auf 12 Kilometer verbessert worden. Um so mehr konnten nun die k. u. k. Streitkräfte, die zudem mit dem Gelände aufs genaueste vertraut waren, hoffen, sich trotz feindlicher Übermacht zu behaupten, und die Abweisung der am 22. und 23. September neuerdings einsetzenden italienischen Angriffe befestigte sie in dieser Zuversicht. (Vgl. über die Kämpfe im Karstgebiet unseren weiter unten folgenden Sonderbericht.)

Unglücklich kämpften die Italiener auch im Dolomitenabschnitt. — Eine außerordentliche Leistung vollbrachten hier am 22. September die österreichisch-ungarischen Mineure: sie sprengten den Gipfel des Berges Cimone in die Luft und nahmen dabei 13 Offiziere und 378 Mann gefangen. Es war eine der gewagtesten Minenunternehmungen des gesamten Krieges. Unter der Leitung des Oberleutnants Albin Mlaker, der sich schon auf der Südtiroler Front durch die Eroberung des italienischen Panzerwerkes Casarati ausgezeichnet hatte (siehe Seite 66 dieses und Seite 478 des IV. Bandes), wurde der Minenstollen unter unsäglichen Schwierigkeiten bis zum Gipfel vorgetrieben. Dann brachte Mlaker eine Mine zur Explosion. Die Wirkung war entsetzlich: der ganze Berggipfel wurde samt dem auf ihm stehenden italienischen Bataillon weggerissen, eine feindliche Kompanie vollständig verschüttet; die Überlebenden gerieten in Gefangenschaft. Noch nach einigen Tagen machten sich eine Anzahl Verschüttete durch Hilferufe bemerkbar. Der österreichisch-ungarische Befehlshaber beschloß ihre Rettung und beantragte zu diesem Zweck bei dem italienischen Abschnittskommandanten eine Feuerpause, die indessen unter nichtigem Vorwand verweigert wurde, so daß die Verschütteten ihrem Schicksal verfielen.

Am 24. September setzten die Italiener in den Fassaner Alpen mit zwei Alpinibataillonen einen heftigen Angriff an und versuchten in den Abschnitt Cardinal—Cima Busa Alta einzudringen, der vorher von der italienischen Artillerie unter schweres Feuer genommen worden war; der Angriff wurde aber nach erbittertem Nahkampf blutig abgewiesen. —

Österreichisch-ungarische Flugstreitkräfte konnten am 21. September in der südlichen Adria das französische Unterseeboot „Foucault" durch Bombentreffer vernichten. Die aus 2 Offizieren und 27 Mann bestehende Besatzung wurde von den k. u. k. Fliegern gerettet: sie nahmen die beiden Offiziere in ihre Flugzeuge auf und erlaubten der Mannschaft, sich an den Schwimmkörpern der letzteren festzuhalten, bis ein k. u. k. Torpedoboot herangeeilt war und die feindliche Besatzung gefangen abführte. Durch diese mutige und bei dem hohen Seegang schwierige Tat wurde abermals bewiesen, daß auf seiten der Mittelmächte auch im Kriege die Menschlichkeit noch nicht erstorben war. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Kämpfe im Karstgebiet

(September 1916).

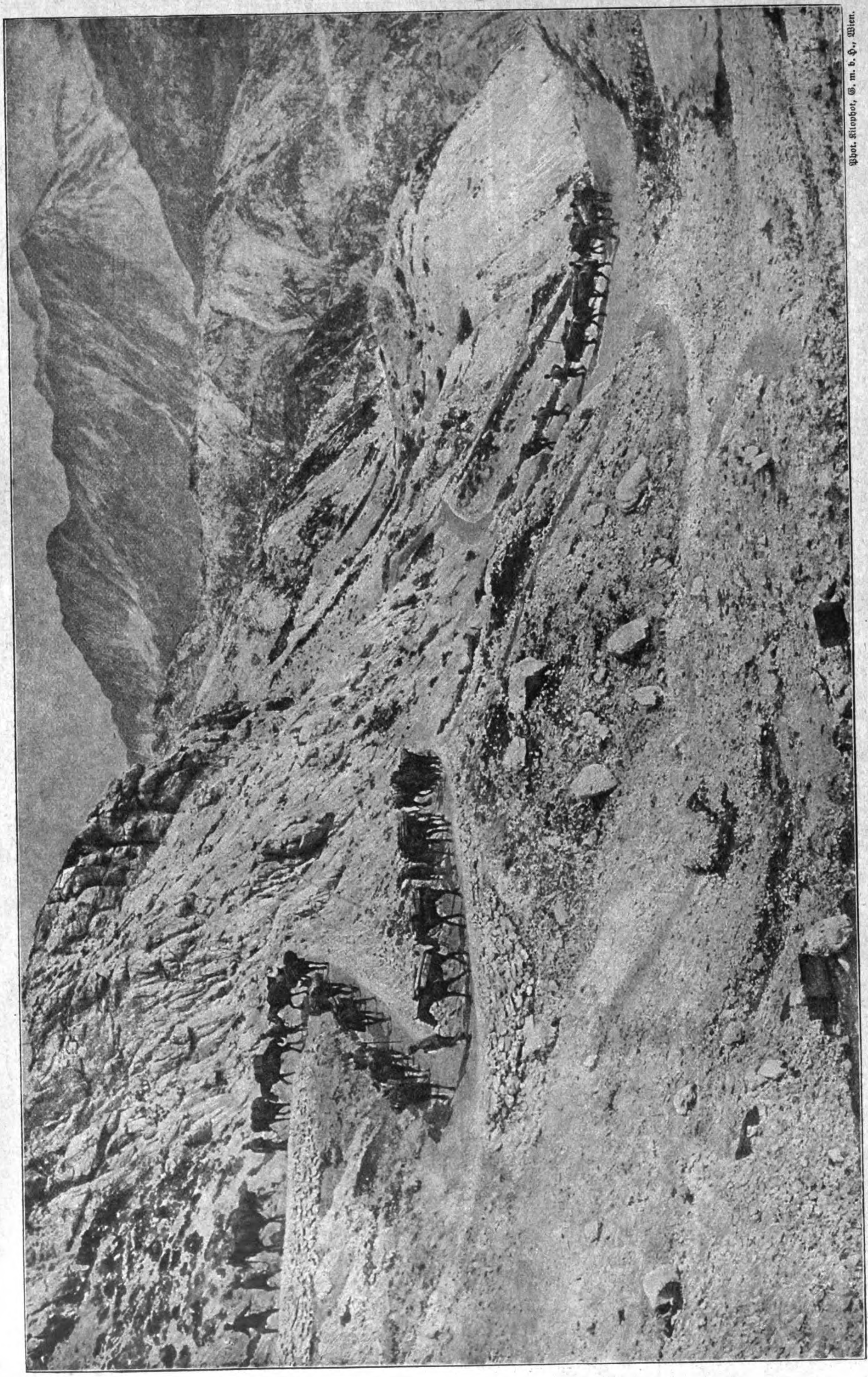
Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

(Hierzu die Bilder Seite 308 und 309.)

Das öde und traurige Karstland, in dem sich die letzte Isonzoschlacht abspielte, war vor dem Kriege wohl schwerlich

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Leben und Treiben auf einer Etappenstraße am Isonzo. Auf den Kraftwagen die flüchtende Bevölkerung.



Phot. Kilophot, G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Tragtierkolonne im krainischen Hochgebirge.

irgend einem Fremden, einem Reisenden oder Touristen bekannt. Das Kampfgelände am Rande des Doberdo war wenigstens denen in schwacher Erinnerung, die je von Görz über Gradiska in das Hafenstädtchen Monfalcone gefahren sind. Da stiegen links jene durchaus gleichgültigen, landschaftlich reizlosen Hügel aus der Ebene empor, deren Namen erst die Geschichte den bekannten Klang und die kriegerische Bedeutung verliehen hat: der Monte San Michele, der Monte dei Sei Busi, der Cosich. In das Innere der Karsthochfläche aber, wohin sich nach der Räumung von Görz der Kampf gezogen hat, ist außer dem wißbegierigen Geologen und dem fleißigen Kartographen selten oder nie ein Fremder gekommen. Die Gegend ist denn auch wahrhaftig nicht dazu geeignet, Neugierige anzulocken. Eher könnte man sich wundern, daß die wenigen Bauern und Dörfler in dieser Steinwüste bleiben, der sie mühsam jede Traube und jeden Halm abringen müssen. Fast scheint es, als hätte die Natur von vornherein nur an Krieg und Tod gedacht, als sie diese Wüstenei inmitten eines Gürtels südländischer Fruchtbarkeit entstehen ließ.

Der westliche Teil der Karsthochfläche, die bogenförmig in die friaulische Ebene vorspringende Hochfläche von Doberdo, war bekanntlich nach der Einnahme von Görz von den österreichisch ungarischen Truppen geräumt worden, da sie ihre strategische Bedeutung als Schutzwall für die so lange zäh verteidigte Isonzostadt verloren hatte, und die Verteidiger zogen sich nach Osten auf die Hochfläche von Comen zurück, die zwar geologisch mit dem Doberdo verbunden, geographisch aber durch das schmale, tief eingeschnittene Vallonetal scharf von ihm geschieden ist. Die Comenhochfläche — sie heißt so nach ihrem weit im Osten gelegenen Hauptort — hat eine durchschnittliche Höhe von etwa 400 Metern und flacht sich nach Westen zu allmählich ab, um dann fast unvermittelt zu der nur 60 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Sohle des Vallonetales abzustürzen. Daraus ergibt sich, daß die Italiener, die nach Osten zu stürmen hatten, immer bergan stürmen mußten, und daß den Verteidigern immer der Vorteil überhöhender Stellungen gewahrt blieb. Die im allgemeinen der Form eines länglichen liegenden Rechtecks sich nähernde Comenhochfläche senkt sich im Norden steil zum Hügelland der Wippach, im Süden zum Tal von Brestovica hinab. Hier beträgt der Höhenunterschied 200, im Norden mehr als 300 Meter. Südlich der Brestovicasenke, die sich bei Jamiano kesselartig erweitert, erheben sich die um die 323 Meter hohe Hermata gruppierten Karsthügel, deren meist in westlicher Richtung streichende Ketten bis an das Meer reichen.

Das war der Schauplatz, auf dem sich die Isonzoschlacht abspielte. Die Lage, wie sie sich bei Beginn dieses gewaltigen Ringens herausgebildet hatte, war etwa die folgende:

Nach der Schlacht von Görz hatten die Italiener zunächst versucht, scharf nachdrängend durch glatten Frontalstoß die Riegelstellung bei Görz zu sprengen; als jedoch ihre Bemühungen, das Wippachtal entlang weiter nach Osten vorzudringen, sehr bald an der Stärke der dort bereits vorbereiteten Stellungen und dem Heldenmute der k. u. k. Truppen scheiterten, beschloß Cadorna, den Versuch zu machen, diese frontal uneinnehmbare Stellung durch Umfassung aus ihren Angeln zu heben.

Im Bogen von Salcano schob er starke Kräfte über den Isonzo und trieb diese gegen den Monte Gabriele und den Monte Santo vor, wobei ihm die flankierende Wirkung seines Artilleriefeuers vom Monte Sabotino her gut zustatten kam. Anderseits war das Gelände hier einem Angriff insofern ungünstig, als die beiden vorhin genannten Höhen ihren Steilabfall nach dem Flusse zu haben, so daß ein Emporklimmen mit großen Truppenverbänden jedenfalls ein schweres Stück Arbeit bedeutete.

Aber Cadorna packte an. Zu wiederholten Malen versuchten seine recht brav angehenden Alpentruppen nach sorgfältigster Artillerievorbereitung den Sturm auf diese Berge, wurden jedoch stets abgeschlagen.

Als die italienische Heeresleitung das Erfolglose ihrer Angriffe auf diesem Teil der Kampffront am Isonzo erkannte, stellte sie das vergebliche Stürmen ein und traf ihre Vorbereitungen zu einem großen Schlage, der in der zweiten Hälfte des September gegen die Hochfläche von Comen zur Durchführung gelangen sollte.

Bereits in den ersten Septembertagen flackerte der Artilleriekampf an der Isonzofront vom Monte Gabriele bis zum Meere hinab heftig auf und griff sogar zeitweise auf die Abschnitte bis hinauf nach Plava über, ohne daß jedoch größere Infanterievorstöße folgten. Anderseits aber ließen Fliegermeldungen sowie auf dem Wege des Nachrichtendienstes erhaltene Erkundungen deutlich erkennen, daß die Italiener mit der Ansammlung starker Truppenverbände auf der Hochfläche von Doberdo beschäftigt waren, deren Hauptmasse dem Südabschnitte unserer Karststellungen gegenüber zusammengezogen wurde. Es folgten dann auch einige italienische Infanterievorstöße, aus deren Art und

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalleutnant Ilse,
Chef des Generalstabes eines Oberkommandos im Westen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Infanterie v. Goßler.

Phot. Photo-Bericht, München.

General der Infanterie v. Hoehn,
kommandierender General eines Reservekorps an der Somme.

Neue Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Infanterie Sixt v. Arnim,
Führer einer Armeegruppe, die bei Thiepval besonders heftigen englischen Angriffen standhielt.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Kavallerie v. Laffert.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberst Heye,
Chef des Generalstabes des Generalobersten v. Woyrsch.

Anlage aber unschwer zu erkennen war, daß es sich hier um Erkundungsunternehmungen ohne tieferen Gefechtszweck handelte.

Gegen die Mitte des Monats September nahm das Artilleriefeuer an der ganzen Isonzofront von Tag zu Tag an Heftigkeit zu und steigerte sich am 13. und 14. derartig, daß man bestimmt mit dem Beginn einer neuen großen italienischen Offensive für die nächsten Tage rechnen mußte.

Nachdem die Beschießung am Vormittag des 15. September ihren Höhepunkt erreicht hatte, gingen am Nachmittag die Italiener an der ganzen Front zwischen der Wippach und dem Meere zum Angriff über.

Ein wildes Ringen entspann sich. Tag und Nacht warfen die Italiener immer neue Sturmwellen tief gegliedert gegen unsere Stellungen, wobei sie dieses Mal den Schwerpunkt ihrer Stöße auf den Raum zwischen Lokvica und dem Doberdosee legten, wo sich unsere Stellungen östlich des Vallonetales bei Oppachiasella vorbeizogen, um sich dann über dieses Tal hinaus in westlicher Richtung nach dem Debeli Vrh vorzubiegen. Zwischen dieser das umliegende Gelände beträchtlich überragenden Erhebung und dem Doberdosee liegt eine kleine Bergkuppe, die den Zugang längs des Seeufers in das Vallonetal sperrt. Die Italiener richteten gegen diese Höhe eine Reihe wütender Angriffe

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalleutnant v. Kuhl,
Chef des Generalstabes des Oberkommandos einer Heeresgruppe.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Kavallerie v. Bernhardi,
der bekannte Militärschriftsteller, stellvertretender kommandierender General eines Armeekorps. Er führte den Oberbefehl über die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen, die den stark befestigten Brückenkopf Zarecze am Stochod erstürmten.

Hofphot. F. Müller, München.

Königlich bayerischer General der Infanterie v. Xylander,
kommandierender General eines Armeekorps.

Neue Ritter des Ordens Pour le Mérite.

und versuchten unter fortwährendem Nachfüllen von Reserven, ohne Rücksicht auf Verluste, nach dem Vallonetal durchzubrechen. Aber die hier kämpfenden Truppen standen unerschütterlich wie Felsen in der Brandung. Sieben mit äußerster Kraft angesetzte italienische Angriffe wurden glatt abgeschlagen und sieben italienische Regimenter allein an diesem Punkt fast völlig vernichtet. Mehrere Male gelang es den wie rasend anstürmenden Italienern bis in die Gräben der Österreicher und Ungarn einzudringen, sie wurden aber entweder sofort im Nahkampfe von den Verteidigern erschlagen oder durch rasch herangeführte Reserven in scharfem Gegenstoß hinausgeworfen, so daß der unter Einsatz von Massen, wie sie auf so kleinem Raume bisher von den Italienern noch nie eingesetzt worden waren, geführte Angriff unter fürchterlichen Verlusten völlig zusammenbrach.

Einen zweiten heftigen Stoß richteten die Italiener gegen das Kloster San Grado di Merna, das von sanfter Hügelkuppe in das Görzer Land hinabblickt — es ist leider schon während der früheren Isonzoschlachten von italienischen Granaten zerschlagen worden —, und hier gelang es dem Gegner, auch seinen einzigen, mit schwersten Opfern erkauften Erfolg der ganzen sechsten Isonzoschlacht davonzutragen: die Front der Verteidiger wurde um kaum hundert Meter nach Osten zurückgedrückt.

Während auf der Hochfläche von Comen so schwer gerungen wurde, gingen die Italiener auch zum Angriff auf das Flitscher Becken über. Nach mehrtägiger starker Artillerievorbereitung stießen sie gegen die beiden gewissermaßen die Außenforts bildenden Höhen dieses Talkessels, den Monte Rombon und den südlich des Beckens gelegenen Vrsic, vor, versuchten aber gleichzeitig durch einen starken Stoß gegen die Mitte die hart südwestlich Korititza gelegene Höhe des Ravelnik zu nehmen, die zwar an Höhe — sie erhebt sich nur auf 519 Meter — weit hinter den beiden anderen Bergen zurückbleibt, dagegen infolge ihrer das Becken von Flitsch beherrschenden Lage einen außerordentlich wichtigen Punkt bildet. Auch auf dieser Front wurden jedoch alle Angriffe der Italiener restlos abgewiesen. Drei Tage lang dauerte der Kampf längs der ganzen Isonzofront mit äußerster Erbitterung an, wobei die Italiener ihre stärksten Infanterieangriffe, von heftigstem Artillerie- und Minenwerferfeuer begleitet, immer wieder gegen die Front zwischen der Wippach und dem Meere richteten. Aber alle ihre unermüdlichen Anstürme brachen immer und immer wieder blutig zusammen.

So kam der 19. September, der vierte Schlachttag, heran. Wiederum erneuerte die dritte italienische Armee ihre Anstürme gegen unsere Front auf der Karsthochfläche. Gedeckt durch schweres Trommelfeuer der italienischen Batterien, gingen die Bataillone zum Sturme vor, doch auch an diesem Schlachttage, der wohl der Höhepunkt des ganzen erbitterten Krieges mit Italien war, behaupteten die zähen Verteidiger ihre Stellungen gegen den Ansturm der feindlichen Massen, in denen Sperrfeuer und der glitzernde Hagel der Maschinengewehrgeschosse fürchterlich aufräumten. Wo aber an diesem Tage der Feind, über die Leichenhügel der gefallenen Kameraden hinwegsteigend, durch die zerschossenen Hindernisse sich den Weg bis in die Gräben der österreichisch-ungarischen Truppen bahnte, da flogen ihm Handgranaten entgegen, Streitkolben und der Fokos der Ungarn gruben sich schmetternd in die Italienerschädel, und funkelnde Dolchmesser blitzten in nerviger Faust. Keiner der Eingedrungenen kam zu den Seinen zurück, wohl aber nahm ein mit mächtigem Anprall vorgetragener Anlauf unserer Truppen den Italienern 500 Gefangene und 3 Maschinengewehre ab.

Noch einmal raffte der italienische Heerführer seine Truppen zu einem Massenstoße zusammen. Tief gegliedert in unübersehbaren Scharen griffen die Italiener bei Lokvica an, Sturmwelle hinter Sturmwelle. Ein furchtbarer Nahkampf begann, ein wildes Ringen Mann gegen Mann, in dem die überlegene Körperkraft blutige Erfolge feierte. Erschüttert und zerschlagen fluteten die italienischen Sturmscharen zurück, auf dem Rückwege noch von unserer Artillerie im Sperrfeuergürtel erwischt und bearbeitet, wahre Leichenberge vor und in den Gräben der 87er zurücklassend. Nicht besser erging es den italienischen Grenadieren, dem Garde- und Hausregiment von Rom, die weiter nördlich zum Sturm vorgeführt wurden. Drei scharfe Stürme dieser erlesenen Truppe schlug das Regiment 39 ab, bis endlich auch diese beste Infanterietruppe, über die Italien überhaupt verfügt, unter schweren Verlusten zurückflutete.

Am 20. September ließ die Angriffstätigkeit der Italiener ersichtlich nach, da die Stoßkraft der im Kampf gestandenen italienischen Heereskörper infolge der schweren Verluste, die sie erlitten hatten, stark verbraucht war, dagegen dauerte das Artilleriefeuer mit unverminderter Heftigkeit fort, bis auch dieses am folgenden Tage, zum Teil durch die regnerische und nebelige Witterung stark beeinflußt, fast völlig einschlief.

Es ließ sich nun auch annähernd ein Überblick darüber gewinnen, welche Verbände und in welcher Stärke uns in dieser Isonzoschlacht gegenübergestanden hatten, und die Zusammenstellung ergab die überraschende Tatsache, daß die italienische Heeresleitung allein an der Karsthochfläche nicht weniger als 20 Infanteriebrigaden, das heißt die Infanterie von 5 Armeekorps, ferner 16 Bersaglieribataillone und eine Kavalleriedivision in den Kampf geführt hatte.

Und das Ergebnis? Ein Gewinn von mehreren hundert Metern. Wohl aber waren die Höhen von San Grado di Merna mit italienischen Leichen übersät, und das Pietro Rossa-Tal, durch das die gegen die Höhe 144 am Doberdosee anstürmenden italienischen Sturmwellen im mörderischen Sperrfeuer hindurch mußten, war ein italienisches Massengrab geworden.

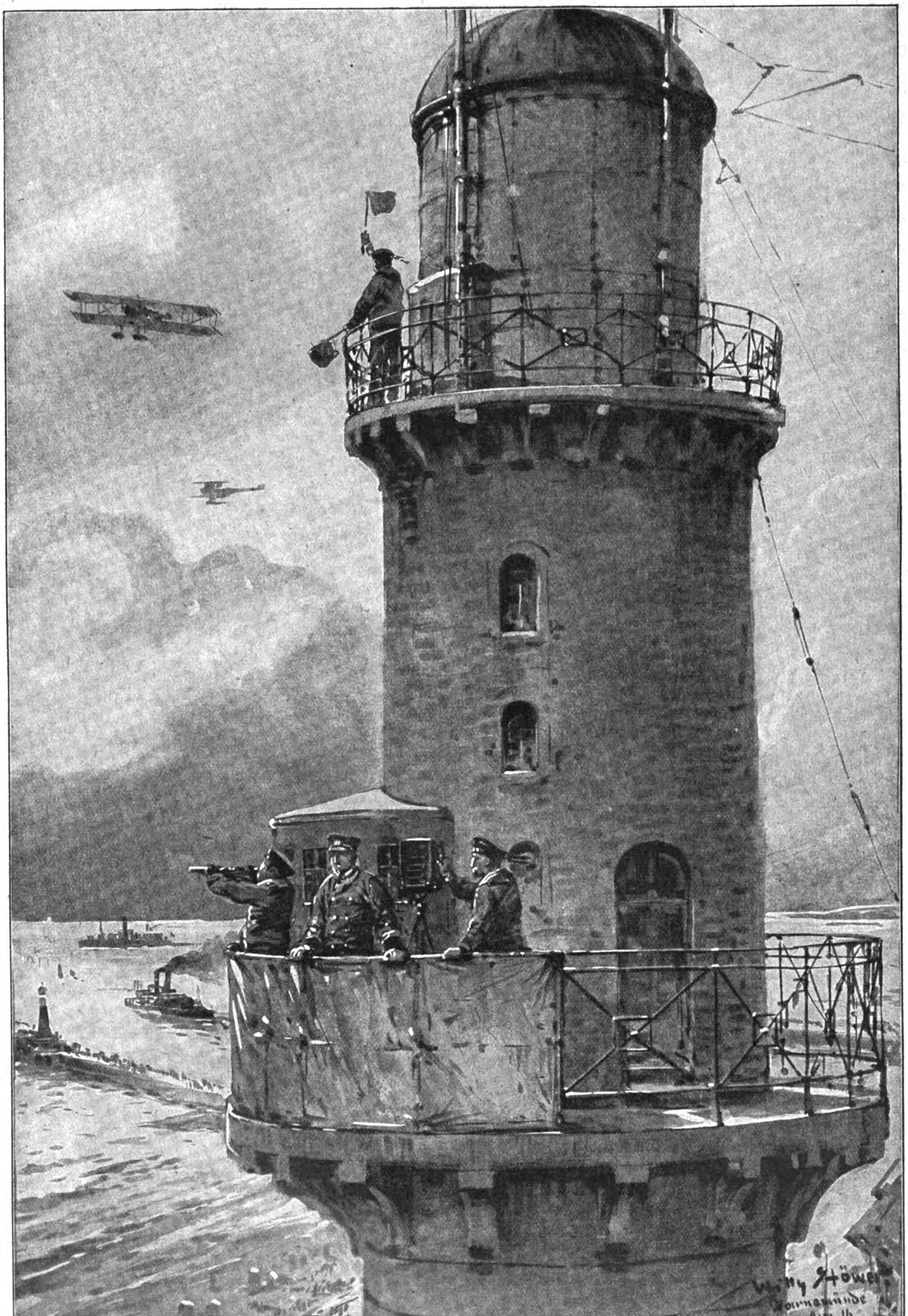
Aber alle Opfer waren umsonst, die Front der Verteidiger stand und blieb unerschüttert. Cadorna hatte die stählerne Kette, die die österreichisch-ungarischen Truppen über die Steinwüste des Karst gezogen hatten, nicht zu sprengen vermocht. Die Verteidiger bewiesen ihm, welch furchtbare Gegner sie sind.

Der Leuchtturm von Warnemünde.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

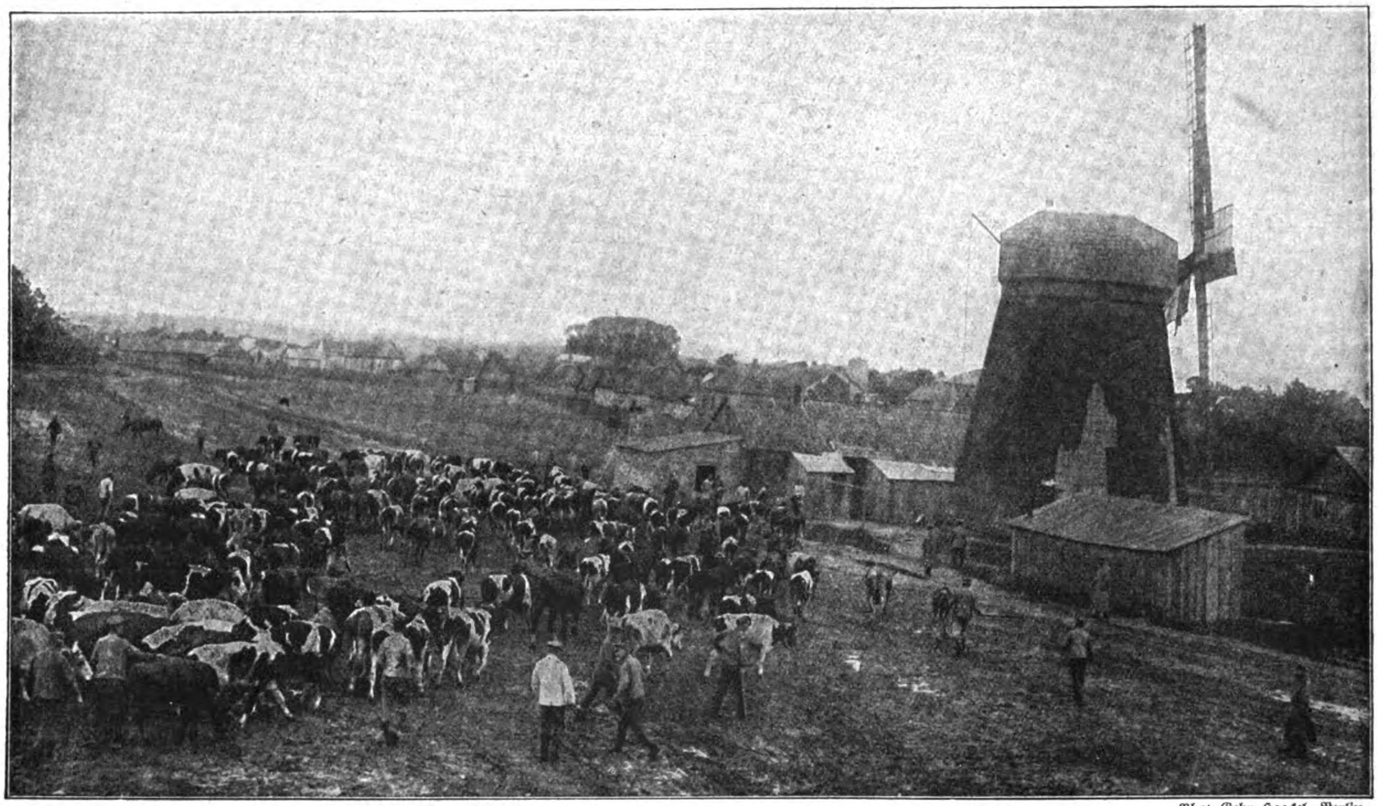
Wo heute Schiffe fahren, gibt es auch Leuchtfeuer, und es müssen schon weit abseits von den Wegen des Weltverkehrs liegende Küsten sein, bei denen die Befeuerung zu wünschen übrig läßt. Aus den aufgeschichteten Steinhaufen, die unseren Vorvätern in alten Zeiten als Ansteuerungsmarken an den Küsten dienten, haben sich allmählich Bauten entwickelt, die in ihrem Aufbau und ihrer inneren Einrichtung als hervorragende Leistungen der Technik zu bezeichnen sind. Bieten sie schon am Tage infolge ihrer Höhe und mehr oder weniger voneinander abweichenden Form das Kenn- und Wahrzeichen ihrer Gegend, so zeigen sie nachts durch verschiedenfarbige Lichter und feste Feuer oder Blink- und Blitzfeuer den Schiffen die Einfahrten zu sicheren Häfen, oder sie warnen vor gefährlichen Riffen und Sanden. Auf den Seekarten sind ihre Formen und die Sonderheiten ihrer Feuer genau festgelegt, so daß bei Tage und bei Nacht Aussehen oder Licht genau verraten, welcher Leuchtturm in Sicht gekommen ist. Um dem Gegner nun das Zurechtfinden an der Küste während des Krieges soweit wie möglich zu erschweren, hat sich hierin jetzt auch eine Änderung vollzogen. Die Feuerschiffe und Fahrwasserbojen machen den Kriegseezeichen Platz. Aber auch das Gebäude an Land bekommt den Krieg oft zu spüren: sei es, daß eine Sprengpatrone seinem Dasein kurz ein Ende macht, oder daß es sonst sein Äußeres so verändert, daß man es nicht wieder erkennt. Andere kommen glimpflicher davon, ändern ihr Feuer oder stellen ihr Leuchten ein.

Mit dem Tage der Mobilmachung erscheinen Marinemannschaften vor den weiter bestehenden Leuchttürmen; diese werden kriegsmäßig mit Signalpersonal besetzt und treten in den Dienst der Küstenverteidigung. Das friedevolle Leben des Leuchtturmwärters macht militärischem Getriebe Platz. Sämtliche Signalmittel der Kriegsmarine werden, soweit sie nicht schon vorhanden sind, angebracht, und Tag und Nacht hört der Signalverkehr nicht auf. So auch in Warnemünde, wo der Leuchtturm wie in Friedenszeiten weiter seinen Beruf als Wegweiser ausübt. Als Anseglungsmarke diente hier bei Tage früher der weithin sichtbare 126 Meter hohe Turm der Petrikirche in dem benachbarten Rostock. Ein eigentlicher Leuchtturm war in Warnemünde nicht vorhanden; nur ein niedriges Eisengestell diente damals der Aufnahme des aus mehreren Brennern bestehenden festen Leuchtfeuers, das allabendlich unter reger Beteiligung



Küstenbeobachtungstation an der Ostsee: Der Leuchtturm von Warnemünde.

Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Willy Stöwer.



Zur Fleischversorgung im Felde: Soldaten treiben Vieh zu einer Korpsschlächterei im Osten.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

der Badegäste Alt-Warnemündes angezündet wurde. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als mit der Eröffnung des Fährbetriebes Warnemünde—Gjedser und mit der Erweiterung des Hafens so manche alte Einrichtung schwand, genügte das bisherige Leuchtfeuer nicht mehr; an seine Stelle trat ein aus Stein aufgeführter und mit allen Neuerungen der Jetztzeit eingerichteter hoher Leuchtturm, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger kein festes, sondern ein aus Blinken und Blitzen bestehendes Feuer führt, das infolge seiner höheren Anbringung und seiner größeren Lichtstärke ganz bedeutend weiter sichtbar ist als das seines Vorgängers.

Von der Spitze des Leuchtturms hängt die Antenne für die Funkentelegraphie herab; mit Scheinwerfern werden bei Tag und Nacht auf größere Entfernungen an die weit draußen liegenden, kaum sichtbaren Schiffe Befehle gemorst, den näher heranliegenden gehen Anweisungen und sonstige Mitteilungen von der Brüstung des Leuchtturms mittels Winkflaggen zu. Alles dies geschieht jetzt im Kriege an den wichtigeren Plätzen unter Aufsicht von Seeoffizieren.

Die stellvertretenden Generalkommandos und ihre Aufgaben.

Von Oberbürgermeister Konrad Maß, Görlitz.

Draußen vor dem Feinde befiehlt ein Wille, zu langen Erwägungen über Recht und Unrecht ist keine Zeit; so muß auch, soweit es sich um Dinge handelt, die für die Kriegführung von Wichtigkeit sind, daheim alles nur dem einen Ziele unterworfen sein, dem Sieg über die Feinde. Deshalb ist auch eine starke, geschlossene, einheitliche Staatsgewalt, die die Interessen des Heeres mit denen der Zivilgewalt vereinigt, unbedingt erforderlich. Daraus folgt, daß auch die bürgerlichen Behörden, die sonst in ihrer Vielseitigkeit und Buntscheckigkeit oft einander hindern und gegeneinander zu arbeiten scheinen, so daß ihre Entschlußkraft darunter leidet, einem einheitlichen Willen unterworfen sein müssen, und dieser einheitliche Wille kann im Kriege nur bei der Militärmacht wohnen. Daher wird im Kriege die gesamte Zivilverwaltung dem militärischen Kommando unterstellt. Das ist im Artikel 68 der Reichsverfassung mit den Worten vorgeschrieben, daß im Falle eines Krieges der Kaiser jeden Teil des Reichsgebiets — außer Bayern, wo aber gleiche Gesetze in Kraft sind — in Kriegs- oder Belagerungszustand erklären kann. Bis das hierüber in Aussicht gestellte Gesetz erlassen ist, gilt in Preußen das alte Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851, das durch Reichsgesetz auf das ganze Reich — außer Bayern — ausgedehnt ist.

Die militärischen Stellen, auf die die Befehlsgewalt übergeht, sind neben den Festungskommandanturen und -gouvernements die stellvertretenden Generalkommandos, deren wir im Reiche einundzwanzig haben, wozu noch die drei bayerischen treten. Auf sie geht mit Beginn des Kriegszustandes die „vollziehende Gewalt" über, das heißt: alle Befugnisse, soweit sie nicht zur Rechtsprechung oder Gesetzgebung gehören. Die tatsächliche Übung ist natürlich die, daß alle Behörden im Amte bleiben, aber der Befehlshaber (Kommandierende General) kann doch die Tätigkeit dieser Behörden jederzeit an sich ziehen und Anweisungen erteilen, Verfügungen aufheben, und zwar gilt das für sämtliche Reichs- (also auch Post-, Reichsbankbehörden und dergleichen), Staats- und Selbstverwaltungsbehörden.

Beschränkt ist die Befehlsmacht nur durch die in der preußischen Verfassung gewährleisteten „Grundrechte", die die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Unzulässigkeit von Ausnahmegerichten, die Freiheit der Presse, des Vereins- und Versammlungsrechts betreffen. Aber auch diese Verfassungsgewähre kann der Kommandierende General außer Kraft setzen, wenn er es im militärischen Interesse für notwendig hält, worüber er wieder ganz allein zu entscheiden hat. Macht er von diesem Rechte Gebrauch, verhängt er also den „verschärften Belagerungszustand", so sind weder das stellvertretende Generalkommando noch die ihm nachgeordneten Behörden an diese Verfassungsgewähre gebunden.

Eine weitere sehr wichtige Befugnis der Oberbefehlshaber ist, daß sie auf Grund des vielgenannten Paragraphen 9 b des Gesetzes Verbote erlassen, also auch Verordnungen treffen können, die bei Vermeidung einer Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre (beim Vorliegen mildernder Umstände Haft oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark) Behörden wie Private wie ein Gesetz binden. Die Befugnis des Kommandierenden geht hier also weit über die sonstigen Rechte der Behörden hinaus, denn vieles, was man im Frieden vielleicht nur als Belästigung oder nicht einmal als solche empfindet, kann im Kriege wichtig werden; gehören doch alle Kräfte dem Vaterlande und seiner Verteidigung.

Bei der Vielgestaltigkeit der Aufgaben ist dem Kommandierenden General ein „Stab" von Offizieren zur Seite gestellt, der unter einem besonderen „Chef" arbeitet. Es hat sich auch bei der Erfassung zahlreicher, von militärischen Dingen weit abliegender Verhältnisse als notwendig erwiesen, Offiziere und höhere Verwaltungsbeamte der ver-

schiedensten Berufsvorbildung heranzuziehen. Man findet unter den Vorstehern der einzelnen Abteilungen Juristen und Philologen, Professoren und Privatdozenten der verschiedensten Fakultäten, Kaufleute und Industrielle, Bank-, Regierungs- und Selbstverwaltungsbeamte aller Art, denen wieder eine größere Anzahl wissenschaftlich oder technisch vorgebildeter Hilfsarbeiter zur Seite steht. Daß dies nötig ist, zeigt ein Blick in die Geschäftsverteilung eines solchen stellvertretenden Generalkommandos, das eine große Mannigfaltigkeit aufweist. Im Vordergrunde stehen natürlich die militärischen Angelegenheiten, die die Mobilmachung und Ersatzgestellung, Reklamationen und Zurückstellungen, Belegung und Benutzung der Truppenübungsplätze, die Durchführung des Grenz- und Bahnschutzes, die Strom- und Postüberwachung, die Verhältnisse der Kriegsgefangenen und Kriegsverletzten betreffen. Daran schließt sich die nicht minder umfangreiche und wichtige Zivilabteilung, wie innere Verwaltung und Polizei, Sicherheitsmaßnahmen im Korpsbezirk, insbesondere diejenigen Verhältnisse, die ein Einschreiten aus Paragraph 9 b des Belagerungszustandgesetzes erfordern; ferner Arbeiterschutz, Lohn- und Kündigungsverhältnisse, Überwachung der Ausländer, Handel und Industrie, Ein- und Ausfuhr von Lebensmitteln, die Frage der Volksernährung, Regelung des Schiffs- und Kraftwagenverkehrs, Beschlagnahmen von Verbrauchsgegenständen zugunsten der Heeresverwaltung, die Überwachung der inländischen und das Lesen der ausländischen Presse und vieles andere.

Auch die soziale Frage liegt, insofern sie einer Gesundung des Volkes Vorschub leistet, in der Hand des militärischen Befehlshabers, und es sind gegen den Mißbrauch des Alkohols, die Auswüchse der Lichtspieltheater, die öffentlichen Lustbarkeiten, das Kurpfuschertum und die Geburtenbeschränkung, das Schundschriftenwesen und ähnliches Verordnungen ergangen, die viele sich schon in Friedenszeiten längst gewünscht hatten, die aber nicht durchzuführen waren, weil entweder die Lage der Gesetzgebung es nicht gestattete oder weil die parlamentarischen Mehrheiten nicht zu erlangen waren. Besonders sind in bezug auf die Jugend, auf deren körperlicher, geistiger und seelischer Ertüchtigung die gesunde Fortentwicklung unseres Volkes ruht, Vorschriften erlassen, die sich gut bewährt haben, so daß man ihre Hinübernahme in die Zeit des Friedens nur wünschen kann.

Daß die Vereinigung so weitgehender Rechte in einer Hand verschiedene Beurteilung hervorgerufen hat, ist zu verstehen. Im ganzen hat sich die Einrichtung aber bewährt und sich das Vertrauen weiter Kreise erworben. Und mag eine spätere Zeit diese oder jene Einzelheiten ändern, der Kern des Gesetzes muß und wird bleiben: die Einheit des Willens zu erhalten, der alle Kräfte auf das einzige Ziel, die Vernichtung des Feindes, zusammenfaßt.

Die Feier des Beiramfestes am 31. Juli 1916 im Weinbergslager.

(Hierzu die Bilder Seite 316.)

Der 31. Juli brachte den gefangenen Mohammedanern die Beendigung des Fastenmonats Ramasan, das Beiramfest. Wie daheim im Vaterlande, so sollte ihnen auch hier in der Gefangenschaft, fern von der Heimat, fern von ihren Familien, ihren Angehörigen ein möglichst würdiges Fest bereitet werden. Es waren seitens der Lagerkommandantur weder Mühe noch Kosten gescheut worden, um dieses hohe Fest der Freude so reizvoll wie möglich zu gestalten. Die Festordnung lautete: Beginn des großen Gebetes um zehn Uhr dreißig Minuten vormittags, danach ein einfaches Frühstück sämtlicher geladenen Gäste im Kasino des Stammlagers Zossen, darauf Einweihung des mohammedanischen Denkmals auf dem Friedhof der Kriegsgefangenen an der Zehrensdorfer Landstraße.

Wenn auch der bei weitem größte Teil der Gefangenen, ziemlich 10000 Mann, sich in den verschiedenartigsten Betrieben außerhalb des Lagers befand, so bot sich den Gästen doch ein überaus reizvolles militärisches Bild, als die 3000 Mohammedaner, einer ehernen Mauer gleich, lautlos die Erschienenen erwarteten. Ein kurzer militärischer Gruß Schükry Beis, und als Antwort flog ihm aus 3000 Kehlen wie aus einem Munde der Gegengruß entgegen. Nun bestieg der Molla der türkischen Botschaft die für ihn errichtete und mit einem Gebetsteppich belegte Kanzel, während vor ihm auf der Erde für Oberst Schükry Bei, sein Gefolge und die übrigen türkischen Gäste gleichfalls Gebetsteppiche und Decken ausgebreitet waren.

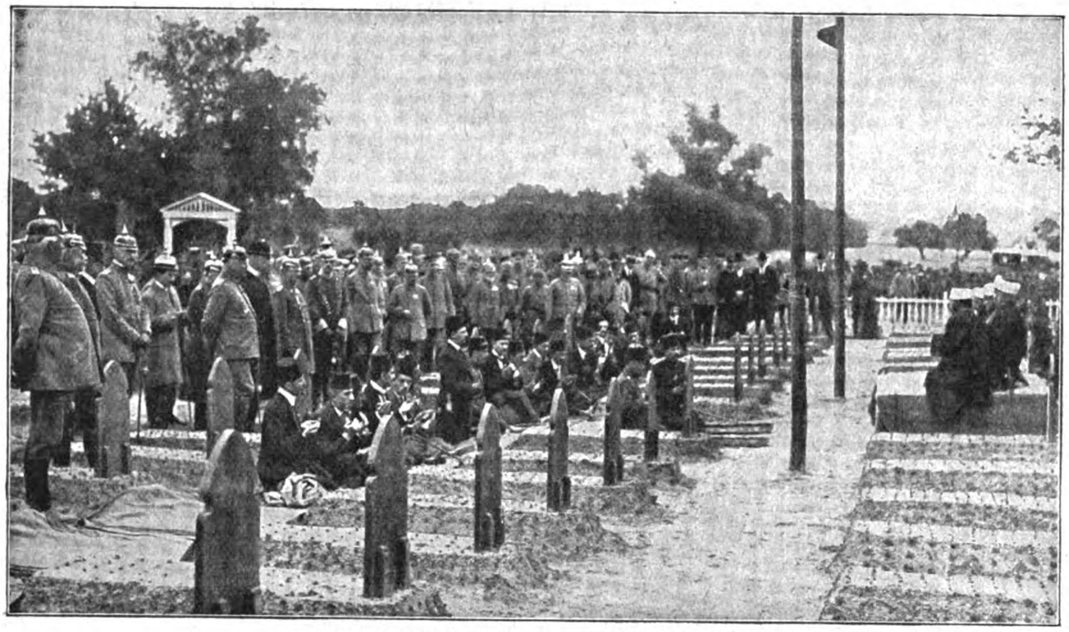
Wer von den sämtlichen Zuschauern dieses einzigartigen Bildes konnte sich wohl beim Anblick dieser Tausende, die nun auf einen Wink des Molla ohne Ausnahme gläubigen Herzens beim Anrufen Allahs und seines Propheten Mohammed demütig mit der Stirn den Erdboden berührten, dem Gedanken entziehen, welch eine gewaltige Macht der Islam bedeutet, und daß demjenigen, der den Islam beherrscht, ein nicht geringer Teil der Welt zu eigen gehört. Nach dem Gebet hielt Schükry Bei eine zündende Ansprache an die Mohammedaner, die der Molla Alim Idirs des Weinbergslagers übersetzte. Wer die straffe militärische Gestalt Schükry Beis gesehen, wie er hochaufgerichtet leuchtenden Auges zu diesen 3000 Mohammedanern sprach, der konnte auch hier wieder sehen, welche innerlichen Fäden die Mohammedaner untereinander verbinden.

Nach der Ansprache Schükry Beis marschierten die einzelnen Bataillone in ihre Quartiere zurück, während sich sämtliche Gäste und Zuschauer zu Wagen nach dem Offizierskasino begaben, um dort ein einfaches Frühstück einzunehmen. Während der Frühstückstafel erhob sich Generalleutnant v. Ammon, der Inspekteur der Gefangenenlager des Gardekorps, und brachte in markigen Worten das Hoch auf Sultan Mohammed V. aus, worauf Schükry Bei mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II. erwiderte und zum Ausdruck brachte, wie hoch die Deutschen die Religion der Mohammedaner ehren, indem sie ihnen das Fest nach Möglichkeit ausstatten.

Eine kurze Wagenfahrt brachte danach alle Festteilnehmer nach dem in einem Kiefernhain, dicht an der Zehrensdorfer

Phot. Illustrat.-Photoverlag, Berlin.

Der Wochenbedarf eines Armeekorps an Schweinen. (Westlicher Schauplatz.)



Die feierliche Ansprache und das G bet.
Rechts auf dem Podium die türkischen Vorbeter, links die Gäste, darunter ein türkischer Prinz, Oberst Schükry Bei von der türkischen Botschaft in Berlin und einige höhere deutsche Offiziere.

Eine Gruppe gefangener Spahis während des Gebets.

Die gefangenen Russen mohammedanischen Glaubens während des Gebets.

Feier des Beiramfestes im Lager der mohammedanischen Kriegsgefangenen in Wünsdorf bei Zossen.

Nach Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.

Landstraße, schön gelegenen Friedhofe der Kriegsgefangenen zur Einweihung des dort errichteten Mohammedanerdenkmals. War schon das Bild im Weinbergslager von eigenem Reize gewesen — was sich hier dem Auge in leuchtenden Farben bot, wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben! In das tiefe Dunkel der alten Kiefern mischten sich die hellblauen, mit roten Schärpen umwundenen Uniformen der Marokkaner, daneben die in weiße und braune Burnusse gehüllten stolzen Gestalten der Araber, neben diesen in ihren Khakiuniformen, den vielfach gewundenen Tarbusch auf dem Kopfe, die schlanken, feingliedrigen Inder. Wahrlich ein Bild von so leuchtender, blendender Farbenpracht, wie sie die kühnste Phantasie eines Malers nicht zu schaffen imstande ist.

Unter Führung des Lagerkommandanten betraten die Gäste den Friedhof. Schükry Bei sowie der persische Gesandte mit ihren Gefolgen nahmen vor dem Denkmal Aufstellung, das eine Schöpfung des Professors Oberleutnant Stiehl ist und einen Sarkophag von 2,5 : 2 Meter darstellt. Auch hier waren, wie beim Gebet im Weinbergslager, Gebetsteppiche ausgebreitet, eine Kanzel für den Molla errichtet. Auch hier wieder hielt der Molla Alim Idris eine Ansprache, auch hier wieder neigten sich in tiefer Demut die Häupter der Betenden vor Allah und seinem Propheten Mohammed zur Erde und flehten seinen Segen herab auf die, die nun in der kühlen deutschen Erde ausruhen von allen Mühseligkeiten des Lebens, die einst in grimmem Haß das Blut so vieler deutscher Söhne vergossen, als unsere erbittertsten Feinde, und die nun eingegangen sind zu Allah in das Paradies, der alle, alle ohne Unterschied des Glaubens an sein Vaterherz nimmt und sie liebt in seiner unendlichen Gnade und Liebe als seine Kinder.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Auf dem **russischen** Kriegschauplatz entfiel auch im letzten Drittel des September der Hauptanteil an den Ereignissen auf die südlichen Abschnitte der Gesamtfront. Die Kämpfe trugen zwar im wesentlichen das Gepräge des Stellungskrieges, näherten sich aber hie und da bei der meist ziemlich großen Ausdehnung der Vorfelder zwischen den eigentlichen Linien der Art des Bewegungskrieges, insofern mehrfach größere Schwankungen in den beiderseitigen Stellungen eintraten.

Die Kampfgruppe des Generals v. Bernhardi (siehe Bild Seite 311), die am 18. September den Brückenkopf von Zarecze am Stochod erstürmte, wobei die deutschen und die österreichisch-ungarischen Truppen des Generalleutnants Claudius über 2500 Mann gefangen nahmen, überwand vier russische Widerstandslinien und kam damit weit über ihr vorgestecktes Ziel hinaus. Auch mancher andere Name konnte in den amtlichen Berichten der deutschen und der k. u. k. Heeresleitung mit Auszeichnung genannt werden. Die Zeit des russischen Vordringens war nach Ankunft frischer Truppen auf dem östlichen Kriegschauplatz (siehe die Bilder Seite 317 und 318) jedenfalls gründlich vorbei. Der Gegner freilich wollte sich damit immer noch nicht abfinden und versuchte erneut mit aller Kraft an den deutschen Linien zu rütteln. Die zahlreichen Angriffe, die die Russen seit dem 19. September unternahmen, konnten aber nicht mehr so sorgfältig vorbereitet werden wie bisher, weil ihre Verluste allzu groß gewesen waren und in ihren Mannschaftsbeständen ungeheure Lücken hinterlassen hatten, was eine nachteilige Durcheinanderrüttelung und Lockerung der Verbände zur notwendigen Folge hatte.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General v. der Marwitz,
Befehlshaber der Truppen westlich von Luck, wurde unter Belassung in seinen Dienstverhältnissen zum Generaladjutanten des Deutschen Kaisers ernannt.

Am 19. konnte der Gegner westlich Luck einen Angriff gegen die Truppen des Generals v. der Marwitz (siehe obiges Bild) nur teilweise zur Durchführung bringen. Offenbar stand die russische Infanterie noch unter dem Eindruck der in den vorhergehenden Tagen erlittenen Mißerfolge und war deshalb nur schwer dazu zu bringen, die Gräben zu verlassen und sich in das hageldichte Sperrfeuer der Deutschen vorzuwagen. Erst als sie von der eigenen Artillerie unter Feuer genommen wurden, bequemten sich die Sturmtruppen zum Angriff. Aber obwohl die hereinbrechende Nacht wenigstens einigen Schutz gewährte, brachen die dichten Angriffskolonnen doch immer wieder im feindlichen Artillerie- und Maschinengewehrfeuer verlustreich zusammen.

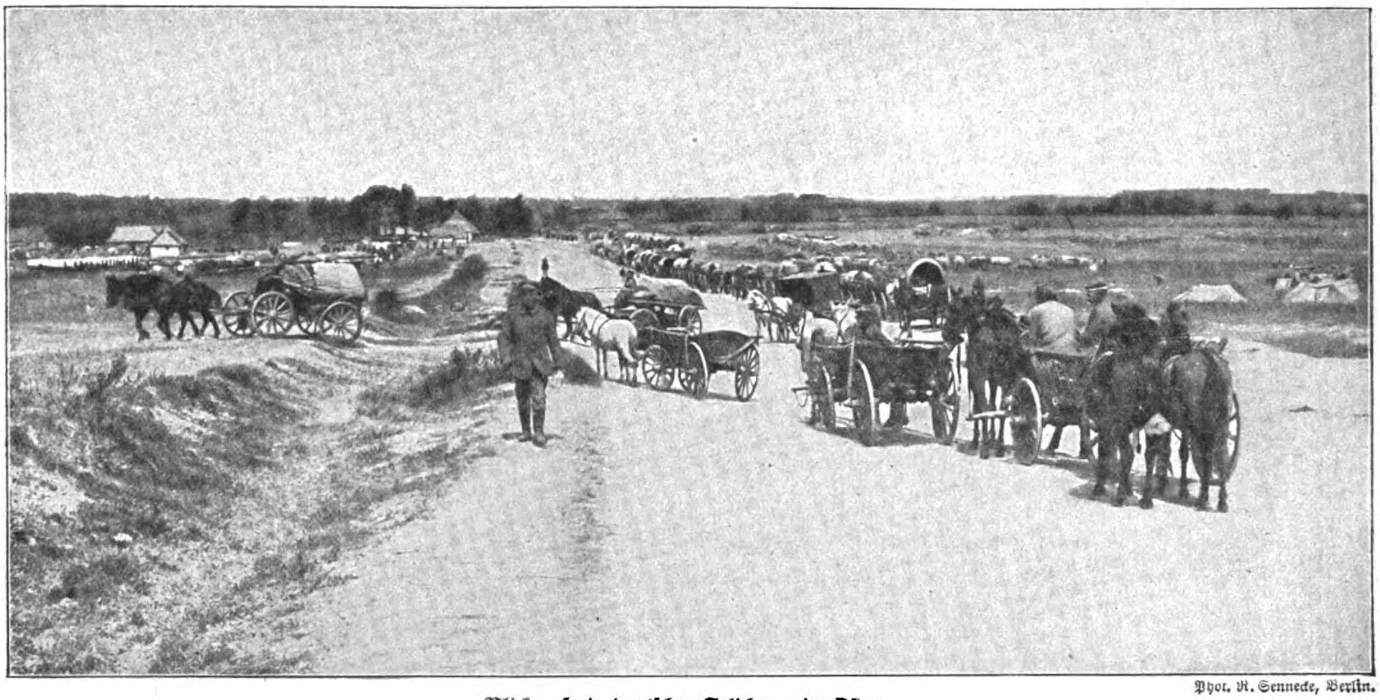
Neue Kämpfe, die sich um Swiniuchy und Korytnica entwickelt hatten, nahmen am 20. September ihren Fortgang. Das Vorbereitungsfeuer der russischen Artillerie war wieder von größter Wucht. Stundenlang wurden Ebene, Wälder und Hügelketten beschossen. Dann brausten die dichtgedrängten Sturmkolonnen in tiefer Gliederung heran. Ihren ununterbrochen einander folgenden Anläufen und der Einsetzung immer frischer Kräfte gelang es schließlich, die gegnerische Sellung nördlich Korytnica einzudrücken. Die zäh verfolgte russische Absicht, die Einbruchstelle zu einem Durchbruch zu erweitern, führte zu erbitterten Nahkämpfen, in denen den Russen mit Bajonett, Handgranate und Spaten der Weg verlegt wurde. Am Nachmittag des 20. September holten die Deutschen zu einem Gegenstoß aus, um das verlorengegangene „Eierwäldchen" zurückzugewinnen. Diesem Vorstoß, bei dem die Russen 760 Gefangene und mehrere Maschinengewehre abgeben mußten, folgte tags darauf ein weiterer überraschender Angriff. Fast in demselben Augenblick machten aber auch die Russen plötzlich mit großen Massen einen Vorstoß. Dem gegenüber konnten die Deutschen zwar keinen Raum gewinnen, aber es gelang ihnen doch, den Gegner an der Entwicklung zu hindern.

Von den die Einbruchstelle bildenden Dörfern Korytnica, Swiniuchy, Szelwow hielten die Russen nur die eine Hälfte von Korytnica in Händen. Von hier aus konnten sie in tief eingeschnittenen Mulden vorstoßen, die die Wirkung des Abwehrfeuers ziemlich abschwächten. Um so besser und sogar von drei Seiten konnte das Eierwäldchen von den Batterien der Verteidigung unter Feuer genommen werden. Zahlreiche russische Überläufer schilderten die dadurch angerichteten Verheerungen als geradezu entsetzlich. Wie

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Ankunft frischer Truppen auf dem östlichen Kriegschauplatz: Nach dem Verlassen des Eisenbahnzuges.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Blick auf ein deutsches Feldlager im Osten.

großen Wert die Russen auf den Besitz dieses Punktes legten, war daraus zu ersehen, daß die schon arg mitgenommenen russischen Garden hier erneut eingesetzt wurden. Und selbst diese mußten, wie von gefangenen russischen Offizieren offen zugegeben wurde, mit Reitpeitschen und Revolvern aus den Gräben heraus ins Feuer getrieben werden. Gefangene Mannschaften aber klagten außer hierüber auch über mangelhafte Verpflegung (nur zweimal in der Woche Fleisch) und Prügelstrafen. Die Zahl der gefallenen russischen Gardeoffiziere war in diesen Tagen ganz ungewöhnlich hoch. Da sie gerade diesen Vorstößen entscheidende Bedeutung beimaßen, so hatten sie sich, um die Leute mitzureißen, mehr als sonst an die Spitze gestellt. Doch hatte dies ebensowenig geholfen wie das mit den Sturmangriffen unausgesetzt abwechselnde Trommelfeuer.

Einmal gelang es in diesen Tagen der Garde, bei Szelwow in die vordere Linie der Verteidigung hineinzukommen. In einer Tiefe von eineinhalb und einer Breite von zwei Kilometern — im ganzen erstreckte sich die von der Garde gehaltene Front auf zwanzig Kilometer — konnte der Gegner eine kleine Strecke zurückgedrängt werden. Doch sogleich war dieser zum Gegenstoß bereit, durch den der russischen Garde trotz eiligst herangezogener Verstärkungen sehr rasch die Hälfte des eben erst Erkämpften wieder entrissen wurde. Nach diesem Ringen war das Gelände derart mit Leichen besät, daß die Fortsetzung des Kampfes kaum möglich schien. Die Russen beantragten deshalb bei dem Gegner einen kurzen Waffenstillstand zur Bestattung der Gefallenen, hatten dabei aber allem Anschein nach den Hintergedanken, Zeit zur Heranführung neuer Reserven zu gewinnen. Der Waffenstillstand mußte deshalb versagt werden, und die Kämpfe gingen weiter. In ihrem Verlauf wurde den Russen auch noch der Rest ihres mit außerordentlichen Opfern — an einem einzigen Tage verloren sie hier 1200 Mann — errungenen Raumgewinns abgenommen.

Auch am 22. September hatten die Russen schwere Verluste, ohne doch etwas zu erreichen, so daß sie in den nächsten Tagen ihre Versuche allmählich einstellten. Von der Verteidigung wurde die verhältnismäßige Ruhe zur Vorbereitung eines umfassenden Gegenstoßes benutzt, der am 27. September von den Truppen des Generals v. der Marwitz unternommen und in äußerst schwerem Kampf siegreich durchgeführt wurde. Die von den Russen gewonnenen Punkte wurden trotz hartnäckigen Widerstandes nicht nur vollständig zurückerobert, sondern der Gegner auch noch weit über seine alte Stellung hinausgedrängt. Dabei erlitt das vierte sibirische Armeekorps Verluste, die der Vernichtung nahekamen. Die Zahl der Gefangenen an diesem und dem folgenden, der Ausnutzung des Sieges dienenden Tage betrug 3000 Mann, die Beute 2 Geschütze und 33 Maschinengewehre.

Die ständigen russischen Mißerfolge gaben der französischen und englischen wie auch der neutralen Presse Anlaß, die Frage aufzuwerfen, was denn die ganze Angriffsbewegung der Russen genützt habe. Es war ja auf den übrigen Abschnitten der Ostfront kaum anders als bei Korytnica. So auch auf dem von Generaloberst v. Böhm-Ermolli gehaltenen Frontteil. Hier kam es am 23. September zwischen Zborow und dem Sereth wieder zu zahlreichen massigen Infanteriestürmen. Eine tagelange ungeheuer schwere Artillerievorbereitung war vorausgegangen. Hieraus wie auch aus dem Auftreten frischer kaukasischer Truppen war die Absicht einer neuen Angriffsunternehmung klar zu erkennen gewesen. Es mußte zugegeben werden, daß sie geschickt und planvoll vorbereitet wurde. Als durch schweres Trommelfeuer, dem auch Gasgranaten beigemischt waren, am 21. September die Drahtverhaue vor der Verteidigungsstellung niedergelegt waren, beschossen die Russen die von der Artillerie gelegten Breschen andauernd mit Maschinengewehren, um die Wiederherstellung der Hindernisse (siehe auch das Bild Seite 319) zu hintertreiben. Für den 22. war ein großer Gasangriff vorgesehen gewesen; er wurde aber durch strömenden Regen völlig vereitelt. Das Trommelfeuer erreichte den höchsten Grad am 23. September um acht Uhr morgens. Brennpunkte des Kampfes auf dieser zehn Kilometer breiten Front waren Makowy, Perepelniki, Wolczkowce und der Strypagrund an der Zlota Gora. Die Geschütze der Verteidigung blieben in dieser gewaltigen Artillerieschlacht nicht müßig. Alles überdröhnend wandten sich die schweren österreichisch-ungarischen Mörser unermüdlich gegen die hinter der Stellung des Gegners gelegenen Ortschaften, um die Reserven in Verwirrung zu bringen und in ihrer Kampfkraft zu schwächen.

Kurz nach elf Uhr vormittags am 23. September brach die russische Infanterie in dichten Massen aus den Gräben vor. Die Leute hatten einander bei den Armen gefaßt, so daß sie wie eine einzige Kette heranschwankten. Aber die Maschinengewehre rissen mächtige Lücken in die Reihen der Stürmenden, so daß die ganze Masse der Angreifer sehr bald wild durcheinandertaumelte. Was zurückflutete, wurde von den russischen Maschinengewehren und den Kosaken erwartet, die hinter der Front auf und ab sprengten und die Fliehenden mit Peitschenhieben ins Gefecht zurückzutreiben hatten. Die wenigen aber, die dann die erste Linie des Gegners erreichten, wurden dort von den kaltblütig auf der Brustwehr harrenden Schützen rasch überwunden. Nur an einer schmalen Stelle bei Perepelniki konnten die Russen dank ihrer dort eingesetzten Überzahl eine Lücke in die Linie der Österreicher und Ungarn reißen. Doch schlossen diese im Verein mit deutschen Verstärkungen die Einbruchstelle sofort wieder. An allen anderen Punkten verhinderten brandenburgische Jäger und thüringische Landwehr jeden noch so kleinen Vorteil des Feindes. Und auch an der einen Stelle bei Perepelniki, wo er Erfolg gehabt hatte,

wurde in erbittertem Nachtkampf die Lage schließlich vollkommen wiederhergestellt. Die Russen verloren neben überaus zahlreichen Gefallenen und Verwundeten 700 Gefangene und 7 Maschinengewehre. — Die beiden folgenden Tage, der 24. und 25. September, brachten bei Perepelniki ununterbrochen neue russische Angriffe, die aber sämtlich erfolglos blieben, bis zuletzt auch hier die Anstrengungen des Gegners nachließen.

Noch aber gaben die Russen das Spiel nicht verloren. Den Führern der Mittelmächte war bekannt, daß die Russen in dem wolhynischen Festungsdreieck (Luck—Dubno—Rowno) auf den ausgezeichneten strategischen Eisenbahnen aus der Richtung von Kiew starke Kräfte heranführten, denen man in aller Eile eine nur zweimonatige Notausbildung hatte zuteil werden lassen. Daß es sich bei dieser Maßnahme um mehr handelte als um bloße Abwehr der zu eigenen Angriffen übergehenden österreichisch-ungarischen und deutschen Kräfte, zeigte sich schon darin, daß in den letzten Tagen des September der gesamte südliche Teil der Front des Prinzen Leopold von Bayern mit einem unerhört wuchtigen russischen Feuer belegt wurde. Ihm folgte beiderseits der Bahn Brody—Lemberg noch am letzten Tage des September der erste große Infanteriesturm. An der genannten Bahnlinie und weiter südlich bis zur Graberka bei Zarkow fluteten die russischen Sturmkolonnen siebenmal gegen die österreichisch-ungarischen und deutschen Stellungen heran; doch jedesmal brachen sie im mächtigen Sperrfeuer zusammen. Einzig auf dem südlichsten Abschnitt vermochten sie in der Breite eines Regiments in der vordersten Stellung vorübergehend Fuß zu fassen, bis Reserven heranrückten und die Gräben rasch wieder säuberten. Der volle Erfolg dieser von Generalleutnant Melior geleiteten Kämpfe, die bis weit in den 1. Oktober hinein währten, kam auch in der Gefangennahme von über 1500 Mann zum Ausdruck.

Gleichzeitig wurde auf dem gesamten übrigen Abschnitt gekämpft. Westlich Luck, wo die Russen nach tagelangem stärksten Trommelfeuer zum Sturmangriff vorgehen wollten, wurde ihre Infanterie von dem Sperrfeuer des Gegners so wirkungsvoll belegt, daß sie an den meisten Punkten nicht einmal durch das Feuer der eigenen Artillerie aus den Gräben herauszubringen war.

Am 2. Oktober um neun Uhr vormittags setzte dann westlich Luck der längst erwartete, mit ungeheuren Mitteln vorbereitete große russische Angriff auf die Heeresgruppe Linsingen und im besonderen gegen die Truppen des Generalleutnants Schmidt v. Knobelsdorff und des Generals v. der Marwitz mit äußerster Wucht ein. Unter rücksichtslosesten Menschenopfern stürmten die Russen bis zu zwölf Malen, die beiden Gardekorps sogar siebzehnmal, zum Angriff vor. Der Erfolg war wieder unverhältnismäßig gering. Wo es den Russen gelang, in die vordere Verteidigungslinie hineinzukommen, wie nördlich Zaturcy, waren sie durch Gegenstoß stets rasch wieder geworfen. Die Feinde kämpften an diesem Tage wieder mit größter Wildheit und ungebändigter Roheit: nach genauen Feststellungen ließen sie ihre Wut auch an Verwundeten aus, die in ihre Hände fielen, wodurch sie es dem Gegner unmöglich machten, seinerseits irgendwelche Schonung walten zu lassen. — Der Gegenstoß der Verbündeten an der Graberka konnte mit entschiedenem Erfolge weitergeführt, die Zahl der dort gemachten Gefangenen auf über 2000 erhöht werden. —

Auf der Front des Erzherzogs Karl waren in der Berichtszeit namentlich in den Karpathen die Kämpfe keinen Augenblick zur Ruhe gekommen. Die Lage dieses Schauplatzes hatte dazu geführt, daß die Armee Letschitzki in südöstlicher Richtung mit den rumänischen Truppen in Siebenbürgen Fühlung nehmen konnte. Letschitzki sah jetzt seine Aufgabe darin, die wenig zahlreichen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen an der Goldenen Bistritz und am Schwarzen Czeremosz zurückzudrücken, seinen Anschluß an die Rumänen zu verdichten und außerdem die in Siebenbürgen an der Maros kämpfenden k. u. k. Kräfte in der Flanke zu bedrohen. Die ganze, wenigstens 150 Kilometer breite Karpathenfront war eigentlich ein einziges großes Kampffeld, auf dem sich zahlreiche Einzelhandlungen abspielten. Auf beiden Seiten machte sich das Bestreben bemerkbar, die knappe Zeit, die noch vor dem frühen, durch Schneefall sich schon jetzt ankündigenden Karpathenwinter lag, möglichst auszunutzen (siehe Bild Seite 321).

Am heftigsten wurde wohl um den Smotrec gerungen, der schon oft den Besitzer gewechselt hatte und in den Tagen um den 20. September fester in die Hand der Russen kam. Regelrechte Stellungen gab es in den Karpathen nicht, weil

Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Armierungstruppen im Osten arbeiten an der Wiederherstellung von Festungswerken.

ihre Anlegung in dem unwegsamen Gebirge allzu große Schwierigkeiten gemacht hätte und es an festen Unterkunftsplätzen und Ortschaften fehlte, die den Reserven als Quartier hätten dienen können. Um so bewunderungswürdiger waren die Leistungen der Verteidigungstruppen. Wohl ihr schlimmster Feind war der immer stärker auftretende Gebirgsnebel, der die Aufklärung ungemein erschwerte, ihre beste Hilfe das Maschinengewehr, da Artilleriesperrfeuer im Gebirge bei weitem nicht immer in Wirksamkeit treten konnte. Die Russen konnten in diesem Gelände höchstens in Regimentsbreite vorstürmen, erschienen dafür aber stets sehr tief gegliedert. Um so verheerender wirkten daher in ihren Reihen die Maschinengewehre. Es kam vor, daß Kompanien von 250 Mann sehr bald auf 60, ja auf 30 Mann zusammenschmolzen, also fast gänzlich vernichtet wurden.

Bei russischen Angriffen an der Baba Ludova am 19. September schleuderten Jäger aus allen deutschen Gauen und andere wackere Truppenteile unter Generalleutnant v. Conta dichte Mengen von Handgranaten in die nahe herankommenden Wellen der Feinde; auf die Reste der an Zahl immer noch überlegenen Sturmtruppen warfen sie sich mit der blanken Waffe. Tags darauf stürmten die Russen in demselben Abschnitt sogar siebenmal ohne Erfolg und vermochten auch nicht zu verhindern, daß ihnen der Smotrec durch einen Sturmangriff des Gegners wieder verlorenging. Leider konnte er aber nur bis zum folgenden Tage, dem 21. September, gehalten werden. Doch schien die Angriffskraft der Russen hiernach wenigstens vorübergehend ziemlich erschöpft.

Während dieser südlichste Teil der Heeresgruppe des Erzherzogs Karl heftigen feindlichen Angriffen ausgesetzt war, kam es auf den übrigen ihm unterstellten Frontabschnitten nur zu verhältnismäßig kleineren Ereignissen. An der Narajowka machten die Truppen der Verbündeten kleinere Fortschritte. Auch südlich Lipnica Dolna konnten sie seit dem 20. September zum Gegenangriff schreiten. Am 27. machten die Deutschen hier bei einem Vorstoß 130 Gefangene und brachten 4 Maschinengewehre ein. — In diesem Abschnitt traten auch wieder türkische Kräfte durch ihren Kampfesmut hervor.

Stärkere Wirkung hatte ein Gegenstoß des Generalleutnants v. Conta am 29. September im Ludovagebiet, der dem Gegner neben schweren blutigen Verlusten über 500 Gefangene und 8 Maschinengewehre kostete. Im Gebiete der Zlota Lipa und der Narajowka rafften sich die Russen am 1. und 2. Oktober wieder zu erheblicherer Tätigkeit mit frisch herbeigeführten Kräften auf: sie brachten südöstlich Brzezany vier Armeekorps gegen die dort stehenden Türken ins Feuer und konnten dank der vorangegangenen Artillerietätigkeit hier und da in die erste Verteidigungslinie eindringen; schon sehr bald aber waren sie fast überall wieder zum Weichen gebracht.

Erwähnenswert ist noch eine für den Osten ziemlich ausgedehnte Tätigkeit der deutschen Flieger, die sich hauptsächlich die russischen Fluganlagen und Befestigungen auf der Insel Ösel und an mehreren anderen Punkten des nordöstlichen Küstengebiets zum Ziel nahmen.

* * *

Der rechte Flügel der in Siebenbürgen kämpfenden **Rumänen** hatte, wie oben Seite 319 geschildert wurde, da, wo die Grenzen der Bukowina, Rumäniens und Ungarns zusammenstoßen, mit den Russen Fühlung genommen. Es war ihnen gelungen, in Ausnutzung ihres Einbruchs in Siebenbürgen durchschnittlich 50 Kilometer tief in westlicher Richtung in das Land vorzudringen. Ihre Mitte hatte Kronstadt besetzt und hätte auch Hermannstadt (siehe Bild Seite 323) einnehmen können, zog es aber vor, sich nicht dauernd in der Stadt festzusetzen, so daß sie im letzten Drittel des September zunächst zwischen den beiderseitigen Linien lag. Auf dem linken rumänischen Flügel geriet der geplante und begonnene Vormarsch gleich nördlich Orsova ins Stocken, wobei dieses ähnlich wie Hermannstadt zwischen den Rumänen und den Truppen der Mittelmächte unberührt liegen blieb. Letztere konnten den Gegner am 18. September über Merisor gegen Petroseny zurückwerfen und am nächsten Tage auch über den Szurdukpaß (siehe die Bilder Seite 324 und 325) drängen. An dieser verwundbarsten Stelle der rumänischen Aufstellung in Siebenbürgen war den Mittelmächten die Möglichkeit gegeben, auf dem rumänischen Donauufer angreifend vorzugehen und den Gegner auf das schwerste zu gefährden, Grund genug für die Rumänen, zur Wiedergewinnung des verlorenen Passes die größten Anstrengungen zu machen. Da sie aber jetzt weit stärkeren Kräften gegenüberstanden als zu Beginn ihres Feldzugs, so waren ihre Aussichten nicht eben günstig. Zunächst büßten sie am 21. September Petroseny ein, und schon am folgenden Tage, dem 22., besetzten deutsche Truppen auch die Höhen beiderseits des Vulkanpasses.

Seit dem 22. September entwickelten sich in der Gegend von Hermannstadt Vorpostengefechte, die auf bevorstehende ernstere Zusammenstöße hindeuteten. Auf rumänischer Seite wurden etwa zwei Divisionen gegen die viel schwächeren Sicherungsabteilungen der dort stehenden verbündeten deutschen und ungarischen Trupen des Generalleutnants v. Staabs (siehe Bild Seite 324) angesetzt, jedoch unter schweren Verlusten an Gefallenen und Gefangenen abgewiesen, worauf hier wieder Ruhe eintrat. Dafür lebten auf dem linken Flügel die Kämpfe um die Gebirgspässe von neuem auf. Sie steigerten sich zu großer Heftigkeit und führten am 25. September dazu, daß die Rumänen nach vielen vergeblichen Anläufen schließlich die Grenzhöhen beiderseits der Kammlinie Szurduk—Vulkanpaß besetzten.

An dem genannten Tage konnten aber die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im Abschnitt von Hermannstadt zum Angriff vorgehen. Da die ihnen hier gegenüberstehende erste rumänische Armee kräftigen Widerstand leistete, so entwickelte sich eine mehrtägige Schlacht, die am 28. September zugunsten der Verbündeten entschieden wurde: die Rumänen mußten ihren Widerstand aufgeben und eilig gegen das Gebirge zurückgehen. Dort harrte ihrer eine verhängnisvolle Überraschung. Durch einen kühnen Marsch durch das unwegsame Waldgebirge war es bayerischen Truppen unter Generalleutnant Krafft v. Delmensingen (siehe Bild Seite 326) schon am 26. September gelungen, im Rücken der Rumänen den Roten-Turm-Paß an der Hauptrückzugstraße des geschlagenen Gegners zu besetzen. Hier empfing ihn das Massenfeuer der bayerischen Truppen und machte die Vernichtung des schon in voller Auflösung begriffenen rumänischen Heeres vollständig (siehe Bild Seite 327).

All diese verschiedenen Kampfhandlungen fanden unter der Gesamtleitung des früheren Generalstabschefs Generals v. Falkenhayn statt. Während er den Hauptstoß etwa in östlicher Richtung führte, setzte er gleichzeitig nach Norden mit schwächeren Kräften einen Angriff gegen die Flanke der zweiten rumänischen Armee an, die sich zur Rettung der geschlagenen ersten aus dem nördlichen Teil Siebenbürgens in Bewegung gesetzt hatte und nun durch den Flankenstoß der Deutschen in ihren Maßnahmen empfindlich gestört wurde. Der Hauptzusammenstoß erfolgte bei Henndorf vorwärts des Haarbaches und kostete den Rumänen allein an Gefangenen 600 Mann. Auch an anderen Stellen des nördlichen Siebenbürgen wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft; im ganzen aber vermochte das Eingreifen der zweiten rumänischen Armee das Schicksal der bei Hermannstadt entscheidend geschlagenen ersten nicht mehr zu wenden.

Die Zahl der Gefangenen aus den Kämpfen bei Hermannstadt stieg am 30. September auf über 3000 Mann. Diese an und für sich stattliche Ziffer erschien doch gering im Verhältnis zur Gesamtstärke der beteiligten Streitkräfte und der Vollständigkeit des deutschen Sieges. Um so schwerer waren jedoch die blutigen Verluste der Rumänen gewesen, weil die siegreichen Truppen unter dem Eindruck des rumänischen Verrats, noch mehr aber wegen der vom Gegner verübten Mordtaten an Verwundeten und Gefangenen mit äußerster Erbitterung gekämpft hatten. — Neben den Gefangenen wurde vorläufig eine Beute von 13 Geschützen, 1 Flugzeughalle, 2 Flugzeugen, 10 Lokomotiven, 300 Waggons mit Munition, über 200 sonstigen Munitionswagen, über 200 gefüllten Bagagewagen, 70 Kraftwagen und 1 Lazarettzug festgestellt. Die Zusammensetzung der Beute zeigte aufs deutlichste, wie vernichtend die feindliche Niederlage gewesen war. Dabei wurde weiteres Kriegsmaterial noch andauernd aus den dichten Wäldern geborgen. Auch waren die Paßstraßen bedeckt mit zerschossenen oder sonstwie zerstörten Fuhrwerken. Hermannstadt war durch die Schlacht endgültig vorm Feinde gerettet. Hatte sie ihn auch nie vor, geschweige in ihren Mauern gesehen, so war die

Vergeblicher nächtlicher Sturm der Russen in den Karpathen.

Nach einer Originalzeichnung von A. Reich-Wien

schöne Stadt während des ganzen ersten Monats seit dem Ausbruch des Krieges mit Rumänien doch schwer gefährdet, ihre Einwohnerschaft in beständiger Sorge gewesen.

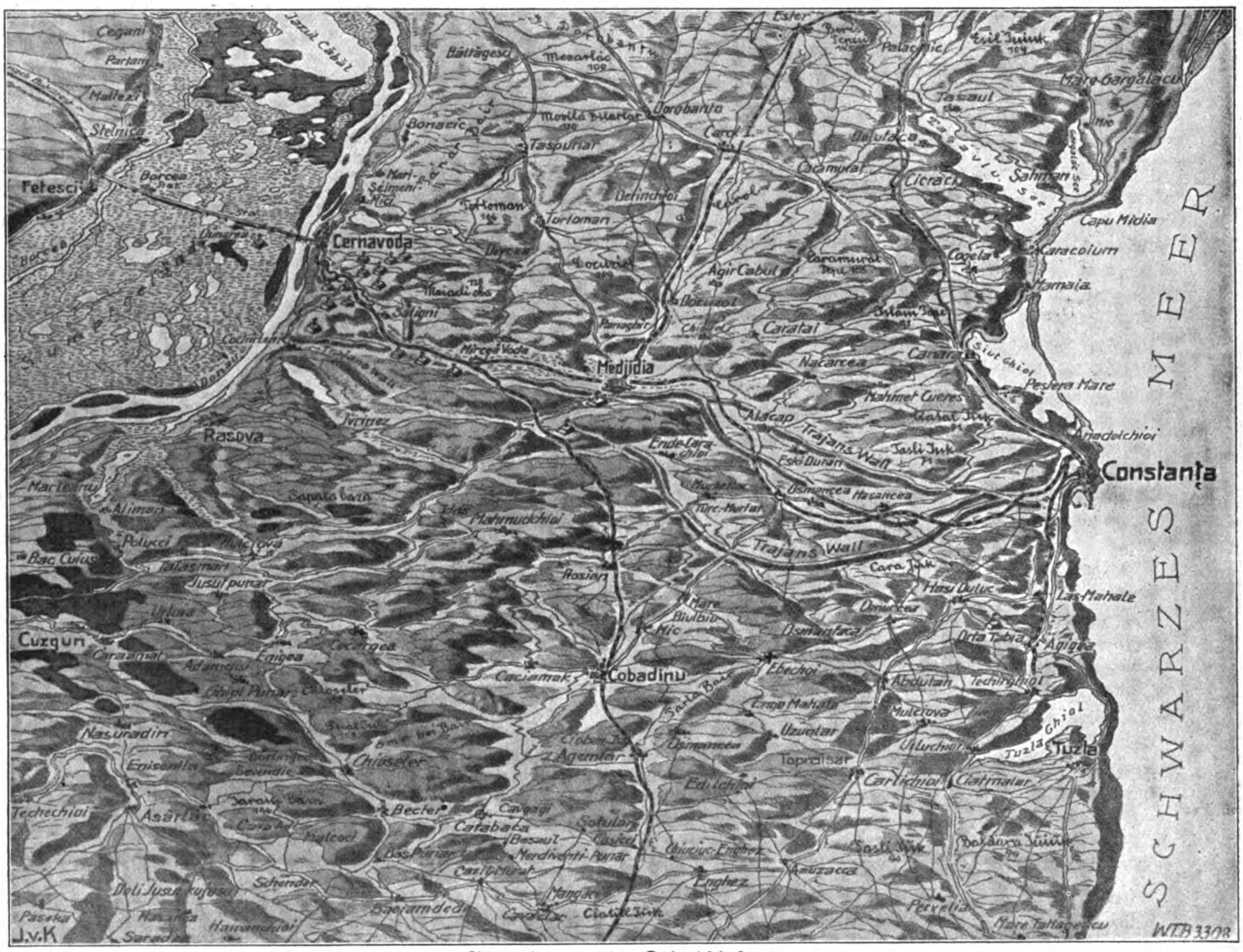
Am 29. September spielte sich ein größeres Gefecht auch auf der Donau ab, bei dem eine österreichisch-ungarische Monitorabteilung der Angreifer war. Außer ihr nahmen auch ein bewaffneter Dampfer und das deutsche Motorboot „Weichsel" an dem Vorstoß teil, der sich gegen den rumänischen Hafen Corabia richtete. Nach Niederkämpfung der gegnerischen Verteidigungsanlagen drangen die angreifenden Einheiten in den inneren Hafen ein, wo sie den Bahnhof, militärische Hafenanlagen, bewaffnete russische Dampfer, die sich im vorigen Jahre nach Corabia geflüchtet hatten, Minenfahrzeuge und Schlepper vernichteten. Zugleich konnten sie sieben österreichisch-ungarische Schlepper befreien, die die Rumänen in Corabia festgehalten hatten.

Anfang Oktober stießen die Rumänen mit einigen Bataillonen bei Rasova nahe der bulgarischen Grenze über die Donau, um den siegreichen Truppen der Verbündeten in der Dobrudscha Abbruch zu tun. Wie der bulgarische Bericht andeutete, blieb der rumänische Vorstoß ergebnislos.

In der Dobrudscha kam der schnelle Flankenstoß der Bulgaren und Deutschen unter Mackensen in der Linie Rasova—Tuzla etwa 20 Kilometer vor dem eigentlichen Hauptziel, der Linie Cernavoda—Constanza (Trajanswall), zum Stehen (siehe obige Karte). Rumänen und Russen hatten in der Linie Rasova—Tuzla trotz der sieghaften Eile Mackensens (siehe die Kunstbeilage) bedeutende Streitkräfte zusammengezogen und waren fest entschlossen, dem Gegner die Stirn zu bieten. Während am 19. September noch in wechselvollen Kämpfen gerungen wurde, stand die Schlachtlinie am nächsten Tage. Der Bewegungskampf ging nun allmählich in den Stellungskrieg über. Ein solcher lag aber nicht im Vorteil der rumänisch-russischen Heeresleitung. Ihr Ziel mußte sein, die ursprüngliche Lage in der Dobrudscha wiederherzustellen und die siegreichen Truppen der Mittelmächte aus Rumänien wieder zu vertreiben. Zu diesem Zweck wurden keine Opfer gescheut.

Schon am 21. September gingen starke rumänische Kräfte südwestlich Topraisar zum Angriff vor. Die Deutschen, Bulgaren und Türken wichen anscheinend zunächst aus, setzten dann aber einen umfassenden Gegenstoß an, der dem Gegner vor allem in seiner Flanke blutige Verluste zufügte. Schließlich wurden die Rumänen auch im Rücken gepackt und zu fluchtartigem Rückzug gezwungen. Am nächsten Tage nahmen sie ihre Angriffe in der Linie Cobadinu—Topraisar wieder auf, hatten aber wiederum keinen Erfolg, sondern nur abermalige Verluste.

Die Luftstreitkräfte der Mittelmächte wurden währenddessen nicht müde, Bukarest mit ihren Angriffen heimzusuchen. Die Vorstöße folgten einander so rasch, daß häufig die von einem derselben hervorgerufenen Brände noch nicht einmal gelöscht waren, wenn schon ein neuer Angriff stattfand. Das rumänische Abwehrfeuer richtete nichts aus, weil die es bedienenden Mannschaften noch nicht genügend ausgebildet waren.



Vogelschaukarte der Dobrudschafront.

* * *

Auf dem **Balkan** ging es an der mazedonischen Front ziemlich lebhaft zu. Sarrail hatte seine zusammengewürfelten Truppen so verteilt, daß die Engländer im Strumagebiet standen, diesen sich bis vor Doiran die Italiener anschlossen, hierauf die Franzosen folgten und im Raume von Florina die Serben den Schluß machten. Letzteren gegenüber wichen die Bulgaren eine Zeitlang aus, gaben aber die kürzlich erkämpften beherrschenden Gipfelstellungen nicht preis. Seit dem 19. September jedoch nahmen sie selbst wieder den Angriff auf durch überraschende Vorstöße östlich der Stadt Florina (siehe Bild Seite 328), in denen sie den Gegner vollständig warfen und stattliche Beute machten. — Etwa gleichzeitig erlitten die Italiener an der Belasica in

einer Reihe von Gefechten eine empfindliche Schlappe, in deren Verfolg das Gelände südlich der Belasica Planina bis zum Krusa-Balkan vom Feinde gesäubert wurde (siehe Bild Seite 329). — Seit dem 23. September betätigten sich die Engländer wieder in der Strumastellung, ohne doch etwas Wesentliches gegen die Bulgaren ausrichten zu können. —

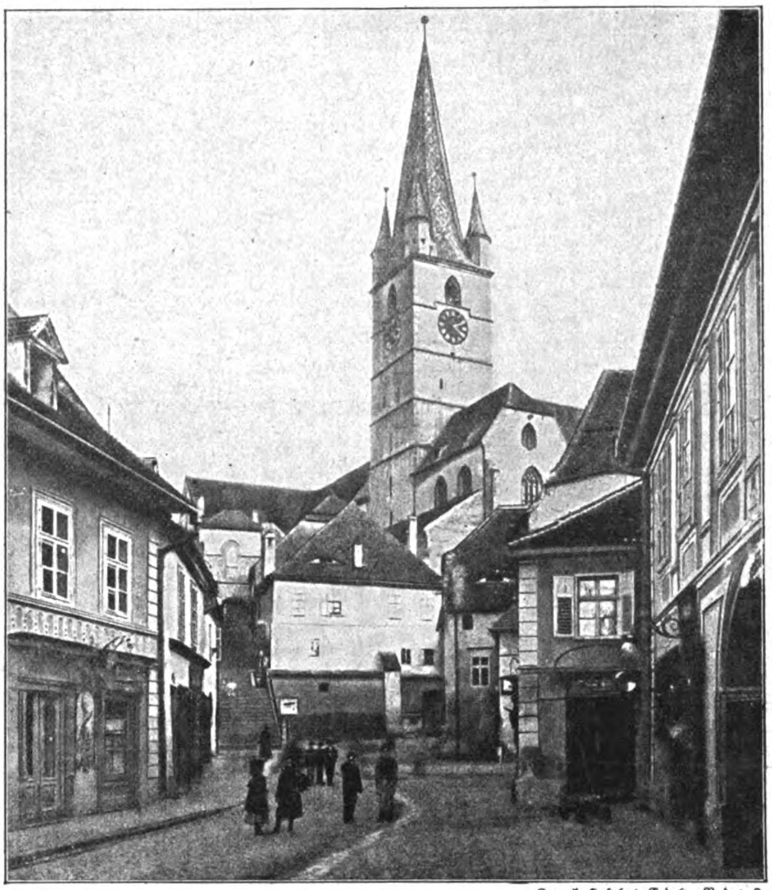
Die Lage in Griechenland wurde gegen Ende September immer unklarer. Venizelos hatte sich nach Kreta begeben und trat hier wie auch auf einigen anderen Inseln als „Befreier" auf. In Kreta nahm der Aufstand größeren Umfang an. Es wurde eine Truppenmacht von 30 000 Mann zusammengebracht, die von der ganzen Insel Besitz nahm. Am 27. September rückten die Aufständischen in Kanea, der Hauptstadt Kretas, ein, vertrieben die griechischen Behörden und ernannten einen eigenen Ausschuß zur Führung der Staatsgeschäfte. Die ersten griechischen Freiwilligenbataillone wurden zusammengebracht und den Truppen Sarrails an der mazedonischen Front zugeführt. Auch ein Teil der griechischen Flotte schlug sich auf die Seite des Vierverbandes und schloß sich der englisch-französischen Mittelmeerflotte an.

Der kranke König Konstantin weilte währenddessen in Tatoi, das von zwei Reihen Schützengräben umgeben und mit Hilfe von Geschützen und anderen Kriegsmitteln befestigt worden war, um den König vor den Anschlägen des Vierverbandes zu schützen.

Mittlerweile war auch das griechische Kavallakorps in Deutschland eingetroffen und in Görlitz untergebracht worden (siehe die Bilder Seite 330). Am 23. September richtete der griechische Gesandte in Berlin in einer vertraulichen Unterredung an den deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amts das Ersuchen, die griechischen Truppen nicht in Deutschland festzuhalten, sondern sie auf dem Wege durch die Schweiz wieder nach Griechenland zu entlassen. Die deutsche Regierung erklärte sich grundsätzlich bereit, diesen Wunsch der griechischen Regierung zu erfüllen unter der Voraussetzung, daß die als Gäste in Deutschland weilenden Truppen nicht von dem Vierverbande bestraft oder unterwegs durch einen Gewaltstreich ihrem Vaterlande entzogen würden.

Anfang Oktober trat insofern eine Änderung der Lage in Griechenland ein, als Venizelos sich bemühte, die Revolution einzuschränken, nachdem er sich hatte überzeugen müssen, daß die Bewegung von der Mehrheit des griechischen Volkes nicht gebilligt wurde.

(Fortsetzung folgt.)



K. u. k. Hofphot. Erdely, Budapest.

Eine Straße in Hermannstadt (Nagy Szeben) in Siebenbürgen, das zu Beginn der Kampfhandlungen mit Rumänien von den österreichisch-ungarischen Truppen geräumt und durch die siegreiche Schlacht vom 26.—28. September 1916 den Rumänen wieder entrissen wurde.

Illustrierte Kriegsberichte.

Zwischen Wasser und Feuer.

Von Kriegsfreiwilligem Karl Leins.

Gegen Abend am ... ten September kam der Befehl zum Umhängen. Es regnete lückenlos, als wir die Stadt verließen. Nicht nur Bindfäden, sondern Waschseile. Der Himmel, der sich wie eine ungeheure Milchglocke über der Dobrudscha spannte, war mit einer asphaltgrauen Wolkenschicht verhängt, die nicht einmal der Sturm zu zerreißen vermochte.

Bei jedem Schritt sprang uns das Wasser aus den Rockärmeln, und die Stiefel quietschten wie hungrige Spatzen. Hinter uns her schob sich dicht die deutsche, türkische und bulgarische Artillerie, alles in wirrem Kunterbunt durcheinander.

An ein geordnetes Vorgehen war hier überhaupt nicht zu denken, da das Gelände mit tückischen Sümpfen und Moräͤsten geradezu übersät ist. Jeder suchte, so gut es eben ging, so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Oft versank man bis über die Knie in dem stahlblauen Schlamm, aus dem bei Nacht die Irrlichter hervorkriechen, um den unkundigen Wanderer ins Verderben zu führen.

Vor uns her stob wie ein Wirbelwind das Gros der russischen und rumänischen Armee, Greuel, Trümmer und lodernde Dörfer hinter sich lassend, die gleich riesigen Fackeln uns den Weg beleuchteten. Der Boden sah aus, als wären Heere von Dampfpflügen darüber hingegangen. Dazwischen hinein hatte der fliehende Gegner ganze Wälder umgerissen, um die Stämme als Hindernisse über den Straßen aufzuschichten.

Kurz vor Dobric ließen die Rumänen zwei mit Sand und Kot beladene Schnellzüge gegeneinander rennen. Infolge des furchtbaren Anpralls der Maschinen wurden auf mehrere hundert Meter weit die Geleise zerstört, und zwar so gründlich, daß eine ganz neue Linie gebaut werden mußte. Die Lokomotiven hatten sich so fest ineinander verrannt, daß sie aus der Ferne betrachtet wie eine einzige Maschine aussahen. Die Wagen waren aneinander emporgesprungen wie zwei kämpfende Tiger. Wie zwei riesige Säulen, so ragten sie aus den Trümmern heraus.

Die Eisenbahnüberführungen waren sämtlich in die Luft gesprengt. Auf jedem Schritt und Tritt begegneten wir den sogenannten Erdminen, die bei der leisesten Berührung sofort explodieren und großen Schaden anrichten können. Diese Waffe ist ganz neu und wurde von den Russen erfunden. Sie hat die Form einer Kugel, die mit verschiedenen Polypenarmen, die aus feinem Draht bestehen, versehen ist. Diese Arme werden nun wie ein Netz über die Erde gelegt und am Ende mit einem Holzpfahl festgemacht. Die Kugel selbst wird eingegraben, damit man sie nicht sehen könne. Bei einem raschen Vormarsch spielen diese Erdminen wirklich eine bedeutsame Rolle. Ihre Wirkung ist fast so stark wie die einer leichten Granate. Wir hatten zum guten Glück Feuerwerker bei uns, die vorauszogen und die unheimlichen „Teufelsköpfe", wie sie scherzend ein Sachse nannte, zur Explosion brachten.

Kurz hinter ... begegneten wir den ersten Greueltaten der Rumänen. Wir sahen auf den ersten Blick, daß sie nicht vergebens bei den Russen in die Schule gegangen waren. Das Dörflein, das sie verwüstet hatten, sah aus wie Herku-

lanum und Pompeji nach der siebentägigen Verschüttung. Ja die Vernichtung war so gründlich, daß sie sich noch selbst vernichtete in ihrem eigenen Wesen. In den Straßen lagen dutzendweise die Leichen der geschändeten Frauen. Die Männer, soweit sie nicht zu alt waren, wurden weggeführt in die Gefangenschaft, die Greise wurden einfach aufgespießt. In einer Gasse fanden wir zwölf junge Mädchen, die an die Fensterkreuze gehängt waren, nachdem sie vorher von den rohen Banden zu Tode geschändet worden. Die Bulgaren heulten vor Wut bei diesem Anblick.

Sämtliche Brunnen waren verschüttet, und zwar so gründlich, daß man überhaupt keine Spur mehr von ihnen zu finden vermochte. Nur einen, der am Ausgang des Dorfes lag, schienen sie übersehen zu haben. Als man das Wasser untersuchte, war es derart vergiftet, daß der Hund, der aus Versehen davon zu trinken bekam, sofort verendete, ohne auch noch ein Zeichen von sich geben zu können. Nacheilende Pioniere verschütteten sofort den Hexenkessel, um weiteres Unglück zu verhüten

Generalleutnant v. Staabs,
Führer deutscher und ungarischer Truppen in den wechselvollen Kämpfen gegen die Rumänen in Siebenbürgen im Raume des Vulkan- und Szurdukpasses bei Petroseny.

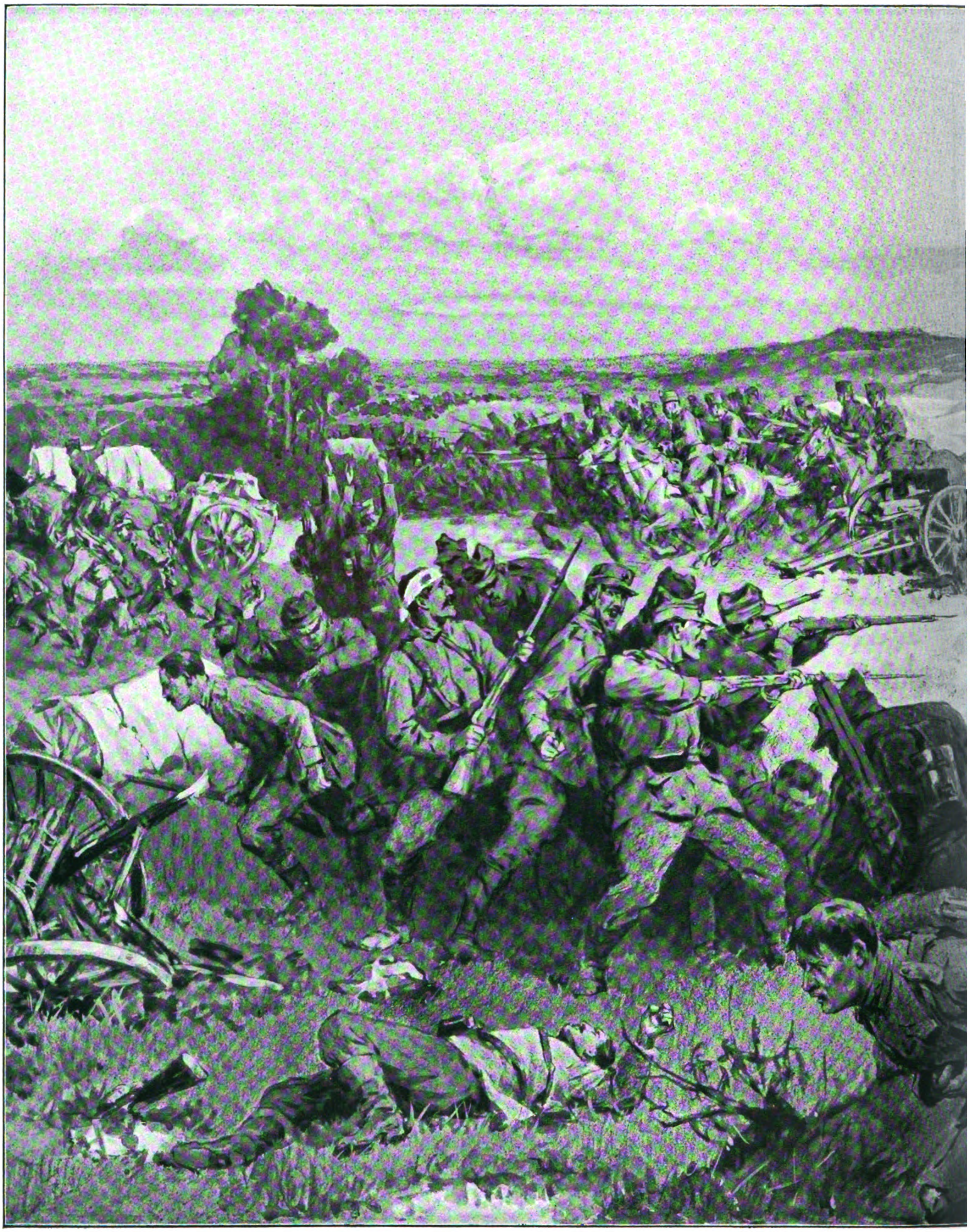
Nicht einmal das Kind in der Wiege fand Gnade bei dem verrohten Räuber- und Diebsgesindel. Da und dort fanden wir an den Wänden große Blutflecken mit hellen, kleinen Fleischteilen dazwischen, an denen zarte Härchen klebten; die Kinder wurden zum Teil bei den Füßchen genommen und gegen die Mauern geschleudert. Dieser Tod war noch selig zu nennen. Die meisten der unschuldigen Wesen dagegen wurden einfach bei lebendigem Leib ins Feuer geworfen. Nachher erfuhr ich von einem Soldaten, daß man über sechzig Kinderskelette aus der Asche gegraben hatte.

Nichts, auch gar nichts Lebendes wurde verschont. Selbst das unwissende Vieh mußte daran glauben. Rudelweise wurde es in der Dorfkirche zusammengetrieben, worauf das Gotteshaus in Brand gesteckt wurde, so daß alles, was darin war, elend verschmoren mußte.

Je weiter wir vordrangen, um so größer wurde die Verwüstung. Es schien, als hätten die Rumänen gar nichts anderes während der zwei letzten Kriegsjahre zu tun gehabt, als auszusinnen, mit welchen abgefeimten

K. u. k. Hofphot. Erdely, Budapest.

Die Talenge beim Szurdukpaß an der siebenbürgisch-rumänischen Grenze.



Verfolgung der Rumänen in der Dobrudscha durch deutsch

Nach einer Originalzeichnu

UNIV. OF MICH.

* und bulgarische Kavallerie nach der Schlacht bei Dobric,
* von Fr. Müller-Münster.

UNIV. OF MICH.

Erstürmung des Szurdukpasses durch die Truppen des Generalleutnants v. Staabs am 19. September 1916.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

Mitteln sie Dörfer und Menschen vernichten könnten. Himmelschreiend ist es, wie sie die Landschaft verschandelten und zerwühlten. Die ungeheuren Weizenfelder, die selten so schön standen wie in diesem Jahr, waren in Brand gesteckt und bildeten ein Flammenmeer. Unseren braven Schippern gelang es streckenweise, des Feuers Herr zu werden unter Aufbietung aller verfügbaren Kräfte. Doch sind die geretteten Flächen fast nicht erwähnenswert im Vergleich zu dem, was verbrannt ist. Wo es nichts anzuzünden gab, waren nach englischem Muster die Meeresschleusen geöffnet worden, um das Wasser ins Innere des Landes fließen zu lassen. Zum guten Glück versagte dieses Unternehmen gründlich. Das Gelände schien für diesen Zweck nicht so günstig, wie es drüben in Westflandern bei Nieuport der Fall war. Nur an ganz wenigen Stellen bildeten sich kleine Teiche und kurze Strömlein, die uns und unserem Vormarsch eigentlich nicht viel anhaben konnten. Was war's, wenn auch da und dort eine Batterie oder ein Bagagewagen auf ein paar Augenblicke versank, gleich waren hundert helfende, rettende Hände zur Stelle, die kräftig zugriffen und den Schaden wieder gut machten.

Am meisten zu schaffen machte uns der Zustand der Wege, mit denen es in der Dobrudscha schon vorher nicht sonderlich gut bestellt war. Gewaltige Kräfte mußte der Gegner in Bewegung gesetzt haben, um seine Zerstörungen vollenden zu können. Wo es nichts zu sprengen gab, waren Quadersteine aufgeschichtet zu riesigen Türmen. Dann wieder mußten wir einen Berg Tierleichen hinwegräumen, um weitergehen zu können. Alles in allem: das ganze Land war ein Wirrwarr, der jeder Beschreibung spottete.

Das sumpfige Gebiet, das besonders in der Nähe der Donau einen ungeheuren Umfang annahm, hat der Gegner für seine Verteidigungszwecke gut zu verwenden verstanden. Um uns zu täuschen, hatten die Rumänen abgemähtes Gras auf die Sümpfe gestreut, das Schilf, das die Ufer einfaßte, hatten sie ausgerissen, um dem Ganzen den Schein einer Wiese zu geben. Doch waren wir nicht so unvorsichtig, um auf diesen plumpen Schwindel hineinzufallen, wie die Russen seinerzeit in den masurischen Seen.

Ergreifend war es, wie uns die Überlebenden der Dörfer und Städte, durch die wir kamen, empfingen. Wäre es ihnen möglich gewesen, ich glaube, sie hätten uns Palmen und Rosen auf den Weg gestreut. Wie Erlöser wurden wir begrüßt. Die Frauen sanken an den Straßen auf die Knie und beteten, und die Männer weinten vor Freude. Wer dabei war, wird diese Augenblicke nicht vergessen. Wie tief muß der Jammer gewesen sein, den diese Menschen durchgekostet hatten. Vielen waren die Kleider vom Leibe gerissen, sie hatten sich nichts mehr retten können als das nackte Leben, buchstäblich nur das nackte Leben. Der Überfall kam auch so überraschend, so blitzartig, daß an weiteres gar nicht mehr zu denken war. Und wie viele konnten nicht einmal dieses retten, das arme, nackte Leben. — Am Morgen des vierten Reisetages nahten wir ..., unserem einstweiligen Ziel. Hinter uns dampfte die Landschaft von Blut und Feuer. Wie ein Geisterchor klang es über die neblige Erde zu uns herüber: rächt uns und unsere unschuldigen Kinder. Wir kommen, antworteten dröhnend Mörser und Haubitzen.

Krieg und Flachsbau.

Von H. Mankowski, Danzig.

Unser ärgster Feind in diesem mörderischen Ringen, England, will uns aushungern und unbekleidet gehen lassen; aber es wird ihm nicht gelingen. Der Verlauf des Krieges zeigt, daß Deutschland seine Bevölkerung nicht bloß ernähren, sondern auch bekleiden kann. Der deutsche Landwirt muß nur wieder ein wenig „umlernen", und er hat bereits umgelernt; er hat im Jahre 1916 bereits wieder viel mehr Lein gesät und Flachs gebaut als in den letzten Jahrzehnten, und die geerntete Flachsmenge wird zur Bekleidung der Bevölkerung ausreichen. Wir werden uns ohne ausländische Jute, Baumwolle, Hanf, Flachs und sonstige Gespinstfasern behelfen können, zumal der Deutsche sich nicht mit ein paar Hemden und etwa einem Anzuge begnügt, sondern seinen Vorrat an Kleidern in den allermeisten Fällen auf Jahre bemißt.

1873 wurden in Deutschland noch 133890 Hektar mit Flachs bebaut; vor Ausbruch des Krieges war diese Fläche auf etwa 12000 Hektar zusammengeschmolzen, weil der Flachsbau nicht mehr lohnte und die Hausspinnerei und -weberei nahezu aufgehört hatten. Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, hieß es auf einmal. Aber im großen Haushalte der Natur gibt es nichts Überflüssiges. Für Deutschland ist auch der Flachs kein unnötiges Kulturgewächs. Das haben die Anbauversuche des schlesischen Güterdirektors Püschel in Hilvetihof gezeigt, der durch Anbau von Flachs als Vorfrucht die Weizenerträge ungemein gesteigert hat.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant Krafft v. Delmensingen, der Sieger am Roten-Turm-Paß in Siebenbürgen, südlich von Hermannstadt.

Bei dem Mangel an Gespinstfasern mußte natürlich die deutsche Militärverwaltung die vorhandenen Flachsbestände sorgsam hüten, damit nichts unnötig verbraucht werde. Die für Flachs festgesetzten Preise lohnen wirklich den Anbau, und wenn man hört, daß für einen Morgen (1/4 Hektar) Flachs etwa 300 Mark erzielt werden, so wird damit jeder Landmann zufrieden sein.

An der Spitze des Flachsbaues steht die Provinz Schlesien. Dort wendet man bei der Zubereitung des Flachses als Gespinstfaser ein ganz eigenartiges Verfahren an, das sonst nicht üblich ist. Dadurch werden die Erträge sehr erheblich gesteigert. Zu den allerneuesten Errungenschaften gehören Flachsröstanstalten, die gegenwärtig in mehreren Kreisen gebaut werden, so in den Kreisen Habelschwerdt, Trachenberg, Neiße u. a.

In Ostpreußen stand der Flachsbau früher auch in hoher Blüte, besonders in den Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Rößel; allein die Bearbeitung des Rohflachses hatte keine zeitgemäßen Fortschritte gemacht, sondern war auf dem Standpunkte der Urgroßväter stehen geblieben. Da sah sich die ostpreußische Landwirtschaftskammer in Königsberg im Sommer 1916 veranlaßt, sechs aufgeklärtere Landwirte nach Schlesien zu senden, damit sie die neuzeitige Flachsbearbeitung kennen lernten und die Kenntnis davon in der Heimat verbreiteten. Das ist in allen ostpreußischen Kreisen geschehen, und die Landwirte haben offen erklärt, daß sie im Flachsbau „rückständig" gewesen waren. Es würde den Rahmen dieses kleinen Aufsatzes überschreiten, auf die Zubereitung des Ackers, die Saatzeit, die Bearbeitung des Flachses und seine Verwertung näher einzugehen. Tatsache ist, daß der sachkundige Flachsanbau durchaus lohnend erscheint. Welche Bedeutung die deutsche Leinenindustrie haben könnte, geht daraus hervor, daß rund 300000 Spindeln vorhanden sind, von denen jede im Jahre 150 Kilogramm Flachsfaser verarbeiten kann, so daß im Jahre rund 450000 Doppelzentner oder 4500 Waggons Flachsfaser zu 100 Doppelzentnern erforderlich wären. Wir bauten aber in der letzten Zeit nur etwa 450 Waggons, also den zehnten Teil unseres Bedarfs.

Noch eine andere, wild wachsende Pflanze, die große

Flucht der Reste der in der Umfassungschlacht bei Hermannstadt von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen unter dem Oberbefehl des Generals v. Falkenhayn geschlagenen ersten rumänischen Armee über den Roten-Turm-Paß, wo sie von dem verheerenden Feuer bayerischer Truppen unter Generalleutnant Krafft v. Delmensingen empfangen wurden.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann

Brennessel, liefert eine wertvolle Gespinstfaser. Im Jahre 1916 sind davon recht ansehnliche Mengen in den Wäldern gesammelt und verwertet worden. In früheren Jahren sind aus der Nesselfaser sehr brauchbare Stoffe hergestellt worden, deren Name „Nessel" sich noch erhalten hat. Zudem ist die jüngere Nessel ein treffliches Futter für Haustiere, besonders junges Geflügel.

Wohlan denn: Not macht erfinderisch. Der Krieg hat uns gelehrt, alle Kulturpflanzen wieder hoch zu schätzen und genügsam zu werden. Der alte Bauernspruch „Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei, sei Bauerntracht" kommt wieder zu Ehren; und wenn uns der gegenwärtige Krieg gelehrt hat, die große Bedeutung unserer Landwirtschaft wieder besser zu erkennen, so ist das wahrlich keine schlechte Wirkung.

General Schekow, Generalissimus der bulgarischen Armee, im Felde.

General Schekow, bulgarischer Generalissimus (1), Generalleutnant Bojadjeff, Oberbefehlshaber der bulgarischen I. Armee (2), Divisionskommandeur Generalmajor Mitow (3), Asmanow, Chef des Generalstabes der bulgarischen I. Armee (4), beobachten die Schlacht von Banitza bei Florina.

Besuch in Douaumont.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu das Bild Seite 331.)

Als ich zum Kommandanten in seine geräumige Kasematte trat, ließ er sich gerade rasieren. Bis gegen sechs Uhr früh hatte er die Unruhe des Nachtdienstes erledigt, ein paar Stunden zu schlummern versucht, und nun stand er frisch und wachsam wieder zum Dienst bereit. „Haben Sie Ihre Gasmaske mit?" fragte er. „Strenger Befehl: Kein Schritt ohne Gasmaske!" Die Franzosen lassen sich's manchmal einfallen, den Douaumont mit Gasgranaten zu umkränzen, eine nicht unbedenkliche Sitte. Im übrigen fand ich die Luft in den Gängen vortrefflich. „Bei uns soll sie noch besser werden," sagte der Major, ging zum Sauerstoffballon und öffnete den Hahn. Es rauschte gewaltig, und die Papiere segelten durch den erfrischenden Sturm. „Das ist unser Luftbad." Meldungen kamen und gingen unaufhörlich. Drei Feldgeistliche traten ein. Sie kamen vom Gottesdienst, den sie in drei Kasematten abgehalten hatten. Die Post wurde gebracht, und der Oberleutnant klagte, daß es gar so wenig sei. Die Post kommt täglich.

Man sieht, in dieser unterirdischen Welt ist man keineswegs von der Welt verlassen. Nur Sonne, Mond und Sterne sind fern. Tag und Nacht gleiten dahin, ohne daß sie den Männern hier unten bewußt werden. Die Posten allein, die die schmalen Eingangspalten bewachen oder von irgend einem halbverschütteten Ausguck neben ihrem Maschinengewehr ein Stückchen des Vorgeländes beobachten, begrüßen die Morgenröte.

Die Kommandantur war in vollster Tätigkeit, und obgleich niemand davon sprach, wußten alle, daß der Befehl zum Angriff auf ein störendes Stück der vorgeschobenen feindlichen Stellung in der Luft lag. Ich beschloß, eine Rundreise durch die Feste zu machen. Der Offizier der Wache, der zugleich am inneren Ausbau des Werkes beteiligt war, geleitete mich.

In den Gängen war es lebhaft. Trägerkolonnen ruhten ein wenig von ihrem schweren Gange aus. Einfache Bänke an den Steinmauern waren aufgeschlagen, Holzbetten wurden gezimmert zum Niederlegen, und wer keinen Sitz- oder Liegeplatz fand, der streckte sich auf dem harten Boden aus. Scheinwerfer leuchteten die langen Gänge herab. Hie und da empfing ein Trupp Mannschaften die letzte eindringliche Weisung für die Ablösung. Das Sturmgepäck hatten sie aufgenommen, und unter den Stahlhelmen schauten die jungen Gesichter ernst und entschlossen dem Kampf entgegen. Die schlanke Gestalt eines jungen Offiziers stand in lässiger Anmut unter dem Scheinwerfer. Beschattet, unbeweglich, den Stahlhelm tief im Nacken, den Leib umgürtet, stand er da wie aus Erz gegossen — kein bestimmter Soldat mehr vom Regiment X., sondern ein gewappneter Krieger.

Dumpf dröhnten irgendwo über uns die Einschläge der Granaten auf dem Douaumont. Leise rieselte der Kalk, und die Lampen zuckten.

Wir gingen weiter durch einen schmalen Stollen. Grubenhölzer trugen sie auf den Schultern uns entgegen, in leichtem Trab, und so geschickt steuerten sie durch den winkligen Gang, daß keine der niedrigen Glühbirnen gestreift, keine Leitung verletzt wurde. Das geschäftige Brausen des elektrischen Motors drang aus einer Kasematte. Wir traten ein.

„Die Konstruktion ist nicht die beste," sagte der Oberleutnant, „und dann und wann setzt unsere Lichtzentrale aus. Aber welche Mühe hat es gekostet, den Apparat, in Teile zerlegt, hier heraufzuschaffen. Wir haben Wochen dazu gebraucht, bis alles da war. Denn wie oft gingen Teile beim Heranschaffen verloren, die Kolonne geriet ins Feuer, die Verwundeten oder Toten konnten ihren Verschluß oder Aufsatz oder was es just war, nicht mehr weiterschaffen, die Schrauben gingen verloren, wenn es hieß: Deckung! und die ganze Kolonne im Dreck lag. Da fehlte dies und dort jenes. Die Anforderung begann aufs neue. Die Ersatzteile mußten aus der Heimat geholt werden. Geduld und abermals Geduld. Schließlich war alles beisammen. Seit vier Wochen ist der Betrieb im Gange. Sie sehen, wie wir uns mit Draht helfen, wo irgendeine Schraubenmutter sich verkrümelt hat. ‚Behelfsmäßig' ist der Zauberspruch der Pioniere."

Bulgarische Kavallerie zersprengt am 17. September 1916 südlich der Linie Poroj—Matnica am Fuße der Belasica Planina die weichende italienische Infanterie.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barasendis.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ankunft des ersten Abteilungstransportes des 4. griechischen Armeekorps in Görlitz.
Die ausgeladenen griechischen Truppen bei der Aufstellung im Bahnhof, in der Mitte Oberst Karakallos (X) (ehemaliger Kommandant von Kavalla), der Kommandeur des Transportes.

mit Hacke und Spaten an solch einem Kanal. Mühsam genug kamen sie in diesem Geröll von hartem Beton, zähem Lehm, Blindgängern und Stacheldraht vorwärts. Von Zeit zu Zeit stoßen sie auf einen verschütteten Franzosen; eben als ich zu ihnen trat, hatten sie den Knochenarm eines Toten freigelegt.

Bei den Pionieren von Douaumont hörte ich folgende Geschichte: Ein paar von unseren Leuten hatten sich, wohl vom Marsch ermüdet, nicht weit vom Eingang in den Wallgraben gesetzt, um sich zu stärken. Der eine machte sich ein Stück Brot zurecht, der andere schnitt die Wurst auf, der dritte holte die Feldflasche heraus. Sie achteten nicht sehr auf den französischen Flieger, der sofort seine Meldung an die schweren Batterien machte, die auf den Douaumont genau eingeschossen sind. Da kam denn auch schon die grobe Granate daher und tötete alle drei, aber nicht durch Splitter, sondern durch den Luftdruck der Explosion, denn die Armen blieben sitzen, friedlich und einträchtig an die Mauer gelehnt, wie wenn sie lebend wären. Der erste hielt sein Brot in der Hand, der zweite die Wurst und der dritte die Flasche. Nur ein wenig müde sahen sie aus und in sich gekehrt und stumm.

Das Feuer währte eine ganze Weile, und man konnte vorerst die Toten nicht bergen. So geschah es, daß bald darauf ein anderer kleiner Trupp zum Douaumont zog und die drei stillen Gesellen dort sitzen sah. Na, dachten sich die Neuen, wo einer sitzt, können ihrer mehr sitzen, und hier sind wir demnach nicht vom Feinde eingesehen. Sie ließen sich unweit nieder und wollten ebenfalls frühstücken; wunderten sich wohl ein wenig, daß die drei dort drüben gar so still

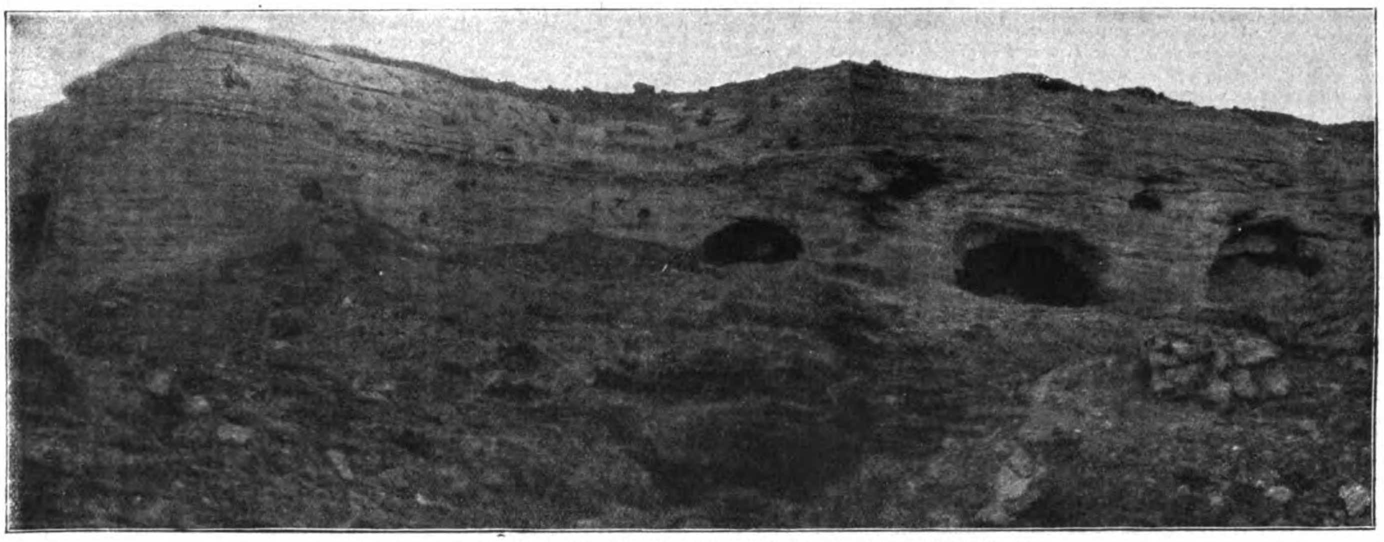
Nebenan war der Vorratsraum für die Verpflegung. Brot lag in Bergen gehäuft, Kartoffeln, Konserven und Mineralwasser. Das Panzerwerk Douaumont hat keinen Brunnen, nur ein paar Zisternen hatten die Franzosen angelegt, und von Fleury herüber führte die Wasserleitung, durch ein Pumpwerk gespeist. Die Leitung ist längst zu Trümmern zerschossen, die Zisternen teilweise auch. Man hat neue Wasserbehälter geschaffen, und jeder Tropfen des eisernen Bestandes hier unten ist wertvoll und hat Schweiß und Gefahr gekostet. Man wäscht sich nur wenig auf dem Douaumont. Beim Kommandanten spülten wir die Fingerspitzen fünf Mann hoch im selben kleinen Becken und empfanden das Angebot als einen besonders kostbaren Beweis gastlicher Gesinnung.

Am Ende eines schier endlosen Ganges, der zum Wallgraben hinabführt, sammelt sich das Wasser, es tropft durch die Fugen des Betons. Viel ist es ja nicht, aber verwendbar ist es trotzdem: zur Herstellung des Zementmörtels für Betonarbeiten zum Beispiel. Und der Führer meint, daß an diesem Fleck Bohrversuche auf Trinkwasser sicherlich Erfolg haben würden.

Wir schreiten durch die Küche, wo das Essen in großen eisernen Kochkesseln brodelt. Ein wenig Tageslicht fällt in das Halbdunkel, und der Rauch kann durch ein Ofenrohr entweichen. Aber jedes Holzscheit, das hier oben lodert, hat seine Reise durch feindliches Streufeuer hinter sich. In den Kasematten der Mannschaft sind neue Holzbetten aufgeschlagen — die französischen breiten Eisengestelle erwiesen sich als unpraktisch —, jede Latte und jedes Nagelpäckchen ist durch eine der „Todesschluchten" gewandert, die den Douaumont düster umkränzen. Im Untergeschoß war die tiefe Ablaufrinne mit Unrat gefüllt und festgetreten. Sie wurde gesäubert, und der Schmutz wurde hinausgeschafft. Hinaus — ja, das ist leichter gesagt als getan. Wo einmal ein Ausgang war, wo die Franzosen ihre Munition für die Festungsgeschütze hereingekarrt haben, da liegen Trümmer und Schutt bergehoch. Es müssen Notausgänge geschaffen werden, schmale Rinnen bis zu irgend einem ganz großen Trichter eines Mörsergeschosses hin, um die Abfälle wenigstens bis in den Graben und an die Luft bringen zu können. Ein paar Pioniere arbeiteten

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

In Görlitz am 27. September 1916 eingetroffene griechische Soldaten des 4. griechischen Armeekorps, das sich in den Schutz des Deutschen Reiches begeben hat und in einem Barackenlager bei Görlitz untergebracht wurde.



Im Kehlgraben I der völlig zerschossenen Feste Douaumont vor Verdun.
Nach einer Aufnahme des Kriegsberichterstatters Eugen Kalkschmidt.

beisammen hockten, aber im Kriege sind die Leute draußen oft so sonderbar, und es ist am besten, man stört sie dann nicht auf. Die Franzosen — oder wie die Pioniere sagten: die Pimoks — warfen just zur Abwechslung einige Dutzend Gasgranaten auf den Douaumont. Und eine von den ersten pflanzten sie so nahe zu dem wandermüden Trüpplein bei den Toten, daß die armen Leute ihre Gasmasken erst vorm Gesicht hatten, als es zu spät war. Sie taumelten und krochen nun freilich rasch ins Festungswerk hinein, aber ihre Vergiftung hatten sie weg. Die Toten freilich, die ließen auch dieses Ungemach still über sich ergehen.

Eines anderen Tages wurde ein Russe als Gefangener auf dem Douaumont eingebracht. Ein Russe? Ja, ein ganz echter, der einen Feldzug auf eigene Faust unternommen hatte. Es war ihm gelungen, aus irgendeinem Gefangenenlager der Etappe zu entweichen, dann hatte er sich vierzehn Tage lang in den Wäldern herumgetrieben und sich der Front genähert, um womöglich zu den Franzosen überzulaufen. Wo die Kanonen donnerten, dort war die Front, einen besseren Wegweiser brauchte er nicht. So kam er wirklich auf die Maashöhen hinauf, stahl entweder sich seine Nahrung zusammen oder lebte aus den Tornistern der Gefallenen. Schließlich wurde er von unseren Posten gepackt.

So erzählten die Pioniere, während von Zeit zu Zeit dumpf dröhnend die Zentnerlast der schweren Granaten den ganzen Berg und das Werk erzittern ließ. Steinsplitter und Erde sprühten durch die schmalen Sehschlitze des zerschossenen Panzerturms hinein, wo noch das schwere französische Geschütz auf seiner Drehscheibe stand. Wir gingen in unsere Kasematte zurück, wieder vorbei an den Trägern mit ihren Wasserbutten auf dem Rücken, den Säcken voll Brot und Flaschen. Wir waren unsrer zwei, und mein Kollege K. in seinem Zivil sah wohl ein wenig seltsam aus in dieser feldgrauen Umgebung. Denn ein junger Soldat, der auf dem Boden saß, sperrte Mund und Nase auf und rief dann in höchstem Staunen: „Mensch, kiek mal da: ein Stehkragen!"

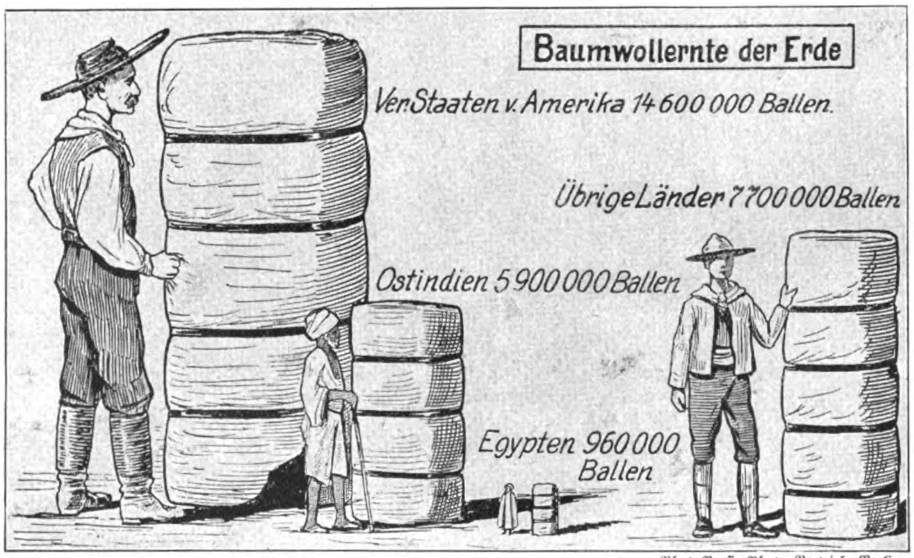
Die Pistolkamera.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 332.)

Vergeblich wird man die obige Bezeichnung in den deutschen Druck- und Dienstvorschriften suchen, denn das Doppelwort entstammt dem Englischen, ist dort in allerneuester Zeit zu einem geflügelten Wort geworden, von dem jedermann weiß, was es zu bedeuten hat: den deutschen Fliegerphotographenapparat. Daß letzterer zu der Bezeichnung Pistolkamera kam und die öffentliche Aufmerksamkeit so stark fesselte, wie es selten bei nebensächlicheren Kriegswerkzeugen der Fall ist, hat seine Gründe. Der französische Flieger Jean Navarre, der bei Deutschlands Feinden die Stelle eines Bölcke und Immelmann einnimmt, in den Erfolgen jedoch immer etwas hinter ihnen drein hinkte, hat in einem deutschen Flugzeuge eine Flugzeugkamera gefunden und diesen „interessanten Fund" nach Möglichkeit aufgebauscht. Es handelt sich dabei um ein Flugzeug, das im April in der Gegend von Soissons niederging. Der Photographenapparat, mit dem die deutschen Flieger aus luftiger Höhe die feindlichen Stellungen, Geschützstände und Ortsunterkünfte auf die Platte bringen, ist allerdings anerkannt gut und sehr praktisch, doch ist der gefundene Apparat nur ein Typ von vielen.

Unsere Abbildung auf Seite 332 oben zeigt den Gebrauch des Apparats. Der hinter dem Flugzeugführer sitzende Beobachtungsoffizier beugt sich über Bord und photographiert vom Doppeldecker aus. Seine linke Hand umfaßt einen zum Halten der Kamera besonders angebrachten Handgriff, während die Rechte am hinten angebrachten Pistolengriff den Abzug zieht, wenn der Apparat auf das gewünschte Stück Erde zeigt. Die beiden unteren Abbildungen veranschaulichen den Apparat selbst. Da man ihn leicht für eine große Pistole halten kann, wozu namentlich der Pistolengriff, der Abzug und die Visiereinrichtung beitragen, ist die eng-



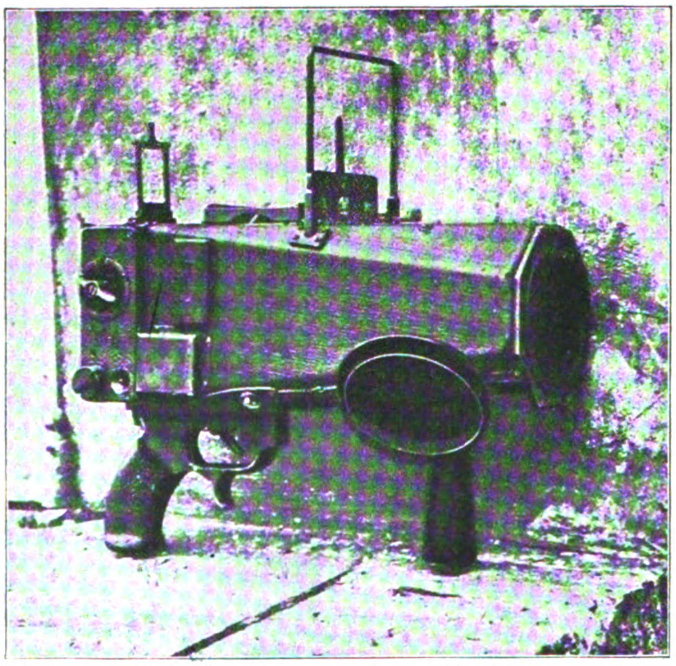
Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Statistik der jährlichen Baumwollernte der Erde.

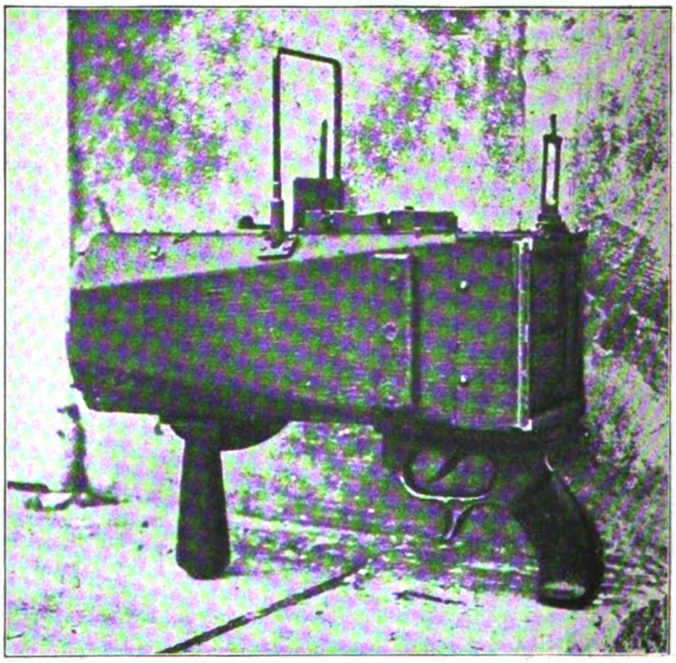
Der Umfang der jährlichen Baumwollernte entzieht sich der genauen Schätzung, da das Reingewicht eines Ballens bei amerikanischer Baumwolle ungefähr, aber nicht immer, 230 kg, bei ostindischer etwa 180 kg, bei ägyptischer etwa 340 kg und bei den übrigen Staaten etwa 135 kg beträgt. Von dieser gewaltigen Ernte nahm Deutschland jährlich einen großen Teil für sich in Anspruch. Jetzt verweben wir als vollwertigen Ersatz türkische oder gar Papierstoffgarne; auch der in größerem Umfang wieder aufgenommene Anbau des Flachses hilft die Baumwolle ersetzen (vgl. den Aufsatz Seite 326).

Die deutsche Pistolkamera im Gebrauch während des Fluges.
Der Flugzeugbeobachter nimmt durch einen Zug am Hahn des einer Pistole gleichenden photographischen Apparats ein Bild aus der Vogelschau auf.
Nach einer Darstellung in der englischen Zeitschrift „The Illustrated London News"; ebenso die beiden untenstehenden Abbildungen.

lische Bezeichnung des photographischen Apparates erklärlich. Englische Blätter, beispielsweise „The Illustrated London News" vom 6. Mai 1916, zollen dem Apparat uneingeschränktes Lob, was ein neuer Beweis dafür ist, daß der deutsche Erfindergeist auch im Kriege die Arbeiten der Feinde überflügelt. Besonders einleuchtend erscheint diesen die einfache Bauart des Apparats. Die Visiereinrichtung erlaubt ein rasches Erfassen des Zieles und eine schnelle Kontrolle des richtigen Ausschnitts. Die Abzugsvorrichtung, die zweifelsohne den Schußwaffen entlehnt ist, besitzt den Vorteil, zugleich Handhabe — zum Halten des schweren Apparats — und Drücker für das Belichten der Platte zu sein. Die Länge des ganzen Apparats soll nach englischen Erläuterungen 60 Zentimeter, das Gewicht $5^1/_2$ Kilogramm betragen. Versuche, die die Leistungsfähigkeit des Apparats erwiesen, ergaben bis zur Höhe von 6000 Fuß durchaus klare, scharfe und militärisch wertvolle Bilder.



Die deutsche Pistolkamera von rechts gesehen.



Die deutsche Pistolkamera von links gesehen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Auf der Front gegen **Frankreich** wurde im Sommeabschnitt seit dem 20. September ein neuer großer Vorstoß vereinigter englischer und französischer Kräfte durch ein Trommelfeuer vorbereitet, wie es bisher selbst an der Somme noch nicht dagewesen war. Über 70 Stunden hindurch wütete es mit solcher Gewalt gegen die deutschen Stellungen, daß die Sturmtruppen diesmal mit aller Bestimmtheit auf einen großen Erfolg rechneten und kaum das Zeichen zum Angriff erwarten konnten.

Am 25. September war es so weit, und ein einheitlicher Sturm zwischen Ancre und Somme brach los. Auf dem Abschnitt von der Ancre bis Eaucourt l'Abbaye erstickte er aber entweder schon im deutschen Abwehrfeuer oder er brach vor den deutschen Stellungen blutig zusammen. Östlich Eaucourt l'Abbaye dagegen machte der Feind Fortschritte, und auch auf der ganzen Linie Gueudecourt—Bouchavesnes ergriff er von den dort liegenden, in deutscher Hand befindlichen Dörfern Besitz. Auf dem Abschnitt von Bouchavesnes bis zur Somme wieder, der von den Franzosen gehalten wurde, scheiterten deren sämtliche Anläufe.

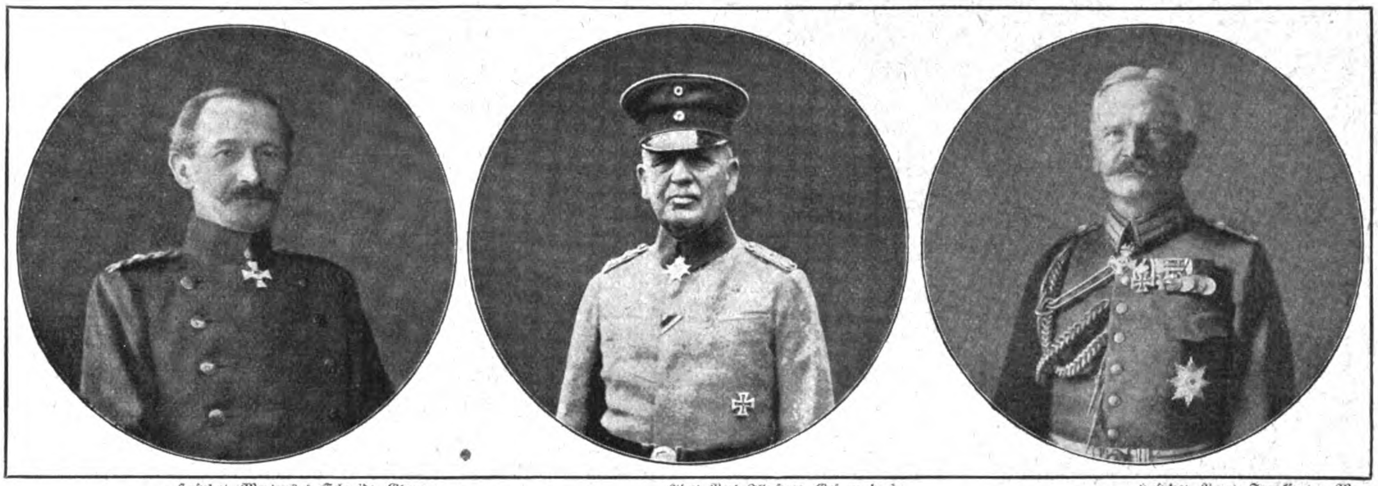
Das ganze Ergebnis des Tages war, daß der Feind auf der Mitte seiner Angriffsfront in etwa 10 Kilometer Breite und in einer Tiefe von 1 bis 3 Kilometern Erfolge erzielt hatte, die ihm ein paar Quadratkilometer Boden eintrugen; einen entscheidenden Schlag zu führen, war ihm dagegen nicht geglückt. Die deutsche Front war zwar etwas eingebuchtet worden, stand aber nach wie vor unerschüttert fest, und von einem Durchbruch konnte auch diesmal wieder nicht entfernt die Rede sein.

Unter den auf der Linie Gueudecourt—Bouchavesnes liegenden Dörfern wurde Combles immer noch von den Deutschen behauptet. Da der Ort nunmehr aber weit in

Südlich der Somme waren in diesen Tagen zunächst nur Ereignisse geringeren Umfangs, wie Handgranatenkämpfe bei Vermandovillers und Chaulnes (siehe Bild Seite 334 oben), im Gange. Am 27. September kam es aber auch in diesem Abschnitt nach starkem Vorbereitungsfeuer zu einem Ansturm frischer feindlicher Infanteriedivisionen; an der Festigkeit der deutschen Verteidigung scheiterte jedoch der Angriff. — Gleichzeitig wurde zwischen Ancre und Somme weitergerungen. Unter dem Befehl der Generale Sixt v. Arnim (siehe Bild Seite 311), v. Hügel (siehe Bild Band II Seite 435) und v. Schenck (siehe Bild Seite 333) schlugen die Deutschen den Feind, wo er anlief, siegreich ab. Bei Thiepval und östlich Eaucourt l'Abbaye kam es an diesem Tage noch nicht zur Entscheidung. An einer anderen Stelle, bei Morval—Bouchavesnes, wurde ein erbitterter feindlicher Angriff zunächst blutig zurückgewiesen. Noch gegen Abend erneuerte der Gegner hier aber seine Anstrengungen, und diesmal gelang es ihm, obwohl mit unverhältnismäßig hohen Opfern, an einzelnen Punkten in die deutschen Gräben einzudringen; doch auch dieser bescheidene Erfolg war, von kleinen Stellen östlich Bouchavesnes und nordwestlich Rancourt abgesehen, nicht von Dauer.

Am 28. September flaute die Sommeschlacht etwas ab, wenngleich es auch an diesem Tage keineswegs ruhig blieb. Ein kräftiger englischer Angriff zwischen Ancre und Courcelette konnte nur teilweise bis zum Nahkampf vorgetragen werden; auf den meisten Abschnitten brach er schon im deutschen Feuer zusammen (siehe Bild Seite 336/337). Ein schwächerer Vorstoß, den der Gegner bei Eaucourt l'Abbaye ansetzte, verlief völlig zu seinen Ungunsten.

90 Divisionen hatten die Feinde bis dahin an der Somme



Hofphot. Mertens & Schmidt, Glogau. — Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H. — Hofphot. Voigt, Frankfurt a. M.

General der Infanterie v. Kathen, General der Infanterie v. Boehn, General der Infanterie v. Schenck,

deren Truppen an der Sommefront gemeinsam mit denen der Generale Sixt v. Arnim und Freiherr v. Hügel sowie des Generals v. Garnier den Ansturm des Feindes siegreich abgeschlagen haben. Dedo C. H. v. Schenck, geboren am 11. Februar 1853 auf Schloß Mansfeld, gehört zu den Generaladjutanten des Kaisers und war beim Kriegsausbruch Kommandierender General des XVIII. Armeekorps.

die französisch-englischen Linien vorsprang, so konnte er auf die Dauer nicht gehalten werden. Schon reichten sich die feindlichen Vortruppen von beiden Seiten westlich des Ortes die Hände. In dieser Lage wurde, während der Gegner einen neuen Sturmangriff vorbereitete, die Besatzung von Combles nach wochenlangen ruhmreichen Kämpfen zurückgezogen, so daß das Dorf nun endlich vom Feinde besetzt werden konnte, doch ohne daß dieser sich rühmen durfte, es erstürmt zu haben, und ohne daß es ihm gelungen wäre, die deutschen Besatzungstruppen abzuschneiden.

Am 26. September war der Gegner bestrebt, seinen Erfolg weiter auszubauen. Dabei kam es zu äußerst blutigen und erbitterten Gefechten, bei denen die Deutschen den spitz vorspringenden, schwer zu verteidigenden Teil ihrer Front bei Thiepval aufgaben, wie auch das Dorf Gueudecourt vom Feinde besetzt werden konnte. Dagegen wurden seine heftigen Vorstöße aus dem Dorfe Lesboeufs und aus dem Raume von Morval bis südlich Bouchavesnes, teilweise im Handgemenge, sämtlich kräftig abgewiesen.

schon eingesetzt, wovon 50 auf die Engländer entfielen. Zu mindestens einem Drittel bestand deren gewaltige Truppenmasse aus Hilfsvölkern, namentlich Kanadiern und Australiern. Von den 40 Divisionen, die auf den französischen Anteil kamen, bestanden wenigstens 10 ganz oder doch zum Teil aus Farbigen. Ungeheuer und kaum den Verhältnissen an der russischen Front nachstehend waren die Verluste der englisch-französischen Sommekämpfer. Wohl die Hälfte der englischen Truppen hatte 50 vom Hundert ihres Bestandes eingebüßt. Bei manchen Kompanien war die Sollstärke von 180 Mann auf 60, ja noch weniger zusammengeschmolzen.

Am verderblichsten hatte nach der Beobachtung der Deutschen und den Aussagen Gefangener (siehe Bild Seite 339 unten) das deutsche Maschinengewehr gewirkt. Nun aber glaubten die Engländer ein Mittel gefunden zu haben, ihm wirksam zu begegnen. Ein neuer, mit zwei Türmen, auf denen Sechspfünder aufgestellt waren, und mit einem Maschinengewehr ausgestatteter Panzerkraftwagen (siehe

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

auch das Bild Seite 338) war erfunden worden. Seine Besatzung bestand aus einem Offizier, einem Fahrer, einem Mechaniker, vier Mann Bedienung für die Geschütze und einem für das Maschinengewehr. Ein Periskop und mehrere Prismen ermöglichten den Insassen den Ausblick ins Freie. „Big Willy", wie die Engländer das Ungetüm nannten, legte sich seine Geleise selbst und war imstande, über einen Schützengraben oder einen nicht allzu großen Granattrichter hinwegzufahren; durch eigene Schneidevorrichtungen konnte er auch Drahthindernisse und dergleichen beseitigen. Von diesem neuen Kampfmittel, das dem englischen König, mehreren Ministern und Generalen sowie insgesamt 15 000 Mann englischer Soldaten zur Probe vorgeführt worden war, versprach man sich auf seiten der Gegner ein wirksames Gegengewicht gegen das deutsche Maschinengewehr. Sehr bald aber zeigte sich, daß man sich wieder einmal vorzeitig in Hoffnungen gewiegt hatte: eine einzige deutsche Granate mäßigen Kalibers genügte völlig, um mit dem neuen Feinde fertig zu werden.

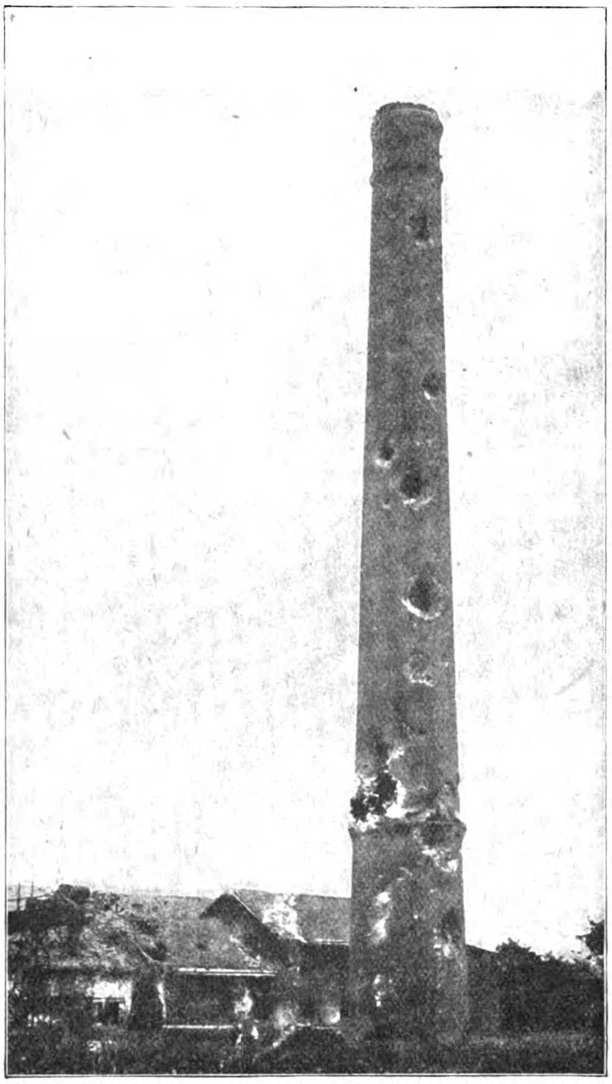
Am 29. September wiederholten die Engländer ihre hartnäckigen Angriffe zwischen Ancre und Courcelette, die aber wieder nur dazu führten, daß die Deutschen die Oberhand behielten. Auch die Artillerietätigkeit nahm an diesem Tage zu, um am Nachmittag des 30. einen abermaligen Höhepunkt zu erreichen. Ihm folgten englische Sturmangriffe bei Thiepval und an den übrigen neuerdings bevorzugten Punkten. Aber überall wurden sie von den Truppen der Generale v. Stein (siehe Bild Seite 272) und Sixt v. Arnim entschieden abgeschlagen, wenn auch vielfach erst nach äußerst erbitterten Nahkämpfen. Aus Rancourt und westlich davon, ferner aus Courcelette, Morval und aus der Gegend nordwestlich Halle versuchten auch französische Regimenter vorzubrechen. Es gelang ihnen aber nicht einmal die Überwindung des deutschen Sperrfeuergürtels.

Ein volles Vierteljahr lang tobte jetzt schon die Sommeschlacht, und doch war dem Gegner erst eine Anbohrung der deutschen Front in der sehr mäßigen Tiefe von durchschnittlich etwa 7 Kilometern geglückt, die sich an einer Stelle bis auf 15 Kilometer erhöhte, anderwärts dafür aber nur bis herab zu 3 Kilometern betrug (siehe auch die Karte Seite 339 oben). Angesichts dieses für den Gegner geradezu niederschmetternden Mißverhältnisses zwischen seinen hohen Zielen und dem Erreichten blieb es dabei: „Durch kommen sie nicht!" Die blutigen Verluste der Engländer und Franzosen hatten nach deren eigenem Eingeständnis die Zahl von $1^1/_2$ Millionen Mann überschritten, eine Ziffer, hinter der die deutschen Verluste, so beklagenswert sie waren, um das Vielfache zurückblieben.

Das Mittel, mit dem die Franzosen und Engländer ihre Erfolge an der Somme errungen hatten, stand den Deutschen nun gleichfalls zur Verfügung. Sie konnten der eng massierten feindlichen Artillerie gleichwertige Eisenschlünde gegenüberstellen, und die Truppen, die von vorne kamen, erzählten voll Dank, wie sicher sie sich in ihrem Schutze fühlten. — Daß es den Deutschen gelingen werde, ihre Front so stark zu bestücken, hatte der Gegner nicht für möglich gehalten. Seine Voraussicht stand zu sehr im Banne seiner Wünsche. Seitdem ihm die Verteidigung an der Sommefront artilleristisch gewachsen war, wurde sein Vorwärtskommen noch mühsamer und verlustreicher.

Die Sommeschlacht hätte für ihn jetzt schon als verloren gelten müssen, aber die unerbittlichen Befehle aus Paris und London verlangten weitere Blutopfer. Die Politik hatte den Heerführern den Marschallstab abgenommen.

Der 1. Oktober war wieder ein Kampftag erster Ordnung. Auf der 20 Kilometer breiten Front Thiepval—Rancourt gingen Engländer und Franzosen von neuem unermüdlich zum Sturm vor. Zwar brach er im gewaltigen deutschen Sperrfeuer auf großen Abschnitten zusammen; stellenweise aber gelang den Sturmtruppen doch der Einbruch in die deutschen Gräben. Dies führte zu erbitterten Nahkämpfen, die die Nacht zum 2. Oktober hindurch und auch noch an diesem selbst andauerten. Nördlich Thiepval und nordwestlich Courcelette setzten die Deutschen eigene Angriffe an und gewannen Gelände. Am heftigsten wurde zwischen Le Sars und der Straße Ligny—Flers gekämpft. Beiderseits des Gehöftes Eaucourt l'Abbaye errangen die Engländer mit schweren Verlusten einen geringen Geländegewinn. Zwischen Geudecourt und Morval wurden vier feindliche Angriffe abgeschlagen. Alle weiteren Versuche des Gegners, an dieser Stelle gegen die deutsche Front anzustürmen, wurden vom Artilleriesperrfeuer schon vereitelt, bevor sie noch zur Entwicklung kommen konnten. Starke französische Angriffe an der Straße Sailly—Rancourt und gegen den Wald St. Pierre Vaast



Von den Franzosen durchlöcherter Fabrikschornstein bei Chaulnes.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Verheerungen durch einschlagende Geschosse in einem Wäldchen bei Peronne.

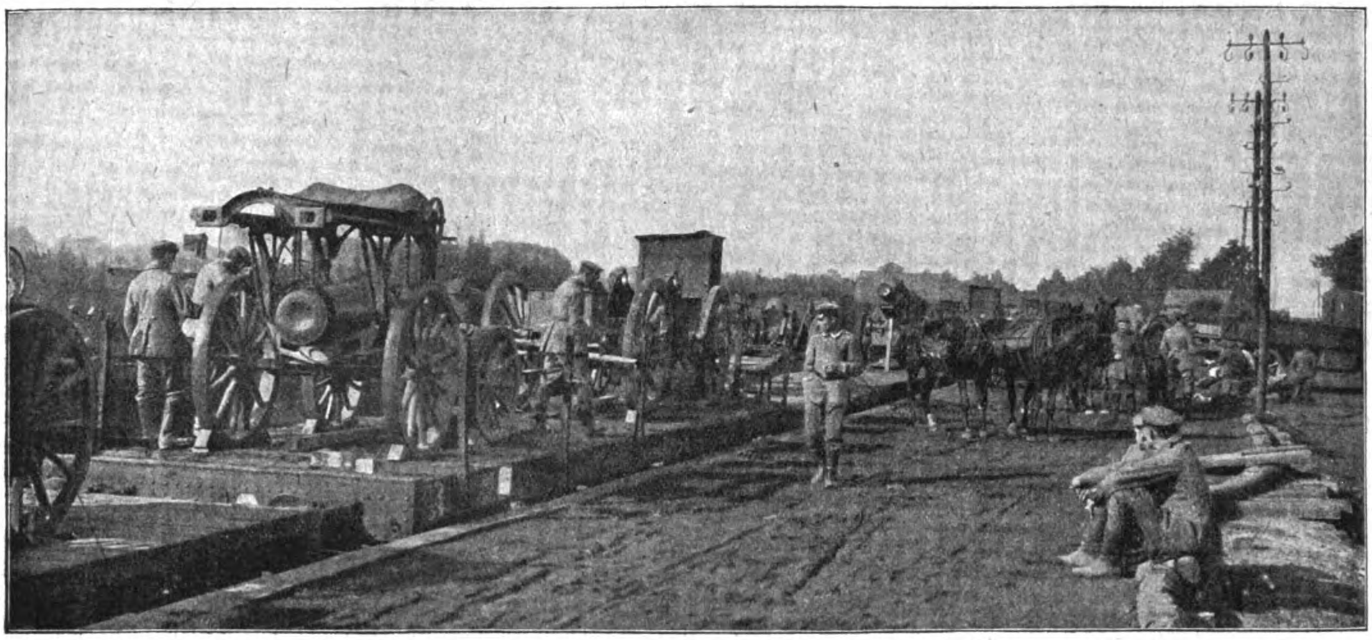
konnten an einigen Stellen bis in die vorderste Linie der Deutschen vorgetragen werden. Diese blieben aber in den sich anschließenden Nahkämpfen Sieger und säuberten ihre Gräben rasch wieder vom Feinde. — Auch südlich der Somme wurde an diesem Tage lebhaft gekämpft. Beiderseits Vermandovillers wuchs das Sperrfeuer der Franzosen zu großer Heftigkeit an. Der Versuch ihrer Infanterie, aus den Gräben vorzubrechen, scheiterte aber schon in der Entwicklung.

Am 3. Oktober wütete der Kampf überall nördlich der Somme an denselben Punkten wie Tags zuvor, führte aber nirgends zu einem Erfolg der Gegner. Am Walde St. Pierre Vaast brachten die Deutschen nach schwerem Handgemenge etwa 130 Gefangene und 2 Maschinengewehre ein. Auch am 4. waren die Feinde unermüdlich im Angriff, hatten aber zumeist nur Mißerfolge. Bei Le Sars allerdings drangen die Engländer bis in die deutschen Gräben ein, wurden aber im Handgemenge alsbald wieder geworfen.

In der Linie Frégicourt—Rancourt konnte der Gegner östlich Combles einige Gräben nehmen. Gestützt auf diesen Erfolg unternahm er hier am 5. Oktober unter Verbreiterung der Linie bis Bouchavesnes einen größeren Vorstoß. Die Truppen der Generale v. Boehn (siehe Bild Seite 333) und v. Garnier leisteten aber festen Widerstand und schlugen die Sturmkolonnen nach blutigem Nahkampf völlig zurück. Einen unbedeutenden Gewinn errangen die Feinde nur durch Fortschritte in dem Dorfe Le Sars und in Teilen der deutschen Stellungen nordöstlich Lesboeufs sowie zwischen Morval und dem Walde St. Pierre Vaast. Auch südlich der Somme war der Gegner an diesem Tage beiderseits Vermandovillers im Angriff, wurde aber überall, so tapfer er auch kämpfte, völlig zurückgeschlagen.

Der 8. verlief gleichfalls ungünstig für die verbündeten Feinde, die namentlich die Wirkung des sehr gesteigerten und treffsicheren deutschen Artilleriefeuers so empfindlich zu spüren bekamen, daß sie in zahllosen Angriffen auf ihrer 25 Kilometer breiten Front trotz rücksichtslosesten Menscheneinsatzes den Deutschen auch nicht den kleinsten Teil eines Grabens entreißen konnten. Bei Le Sars machten diese im Gegenangriff Fortschritte, säuberten ein Engländernest und brachten 90 Gefangene nebst 7 Maschinengewehren ein. —

Vom Sommeabschnitt abgesehen herrschte an der Westfront seit Ende September verhältnismäßige Ruhe. Immerhin kam es vor **Verdun** sowohl wie auch in **Flandern** und der **Champagne** gelegentlich zu kräftigen Zusammenstößen. Am 1. Oktober fand nördlich Le Mesnil in der Champagne, also an einer Stätte, auf der im Laufe des Krieges schon vielfach gekämpft worden war, ein größeres Erkundungsgefecht statt, das für die Deutschen günstig verlief und ihnen wichtige Aufschlüsse vermittelte. Eine ähnliche Unternehmung gelang am nächsten Tage bei Lombardzyde deutscher Marineinfanterie (siehe die Bilder Seite 343). In der ersten Oktoberwoche setzten die Engländer bei Armentières und Hulluch unter Ausnutzung des Westwindes auf breiter Front mehrere schwere Gasangriffe an. Die deutsche Abwehr war aber auf der Hut, und es gelang, die Wirkung der Gasangriffe zu vereiteln.



Neue Reservemannschaften ziehen an die Front in Nordfrankreich. Ankunft und Ausladen von Geschützen an der Bahn von Bapaume.

In diesen Kämpfen zeichneten sich die Infanterieregimenter Nr. 155 und Nr. 186 durch ihre glänzenden Leistungen so aus, daß sie im Tagesbericht ehrenvolle Erwähnung fanden.

Am 6. Oktober wurde die Tätigkeit der feindlichen Artillerie noch ein Stück über die Ancre hinaus nach Norden ausgedehnt und auch südlich der Somme noch verstärkt. Trotzdem konnten die hierauf erfolgenden Infanterieangriffe gegen das deutsche Sperrfeuer nicht aufkommen. So namentlich zwischen Lesboeufs und Bouchavesnes gegen die Truppen der Generale v. Boehn und v. Garnier. Nur in der Gegend von Sailly drangen schwache feindliche Abteilungen bis an die Stellungen der Deutschen vor und gerieten mit diesen in Nahkampf, der zuungunsten der Angreifer entschieden wurde. — Südlich der Somme griffen die Franzosen aus der Linie Deniecourt—Vermandovillers—Lihons den Abschnitt des Generals v. Kathen (siehe Bild Seite 333) erbittert an. Es kam vor allem bei Vermandovillers zu furchtbarem Nahkampf, in dem schlesische Regimenter, die an dieser Stelle schon oft ihre zähe Widerstandskraft erwiesen hatten, des Gegners Herr wurden und ihn blutig zurücktrieben.

Der 7. Oktober brachte schon wieder einen großen englisch-französischen Gesamtangriff, der indessen gleich seinen Vorgängern, diesmal vor allem von den Truppen des Generals v. Below (siehe Bild Band II Seite 188), durch Gegenangriff und an vielen Stellen im Nahkampf zum Scheitern gebracht wurde.

In den nächsten Tagen machte sich auf Seite des Gegners verschiedentlich das Bestreben bemerkbar, die Sommefront sowohl in nördlicher wie in südlicher Richtung zu verbreitern, was die Deutschen zu lebhafter Patrouillentätigkeit veranlaßte. —

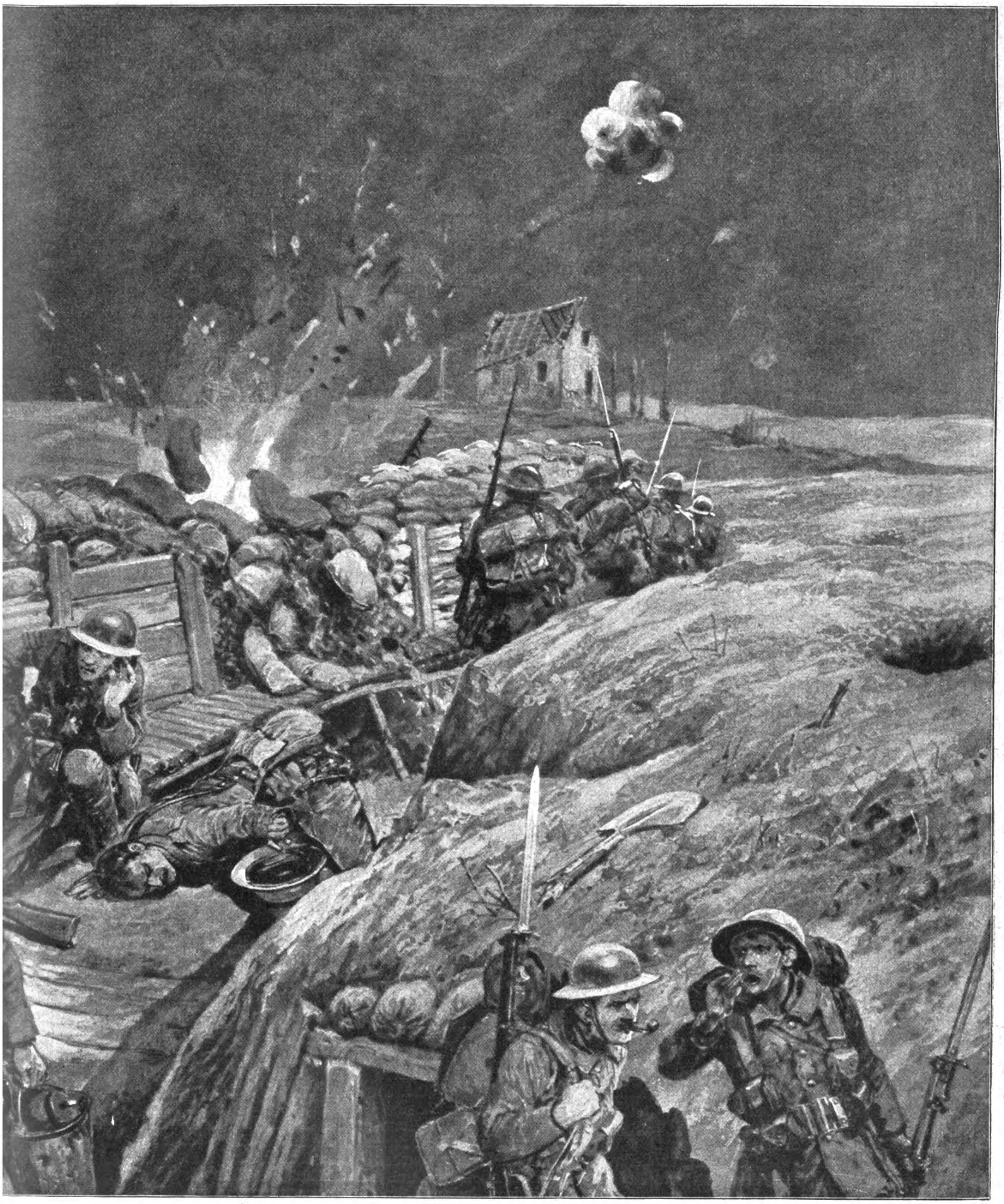
Immer lebhafter gestaltete sich im Westen die Fliegertätigkeit. Erwähnung verdient zum Beispiel ein englischer Luftangriff auf Brüssel, bei dem zwar kein militärischer Schaden angerichtet, wohl aber, zur berechtigten Entrüstung der Belgier, nicht wenige Bewohner getötet oder verwundet und auch eine Anzahl Häuser zerstört wurden.

Zum schmerzlichen Bedauern aller Deutschen erlitten Ende September zwei ihrer Fliegerhelden den Tod im Luftkampf: Leutnant Wintgens, Ritter des Ordens Pour le Mérite, wurde am 25. von einem englischen Martinsydeflugzeug aus fast 4000 Meter Höhe heruntergeschossen, und bereits am 28. September folgte ihm Leutnant Mulzer, der sich ebenfalls schon den Orden Pour le Mérite erkämpft hatte, im Heldentode nach (siehe die Bilder Seite 243).

Das Ergebnis der Luftkämpfe im September war

Aus den Kämpfen an der Somme: Unterirdische Geräusche kündigen an, daß
Besatzungstruppen sich genötigt sehen, ihre Stellung zu verlassen und den G

Nach einer



nglische Schützengraben von deutscher Seite her unterminiert wird, wodurch die
zu räumen. Das deutsche Sperrfeuer zwingt sie jedoch in die Stellung zurück.
n Darstellung.

Neue belgische Riesenautomobile an der flandrischen Front. Nach englischer Darstellung.

für die Deutschen das bis dahin glänzendste des ganzen Krieges. Engländer und Franzosen verloren 129 Flugzeuge (97 im Luftkampf, 25 durch Abschuß von der Erde aus, 7 durch unfreiwillige Landung in den deutschen Linien), die Deutschen dagegen nur 21 (20 im Luftkampf, 1 als vermißt).

Bis zum 15. September 1916 konnten die Feinde nur mit 11 Fliegern aufwarten, die mehr als je 4 Flugzeuge des Gegners erledigt hatten. Die Zweifel an der deutschen Überlegenheit im Luftkampf, die trotz dieser nicht allzu bedeutenden Leistung im feindlichen Lager immer noch gehegt wurden, widerlegt geradezu überwältigend eine Aufstellung der „Nordd. Allg. Zeitg.", nach der

4 Flugzeuge und mehr abgeschossen haben:

		bis zum 15. Sept.	bis zum 1. Okt.
1.	Hauptmann Bölcke	26	28
2.	Oberleutnant Immelmann	15	15
3.	Leutnant Wintgens	16	18
4.	„ Höhndorf	11	12
5.	„ Frankl	10	11
6.	„ Mulzer	10	10
7.	Oberleutnant Buddecke	8	10
8.	Leutnant Parschau	8	8
9.	Oberleutnant Frhr. v. Althaus	8	8
10.	„ Berthold	6	8
11.	Leutnant Leffers	7	7
12.	„ Dossenbach	5	7
13.	Oberleutnant Welz	6	6
14.	„ Schilling (Hans)	4	6
15.	Leutnant Fahlbusch	5	5
16.	„ Rosencrantz	5	5
17.	„ Baldamus	5	5
18.	Oberleutnant Gerlich	4	4
19.	Offizierstellvertreter Müller	4	4
20.	Hauptmann Zander	—	4
21.	Leutnant Haber	—	4
22.	Vizefeldwebel Pfeiffer	—	4

Aus dieser Aufstellung geht außerdem hervor, daß in der kurzen Zeit vom 15. September bis 1. Oktober 1916 von diesen 22 Fliegern 17 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden sind. Diese gelangten sämtlich entweder in deutschen Besitz oder ihr Absturz in den feindlichen Linien war durch Meldungen deutscher Truppen, die mit den Fliegermeldungen übereinstimmten, einwandfrei bestätigt (siehe auch die Bilder Seite 340 und 341).

Einen anderen glänzenden Beweis deutscher Leistungsfähigkeit im Luftkriege bildet die Vernichtung eines riesigen englischen, des größten jemals erbauten Munitionslagers bei Audruick, 16 Kilometer südlich von Calais, durch deutsche Flugstreitkräfte. In einem Briefe des britischen Parlamentsmitgliedes King war das Ereignis als die größte Explosion bezeichnet worden, von der man jemals gehört habe.

Wir sind in der Lage, unseren Lesern wohlgelungene Lichtbildaufnahmen (vergrößerte Ausschnitte) unserer Flieger zu zeigen, die am Tage vor und nach dem erfolgreichen Angriff aufgenommen wurden (siehe Seite 342 unten).

Auf der links stehenden Abbildung sehen wir die Gleisanlagen, die, in mehreren Bogen nach rechts abzweigend, zu dem noch unbeschädigten Munitionslager führen. Die dunklen Stellen an den Gleissträngen bezeichnen die umfangreichen Lagerhäuser und Schuppen für die eingelagerte Munition.

Die rechts stehende Abbildung gibt uns ein hochinteressantes Bild von der furchtbaren Verwüstung, die deutsche Fliegerbomben hier angerichtet haben. Ein einziges wüstes Trümmerfeld, mit seinen tiefen Kratern einer Mondlandschaft gleichend, bezeichnet die Stelle der gewaltigen Zerstörung. Die Eisenbahngleise, die Rampen, die Ausladestellen sind mitsamt den Schuppen und Lagerhäusern vom Erdboden verschwunden. Die Trümmer der furchtbaren Sprengung bedecken weithin auch das benachbarte Gelände. Der Verlust allein an Munition wird von King auf 100 Millionen Mark geschätzt. Die Einwirkung des grauenhaften Ereignisses auf alles in der Nähe befindliche menschliche Leben kann man sich hiernach vorstellen.

* * *

Im Kriege gegen **England** beanspruchten wieder Zeppelinangriffe den Hauptanteil an der allgemeinen Beachtung. In der Nacht vom 23. zum 24. September erschienen mehrere Marineluftschiffe über Portsmouth, befestigten Plätzen an der Themsemündung und verschiedenen Orten Mittelenglands mit militärisch wichtigen Industrie- und Bahnanlagen, wie York, Leeds, Lincoln, Derby. Alle diese Plätze wurden erfolgreich mit Spreng- und Brandbomben belegt. Dem starken englischen Abwehrfeuer gelang es nicht, auch nur eines der Luftschiffe herunterzuholen oder zu beschädigen, so daß die Teilnehmer an dem Fluge sämtlich wohlbehalten zurückkehrten. Obwohl die englische Regierung auch diesmal dem deutschen Angriff jede Wirkung, namentlich militärischer Art, absprach, wurde durch die Aussagen einwandfreier Augenzeugen folgendes festgestellt:

Beim Angriff vom 23. September (siehe Bild Seite 342 links oben) wurden mehr als 100 Gebäude schwer beschädigt, die zum Teil nur noch Trümmerhaufen sind. Der Schaden wird auf über zwei Millionen Pfund Sterling (40 Mill. Mark) geschätzt. In der Nähe der Eisenbahnstation London-Brighton wurden durch drei schwere Bomben zehn Einfamilienhäuser völlig zerstört. Regent Street, die Hauptgeschäftstraße in London, wurde zum größten Teil niedergelegt. In einer südlichen Vorstadt Londons wurde eine Munitionsfabrik vernichtet. Die Eisenbahnstation Liverpool Street sowie Brücke und Bahngeleise wurden derart verwüstet, daß die Benutzung unmöglich wurde und die Wiederherstellung längere Zeit erfordern wird. Zwei Konservenfabriken im südlichen Stadtteil wurden vernichtet. Eine Untergrundbahnlinie, die zum Piccadilly-Zirkus führt, war drei Tage gesperrt. Beim Angriff am 2. Oktober wurden über 200 Familien infolge Zerstörung ihrer Wohnungen obdachlos. Bei Thameshaven wurde an den Benzoltanks großer Schaden angerichtet. In Maple Street ist eine Reihe von 20 Häusern vernichtet. Die großen Reislagerräume der Firma Denny Sons wurden vernichtet. An der Ecke Stratford-High

Street und Bowroad wurde ein Haus völlig zerstört. Die Bombe drang bis in den Keller. Die südöstlich hiervon liegenden Gebäude — fast die Hälfte des ganzen Häuserblocks — wurden gleichfalls zerstört. In Grimsby wurde eine Kaserne getroffen und über 400 Soldaten getötet. Auf dem Humber wurde ein dort ankernder großer Kreuzer mit vier Schornsteinen durch eine Bombe getroffen. Der Menschenverlust beträgt ungefähr sechzig Mann. Ebendaselbst wurden zwei englische Kriegschiffe mit einem bzw. zwei Schornsteinen schwer beschädigt. In Hull wurden schwerste Verwüstungen angerichtet. In einigen Stadtteilen stehen nur die Häuserwände, alles übrige ist ein Schutthaufen. In Leeds wurde ungeheurer Schaden an Munitionsfabriken und Eisenbahnstationen angerichtet. Im Hafen von Portsmouth wurden zwei Jachten zerstört und ein Wachlokal vernichtet. Ein Dock wurde schwer beschädigt, mehrere Eisenbahnwagen explodierten. Die Spritbrennerei der Firma Pink & Sons und die Frucht- und Lagerspeicher der Firma Elders & Fyffe daselbst wurden gleichfalls getroffen. Ein Güterzug von zwölf Wagen voll Pferden wurde vernichtet. —

Das bisherige Ergebnis der Somme-Offensive (▬) im Verhältnis zu dem Vorrücken auf Verdun (▮▮▮) und dem besetzten Gebiet (||||)

In der Nacht zum 2. Oktober erfolgte schon wieder ein Luftangriff, der sich vor allem gegen London richtete, bei dem aber auch Industrieanlagen am Humber ausgiebig mit Bomben belegt wurden. Einer der Zeppeline fiel wie in der Nacht vom 2. zum 3. September (siehe mittleres Bild Seite 342 oben) den Brandbomben feindlicher Abwehrflugzeuge zum Opfer: er sank getroffen in das Häusermeer Londons und wurde vollständig zertrümmert (siehe Bild Seite 342 rechts oben); seine Bemannung fand den Tod. Über den bei diesem Angriff dem Feinde zugefügten Schaden wurde manches durch Neutrale bekannt, die aus eigener Anschauung zu erzählen wußten, daß vor allem Munitionsfabriken und derartige militärische Anlagen Londons beträchtlich gelitten hatten.

Im Kampf mit englischen Seeflugzeugen hatte ein deutsches Seeflugzeuggeschwader am Nachmittag des 1. Oktober an der flandrischen Küste einen schönen Erfolg zu verzeichnen. Von der Seeflugzeugstelle Zeebrügge aus verfolgte es den Gegner und verwickelte ihn in eine Reihe heftiger Gefechte, in denen ein englisches

Phot. A. Grohs, Berlin.

In der Sommeschlacht gefangene Franzosen werden auf dem Hofe des Kastells in Ham in Nordfrankreich mit Kaffee und Butterbrot gespeist.

Flugzeug abgeschossen wurde und ins Meer stürzte. — Zur See trat im Kampfe gegen England Ende September und Anfang Oktober die Tätigkeit der deutschen U-Boote, vor allem gegenüber der Handelschiffahrt des Gegners, stark hervor. Allein in der kurzen Zeit vom 22. bis zum 29. September fielen ihren Streifzügen rund 50 englische Fahrzeuge, meist Fischdampfer, zum Opfer. Ihr Hauptarbeitsfeld fanden die deutschen U-Boote neuerdings im nördlichen Eismeer, wo sie dem über Archangelsk gehenden Verkehr Englands, Amerikas, und der skandinavischen Länder mit Rußland durch Versenkung zahlreicher Dampfer Abbruch taten. Namentlich hatten norwegische Gesellschaften, die ihre Fahrzeuge bereitwillig in den Dienst Englands gestellt hatten, über empfindliche Schädigungen zu klagen. Die Einfuhr nach Rußland wurde bald derart

Von der Feier einer Fliegerabteilung im Westen bei Verleihung des Ordens Pour le Mérite.

Auf dem Boden sitzend von links nach rechts: Leutnant Höhndorf, Leutnant Wintgens, Oberleutnant Freiherr v. Althaus. Sitzend: Abteilungsführer Hauptmann Palmer (im weißen Rock), ganz rechts Oberleutnant Berthold. Letzte Reihe stehend: der zweite von rechts Leutnant Frankl.

gefährdet, daß eine große Flotte englischer Kreuzer und Torpedoboote zur Jagd auf deutsche U-Boote nach dem Eismeer entsandt wurde.

Wie weit diese ihre Tätigkeit auch nach anderer Seite hin ausdehnten, zeigte die deutsche Meldung, daß U 53 den nordamerikanischen Hafen Newport angelaufen habe, nachdem es den Atlantischen Ozean in 17 Tagen durchquert hatte. Es wurde von dem amerikanischen U-Boot D 2 in den Hafen geleitet, verließ ihn aber nach zwei Stunden wieder, ohne Brennstoffe eingenommen zu haben. Der Zweck des Besuches wurde amtlich nicht bekannt gegeben; Reuter wußte aber zu melden, daß der Kommandant Briefe für den deutschen Botschafter Grafen Bernstorff überbracht habe.

Am 7. Oktober wurde beim Nantucket-Feuerschiff, nur 25 Kilometer von der amerikanischen Küste, der englische Dampfer „Strathdene" versenkt, der eben erst die Fahrt von New York nach Bordeaux angetreten hatte. Kaum war diese Nachricht in Amerika bekannt geworden, als in den amerikanischen Hafenstädten eine ganze Reihe von Funkentelegrammen über die Torpedierung und das Anhalten von Schiffen einlief. Es stellte sich heraus, daß nicht nur U 53, sondern noch mehrere andere deutsche U-Boote an der Arbeit waren, die in kurzer Zeit mindestens acht feindliche Dampfer zum Sinken brachten.

Eine gewaltige Erregung entstand unter der amerikanischen Bevölkerung, wie auch in England und Frankreich. Amerika verlangte die sofortige Einstellung der Tätigkeit deutscher U-Boote in der Nähe der amerikanischen Küste, und Wilson ließ durchblicken, daß er von Deutschland die Einhaltung aller gegebenen Versprechungen fordern werde; er wurde jedoch von dem Unterstaatsekretär des Äußern darauf hingewiesen, daß die deutschen U-Boote bisher alle bestehenden Abmachungen, die im wesentlichen darin gipfelten, die Schiffbrüchigen in Sicherheit zu bringen und nicht ungewarnt zu torpedieren, streng innegehalten hätten.

* * *

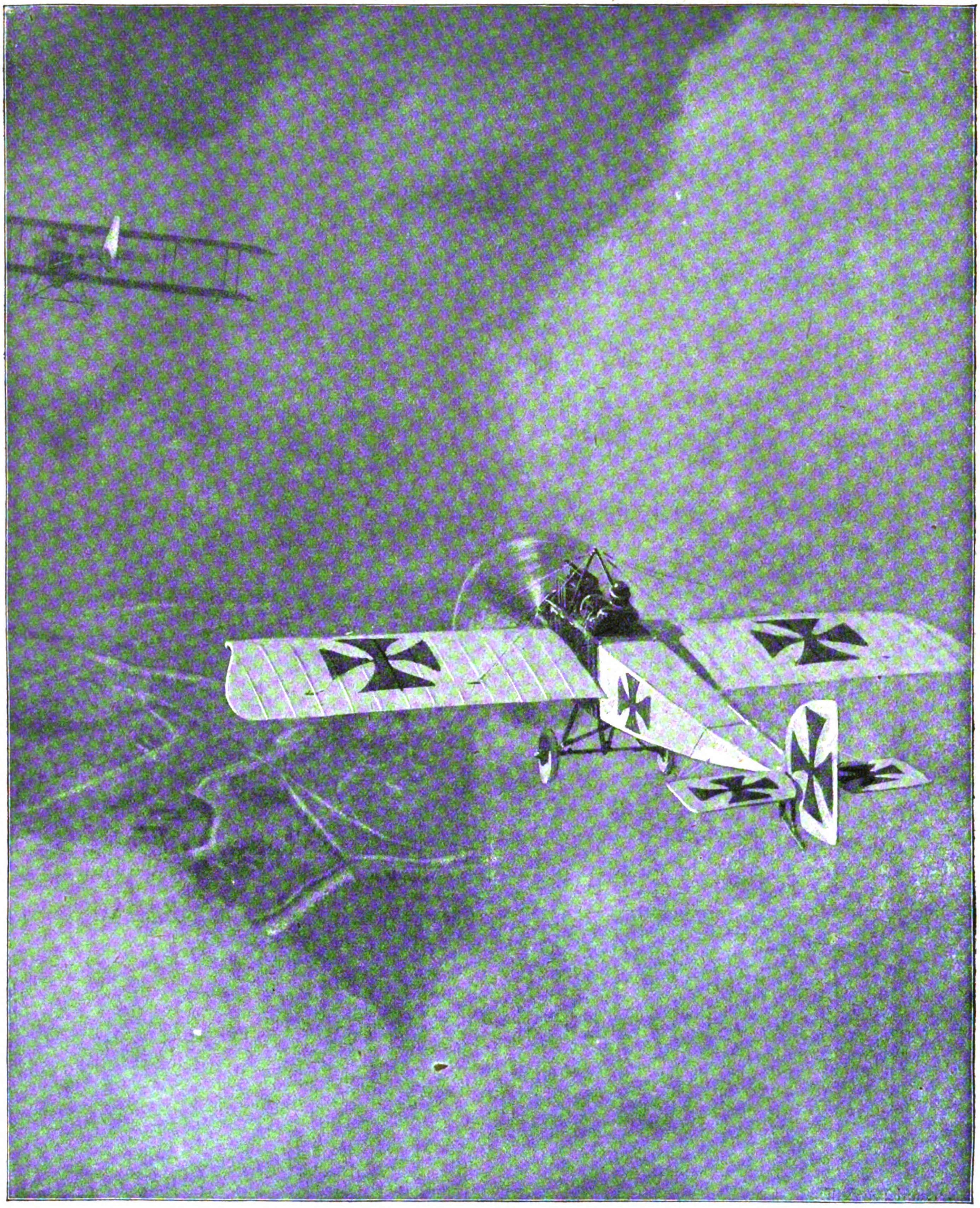
Auf der **italienischen** Front blieb es nach dem Fehlschlagen der sechsten Isonzoschlacht zunächst ziemlich ruhig. Über diese brachten italienische Zeitungen nachträglich trotz der strengen Zensur die Meldung, daß die Italiener in eine vier Tage und vier Nächte dauernde Schlacht verwickelt gewesen seien, die alles im bisherigen Verlauf des italienischen Krieges Dagewesene an Heftigkeit noch weit hinter sich gelassen habe.

Trotz dieses letzten großen Mißerfolges im Karstgebiet ging die italienische Heeresleitung aber schon sehr bald daran, eine neue große Vorstoßbewegung in diesem Abschnitt durch tagelanges Artillerie- und Minenwerferfeuer vorzubereiten, das nach und nach auf immer weitere Abschnitte

Thüringische Ulanen Nr. 6 (Hanau) überraschen und nehmen südöstlich der Stadt Tutrakan eine rumänische 15-cm-Batterie von vier Geschützen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

UNIV. OF MICH.



Deutsches Fokkerflugzeug verfolgt einen Gegner.

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

ausgedehnt wurde; am 30. September griff es auch in nördlicher Richtung über das Wippachtal hinaus. Seit dem 4. Oktober versuchten die Italiener zu Infanterieangriffen überzugehen, die aber vorerst in dem genauen österreichisch-ungarischen Sperrfeuer nirgends zur Entwicklung zu gelangen vermochten.

Gleichzeitig mit diesen Anstrengungen an der Karstfront nahmen die Italiener auch die Angriffe gegen Tirol wieder auf, ohne doch auch hier irgendwie vorankommen zu können.

* * *

Von nicht kriegerischen Ereignissen verdient aus der Berichtszeit der glänzende Erfolg hervorgehoben zu werden, zu dem die am 5. Oktober abgeschlossenen Zeichnungen auf die fünfte deutsche Kriegsanleihe führten: 10,65 Milliarden Mark — ohne die Zeichnungen aus dem Felde und aus Übersee — stellte das Vertrauen des deutschen Volkes in den Sieg seiner guten Sache der Regierung für die Weiterführung des Krieges zur Verfügung. Die Gesamtsumme der durch die deutschen Kriegsanleihen aufgebrachten Mittel war damit auf rund 47 Milliarden Mark angewachsen. (Forts. folgt.)

Oberleutnant z. S. Peterson erlitt den Heldentod beim Luftangriff auf London am 23./24. September 1916.

Hauptmann Wilhelm Schramm, Kommandant des Luftschiffes, das in der Nacht vom 2. zum 3. September 1916 über London im feindlichen Feuer abstürzte.

Kapitänleutnant Heinrich Mathy, Kommandant des beim Luftangriff auf London am 1./2. Oktober 1916 vernichteten Luftschiffes.

Kapitänleutnant Mathy, geboren am 4. April 1883 zu Mannheim, gehörte seit 1900 der Marine an und hatte sich schon im Frieden, teilweise unter Ausnutzung seines Urlaubs, bei der Luftschiffwaffe vorbilden lassen, so daß er zu Beginn des Jahres 1915 das Kommando eines Luftschiffs übernehmen konnte. Der aus Minden stammende Oberleutnant z. S. Peterson hatte, wie Kapitänleutnant Mathy, lange Zeit der Torpedowaffe angehört, bis er im Herbst 1913 zum Luftschiffdienst übertrat und hierin Ende 1914 ein selbständiges Kommando erhielt. Mathy hat nicht weniger als 13, Peterson 11 Angriffe auf militärische Anlagen Englands mit ausgeführt. Ihren in selbstloser Aufopferung geleisteten Diensten gebührt für immerdar der Dank des Vaterlandes.

Illustrierte Kriegsberichte.

Thüringische Ulanen Nr. 6 bei Tutrakan.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Die stolze deutsche Kavallerie zog bei Kriegsbeginn mit etwa 100 000 Lanzen ins Feld. Sie hoffte die gegnerischen Reiterscharen vor der Front anzutreffen und mit ihnen abrechnen, weiterhin an den großen Schlachtentscheidungen durch wuchtige Massenangriffe teilnehmen, den geschlagenen Feind frontal und seitlich verfolgen und zudem weitausholende Züge in dessen Flanke und Rücken ausführen zu können. Diese Annahme machte der leidige Stellungskrieg zuschanden. Er verwies die Kavallerie auf das Gefecht zu Fuß. Wo aber der Bewegungskrieg zeitweise wieder einsetzte, stieg die Kavallerie mit einem Atemzug der Erleichterung, mit einem Aufflackern der alten Reiterlust zu Pferde, und ihre Attacken lehrten, daß der Angriffsgeist in ihren Herzen nicht verloren gegangen sei.

Eine Gelegenheit nun, diesen von neuem zu offenbaren, bot der Beginn des rumänischen Feldzuges. Die folgende Begebenheit ist anziehend genug, um sie aus dem allgemeinen Rahmen herauszuheben und ihr eine etwas eingehendere Darstellung zu widmen.

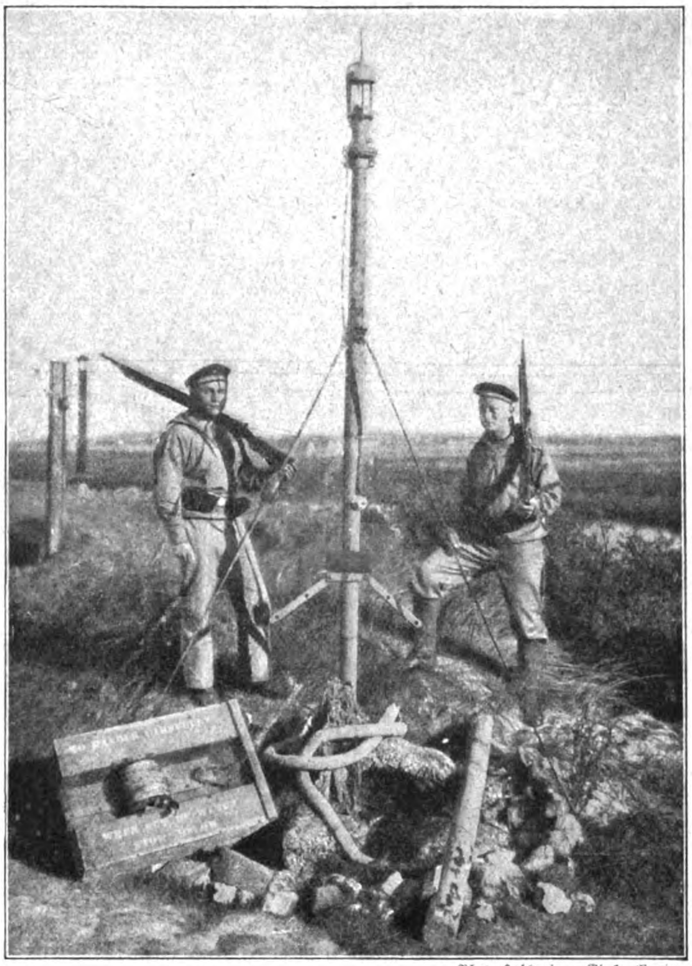
Gegen Tutrakan und Silistria wurden je eine sehr starke Reiterkolonne vorgeschickt, die in dem ebenen und übersichtlichen Gelände der Donauniederung guten Galoppierboden und weiten Ausblick fanden. Das gegen Tutrakan eingesetzte Kavalleriekorps stieß sehr bald auf den Feind. Es ging seitlich einer deutsch-bulgarischen Infanteriespitze vor und sah diese bald mit rumänischen Bataillonen im Kampfe, die das Vorgelände von Tutrakan verteidigten. Bulgarische Kavallerie zeigte ihre sprichwörtliche Kampfeslust dadurch, daß sie in einer wild verwegenen Attacke die Spitze eines Hügels nahm, der als Stützpunkt für die ganze rumänische Front gelten konnte. Die deutsche Kavallerie, die als zweite Staffel den bulgarischen Kampfgenossen rechts folgte, erhielt nun starkes Artilleriefeuer, das ihr Vorgehen aber nur beflügelte. Sie schwenkte nach der

Lichtbildaufnahmen des von deutschen Fliegern gesprengten englischen Munitionslagers bei Audruick, 16 Kilometer südlich von Calais, des größten Munitionslagers der Welt, am Tage vor und — nach dem Angriff (siehe Seite 338).

linken Flanke ein und stürzte sich auf die zurückflutende rumänische Infanterie, sie sowohl seitwärts wie teilweise schon im Rücken packend.

Im weiteren Vorgehen gelangten die deutschen Schwadronen hinter die noch kämpfende rumänische Mitte. Hier wiederholte sich der Angriff in Flanke und Rücken. Ein Dorf wurde genommen. Gleich darauf aber mußte Front gemacht werden gegen frische rumänische starke Kavallerie, die in vollem Lauf angejagt kam. Ohne feste Ordnung sammelten sich die deutschen und bulgarischen Reiter hinter den jeweiligen Offizieren beider Nationalitäten nach den hundertfach eingeübten Regeln der beiden gemeinsamen Exerzierreglements. Trotz der Ermüdung der Pferde ging es den drei feindlichen rumänischen Regimentern entgegen. Es kam zu einem wütenden Einzelgefecht, in dem die deutschen Lanzen die rumänischen Sättel räumten. Wie bei jedem großen Kavalleriegefecht wurde durch das Eingreifen von Reserven beiderseits die Entscheidung herbeizuführen gesucht. Bulgarische Schwadronen, die in den bunten Wirrwarr hineinstießen, brachten diesen zum allmählichen Abschwärmen gegen Tutrakan wie ein Volk Bienen, das im Kreise herumschwirrt und endlich eine bestimmte Richtung annimmt. Ein Mitkämpfer schreibt: „Die Rumänen rissen die Gäule herum und suchten zu entkommen, doch wir hatten uns in den Feind verbissen, ließen nun nicht locker und Seite an Seite, hauend, stechend, stoßend, wälzte sich die drängende, kämpfende Reitermasse westwärts, alles niederreitend, was in den Weg kam."

Das thüringische Ulanenregiment Nr. 6 hatte diese Attacken auf dem rechten Flügel der deutschen Kavallerie mitgeritten. Ihm fiel der beste Teil der Siegesbeute zu, nämlich eine reitende Batterie, die der rumänischen Kavallerie, wie es scheint, zu nahe gefolgt war. Trotz des Wirbelsturms der Attacke erblickten die Ulanen die feindliche Artillerielinie. Sie sehen und darauf losstürmen war eins, aber nicht mit einigen Gruppen, sondern in voller Ordnung und in den für den Angriff auf die Artillerie vorgesehenen Formen. Die feindlichen Kanoniere wußten offenbar nicht, ob sie in den von Freund und



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Ein seltenes Denkmal: Der Mast des „Maori".

Der englische Zerstörer „Maori" wurde von deutschen Matrosen in der Nähe der Küste in Grund geschossen und sein Mast als bleibendes Andenken an Land geholt.

Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Matrosenkompanie auf dem Marsch an der flandrischen Küste.

Feind gemischten Haufen hineinfeuern sollten. Sie bemerkten daher die neue Gefahr nicht. Einer der deutschen Ulanenoffiziere schildert den Kampf wie folgt: „Wehe der Artillerie, wenn feindliche Reiter nahe an sie herankommen und ihr aus kurzer Entfernung in die Flanke fallen können. Das vermochten hier die Hanauer Ulanen. Das rasch gesammelte Regiment setzte sich möglichst geräuschlos in Bewegung; buschiges Hügelgelände verbarg es lange den rumänischen Artilleristen. Plötzlich tauchten die Lanzenreiter auf und waren im ‚Husch' in der Batterie. Damit war diese erledigt. Wohl wehrten sich die Kanoniere zum Teil mit Revolver und Karabiner, wohl stürzte Infanterie zur Rettung herbei. Aber die Lanze ist dem Bajonett überlegen. Die überraschte Infanterie konnte zudem ihr Feuer nicht mehr auf die Reiter zur Anwendung bringen. So rasch wie die Ulanen aufgetaucht waren, hatten sie auch den Widerstand der Rumänen gebrochen. Die Batterie von vier Geschützen gehörte den Hanauer sechsten Ulanen."

Die ruhmvolle Tat krönte das glückliche Reitergefecht, in dem vor allem das treue und zielbewußte Zusammenwirken von Deutschen und Bulgaren wohltuend auffällt als die beste Gewähr für die weitere Entwicklung der kriegerischen Ereignisse.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Die Fliegeroffiziere einer österreichisch-ungarischen Flotten-Flug-Abteilung mit ihrem Kommandanten, Linienschiffsleutnant Konjovic.

1. Fregattenleutnant Frhr. v. Klimburg, der sich bei Valona auszeichnete. 2. Fregattenleutnant Kunsti. 3. Linienschiffsleutnant Konjovic. 4. Fregattenleutnant Ritschel. 5. Seekadett Fritsch v. Cronenwald, der das italienische Luftschiff Città di Ferrara zum Absturz brachte und erfolgreiche Flüge gegen Durazzo unternahm. 6. Seekadett Schmidt. 7. Seefähnrich Severra. — Konjovic, Klimburg und Severra hatten auch hervorragenden Anteil an der Versenkung des französischen Unterseebootes „Foucault".

Rettung französischer U-Boot-Mannschaft durch österreichisch-ungarische Flieger.

Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

(Hierzu die Bilder Seite 344 u. 345.)

Fast täglich war in den Kriegsberichten von Freund und Feind zu lesen, daß Fliegergeschwader gegen feindliche Städte, Abwehrbatterien und Fabriken vorgestoßen sind und sie bombardiert haben. Österreichisch-ungarische Marineflieger haben aber auch feindliche Schiffe angegriffen. Ein italienischer Panzerkreuzer wurde sogar mit Maschinengewehren beschossen, als das Flugzeug seine Bomben bereits vorher gegen Ziele an Land verbraucht hatte. Vor längerer Zeit griff ein österreichisch-ungarisches Fliegergeschwader den Hafen von Valona und die in ihm liegenden Schiffe an. Eins der Flugzeuge wurde durch einen Schuß gezwungen, außerhalb des Hafens niederzugehen, und sofort liefen einige italienische Zerstörer aus, um sich seiner zu bemächtigen. Aber ehe sie heran waren, hatte sich der Führer der Abteilung mit seinem Flugzeug neben dem beschädigten Kameraden niedergelassen, die beiden Offiziere an Bord genommen, das Flugzeug versenkt. Glücklich gelang es ihm, seine Schützlinge ihren Verfolgern zu entführen und sie nach der 200 Kilometer entfernten Bucht von Cattaro zu bringen. Dieser schneidige Offizier war der Linienschiffsleutnant Konjovic. Unser Bild zeigt ihn im Kreise seiner Offiziere. Am 22. September 1916 hatten die Flugzeuge derselben Abteilung in der südlichen Adria ein französisches Tauchboot entdeckt, und einem von ihnen gelang es, dasselbe — es war der 1911 vom Stapel gelaufene „Foucault" von 550 Tonnen Unterwasserverdrängung, bewaffnet mit sieben Torpedorohren — durch einen Volltreffer leck zu schlagen. Als es zu sinken begann, ließ sich Linienschiffsleutnant Konjovic mit seinem Apparat in der Nähe nieder und rief den mit den Wellen kämpfenden Franzosen zu, sich an den Schwimmern seines Flugzeuges festzuhalten. Seinem Beispiel war Fregattenleutnant Zelezny, als dessen Beobachter Fregattenleutnant Frhr. v. Klimburg an Bord war, gefolgt. Mit Raketen wurde ein in der Nähe kreuzendes k. u. k. Torpedoboot herbeigerufen, das die schiffbrüchigen Franzosen an Bord und gefangen nahm. Die Flugzeugkommandanten ließen es sich jedoch nicht nehmen, die beiden französischen Seeoffiziere durch die Luft in den nächsten österreichischen Hafen zu bringen. So gelang es, die gesamte Besatzung des „Foucault", 2 Offiziere und 27 Mann, zu bergen.

Diese Tat bildet ein hübsches Gegenstück zu dem Verhalten der „Baralong" und des „King Stephen", die erkennen läßt, daß wir „Wilde" im Vergleich mit den „Kämpfern für Zivilisation und Menschlichkeit" immer noch die „besseren Menschen" sind. Wir haben in diesem furchtbaren Ringen kaum einen Gegner gehabt, der sich allenfalls ritterlich benommen hätte. Engländer sind niemals ritterlich gewesen, auch in früheren Kriegen nicht, die Franzosen sind es nicht mehr.

Der Kampf gegen die Rumänen.

2.

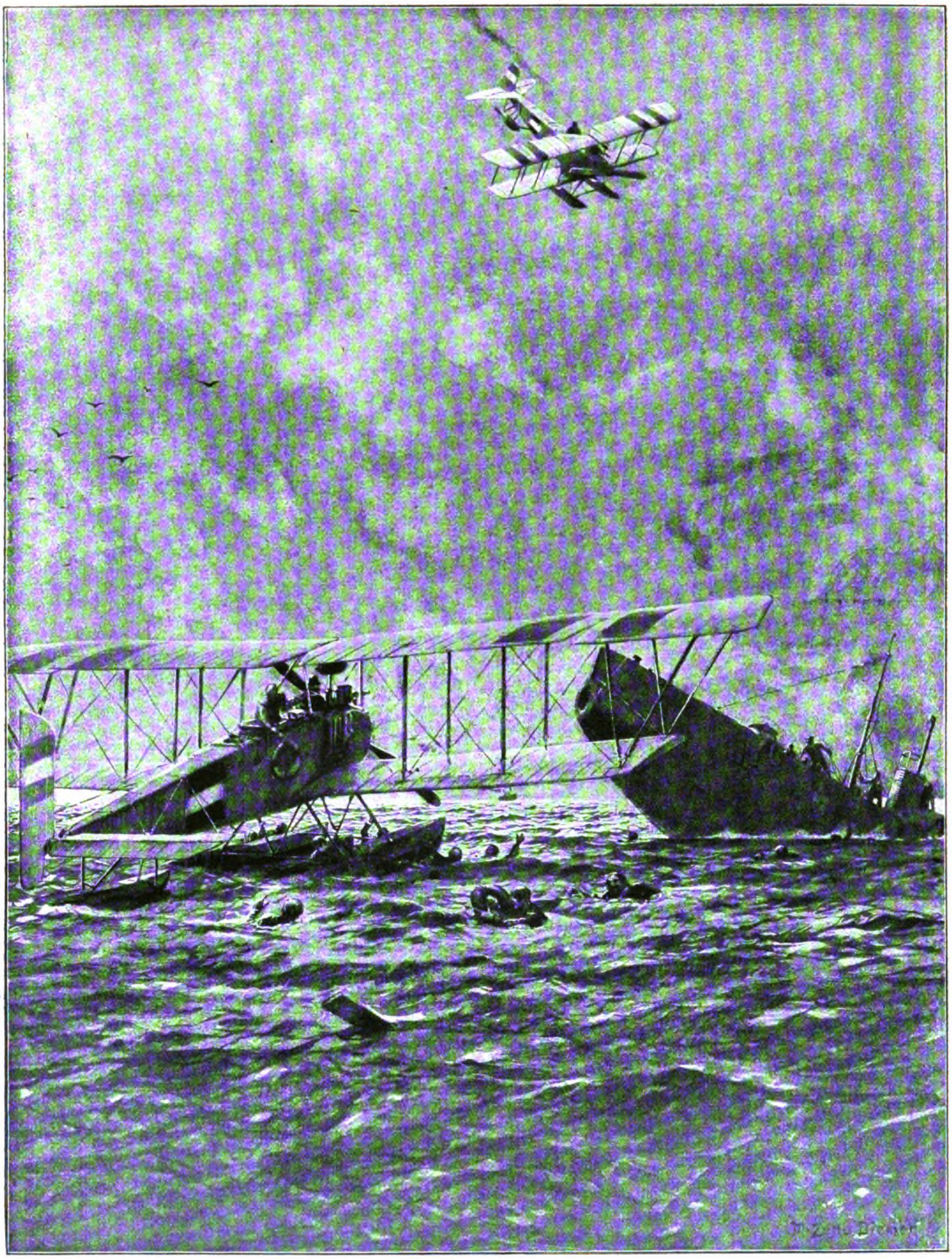
Die Befreiung Siebenbürgens.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

Während die Rumänen nach den schweren Niederlagen in der Dobrudscha ihren Vormarsch in Siebenbürgen nur noch zögernd fortsetzten, zog sich auch dort ein schweres Ungewitter über ihnen zusammen. Eine neue deutsche Armee unter dem Oberbefehl des früheren Chefs des Großen Generalstabs, v. Falkenhayn, kam heran und marschierte im Raume Petroseny—Hermannstadt auf. Das erforderte natürlich Zeit, die die Rumänen ungenutzt vorübergehen ließen; und als sie sich endlich wieder dazu entschlossen, kräftiger anzupacken, da war es zu spät.

Auf dem rechten Flügel ging es zuerst los. Im Becken von Petroseny sahen sich die Rumänen auf einmal stark angegriffen und wurden, noch ehe sie recht zur Besinnung kamen, gegen die Höhen des Vulkan- und des Szurdukpasses zurückgeschleudert, die Höhen beiderseits des Vulkanpasses ihnen entrissen. Der scharfe Angriff von Petroseny rüttelte die rumänische Heeresleitung aus ihrer Untätigkeit auf. Mit zwei Divisionen stießen die Rumänen gegen Hermannstadt vor. Sie wurden mit Verlust von über 500 Gefangenen abgeschlagen, nur bei Holzmengen mußten die Sicherungstruppen der Verbündeten etwas zurückgenommen werden. Als sie jedoch hier versuchten, längs der Bahnlinie Hermannstadt—Schäßburg weiter im Haartal vorzudringen, wurde ihr Vormarsch sehr rasch durch wirkungsvollen Gegenstoß zum Stehen gebracht.

Mehr Erfolg hatte eine groß angelegte Maßnahme, die die Rumänen durchführten, um sich erneut in den



Heldenmütige Rettung der gesamten Mannschaft des versenkten französischen Unterseebootes „Foucault“ durch zwei österreichisch-ungarische Seeflugzeuge.

In der südlichen Adria wurde am 22. September 1916 das französische Unterseeboot „Foucault“ von einem österreichisch-ungarischen Seeflugzeuge, Führer Fregattenleutnant Zelezny, Beobachter Fregattenleutnant Freiherr v. Klimburg, durch Bombentreffer versenkt, die gesamte Bemannung, 2 Offiziere und 27 Mann, viele davon in ertrinkendem Zustande, von diesem und einem zweiten Flugzeug, Führer Linienschiffsleutnant Konjovic, Beobachter Seefähnrich Severra, gerettet und gefangen genommen (siehe Seite 344).

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

Besitz des Vulkan- und des Szurdukpasses zu setzen, die beide durch Heeresteile der Verbündeten besetzt waren. Das Gelände war der Verteidigung nicht günstig. Nachdem ein Frontalangriff der Rumänen auf die Paßstellungen glatt gescheitert war, packten sie frontal schwächer an, schoben aber auf Gebirgspfaden starke Kräfte vor, die die dünne Sicherungskette in dem unwegsamen Teil des Hochgebirges durchbrachen und dann umfassend gegen die Besatzungen der Paßverteidigungsstellen einschwenkten. Unter dem Druck dieser mit weit überlegenen Kräften durchgeführten Maßnahme mußten die Truppen des Generalleutnants v. Staabs die Pässe freigeben und ihre Linie auf Petroseny zurückverlegen.

Während aber hier den Rumänen ein Erfolg beschieden war, dröhnte von Hermannstadt her eine mächtige Kanonade. Die Armee Falkenhayn eröffnete die Offensive. Der Angriff war derart angelegt, daß ein starker Frontalstoß von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen aus dem Raume von Hermannstadt vorgetragen wurde, während das aus Kerntruppen zusammengesetzte Alpenkorps unter Generalleutnant Krafft v. Delmensingen, aus den Tälern des Gauparu- und des Czibiner Gebirges vorbrechend, die zur Deckung des Roten-Turm-Passes aufgestellten rumänischen Sicherungstruppen überrannte und sich, nunmehr nach Osten ausgreifend, in den Rücken der Rumänen schob. Um den Paß freizulegen, stießen diese mit starken Kräften gegen das Alpenkorps vor, das nunmehr gezwungen war, nach zwei Fronten kämpfend, auf alle Fälle den Roten-Turm-Paß für den Rückzug der Rumänen zu sperren und dabei doch mit Teilen die allgemeine Offensive zu unterstützen. Diese überaus schwierige Doppelaufgabe lösten die erprobten Truppen des Alpenkorps in geradezu glänzender Weise, und als auch noch von Norden her große Kavallerieverbände gegen die Rumänen herabstießen und sie von Osten her umfaßten, brach alles zusammen, und die Rumänen wichen in voller Unordnung auf das Fogaraser Gebirge zurück, von allen Seiten wütend angegriffen. Diese ihnen aufgezwungene Rückzugslinie war aber gleichbedeutend mit Vernichtung, denn die Überschreitung des Fogaraser Gebirges von der ungarischen Seite her ist für größere Verbände, Artilleriekolonnen oder gar Trains ein Ding der Unmöglichkeit. Von dem nördlich seines Fußes sich dahinziehenden Alttale steigt dieses Gebirge rasch und schroff auf. Es kommt noch dazu, daß weite Strecken durch senkrecht abfallende Felswände unterbrochen sind, daß nur schmale Saumpfade oder überhaupt keine fahrbaren Straßen über dieses furchtbar zerklüftete Gebirge führen.

So brach die Vernichtung herein. Durch die wilden Angriffe auseinandergesprengt, wurden die hier fechtenden rumänischen Regimenter fast völlig aufgerieben. Was nicht fiel, rettete sich in die Wälder und versuchte dort truppweise über das Gebirge zu entkommen. Das Artilleriematerial und der Fuhrpark wurden teils stehen gelassen, teils vernichtet oder in die Alt geworfen, Geschütze auch vielfach vergraben.

Die Schlacht von Hermannstadt war kein einfacher Sieg, sie war eine vernichtende Niederlage der Rumänen.

Nachdem die Entscheidung gefallen war, kehrte das Alpenkorps seine Front nach Süden und nahm auf rumänischem Boden in der Linie Berg Robu—Caneni Stellung, wo es alle Versuche der von Süden andrängenden rumänischen Kräfte glatt abwies.

Inzwischen hatte die siegreiche Armee Falkenhayn ihre Vorwärtsbewegung rastlos im Fluß erhalten. Östlich des Roten-Turm-Passes drangen die Bataillone des Alpenkorps immer tiefer in das wilde Bergland des Fogaraser Gebirges vor, aus dem die Rumänen weiter und weiter in südlicher und südöstlicher Richtung zurückweichen mußten.

Doch auch im Abschnitt von Fogaras hatte nun die Offensive eingesetzt und die Kämpfe an Erbitterung zugenommen, wobei sich die Rumänen verzweifelt an die Höhen östlich des Alttales klammerten und durch mehrere starke Gegenstöße versuchten, vorübergehend das Vordringen der verbündeten Truppen aufzuhalten. So kam es denn zu dem zweiten großen Kampfabschnitt, der mit der vernichtenden Niederlage der Rumänen bei Kronstadt seinen Abschluß fand. In breiter Front ging die Armee Falkenhayn vor. Während der rechte Flügel in den Geisterwald eindrang und in diesem schwierigen Gebirgsgelände bis Persany vorstieß, drängte die Mitte die Rumänen in mächtigem Anlauf 13 Kilometer östlich Fogaras zurück und besetzte den wichtigen Straßenknotenpunkt Sarkany.

Hier am Rande des Geisterwaldes hatte sich der Zusammenbruch von Hermannstadt teilweise wiederholt. Am Rande dieses Gebirgszuges hatte sich der Gegner zu einem Kampfe gestellt, der weit über den Rahmen eines Nachhutgefechtes hinausging. Er wurde vernichtend geschlagen und mußte außer dem größten Teil seines Trains auch noch 43 Geschütze in den Händen der Sieger zurücklassen, die nunmehr ihre Hand auf die große Straße nach Kronstadt legten und rasch durch den Wald hindurchzogen, dessen Osthang sie bei Vladeny erreichten. Inzwischen war auch die Mitte beiderseits der Alt vorgegangen, hatte am Nordrand des Geisterwaldes Romano erreicht, auf dem Nordufer der Alt die Rumänen bei Homorod östlich Reps geworfen und war bis an den gleichnamigen Fluß, einen Nebenfluß der Alt, durchgebrochen. Auf dem äußersten rechten Flügel aber ging eine Gruppe auf Törzburg vor, säuberte die dortige Gegend vom Feinde und schwenkte dann ebenfalls auf Kronstadt ein, so daß nunmehr drei Heeressäulen in konzentrischem Anmarsche waren. Die dreitägige Schlacht von Kronstadt begann.

Nach der Niederlage am Geisterwald war die zweite rumänische Armee unter Heranziehung von Reserven auf den Höhen beiderseits Kronstadt in Stellung gegangen, entschlossen, diesen wichtigen Platz bis zum äußersten zu halten. Kronstadt selbst war besetzt und durch Anlegung von Hindernissen zur Verteidigung in Abschnitten vorbereitet worden.

Am 7. Oktober kam es zum Kampfe, der am Abend seinen Abschluß damit fand, daß es den mit unvergleichlicher Tapferkeit angehenden Truppen der Armee Falkenhayn gelang, die Rumänen bis an den Westrand von Kronstadt zurückzuwerfen und selbst dort festen Fuß zu fassen. Es kam nun zu einem wilden Straßenkampfe, der volle 24 Stunden mit äußerster Erbitterung andauerte und in dem die Rumänen außerordentlich große blutige Verluste erlitten. Endlich am Abend des 8. war Häuserblock auf Häuserblock erstürmt und die Rumänen an den Ostrand von Kronstadt gedrängt.

Der 9. Oktober brachte dann infolge Einsetzens der doppelten Umfassung die Entscheidung. In Eilmärschen zogen von Norden her die Kolonnen auf Kronstadt zu, während eine rumänische Heeresabteilung von Osten her ebenfalls zur Schlacht von Kronstadt heraneilte. Bei Földvar bekamen die beiden Kolonnen Fühlung miteinander. Die Rumänen, flankierend angegriffen, stellten sich zum Kampfe, wurden bei Szent-Peter geschlagen und in Unordnung zurückgeworfen. Da nun auch die von Törzburg aus heraneilende Gruppe umfassend anpackte, so blieb der rumänischen zweiten Armee nichts anderes übrig, als unter Zurücklassung von beträchtlichen Mengen an Material, sowie Preisgabe von noch im Nachhutgefecht verbissenen Bataillonen schleunigst den Rückzug anzutreten.

Die Schlacht bei Kronstadt beschleunigte die Entscheidung des Schicksals Siebenbürgens. Auf allen Punkten, im Csikgebirge, im Görgenygebirge, traten die Rumänen die rückgängige Bewegung an. Der schöne Traum, den der Vierverband den Rumänen vorgegaukelt hatte, der Besitz Siebenbürgens und des Banats, war zu Ende.

Frauen als Kämpferinnen.

(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

Der von allen Seiten heißersehnte Sieg wird nicht allein von den Armeen, so tapfer sie sich auch halten mögen, entschieden werden. Das Los der Streiter und ihres Vaterlandes hängt nicht nur von militärischen Vorgängen ab, sondern alle müssen zum Siege beitragen, das gesamte Volk ist gewissermaßen an den Kämpfen, die wir heute durchmachen und durchleben, innig beteiligt. Die Haltung des ganzen Hinterlandes ist von ungemeiner Bedeutung, und da die überwiegende Mehrzahl der tatkräftigen Männer ausgezogen ist, so kommt den Frauen eine ganz besonders wichtige Rolle zu. Sie müssen nicht nur in ihrem gewöhnlichen Wirkungskreis als Mütter und Hausfrauen tätig sein, was in diesen schweren Zeiten schon keine leichte Aufgabe ist, sondern sie müssen auch in allerlei Berufsarten die fehlenden Männer ersetzen. Und mehr noch: viele sind, teils freiwillig, teils beruflich, am Kriege selbst beteiligt, sei es als Arbeiterinnen bei der Erzeugung von Kriegsmaterial und in allerlei Diensten, sei es geschmückt mit

Fräulein Marie v. Fery-Bognar,
die im österreichisch-ungarischen Heere als Kriegsfreiwillige kämpfte, zum Korporal befördert wurde und für bewiesene Tapferkeit vom Kaiser Franz Joseph eine goldene Brosche mit Inittialen erhielt.

dem roten Kreuz als Hilfskräfte im Sanitätsdienst, als Pflegerinnen, ja selbst als Ärztinnen.

Bei dem ungeahnten Umfang, den der Weltkrieg angenommen hat, bei den verschiedenartigen, kaum jemals für möglich gehaltenen Verhältnissen, in die jeder einzelne kommen kann, einerseits, bei dem unternehmenden Wesen der heutigen Frau und dem Umstand, daß auch das Weib heute von dem Gedanken des Krieges ganz erfüllt ist, anderseits, ist es begreiflich, daß auch Fälle persönlicher militärischer Tapferkeit und Heldenmutes von Frauen zu verzeichnen sind. Und zwar nicht nur von solchen, die im Dienste der Sanitätspflege oder bei Post- und Telegraphenämtern in vom Feinde überfallenen Orten tätig sind, sondern auch von solchen, die an der Front selbst mitten im Kriegsgetümmel stehen.

Die erste und bisher einzige Frau, die in Österreich-Ungarn mit dem Franz-Josephs-Orden ausgezeichnet worden ist, war die Gemahlin des jetzigen Kreiskommandanten in Lublin, des Oberstleutnants v. Turnau, die während eines Kampfes in den Karpathen in die Lage kam, durch ihren persönlichen Mut und ihre heldenhafte Haltung eine im Feuer wankende Abteilung zu halten und sogar wieder zum Sturme anzufeuern. Natürlich tragen solche Einzelfälle nur vorübergehenden Charakter, und als eigentliche Mitkämpferinnen können nur solche Frauen angesehen werden, die wirklich die Uniform tragen und ganz als Soldaten auftreten. Solche Amazonen hat es zu allen Zeiten gegeben und gibt es auch heute in den verschiedenen Armeen dieses Weltkrieges. Zum Teil sind es solche, die ihr Geschlecht verleugnen oder durch ein Versehen der Behörde unter die Soldaten gereiht wurden, zum Teil solche, die sich durch besondere Begeisterung

Fräulein Jarema Kuz,
Kadettaspirant der Ukrainer freiwilligen Ulanenschwadron im österreichisch-ungarischen Heere.

Fräulein Tania,
eine sechzehnjährige Russin, die als Infanterist im russischen Heere mitkämpfte. Der Infanterist zu ihrer Linken ist ein fünfzehnjähriger russischer Freiwilliger.

Marfa Malko,
die Frau eines russischen Unteroffiziers, die an dessen Seite kämpfte, bis er fiel, und selbst bei Schaulen in deutsche Gefangenschaft geriet. Im Gefangenenlager Laugszargen wurde sie als Frau erkannt und mußte ihre Uniform mit Frauenkleidern vertauschen.

Weibliche Mitkämpfer im österreichisch-ungarischen und russischen Heer.

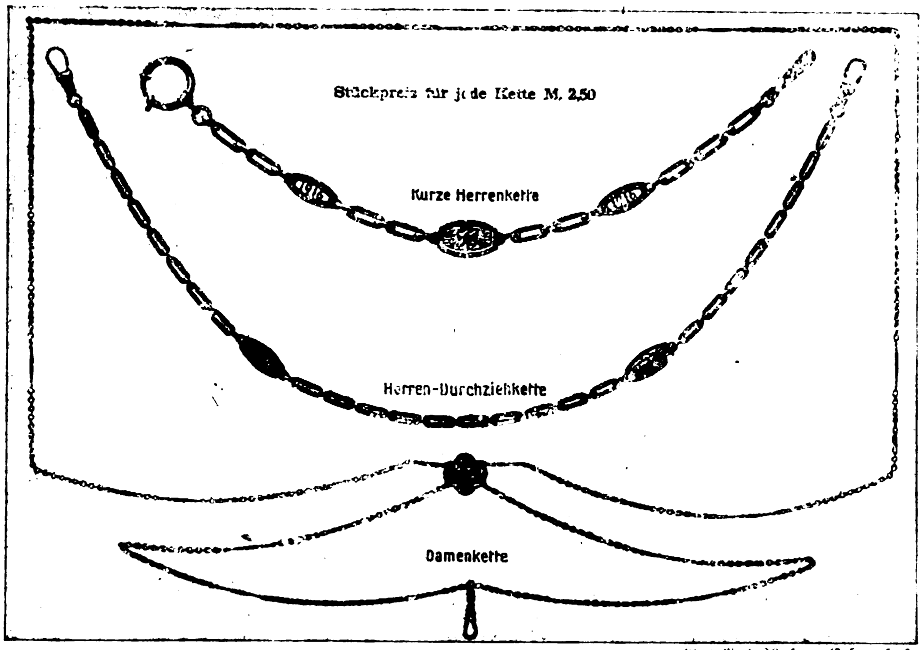
Nach photographischen Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

oder irgend eine List oder durch einen Zufall Aufnahme in das Heer zu verschaffen wußten. Derartige Ausnahmefälle kommen auch in der österreichisch-ungarischen Armee, wohl noch öfter aber im russischen Heer sowie insbesondere bei den polnischen und ukrainischen Legionen vor. Unsere Bilder (siehe auch Band III Seite 315) zeigen einige solcher weiblichen Mitkämpfer, die besonders bekannt geworden sind.

Gold gab ich für Eisen.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Vor hundert Jahren wurde dieses Wort geprägt. Der Anlaß war einer der größten Kriege, die über Europa dahingebraust sind. Das Wort der Befreiungskämpfe ist durch den Weltkrieg in diesen Tagen wiedererweckt worden. Es steht auf den Gedenkblättern der Reichsbank, die für die Einlieferung von Goldgegenständen ausgegeben werden. Nicht wie vor hundert Jahren wird erwartet, daß die Besitzer von Goldgerät und Goldschmuck ihr Eigentum dem Vaterlande ohne Gegenwert opfern. Die Goldankaufstellen der Reichsbank, die überall in Deutschland errichtet wurden, lösen die Goldsachen nach Prüfung durch Sachverständige zu ihrem vollen Goldwerte in bar ein. Nicht wie vor hundert Jahren gilt es, das unerträglich gewordene Joch einer fremden Macht von dem eigenen Lande abzuschütteln. Der Krieg wird weit vor den Toren Deutschlands auf Feindesboden geführt. Das Vaterland hat nicht, wie vor hundert Jahren, alle Schrecken und Leiden des Krieges am eigenen Leibe zu erdulden, sondern kann dank der Opferwilligkeit seines Heeres die schwere Zeit ungeschlagen durch Feindeshand überstehen. Das durch das eigene Fleisch und Blut geschützte Inland hat deshalb die unabweisbare Pflicht, alle Hilfsquellen für die weitere günstige Zukunft der Kriegführung zusammenzufassen. Dahin gehört, weil zum Kriegführen bekanntlich Geld, Geld und nochmals Geld notwendig ist, vor allem auch eine geschlossene finanzielle Kriegsunterstützung, die zu einem wesentlichen Teile erreicht wird durch die nachdrückliche Förderung des Goldbestandes der Reichsbank seitens weitester Kreise.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Gold gab ich für Eisen.

Durch Verordnung des Bundesrats vom 8. August 1916 geschützte eiserne Ketten, die gegen Zahlung von M. 2.50 für die Abgabe goldener Uhr- und Lorgnonketten bei den Goldankaufstellen zu erwerben sind. Für die eingelieferten goldenen Ketten wird der volle Goldwert vergütet.

Er wurde während des Krieges bereits durch die erfolgreiche Werbetätigkeit aller Bevölkerungsschichten zur Abführung des Goldgeldes an die Reichsbank auf eine nie dagewesene gewaltige Höhe gebracht. Seine wesentlichste Bestimmung ist die Deckung des Papiergeldes. Ein Staat darf nicht wahllos Papiergeld in den Verkehr werfen. Für Deutschland bestimmt das Bankgesetz, daß der dritte Teil des umlaufenden Papiergeldes durch Gold, Silber und Reichskassenscheine gedeckt sein muß. Die Notwendigkeit einer solchen Bestimmung liegt auf der Hand. Im Inlande und namentlich im Auslande kann Vertrauen in den Wert des deutschen Papiergeldes und die Zahlungsfähigkeit des Deutschen Reiches nur bestehen, wenn jedermann weiß, welcher Barwert stets zur Deckung der ausgegebenen Reichsbanknoten mindestens bereitliegt. Deutschland hat dafür eine Drittelbedeckung vorgeschrieben; alle anderen Länder haben ganz ähnliche gesetzliche Bestimmungen. Wenn irgend ein Land diesen Zweig seines Wirtschaftslebens nicht durch klare Bestimmungen genau umschrieben hat oder die Druckpresse für das Papiergeld über den festgelegten Rahmen hinaus tätig sein läßt, verliert es das Vertrauen der anderen Länder. Das kommt darin zum Ausdruck, daß man in anderen Ländern seine Banknoten erheblich unter ihrem Nennwert bezahlt. Deutschland und die Deutschen haben um ihrer selbst willen also die Pflicht, aller Welt die Überzeugung beizubringen, daß die deutsche Banknote ein ebenso vollständiges Vertrauen verdient, wie es sich die deutschen Waffen errungen haben. Das kann allein geschehen durch die strenge Innehaltung der gesetzlichen Vorschrift, daß ein Drittel der umlaufenden Banknoten durch den Goldschatz der Reichsbank gedeckt wird. Bisher konnte sie erfüllt werden dank der überall eifrig entfalteten Sammeltätigkeit für die Zuführung der Goldmünzen an die Reichsbank.

Der Notenumlauf hat aber dauernd gesteigert werden müssen. Bis Anfang Oktober betrug er über sieben Milliarden. Diese Steigerung war entstanden durch die riesigen Ausgaben für die Ernährung, Ausrüstung und Versorgung des deutschen Heeres. Aber nicht nur die Vermehrung der Banknoten stellte hohe Ansprüche an den Goldschatz der Reichsbank; er verminderte sich auch unmittelbar durch die Bezahlung der trotz aller englischen Sperrversuche immer noch nach Deutschland einströmenden ausländischen Rohstoffe, die für das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes nicht entbehrt werden können. Sie müssen ganz überwiegend mit barem Golde bezahlt werden. Durch diese Umstände war die schützende Kraft des Goldschatzes der Reichsbank derart in Anspruch genommen, daß eine Entlastung und Kräftigung für wichtige Aufgaben der Zukunft eines der dringendsten Erfordernisse wurde.

Ein neuer Strom der Goldzufuhr an die Reichsbank ist deshalb durch den Ankauf von Goldgeräten und Goldschmuck in ganz Deutschland eröffnet worden. Das Vaterland erwartet von den Besitzern der zahlreichen Goldgegenstände, daß sie den allmählich im ganzen Reiche eröffneten Goldankaufstellen ihre Schätze zuführen. Der reine Goldwert wird ihnen nach einem feststehenden einheitlichen Tarif in bar ersetzt. Wo die Goldankaufstellen bisher eröffnet wurden, hat das Vaterland nicht vergeblich gerufen. Hoch und niedrig, arm und reich hat Goldsachen aller nur erdenkbaren Formen und Arten abgeliefert.

Auch bei dieser Gelegenheit hat sich wieder gezeigt, daß kein Stand und keine Volkschicht in Deutschland zurückstehen will, wenn es sich darum handelt, die Kriegstüchtigkeit des Deutschen Reiches zu verstärken oder aufrechtzuerhalten. Täglich wächst die Zahl derer, die das hübsche Gedenkblatt der Reichsbank erhielten oder an Stelle ihrer goldenen Uhrketten die schlichte eiserne erwarben, die die Reichsbank den Einlieferern von goldenen Uhrketten zum Selbstkostenpreise von $2^1/_2$ Mark überläßt. Sie wird von vielen mit dem Bewußtsein getragen, daß sie ein wertvollerer Schmuck ist als die vornehmste goldene Uhrkette. Denn das Gold gehört während des Krieges dem Vaterlande.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die erste Woche des Monats Oktober brachte auf dem **russischen** Kriegschauplatz die Fortsetzung der in den letzten Septembertagen von den Russen begonnenen Versuche, noch vor dem Eintritt des Winters wenn nicht Lemberg selbst, so doch einen wesentlichen Teil des Weges dorthin zu gewinnen. In diesem Bestreben lief der Gegner auf dem ganzen Abschnitt von Swiniuchy bis nach Brzezany andauernd heftig an. Die hauptsächlichste Wucht dieser Angriffe richtete sich auf Brzezany, gegen das seit dem 2. Oktober immer wieder frische Kräfte herangeführt wurden. Auch in dem vom Prinzen Leopold von Bayern gehaltenen Frontabschnitt gingen die Russen an diesem Tage von neuem vor, am lebhaftesten zwischen Swiniuchy und Zaturcy gegen die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen unter dem Generalobersten v. Tersztyanszky. Am 3. Oktober wiederholten sich diese Angriffe, wenn auch mit etwas geringerer Wucht; wie tags zuvor endeten sie mit der blutigen Abweisung des Gegners.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

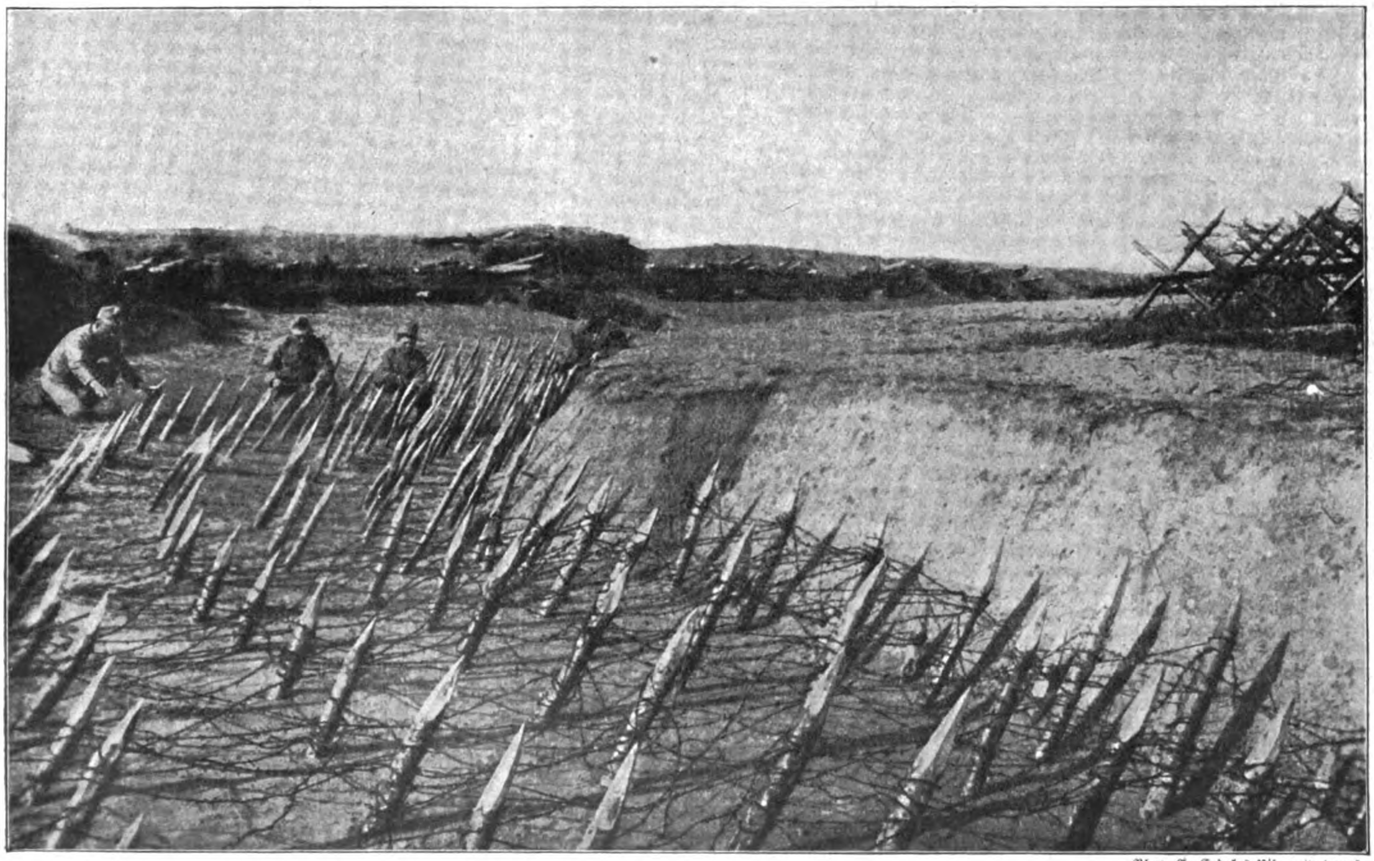
General v. Eben,
Kommandierender General an der Ostfront, dessen Truppen nördlich Zborow russische Massenstürme im Bajonettkampf restlos zurückschlugen, erhielt vom Kaiser den Orden Pour le Mérite.

Der amtliche Tagesbericht rühmte die Sicherheit und Ruhe, mit der die Truppen des Generalleutnants Schmidt v. Knobelsdorff und des Generals v. der Marwitz die Russen empfingen und der sie es zu verdanken hatten, daß sie von ihren Stellungen nicht einen Fußbreit preisgeben mußten.

Das Ringen war auch am 4. Oktober noch nicht beendet. Neben kleineren Mißerfolgen an der Stochodfront holten sich die Russen westlich Luck eine abermalige blutige Niederlage. Die dicken Angriffswellen ihrer Infanterie, die sich nach starkem Trommelfeuer auf die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien warfen, gerieten jedesmal in ein so genau liegendes Artillerie-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, daß sich sehr bald das Aussichtslose ihrer Bemühungen herausstellte. Nördlich Zubilno erreichte ein Teil des Feindes allerdings die Stellung der Verteidiger, mußte aber einem sofort angesetzten Gegenangriff weichen.

Am 5. Oktober setzten die Russen neue starke Angriffe zwischen den Bahnlinien Brody—Lemberg und Zborow—Lemberg an, wo die Truppen des Generals v. Eben (siehe nebenstehendes Bild) die Angreifer im Bajonettkampf zurückschlugen (siehe auch Seite 318). Beiderseits der Zlota Lipa wurden am 5. und 6. von deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Streitkräften feindliche Anstürme in zähem Widerstand gebrochen. An einzelnen Stellen war der Gegner vorübergehend eingedrungen; er wurde aber überall wieder verjagt und hatte neben zahlreichen Toten und Verwundeten auch über 600 Gefangene verloren. — Während der 7. Oktober ziemlich ruhig verlief, brachten es die Russen am 8., wenn auch nur auf schmälerer Front westlich Luck, wieder zu Angriffen. So deutlich war aber ein Nachlassen ihres Vorwärtsdranges zu bemerken, daß die Heeresleitung der Verbündeten den Augenblick zu eigenen Vorstößen gekommen sah. Diese wurden zunächst westlich der Narajowka angesetzt, wo die Deutschen mit ganz geringen Verlusten das Dorf Herbutow erstürmten.

Nach dem 8. Oktober herrschte fast auf der gesamten Front von Luck bis zu den Karpathen im großen und ganzen Ruhe, und auch das achttägige Ringen um Brzezany kam jetzt zum Abschluß. Die Russen hatten blutige Verluste in Höhe von mindestens 20 000 Mann gehabt, und doch gewannen sie ihr Ziel, die kleine, nur etwa 10 000 Einwohner zählende Stadt Brzezany, nicht. Allerdings war der Platz für die



Phot. Az Érdekes Ujság, Budapest.

Anlegen von Drahtverhauen vor den österreichisch-ungarischen Stellungen an der bessarabischen Front.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Russische Gefangene werden gleich nach ihrer Einbringung mit warmem Essen gespeist.

namentlich zwischen Siniawka und Zubilno, mit Auszeichnung, während der Raum südwestlich Zaturcy nicht minder wacker von österreichisch-ungarischen Truppen behauptet wurde. — Gegen den Abschnitt Pustomyty—Bubnow setzten die Russen sogar noch am späten Abend des 16. Oktober drei außerordentlich heftige Sturmangriffe an, ohne indessen auch hiermit irgend etwas anderes zu erreichen, als daß sich unter dem gut liegenden Feuer der Verteidigung ihre blutigen Verluste erschreckend mehrten.

Auch gegenüber der Armee Graf Bothmer, die neuerdings zur Front des Prinzen Leopold von Bayern zählte, steigerte sich das russische Artilleriefeuer am Mittag des 16. Oktober zu größter Heftigkeit. Die Angriffe des Gegners wurden hier aber nicht nur restlos abgeschlagen, sondern mit kräftigen Gegenangriffen beantwortet, die, von Gardefüsilieren und pommerschen Grenadieren unternommen, zur Wegnahme der vordersten russischen Gräben auf einer Breite von zwei Kilometern und zur Gefangennahme (siehe obiges Bild) von fast 2000 Mann führten. —

In den Karpathen war das vorzeitig eingetretene ungewöhnlich strenge winterliche Wetter, das bis zu zwei Fuß hohen Neuschnee gebracht hatte, bald nach Anfang Oktober milden Herbsttagen gewichen, die es den Verbündeten ermöglichten, eine gesteigerte Kampftätigkeit zur Verbesserung ihrer Stellungen zu entfalten. Einen schönen Erfolg erzielten sie am 8. Oktober dicht westlich der Baba Ludova und südlich der Hala Mihaileva. Hier war der Prislop in russischem Besitz geblieben, der lästig in die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien vorsprang und dem Gegner zudem erlaubte, das Gelände hinter der Front der Verbündeten, namentlich die von Borkut aus dem Tale des Schwarzen Czeremosz aufwärts führende Bergstraße, einzusehen. Diesem Mißstand mußte abgeholfen werden. Dichter Nebel verhinderte am Morgen des 8. Oktober die Artillerievorbereitung. Deutsche Jäger verzichteten deshalb auf sie und unternahmen einen überraschenden Sturm auf die russischen Linien, der sie in kürzester Frist zu Herren der Prislophöhe machte. Vier starke russische Gegenangriffe am 9. Oktober, in denen die 82. Division eingesetzt wurde, brachten dieser schwerste Verluste.

Im Kirlibabaabschnitt kämpften am 14. Oktober die Österreicher und Ungarn erfolgreich. Mehrere Kuppen des Fruntearückens östlich und südöstlich Kirlibaba gewährten den Russen einen Überblick über die Stadt und damit die Möglichkeit, den dortigen militärischen Verkehr zu stören. Zahlreiche deutsche und österreichisch-ungarische Batterien bereiteten deshalb bei klarem Wetter durch ihr Feuer einen Infanteriesturm auf die erwähnten Höhen vor, der mit so glücklichem Erfolge durchgeführt wurde, daß die Russen eine Kuppe nach der anderen preisgeben mußten. Die Wiedereroberung dieser vorteilhaften Stellungen gelang ihnen nicht. Gleichfalls am 14. Oktober gewannen deutsche Truppen die am 21. September verloren gegangene Höhe Smotrec wieder zurück und wiesen südlich des Pantrysattels einen kräftigen russischen Vorstoß ab.

Am 15. Oktober erstürmten bayerische Soldaten am Coman eine Reihe russischer Gräben, während die Österreicher und Ungarn bei Kirlibaba starke russische Vorstöße zum Scheitern brachten und bei einem eigenen Angriff 1000 Gefangene machten. Südwestlich der Dorna Watra konnten die Truppen der Verbündeten den Feind bis über das Neagratal zurückwerfen, und auch am

Russen insofern von Wichtigkeit, als sein Besitz sie ihrem anderen, größeren Ziele, Lemberg, näher gebracht hätte.

In den jetzt zur Ruhe kommenden abermaligen Kämpfen um Brzezany waren beiderseits gewaltige Massen von Artillerie und Infanterie eingesetzt worden. Beide Teile waren bestrebt, die Stadt zu schonen. Der eine, um seine Landsleute und Verbündeten nicht zu schädigen, der Gegner, weil er sicher zu sein glaubte, der Stadt bald Herr zu werden. Trommelfeuer wütete unablässig gegen die Stellungen der deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Truppen, ohne sie doch erschüttern zu können. Denn als nach dieser Vorbereitung ein frisches kaukasisches, durch zwei weitere Divisionen verstärktes Korps mit Explosivgeschossen und Gasgranaten zum Sturmangriff vorgeschickt wurde, gelang zwar an einzelnen Punkten das Eindringen in die Stellungen der Verteidiger — namentlich die wichtige Lysoniahöhe war gefährdet worden —, die Sturmtruppen wurden aber schließlich überall so blutig abgewiesen, daß die Verluste nahezu ihrer Vernichtung gleichkamen. Brzezany verblieb den Verbündeten.

Die Russen stellten ihre Anstrengungen aber immer noch nicht ganz ein. Wenn sie die Hoffnung auf einen Durchbruch auch hatten aufgeben müssen, so hielten sie doch noch an dem Bestreben fest, sich günstige Ausfalltore für einen kommenden Frühjahrsfeldzug zu sichern. Nach längerer Atempause kam es also am 13. Oktober westlich Luck abermals zu lebhafter Gefechtstätigkeit, die nach und nach auf die gesamte wolhynische Front übergriff (siehe die Bilder Seite 352 und 353). Am nächsten Tage steigerte sich das russische Artilleriefeuer namentlich auf der Front von Siniawka am Stochod bis östlich Gorochow. Es bildete die Einleitung zu starken Infanterievorstößen gegen das Waldgelände südlich Zaturcy und den Raum von Bubnow, die indessen nirgends zum Ziel führten. Beiderseits Zaturcy steigerten sich die Kämpfe, nach abermaliger Artillerievorbereitung seitens der Russen, am 5. Oktober zu einer großen Schlacht, in der die Russen mit gewohnter Hartnäckigkeit um den Erfolg rangen. — An der Narajowka (Armee Böhm-Ermolli) kam es ebenfalls zu lebhaften Zusammenstößen, bei denen die Russen in tiefgegliederten Kolonnen wieder unablässig angriffen, aber blutig zurückgewiesen wurden.

Auch am 16. Oktober wurde der Gegner nicht müde, anzurennen, doch abermals mit völligem Mißerfolg. Mit solcher Erbitterung wurde in diesen Tagen gekämpft, daß an einzelnen Stellen bis zu zehn Malen mit immer wieder frisch herangeführten russischen Verbänden gegen die Stellungen der Verbündeten angegangen wurde. Auf deutscher Seite kämpften Hannoveraner und Braunschweiger,

16. Oktober nahmen die Kämpfe in diesem Raume guten Fortgang.

* * *

Auf dem **Balkan** sah man den Ereignissen, wie sie der Krieg mit Rumänien zeitigte, auch nach der Entscheidungsschlacht von Hermannstadt Ende September von allen Seiten mit der größten Spannung entgegen. Im Mittel- und Hochgebirge der siebenbürgischen Karpathen, etwa in der Mitte der rumänischen Aufstellung, fanden die Hermannstadter Kämpfe ihr Nachspiel. Die Art des Geländes verbot hier jegliche Artillerietätigkeit. Von der Infanterie dagegen wurde, auch in Hinsicht auf große Eilmärsche, auf beiden Seiten Außerordentliches verlangt und geleistet. Der rumänischen Heeresleitung konnte das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie die schweren Fehler des Anfangs durch geschickte, tatkräftig durchgeführte Maßnahmen wieder gutzumachen trachtete. Hierin zeigte sich deutlich die deutsche Schule. Als Antwort auf den Hermannstadter Sieg hatte die zweite, mittlere, rumänische Armee, zwischen der geschlagenen ersten und der an die Karpathen anstoßenden rumänischen Nordarmee, einen kräftigen Vorstoß nach Nordwesten unternommen und damit einigen Raumgewinn erzielt. Die Verbündeten wichen der Übermacht der Rumänen kämpfend aus, so daß diese in raschem Vormarsch aus der Ogarsascher Ebene herauskamen und in das Hügelland zwischen Alt und Haat eindringen konnten. In der Absicht, die deutsch-österreichisch-ungarische Armee auf deren linker Flanke zu überflügeln, erreichten sie eine von Porumbak östlich Hermannstadt über Nagu Sink bis in den Raum von Pusztacelnia verlaufende Linie und gewannen zugleich Fühlung mit ihrer Nordarmee. Der mit dieser Maßnahme erlangte Vorteil wurde aber durch die mit ihr herbeigeführte starke Frontausdehnung wieder in Frage gestellt, die Stoß- und Widerstandskraft der zweiten Armee geschwächt, so daß ihr Vormarsch, obwohl gelungen, die Verbündeten an der Ausnutzung des großen Erfolges von Hermannstadt nicht zu hindern vermochte.

Bald stießen aus dem Becken von Talmacs Teile der Falkenhaynschen Armee zur Sicherung von deren linkem Flügel angreifend vor und drückten so kräftig vor allem auf die Flanke des Gegners, daß dessen Vormarsch zur Gefahr für ihn zu werden drohte. Er hatte dem deutschen Vorstoß nur ungenügende Kräfte entgegenzusetzen und sah sich überdies außer in der Flanke auch aus Nordwesten frontal angegriffen. Vor diesem doppelten Druck mußten die Rumänen schleunigst nach Osten und Südosten zurückgehen, um sich zunächst im oberen Alttal zwischen Sakrany und Hewicz und später am Rande des Geisterwaldes auf verkürzter Front von neuem aufzustellen. Dieses Waldgebirge bildete einen natürlichen Schutzwall für die einzige rückwärtige Bahnverbindung der zweiten rumänischen Armee: Kronstadt—Predeal—Bukarest. Deren eilige Rückwärtsbewegung blieb nicht ohne Einfluß auf die Maßnahmen der rumänischen Nordarmee. Russische Hilfe stand nicht in Aussicht, wäre auch wohl zu spät gekommen. Der südliche Flügel der rumänischen Nordarmee, der sich bis dahin noch vorwärts bewegt hatte, trat unter diesen Umständen unvermittelt gleichfalls den Rückmarsch an, um sich in der Nähe seiner rückwärtigen Bahnverbindung, Palanka—Ocna—Gocsani, zu sammeln. Diese Bewegungen der beiden rumänischen Armeen spielten sich in der Zeit vom 1. bis zum 6. Oktober ab.

Der deutsche Vormarsch im Alttal warf den Feind zunächst aus der Linie Ober- und Unterporumbak. Diesem verblieb hiernach wegen des von dem Fogaraser Gebirge gebildeten Hindernisses nur noch die Möglichkeit, in gerader östlicher Richtung auszuweichen. — Schon in der Frühe des 5. Oktober besetzten die Verbündeten die kleine Stadt Fogaras. Nach und nach verwickelten sie die ganze in Siebenbürgen stehende Heeresmacht der Rumänen in schwere Kämpfe. Eine nördliche Gruppe der Armee Falkenhayn ging aus der Linie Szasz Regen (im oberen Marostal) —Maros-Vasarhely—Segesvar in der Richtung auf Libafalva—Parajd vor, während eine stärkere südliche Gruppe aus der Linie Segesvar—Fogaras in der Richtung auf Kronstadt vorwärts kam. — Auf dem nördlichen Abschnitt brachten österreichisch-ungarische Truppen, die hier noch vor wenigen Tagen planmäßig ausgewichen waren, den Rumänen eine so schwere Niederlage bei, daß diese ins Görgenygebirge zurückgehen mußten und sich bald stark gefährdet sahen.

Weiter südlich trafen die Verbündeten bei Reps am Einfluß des Homorod in die Alt und Krihalma auf starken rumänischen Widerstand. Bei erstgenanntem Ort suchten die Rumänen in einer günstigen Stellung die große Schleife zu halten, die der Altfluß zwischen Kronstadt und Fogaras nach Norden macht. Trotz geschickter Verteidigung wurden die Rumänen hier entscheidend geschlagen und weit über Homorod und Alt zurückgedrängt. Am Sincaabschnitt stellte sich der Feind zur Verteidigung des Beckens von

Phot. Leipziger Presse-Büro.

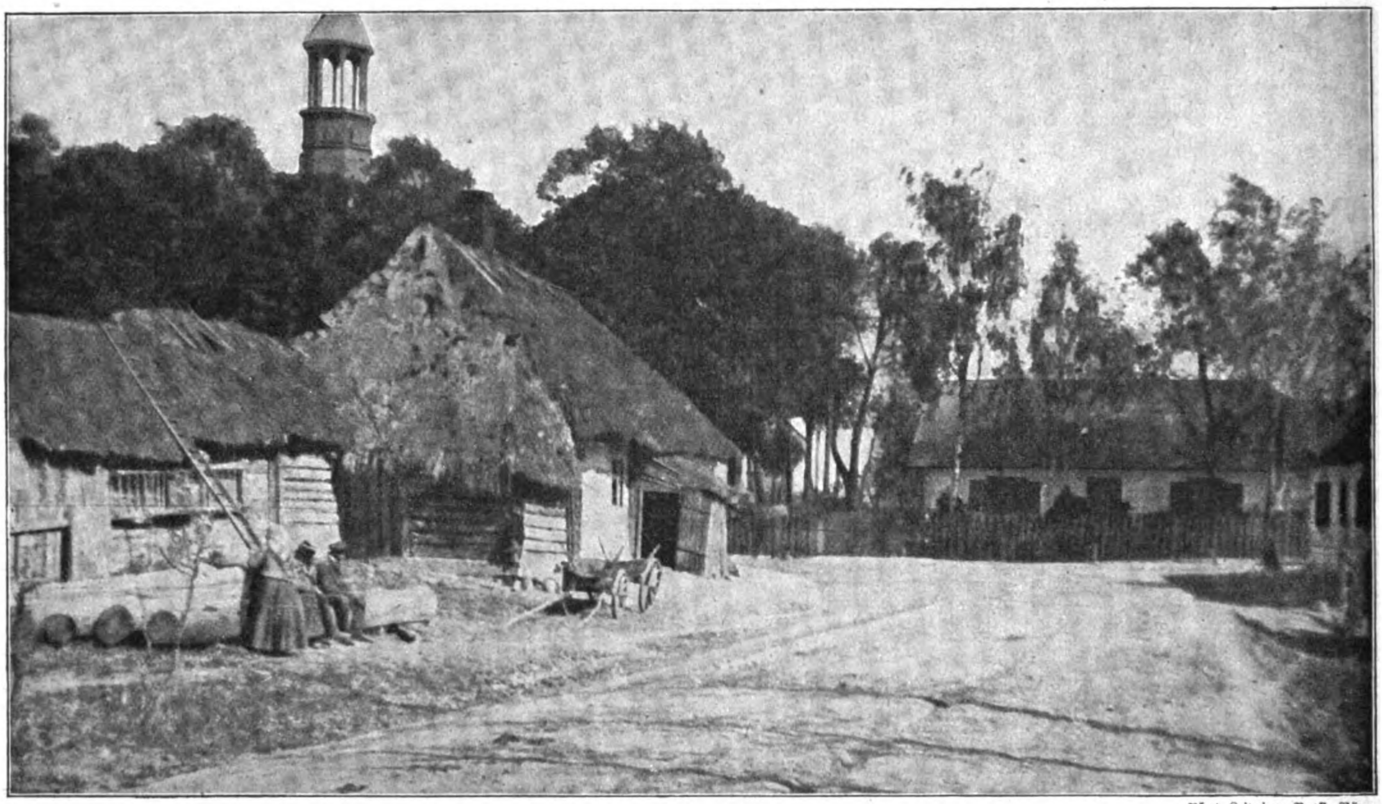
Blick auf die Straße eines von den deutschen Truppen besetzten russischen Dorfes in der Gegend von Kowel.

Kronstadt und der Zugänge zum Geisterwald noch einmal den rasch nachdringenden Angreifern, erfuhr aber eine vollständige Niederlage. Nun waren die Rumänen gezwungen, sich schleunigst durch den Geisterwald zurückzuziehen. Die Verbündeten blieben ihnen aber an der Klinge und trugen ihren Angriff am 6. Oktober auf der ganzen Front weiter vor. In der Hoffnung, die Lage retten zu können, wandten sich die rumänischen Nachhuten namentlich gegen die deutschen Stellungen zu beiden Seiten des Roten Turm-Passes; ihr Widerstand war aber vergeblich. Südlich Hötzing verloren die Rumänen den Grenzberg Siglen, und auch bei Orsova büßten sie Gelände ein.

Am 7. Oktober waren die Verfolger auf ihrer Hauptanmarschlinie so weit gekommen, daß sie aus dem Geisterwald heraustreten und kämpfend in das Burzenland vordringen konnten. Damit war der Kampf um eine zweite wichtige Stellung der Rumänen in Siebenbürgen, um das Becken von Kronstadt (siehe die Vogelschaukarte Seite 354), in unmittelbare Nähe gerückt. Sie schienen der Schlacht hier zunächst ausweichen zu wollen, entschlossen sich dann aber zu äußerstem Widerstand. Der Rückzug hatte ihnen zu einer erheblichen Verkürzung ihrer Linien verholfen, so daß sie in der Tat an kräftige Abwehr denken durften. Nordöstlich und nördlich Kronstadt, wo sie an ihren noch weiter nördlich und östlich stehenden Reserven einen starken Rückhalt hatten, versuchten sie einen kräftigen Druck auf den schwächeren linken Flügel des Gegners auszuüben und dessen Vormarsch zum Stehen zu bringen. Sie stützten sich dabei auf das Dorf Petersberg vor Kronstadt.

Nachdem die Rumänen die dort vorhandenen guten natürlichen Stellungen noch verstärkt hatten, griffen sie den linken Flügel der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen überraschend mit Schrapnellfeuer an. Dieses plötzliche Eingreifen der rumänischen Artillerie, die sich bereits auf dem Abmarsch befunden hatte, aber schleunigst wieder herangezogen worden war, zeigte den Verbündeten deutlich, daß der Feind zu starkem Widerstand entschlossen war. Rasch wurden nun auch die deutsche und die k. u. k. Artillerie vorgezogen und in Stellung gebracht und alle Maßnahmen zum Gegenangriff getroffen. Bald donnerten die Geschütze auf beiden Seiten: der rumänische Angriff wurde aufgefangen und der in Petersberg verschanzte Feind mit eiserner Hand angepackt. An allen Stellen geriet er in das heftige deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie- und Maschinengewehrfeuer. Wohl trieben die rumänischen Offiziere ihre Leute immer wieder zum Sturmangriff vor. Doch waren inzwischen auch die Sturmtruppen der Verbündeten in Tätigkeit getreten, und als diese unerwartet von Norden Verstärkung erhielten, mußte der Feind überall zurückfluten, unter Hinterlassung von Gefallenen, Verwundeten und Geschützen. Nur südlich und südöstlich in der Richtung auf die rumänische Grenze hielt er noch stand.

Schon am Abend des 7. waren deutsche und österreichisch-ungarische Vortruppen in die Stadt eingedrungen, wo ein 24stündiger erbitterter Straßen- und Häuserkampf entbrannte (siehe Bild Seite 355). Am 8. wurde die Stadt vollends eingenommen, an demselben Kalendertage, an dem 1914 Antwerpen, 1915 Belgrad gefallen war (siehe die Bilder Seite 357 und 358 oben). 20 Geschütze waren allein in Petersberg in die Hände der Sieger gefallen; einige Tage später wurden sie in Kronstadt aufgestellt. Gleichfalls am 8. Oktober fiel bereits Törzburg. Auf der ganzen Linie waren die Rumänen geworfen. Am 9. Oktober wurden als Beute der dreitägigen Schlacht um Kronstadt 1175 Gefangene, 25 Geschütze, darunter 13 schwere, zahlreiche Munitionswagen und Waffen, 2 Lokomotiven und über 800 meist mit Verpflegungsvorräten beladene Eisenbahnwagen gezählt. Die auffallend niedrige Zahl der Gefangenen erklärte sich aus der großen Erbitterung, mit der auf seiten der Verbündeten gekämpft worden war, und diese wieder daraus, daß sie auch in diesem Kampfabschnitt die Wahrnehmung gemacht hatten, mit welcher Roheit der Feind sich in zahlreichen Fällen an hilflosen Verwundeten und der friedlichen Bevölkerung vergangen hatte.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

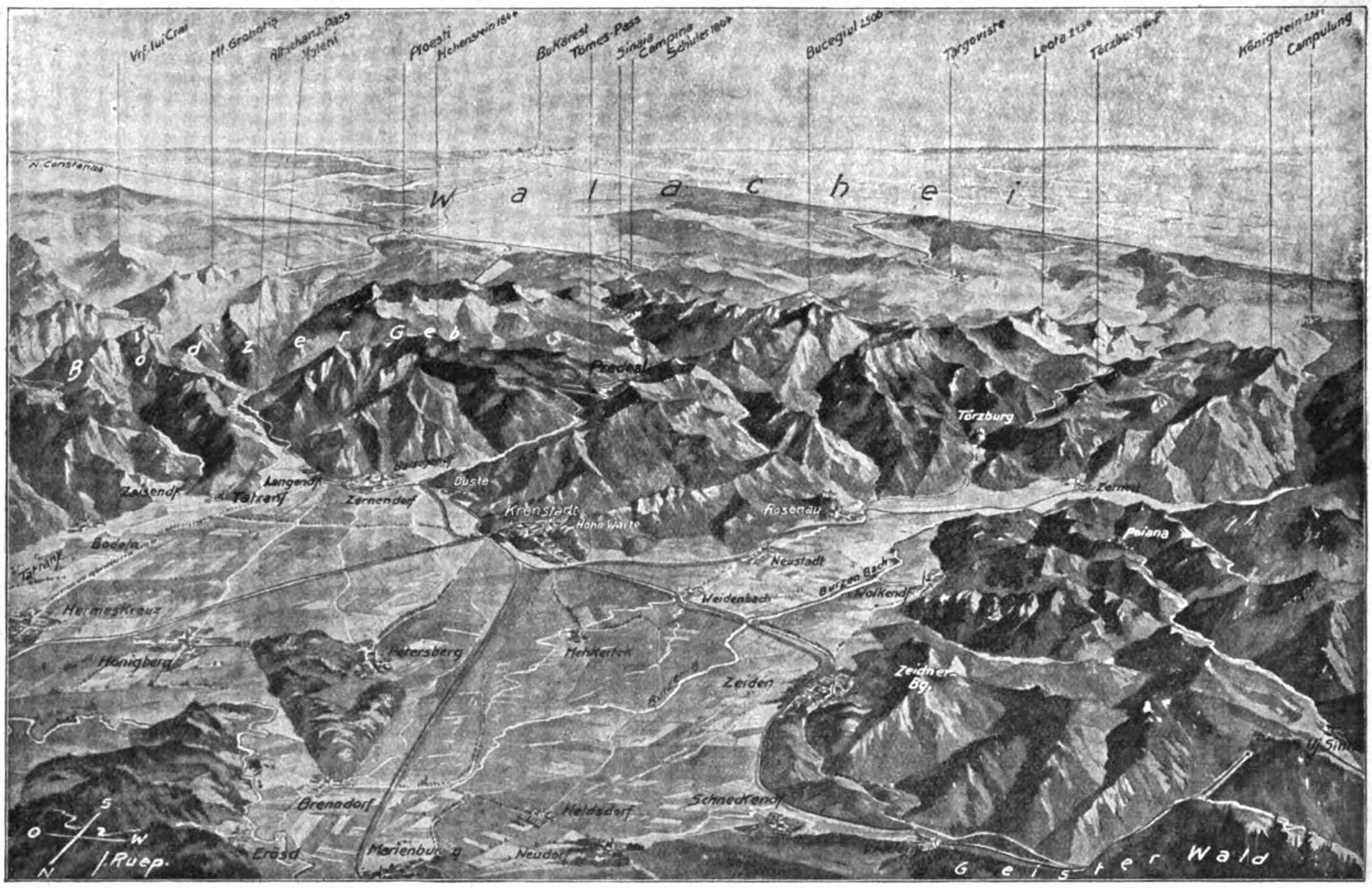
Malerische Ansicht aus einem von deutschen Truppen besetzten russischen Dorf in Wolhynien.

Während die Rumänen am 10. Oktober über Kronstadt hinaus weiter an die Grenze zurückgeworfen wurden, hatten die Truppen des Generals v. Arz (siehe Bild Band III Seite 248), eines geborenen Siebenbürgers, an diesem und dem nächsten Tage im Marostale den starken Widerstand der rumänischen Nordarmee zu brechen. Es gelang ihrem umfassenden Angriff, den Feind auch hier zu werfen, so daß dieser nur noch durch Nachhutgefechte versuchen konnte, die Verfolgung zu hemmen und die völlige Auflösung seiner Verbände zu verhindern.

Die zweite rumänische Armee war bereits bis an die Grenzstellungen zurückgeworfen und hatte in den Gefechten der letzten Tage weitere Verluste erlitten. Um den Vulkanpaß nahm sie zeitweilig, so am 11. Oktober, die Kämpfe wieder auf, wurde aber immer von neuem zurückgeschlagen. Am 12. blieb die Verfolgung auf der ganzen Linie im Gange, trotz starken Widerstandes, den der Gegner an diesem Tage namentlich an der Straße Csik-Szereda—Gyimespaß ver-

Aus den Kämpfen in Wolhynien: Eine Schwadron ungarischer Landsturmhusaren verfolgt bei Nowo-Poczajew zurückgeschlagene Russen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Vogelschaukarte des Gebietes um Kronstadt.

suchte. Die Rumänen waren jetzt so in die Enge getrieben, daß sich die Kämpfe schon unmittelbar um die Grenzübergänge drehten und die völlige Säuberung Siebenbürgens vom Feinde als nahe bevorstehend gelten konnte (siehe auch das Bild Seite 356). —

Aus der Dobrudscha kamen während der Berichtszeit nur spärliche Nachrichten. Die rumänischen Anstrengungen, die Armee Mackensen zurückzudrängen, konnten trotz gegenteiliger Behauptung des Gegners jedenfalls als gescheitert gelten, wie aus den wenigen in seinen Berichten vorkommenden Namen von Örtlichkeiten klar hervorging. Zudem hatte die rumänische Verteidigungsstellung eine erhebliche Schwächung erfahren, unter anderem dadurch, daß deutsche Artillerie im Verein mit deutschen und bulgarischen Fliegern die Donaubrücke von Cernavoda beschädigt und damit die wichtige rumänische Verbindung nach dem Schwarzen Meere gestört hatte. —

Bei all diesen rumänischen Mißerfolgen setzte der Vierverband um so größere Hoffnung auf die Maßnahmen an der Salonikifront. Anfang Oktober erzwang General Sarrail in der Gegend des Presbasees wohl eine dichtere Zusammenfassung der bulgarischen Streitkräfte, die teilweise in rückwärtige Stellungen verlegt wurden. Aber selbst dieser kleine Erfolg hatte blutig erkauft werden müssen. Der wichtige Cernaabschnitt dagegen, auf dessen Besitz es Sarrail vor allem ankommen mußte, wurde von den Bulgaren auch weiterhin fest behauptet.

Auf seinem rechten Flügel ließ Sarrail die Engländer angreifend vorgehen. Sie verbesserten ihre Strumastellungen und setzten sich wieder auf dem linken Flußufer fest, ohne aber die bulgarische Hauptstellung Seres—Demirhissar antasten zu können. Den Hauptnachdruck legte General Sarrail jedoch auf den linken Flügel, ja er machte für einige Tage sogar Florina zu seinem Hauptquartier. Die Bulgaren hielten aber trotz starker Angriffe der östlich von Franzosen unterstützten Serben und Russen die Cernaübergänge fest und konnten an ihrer übrigen Front bis zum 10. Oktober nicht einmal aus ihren Vorstellungen verdrängt werden. Nach diesem Tage drangen die Feinde unter großen Opfern an einzelnen Stellen über den Cernabogen hinaus, und die Bulgaren gingen teilweise planmäßig in großer Ruhe und Ordnung in der Richtung auf die Linie Malovista—Monastir (siehe Bild Seite 358 unten) zurück. Um die Mitte des Monats traten dann zur Überraschung des Gegners auch wieder deutsche Truppen auf dem mazedonischen Schauplatz auf, die den erbitterten Widerstand der Bulgaren an der Cerna (siehe Bild Seite 359) wesentlich verstärkten. —

In Griechenland hatte es der Vierverband durchgesetzt, daß ihm die kleine griechische Flotte ausgeliefert wurde. Aber kein Bitten und Drohen und keine Gewalttaten vermochten König Konstantin, hinter dem immer noch die Mehrheit seines Volkes stand, dazu zu bewegen, die streng gewahrte Neutralität aufzugeben. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Grandpré an der Aire und sein Schloß.

Von Sanitätsrat Dr. Vulpius, Chefarzt im Landwehr-Feldlazarett Nr. 13.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Die „Campagne in Frankreich“ im Jahre 1792 hatte verheißungsvoll mit der leicht bewerkstelligten Einnahme der Festungen Longwy und Verdun begonnen. Das preußische Heer zog dann, wie Goethe schreibt, auf dem Gebirgsrücken hin, der, die Gewässer der Maas und Aire scheidend, beide nach Norden zu fließen nötigt. Nach Zurückdrängung des rechten französischen Heeresflügels bei Gandpré „gelangten wir (am 17. September) über Hügel, durch Täler, Weinberge vorbei, an denen man sich wohl auch erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Tal der Aire das Schloß von Grandpré auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkt, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirges (Argonnen) sich mit der Aisne zu verbinden“.

Nachdem mit der sinnlosen Kanonade von Valmy der Feldzug seinen Wendepunkt erreicht hatte, zog das Heer der Verbündeten unter dem zweifelhaften Schutz eines höchst unsicheren Waffenstillstands wieder über Grandpré

zurück. „Dort gab es neues Übel und neue Sorgen. Das Schloß war zum Krankenhaus umgebildet und schon mit mehreren hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte sie der Menschlichkeit des Feindes überlassen. — Grandpré, das nun als ein Ort des Todes und der Pest geschildert war, ließen wir gern hinter uns."

Auch im Deutsch-Französischen Krieg 1870 spielte Grandpré eine Rolle, indem am 29. August das Hauptquartier König Wilhelms I. dorthin verlegt wurde. Durch Operationen auf den Höhen zwischen Maas und Aire bereitete sich die Schlacht bei Beaumont (30. August) vor, der der König, mit dem Generalstab von Grandpré über Buzancy kommend, bei Sommeauthe beiwohnte. Mac Mahon zog sich dann mit seiner geschlagenen Armee nach Sedan zurück, wo ihn sein Schicksal schnell ereilte.

So war es geschichtlich sehr erinnerungsreicher Boden, auf dem wir wenige Tage vor Weihnachten 1914 zwischen Villers devant Dun und Grandpré die Wasserscheide zwischen Maas und Aire überquerten.

Schon beim Vormarsch des deutschen Heeres und dann wieder beim Rückzug nach der Marneschlacht war das anmutig gelegene Städtchen Grandpré mit seinem hochragenden Schloß und seiner stattlich-schönen gotischen Kirche von Truppen und Stäben aller Art heimgesucht worden. Dabei brach in dem Hauptwohngebäude des Schlosses ein Brand aus, der das geschichtlich und baulich gleich interessante Haus in eine malerische Ruine verwandelte.

Wir erblickten Grandpré zuerst, als wir von Champigneulle kommend auf einem Höhepunkt die große, von Varennes nach Vouziers führende Straße erreichten. Von hohen, alten Silberpappeln — die jetzt meistens abgeschlagen sind — umsäumt, zog sie sich talabwärts und, durch einen Airearm nach Norden gedrängt, in weitem Bogen auf Grandpré zu. Jenseit des breiten Airewiesengrundes erhoben sich die nördlichsten Ausläufer des waldgekrönten Argonnenrückens. Die Stadt war zum Teil verdeckt durch einen von Nord nach Süd zungenförmig vorspringenden Bergrücken, der dichtes Gehölz und eine Gruppe alter Kiefern trug. Am äußersten Ende erhoben sich die zackigen, rauchgeschwärzten Giebelwände, Schornsteine und Erker des ausgebrannten Schlosses.

Bei näherer Besichtigung konnte man erst recht würdigen, welch interessantes und schönes Bauwerk hier dem Krieg zum Opfer gefallen war. Als wertvollstes Überbleibsel ist wenigstens das auf unserem Bilde dargestellte Torgebäude mit den flankierenden Ecktürmen, dem schönen Kreuzgewölbe, den barock gewundenen Säulen und den eigentümlichen Pech-Erkern an dem turmartigen, mit spitzem Dach gekrönten Überbau erhalten geblieben. Daran stoßen zu beiden Seiten große, massiv in Backsteinmauerwerk mit Sandsteinverblendung ausgeführte Speicher- und Stallungsgebäude. Der Weg führt in einen steil aufsteigenden Vorhof, der jenseits wieder von einer Reihe viel höher stehender Scheunen und Ställe und, dieselbe abschließend, dem Wohnhaus des alten Schloßverwalters begrenzt ist. Um dieses herum schwenkt der Weg weiterhin ansteigend nach links in den alten, leider sehr verwüsteten Schloßpark, nach rechts zur Ruine des eigentlichen Schlosses hinauf. Die teilweise noch aufragenden reich verzierten, hohen Giebel der Fenstererker zeigten die Formen der französischen Schloßbaurenaissance. — Von der schmalen Hochfläche, wovon das Schloß nur einen Teil bedeckte, blickt man weit hinaus ins Land und, an den steilen Böschungen hinab, wie aus der Vogelschau in die zu Füßen liegende Stadt hinein. Der rege militärische Verkehr auf dem Marktplatz erschien von diesem Blickpunkt aus besonders anziehend.

Die Gesamtanlage macht nach Wahl des Ortes: auf einem schmalen, steil abfallenden und nur e i n e n Zugang gewährenden Hügelfirst, wie nach Anordnung und Ausführung der Gebäude und Höfe einen durchaus festungs- oder burgartigen Eindruck und mag in den ritterlichen Fehden vergangener Jahrhunderte wohl öfter zur Verteidigung gedient haben.

Die immer baufälliger werdende Schloßruine mußte schließlich ganz abgebrochen und das Baumaterial wieder anderweitig verwandt werden. Damit ist aber nicht die geschichtliche Stätte verschwunden, wo König Wilhelm I. und

Österreichisch-ungarische Vortruppen im Kampf mit den weichenden Rumänen vor Kronstadt. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

Moltke im Jahre 1870 gewohnt haben, denn das Hauptquartier war nicht hier, sondern in einem unserm Schloßtor gegenüberliegenden neueren Privathaus eines französischen Großindustriellen untergebracht, das wahrscheinlich mehr Bequemlichkeiten und vor allen Dingen bessere sanitäre Einrichtungen bot als das alte Schloß.

Die ausgedehnten Wirtschaftsräume haben den verschiedensten Zwecken gedient. Natürlich waren zu jeder Zeit viele Pferde reitender und fahrender Truppen in den großen Stallungen untergebracht, während wir auf unserem Bilde sehen, wie ein Trupp französischer Gefangener vor ihrem Weitermarsch hier gespeist wird. — Ein besonders fröhliches Leben entfaltete sich aber später in dem rechts von der großen Torfahrt liegenden Speicher, als derselbe mit ringsum an den Wänden aufsteigenden Bankreihen und sehr geschickt angebrachtem Flaggenschmuck in dem hohen Dachstuhl und an den Wänden des Gebäudes zu einem Lichtspieltheater für etwa 700 Zuschauer eingerichtet wurde. Es hat sich als eine Stätte der Erholung und Erheiterung für unsere Feldgrauen nach anstrengendem Schützengrabendienst vortrefflich bewährt und ist auch für kunstgeschichtliche Vorträge benutzt worden. — Für hohe und höchste Offiziere ist eine Laube mit Sonderaufgang eingebaut, die an einem Frühjahrsabend als gefeiertsten Gast den Führer der V. Armee, den Deutschen Kronprinzen, aufnehmen durfte. — So hat das alte Schloß der Grafen von Grandpré im Weltkrieg seinen schwersten Schlag erlitten und seine höchste Ehrung erfahren.

Vom Kriegschauplatz an der siebenbürgisch-rumänischen Grenze: Die Südkarpathen südlich von Kronstadt, wo die verbündeten Truppen die Grenze überschritten.

Auf der Vormarschlinie liegt inmitten alter Hochwälder das rumänische Königschloß Pelesch, das auf unserem Bilde links von der Mitte sichtbar ist; es war die Sommerresidenz der rumänischen Königsfamilie. Durch das Tal strömt der Wildbach Pelesch, der in die Prahova mündet. Rechts liegt das berühmte, um 1695 erbaute Kloster Sinaia, das in früheren Zeiten, als es hier noch keine Eisenbahn gab, den Reisenden nach Kronstadt Schutz und Obdach gewährte. Schloß Pelesch wurde 1873 bis 1884 von dem Wiener Architekten und Professor an der Technischen Hochschule Doderer erbaut; die Erstellung und Einrichtung dieses Königsitzes kostete 6 Millionen Francs Der verstorbene König Carol und die Dichter-Königin Carmen Sylva weilten hier mit Vorliebe.

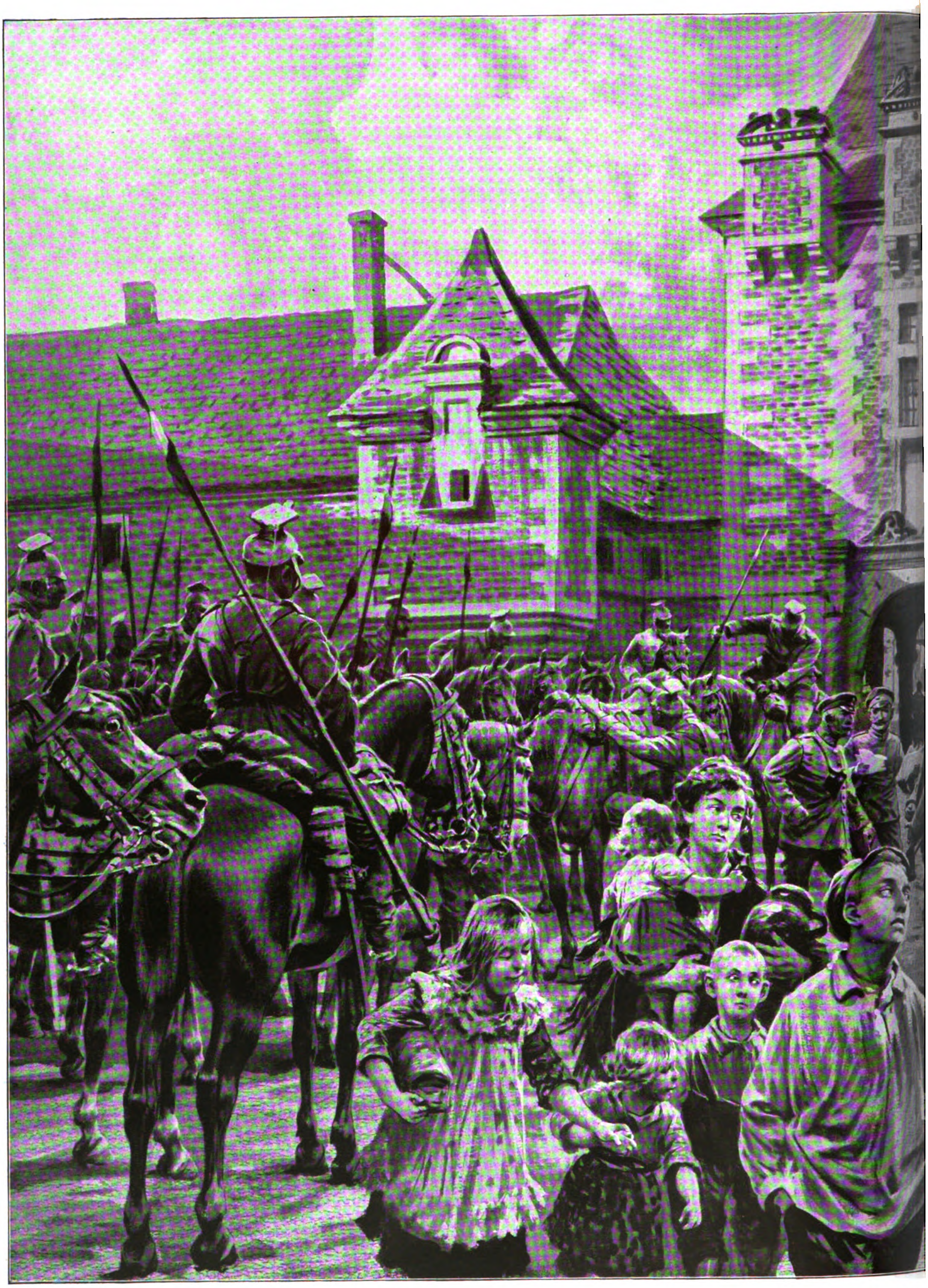
Die Funkentelegraphie im Weltkriege.

Von C. W. Kollatz.

(Hierzu die Bilder Seite 364.)

Man hat nicht mit Unrecht den Weltkrieg einen Krieg der Techniker genannt, denn niemals hätte er eine so beispiellose Ausdehnung nach Raum und Zeit annehmen können ohne die großen Errungenschaften, die die Technik der letzten Jahrzehnte gezeitigt hat. Erst im Weltkriege haben sie die Probe glänzend bestanden. Das 42-cm-Geschütz, die Zeppeline, die Kriegsflugzeuge und nicht zuletzt die gefürchteten Unterseeboote legen ein hervorragendes Zeugnis ab für das Können des deutschen wie des österreichisch-ungarischen Ingenieurs und für die unübertrefflichen Leistungen der Maschinenindustrie in den verbündeten Reichen. Aber auch der einheitliche, mächtige Wille, der alle diese technischen Waffen lenkt und leitet, bedient sich zur Erteilung seiner Befehle in ausgedehntem Maße der Technik. Während man früher zur schnellen Übermittlung von Befehlen und zur Einziehung von Erkundungen auf große Entfernungen ausschließlich auf den Drahttelegraphen und den Fernsprecher angewiesen war, spielt heute dabei die Funkentelegraphie eine überwiegende Rolle. Da sie eines vermittelnden Drahtes nicht bedarf, sondern ihre elektrischen Wellen ohne jeden anderen Träger als den Äther frei durch den Luftraum über Gebirge, Flüsse und Meere hin entsendet, kann man, sofern nur die nötigen Sende- und Empfangsapparate vorhanden sind, ohne weiteres von jedem Ort aus, innerhalb der durch die Einrichtung der Apparatur gegebenen Entfernungsgrenzen, mit jeder beliebigen anderen Stelle in drahtlose Verbindung treten.

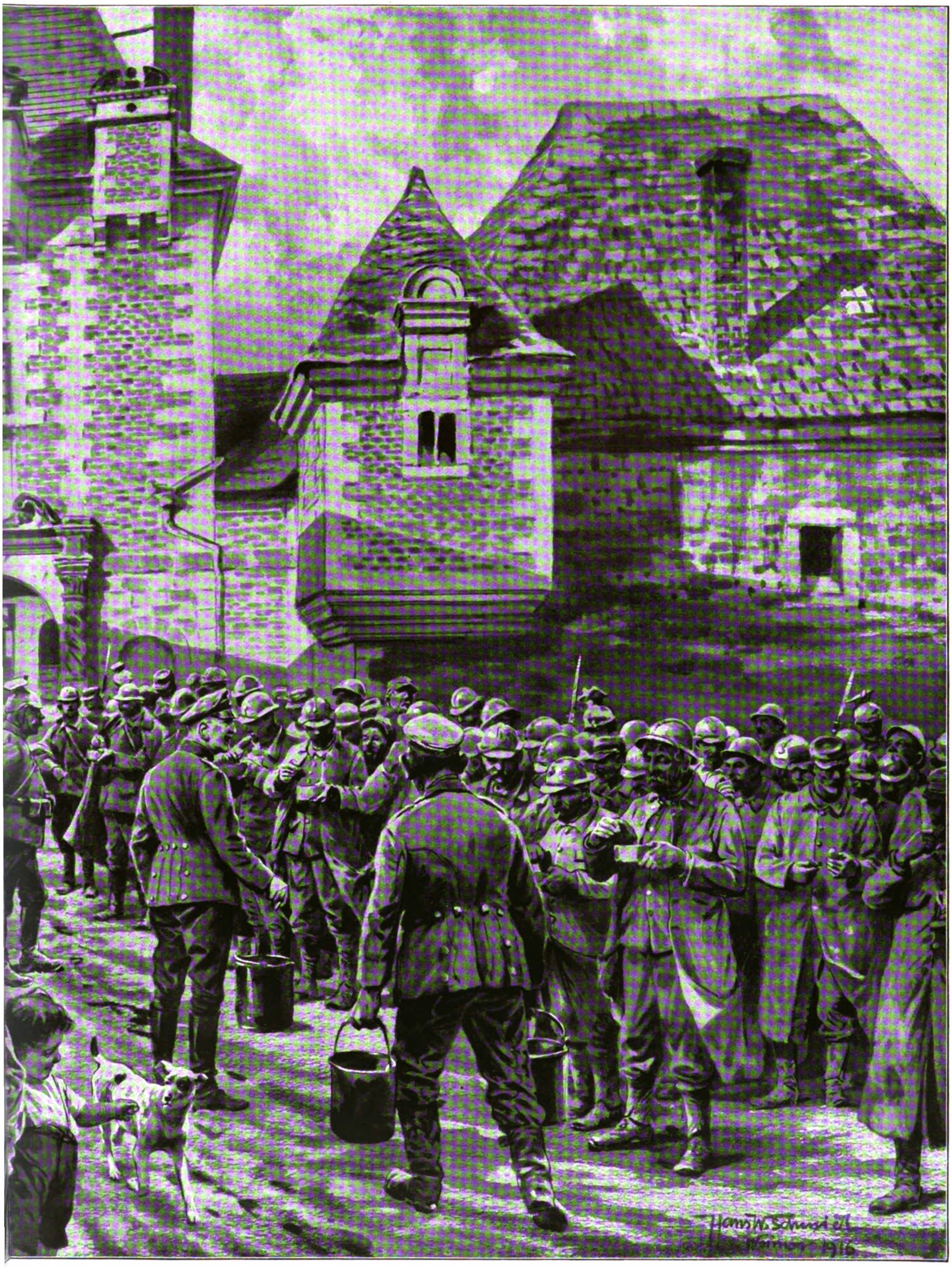
Die Vorteile dieser fast unbegrenzten Verbindungsmöglichkeiten für den Nachrichtenverkehr des Krieges liegen ohne weiteres auf der Hand. Alle noch so weit vorgeschobenen Truppeneinheiten können, ohne daß sie große Massen von Leitungsdraht mit sich zu führen brauchen, dauernd mit der Hauptmacht in Verbindung bleiben, ihre Meldungen durch Funkspruch erstatten und auf demselben Wege ihre Befehle erhalten. Je nach der Größe der Truppeneinheit und der erforderlichen Reichweite der Apparatur sind Automobilstationen (siehe auch die Bilder Seite 364 unten und Band II Seite 237, sowie den dort befindlichen Artikel über Technische Nachrichtenübermittlung), bespannte und tragbare Stationen vorhanden. Alle sind so eingerichtet, daß sie nach dem nur kurze



Leben hinter der Front: Vor dem Schloß von Grandpré. Aus

Nach einer Originalzeichnung des auf dem westlichen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegs

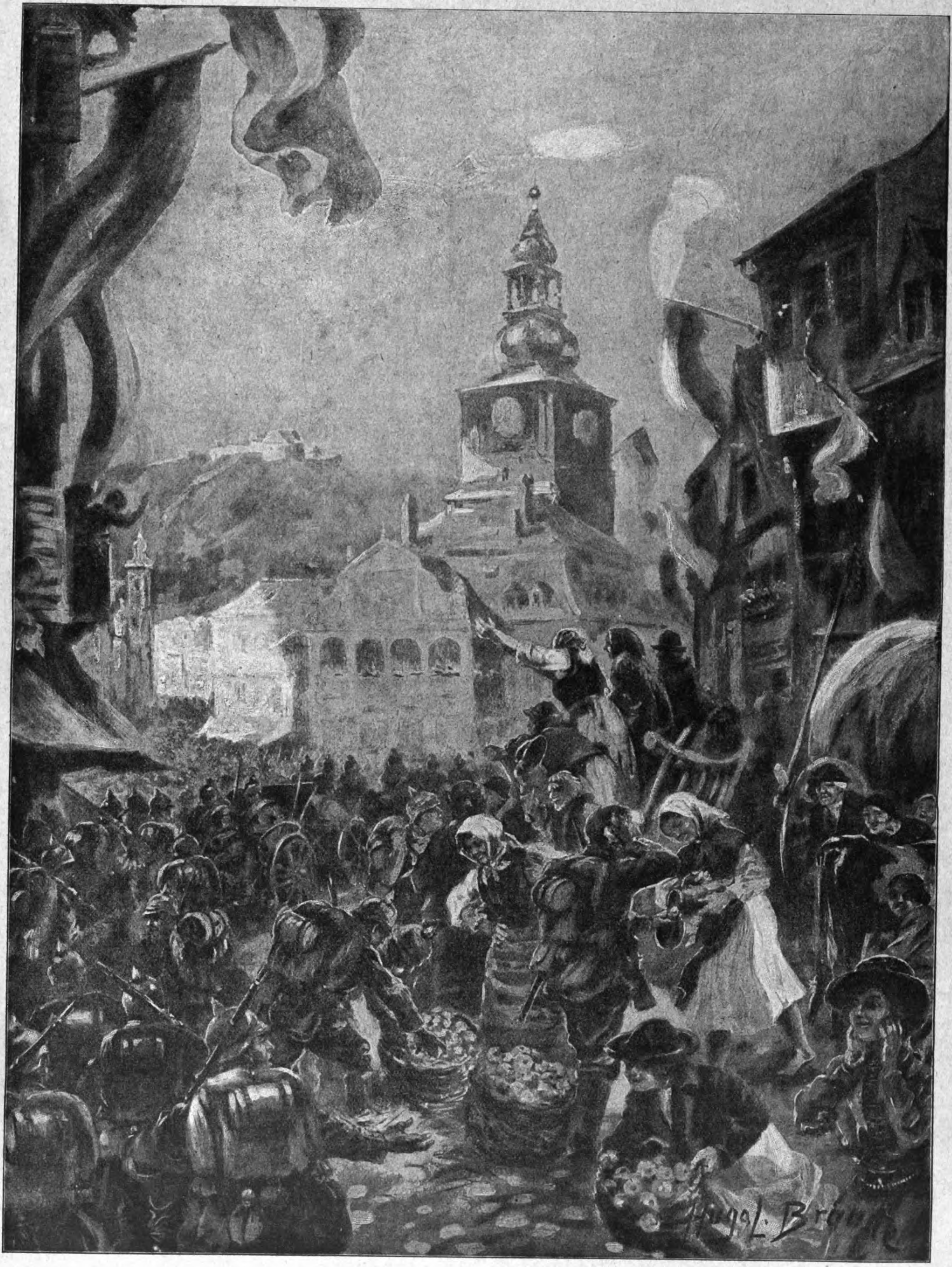
UNIV OF MICH.



ückende Ulanenpatrouille, rechts Speisung französischer Gefangener.

alers Professor Hans W. Schmidt auf Grund seiner an Ort und Stelle gefertigten Studien.

UNIV OF MICH.



Einzug der siegreichen deutschen Truppen in das befreite Kronstadt.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

Der Franziskanerpater Kovács begrüßt vor der Kirche die erste Honvedtruppe, die in Kronstadt eindrang. Phot. Az Est, Budapest.

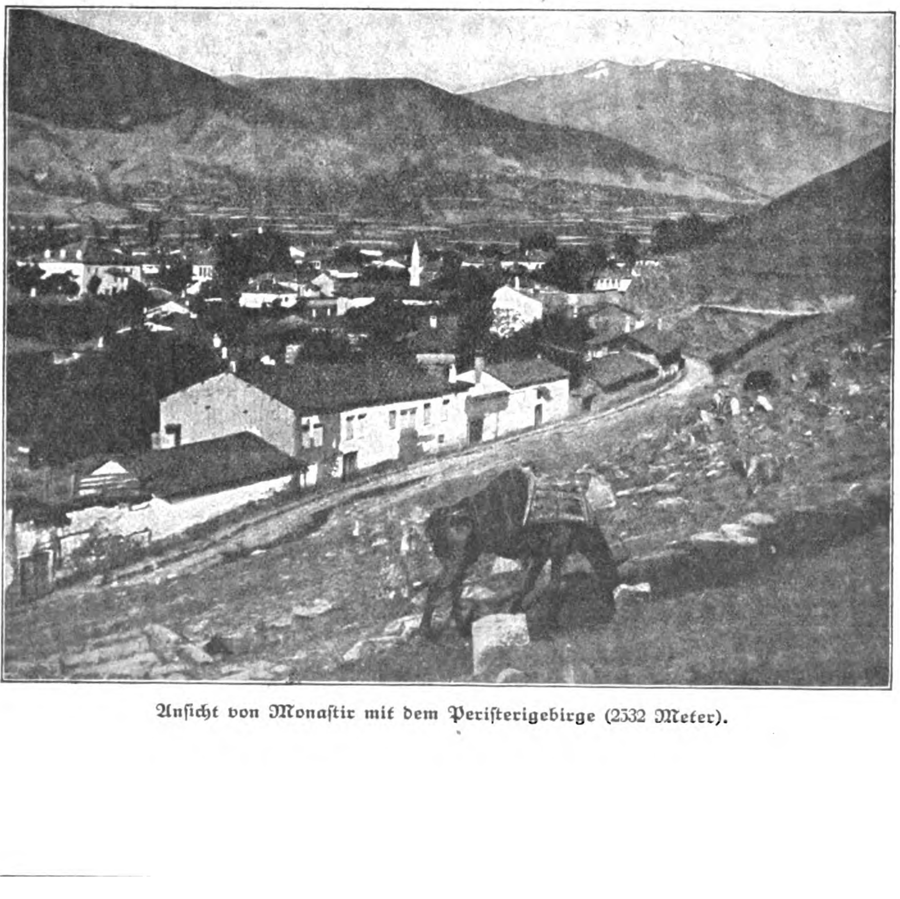
Zeit in Anspruch nehmenden Aufbau der Apparate sogleich Funkentelegramme aufnehmen und absenden können. Die tragbaren Stationen werden entweder auf Pferde verladen oder von Soldaten getragen. Letzterem Zweck dienen sogenannte Tornisterstationen, die von fünf Soldaten bequem befördert werden können.

Unentbehrlich ist die drahtlose Telegraphie zur Verbindung der Luftfahrzeuge aller Art mit ihren Stützpunkten. Sie dient auch hier zur Erstattung von Meldungen, zum Beispiel über das etwaige Erkundungsergebnis, sowie zur Erteilung der für die Luftfahrzeuge bestimmten Befehle. Den kühnen Luftfahrern leistet die Funkentelegraphie insofern noch besondere Dienste, als sie ihnen die Möglichkeit bietet, sich durch Rückfragen bei festen Stationen über Wind- und Wetteraussichten zu unterrichten und bei verlorengegangener Richtung sich wieder zurechtzufinden.

Besonders wichtig ist die Funkentelegraphie auch für die Artillerie, indem sie die Verbindung zwischen einem Beobachtungsflugzeug und der Batterie herstellt, für die der Flieger die Lage und Wirkung der Schüsse beobachtet.

Bei Luftangriffen stellt die Funkentelegraphie die einzige Möglichkeit dar, die Verbindung der Luftfahrzeuge (siehe auch das Bild Seite 364 oben) mit ihren Stützpunkten aufrecht zu erhalten, so daß sie rechtzeitig Hilfe erbitten oder wichtige Wahrnehmungen melden können. — Für die Kriegsmarine, die früher ausschließlich auf optische oder akustische Zeichen im Verkehr von Schiff zu Schiff angewiesen war, bedeutet die Funkentelegraphie schon deshalb einen großen Fortschritt, weil die drahtlosen Signale von Licht- und Wetterverhältnissen unabhängig sind und auch auf große Entfernungen mit völliger Sicherheit ankommen.

Welche großen Vorteile mit dem dadurch gesicherten Meldungs- und Befehlsempfang zum Beispiel im Falle einer Seeschlacht verbunden sind,



Ansicht von Monastir mit dem Peristerigebirge (2532 Meter).

Angriff deutscher und bulgarischer Truppen auf befestigte Feldstellungen an der Cerna.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich-München.

liegt auf der Hand. Aber auch Schiffe, die sich, wie die unvergleichliche „Emden“ oder „Möwe“, außerhalb der Heimathäfen auf der Fahrt befinden, können mit Hilfe der Funkentelegraphie jederzeit mit den Heimatbehörden in Verbindung treten, während früher die Schiffe zu diesem Zwecke die Kabellandungspunkte anlaufen mußten, ein Verfahren, das in den erwähnten Fällen wohl unmöglich gewesen wäre.

So hat die Funkentelegraphie an den gewaltigen Waffenerfolgen des Vierbundes einen nicht zu unterschätzenden unmittelbaren Anteil.

Aber auch mittelbar, in politischer Beziehung, spielt die Funkentelegraphie eine wesentliche Rolle während des Weltkrieges, namentlich vom Standpunkt der Mittelmächte, die ohne sie vom Nachrichtenverkehr mit der Außenwelt so gut wie abgeschnitten wären. Zum größten Ärger der Feinde ist es Deutschland gelungen, nachdem infolge der Zerstörung seiner Kabel der überseeische Drahtverkehr völlig unterbrochen war, den drahtlosen Verkehr mit Amerika so leistungsfähig zu gestalten, daß er den Haupterfordernissen genügt. Für diesen Verkehr stehen zwei Wege zur Verfügung, nämlich die Verbindung Nauen—Sayville (Long Island) und die Verbindung Eilvese (Hannover)—Tuckerton (New Jersey). Beide Verbindungen waren erst kurze Zeit vor Beginn des Krieges in Betrieb genommen und damals keineswegs sehr leistungsfähig, sind aber inzwischen in weitestem Maß ausgebaut und vervollkommnet worden. Auf dem Wege Nauen—Sayville steht Deutschland außerdem über Sayville—Cartagena (Kolumbien) mit Südamerika in Verbindung. Auch mit den übrigen neutralen sowie mit den verbündeten Ländern steht Deutschland in funkentelegraphischer Verbindung; doch bleiben die Einzelheiten während des Krieges aus naheliegenden Gründen besser unerörtert.

Das Bild wäre unvollkommen, wollten wir der Funkentelegraphie der Feinde nicht wenigstens mit ein paar Worten gedenken. Auch sie haben umfangreiche Einrichtungen für die drahtlose Telegraphie des Heeres und der Flotte getroffen, die in ihren Grundzügen von den deutschen nicht wesentlich abweichen. Bemerkenswert ist aber, mit welcher Hast sie bemüht sind, ihr Außennetz für den Funkspruchverkehr zu einem Weltnetz, natürlich unter Ausschluß Deutschlands, auszubauen. Die Mittelpunkte dieses funkentelegraphischen Lügenfeldzuges sind: Poldhu in England, der Eiffelturm in Paris, die Großstation Coltano (bei Pisa) in Italien, eine während des Krieges neu errichtete Funkspruchstation bei Sankt Petersburg und die gleichfalls erst während des Krieges fertiggestellte Station in Funabashi (Japan).

Besonders England ist eifrig bestrebt, sein Funkspruchnetz auszubauen, um auch auf diesem Wege seine Verbündeten nach Möglichkeit gängeln zu können. Es hat seine Verbindungen derartig vervollständigt, daß es zum Beispiel mit Japan auf drei Wegen verkehren kann: über die Vereinigten Staaten, über Rußland und über das Mittelmeer und Ostindien.

Aber auch auf diesem Gebiet braucht Deutschland über die gewaltigen Ab- und Einschnürungsbestrebungen der Feinde nicht zu erschrecken. Es hat im Gegenteil infolge der gebietenden Notwendigkeiten des Krieges auch hierin wesentlich zugelernt, zweifellos mehr, als den Feinden lieb ist. Wenn man daher behaupten hört, der Weltkrieg habe Europa um ein Jahrhundert in der Entwicklung zurückgebracht, so trifft das nur sehr bedingt zu. In der Technik zumindest hat Deutschland im bisherigen Kriegsverlauf so große Fortschritte gemacht, wie sonst kaum in Jahrzehnten. Ganz besonders gilt das auch von der Funkentelegraphie, die bei uns durch den Weltkrieg eine beispiellose Förderung erfahren hat.

Der Sturmangriff bei Zillebeke.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Über diese glänzende Waffentat württembergischer Truppen südöstlich von Ypern geben wir hier die nachstehende packende Schilderung aus der Feder eines Vizefeldwebels der Reserve wieder. — Ein Bravo diesen tapferen Helden!

Am 7. Juni 1916.

Die Ereignisse der letzten Tage waren das Schlimmste, was ich bisher in den vierzehn Monaten, die ich nun schon draußen bin, erlebt habe. Doch tröstet uns das Bewußtsein,

daß unser Angriff von Erfolg gekrönt war. Schon vom ersten Tage an, den wir wieder hier waren, wußten wir, daß wir in nächster Zeit würden stürmen müssen. Uns gegenüber bei den Engländern lag die zweite kanadische Division, der es ja entsetzlich schlimm gegangen sein muß. Von denen wird wohl fast gar nichts mehr übrig sein.

Der Tag des Sturmes wurde auf den 2. Juni festgesetzt. Wir rückten also am 1. Juni abends in Stellung. In den vorhergehenden Nächten war dadurch, daß man unsere Sappenköpfe miteinander verband, eine Sturmstellung geschaffen worden. Von unserem Regiment waren Sturmtrupp die 5., 8., 9., 10. und 12. Kompanie, die anderen Reserve. Ich stürmte am linken Flügel des Regiments und hatte links Anschluß an das Regiment... Rechts von uns stürmte Regiment...

Am 2. Juni vormittags zehn Uhr dreißig Minuten setzte das deutsche Trommelfeuer ein, das sich schnell, aber ganz besonders in der letzten Stunde, zu einer ganz unerhörten Heftigkeit steigerte. Erst während des Trommelfeuers wurde bekannt gegeben, daß um drei Uhr sieben Minuten der Sturm beginnen sollte. Die Engländer, die natürlich das Feuer auch erwiderten, brachten uns fast gar keine Verluste bei. Wir stürmten nachher in drei Sturmwellen, denen eine schwache Vorwelle vorausging. Ich stürmte bei dem dritten Zuge in erster Sturmwelle. Sturmanzug war: Umgeschnallt, Mütze, Sturmgepäck, möglichst viele

g des Höhen-
ich von Zille-
und der Da-
en englischen
rch württem-
imenter am
1916.

alzeichnung auf
tes eines Mit-
Anton Hoffmann.

Handgranaten. Kaum war die Vorwelle raus aus dem Graben, da bestiegen wir die Sturmleitern und folgten ihr als erste Sturmwelle auf knapp zwanzig Schritt. Anfangs schoß noch ein englisches Maschinengewehr, das unversehrt geblieben war, doch nach kurzer Zeit verstummte auch dieses.

Um so kräftiger setzte jetzt dafür die englische Artillerie mit ihrem Sperrfeuer ein und überschüttete uns mit einem Hagel von Granaten und schweren Schrapnellen. Ein Höllenlärm, in dem man an nichts mehr dachte als an das eine: möglichst rasch vorwärts und raus aus diesem Geschoßregen! Wir stürmten durch das hohe Gras hindurch von Granattrichter zu Granattrichter, immer wieder, wenn auch nur für Sekunden, spärliche Deckung suchend.

Da, endlich am englischen Drahtverhau. Schnell ging es hindurch, denn unsere Artillerie hatte ihn übel zugerichtet. Nun rein in den nächsten englischen Graben, der furchtbar verwüstet war! Nur Sekunden hielten wir uns hier auf, um uns zu überzeugen, daß kein Engländer in diesem Graben mehr am Leben war. Denn hier saßen wir, das wußte jeder, auf dem Pulverfaß. Nur jetzt nicht in die Luft fliegen! Währenddessen schnitten unsere Pioniere in eiliger Hast Kupferdraht auf Kupferdraht durch.

Wir stürmten weiter durch den Wald. Unsere Aufgabe war es, an der Stelle zu stürmen, wo die Engländer die meisten Gräben hintereinander hatten, nämlich vier an der Zahl, ungerechnet die zahlreichen Lauf- und Verbindungsgräben. Erst dann hatten wir die „eiserne Linie" erreicht. Nach Möglichkeit aber sollten wir die nächste Höhe noch stürmen und damit die „goldene Linie" gewinnen.

Wir eilen also weiter immer durch Drahtrollen, unzählige Male stürzend. Doch ohne jede Pause geht es weiter. Hier sind noch verhältnismäßig heile Unterstände, doch scheinen sie verlassen zu sein. Da tönt uns lebhaftes Maschinengewehr- und Infanteriefeuer entgegen. Es stockt einen Augenblick. Der Anschluß ist nicht mehr ganz vorhanden, doch wissen wir, daß hinter uns Reserven kommen, die die Lücke ausfüllen. Jetzt im Feuer Anschluß suchen, wäre Wahnsinn, ein Verbrechen an den Leuten. Also nur weiter vorwärts, die Engländer werden schon auskratzen!

Jetzt verstummt auch das feindliche Feuer wieder mit Ausnahme der Artillerie, denn die deutsche Artillerie hat die Maschinengewehre und Schützen erreicht. Sie scheinen also abzubauen, obwohl man sie in dem hohen Grase nicht sieht. Da der Anschluß immer noch nicht da ist, müssen wir uns schnell orientieren. Wir sehen in einer Entfernung von etwa 300 Meter eine Höhe. Das wird unsere „goldene Linie" sein. Also Richtung die Höhe marsch, marsch! Wieder stürzen wir vor und fallen schon in den dritten englischen Graben, der noch verhältnismäßig gut erhalten ist. Doch kein Mensch ist mehr drin, alles geflohen. Rasch rauf auf die Höhe, die nicht mehr besetzt ist. Fünf oder sechs Leute springen mit mir zugleich auf die Höhe. Vor uns liegt eine Wiese. 200 Meter vor uns springen die Engländer in regelloser Flucht zurück. Unsere Artillerie schießt vorzüglich.

Da sehe ich vielleicht 60 Meter halbrechts vor mir einen einzelnen Engländer. Er kniet hinter einem Busch und schießt rücklings in die deutschen Kameraden mit einer Pistole, also scheinbar ein Offizier. Er springt zurück und schießt wieder. Schade, daß wir ihn mit der Handgranate nicht erreichen können. Jetzt springen wir rechts der eben genommenen Höhe entlang in den Wald. Nun sind wir vor dem vierten englischen Graben. Der Anschluß ist inzwischen wieder hergestellt.

Gerade will ich in den Graben hineinspringen, als ich einen schwer verwundeten Engländer unter mir erblicke. Über ihn gebückt ist ein scheinbar unverwundeter Feind. Ich will ihm eine Handgranate an den Schädel werfen, aber er hebt die Hände hoch. So ist sein Leben gerettet. Wie ich ihn nach seinen Landsleuten fragen will, merke ich, daß mein Schulenglisch infolge der Nervenanspannung verflogen ist. Ich bringe nur das eine Wort „Kameraden" heraus. Da deutet er mit angstvollem Gesicht auf den nächsten Unterstand, aus dem zugleich schon vier Engländer herauskriechen. Ich sehe jetzt in den Unterstand von oben hinein. Es liegt nur noch ein Toter drin. Jetzt fordere ich die Engländer auf, aus dem Graben, in den ich immer noch nicht hineingesprungen bin, herauszukommen. Sie wollen sich aber von dem unter ihnen befindlichen Schwerverwundeten nicht trennen. Da die anderen deutschen Kameraden schon wieder weiter vorgestürmt sind, bin ich allein und kann daher hinter meinem Rücken nicht soviel kampffähige Feinde lassen. Ich drohe mit der Handgranate. Da heben sie alle

nochmals die Hände hoch. Nun helfe ich einem nach dem anderen aus dem Graben heraus. Ich muß jedem einzelnen dabei die Hand geben und ihn herausziehen. Ich gebe den Engländern noch die Richtung an, in der sie zurückzugehen haben. Unsere Reserven sind schon in Sicht.

Nun geht es wieder weiter vor im Laufgraben, in dem ich meinen Kompanieführer treffe. Mit Hilfe seiner Karte und meines Kompasses stellen wir fest, daß wir die „goldene Linie" erreicht haben. Der Angriff ist zu Ende. In 50 Minuten haben wir die ganze Grabenstellung der Engländer genommen und den wichtigen Höhenrücken bei Zillebeke, südöstlich Ypern, erobert. In einem Anlauf ohne jede größere Pause haben wir die feindlichen Verteidigungsstellungen überrannt und die Engländer vollkommen geschlagen! In regelloser Flucht eilten sie davon und kamen dabei in das wirksamste Feuer besonders unserer Artillerie. Sie haben ungeheure Verluste erlitten.

Ganz an unserem rechten Flügel, wo die Fühlung mit Regiment ... verloren gegangen, war die Geschichte noch etwas gefährlich. Denn hier saß uns im Rücken noch ein Zug Engländer mit einem unversehrten Maschinengewehr. Hatte uns bisher der Sturm verhältnismäßig wenig Opfer gekostet, so fing jetzt der verlustreiche Teil an. Sowie einer von uns sich blicken ließ, schossen sie und trafen gut. Vier Leutnante und viele Kameraden sind hier gefallen. Wo die Engländer steckten, konnten wir nicht feststellen. So wurde hier freiwillig ein Teil des englischen Laufgrabens von uns aufgegeben und die Linie etwas zurückgebogen, ohne daß auch nur eine einzige von den eroberten Stellungen dadurch gefährdet ist.

Allmählich war nun der Anschluß überall vorhanden, und es ging ans Eingraben. Teilweise wurden die alten englischen Laufgräben benutzt, teilweise ein ganz neuer Graben in fieberhafter Hast ausgehoben. Das Stück Laufgraben, aus dem wir uns zurückgezogen hatten, ließ sich schnell abdämmen. An dieser Stelle haben wir auch eine unversehrte Batterie mit Munition erbeutet. Auch mehrere noch geladene Minenwerfer sind uns in die Hände gefallen, außerdem an 400 bis 600 Gefangene, darunter ein englischer General.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Moderne Schutzwaffen: Die Stahlweste eines englischen Hauptmanns, die ihn vor dem sicheren Tode rettete.

Nun ging ich an den Abschnitt, den man unserer Kompanie zum Eingraben zugewiesen hatte. Es war schon alles an der Arbeit. Ich hörte, daß unsere beiden Offiziere verwundet worden seien. Wir bekamen daher einen anderen, mir schon bekannten Kompanieführer. Es war gegen zehn Uhr abends. Die Posten hatten scharf zu beobachten.

Da wird dicht rechts von uns ein roter Doppelstern aus einer Leuchtpistole hoch in die Luft abgeschossen. An der ganzen neu gewonnenen Front steigen rote Leuchtkugeln hoch. Das bedeutet: „Feindlicher Angriff". Sofort jagen unsere Geschütze aus den Rohren raus, was das Zeug hält. Ein vorzügliches Sperrfeuer! Da kann kein Mensch durch. Was schon näher heran ist, das nehmen unsere Maschinengewehre und die Infanterie aufs Korn. Unaufhörlich steigen Leuchtkugeln auf zum Himmel ... Nach zwei Stunden war der Angriff abgeschlagen. Nun setzt die feindliche Artillerie mit Trommelfeuer auf unsere neuen Gräben ein, wo wir noch keine Unterstände haben. Unter starken Verlusten halten wir aus ohne jede weitere Deckung als den Graben. Ein einziger Blindgänger einer schweren englischen Granate hat in meiner Nähe drei Mann getötet, den vierten zum Krüppel gemacht. Da flaut das Feuer ab.

Wieder rote Leuchtkugeln — ein zweiter Angriff. Man atmet auf, denn das ist zehnmal besser als Artilleriefeuer. Schon nach etwa drei Viertelstunden ist der Angriff abgewiesen. Wieder trommeln die Engländer, ich möchte sagen, fast noch toller als vorher. Dann folgt der dritte Angriff, der bis zum Morgendämmern dauert. Auch dieser hat keinen Erfolg. Gott sei Dank ist die Nacht vorbei. Kein Mensch hat natürlich ein Auge zu tun können.

Da kommt der Befehl, daß das Regiment ... sich wegen zu großer Verluste im Artilleriefeuer zurückzieht. Jetzt haben wir im Artilleriefeuer standgehalten, drei Angriffe in einer Nacht abgewiesen und sollen zurück! Das war furchtbar. Langsam gehen wir im Nebel, unbehelligt vom Feinde, zurück. Wir sollen bis in die zweite frühere englische Stellung. Doch der rechte Flügel unseres Regiments bleibt. Das hilft. Kehrt marsch in unseren ersten mit soviel Opfern gehaltenen Graben! Regiment ... geht auch wieder vor. Wir waren nur etwa eine halbe Stunde raus. Zum Glück hatten es die Engländer nicht bemerkt, und wir konnten den Graben ohne weiteres wieder besetzen. Posten werden ausgestellt. Wer schlafen kann, der schläft. Ich kann es nicht. Dem Kompanieführer, den wir am Abend vorher erst bekommen haben, ist durch eine Granate das rechte Bein abgeschlagen worden. Er stirbt auf dem Transport in einer Zeltbahn. Auch ist der Zugführer vom dritten Zug, ein Vizefeldwebel, gefallen. Am Tage vor dem Sturm hat er das Eiserne Kreuz bekommen. Es ist jetzt verhältnismäßig ruhig. Wir holen uns aus den Schützengräben der Kanadier Fleischbüchsen, aus Chikago stammend.

Gegen halb ein Uhr mittags greifen die Engländer wiederum an. Wir gehen rauf auf die Deckung, da wir im Graben nicht so gut schießen können. Jede Charge greift sich ein Gewehr und schießt, was das Zeug hält. Da kamen englische Reserven, ganze Kolonnen im Laufschritt. Unsere Artillerie schießt mitten hinein. Sie schwärmen auseinander, Artillerie, Maschinengewehre und Infanterie, eine Waffe immer besser als die andere. Aber nicht einmal zum Nahkampf kommt es. Mit blutigen Köpfen werden sie heimgeschickt. Im Zurückfluten erleiden sie durch unsere Artillerie vernichtende Verluste.

Der Nachmittag ist wieder ruhiger. Endlich kommt auch Wasser in die vordere Stellung, für die Kompanie zehn Weinflaschen voll Wasser, drei oder vier Mann je eine Flasche. Denn mehr Leute haben wir bis jetzt noch nicht zusammen. Etwas später zählen wir mit Gruppenführern 48 Mann der 12. Kompanie. Zwei Züge werden eingeteilt, von denen ich den einen übernehme. Einen neuen Leutnant haben wir inzwischen auch wieder bekommen. In der nun folgenden Nacht weisen wir — es sind immer noch die Sturmtruppen, die noch kein Essen aus der Küche bekommen haben — abermals zwei englische Angriffe ab. Zwischen den beiden Angriffen habe ich zum erstenmal wieder der anderthalb Stunden im Sitzen geschlafen.

Am nächsten Tage, dem 4. Juni, ist zeitweise heftiges Artilleriefeuer. Zweimal bekommen wir nun auch schon warmen Kaffee, doch immer noch kein Essen. Abends gegen halb zehn Uhr weisen wir die Engländer zum siebten Male ab, ebenso schnell wie vorher. Dann wurden wir abgelöst. Wir haben jetzt wieder 90 Mann beieinander. Mit etwa 190 Mann sind wir ausgerückt. 25 Tote, 43 Verwundete, der Rest vermißt, teils tot, teils verwundet, teils werden sie sich noch einfinden.

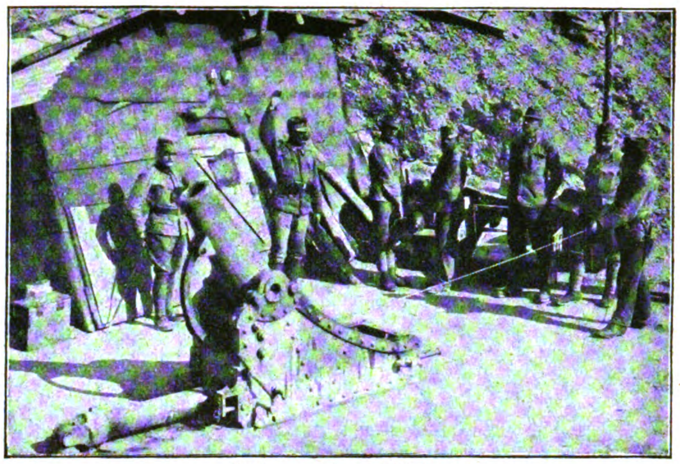
Der weiße Krieg.

Von Kriegsberichterstatter Carl Graf Scapinelli.

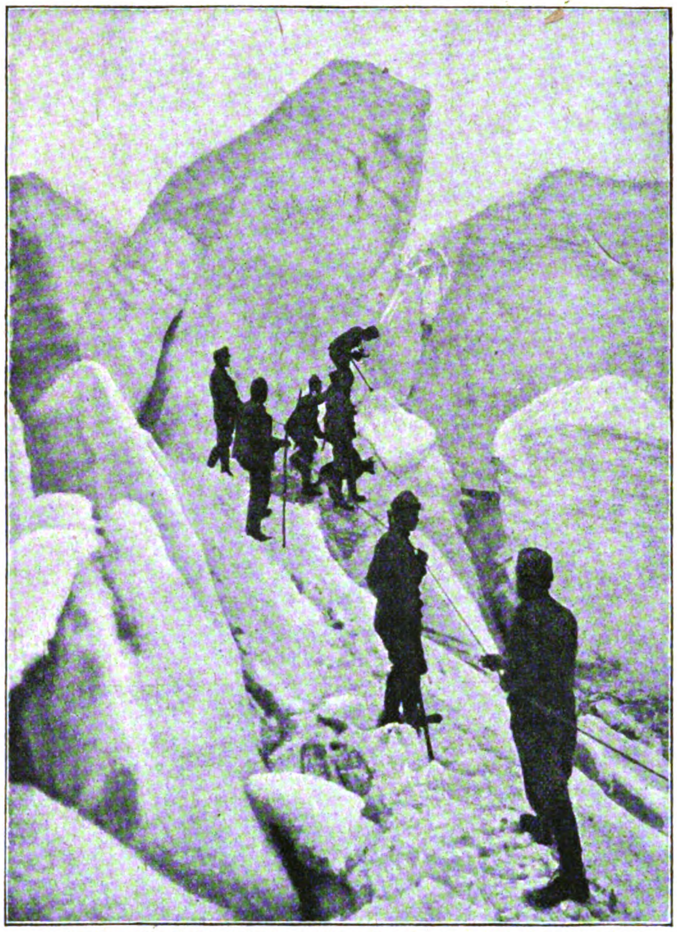
(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

Mit Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges im Mai 1915 ist, obwohl der Weltbrand schon Monate entfacht war, eine neue Art blutigen Kampfes aufgetaucht, der Kampf in Eis und Schnee. Aus der Ebene, aus dem Hügelland war der Krieg in die höchsten Gebiete getragen, die ein Menschenfuß sonst nur unter den günstigsten Witterungsverhältnissen im Sommer betrat. Was als Höchst-

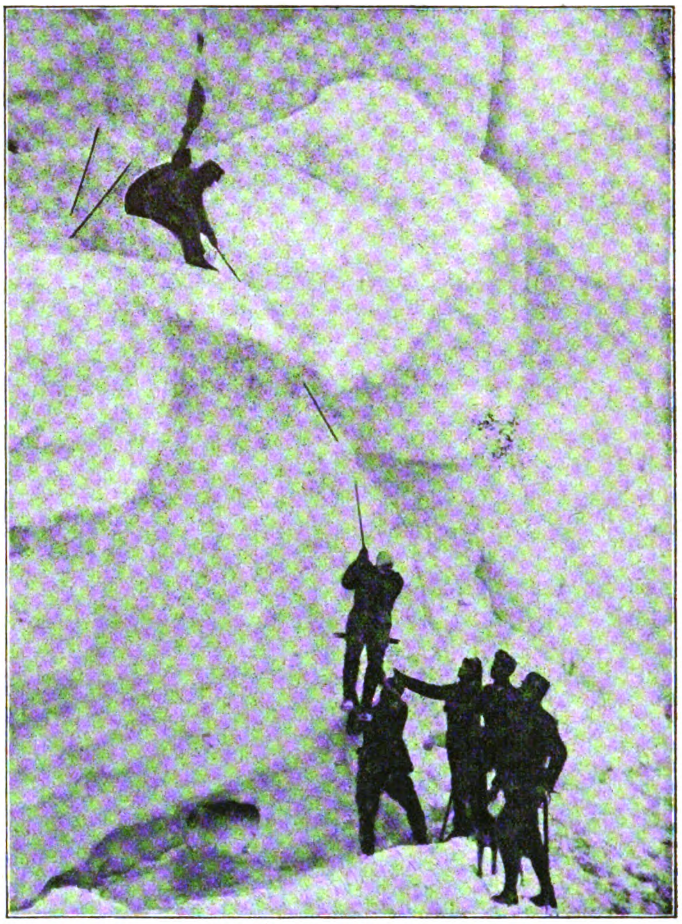
Beförderung eines Geschützes über die Ferner.



Abfeuern eines Mörsers.



Patrouille sucht sich ihren Weg durch einen Gletscherbruch.



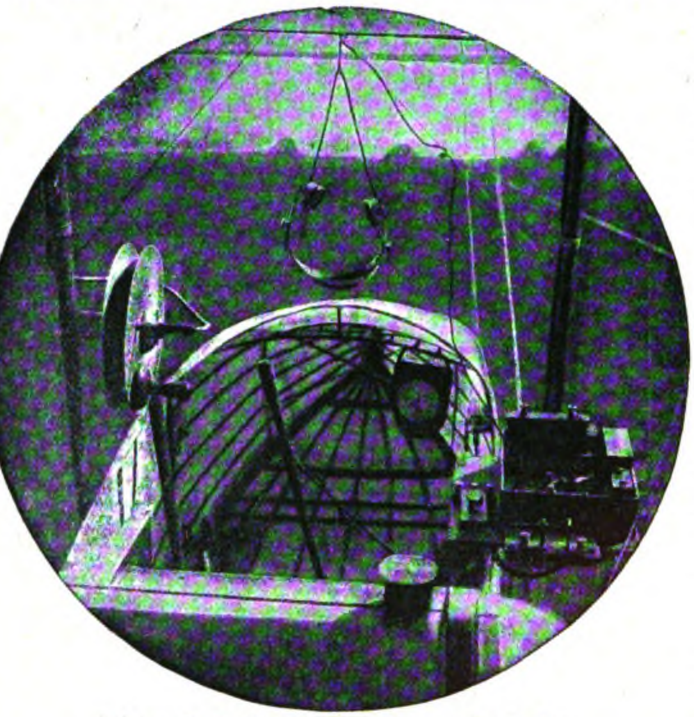
Abseilen eines Verwundeten.

Beförderung von Holz durch Hunde.

Verwundetentransport vom Gletscher.

Aus dem Gletschergebiet des Ortlers in Südtirol.

Nach Aufnahmen von Wilhelm Müller, Bozen.



Telegraphenstation auf einem Farman-Zweidecker.

leistung touristischen Könnens galt, ward, verschärft durch die Kriegsgefahr, zum Alltagswerk der an der Tiroler Front kämpfenden Soldaten. Drüben bei den Feinden die Alpini, hier bei den Freunden der Landesschütz und der Standschütz, sie begannen gleich den Kampf in den ersten Stunden auf den hohen Pässen zwischen ewigem Eis und Schnee.

Zum äußersten Eckpunkt des Kampfes ward das Ortlergebiet, wo die Dreisprachenspitze Italien, Schweiz und Tirol zusammenführt. Hier, wo die riesigen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergmassen in den Himmel ragen, tobte gleich in den ersten Tagen der Kampf, und er ist noch immer nicht erloschen. Der Scorluzzo ist den Italienern abgenommen, und vor dem Stilfser Joch halten die braven Truppen der Österreicher und Ungarn ihre Gräben auf feindlichem Gebiet. Seit dem ersten Kriegsommer nahmen die Kämpfe an Ausdehnung zu, und auch im Sommer 1916 ward wieder vom Feinde versucht, auf irgendwelchen schmalen, unsichtbaren Gratpfaden die Ortlergruppe zu umgehen und so den Österreichern und Ungarn in den Rücken zu fallen. Immer fand der Feind wachsame Gegner, die ihn nirgends auf den Schleichpfaden über Eis und Schnee vorließen, die Bergwacht Tirols vertrieb jeden, der sich vorwagte.

Oben auf den Hochstellungen hat man bis auf eine Höhe von 3200 Metern Geschütze hinaufgebracht und so den Feind und seine Maßnahmen ein für allemal überhöht. Mit welchen Schwierigkeiten dies bewerkstelligt werden mußte, davon hat nur der eine Ahnung, der die weite Strecke auf dünnem Pfad durch Schnee über Gletscher selbst gegangen ist.

Der weiße Krieg dort oben fordert nicht nur Muskeln von Stahl, sondern auch Nerven von Eisen! Rauh und eisig pfeift der Wind auch im Sommer dort, in Schneeburgen, in elenden, aber immer besser ausgebauten Hütten heißt es dort hausen, und wer die Höhenluft nicht gewohnt ist, der kann des Nachts wegen der Dünne der Luft nicht schlafen.

Weiß, weiß ringsum, weiß das Schlachtfeld, weiß die Fernen, weiß auch die Mäntel der Soldaten, damit sie vom Schnee nicht abstechen. Längst ist man über die Baumgrenze hinausgestiegen, und nirgends mehr ist unter der ewigen Schneedecke Holz zu finden. Da heißt es jedes Stück Brennholz die Höhen hinaufbringen, und dazu ist der Hund, der weiter als das Pferd steigen kann, das geeignetste Zugtier.

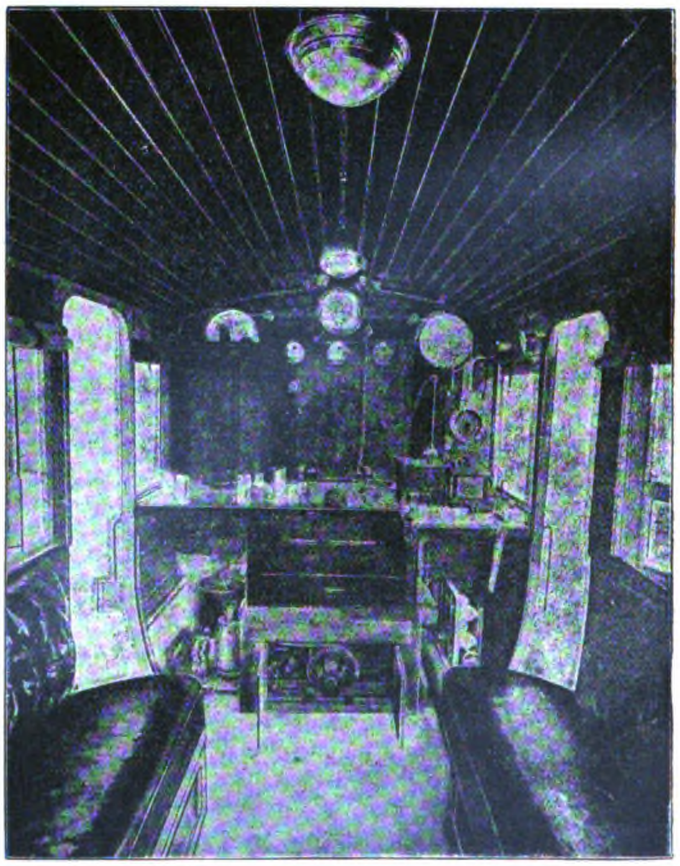
Hat man einmal Geschütze in der Höhe, dann müssen auch sie eingebaut werden, dann müssen auch ihre Bedienungsmannschaften Unterkunft finden. Aus gedeckten Stellungen heraus tönt dann der Gang der Mörser über die Höhen hinweg, donnernd rollt ihr Schall durch die Zinnen der Bergtürme, die in ewigem Weiß da zum Himmel streben, und zischend fährt das Geschoß irgendwo hinein ins feindliche Lager, in die Gräben, in denen die Truppen hausen. Hei, wie die auseinander stieben! — Man kann in der Klarheit des Hochgebirges oft meilenweit solche Ereignisse beobachten.

Aber nicht nur der Kampf und die Wacht von festen Stellungen aus ist hier an der Tagesordnung, sondern vor allem der Patrouillengang, der wachsam die uneingesehenen Gebirgspartien, die tiefen Schluchten, die hohen Firne absucht nach dem Feind. Denn ein fortlaufendes Grabensystem wie in der Ebene läßt sich hier natürlich nicht durchführen, und so ist eine Hauptarbeit der Truppen der Patrouillengang durch die Spalten und über die Höhen von Eis und Schnee.

Versehen mit dem Rüstzeug des Alpinisten und mit dem des Soldaten ziehen die paar Mann aus. Ist gutes Wetter, dann können sie ihre Aufgabe in ein paar Stunden lösen, ist Schneetreiben, dann brauchen sie Tage dazu. Da muß jeder Schritt vorwärts erkämpft werden, da muß jeder Schritt aufwärts erst durch eine Stufe im Eis ermöglicht werden. Die besten Tiroler Bergführer sind hier die einzig brauchbaren Soldaten. Denn jeder Gang ist eine alpine Höchstleistung.

Und neben den Gefahren der Berge warten ihrer die Gefahren des Krieges. Der Feind wacht und lauert. Trotzdem müssen die Telephon- und Telegraphenleitungen gelegt und instand gehalten werden, trotzdem muß jeder mögliche Übergang über die Gletscher bewacht sein. Mit Seilen und Pickeln geht es über die Grate dahin, und den Weg, den die Gesunden nur mit Mühe machen, müssen auch die Kranken und Verwundeten zurücklegen. Mit der Kameraden werktätiger Hilfe schafft man sie von den Höhen ins Tal. An Seilen, in Tragbahren, oft vier einen Verwundeten schleppend, so bringt man sie in die Lazarette.

Ein harter Krieg, aber doch einer, von dem keiner dieser Tiroler abgelöst werden möchte. Er weiß, es geht um seine Heimat, um die Heimat, in der er sich allein wohl fühlt. Denn auch im Kriege, mitten in der Gefahr, offenbart sie ihm ihre Schönheit und Majestät, die er überall in der Fremde vermißt. — Auf hohen Bergen Wacht halten, heißt ins Tal sehen, und das allein gibt dem Tiroler Kraft und Ausdauer. Viele von Nord und Süd kennen die schönen Gegenden in Südtirol; auch für alle, die aus der Fremde kamen und sie lieben lernten, hüten die Landesschützen und die Standschützen diese herrlichen Berge. Die Majestät des deutschen Hochgebirges vor dem Feinde bewahren, ist nicht nur Heimatdienst, es ist für den Tiroler nicht nur Kaiserdienst, es ist ihm in gewissem Sinne Gottesdienst.



Automobilstation (Innenansicht).

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Im Kriege gegen **Frankreich** tobte die Sommeschlacht weiter. Obwohl Deutschlands verbündete Feinde im Verhältnis zu all ihren unerhörten Opfern verschwindend kleine Fortschritte gemacht hatten, steigerten sie ihre Anstrengungen wenn möglich zu noch größerer Heftigkeit auf einer bis auf 50 Kilometer verbreiterten Front, stießen aber auf einen ebenfalls noch vermehrten Widerstand. Die deutsche Heeresleitung war namentlich für Verstärkung der Artillerie besorgt gewesen, so daß diese der gegnerischen nicht mehr viel nachgab.

Eine neue große Angriffsfolge wurde durch wütende Nachtangriffe aus dem Raume Morval—Bouchavesnes am 9./10. Oktober eingeleitet, die den Feind westlich Sailly schließlich in die ersten deutschen Gräben führten, während er fast auf der ganzen übrigen Front unter schweren Verlusten zurückflutete. — Südlich der Somme gingen die Deutschen nach verheerendem Trommelfeuer und dem darauf folgenden Sturme einer großen Übermacht bei Vermandovillers, wo ihre Linie stark nach Westen vorsprang, in eine vorbereitete, weniger ausgesetzte Stellung zurück, die gegen weitere Angriffe behauptet wurde. Die beiden Gehöfte Genermont und Bovent wurden im Zusammenhang mit dieser Frontverlegung aufgegeben.

Am 11. Oktober lag auf den deutschen Linien zwischen Ancre und Somme wieder wütendes Trommelfeuer, an das sich nordöstlich Thiepval und aus der Linie Sars—Gueudecourt ein gemeinsamer englisch-französischer Angriff anschloß; auf dem englischen Frontteil führte er aber nicht einmal über das mächtige deutsche Sperrfeuer hinaus. Schwere Sturmangriffe erfolgten am Abend des 11. wieder aus der Linie Morval—Bouchavesnes. Sie währten die ganze Nacht hindurch bis zum anderen Morgen und richteten sich vor allem gegen die Stellungen des Infanterieregiments Nr. 68 und des Reserveinfanterieregiments Nr. 76, die die Franzosen nicht weniger als sechsmal bestürmten. Alle noch so verlustreichen Anstrengungen des Gegners blieben aber vergeblich. Auf dem südlichen Sommeufer wurde am 11. Oktober namentlich zwischen Genermont und Chaulnes gekämpft, wohl am erbittertsten um die Zuckerfabrik von Genermont, die nach mehrfachem Wechsel im Besitz der Deutschen verblieb. Auch das Dorf Ablaincourt wußten sie gegen mehrere starke Angriffe fest zu behaupten.

Der 12. Oktober brachte noch ein erhebliches Anschwellen der Kämpfe. Offenbar glaubten die verbündeten Feinde mehr denn je zuvor an die Möglichkeit eines Durchbruchs auf Bapaume (siehe Bild Seite 367 unten) und Peronne. Die Hauptwucht ihrer mit stärksten Kräften unternommenen Angriffe richteten sie gegen die Front von Courcelette bis zum Walde St. Pierre Vaast. Es gelang ihnen auch, vorübergehend in Teile der deutschen Linien einzudringen; in den sich alsdann entwickelnden heftigen Nahkämpfen blieben aber die Deutschen Sieger. Gegen Sailly setzten die Franzosen während des Tages sechs Sturmangriffe an, die sämtlich ergebnislos blieben, weshalb sich der Gegner unter dem Schutze der Nacht zu einem siebenten, die vorhergehenden an Wucht noch überbietenden Vorstoß entschloß, der indessen nur dazu beitrug, den Mißerfolg vollständiger zu machen. — Auch südlich der Somme kam es am 12. Oktober zu größeren Zusammenstößen, hauptsächlich zwischen Fresnes-Mazancourt und Chaulnes, die teilweise erst im Nahkampf ihren Abschluß fanden; so zum Beispiel an der Zuckerfabrik von Genermont, die nach heftigem Hin- und Herwogen des Kampfes wiederum von den Deutschen behauptet werden konnte.

Unter den packenden Einzelheiten, an denen dieser Kampftag reich war, verdient die glänzende Haltung tapferer brandenburgischer Truppen nordwestlich Gueudecourt rühmend hervorgehoben zu werden: als hier die Engländer in dichten Reihen anstürmten, warfen ihnen die Brandenburger, die unter dem Befehl des Kommandierenden Generals v. Lochow kämpften (siehe Bild Seite 366), stehend ihr vernichtendes Feuer entgegen.

Die Kämpfe bei Ablaincourt nahmen gleichfalls ihren Fortgang; der Hauptteil des Ortes blieb in der Hand der Deutschen, die hier am 12. Oktober eine größere Anzahl Gefangene machten und tags darauf weitere Fortschritte erzielten. Gleichzeitig gelang Teilen sächsischer Regimenter ein kühner Handstreich gegen den östlichen Teil des Amboswaldes nördlich Chaulnes: die französische Stellung wurde genommen und über 400 Mann zu Gefangenen gemacht. — Nördlich der Somme wurde der Gegner durch das genaue deutsche Sperrfeuer verhindert, seine Angriffe in der bisherigen Frontbreite zu wiederholen. Auf dem Abschnitt von der Ancre bis Morval kam es nur zu einem größeren Teilangriff bei Gueudecourt, der kräftig zurückgewiesen wurde. Französische Angriffe aus dem Raume Morval—Bouchavesnes und weiter südlich führten an zahlreichen Punkten zu schweren Nahkämpfen (siehe Bild Seite 369), in denen die Deutschen die Oberhand behielten. Am Südteil des Waldes St. Pierre Vaast setzten die deutschen Truppen erfolgreiche Gegenangriffe an, mit denen sie dem Gegner früher erzielte Vorteile wieder entrissen und ihm Gefangene sowie Maschinengewehre abnahmen. Der amtliche Tagesbericht vom 13. Oktober konnte das Füsilierregiment Nr. 36, das Infanterieregiment Nr. 48 und die Division des Generalmajors v. Dreßler und Scharfenstein wegen hervorragender Leistungen ehrenvoll erwähnen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kapitänleutnant Hans Rose,
der das deutsche Unterseeboot „U 53" aus Wilhelmshaven in 17 Tagen über den Atlantischen Ozean nach Newport auf Rhode Island (Amerika) führte, wo er am 8. Oktober 1916 ankam. Ohne Betriebstoffe oder Lebensmittel einzunehmen, verließ er den Hafen bereits nach zwei Stunden wieder und versenkte darauf eine Anzahl Handelschiffe mit Bannware (siehe Seite 372 u. folg.)

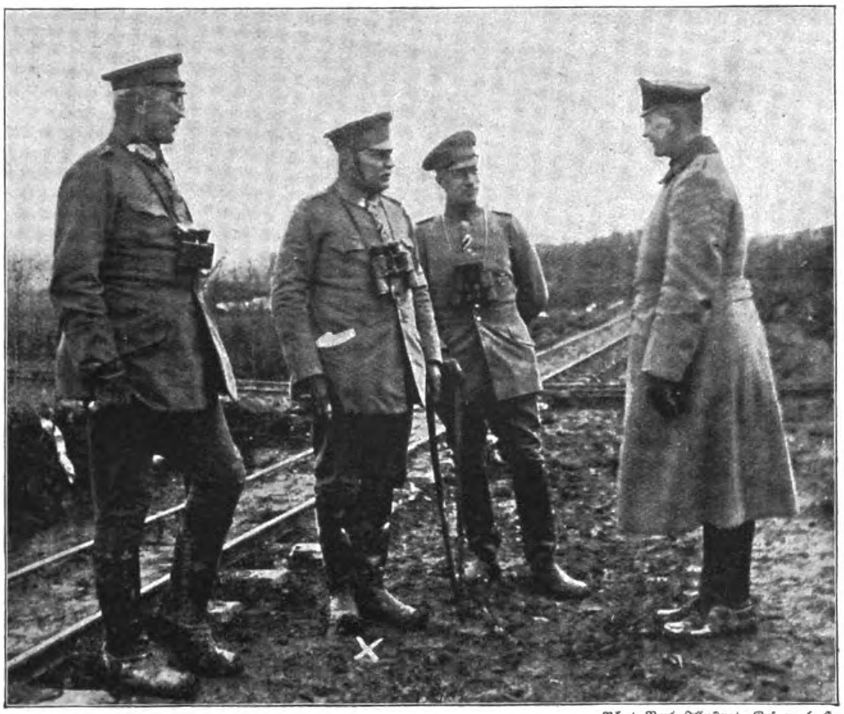
Am 14. Oktober vermochten die Franzosen in Ablaincourt, wo sie mit dem Einsatz großer Mittel Haus um Haus zu erkämpfen suchten, einige Vorteile zu erzielen; über die Straße, die das Dorf in eine nördliche und eine südliche Hälfte zerlegt, gelangten sie aber nicht hinaus, so daß der südliche Teil des Ortes in deutschem Besitz verblieb. Nördlich Ablaincourt faßte der Gegner im Dorf und in der Zuckerfabrik Genermont, die von den Deutschen mit äußerster Tapferkeit verteidigt worden war, Fuß, erzielte aber außer an den beiden genannten Stellen trotz starker Verluste nirgends zwischen Barleux und Ablaincourt irgendwelchen Fortschritt. Nördlich der Somme erreichte das Artilleriefeuer zwischen Courcelette und Rancourt seinen Höhepunkt. Die dann folgenden Sturmangriffe führten die Engländer nördlich Thiepval bis in die deutschen Linien, aus denen sie aber, von einer unbedeutenden Stelle abgesehen, im Handgemenge wieder geworfen wurden.

Nach den zumeist fruchtlosen Anstrengungen der letzten Tage ließen die feindlichen Angriffe schon am 15. Oktober

Amerikan. Copyright 1917 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

merklich nach. Doch war auch dieser Tag nicht frei von größeren Kampfhandlungen. Bei Gueudecourt setzten die Engländer einen Vorstoß an; er führte sie zwar in den vordersten deutschen Graben, einem kräftigen Gegenangriff mußten sie aber sehr bald wieder weichen. Die Franzosen griffen am 15. morgens sowohl wie abends die deutschen Stellungen westlich Sailly erfolglos an. Der 16. Oktober zeigte ein weiteres Abflauen der Gefechtstätigkeit; nur die beiderseitige Artillerie kämpfte mit unverminderter Heftigkeit weiter, und zwar waren die deutschen Batterien an diesem Tage dank erfolgreicher Fliegeraufklärung unverkennbar im Vorteil. Bei Gueudecourt brachen starke Angriffe, die von den Engländern trotz aller Mißerfolge mit ungeschwächtem Mut unternommen wurden, schon im deutschen Sperrfeuer zusammen. Die Franzosen dagegen gelangten bei Sailly bis zum Nahkampf, der aber zu ihren Ungunsten verlief, und im wesentlichen nicht besser erging es ihnen südlich der Somme bei Fresnes.

Die englisch-französische Führung hatte erkennen müssen, daß so wenig wie die zu Beginn der Sommeschlacht angestrebte Durchbrechung der gesamten deutschen Front ihr jetziges bescheideneres Ziel, die Gewinnung Peronnes und Bapaumes, in raschem Anlauf zu erreichen war. Sie mußte sich also zu dem Versuch bequemen, in unermüdlicher Kleinarbeit die Hindernisse, die sie von den genannten Orten noch trennten, hinwegzuräumen. Als Brennpunkte der Kämpfe ergaben sich dabei, im Norden angefangen: die Butte de Warlencourt, eine Hügelstellung nordwestlich Gueudecourt an der Straße Albert—Bapaume, der Ort Le Transloy, fast genau östlich Gueudecourt an der Straße Peronne—Bapaume, der Wald St. Pierre Vaast, südlich Sailly, westlich Combles, und die St. Quentin-Höhe, nördlich Peronne. — Mit ihren ständig fortgesetzten Angriffen auf Sailly wollten die Franzosen allmählich von Norden her an den von den Deutschen todesmutig auch im ärgsten Trommelfeuer gehaltenen Wald herankommen, nachdem sie mit Frontalstößen ihr Ziel vergeblich erstrebt hatten. Le Transloy lag an der Stelle, wo die englischen und französischen Kräfte zusammenstießen und einander in jeder Beziehung unterstützten. Die Hügelstellung von Warlencourt war einer der wichtigsten Punkte auf dem rein englischen Frontabschnitt.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Exzellenz v. Lochow (X), Kommandierender General des brandenburgischen Armeekorps im Westen.

Von hier aus bis zu dem häufig genannten Walde St. Pierre Vaast, auf einer Front von wenig mehr als 13 Kilometern, fanden nach dem Mißlingen der letzten Angriffsfolge in der zweiten Oktoberwoche täglich verzweifelte Vorstöße der verbündeten Feinde statt, bei denen sie sehr schwere Einbußen erlitten, aber nur höchst selten kleine Vorteile erlangten. Am 17. Oktober erfolgte ein gemeinsamer Angriff: seitens der Engländer von Le Sars bis Gueudecourt, der Franzosen von Lesboeufs bis Rancourt. Auf den dicht mit Sturmtruppen gefüllten Gräben der Engländer lag aber das deutsche Feuer mit solcher Wucht, daß der Angriff beiderseits von Eaucourt—l'Abbaye, dem Mittelpunkt ihrer Front, schon im Entstehen zum Scheitern gebracht wurde. Nur bei Gueudecourt gelang es ihnen, so nahe an die deutschen Truppen heranzukommen, daß sich Nahkämpfe entwickelten; doch verliefen diese für die Engländer durchaus ungünstig. Mehr Glück und Geschicklichkeit hatten die Franzosen. Sie konnten ihren Angriff wenigstens überall entwickeln, wurden aber im Nahkampf geworfen, außer bei Sailly, wo es ihnen gelang, Fuß zu fassen. Am 13. Oktober stießen die Engländer auf dem Abschnitt Le Sars—Morval schon wieder vor. Sie betätigten dabei deutlicher als sonst das ihnen eigentümliche Verfahren, einem eben abgeschlagenen Angriff unverzüglich mit frischen Kräften einen neuen folgen zu lassen, um der Verteidigung keinerlei Aufatmen zu vergönnen. Vom Morgengrauen bis zum Mittag rannten die Engländer demgemäß unaufhörlich gegen die Stellung des Gegners an. Es kam zu einer Anzahl verzweifelter Nahkämpfe, in denen die Deutschen zum Teil von vornherein die Oberhand behielten, zum Teil durch Gegenstöße die Lage wiederherstellten. — Die Franzosen machten am 18. in Sailly kleine Fortschritte, ebenso südlich der Somme bei einem in den Abendstunden zwischen Biaches und La Maisonnette angesetzten Angriff.

Hätte der Gegner, der seine geringfügigen Vorteile in seinen Berichten zu großen Siegen aufzubauschen pflegte, zugleich die Verlustziffern mitgeteilt, dann hätten diese Berichte in Frankreich und England nicht Hoffnung oder gar Siegesfreude geweckt, sondern Enttäuschung und ernste Zweifel am endlichen Erfolge. — Die Engländer hatten sich in den letzten Kämpfen auch wieder ihrer neuen Panzerwagen, der vielgerühmten Tanks, bedient, von denen drei am Abend des 18. Oktober zertrümmert vor den deutschen Linien lagen. Den geringen Geländegewinn, den die Engländer an diesem Tage in der Richtung auf die Hügelstellung von Warlencourt westlich der Straße nach Le Barque erzielt hatten, mußten sie schon am 19. gegenüber einem deutschen Gegenstoß unter großen Verlusten fast vollständig wieder herausgeben. — Teilstöße, die die Engländer am 19. Oktober abends bei Le Sars und nördlich Courcelette ansetzten, wurden glatt abgeschlagen. Im übrigen war an diesem Tage infolge regnerischen Wetters die Infanterie nur in geringem Maße tätig gewesen, während der Artilleriekampf trotz der Erschwerung der Beobachtung und des Zielens mit unverminderter Heftigkeit fortgesetzt wurde.

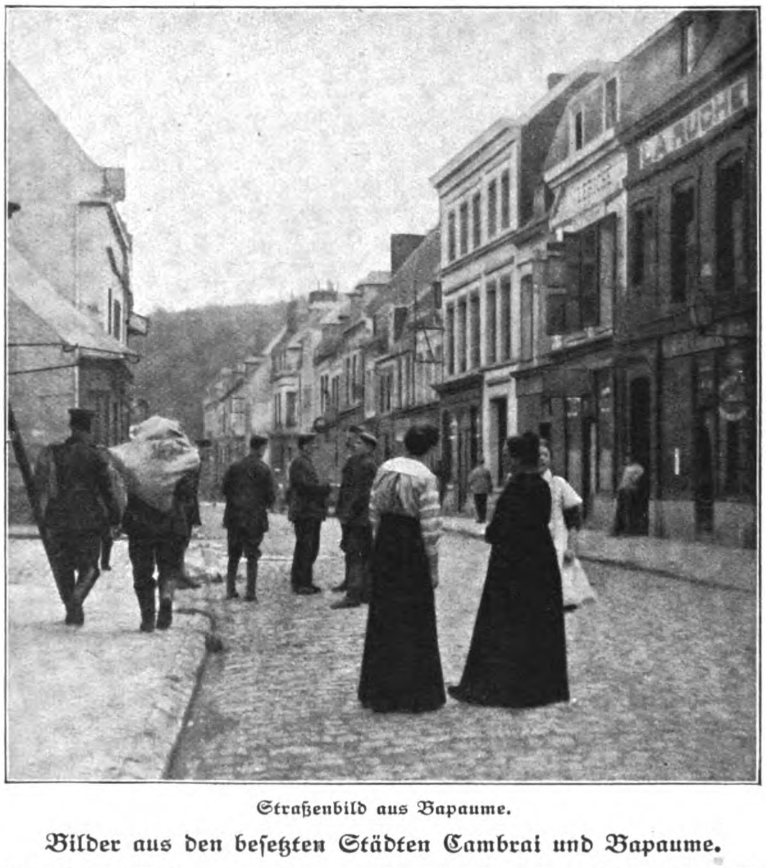
Bei der Butte de Warlencourt versagten englische Angriffe auf noch beschränkterem Raum auch am 20. Oktober; zum Teil waren sie von dem gut liegenden deutschen Wirkungsfeuer schon in der Entwicklung erstickt worden. Gleichzeitig brach ein französischer Angriff gegen den Wald St. Pierre Vaast an der Straße Rancourt—Sailly vor den deutschen Hindernissen blutig zusammen. — Auch am 21. kämpften die Franzosen bei Sailly unglücklich. Die Engländer legten an diesem Tage wieder stärkstes Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen und brachen dann von der Ancre bis Courcelette sowie beiderseits Gueudecourt in oft wiederholten Sturmangriffen vor. Dabei gewannen sie in dem erstgenannten Abschnitt durch rücksichtslosesten Menscheneinsatz in der Richtung Grandcourt—Pys etwas Gelände; bei Gueudecourt dagegen kämpften sie völlig ergebnislos. Südlich der Somme hatten sich die Franzosen eines deutschen Gegenangriffs zu erwehren, der sich gegen die einige Tage vorher verloren gegangenen Gräben zwischen Biaches und La Maisonnette richtete und die Deutschen von neuem in den Besitz ihrer früheren Stellung brachte.

Am 22. Oktober wurde zwischen Le Sars und Rancourt wieder heftig gekämpft. Das einzige Ergebnis der gegne-

Eine Infanteriekolonne überschreitet den Marktplatz in Cambrai.

rischen Anstrengungen war aber nur ein kleines deutsches Grabenstück, das die Franzosen nordwestlich Sailly mit blutigen Opfern erkauften. Die Zähigkeit, mit der sie hier vorgingen, verdiente Anerkennung. Bei ihrem dritten Ansturm an dieser Stelle gelang es einer besonders kühnen Gruppe, einige Granattrichter in aller Eile zu einer vorübergehenden Stellung einzurichten, wo sie sich behaupten zu können hofften. Es dauerte aber nicht lange, so waren sie entdeckt und mußten unter dem Feuer der deutschen Artillerie zurückgehen. — Auch die Engländer hatten an diesem Tage außerordentlich schwere Einbußen zu verzeichnen. Die Hügelstellung, gegen die sich ihr Angriff hauptsächlich richtete, war schon mit Haufen von Toten und Verwundeten bedeckt, als sie immer noch neue Sturmwellen anlaufen ließen. In tiefer Nacht noch, im grellen Schein von Hunderten von Leuchtraketen, wurde wütend weiter gerungen. —

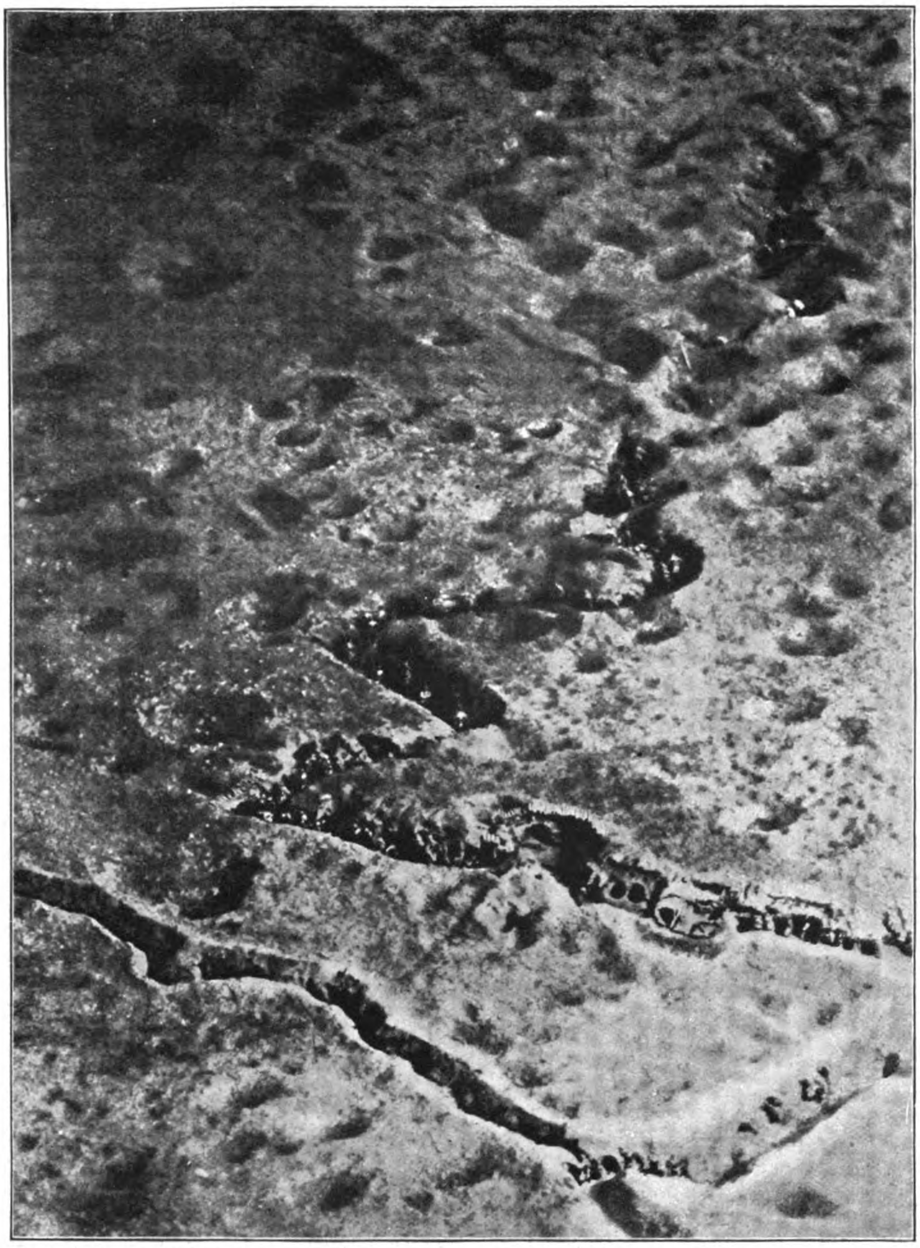
Die ganze Furchtbarkeit der Sommeschlacht und vor allem des fast unablässig wütenden Artilleriefeuers läßt ein Bericht von Ort und Stelle erkennen, der von „Morning Post" gebracht wurde und der die Kämpfe um Verdun im Vergleich mit denen an der Somme als ein bloßes Kinderspiel bezeichnet. Der Bericht, aus dem wir nachstehend einige Sätze wiedergeben, betont gleich im Anfang die Schrecken, die die tapferen deutschen Truppen in langen Monaten über sich ergehen lassen mußten: „Nie in der ganzen Kriegsgeschichte haben Soldaten ein schwereres Leben geführt als die Deutschen an der Somme. Tag und Nacht stehen sie unter einer Sintflut schwerer Granaten, deren Lärm beim Explodieren entsetzlich ist. Unaufhörlich hallen die vorgeschobenen Gräben von einem Höllenlärm wider. Wenn man sich über die betäubenden Klangwellen klar zu werden sucht, so hört man zunächst das fortwährende tiefe Rollen ferner Geschütze heraus, das wie das dumpfe Donnergrollen eines anziehenden Gewitters klingt und den nie fehlenden Unterton der fürchterlichen Artillerievorbereitung bildet. Lauter und aufdringlicher ist das ohrenzerreißende Bellen der nahen 75-mm-



Straßenbild aus Bapaume.

Bilder aus den besetzten Städten Cambrai und Bapaume.

Reges Leben herrscht in den von den deutschen Truppen besetzten Städten Nordfrankreichs, die im Mittelpunkt der gewaltigen Schlacht an der Somme liegen. Die Einwohner haben sich längst an das deutsche Militär gewöhnt und verkehren sogar freundschaftlich mit den Soldaten. Der Handel ist, so gut es geht, wieder in Fluß gebracht, und der Markt wird regelmäßig abgehalten, so daß die Hausfrauen nach wie vor ihre Einkäufe besorgen können.



Blick auf das Schlachtfeld an der Somme von einem Flugzeuge in 200 Metern Höhe aus während des Kampfes um Vermandovillers am 17. September 1916.

Die völlig zusammengeschossenen Schützengräben und vielen Granatlöcher zeigen mit voller Deutlichkeit, wie das unerhörte Artilleriefeuer hier gewütet hat.

Kanonen, das sich mit dem heiseren Husten der 6- und 8zölligen Kaliber vermischt. Dazu liegt unablässig ein Geräusch wie von heftigem Flügelschlag in der Luft, das von den wie eine Windsbraut daherfahrenden Flugbahnen herrührt und von einem Zischen, Sausen, Schreien und Heulen begleitet ist, das die ihrem Ziel entgegenjagenden Granaten ankündet, während das unermüdliche Donnern der Riesengeschütze dazwischen dröhnt wie das Krachen ungeheurer Eisentüren, die mit Wucht ins Schloß geworfen werden. Die anlangende Granate hat eine andere Melodie als die mitten im Fluge begriffene, für weiter rückwärts bestimmte, die mit einem allmählich sich verstärkenden Surren einsetzt, plötzlich aber wie besessen mit Achzen und Stöhnen zur Tiefe saust. Scharf hebt sich von dem tosenden Branden all dieser Geräusche der helle Ton der Gewehre und das trockene Rattern der Maschinengewehre ab ... Zwei deutsche F l u g z e u g e hatten uns wahrgenommen und schienen uns große Wichtigkeit beizumessen. Zuerst warfen sie ein paar Bomben ab, die dicht vor unserer Brüstung platzten, uns aber nicht mehr taten als die nicht viel weiter davon berstenden Granaten. Bald aber hatten die fremden Vögel herausgefunden, daß wir eine ausgezeichnete Zielscheibe für die von ihnen mitgeführten Maschinengewehre abgeben mußten, und nun schlug Kugel auf Kugel in die uns schützenden Grabenwände ein. In Anbetracht dessen, daß die Flugzeuge mit großen Schwierigkeiten beim Zielen in die Tiefe zu kämpfen haben, schossen die Deutschen verwünscht gut; die Kugeln kamen denn auch mit solch bösartigem Zischen an, schlugen mit solch abscheulichem Ticken in höchst ungemütlicher Nähe auf, daß wir unser Heil in schleunigster Flucht suchten..."

Mit gutem Grunde hebt der Bericht aus „Morning Post" die Arbeit der deutschen Flieger (siehe nebenstehendes Bild) hervor. Gerade auch an der Somme leisteten sie während der Berichtszeit wieder die wertvollsten Dienste in Kampf und Aufklärung. Doch auch die feindlichen Luftstreitkräfte waren nicht müßig. Am 12. Oktober unternahmen 40 bis 50 französische, englische und amerikanische Flieger einen Flug nach Süddeutschland mit Rottweil und seinen Pulverfabriken als Hauptziel. Außer auf Rottweil wurden an dem genannten Tage zwischen drei und fünf Uhr nachmittags auch auf Donaueschingen, Allmenshofen, Hüfingen, Eschweiler bei Neustadt, Haslach im Kinzigtal, Oberndorf, Tübingen Bomben abgeworfen. Militärischer Schaden wurde an keinem dieser Orte hervorgerufen, wohl aber hatte der Angriff den Tod von neun schuldlosen Opfern aus der friedlichen Bevölkerung zur Folge, und zwar in Tübingen und Oberndorf, unter ihnen zwei Kinder; die Zahl der Verletzten betrug 26. Neun der feindlichen Flugzeuge (siehe das Bild Seite 370) wurden durch deutsche Flieger und Abwehrgeschütze über deutschem Boden zum Absturz gebracht, von den Besatzungsmannschaften eine ganze Anzahl getötet oder verwundet. Zu den Gefallenen zählten auch vier amerikanische Teilnehmer an dem Überfall.

Den Franzosen war es vorbehalten, ein neues völkerrechtswidriges Verfahren in den Luftkampf einzuführen. Bei einem Vorstoß, den eines ihrer Flugzeuggeschwader am 22. Oktober gegen Metz unternahm, wurden Bomben mit g i f t i g e n Gasen abgeworfen, die den Tod von fünf Einwohnern eines Vororts von Metz verursachten, während weitere sieben schwer erkrankten. Es handelte sich um Phosgen, dessen Wirkung auf den menschlichen Körper sich in qualvollen Lungeneiterungen äußert. —

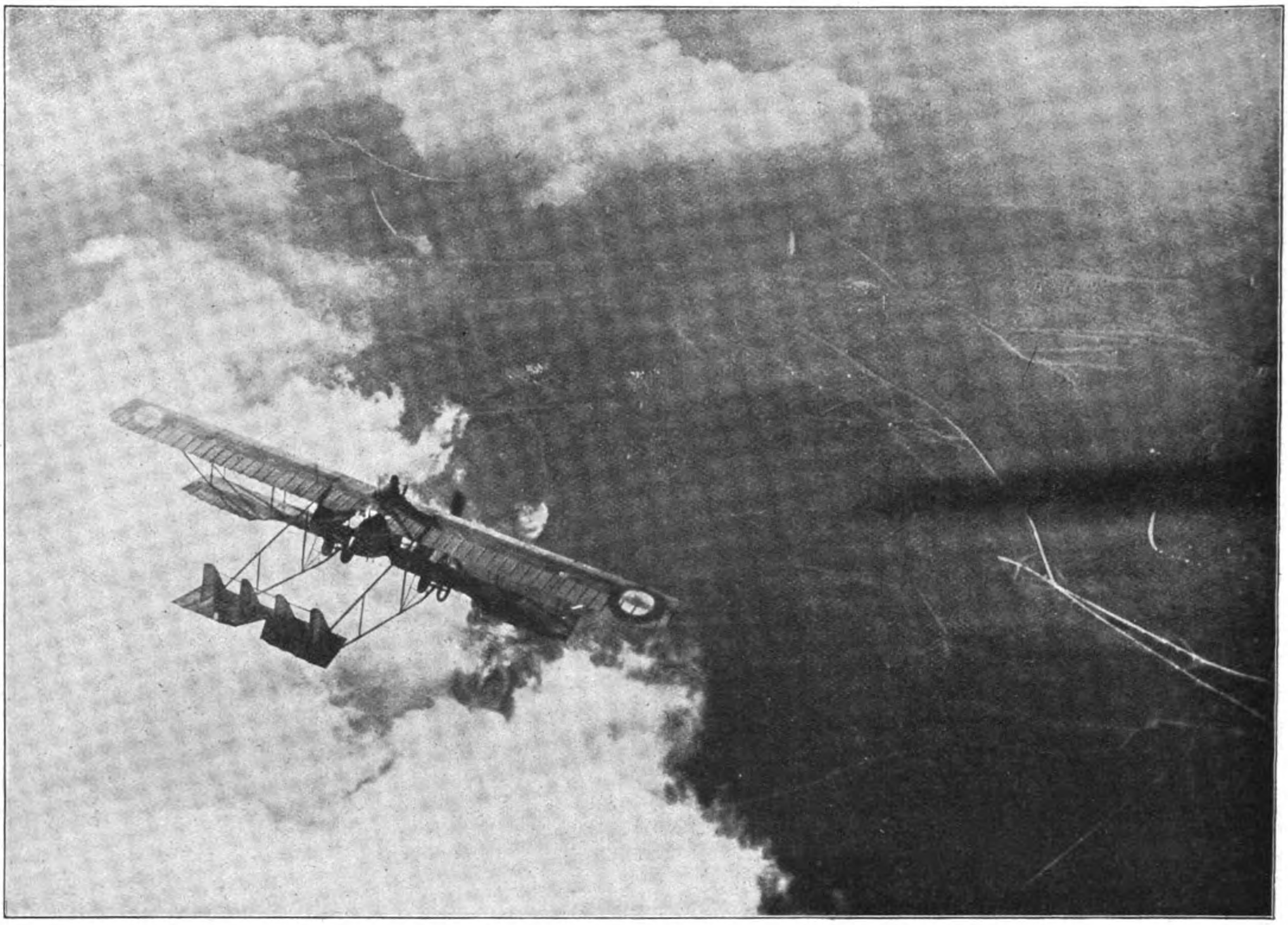
Neben den Ereignissen an der Somme traten die übrigen Schauplätze der Westfront sehr zurück, obgleich auch auf ihnen keineswegs völlige Ruhe eingetreten war. Bei Verdun kam es nach wie vor zu zahlreichen Infanterieangriffen und Handgranatengefechten (siehe das Bild Seite 371), die sich meist im Raume von Fleury abspielten, ohne indessen zu nennenswerten Frontverschiebungen zu führen. Im übrigen herrschte vielfache Patrouillen- und Streiftruppentätigkeit. Am 16. Oktober äußerte sich diese von französischer Seite in einem kräftigen Vorstoß bei Le Mesnil in der Champagne, der jedoch auf starken Widerstand stieß und dadurch seinen Zweck verfehlte.

* * *

Der Kampf gegen **England** brachte auch abgesehen von der englischen Teilnahme an der Sommeschlacht verschiedene bemerkenswerte Ereignisse. Am 20. Oktober war es, wie die Engländer meldeten, einem ihrer U-Boote geglückt, auf einen deutschen Kreuzer der „Kolberg"-Klasse einen Torpedoschuß abzugeben, infolgedessen sich der Kreuzer auf der Rückfahrt nur noch mühsam über Wasser gehalten haben sollte. Es handelte sich hierbei um den kleinen Kreuzer „München", der indessen beim Einlaufen in seinen Ausgangshafen nur eine leichte Beschädigung aufwies. Am Nachmittag des 21. Oktober machten deutsche Flugstreitkräfte in der Nähe

Deutsche Truppen weisen im Nahkampf französische Angriffe aus dem Raume Morval—Bouchavesnes zurück.

Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.



Flugzeug eines französischen Fliegergeschwaders, das den Auftrag hat, Bomben auf deutsche Städte zu werfen.

der flandrischen Küste einen erfolgreichen Angriff auf englische Kriegschiffe, von dem sie trotz heftiger Beschießung durch den Gegner wohlbehalten zurückkehren konnten.

Der große Luftschiffvorstoß auf London vom 23. September hielt in England die Gemüter noch lange in Aufregung. Es genügte seitdem das bloße Gerücht, daß Zeppeline im Anzug seien, um die Munitions- und Waffenfabriken zur Betriebseinstellung zu veranlassen und so die Erzeugung von Kriegsmaterial aufzuhalten. In der Presse wurde dringend gefordert, die stark vermehrten englischen Flugstreitkräfte dazu zu verwenden, den Luftkrieg nach Deutschland hinüberzutragen. Endlich wurde denn auch der Versuch gemacht: am Morgen des 22. Oktober stießen englische Wasserflugzeuge gegen die ostfriesischen Inseln vor; sie erzielten aber keinerlei Ergebnis und richteten nicht den mindesten Schaden an. An demselben Tage nachmittags erschien ein deutsches Marineflugzeug über Sherneß in der Themsemündung und belegte die dortigen Dockanlagen sowie den Bahnhof erfolgreich mit Bomben.

Die größte Beachtung fanden aber die mehr und mehr zunehmenden Erfolge der deutschen U-Boote an der amerikanischen Küste und im nördlichen Eismeer (siehe auch den Artikel Seite 371). Die See entlang der öden, kahlen Felsküste des nördlichsten norwegischen „Amtes" Finmarken wurde im Frieden fast nur von Fischerbooten befahren; im Kriege aber hat sie ungeahnte Bedeutung erhalten als der kürzeste Weg, auf dem Rußland von England mit Kriegsbedarf versehen wird. Riesenmengen davon wurden hier um das Nordkap verschifft und in Archangelsk, dem Endpunkt der Bahn von Wologda (siehe die Karte Seite 372), ausgeladen. Da aber dieser Hafen beinahe die Hälfte des Jahres zugefroren ist, suchten die Russen diese für sie höchst empfindliche Störung zu umgehen. Sie begannen den Bau einer Bahn nach der Murmanküste, wo sich, dank den Einwirkungen des Golfstromes, noch bei Alexandrowsk ein das ganze Jahr hindurch benutzbarer Hafen bietet. Dieser Ort ist daher plötzlich zu außerordentlicher Wichtigkeit gelangt, ebenso für den Vierverband wie für Deutschland, dem alles daran gelegen sein muß, den englischen Nachschub von Kriegsbedarf nach Rußland möglichst zu unterbinden. So erklärt sich die eifrige Tätigkeit der deutschen U-Boote in der See von Finmarken, die von den Norwegern als Hauptverfrachtern der Bannware schwer empfunden wurde. Bald darauf haben dann auch deutsche U-Boote Alexandrowsk selbst angegriffen. Stadt und Hafenanlagen wurden wirksam beschossen (siehe das Bild Seite 373). Das Telegraphenamt und die drahtlose Station brannten nieder; das Gebäude der Akzisenverwaltung wurde in Trümmer gelegt, eine Anzahl größere Fahrzeuge versenkt, kurz der Verkehr im Hafen empfindlich gelähmt. England suchte gegen diese Tätigkeit dadurch einzuschreiten, daß es sowohl von den Vereinigten Staaten wie von Norwegen forderte, U-Booten den Zutritt zu ihren Häfen dem Völkerrecht zuwider zu verbieten, eine Zumutung, die von Amerika mit Befremden abgelehnt wurde, während Norwegen sich gefügig zeigte. Diese Haltung mochte gleichermaßen durch die Furcht vor England wie dadurch veranlaßt sein, daß gerade die norwegische Handelsflotte durch deutsche U-Boote sehr empfindlich geschädigt worden war. Hieran aber trugen die Norweger selbst die Schuld, weil sie trotz ihrer Neutralität wie gesagt an der Versorgung des Vierverbandes mit Gütern und Frachtraum sehr stark beteiligt waren. Gegen das von der norwegischen Regierung erlassene völkerrechts- und neutralitätswidrige Verbot für U-Boote, norwegische Häfen anzulaufen, das nach Lage der Tatsachen nur gegen die deutschen U-Boote gerichtet sein konnte, ließ die deutsche Regierung durch ihren Gesandten in Christiania nachdrücklich Verwahrung einlegen, was ein alsbaldiges Einlenken des seiner Verantwortung sich bewußten Teils der norwegischen Presse zur Folge hatte.

* * *

Die **Italiener** (siehe die Bilder Seite 374 und 375) waren nach dem Mißlingen der im zweiten Drittel des September sich abspielenden siebenten Isonzoschlacht so erschöpft, daß sie sich etwa drei Wochen lang zu keiner größeren Unternehmung aufraffen konnten. Dann aber bereiteten sie mit stärksten Mitteln wieder eine neue große

Angriffsbewegung vor, die alle früheren nach ihrem Plane weit hinter sich lassen sollte. Als Angriffsziel und Siegespreis wurde Triest genannt. Den Beginn machte ein Vorbereitungsfeuer von einer auf dieser Front noch nicht dagewesenen Heftigkeit, das acht Tage hindurch auf der nur zwölf Kilometer breiten Karstfront der Österreicher und Ungarn lag. Auf die rasende Artillerieschlacht folgten dreitägige Sturmangriffe, in denen auf verhältnismäßig sehr schmalem Raum alle nur verfügbaren Kräfte, 16 Divisionen, also rund 260 000 Mann, eingesetzt und nach dem zuerst von Joffre in Frankreich angewandten, dann von Brussilow übernommenen und ausgebauten Verfahren in ununterbrochenen Wellen gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen vorgetrieben wurden. Diesmal führte die in schmalen, aber sehr tiefen Gliedern anstürmende Infanterie als Waffen nicht nur Streitkolben und Bajonett, sondern war auch mit Maschinengewehren und sogar mit Geschützen ausgerüstet.

Der Sturm begann am 10. Oktober mittags. Die italienische Infanterie brach aus ihren Deckungen hervor und flutete in großen geschlossenen Kolonnen heran. An vielen Stellen brachen sich die Angriffswellen schon im k. u. k. Artilleriefeuer, während die Sturmtruppen an anderen Stellen bis in die Hindernisse hinein und darüber hinaus gelangten. Sie trafen auf todesmutigen Widerstand. Wo sie dank ihrer Übermacht trotzdem erfolgreich gewesen waren, stellten Gegenstöße die Lage wieder her, so daß die Verteidigungstellung im wesentlichen gehalten wurde und die Italiener zudem etwa 1400 Gefangene abgeben mußten. Tags darauf erneuerte der Feind seine Anstrengungen. Der Angriff lastete jetzt nicht mehr mit seiner vollen Schwere auf der gesamten Front, sondern drückte vor allem auf einige schmale Stellen, deren am heftigsten berannte, der Raum zwischen Oppachiasella und Nova Vas, von der Verteidigung preisgegeben wurde. Diesen kleinen Gewinn, die Eroberung eines längst zerstörten Karstdörfchens, sicherten sich die Feinde unter ganz ungeheuerlichen Opfern am nächsten Tage, dem 12. Oktober. Damit war ihre Kraft zu Ende, und es dauerte bis zum 23. Oktober, ehe sich die Italiener im Karstgebiet durch die Wiederaufnahme ihrer Artillerietätigkeit zu neuen Kämpfen anschickten. (Forts. folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Unterseebootkrieg im Herbst 1916.

Von Vizeadmiral z. D. Kirchhoff.

(Hierzu Bilder und Karte Seite 365, 372, 373 sowie die Kunstbeilage.)

Mit großer Freude und Genugtuung vernahmen wir die vielen günstigen Nachrichten, die von der überall so erfolgreichen Tätigkeit der wackeren deutschen Unterseeboote im September und Oktober berichteten. Solche Nachrichten trafen von vielen Seekriegschauplätzen ein. Zunächst der Heimat hatten die U-Boote wieder öfters im Englischen Kanal günstige Gelegenheiten gefunden, um feindliche Schiffe zu versenken; ebenso stellten sich auch in der Nordsee wiederholt solche Fälle in erhöhtem Maße ein, so daß dort die Schiffahrt wiederum recht beunruhigt wurde.

Alsdann mehrten sich die Fälle von Versenkungen größerer feindlicher Dampfer im Mittelmeer ganz beträchtlich, wo die Tauchboote das Glück hatten, nach längerer Zeit einmal wieder Dampfer zu vernichten, die einen Gehalt von über 10 000 Tonnen aufwiesen. Es waren zumeist englische und französische große Transportdampfer, die mit Truppen und Kriegsmaterial für die Salonikiarmee belegt waren, also eine besonders gute Beute boten. Ferner haben in den letzten Wochen außerordentlich viele italienische Schiffe daran glauben müssen.

Im Mittelmeer ist es vor allem das Unterseeboot „U 35“ — Kommandant Kapitänleutnant v. Arnauld de la Perière (siehe Bild Seite 127) — gewesen, das unseren Gegnern großen Schrecken bereitete. Es hatte in wenigen Monaten eine Höchstleistung von 126 versenkten Schiffen mit zusammen 270 000 Tonnen Gehalt im Werte von insgesamt rund 450 Millionen Mark aufzuweisen. Bei der Gesamtzahl von etwa 4 Millionen Tonnen versenkter Schiffe, sowohl feindlicher als auch neutraler, während der ersten zweiundeinviertel Jahre des Krieges immerhin eine ganz gewaltige Leistung seitens eines einzelnen Fahrzeugs, das etwa ein Fünfzehntel des gesamten Verlustes an Schiffen und Fahrzeugen allein verursacht hat.

Italien leidet durch den Unterseebootkrieg auch in erheblicher Weise wegen der so nötigen Kohlenzufuhr, da viele Bahnen und Industrieanlagen ihren Betrieb bereits eingestellt haben und weitere ihnen folgen müssen, wenn die Kohlennot sich nicht bald beheben läßt; das ist aber bei dem immer kärglicher werdenden Schiffsraum der Vierverbandsgenossen, trotz des Einbeziehens der mit Beschlag belegten vielen deutschen Dampfer, ein gar eigenes und sehr schwieriges Ding. Vor allem ist England kaum noch gewillt und auch bald gar nicht mehr in der Lage, den Verbündeten mit Schiffstransporten auszuhelfen.

Es ist nämlich noch ein neuer, zwar bisher auch benutzter, aber jetzt in ganz hervorragender Weise ausgenutzter Kriegschauplatz für den Kleinkrieg zur See, den Krieg gegen Handel und Schiffahrt, hinzugekommen: der südliche Teil des Nördlichen Eismeers, vor den Zu-

Handgranatenwerfer mit Stahlhelm (Sturmpionier).
Nach einer Originalzeichnung von Josef Correggio.

fahrten zum Weißen Meer und nach Archangelsk sowie zu den nördlichen Häfen der Halbinsel Kola an der Murmanküste (siehe nebenstehende Karte).

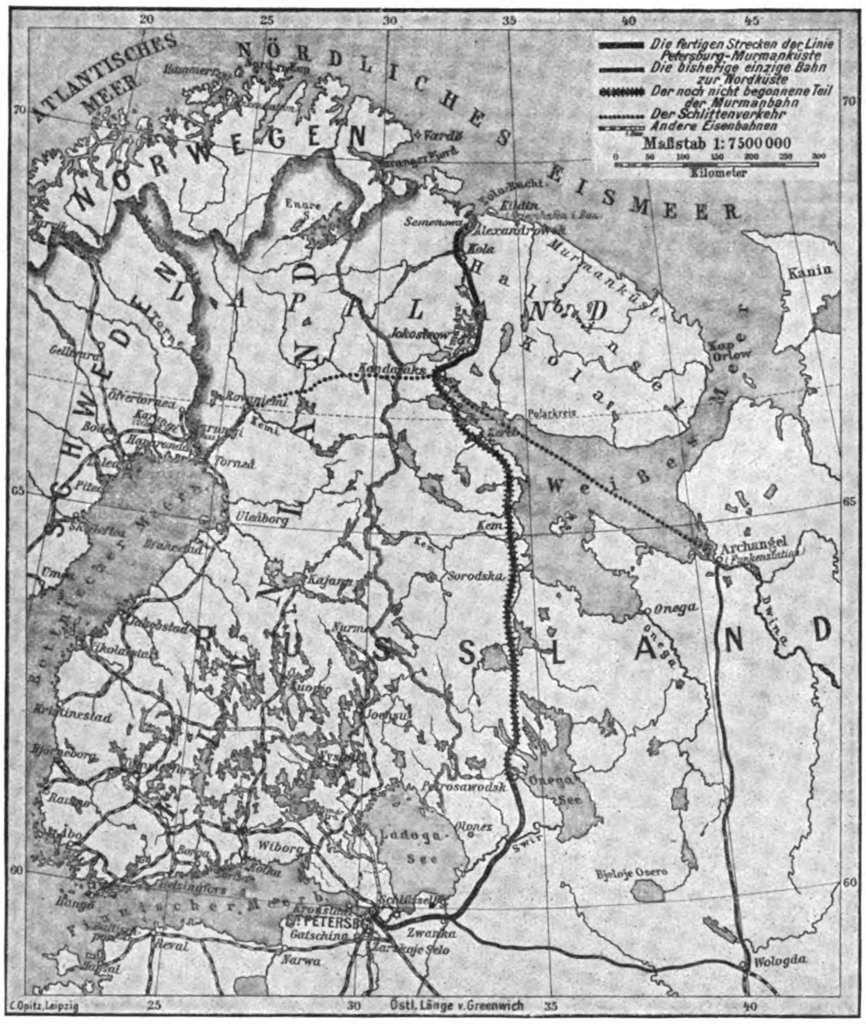
Besonders an dieser Küste und an der Nordküste von Norwegen waren die deutschen Unterseeboote so außerordentlich erfolgreich, daß die norwegische Schiffahrt, die hauptsächlich an den Transporten von Munition und Kriegsmaterial nach Nordrußland beteiligt gewesen war, zeitweilig sogar ganz eingestellt werden mußte.

Der erfolgreiche Unterseebootkrieg hat bis nach Rumänien hin gewirkt; es wurde unter anderem auch ein rumänischer großer Dampfer dort versenkt, der mit Munition im Werte von nahezu 40 Millionen Mark beladen gewesen sein soll.

Dieses Auftreten der Unterseebootwaffe ist deshalb ganz außerordentlich empfindlich für den Vierverband, weil vom November an die Verbindung aller östlichen Gegner mit dem Westen geschlossen und die Zufuhr nur noch von Ostasien her möglich ist. Es soll nämlich die neue Kolaeisenbahn erst im Herbst 1917 und der Hafen von Alexandrowsk an der Murmanküste erst 1918 so weit fertiggestellt sein, daß mit ihrer Hilfe selbst im Winter größere Dauertransporte nach dem weiteren Inland durchgeführt werden können.

Daher der neuerdings verschärfte Druck Englands auf Norwegen und Schweden, damit diese beiden Staaten Kriegsmaterialien und Munition durchlassen sollten, von Narvik in der Lofotengegend durch Nordschweden über Torneå und die Bahnen Finnlands. Das sich mit seiner letzten Erklärung recht unneutral erweisende Norwegen hat dieserhalb schon eine scharfe Antwortnote der deutschen Regierung erhalten. Entgegen Schweden, Holland und Amerika war es etwas gar zu vorschnell auf die maßlosen Forderungen des Vierverbandes eingegangen.

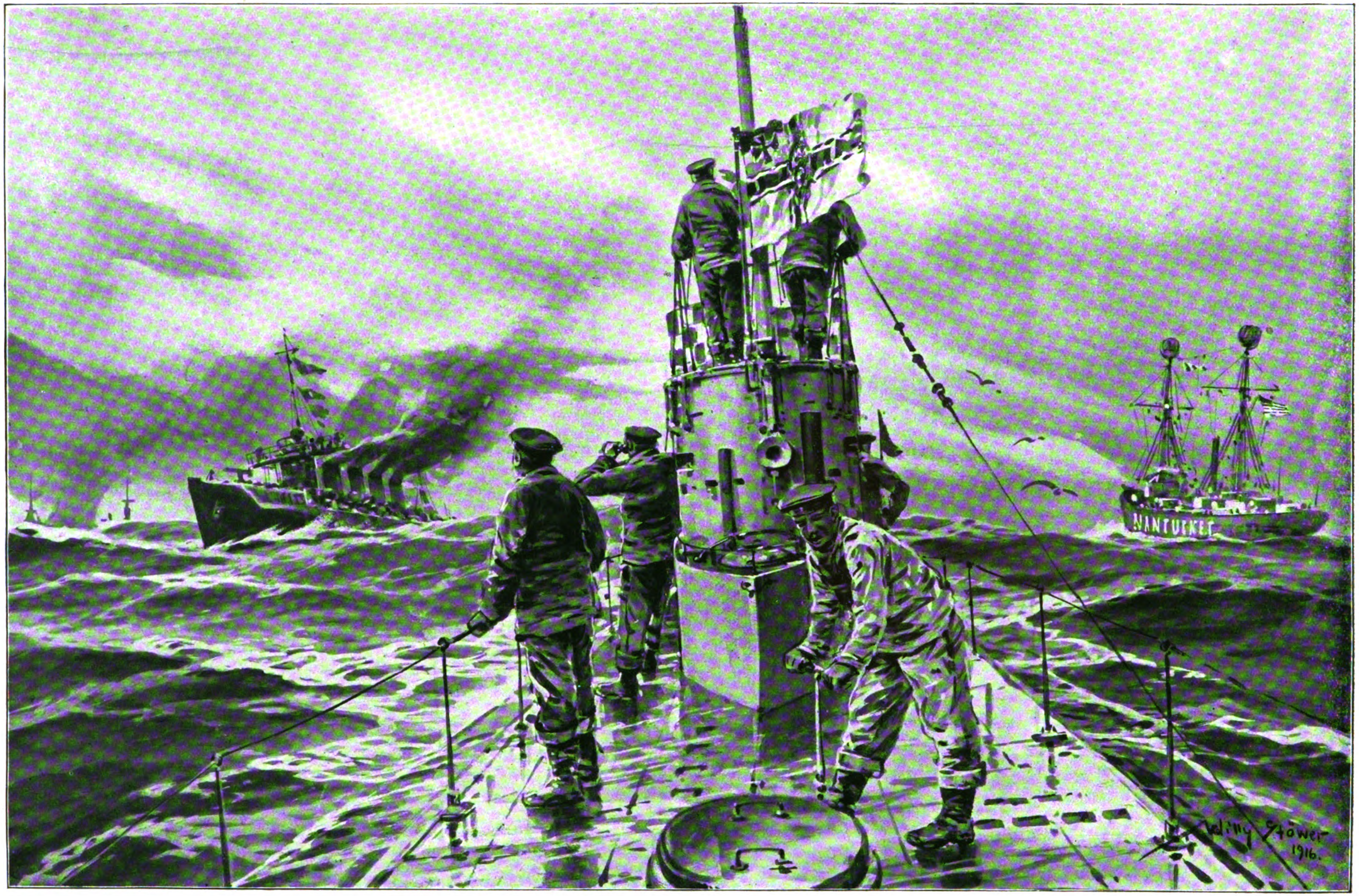
Ihnen war besonders die Regierung der Vereinigten Staaten scharf gegenübergetreten. Es war ein eigenartiger Zufall, daß das tatkräftige Auftreten des neuen Unterseebootes „U 53“ zur selben Zeit sich ereignete. Hiermit ist in erster Linie die glänzend ausgeführte Überfahrt nach Amerika überhaupt gemeint. Kapitänleutnant Rose (siehe das Bild Seite 365) hat mit seinem kleinen Fahrzeug die über 4000 Seemeilen (7400 Kilometer) betragende Strecke von der Heimat bis nach den Neu-England-Staaten unter den schwierigsten Verhältnissen zurücklegen müssen, gegen die zur Zeit der Herbst-Tagundnachtgleiche besonders scharfen Weststürme. Drüben angelangt, blieb er, nach Erfüllung seines Sonderauftrages, nicht im Hafen liegen, in dem er sich nur zwei Stunden aufhielt. Das deutsche Unterseeboot, wohlverstanden ein Kriegsunterseeboot, hatte es weder nötig, seine Vorräte an Betriebstoffen und Lebensmitteln wieder aufzufüllen, noch bedurfte seine Besatzung oder die



Karte der neuen russischen Bahn zur Murmanküste.

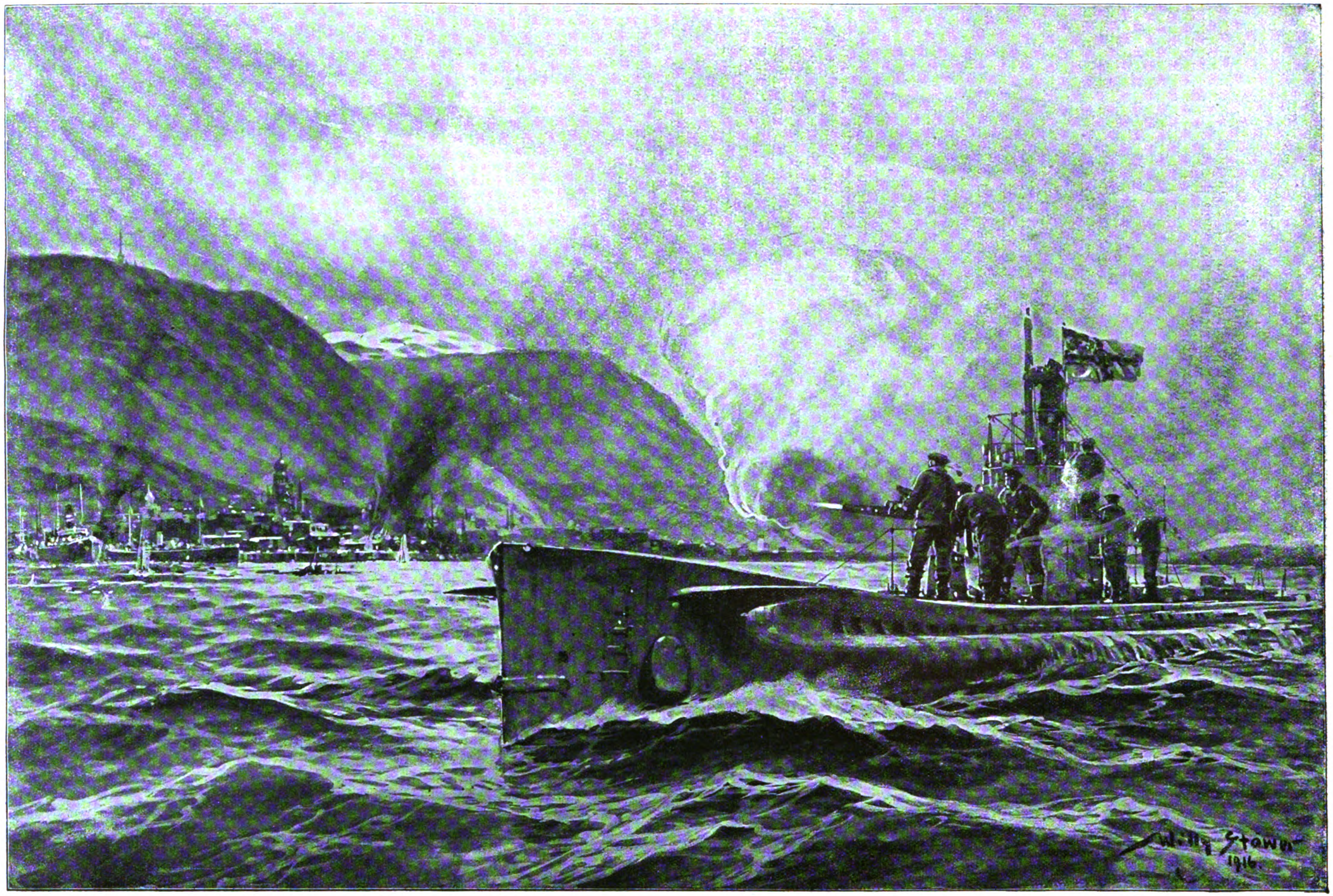
Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Katharinen-Hafen bei Alexandrowsk auf der Halbinsel Kola, der Endpunkt der Murmanbahn.



Das deutsche Tauchboot „U 53" an der amerikanischen Küste. Begegnung mit dem amerikanischen Zerstörer „Benham" beim „Nantucket"-Feuerschiff.
Nach einer Originalzeichnung des Marinemalers Professor Willy Stöwer.

UNIV. OF MICH.



Beschießung des Hafens von Alexandrowsk, des Endpunktes der russischen Murmanbahn am nördlichen Eismeer, durch ein deutsches Unterseeboot.

Nach einer Originalzeichnung des Marinemalers Professor Willy Stöwer.

vielen Haupt- und Hilfsmaschinen sowie der gesamte Schiffskörper nach der anstrengenden siebzehntägigen Fahrt einer Ruhe- und Erholungspause. Eine Glanzleistung ersten Ranges: militärisch, technisch, seemännisch betrachtet.

Die sachliche, streng neutrale Aufnahme, die „U 53" in Newport bei den amerikanischen Behörden fand, war eine schallende Ohrfeige für England, den Urheber der unverschämten und gänzlich seekriegs- und völkerrechtswidrigen Forderung an die Neutralen, alle einlaufenden Unterseefahrzeuge der Kriegführenden festzuhalten.

Kapitänleutnant Rose lief also sofort wieder aus und verzichtete ganz und gar auf den völkerrechtlichen Anspruch, vierundzwanzig Stunden im Hafen bleiben und sich dort wieder für die Rückfahrt ausrüsten zu dürfen.

Und nun folgte sofort das großartige Auftreten im Kleinkrieg, obwohl ihm mit seinem Unterseeboot bevorstand, nochmals die 4000 Seemeilen zurückzulegen. Rund 15 000 Kilometer hatte er zu fahren im ganzen, mußte sich einen Reservebestand erhalten und konnte es doch noch wagen, mehrere Tage lang in großer Ferne von seinem Stützpunkt in der Heimat militärisch mit glänzendem Erfolg aufzutreten. Wir hörten von etwa zehn versenkten größeren Schiffen, was an der Börse von New York alsbald eine große Beunruhigung hervorbrachte.

Phot. G. Bruennlein, Berlin.

Französische Truppen auf dem italienischen Kriegschauplatz bereiten sich ihre Suppe.

Das nach alter Weise in Großbritannien erneut einsetzende Wutgeheul darüber, daß wiederum eine wichtige Schiffahrtstraße unsicher gemacht werde, nahm niemand wunder. Ebensowenig haben die vielen Beschimpfungen und Verleumdungen der englischen Presse irgend jemand beeinflussen können. Man weiß allmählich den Wert solcher Anwürfe gebührend einzuschätzen. Und mit den von neuem an Amerika herantretenden Forderungen unverschämtester Art, gegen „U 53" und seine hinzugefabelten drei oder fünf Genossen militärisch vorzugehen, hatten die edlen und stolzen Briten, die das Heil ihrer Zukunft fast nur noch von Amerika erwarten, ebenfalls keinerlei Glück.

Die beiden neu hervorgetretenen und schon aller Welt rühmlichst bekannt gewordenen Unterseebootkommandanten, die Kapitänleutnante v. Arnauld de la Perière und Rose, haben Großartiges geleistet in jeder Beziehung. Sie sind würdige Nachfolger der anderen beiden deutschen Hauptunterseebootshelden, Weddigen („U 9" und „U 29"; Bild Band I Seite 159) und Hersing („U 21" und „U 31"; Bild Band III Seite 331), geworden, deren Taten sich mehr gegen die feindlichen Kriegschiffe gerichtet haben.

Wir ersehen aus allen Tatsachen, welche außerordentliche Kraft und Leistungsfähigkeit unsere herrliche Unterseebootwaffe aufzuwenden und zu betätigen imstande ist, und können sicher sein, daß sie alle Forderungen in vollstem Maße zu erfüllen in der Lage sein wird. Sie vollkräftig anzusetzen und auszunützen, bedarf es nur des Befehls.

Der schlimmste Gegner der Mittelmächte, der Schädling des ganzen Erdenrunds, hegt schon große Befürchtungen ob der nahen Zukunft; Englands verfügbarer Schiffsraum wird immer geringer, die Schwierigkeiten, die der gesamten Volkswirtschaft dort entstanden sind, treten immer deutlicher und schärfer zutage. Man ahnt dort schon, was dem Hauptweltmachtland demnächst bevorsteht. Alles wird teurer, die nötigen Gegenstände zum Leben und Kriegführen kommen in immer geringeren Mengen ins Land, selbst das liebe Gold wird knapper und läßt sich nur noch mit hohen Zinszahlungen vom Ausland beschaffen. Und das Geschäft, wie bisher in den Kriegen Großbritanniens das Allerwichtigste? Und der Ruhmesglanz, der seine Flotte bisher umgab? Wahrlich, ernste Aussichten für die Zukunft!

Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft.

Von Polizeirat H. Wendel.

1. Einleitung.

Die gewaltige Ausdehnung des Weltkrieges nach Zeit, Raum und Anspannung der Kräfte und die Art seiner Führung, besonders infolge des englischen Versuches, die fehlenden militärischen Erfolge durch wirtschaftliche Erdrosselung auszugleichen, haben das deutsche Volk vor Aufgaben gestellt, wie sie kaum je in der Weltgeschichte ein Volk zu lösen hatte.

Die militärische Mobilmachung, die noch jetzt immer neue Kräfte fordert, hat in ihrer Ausdehnung alles Dagewesene in den Schatten gestellt und wohl selbst die kühnsten Bedarfsberechnungen der Heeresleitung übertroffen. Die ausgedehnten Einberufungen, die Notwendigkeit der Heeresbedarfsbeschaffung haben aber auch eine wirtschaftliche Mobilmachung zur Folge gehabt, die an Wichtigkeit hinter der militärischen nicht zurücksteht. Während aber diese vom ersten Tage an ohne Schwierigkeiten und Reibungen glatt verlaufen ist und den mit ihrer Vorbereitung und Durchführung betrauten Männern das glänzendste Zeugnis ausgestellt hat, kann das gleiche von der wirtschaftlichen Mobilmachung leider in demselben Umfange nicht gesagt werden. Es muß freilich dabei berücksichtigt werden, daß sie ungemein erschwert wurde einesteils durch die wirtschaftliche Abschließung Deutschlands von fast der ganzen Welt, andernteils durch den Mangel an jeder Vorbereitung und jedem Vorbilde. Auf die interessante Frage dieser wirtschaftlichen Umwälzung und auf ihre Würdigung soll an dieser Stelle zunächst nicht eingegangen werden; ihre Behandlung sei einer Reihe von anderen Aufsätzen vorbehalten.

Wie einst der militärischen Mobilmachung die Demobilisierung folgen wird, so auch der wirtschaftlichen. Die erstere wird sich im wesentlichen wieder in bestimmten vorgesehenen Formen abspielen und daher glatt und reibungslos verlaufen. Ganz anders aber steht es mit der wirtschaftlichen Zurückführung in den Friedenszustand! Bergehoch geradezu türmen sich hier die Schwierigkeiten auf!

Schon eine oberflächliche Betrachtung läßt das erkennen: Schiffahrt und Auslandsverkehr ruhen; die ganze Ausfuhrindustrie ist lahmgelegt, auch viele andere Industriezweige haben aus Mangel an Rohstoffen ihre Tätigkeit einstellen müssen, ebenso die Ausfuhr- und Einfuhrhandelsgeschäfte. Andere Geschäfte haben sich der Herstellung von Heeresbedarf gewidmet, die mit dem Friedenschlusse endet. Die ganzen Arbeitsverhältnisse haben ferner eine völlige Umwälzung erfahren: an die Stelle der Männerarbeit ist in einem nie für möglich gehaltenen Umfange als Ersatz die Tätigkeit der Frauen und Jugendlichen getreten. Wenn nun die Männer aus dem Feldzuge zurückkehren, soll ihnen möglichst sofort wieder die Erwerbsmöglichkeit, tunlichst in ihrem früheren Berufe, geschaffen werden. Dazu ist erstens nötig, daß die früheren Arbeitgeber in der Lage sind, ihre alte Tätigkeit wieder aufzunehmen, zweitens aber, daß

die Frauenarbeit wieder durch die Männerarbeit abgelöst wird. Diese Ablösung ist nicht leicht, da Härten gegenüber den Frauen vermieden werden müssen, manche Arbeitgeber wohl auch die Frauen als billigere Arbeitskräfte zu behalten geneigt sein werden.

Auch sonst droht von der Seite der Lohnfrage eine weitere Sorge: daß die jetzt teilweise außerordentlich hohen Löhne gegenüber dem großen Angebot der wieder zurückkehrenden Arbeitskräfte ihre Höhe behalten werden, ist wohl kaum zu erwarten; auf der anderen Seite dagegen wird die Lebenshaltung nach dem Kriege wegen der vermutlich noch eine ganze Weile anhaltenden Lebensmittelteuerung, der vielfach vorausgesagten Erhöhung der Mietspreise und der mit Sicherheit zu erwartenden höheren Steuern hohe Anforderungen stellen.

Phot. Berl Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kriegshunde als Zugtiere in der österreichisch-ungarischen Armee an der italienischen Front.

Die Frage der Arbeitsbeschaffung wird noch dadurch verwickelt und erschwert, daß die Zurückkehrenden vielfach nicht in vollem Umfange ihre alte Arbeitsfähigkeit mitbringen: manche bedürfen als Kranke oder Genesende erst einer gewissen Schonungszeit, andere sind, weil kriegsbeschädigt, überhaupt nicht oder nicht im früheren Umfange oder nicht im alten Berufe erwerbsfähig. Auch für sie alle aber bei der Demobilisierung in befriedigender Weise Sorge zu tragen, ist eine selbstverständliche Ehrenpflicht des deutschen Volkes.

Eine Schwierigkeit kann leicht auch die Wohnungsnot, besonders der Mangel an Kleinwohnungen, wegen Einstellung der Bautätigkeit bereiten.

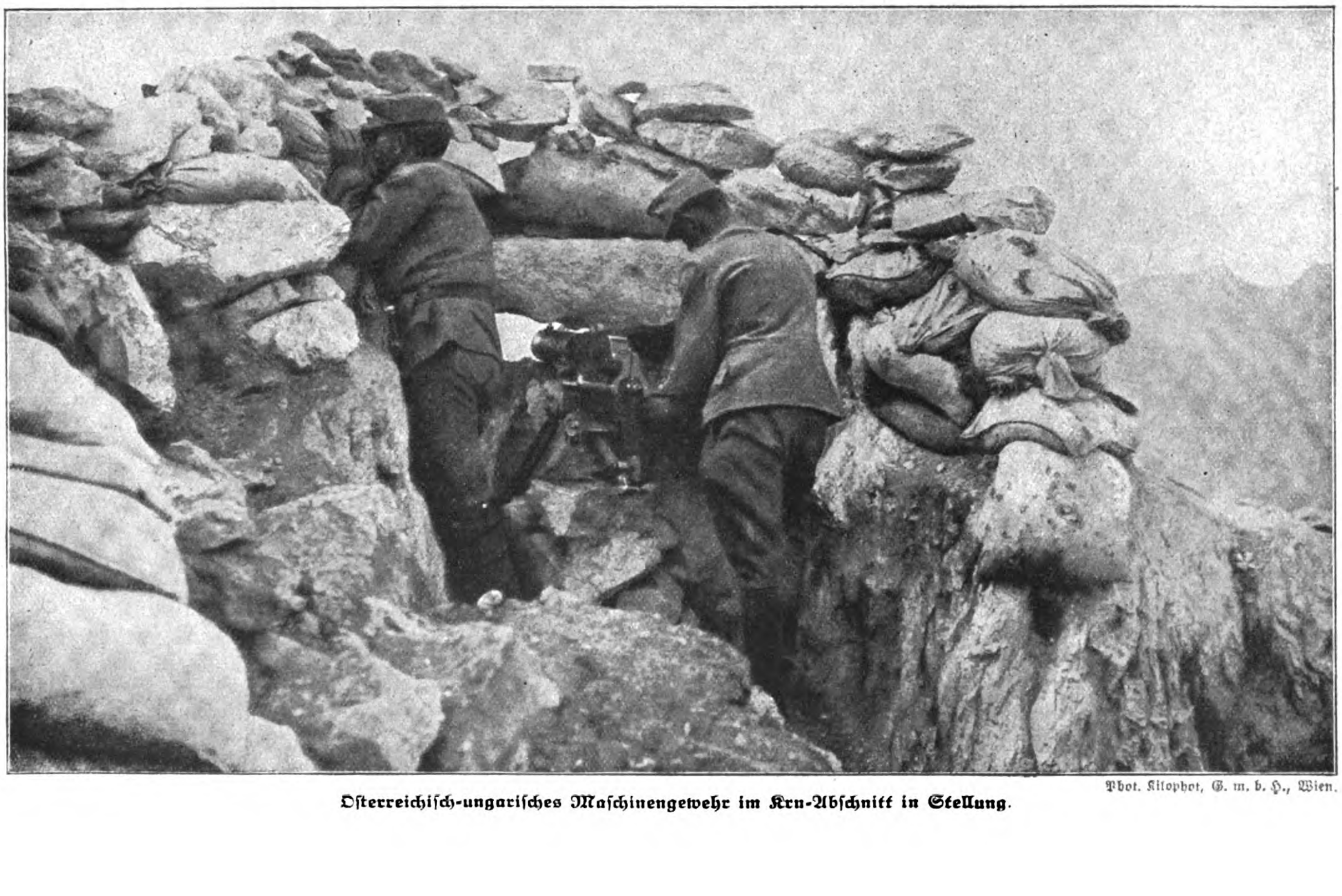
Schon dieser flüchtige Überblick dürfte genügen, um die großen Schwierigkeiten der Lösung der wirtschaftlichen Fragen der sogenannten Übergangszeit anzudeuten. Wenn also auch der Krieg vorläufig noch weitertobt und sein Ende noch nicht abzusehen ist, kann man gar nicht früh genug an die Erörterung der wirtschaftlichen Demobilisierungsfragen herantreten, damit das Kriegsende uns bei den wirtschaftlichen Aufgaben nicht ebenso unvorbereitet treffe, wie es bei Kriegsbeginn der Fall war!

Ein weiterer Aufsatz soll die erwähnten Arbeitsfragen näher beleuchten.

Die Vertreibung der Italiener aus Tripolis.

(Hierzu das Bild Seite 376/377.)

Der Krieg gegen Österreich-Ungarn legte die gesamte Heeresmacht Italiens am Isonzo und an der tiroler Grenzfront fest, und es konnten daher keinerlei Verstärkungen zur Unterstützung des von den aufständischen Eingeborenen hartbedrängten italienischen Kolonialheeres nach Nordafrika abgeschickt werden. Anderseits war es aber auch den Türken unmöglich, ihren tripolitanischen Glaubensgenossen irgendwelche Hilfe zuteil werden zu lassen, denn Libyen ist durch das von den Engländern besetzte und stark befestigte Ägypten von dem türkischen Gebiet, das sich bis an den Suezkanal erstreckt, getrennt. Die Aufständischen in Tripolis waren



Phot. Kilophot, G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarisches Maschinengewehr im Krn-Abschnitt in Stellung.

Siegreicher Angriff der türkischen Freiwilligen unter Nuri Pascha, dem
wobei 200 Offiziere und 6000 Mann gefan

Nach einer Originalzeichn

der des Enver Pascha, auf die Italiener bei Misrata in Tripolis (Juli 1916),
genommen sowie 24 Geschütze erbeutet wurden.
von Professor Anton Hoffmann.

Die Feldpost auf dem Vormarsch (östlicher Kriegsschauplatz).

also völlig auf sich selbst angewiesen, und es standen ihnen nur wenige türkische Offiziere und Soldaten zur Seite, denen es unter verschiedenen Verkleidungen gelungen war, sich heimlich in Libyen einzuschleichen, und die nun einen tatkräftigen Widerstand gegen die Italiener ins Leben riefen. Unter ihnen befand sich auch Nuri Pascha, Bruder des türkischen Generalstabschefs Enver Pascha und ehemaliger Abgeordneter von Tripolis in der türkischen Kammer. Sofort nach Kriegsausbruch hatte er den Befehl über die arabischen Freiwilligenscharen übernommen und bildete nun die Seele des Kampfes gegen die Italiener. Gleich seinem berühmten Bruder besitzt der erst 34 Jahre alte Nuri eine hervorragende militärische Begabung, von der er zuerst im Tripoliskriege zahlreiche glänzende Proben gegeben hatte.

An dem angesehenen und großen Stamm der Senussen, die in Tripolitanien und dem ägyptischen Grenzgebiet ein unstetes Nomaden- und Beduinenleben führen, fand Nuri Pascha getreue Bundesgenossen gegen Engländer und Franzosen. Die Senussen, deren Großscheich mit echt orientalischer Diplomatenschlauheit die Feinde der Türkei über seine wahren Absichten zu täuschen verstand, fielen in die Cyrenaika ein und eroberten in raschem Siegeszuge das ganze Gebiet bis zur Küste, so daß sogar ein Teil der italienischen Flotte zur Unterstützung der bedrängten Truppen abgehen mußte.

Im Laufe des Frühjahrs und Sommers 1916 drangen die Senussen immer weiter in Tripolis vor und vereinigten sich mit den Scharen Nuris, der nun zu einem letzten vernichtenden Schlag gegen die Italiener ausholen konnte, so daß diese eine feste Stellung nach der anderen räumen mußten und schließlich kaum mehr in der Lage waren, sich in den Küstenstädten zu halten, die sie mit Drahtverhauen, Minen, Feldbefestigungen und Schützengräben umgeben und in Verteidigungszustand gesetzt hatten. Während die Senussen die Engländer in Westägypten aufhielten, begann Nuri Pascha mit seinen Streitkräften, die mit erbeutetem feindlichen Material gut ausgerüstet waren, den Hauptangriff gegen das befestigte italienische Lager von Misrata, das westlich von Tripolis liegt und eine der bedeutendsten Städte des ganzen Gebietes ist. Nuri, der als türkischer Pascha die Maßnahmen der Freiwilligen und Araber leitete, begann Mitte Juli Misrata anzugreifen. Nachdem er einen Ausfallversuch der italienischen Besatzung, deren eingeborene Soldaten hierbei in Scharen zu den Türken überliefen, blutig zurückgeschlagen hatte, gelang es ihm, wie das türkische Hauptquartier am 19. Juli amtlich bekannt gab, die Ortschaften Misrata und Djedahie dem Feind im Sturm zu entreißen. Die Italiener, die vor den Mauern der alten Türkenfestung hinter ihrem verschanzten Lager und gedeckt durch rasch im Sande aufgeworfene Gräben den Angriff des Feindes aufzuhalten hofften, wurden von den anbrausenden Wüstensöhnen überrannt und auf Misrata zurückgeworfen. Dieses selbst, Sliten-Zuara, Beni-Ulid, Tarhuna und das ganze Ghebelgebiet wurden vom Feinde gesäubert. Ganz Tripolitanien, das die Italiener einst mit schweren Blutopfern Schritt für Schritt erobern mußten, war binnen weniger Wochen vollständig wieder im Besitz der Aufständischen. 200 Offiziere und 6000 Mann mußten die Italiener als Gefangene zurücklassen; außerdem nahm ihnen Nuri Pascha 24 Geschütze und große Mengen Kriegsmaterial ab.

Neues von der Feldpost.

Von C. W. Kollatz, Postinspektor a. D.

(Hierzu die Bilder Seite 378 und 379.)

Tausende von Kilometern legt der Krieg zwischen die Heimat und das deutsche Volksheer, aber die Feldpost umschlingt beide mit einem tröstlichen Bande wechselseitigen Verkehrs, das stark und fest geknüpft sein muß, um alle Belastungsproben auszuhalten. Die zu Beginn des Krieges hier und da laut gewordenen Klagen über das Versagen der Feldpost, das, wie wir jetzt alle wissen, hauptsächlich in der militärisch notwendigen Geheimhaltung der Truppenstandpunkte seinen Grund hatte, sind längst verstummt. Die Feldpost zeigt sich, je länger je mehr, ihren ständig größer werdenden Aufgaben völlig gewachsen.

Der Brief nach dem Felde geht vom Aufgabepostamt zur nächsten der 23 über das ganze Reichsgebiet verteilten inländischen Feldpostsammelstellen, deren Beamtenstand seit Kriegsbeginn von 3100 auf 14 000 Köpfe vermehrt worden ist. Hier werden die Sendungen beim Sortieren zunächst auf die Vollständigkeit der Aufschrift geprüft. Man wird mit Erstaunen hören, daß täglich etwa 140 000 Sendungen Mängel in der Aufschrift zeigen, von denen aber durch die Findigkeit der Beamten 115 000 mit mehr oder weniger Mühe wieder flott gemacht werden, während der hoffnungslose Rest zurückbleiben muß. Eine große Anzahl von Sendungen muß ferner wegen mangelhafter Verpackung täglich ausgesondert werden. Sie werden in der „Krankenstube" nach Möglichkeit wiederhergestellt.

Die „marschfähigen" Sendungen werden an der Hand von gedruckten „Feldpostübersichten", die über den Standort der einzelnen Truppenverbände Aufschluß geben, und die wegen der fortwährenden Änderungen inzwischen mehr als 90 Auflagen erlebt haben, zunächst „grob" und dann „fein" sortiert. Alsdann gelangen sie, möglichst nach Truppenteilen kleinster Ordnung (Kompanie, Batterie und dergleichen) in Bunde oder Beutel verpackt, zu dem Anfangspunkt der in Betracht kommenden Etappenpoststraße, dem sogenannten „Leitpunkt", einer heimischen Postanstalt nahe

Feldpostexpedition im Unterstand (östlicher Kriegsschauplatz).

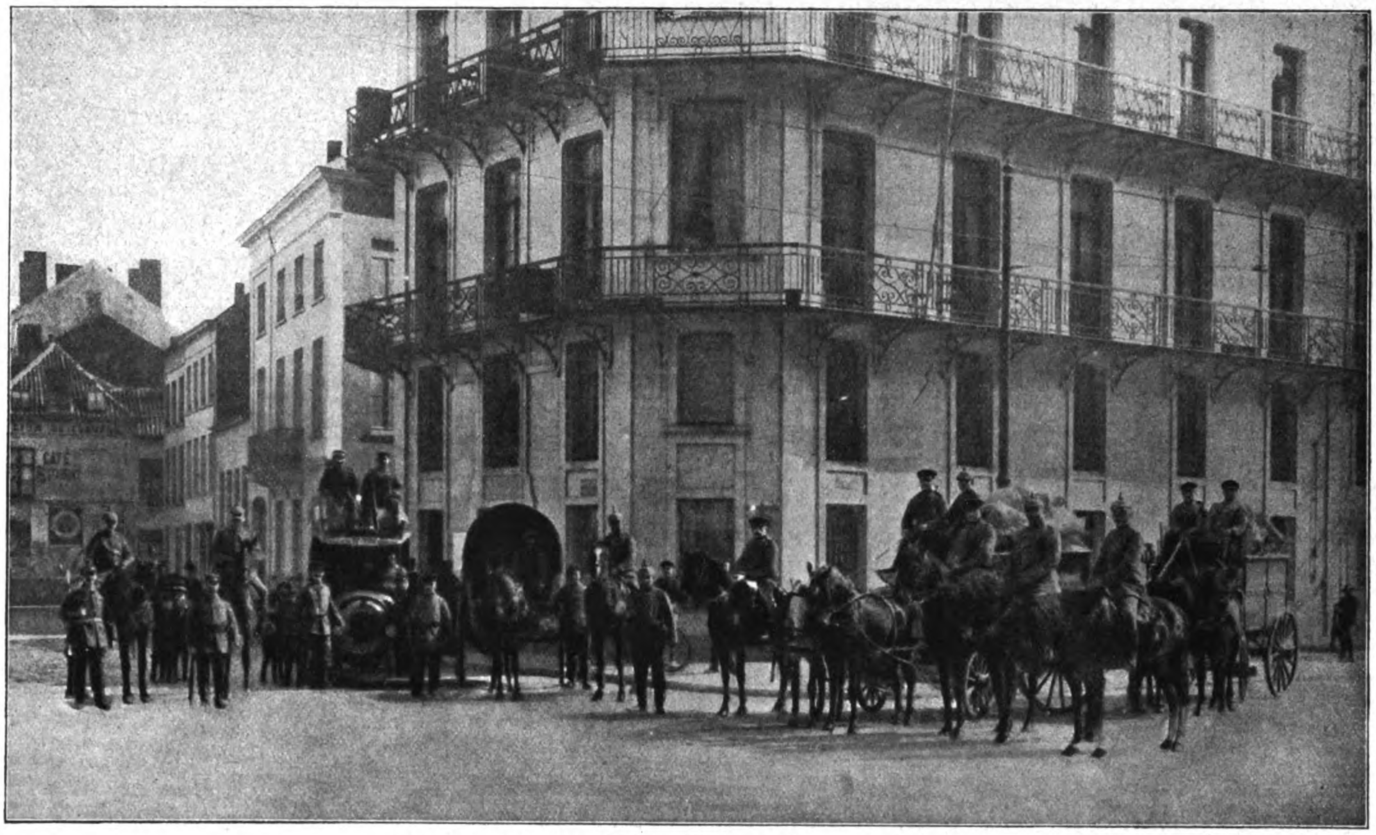
der Grenze. Von hier werden die Sendungen den an der Etappenpoststraße nach Bedarf angelegten „Feldpoststationen" zugeführt, die zwar meist schon in Feindesland liegen, aber in der Regel stabil sind. Die Feldpoststationen endlich sorgen für die Beförderung der Sendungen zu den mobilen Feldpostexpeditionen, die den marschierenden Truppen, und zwar meist im Verbande des Divisionstabes, folgen, und bei denen die Postsachen von den Truppenteilen abgeholt werden. Die Feldpostexpeditionen sind bei ihrer vorgeschobenen Lage keineswegs immer vor feindlichem Feuer sicher, auch sind ihre Beamten den Anstrengungen und Entbehrungen des Krieges stets reichlich ausgesetzt, und ihre Arbeit unter oft gänzlich unzulänglichen räumlichen Verhältnissen ist keineswegs leicht.

Mit großen Schwierigkeiten ist oft auch die Herbeiholung der Post von der nächsten Feldpoststation verbunden, namentlich wenn, wie in Rußland, die Wege aus grundlosem Sande oder Morast bestehen.

Die nach der Heimat bestimmten Feldpostsendungen werden in der Regel bei den Truppenteilen gesammelt und von diesen den Feldpostexpeditionen zugeführt. Bisweilen zu sorgen haben. Dieses Verfahren trägt wesentlich zur Entlastung der reichlich beschäftigten Feldpostexpeditionen und zur Beschleunigung der Beförderung bei.

Auch bei der Beförderung der im Felde aufgelieferten Sendungen zu der nächsten Feldpoststation spielen die meist mangelhaften Wegverhältnisse natürlich eine verhängnisvolle Rolle, aber immerhin gestalten sich hierbei die Verhältnisse insofern einfacher, als es sich um feststehende Bestimmungsorte handelt. Bei den nach dem Felde gerichteten Sendungen muß dagegen meist erst eine zeitraubende und unsichere Ermittlung des jeweiligen Aufenthaltsortes der Truppe erfolgen, damit sie von dem Eintreffen der Post benachrichtigt werden kann.

Den erheblichen Ausgaben, die der Postverwaltung durch die Einrichtungen der Feldpost und der Post in den besetzten Gebieten erwachsen, stehen leider nicht entsprechende Einnahmesteigerungen gegenüber, weil die Feldpostsendungen zum weitaus größten Teil gebührenfrei, zum anderen Teil gegen ermäßigte Gebühr befördert werden. Das Ergebnis des Rechnungsjahres 1915 ist deshalb bei der Reichspost um 180 Millionen Mark hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Aber dieser an sich bedauerliche Minderbetrag spielt gegenüber dem großen Vorzug, daß unsere braven Feldgrauen gebührenfreie Briefe mit der Heimat wechseln können, keine Rolle.



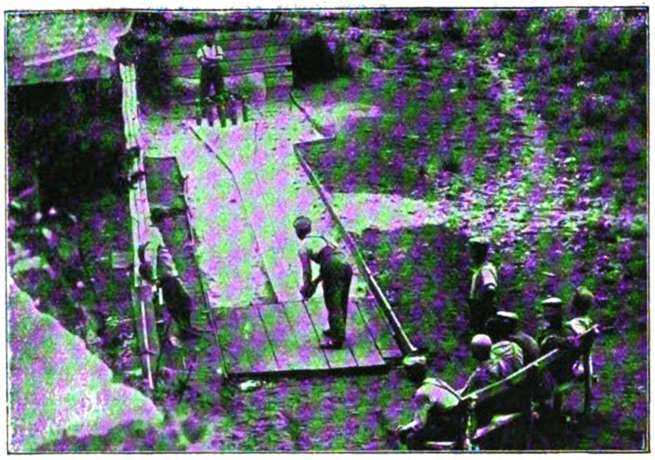
Die Feldpost in einer Stadt auf dem westlichen Kriegschauplatz.

sind aber auch mehr oder weniger vorschriftsmäßige Briefkästen zu diesem Zwecke vorhanden. Auf der Berliner Kriegsausstellung wurde unter anderem ein französischer Tornister gezeigt, der durch Anbringung eines Schlitzes zum Kaiserlich deutschen Feldpostbriefkasten „umgearbeitet" worden war.

Für die Beförderung der im Felde aufgelieferten Sendungen hat sich das Reichspostamt, dem die Feldpost in technischer Beziehung untersteht, die während des Krieges gesammelten Erfahrungen zunutze gemacht und deshalb eine neue Einrichtung getroffen, die sich gut bewährt. Die Sendungen, die bei einer einzigen Feldpostanstalt oft in Massen von 30 000 bis 40 000 Stück täglich aufgeliefert werden, erfahren dort nur eine Sonderung nach zwei großen Gruppen. Die eine umfaßt die auf dem Kriegschauplatz verbleibenden, die für die Heimatprovinz der Feldpostanstalt bestimmten und die nach großen Orten, zum Beispiel Berlin, gerichteten Briefe. Diese werden sortiert, in Bunde oder Beutel verpackt und möglichst unmittelbar ihrer Bestimmung zugeführt. Alle übrigen Briefe werden unbearbeitet an bestimmte, nahe der Grenze gelegene, heimische „Postverteilungstellen" abgegeben, die für die weitere Bearbeitung und Verteilung der Sendungen

Zum Schlusse noch einige Zahlenangaben über unsere Feldpost. Die Feldpost bearbeitet täglich nahezu 16 Millionen Briefe, das ist fast das Vierzigfache dessen, was die deutsche Feldpost im Kriege 1870/71 geleistet hat. Nach der Front sind aus dem Deutschen Reiche durch Vermittlung der heimischen Feldpostsammelstellen von August 1914 bis Ende März 1916 etwa 4,6 Milliarden Feldpostbriefe befördert worden. Da in dieser Zeit außerdem etwa 3,1 Milliarden Feldpostbriefe im Felde aufgeliefert wurden, beträgt die Gesamtzahl bis Ende März also 7,7 Milliarden Briefe. Zur Beförderung von 59 000 Feldpostbriefsäcken, die täglich ins Feld gehen, dienen unter anderem 1200 Feldpostkraftwagen, die täglich mit 1,5 Millionen Kilogramm Briefpost belastet werden.

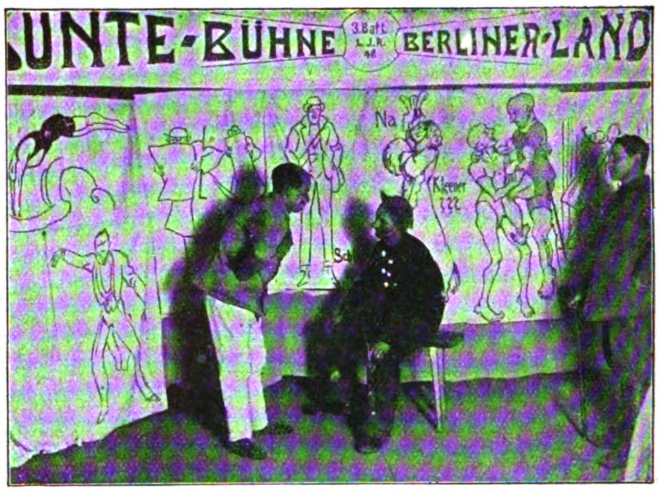
Außer den schon eingangs erwähnten 14 000 bei den Feldpostsammelstellen tätigen Beamten werden noch rund 5300 bei der eigentlichen Feldpost und rund 1780 Post- und Telegraphenbeamte in den besetzten Gebieten beschäftigt.



Kegelbahn hinter der Front.

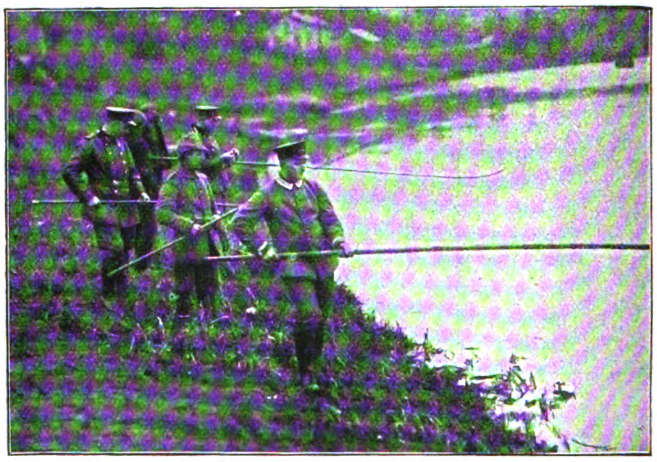
Beim Krocketspiel in einem flandrischen Küstenort.

Kinovorstellung im Quartier.



Theatervorstellung im Unterstand.

Beim Boxen.



Beim Angeln in der Maas.

Kraftfahrerkapelle bei lustiger Musik.
Die Reifenschachtel dient als Trommel, sonstige Wagenbestandteile und Geräte vertreten andere Musikinstrumente.

Beim Skat vor dem Quartier.

Unterhaltungen der Feldgrauen hinter der Front.

Nach Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die Verluste der **Russen** an Gefallenen, Vermißten und Verwundeten seit dem Beginn der großen Brussilowschen Angriffsbewegung am 1. Juni 1916 wurden von dem Ausweis des Kiewer Erkennungsdienstes gegen Ende Oktober mit 1 797 522 Mann und 85 981 Offizieren angegeben. An diesen ungeheuren Einbußen gemessen, erschien das Ergebnis der russischen Anstrengungen äußerst gering: nach anfänglichen Erfolgen gegen die österreichisch-ungarischen Verbände war die Vorwärtsbewegung lange vor Erreichung der ersehnten Ziele Lemberg und Kowel auf halbem Wege stecken geblieben. Die von den Russen im Oktober mit schon wesentlich bescheideneren Zielen unternommenen Angriffe waren von der neu gefestigten österreichisch-ungarischen Armee unter Mithilfe umfangreicher deutscher Verbände nicht nur abgeschlagen worden, sondern die Verbündeten konnten bereits selbst zu größeren Gegenangriffen ausholen und hatten begründete Aussicht, ihre Front durch Wegnahme geeigneter feindlicher Stellungen mit der Zeit mehr und mehr zu verbessern.

Brussilows große Armee war nachgerade so stark mitgenommen, daß ihre Stoßkraft außerordentlich herabgemindert war, zumal die immerhin noch vorhandenen Reserven nur eben ausreichten, die täglichen Abgänge zu ersetzen und die gelichteten Regimenter wieder aufzufüllen. Bei dieser Sachlage fehlte den Angriffen der Russen, mit denen sie auch in der zweiten Oktoberhälfte nicht sparten, der große Zug, der ihnen früher eigen gewesen war.

Nach seinen letzten Mißerfolgen westlich Luck beschränkte sich der Gegner am 17. Oktober hier auf lebhaftes Artilleriefeuer. Bei Zwyzyn, nordwestlich Zalosce, griffen russische Abteilungen die österreichisch-ungarischen Stellungen an, wurden aber durch das Abwehrfeuer verlustreich zurückgetrieben. Die Kämpfe an der Narajowka, in denen die örtlichen Angriffe der Russen den größten Umfang angenommen und offenbar größere Ziele als bloße Frontverbesserungen erstrebt hatten, nahmen am 17. Oktober ihren Fortgang. Diesmal aber waren die Rollen vertauscht: die bisherige Verteidigung befand sich im Angriff. Bayerische Bataillone, die nach ausgiebiger Artillerievorbereitung zum Sturm gegen die russischen Stellungen schritten, eroberten südwestlich Herbutow auf dem westlichen Ufer der Narajowka einen russischen Stützpunkt und brachten eine größere Anzahl Gefangene und stattliche Beute ein.

Am 18. Oktober griffen die Verbündeten auch auf dem Westufer des Stochod, nördlich Siniawka, feindliche Stellungen mit Erfolg an. Bei Bubnow waren an diesem Tage russische Gardetruppen die Angreifer, sie wurden aber mit schweren Verlusten heimgeschickt. — An der Narajowka wurde ebenfalls weiter gekämpft. Die Deutschen verfolgten dabei das Ziel, die Russen aus den Stellungen, die sie auf dem westlichen Ufer noch besetzt hielten, zu vertreiben. Nach dem schönen Erfolge, der den Bayern Tags zuvor hier beschieden gewesen war — sie hatten bei der Wegnahme des schwer befestigten russischen Werkes Ptiakowa bei Herbutow, das von acht feindlichen Kompanien amurischer Regimenter verteidigt wurde, keinen Toten und nur 43 Verwundete gehabt —, bot das Vorhaben, die deutsche Stellung in diesem Abschnitt noch weiter zu verbessern, gute Aussichten. Die deutsche Linie machte zwischen Swistelniki an der Narajowka und dem vier Kilometer weiter südlich am westlichen Flußufer gelegenen Dorfe Skomorochy-Nowe einen nach Osten offenen, sich um etwa zwei Kilometer von der Narajowka entfernenden Bogen. Innerhalb dieser auf dem westlichen Ufer des Flusses gelegenen Einbuchtung der deutschen Front besaßen die Russen einige wichtige Höhenstellungen, von denen aus sie die rückwärtigen Verbindungen der Verteidigung stellenweise wirksam unter Artilleriefeuer nehmen konnten. Auch waren sie, gestützt auf diese günstigen Stellungen, zu wuchtigen Infanterievorstößen sehr wohl in der Lage. Diese waren aber trotz äußerster Rücksichtslosigkeit, infolge deren die Russen hier in dreitägigem erbitterten Ringen 25 000 Mann Verluste hatten, von der Verteidigung stets abgewiesen worden. Doch wünschte diese schon lange, den unbequemen Gegner aus seiner vorteilhaften Stellung zu vertreiben. Nach dessen großen Einbußen während der letzten Tage setzten die Deutschen daher am 19. Oktober mit bedeutenden Kräften einen starken Angriff an, den sie durch schweres Trommelfeuer einleiteten. Dann stürzten sich die Pommerschen Grenadiere auf den Feind und entrissen ihm trotz zähester Verteidigung südwestlich Swistelniki die wichtige Höhe 345 nebst einem weiter südlich gelegenen Vorwerk, das die Russen zu einer Art Festung ausgebaut hatten. Über 2000 Mann ließen sie gefangen in der Hand des Siegers.

Am Stochod versuchte der Gegner am 19. das am vorhergehenden Tage verlorene Gelände zurückzugewinnen, hatte aber mit seinen Gegenangriffen keinerlei Erfolg. Auch die Fortsetzung dieser Bemühungen am 20. Oktober trug ihm nur schwere Verluste ein. — An diesem Tage dehnten die Deutschen an der Narajowka ihren Gewinn weiter aus. Hatten sie am 19. den nördlichen Teil der in ihre Front vorspringenden russischen Stellungen auf dem westlichen Ufer angegriffen, so wandten sie sich nun gegen eine südlich gelegene russische Höhenstellung bei dem Dorfe Skomorochy-Nowe. Westlich von diesem hatten die Russen ein unübersehbares Grabengewirr ausgebaut und mit Truppen und Maschinengewehren dicht besetzt. Gegen diese Stellung richteten die deutschen Geschütze ein gewaltiges Feuer. Unter der russischen Besatzung wurde so furchtbar aufgeräumt, daß es dem Gegner nicht möglich war, die Leichen der Gefallenen zu bergen und hinter der Front zu bestatten; er mußte sich darauf beschränken, die Toten kurzerhand mit Erde zu bedecken und auf den betreffenden Stellen rohe Holzkreuze aufzurichten. Die Überlebenden räumten die Stellung und ließen das Leichenfeld in der Hand der Deutschen. Auch in der Mitte des Abschnitts, zwei Kilometer südwestlich Swistelniki, wurde die Vertreibung des Gegners gefördert. Unter dem Befehl des Generalmajors v. Gallwitz drangen Gardefüsiliere durch die sogenannte Quellschlucht vor und verjagten den Feind, dem sie große blutige Verluste zufügten, aus seinen Gräben. Bei Swistelniki suchten die Russen ihren Verlust vom 19. Oktober bis zum 22. vergeblich durch Artillerietätigkeit und Sturmangriffe wieder wett zu machen.

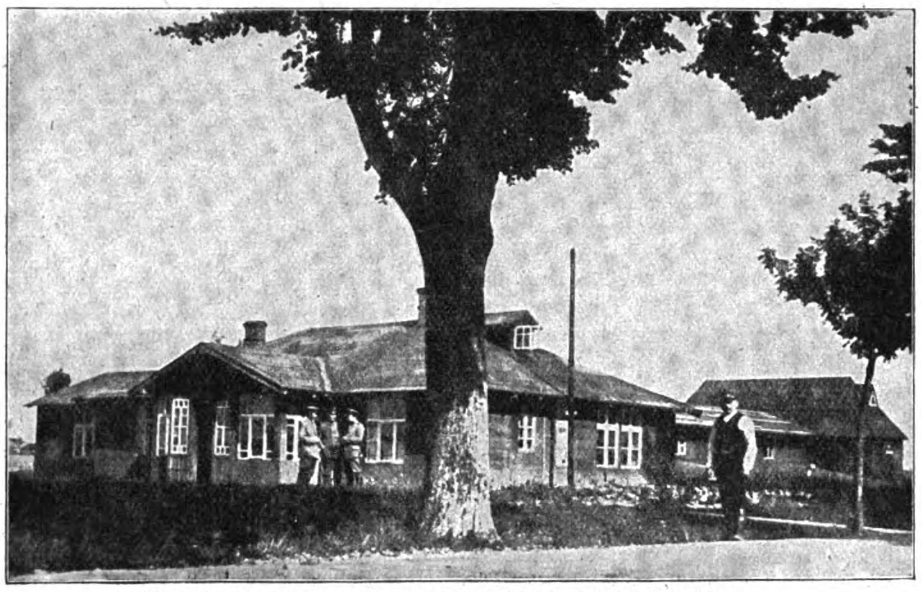
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant v. Cossel und sein Flugzeugführer Vizefeldwebel Windisch.

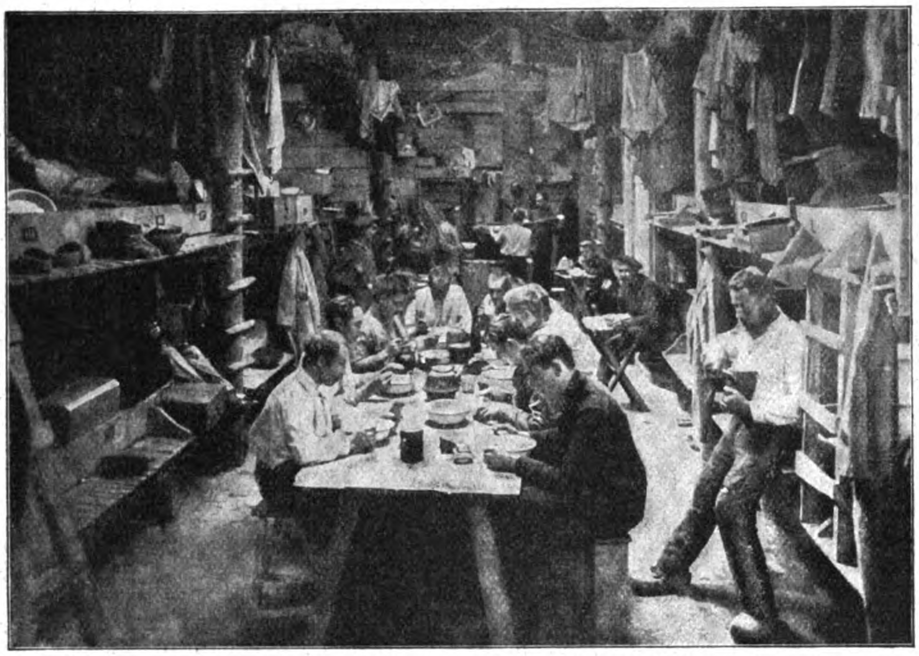
Oberleutnant v. Cossel, von Vizefeldwebel Windisch südwestlich von Rowno vom Flugzeug abgesetzt und nach 24 Stunden wieder abgeholt, hat an mehreren Stellen die Bahnstrecke Rowno—Brody durch Sprengung unterbrochen.

Der 22. Oktober führte an der Narajowka zur Entscheidung. Eröffnet wurden die Kämpfe an diesem Tage durch die Russen. Aus ihrer Stellung im Walde von Swistelniki brachen sie nach schwerster Artillerievorbereitung schon gegen fünf Uhr morgens zum Sturm vor, um nochmals die Wiedereroberung des seit dem 19. eingebüßten Geländes zu versuchen. Aber obwohl sie überlegen abgewiesen wurden, wollten sie ihre wertvolle Stellung um jeden Preis halten. Schon gegen zehn Uhr morgens hatten

Amerikan. Copyright 1917 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Baracken des Kriegsgefangenenlagers Tublauken bei Gumbinnen.



Die Kriegsgefangenen des Lagers Gumbinnen in ihrer Lagerstätte beim Morgenkaffee.

Ankunft der Post für die Kriegsgefangenen des Lagers Stallupönen.

Aus den ostpreußischen Kriegsgefangenenlagern.

Die in diesen Lagern untergebrachten Gefangenen verschiedener Volkszugehörigkeit arbeiten mit an dem Wiederaufbau der durch die Russen zerstörten ostpreußischen Städte.

Nach Aufnahmen von Hofphotograph Kühlewindt, Königsberg i. P.

sie frische Reserven vom östlichen Flußufer herangezogen und erneuerten ihren Angriff. Der Kampf spielte sich unter ungewöhnlich schwierigen Umständen ab: beiderseits stand das Wasser knietief in den Gräben, und das gesamte Gelände war so schlüpfrig, daß auch ohne Kampf ein Vorwärtskommen fast unmöglich erschienen wäre. Und dazu galt es nun für die Deutschen, mit dem Feinde fertig zu werden, der hinter jedem Baum Leute mit Handgranaten aufgestellt hatte und, wie sich später aus den Aussagen von Gefangenen ergab, den Deutschen an Zahl vielfach überlegen war. Die Russen kämpften verzweifelt, da sie wußten, daß es ums Ganze ging: wenn sie wichen, so waren ihre gesamten Streitkräfte auf dem westlichen Narajowkaufer von der Vernichtung bedroht. Und doch überwanden die Deutschen alle noch so großen Schwierigkeiten in kurzer Zeit und mit verhältnismäßig geringen Verlusten. Als die Russen gewahr wurden, daß sich der Sieg den Deutschen zuzuneigen begann, griff plötzlich eine sinnlose Angst in ihren Reihen um sich; die ganze Masse begann zu weichen, und schließlich artete die immer rascher werdende Rückzugsbewegung in regellose Flucht aus. Über die Osthänge des Swistelnikiwaldes nach der Narajowka hinab ergoß sich der Feind in dichten Kolonnen. Die deutsche Artillerie hielt reiche Ernte; nahm sie doch alle Brücken und Stege unter ihr stärkstes Feuer.

Während hierdurch die blutigen Verluste der Russen zu großer Höhe anschwollen — unter anderem war ihre 41. Division gänzlich vernichtet und die 3. finnländische Infanteriebrigade nahezu aufgerieben worden —, blieb die Zahl der ihnen abgenommenen Gefangenen an diesem Tage vergleichsweise gering. Innerhalb der ganzen Woche jedoch, die die Schlacht an der Narajowka gewährt hatte, bis sie mit der völligen Säuberung des Westufers vom Gegner (siehe das Bild Seite 384/385) ihren Abschluß fand, hatten diese über 5000 Mann an Gefangenen (siehe auch die Bilder auf dieser und der nächsten Seite) eingebüßt und ferner zahlreiche Maschinengewehre und Minenwerfer sowie viel sonstiges Kriegsgerät verloren.

Westlich Luck ereigneten sich während der Narajowkakämpfe und auch in den folgenden Tagen heftige Artilleriegefechte wie auch gelegentliche Infanterieangriffe des Gegners, der indessen niemals durchzudringen vermochte. Gegen den 25. Oktober steigerte sich die Artillerietätigkeit in diesem Raume noch erheblich und dehnte sich zugleich auf die deutschen Stellungen nördlich des Platzes aus; ebenso die Infanterieangriffe, die, vielfach durch Gasangriffe vorbereitet, sich bis über die deutsche Front an der Schtschara erstreckten. Wo immer aber die Russen hier zum Sturm vorgingen, stets wurden sie blutig zurückgewiesen. In dem Abschnitt westlich Luck stürmten die Russen nach zweitägigem Trommelfeuer am 28. Oktober wieder bei Zaturcy, konnten aber keinerlei Erfolg erzielen. Trotz-

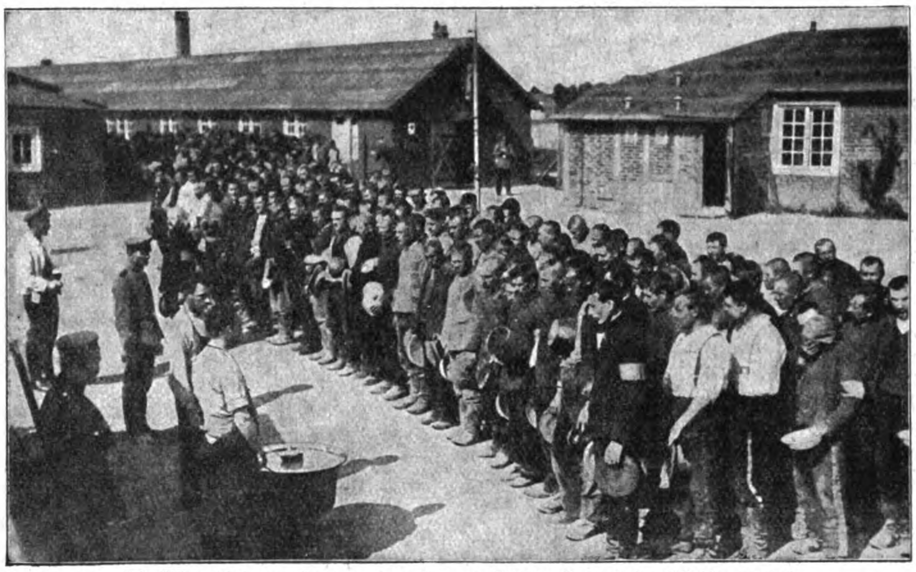
dem bereiteten sie schon gleich am nächsten Tage durch stärkstes Feuer einen neuen Massensturm vor, der westlich Pustomyty und bald darauf auch östlich Szelow mit großer Wucht gegen die Stellungen der Deutschen anbrandete. Doch schon im deutschen Abwehrfeuer wurden die Russen verlustreich zur Umkehr gezwungen. Dennoch rafften sie sich auch in den folgenden Tagen immer aufs neue zu heftigen Vorstößen auf.

* * *

Daß den Russen in dieser Zeit kein größerer Erfolg beschieden war, hatte seinen Grund nur zum Teil in ihrer Erschöpfung; daneben wirkte auch der Umstand schwächend auf ihre Stoßkraft, daß sie wiederholt große Truppenmassen zur Unterstützung der **Rumänen** abgeben mußten. Auf der vordem ausschließlich gegen die Russen gerichteten Ostfront der Verbündeten ergab sich nunmehr für deren südlichsten, größtenteils in den Karpathen gelegenen, neuerdings aber bis zum Predealpaß sich erstreckenden Abschnitt unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl (siehe das Bild Seite 386) mehr und mehr die Aufgabe, der in Siebenbürgen vorgehenden Armee Falkenhayn in die Hände zu arbeiten. Von den in dieser Absicht erfolgenden Unternehmungen der Truppen des Erzherzogs Karl ist besonders ein kräftiger Vorstoß in den Südkarpathen an der rumänisch-russisch-ungarischen Grenze hervorzuheben, der am 19. Oktober unternommen wurde und trotz aller Schwierigkeiten, die das gebirgige Gelände und das früh eingetretene Winterwetter boten, zur Vertreibung der Russen vom Gipfel des Rusulni führte. Neben den Russen standen den Verbündeten in diesem Abschnitt auch Rumänen gegenüber. Die zahlreichen Schluchten des Waldgebirges boten dem Gegner vortreffliche Schlupfwinkel, aus denen er, wenn große Verluste vermieden werden sollten, nur durch planmäßige Kleinarbeit vertrieben werden konnte. Wo es zu Zusammenstößen kam, wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft. Von irgendwelcher Schonung, vor allem den Rumänen gegenüber, war keine Rede, da dieser Gegner hinlänglich als der unter allen grausamste und tückischste bekannt war.

Allmählich entwickelte sich von den Karpathen bis tief südlich der ungarischen Grenze entlang eine im ganzen einheitliche Kampfhandlung, deren Brennpunkt der Predealpaß und das ihn umgebende, teilweise schon rumänische Gelände bildeten (siehe Bild Seite 388). Trotz des bereits herrschenden Frostwetters kamen die Angreifer Schritt für Schritt voran. Am 22. Oktober gelang es ihnen, einige Vorsprünge ihrer Gesamtfront am Predealpaß durch kräftige Vorstöße auszugleichen und sich damit günstige Möglichkeiten für ein gesichertes weiteres Fortschreiten zu eröffnen.

Der 23. zeitigte einen neuen schönen Erfolg der Verbündeten, obwohl die Rumänen alles aufboten, ihn zu vereiteln, zumal es sich hier um eine



Russische Kriegsgefangene des Lagers Stallupönen beim Mittagsgebet.

Fünf verschiedenen Völkern angehörende Gefangene des Lagers Stallupönen beim Kartoffelschälen.

Engländer, Franzose, Serbe, Russe und Belgier in der Kantine des Kriegsgefangenenlagers Stallupönen. Das Bild ist ein Beweis für die gute Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland.

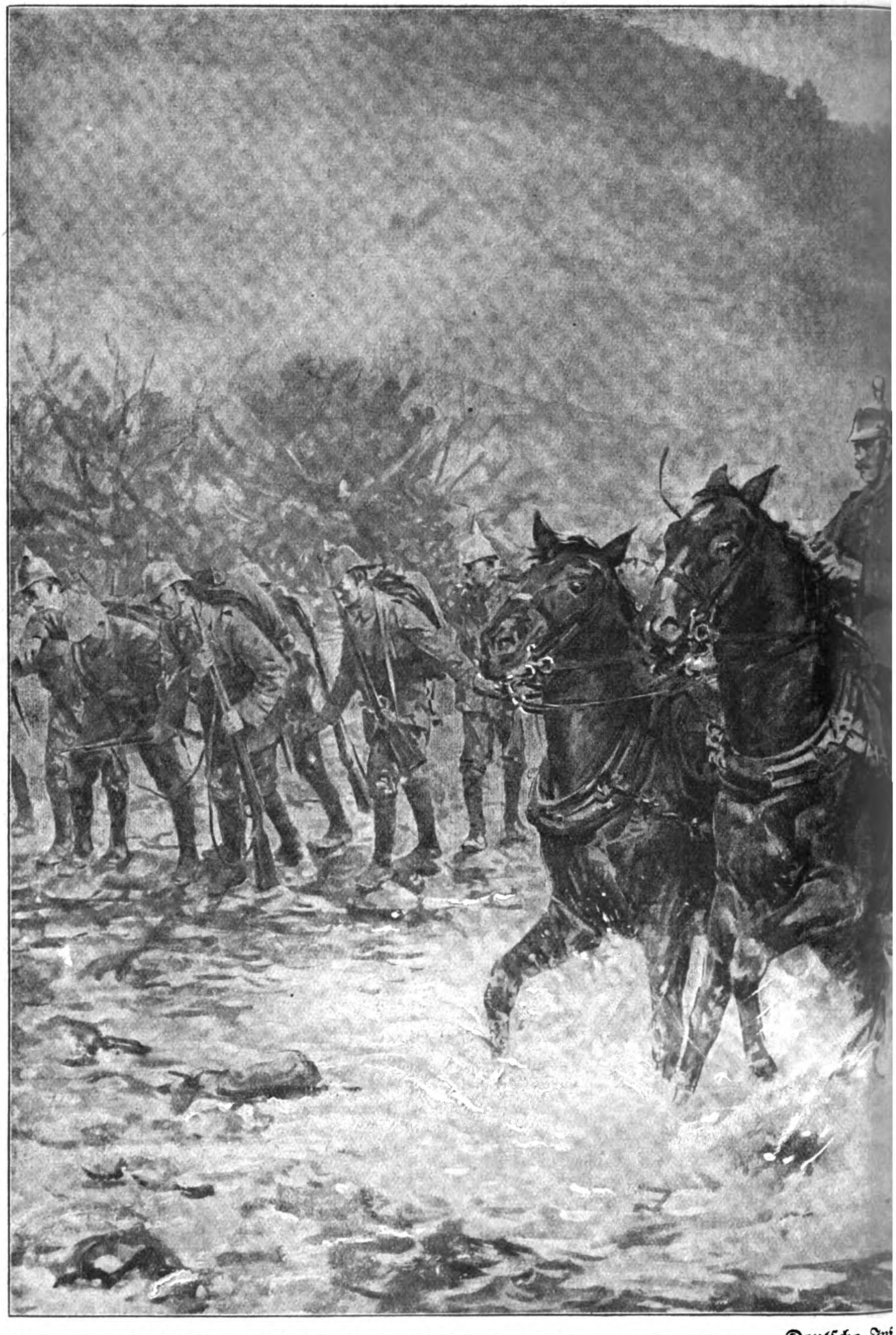
Aus den ostpreußischen Kriegsgefangenenlagern.

Die in diesen Lagern untergebrachten Gefangenen verschiedener Volkszugehörigkeit arbeiten mit an dem Wiederaufbau der durch die Russen zerstörten ostpreußischen Städte.

Nach Aufnahmen von Hofphotograph Kühlewindt, Königsberg i. P.

wichtige Eingangspforte in ihr Land handelte, um die Straße, auf der eine der bedeutendsten Bahnverbindungen über Predeal nach Bukarest führt. Ersteren Ort, eine beliebte Sommerfrische der reichen Bukarester, wollten die Rumänen um keinen Preis in die Hand des Gegners fallen lassen. Durch starke Erdbefestigungen hatten sie Predeal geschickt verschanzt, Häuser und Villen zu Schlupfwinkeln und Stützpunkten ausgebaut. Doch die Geschosse der deutschen und österreichisch-ungarischen Batterien zerstampften sehr bald die von den Rumänen angelegten Erdwälle, Gruben und Unterstände. Trichter um Trichter senkte sich in ihre Stellungen, weithin wurde der Boden aufgewühlt und umgepflügt, zu Tausenden fielen die Rumänen tot oder verwundet diesem Wirbelsturm wilder Zerstörung zum Opfer. Trotzdem stieß die Infanterie bei ihrem Sturmangriff am 23. Oktober noch auf eine starke Übermacht. Es gelang ihr dennoch, mit verhältnismäßig geringen Verlusten den zähen Widerstand des Gegners zu brechen und ihm Predeal Haus um Haus zu entreißen. Am Nachmittag gingen Ungarn und Deutsche mit glänzendem Gelingen zum letzten Angriff gegen den Bahnhof vor. Damit hatten sie Predeal in ihren Besitz gebracht.

Auch an den verschiedensten anderen Punkten des siebenbürgisch-rumänischen Grenzgebirges wurde unablässig um den Durchbruch nach Rumänien gerungen. Am 24. Oktober wich der Gegner nördlich Campolung und am Vulkanpaß (siehe die Karte Seite 387), der von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gestürmt wurde. Über Predeal hinaus drangen die Verbündeten am 25. in günstig verlaufenden Kämpfen in der Richtung auf Sinaia und Campolung weiter vor. Gleichzeitig erkämpften sich Bayern gemeinschaftlich mit Österreichern und Ungarn im Trotusultal und südlich des Par Oituz den Übertritt auf rumänischen Boden. Alle Gegenangriffe der Rumänen vermochten das allmähliche Vorwärtskommen der Verbündeten nicht mehr zu hindern. — Beiderseits Dorna Watra gelang österreichisch-ungarischen Truppen am 27. Oktober der Einbruch in russisch-rumänische Stellungen und die Erstürmung einiger Höhen. — Am 28. erreichten die Verbündeten südlich des Tömöser Passes Azuga. Hannoversche und mecklenburgische Jäger erweiterten am nächsten Tage die Fortschritte südöstlich des Roten Turm-Passes durch Erstürmung mehrerer zähe verteidigter Höhenstellungen. Die Zahl der Gefangenen aus den zahlreichen Gefechten der letzten Tage wuchs dabei auf über 700 Mann. Die Rumänen machten zwar mit zunehmender Gefahr immer heftiger werdende Gegenangriffe, erzielten auch wohl vorübergehend Erfolge; im ganzen aber vermochten sie dem wachsenden Druck der Armee Falkenhayn auf die Dauer nicht standzuhalten. Groß waren die blutigen Opfer, die ihre zähe Verteidigung ihnen kostete. Auch die Zahl der Gefangenen erreichte nach und nach eine beträchtliche Höhe: vom 10. bis 31. Oktober waren es über 10000; ferner verloren sie 37 Geschütze, 47 Maschinengewehre, 1 Fahne.



Deutsche Inf
Artillerie beir
ten der N

Nach einer Origi
Professor S

Auf der Dobrudschafront kam es während der Berichtszeit zu überraschenden und schwerwiegenden Entscheidungen. Noch am 17. Oktober hatten Rumänen und Russen sich hier im Angriff befunden und in ihren Berichten behauptet, die Armee Mackensen, wenn nicht zurückgedrängt, so doch zum Stehen gebracht zu haben. Der deutsche Bericht war mehrere Tage sehr zurückhaltend. Doch schon vom 20. Oktober konnte er heftige neue, für die Verbündeten günstige Kämpfe melden. An verschiedenen Stellen war es geglückt, in die feindliche Hauptstellung einzudringen. In der Linie südlich Rasova—Agemlar—Tuzla wurde der letztgenannte Ort genommen, und ebenso fielen die Höhen nordöstlich Topraisar, nördlich Cocargea und nördlich Mulciova in die Hand der Verbündeten. Einige

...anterie und ... Überschrei- ...rajowka.

...alzeichnung von ... Storch.

hundert Rumänen und über 3000 Russen wurden gefangen genommen, 22 Maschinengewehre erbeutet.

Mackensens Streitkräfte standen jetzt unmittelbar vor den beiden Orten Cobadinu und Topraisar, die die nördliche Dobrudscha gegen ihr weiteres Vordringen absperren sollten. Am 21. Oktober entbrannte der Kampf in der Hauptsache um diese beiden mit allen Mitteln zur Abwehr hergerichteten rumänischen Stützpunkte. Gegen Mittag begann der Widerstand des Gegners vor einem umfassenden Angriff starker Artillerie- und Infanteriemassen zu erlahmen; die Rumänen konnten in schwerem Kampf geworfen, Cobadinu und Topraisar genommen werden. Die sofort einsetzende, durch Artilleriefeuer unterstützte Verfolgung des zum Teil in regelloser und wilder Flucht begriffenen Gegners machte dessen Niederlage vollständig. Schon in der Nacht zum 22. Oktober wurde der rechte Flügel der Armee Mackensen in der Richtung auf Constanza angesetzt, während der linke Flügel den Gegner in der Linie Idris Kirus—Rasova hinzuhalten bemüht war. Trotz strömenden Regens und aufgeweichten Bodens erreichte und überschritt der unermüdlich vordrängende rechte Flügel Mackensens die Bahnlinie östlich Murfatlar und nahm bereits am Abend des 22. Oktober die wichtige Hafenstadt Constanza. Deutsche Artillerie, die in starken Massen gegen den Platz angesetzt worden war, hatte im Verein mit deutschen Flugzeugen (siehe das Bild Seite 389) an seiner raschen Einnahme großen Anteil.

Am 23. Oktober erreichte der Vormarsch den Raum von Caramurad. Starke bulgarische Reitermassen griffen die Stadt Medjidia an und erstürmten sie. Nun drückte auch der linke Flügel gegen Rasova vor und nahm es nach heftigem Kampfe ein. Die Siegesbeute wuchs an diesem Tage glänzendster Erfolge auf nahezu 7000 Mann an Gefangenen, 52 Maschinengewehre, 12 Geschütze an; die blutigen Verluste der Rumänen und Russen waren verhältnismäßig noch viel schwerer. Der rasche und doch planmäßige und behutsame Vormarsch der verbündeten Streitkräfte machte auch am 24. Oktober weitere Fortschritte. In der Frühe des 25. war dem linken Flügel Mackensens, der jetzt mit dem rechten Fühlung genommen hatte, ein großer Erfolg beschieden mit der Eroberung des wichtigen Brückenkopfes von Cernavoda. Nunmehr war die russisch-rumänische Dobrudschaarmee ihrer letzten Bahnverbindung beraubt. Die Verbündeten hatten einen Sieg errungen, der die schlimmsten Befürchtungen der Gegner und die kühnsten Hoffnungen der Mittelmächte noch weit hinter sich ließ.

Constanza und Cernavoda gefallen! Damit waren den Rumänen zwei ihrer wertvollsten Stützpunkte entrissen, die unmittelbare Verbindung Rumäniens mit Odessa aufgehoben, russische Hilfe vom Schwarzen Meere aus abgeschnitten. Rumänien war hierdurch ganz auf die Landverbindung mit Rußland angewiesen. Constanza war einst mit einem Aufwand von 50 Millionen Franken zu dem Haupthafen Rumäniens ausgebaut worden. Die Wellenbrecher ragen hier fast eineinhalb Kilometer weit ins Schwarze Meer hinaus und gewährten zahlreichen ein- und auslaufenden, mit Getreide, Vieh und Petroleum, den Haupthandelsartikeln Rumäniens, beladenen Schiffen sicheren Schutz. Constanza war auch der einzige Hafen gewesen, den russische Kriegstransporte von Odessa oder Sebastopol her anlaufen konnten. Die rumänische Flotte war während der zweimonatigen Kriegsdauer längst von deutschen und bulgarischen Luftfahrzeugen, sowie von türkischen und deutschen Unterseebooten gezwungen worden, sich mit dem russischen Geschwader auf dem Schwarzen Meere zu vereinigen und sichere Ankerplätze aufzusuchen, die mehr Sicherheit versprachen als das schon seit geraumer Zeit gefährdete Constanza. Am 23. Oktober hatten auch sieben

russische Kriegschiffe in die Kämpfe an Land mit eingegriffen, ihre Absicht, das hereinbrechende Verderben abzuwenden, jedoch gänzlich verfehlt.

Auch den Verlust Cernavodas, des dritten und größten Brückenkopfes nach Tutrakan und Silistria, mußten die Rumänen schwer empfinden. Hier befand sich ihre einzige Brücke über die Donau. Deutsche Fliegerbomben hatten dieses, eine wichtige Verbindungslinie bildende, mächtige Werk, ein Wunder der Baukunst, das 16 Kilometer lang die Donauarme und das ihnen benachbarte sumpfige Gelände überquerte (siehe Bild Seite 390 oben), schon vorher stark beschädigt und den Feind in der Benutzung der über die Brücke führenden Eisenbahn erheblich behindert. Nun waren die Rumänen selbst gezwungen, die schweren Brückenbogen zu sprengen (siehe Bild Seite 390 unten). Mackensen hatte damit gerechnet, daß der Gegner nach Heranziehung von Verstärkungen heftige Gegenstöße unternehmen werde und hatte, um ihnen begegnen zu können, seinen linken Flügel nur mit äußerster Vorsicht vorgeschoben. Nun zeigte sich, daß der Gegner Kraft und Wagemut zu nochmaligem ernsthaften Widerstand nicht mehr aufzubringen vermochte, wie die von ihm vorgenommene Sprengung der Donaubrücke deutlich bewies. Das Zerstörungswerk geschah so schnell, daß nicht einmal die rumänischen Truppenverbände sämtlich den Weg über den Strom zurücklegen konnten, sondern teilweise in der Dobrudscha blieben, in deren nördliche Teile sie mit den Russen zu entkommen versuchten.

Nach den großen Erfolgen von Constanza und Cernavoda blieb die Armee Mackensen (siehe Bild Seite 387) unter Einsetzung starker Kavallerie dem in die Norddobrudscha zurückgehenden Feinde auf den Fersen und erreichte dabei das erhöhte Gelände zwischen der Donau im Westen und Norden, dem Schwarzen Meere und den großen Uferseen der sumpfigen Donaumündung im Nordosten und Osten. Die militärisch wichtige Linie, die es zu erreichen galt, war das Gebiet Braila—Tulcea. In der Richtung auf diese Linie kamen die Truppen der Verbündeten, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, schon am 26. Oktober in die Gegend des 40 Kilometer nördlich Cernavoda an der Donau gelegenen Ortes Harsova (siehe Karte Seite 387).

* * *

Wie auf russischen Beistand, so hatten die Rumänen in ihrer Bedrängnis auch auf Erleichterung von der **Saloniki**front (siehe Bild Seite 391) her gehofft. Zur Enttäuschung Rumäniens und seiner Verbündeten blieben aber die erwarteten raschen Fortschritte Sarrails aus, obgleich dieser die größten Anstrengungen machte, um sich den Weg nach Monastir zu bahnen. Doch gewann man zugleich den Eindruck, als scheue er sich, durch allzu weite Entfernung von seiner Basis, dem Küstenstrich von Saloniki, seine Kräfte zu zersplittern. Die halbe Million, die ihm nach Eintreffen italienischer Truppen zur Verfügung stand, schien er zur Durchführung größerer Pläne immer noch nicht für genügend zu halten. Jedenfalls war von einer Entlastung für die Rumänen nicht das geringste zu verspüren.

Bis zum 20. Oktober hatten die Serben an der Cernaschleife noch Fortschritte machen können, waren dann aber durch scharfe deutsch-bulgarische Angriffe unter großen Verlusten zurückgedrängt worden. — Westlich des Prespasees versuchten sich die Franzosen vorzuschieben; doch sahen sie sich durch Gefährdung ihrer Verbindungen in ihren Maßnahmen gehemmt und hofften auch vergeblich, mit den Italienern an der albanischen Front Fühlung zu gewinnen, um die Bulgaren (siehe auch die Bilder Seite 392 und 393) in der Flanke bedrohen zu können.

So sehr auch General Sarrail von der Vierverbandspresse zu kräftigem Vorgehen gedrängt wurde, erzielte er weder an der Cerna noch am Doiransee, noch an der Struma andere als ganz vorübergehende Erfolge, die stets sehr bald wieder von empfindlichen Rückschlägen abgelöst wurden. Offenbar wirkte auf Sarrails Entschlußkraft auch der Umstand lähmend ein, daß er sich Griechenlands trotz aller Knebelung des unglücklichen Landes nicht sicher fühlte. — Kaum irgendwo mochten die Erfolge Mackensens in der Dobrudscha freudiger begrüßt, gespannter verfolgt werden, als in Griechenland. Endlich schien Befreiung von hartem Druck zu winken und König Konstantin recht zu bekommen, der unerschütterlich an seiner Auffassung festhielt, daß Deutschland und seine Verbündeten unbezwinglich seien und der Eintritt in den Kampf, nach dem Vorgang Serbiens, Montenegros, Belgiens, auch Griechenlands Untergang bedeuten würde. —

Zum Besuch König Ferdinands von Bulgarien bei der Armee des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Karl, jetzigen Kaisers Karl I.
1. König Ferdinand von Bulgarien. 2. General der Kavallerie Erzherzog Karl (jetzt Kaiser Karl I.). 3. General der Infanterie Kövesz v. Kövesshaza. 4. Kronprinz Boris von Bulgarien.

Vom Mittelländischen Meere her sah sich General Sarrail gleichfalls bedroht durch die Versenkung einer Anzahl Schiffe, die bestimmt gewesen waren, ihm Truppen und Heeresbedarf zuzuführen, durch Unterseeboote der Mittelmächte. Am 2. Oktober wurde der als Unterseebootjäger gebaute französische kleine Kreuzer „Rigel“ durch zwei Torpedoschüsse versenkt, und schon zwei Tage später ereilte den französischen Hilfskreuzer „Gallia“, der Serben und Franzosen für Saloniki an Bord hatte, dasselbe Schicksal; „Gallia“ sank so rasch, daß von diesen Truppen 1000 Mann den Tod in den Wellen fanden. Ferner wurden in rascher Folge

noch weitere Fahrzeuge der Gegner versenkt oder schwer beschädigt So am 7. Oktober der italienische Kreuzer „Liba", am 11. der bewaffnete englische Transportdampfer „Croßhill", der serbische Truppen sowie Pferde an Bord hatte, am 12. der schwer beladene englische Transportdampfer „Sebek". (Fortsetzung folgt.)

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Generalfeldmarschall v. Mackensen besichtigt von dem bulgarischen Thronfolger Kronprinzen Boris begleitet ein bei den Dobrudschakämpfen hervorragend beteiligtes bulgarisches Regiment.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Bartholomäusnacht am Roten Turm-Paß.

Von Kriegsfreiwilligem Karl Leins.

Wo sich das Tosen der schäumenden Alt an den steil ablaufenden Felswänden des Paringgebirges bricht, wo die Berge wie riesige Särge aus dem Boden wachsen, dort befindet sich der berüchtigte Rote Turm-Paß. Der etwa 60 Kilometer lange Paßweg durchschneidet hier in fast kerzengerader Linie die beiden Parallelketten der Karpathen und des siebenbürgisch-rumänischen Grenzkamms in einem engen Tal, das bis auf 350 Meter über dem Meeresspiegel hinabreicht, während sich zu beiden Seiten die Berge emportürmen.

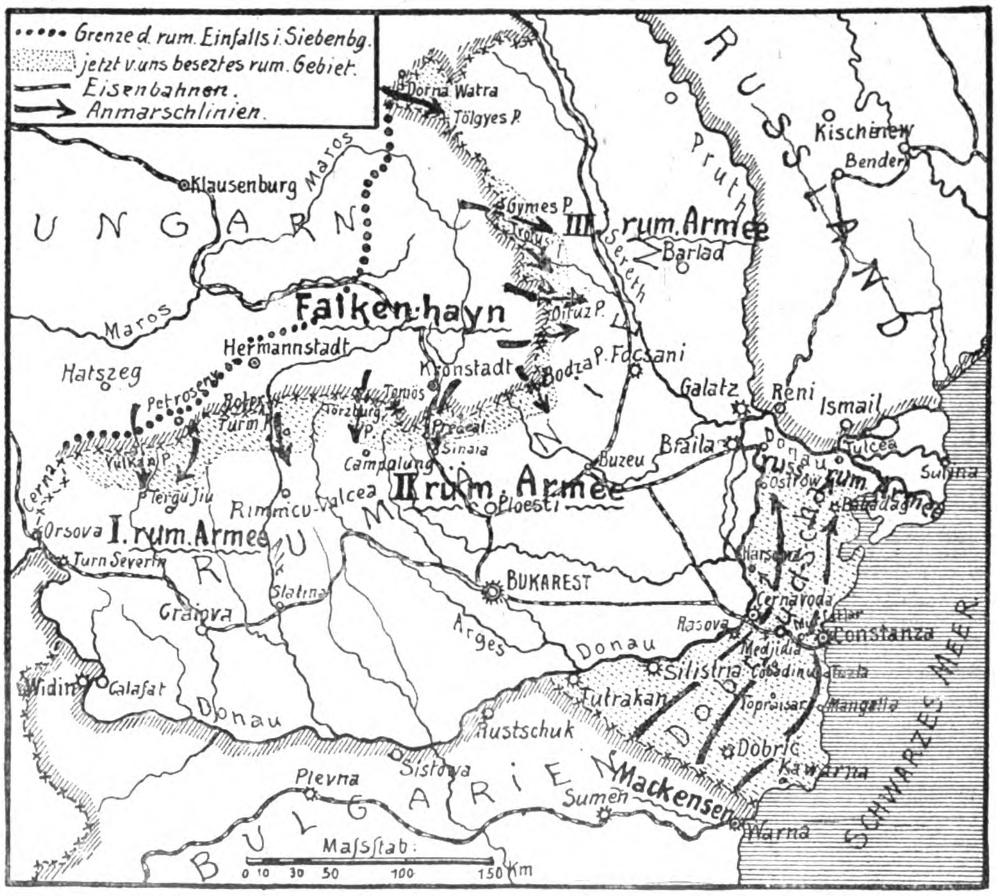
Im Jahre 1600 erlitt hier das erste rumänische Heer eine furchtbare Niederlage unter seinem Anführer, dem walachischen Woiwoden Michael, der als türkischer Vasall einen Einfall nach Siebenbürgen plante.

Nicht weit entfernt von dem „zerbrochenen Turm", in dessen Nähe die blutige Schlacht stattfand, kommt aus dem Berggewirr der Karpathen ein kleines Bächlein, „Valea luifrate" genannt, das die Grenze zwischen Ungarn und Rumänien bildet. Hier herum sollen noch im letzten Jahrhundert römische Ruinen gestanden haben, was die Brückenreste, die noch zu beiden Seiten des Altflusses zu sehen sind, bis auf den heutigen Tag bestätigen.

Nie mehr werde ich jene große Nacht vergessen, in der ich mit bayerischen Truppen das Gebiet des Passes zuerst betrat. Über den schwindelnden Höhen ruhte still und wunschlos der Vollmond, die Bergspitzen leuchteten wie heilige Opferflammen, und aus der schaurigen Tiefe schimmerte schmal wie ein Gedankenstrich der silbrige Gebirgsfluß herauf. Schönheit und Grausen wohnen hier in geschwisterlicher Eintracht dicht nebeneinander.

Als am anderen Tage der Marsch fortgesetzt wurde, zwängte sich der Herbststurm röchelnd wie ein Sterbender durch die korridorengen Felsklüfte, er übertönte vorlaut den Marschtritt der unzähligen eisenbewehrten Kommißstiefel, die wie Dampfhämmer auf den Granitboden niederschlugen, als wollten sie die Welt zerspalten. Dazwischen hinein klang ab und an das dumpfe Geroll der Granaten aus der Ferne herüber, als schöbe Zeus den Donnerwagen durch den Himmel. Plötzlich ging ein Stocken durch die endlosen Regimentsketten. Jäh brach der Gesang ab. Einzelne Kompanien begannen Sturmgepäck zu machen. Unwillkürlich folgten wir. „Laden und sichern!" riefen die Offiziere. Weither knatterten die Maschinengewehre.

Wie ein schauriges Gerücht sickerte die Erregung von einem Bataillon zum anderen. Niemand wußte, was wohl die nächsten Stunden in ihrem Schoße bergen würden. Voller Ungeduld erwarteten wir die Nacht, die heute so lange ausblieb. Leise dämmerte der Abend hernieder. Wir gingen



Kartenskizze zur Umklammerung Rumäniens.

weiter. Drunten in den zerrissenen Zacken rauschte dumpf der Fluß, und die Berge zogen ihre Nebelkappen tiefer über die Stirn. Aus den Schluchten wehte ein frostiger Wind, der das Blut in den Adern hemmte.

Gleich darauf brüllte der Firn auf, und ehe wir uns versahen, öffneten sich die Schleusen des Himmels. Es schien mir im ersten Augenblick, als wäre ich unter einen Ozean geraten, der ein Sieb zum Grunde hat. Wir sahen nichts mehr vor uns, als ewig lange Wasserdrähte, die sich mit ihren scharfen Spitzen langsam durch unsere feldgrauen Röcke bohrten.

„Just Wetter für Soldaten," schmunzelte der Oberst, als ich ihm den Gummiumhang über die Schultern legte. Lange zerbrach ich mir den Kopf über diese seltsamen Worte, denn ich wußte, wenn der Alte gesprächig wurde, war immer etwas Besonderes im Anzug.

Von Stunde zu Stunde steigerte sich ganz unauffällig unser Marschtempo. Daß diese Eile eine besondere Bedeutung hatte, ahnte jeder von uns. Obwohl der größte Teil der Armee, die der Führung des Generalleutnants Krafft v. Dellmensingen unterworfen war, aus neugebildeten Regimentern bestand, klappte doch alles über Erwarten gut zusammen.

Gegen Mitternacht meldete die Spitze den Anmarsch der zweiten rumänischen Armee, die bei Hermannstadt eine völlige Niederlage erlitten hatte. Sogleich gaben die Führer den Befehl zum Ausschwärmen. Eine Viertelstunde später sah man keinen Soldaten mehr auf dem Paßweg. Aus jeder Schroffe und Schrunde aber starrte ein Flinten- oder Maschinengewehrrohr hervor, und hinter den Felswällen standen lauernd, Tod und Jammer sinnend, die schweren Haubitzen.

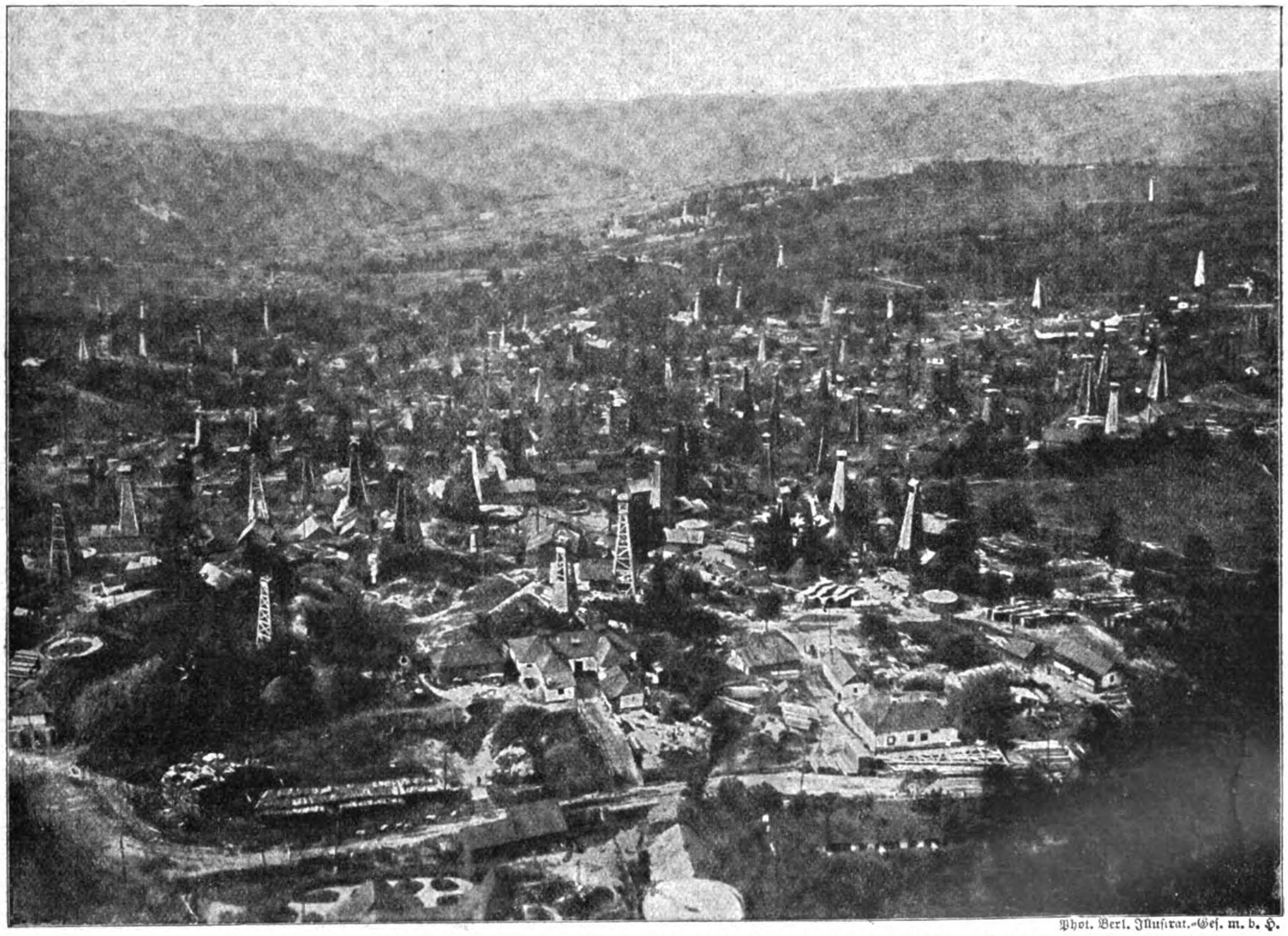
Unterdessen ging flüsternd die Parole um. „Sieg und Wittelsbach" hieß sie. Die Scheinwerfermannschaften machten ihre Apparate fertig und bauten sie an verborgenen Stellen in die Felsen ein, von wo aus sie gut den Paßweg beleuchten konnten. Es war streng verboten, eher zu schießen, als bis das Zeichen dazu gegeben würde, das im Abfeuern einer grünen Leuchtrakete bestand.

So lagen wir lauernd wie ein pirschender Jäger. Ringsum war es still wie in einem Grabgewölbe. Nur das dumpfe Rauschen des Alutaflusses, wie ihn die Rumänen nennen, klang schauerlich durch die ewige Bergruhe. Unbemerkt steigerte sich von Stunde zu Stunde die Erregung. Eine namenlose Spannung quälte jeden Nerv bis zum Zerreißen. Plötzlich Pferdegetrappel. Ich riß schnell den Sicherheitsflügel herüber und öffnete meine Patronentasche. Als ich aufblickte, sah ich am äußersten Rande des Himmels, wo Nacht und Ferne miteinander verschmolzen, einen düsterroten Widerschein, der die Spur des anmarschierenden Heeres der Rumänen verriet.

In diesem Augenblick stieg aus einer Felstiefe die verabredete grüne Rakete. Ein paar Minuten lang leuchtete das ganze Gebirge auf, als wäre es mit einem Male Mittag geworden. Dann setzten wie mit einem Donnerschlag die Haubitzen und die bewährten Totenorgeln ein. Gleich einem Lavastrom prasselten die Geschosse auf das sich langsam heranwälzende Rumänenheer hernieder. Ein unentwirrbarer Knäuel von Blitzen hing über den dunkeltiefen Schlünden. Das Wehgeschrei der Getroffenen zerriß die nächtliche Stille.

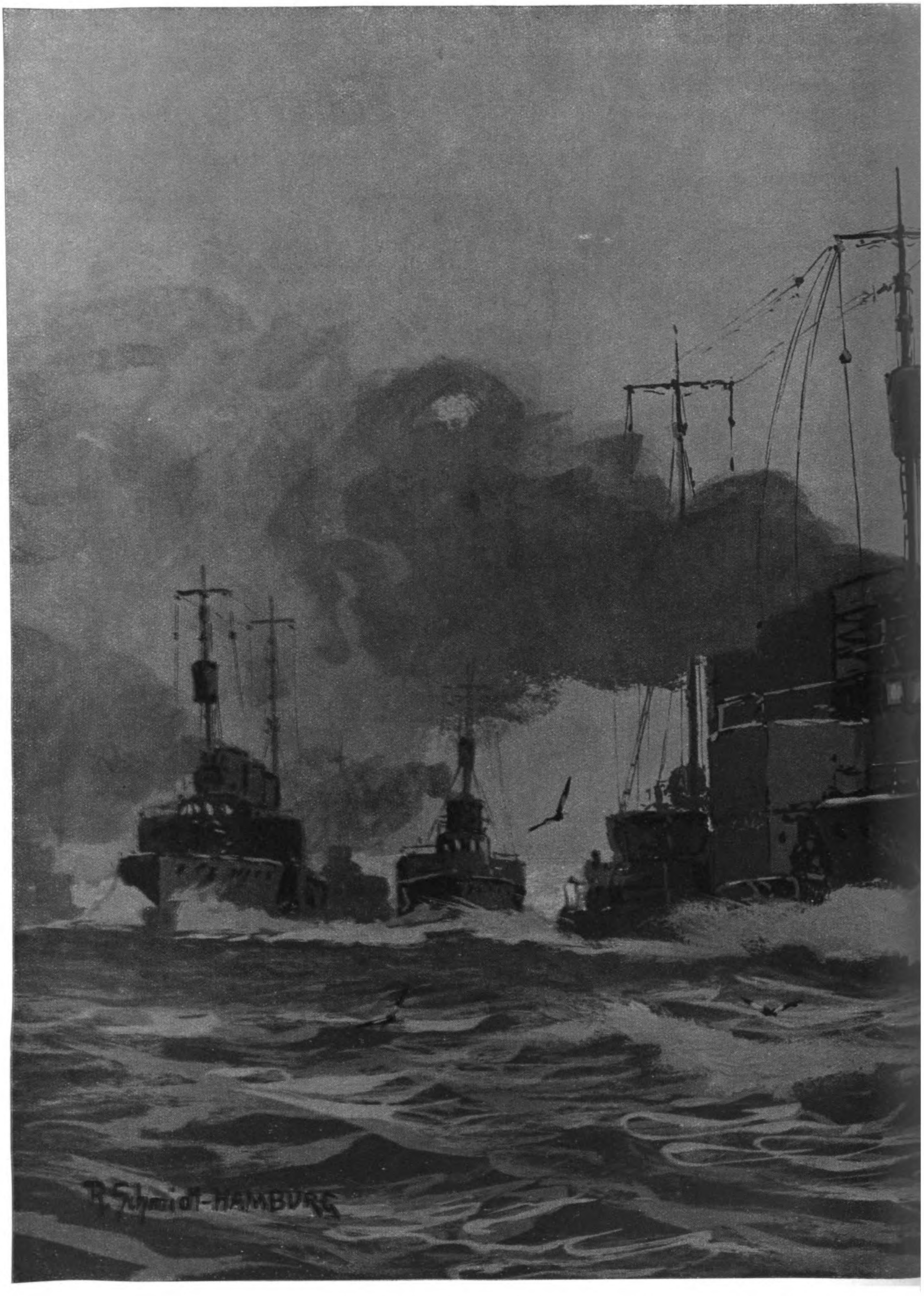
Was noch nicht getroffen war, suchte nun so rasch wie möglich zu entfliehen. Doch mit den Auswegen war's schlimm bestellt. Vorn lagen wir. Hinten her von Hermannstadt drückten die Ungarn. Und links und rechts bohrten sich die unübersteigbaren Felsberge in die Nacht hinauf.

Als die Rumänen dies merkten, wollten sie rasch auf einer schmalen Holzbrücke entwischen, die in einen engen Seitenpaß mündete. Auf diesen Augenblick hatten unsere Mörser schon lange gewartet. Kaum hatte die Kavallerie, die zuerst hinüber wollte, den Steg betreten, da spaltete eine Salve Granaten den Übergang in zwei Teile. Die bei weitem größere Masse, die sich auf der Brücke selbst und am anderen Ufer befand, ahnte noch nichts von dem Ge-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Im rumänischen Petroleumgebiet: Blick auf Petroleumquellen des Predealtales mit seinen unzähligen Petroleumtürmen (Sonden).
Der rumänische Boden ist sehr reich an Petroleumquellen, die sich teils in Staats-, teils in Privatbesitz befinden.



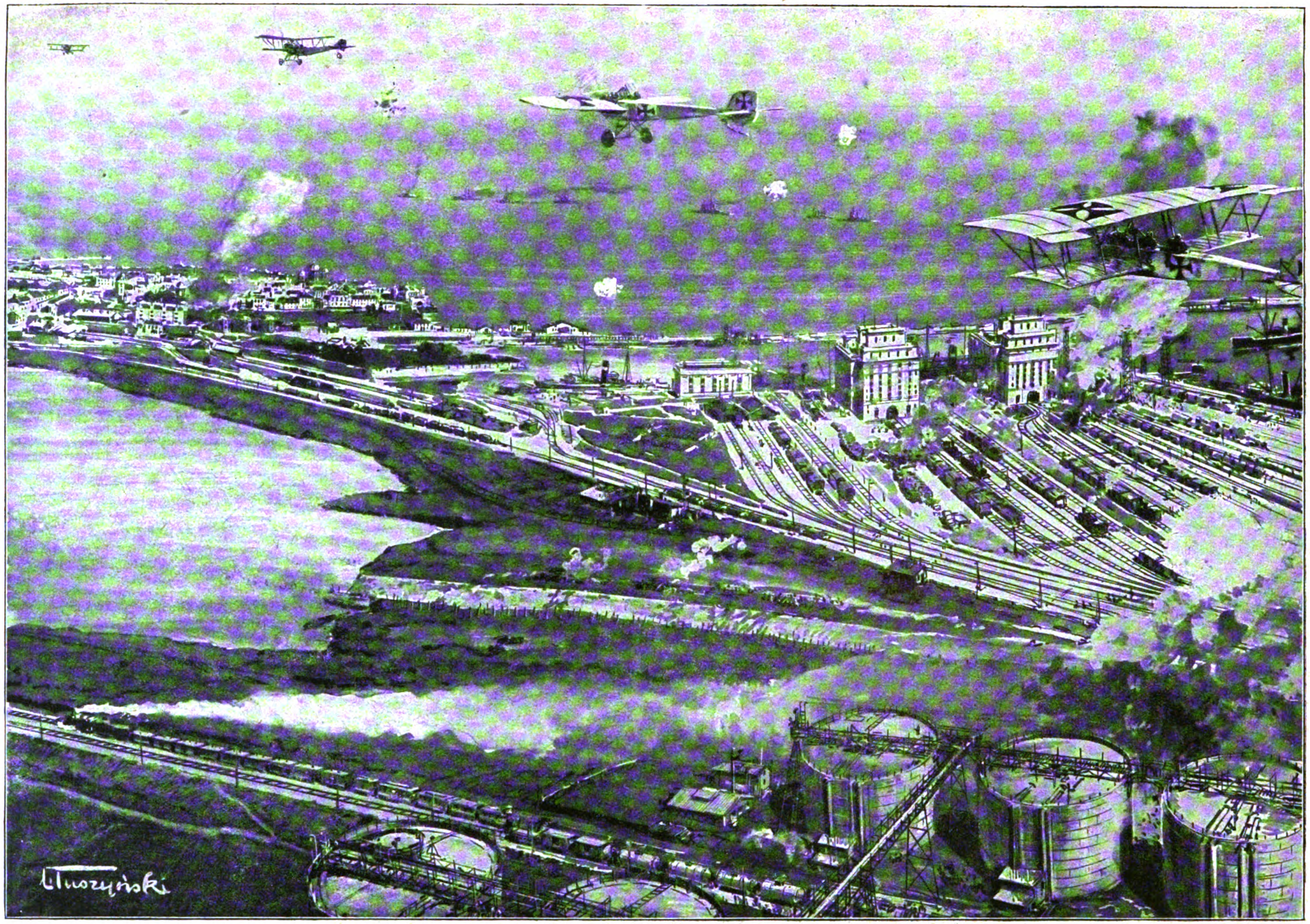
Vorstoß deutscher Torpedobootstreitkräfte aus der Deutschen Bucht i
im Kanal in der Nacht vom

Nach einer Originalzeichnung des M

UNIV. OF MICH.

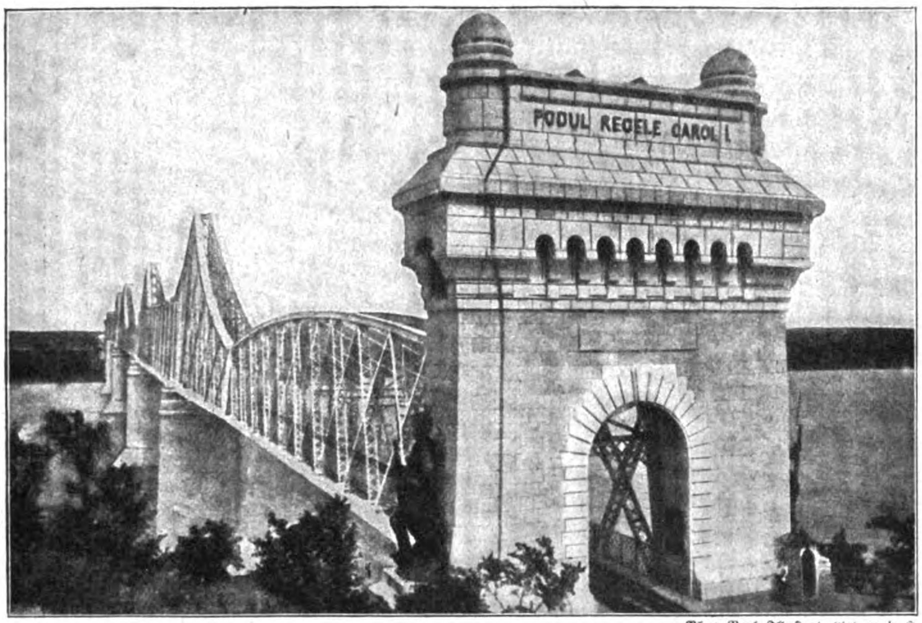
:ch die Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne
. auf den 27. Oktober 1916.
emalers Robert Schmidt-Hamburg.

UNIV OF M



Deutsche Flieger bewerfen die rumänische Hafenstadt Constanza am Vortage ihrer Einnahme mit Bomben.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die unter König Karl I. von Rumänien erbaute große Donaubrücke bei Cernavoda, die von den Rumänen auf ihrem Rückzuge zerstört wurde.

schehnis, sondern drängte mit rasender, fast wahnsinniger Verblendung vorwärts und trieb die, die vorn waren, gewaltsam in den Abgrund. Vergebens klammerten sich die Unglücklichen an den Balken und Trümmern der Brücke fest — es gab keinen anderen Ausweg mehr.

Die Todesangst gebar Wut, Wahnsinn und Verzweiflung. Die sich verloren Glaubenden wurden zu rasenden Löwen; mit blankem Säbel und aufgepflanztem Bajonett stürmten sie rückwärts mitten hinein in die gedrängten Reihen ihrer Mitkämpfer, um sich eine freie Bahn nach dem anderen Ufer zu erbrechen.

Etwa eine Stunde dauerte dieser erschütternde Kampf. Ich glaube, keiner von denen, die dabei waren, wird das Entsetzliche vergessen können, das er in diesen sechzig Minuten sah. Die Rumänen kämpften wie die Teufel, wie die verwundeten Eber, doch ihr Ringen war vergeblich. Das Aufheulen der Haubitzen klang wie ein Hohngelächter in die Todeswüste.

Während wir gespannt auf den rollenden Donner der Granaten hörten, öffnete sich der Krater auch noch auf der anderen Seite des Passes. Solange wir kämpften, hatte sich still ein deutsches Artillerieregiment im Rückhalt eingenistet, das nun mit einem Male sein Feuer auf den Gegner losließ. Ein Feuer, wie ich noch keines erlebte. Aufbrüllend warfen sich die Geschosse aller Kaliber in den dunklen, unentwirrbaren Menschenknäuel. Wohin sich die Rumänen auch flüchten wollten, überall wurden sie umringt von unseren Geschossen wie von der Luft.

Die Mitternachtstunde ging zu Ende. Drunten auf dem Paßweg wurde es stiller und stiller. Der Regen hatte nachgelassen. Noch verhüllte die Nacht die Jammerbilder, an denen wir uns früh genug satt sehen sollten. Manchmal wieherte heiß und qualvoll ein sterbendes Pferd herauf, dessen wehvolle Seufzer der gurgelnde Fluß wieder verschlang.

Müd stieg aus den Zacken und Schluchten der Morgen. Der Regen hatte jetzt ganz aufgehört. Über den Bergspitzen hingen lange, wehende Nebellaken. Der unbarmherzige Tag zeigte uns die entsetzliche Wahrheit. Zermalmte Leichname, aufgeschichtet wie Holzstöße, lagen umher. Dazwischen sah man Berge von Trümmern zerschmetterter Wagen und Kanonen. Drunten stauten sich die Wellen der Alt an den erstarrten Leibern der gefallenen Menschen und Rosse. Der ganze Paß glich einer einzigen ungeheuren Totenkammer.

Wer von uns hätte geahnt, welch ein entsetzliches Elend hinter der nächtlichen Finsternis gelauert hatte. Das wilde Angstgeheul der Verstümmelten übertönte manchmal selbst den Nordwind, der dumpf heulend über die Felsklüfte herüberpfiff. Als ich hinabblickte in die schaurige Tiefe, da wurde mir zumute, als wäre hier das Jüngste Gericht abgehalten worden. Um die Höhen der Berge dampften noch die dunstigen Rauchwolken des Pulvers. Als ob böse Geister hier gehaust hätten, so sah es rings um uns aus. Nur wenigen war es geglückt, der Vernichtung zu entgehen; diese wenigen aber wird der Tod in Gestalt des Hungers, der Kälte und Vereinsamung in den siebenbürgischen Wäldern finden.

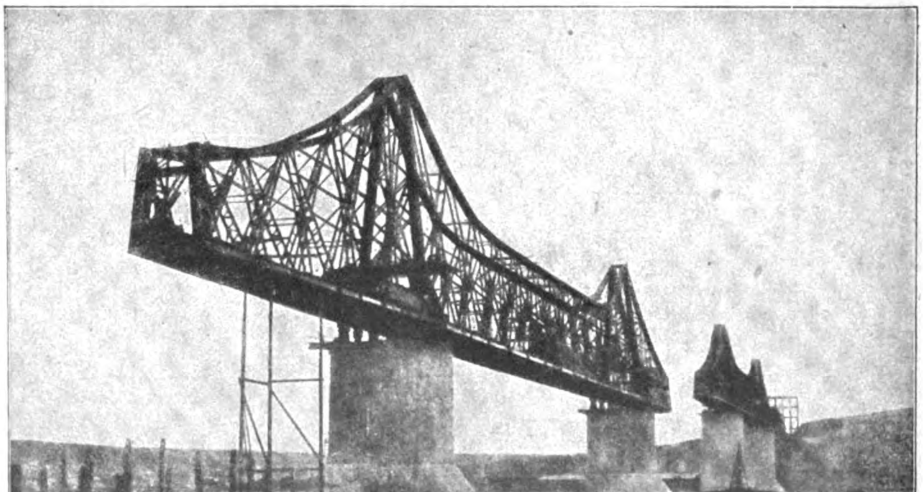
Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft.

Von Polizeirat H. Wendel.

2. Arbeitsbeschaffung. I.

Die brennendste Frage der Vorbereitung der Friedenswirtschaft nach Beendigung des Krieges ist zweifellos die Arbeitsfrage, das heißt die Notwendigkeit, den heimkehrenden Kriegern aller Stände so schnell wie möglich wieder zur Erwerbsmöglichkeit zu verhelfen. Soweit sie Beamte sind, steht ihnen ja ohne weiteres der Wiedereintritt in die alte Stellung offen, auch die besonders geschulten Angestellten großer Unternehmungen, wie zum Beispiel der Banken, werden bei dem dort herrschenden Mangel an Arbeitskräften sofort wieder offene Arme finden. Die Landwirte können ebenfalls ohne Verzug ihren alten Erwerb wieder aufnehmen; auch die selbständigen Handel- und Gewerbetreibenden werden sich in der Regel ohne besondere Schwierigkeiten ihrer früheren Tätigkeit wieder zuwenden können, wenn sie auch wohl vielfach schwer zu kämpfen haben werden, weil ein Teil des alten Kundenkreises an zu Hause gebliebene Wettbewerber verloren gegangen ist oder weil das bisherige Geschäft wegen vorläufigen Mangels an Rohstoffen oder aus anderen Gründen auf veränderter Grundlage wieder aufgebaut werden muß. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Angehörigen der sogenannten freien Berufe, zum Beispiel bei Ärzten und Rechtsanwälten: sie werden teilweise zunächst nicht die alten Einnahmen erzielen, finden aber wenigstens sofort wieder ihren Wirkungskreis.

Ganz anders aber steht es mit dem Hauptteile der Heeresangehörigen, der großen Masse der Arbeiter und der unselbständigen kaufmännischen und gewerblichen Angestellten. Bei dem gewaltigen Umfang der Einberufungen



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

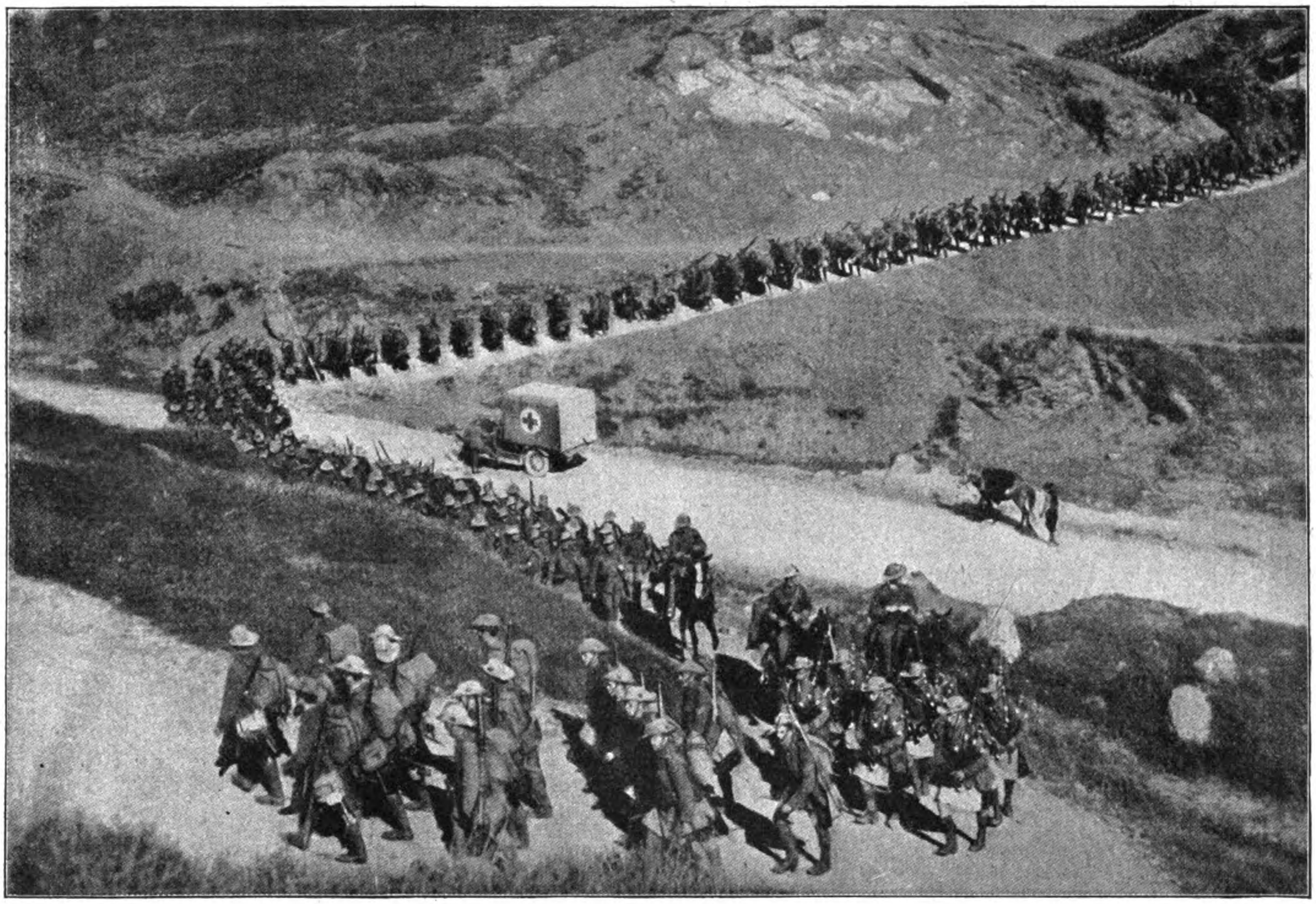
Ein Teil der zerstörten Donaubrücke bei Cernavoda.

zum Heeresdienste handelt es sich hier um Millionen, die nach Beendigung des Krieges zurückströmen und darauf angewiesen sind, ohne Zeitverlust passende Arbeit zu finden, wenn sie nicht der Not preisgegeben sein sollen.

Zunächst wird es Sorge der Heeresleitung sein müssen, dieses Zurückfluten der Heeresmassen dadurch etwas einzudämmen und in geregelte Bahnen zu leiten, daß die militärische Demobilisierung neben den militärischen Gesichtspunkten möglichst auch die wirtschaftlichen Gefahren und Bedenken berücksichtigt, die Entlassung aus dem Heere also allmählich und unter Würdigung der persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse vornimmt. Die Heeresleitung ist sich dieser wichtigen Aufgabe auch voll bewußt: in der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstags vom 30. Oktober 1916 hat der Vertreter des preußischen Kriegsministeriums ausdrücklich erklärt, ein Demobilisierungsplan sei bereits ausgearbeitet; zunächst gedenke man die Landsturmbataillone zu entlassen. Wie die Entlassung im übrigen beabsichtigt wird, wurde noch nicht bekannt gegeben.

wehr — einen Landsturm gab es damals bekanntlich noch nicht — demobilisiert und allmählich entlassen, soweit es die Räumung der Kriegsgefangenenlager zuließ; die Entlassung der Reserve- und Landwehrtruppen der Festungsartillerie und Festungspioniere erlitt aber schon eine Verzögerung durch die in Frankreich durch den Pariser Kommuneaufstand geschaffene bedenkliche Lage. Wieviel weniger bei den heutigen ungleich verwickelteren und größeren Verhältnissen sich die Art der militärischen Demobilisierung zum voraus übersehen läßt, liegt auf der Hand. Auch die Rückkehr der deutschen Soldaten aus feindlicher Kriegsgefangenschaft und der bürgerlichen Personen, die in feindlichen Ländern zurückgehalten werden, läßt sich nicht übersehen, von hier aus wohl auch kaum regeln.

Die Heeresleitung kann also wohl bei der Vorbereitung der Friedenswirtschaft in bezug auf die Arbeitsfrage mildernd einwirken, mehr aber nicht. Deren Regelung bleibt in der Hauptsache Aufgabe der Reichsregierung, unter tätiger Mitwirkung aller Behörden und des ganzen Volkes,



Ein Bataillon schottischer Hochländer auf dem Marsche durch gebirgiges Gelände bei Saloniki.
Nach einer englischen Darstellung.

Die Entlassung hängt ja auch ganz naturgemäß von Umständen ab, die sich noch gar nicht übersehen lassen. Es ist ein großer Unterschied, ob etwa nach Friedenschluß das Land die alten Grenzen behält, ob keine Kriegsentschädigung gezahlt wird und deshalb die deutschen Truppen keinen Anlaß zu längerem Verweilen in Feindesland haben, oder ob größere Teile des Heeres noch längere Zeit unter den Waffen bleiben und feindliches Gebiet besetzt halten müssen, um die Zahlung einer Kriegsentschädigung oder die Erfüllung sonstiger Friedensbedingungen zu erzwingen oder um erobertes feindliches Land, das etwa dem unseren angegliedert wird, besetzt zu halten. Es sei hier kurz an die Verhältnisse von 1871 erinnert: nachdem die Friedensvorverhandlungen am 26. Februar 1871 und der Friede am 10. Mai 1871 abgeschlossen waren, begann die Demobilisierung am 1. Juni 1871. Bis zur vollständigen Zahlung der Kriegsentschädigung von 4 Millionen Mark blieben jedoch Teile von Frankreich besetzt, dessen Boden gänzlich erst am 16. September 1873 von den letzten deutschen Truppen geräumt wurde. 1871 wurde zuerst die Land-

Die Reichsregierung hat auch bereits einleitende Schritte zur Durchführung der Übergangswirtschaft getan: sie hat unter anderem zu diesem Zwecke einen „Reichskommissar für die Übergangswirtschaft" ernannt: den Senator Dr. Sthamer in Hamburg. Seine Aufgabe besteht in der Erledigung aller Fragen, die sich aus der Notwendigkeit der Überführung aus dem wirtschaftlichen Kriegszustande in den Friedenszustand ergeben, zum Beispiel also in der Rohstoffversorgung, der Beschaffung von Schiffsraum für die beim Friedenschlusse wegen des Bedarfs an Lebensmitteln und Rohstoffen sofort gewaltig steigende Einfuhr, ebenso in der planmäßigen, gerechten Verteilung der Rohstoffe; nicht zuletzt aber auch in der ungemein schwierigen Regelung der Arbeitsverhältnisse.

In dieser letzten Hinsicht sind die deutschen Regierungen aber auch schon vorher nicht müßig geblieben. Bereits seit dem Frühjahr 1915 sind ihrerseits Bestrebungen im Gange, dem zu erwartenden Massenansturm auf Arbeitsgelegenheiten durch eine zielbewußte Ordnung des Arbeitsvermittlungswesens zu begegnen. Schon am 26. Mai 1915

hat auf Grund einer Bundesratsverordnung die preußische Regierung — und ähnlich die anderen deutschen Bundesstaaten — durch einen Erlaß auf die Zusammenfassung nichtgewerbsmäßiger Arbeitsnachweise in großen Verbänden zu tunlichst engem gemeinsamen Zusammenarbeiten und auf die Errichtung von Zentralauskunftstellen hingewirkt. Die Arbeitsnachweise sind verpflichtet worden, nicht nur dem statistischen Landesamte regelmäßig in ganz kurzen Zwischenräumen genaue Unterlagen über ihre Tätigkeit zu verschaffen, sondern vor allem auch sich untereinander stets Nachricht über die bei ihnen einlaufenden Arbeitsgesuche und Stellenangebote zu geben. Dadurch soll ein Ausgleich erzielt werden gegenüber der in den einzelnen Orten verschiedenen Zahl von Nachfragen und Angeboten. Gleichzeitig hat auch das bereits vor dem Kriege bestehende Bestreben, möglichst in allen Orten gemeinnützige öffentliche Arbeitsnachweise zu errichten, größeren Nachdruck erfahren.

Durch diese Regierungsmaßnahmen ist erfreulicherweise Vorsorge getroffen, daß Arbeitsuchende, die nach der Rückkehr aus dem Felde in dem einen Orte wegen zu starken Angebots von Arbeitern nicht sofort Arbeit finden, infolge der gegenseitigen Mitteilungen der Arbeitsnachweise ohne zeitraubendes und kostspieliges Umherfahren und Nachfragen Arbeitsmöglichkeit in einem anderen Orte oder vielleicht in einem verwandten Berufe nachgewiesen erhalten können.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Vorstoß in den Kanal.

Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

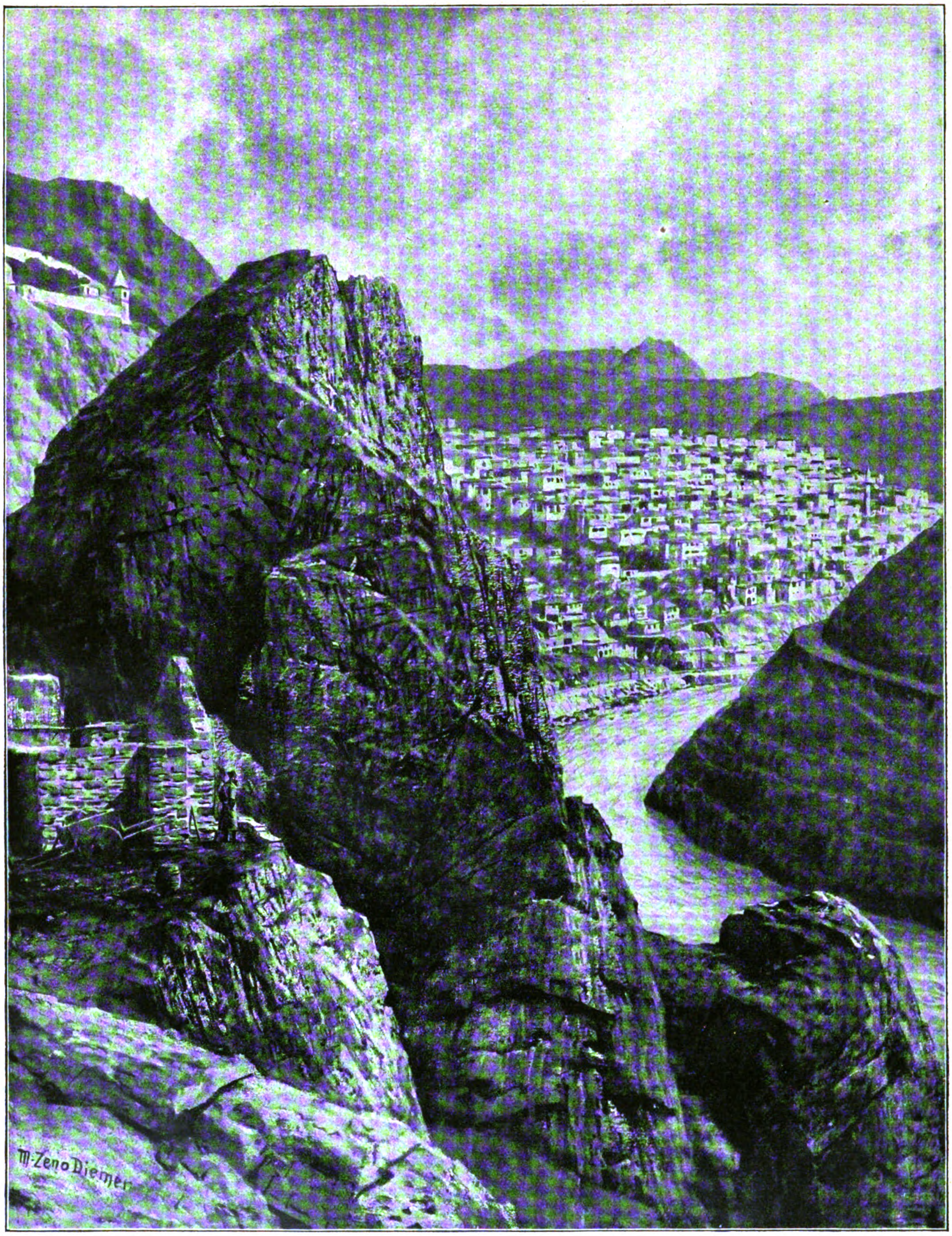
(Hierzu die farbige Kunstbeilage und das Bild Seite 394.)

In der Nacht zum 27. Oktober 1916 stießen unter Führung des Kommodore Michelsen eine Anzahl deutsche Torpedoboote aus der Deutschen Bucht der Nordsee durch die von Netzen und Minen gesperrte Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne vor. Aus den Meldungen des Kommodore geht hervor, daß — zum Teil unmittelbar vor den feindlichen Häfen — mindestens elf Dampfer versenkt worden sind, unter denen sich zwei oder drei Zerstörer befunden haben. Der Rest betrifft Wachtfahrzeuge und Netzdampfer. Südlich Folkestone wurde der Dampfer „Queen" in den Grund gebohrt, nachdem der Besatzung Zeit gegeben worden war, in ihre Boote zu gehen. Es ist nicht klar, welches der vielen Schiffe, die diesen Namen tragen, gemeint ist. Lloyds Register 1912/13 führt ihrer sechs auf, Dampfer von 2728 bis herab zu 161 Bruttoregistertonnen, darunter einen Raddampfer von 345 Tonnen. Außer diesen Schiffen wurden mindestens zwei weitere Zerstörer und mehrere Wachtdampfer durch Artillerie oder Torpedos schwer beschädigt. Beim Varne-Feuerschiff wurden auffallend viele Dampfer mit den Abzeichen von Lazarettschiffen gesichtet. Trotz des Mißbrauchs, den die britischen Kulturträger damit treiben, ließ man dieselben unbeachtet. Von der Bemannung der versenkten Schiffe gelang es eine Anzahl von Seeleuten zu retten, die als Gefangene mitgenommen wurden. Ein Seeoffizier, der das Gefecht mitmachte, berichtete, daß die britischen Fahrzeuge völlig überrascht wurden. Eine Stimme von einem englischen Zerstörer rief zu dem ihn beschießenden deutschen Torpedoboot hinüber: „We are english, you damned fools; don't you see?!" (Wir sind Engländer, ihr verdammten Esel; könnt ihr nicht sehen?!) Ohne eine Schramme erhalten zu haben, seien die deutschen Boote zurückgekehrt.

Die britische Admiralität gibt den Verlust der Zerstörer „Nubian" (Stapellauf 1909, 1100 Tonnen, 34 Knoten, zwei 10,2-cm-Schnellfeuerkanonen, zwei 45-cm-Torpedorohre, 71 Mann Besatzung), „Flirt" (1897, 315 Tonnen, 29,2 Knoten, eine 7,6-cm-, fünf 5,7-cm-Schnellfeuerkanonen, zwei 45-cm-Torpedorohre, 60 Mann) und der „Queen" zu, behauptet, daß der Versuch der deutschen Boote, den Verkehr zwischen England und Frankreich zu stören, scheiterte, da sie „verjagt" worden seien; man „glaube", daß zwei der deutschen Boote durch Minen in die Luft flogen und sanken. Es ist wunderbar, was britische Behörden den Engländern an Redensarten bieten dürfen. Daß leichte deutsche See-

Phot. A. Grohs, Berlin.

Vor der bulgarischen Kommandantur in Veles am Wardar. Die Vorderseite des Gebäudes zeigt zahlreiche Geschoßtreffer.



Die malerisch am Wardar gelegene Stadt Veles in Mazedonien.

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

streitkräfte sich im Kanal nicht häuslich niederlassen werden, ist selbstverständlich. Welche strategischen Zwecke der Vorstoß hatte, ist unbekannt, und die britische Admiralität dürfte darüber auch nicht mehr wissen als wir. Von „Verjagen" könnte nur deutscherseits insofern die Rede sein, als die angetroffenen britischen Dampfer, soweit sie nicht sanken, mit schweren Wunden davongehinkt sind und teilweise gezwungen waren, sich auf Strand zu setzen, um nicht in tiefem Wasser unterzugehen. Zum „Verjagen" der deutschen Boote fehlte es also an dem dazu unbedingt Nötigen, nämlich an britischen Kriegschiffen. Was sich davon sehen ließ, verschwand in der Tiefe oder wurde kampfunfähig.

Wir brauchen uns den Kopf nicht darüber zu zerbrechen, welche Aufgaben Kommodore Michelsen hatte und ob er sie

zu lösen imstande war. Uns genügt, daß durch diese Streife wieder bestätigt wird, daß für deutsche Seeleute unmöglich Scheinendes dank ihrer Tüchtigkeit und ihrem Wagemut doch möglich wird. Ungeheuerlichkeiten, wie sie seitens der britischen Kulturträger gegen unsere braven blauen Jungen begangen werden, sind nur geeignet, die deutschen Kriegschiffsbesatzungen mit dem unerschütterlichen Willen zu erfüllen, die so tückisch gemordeten Kameraden an ihren Peinigern zu rächen. Eine Reihe der deutschen U-Boote ist verschollen, vielleicht auf ähnliche Weise wie „U 41" (vgl. Seite 402). Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dabei eine ganze Reihe derartiger „Baralong"-Fälle vorgekommen sind, von denen wir vielleicht nie etwas Sicheres erfahren werden. Wie ist es möglich, angesichts derartiger empörender Vorgänge, daß es noch immer Leute in Deutschland gibt, die die Briten durch vorbildliches Verhalten „erziehen" wollen?

Kommodore Michelsen trat im Jahre 1888 als Kadett in die deutsche Marine ein, wurde im Juni 1906 Stabsoffizier, war bei Beginn des Weltkriegs Kapitän zur See und wurde im Laufe desselben zum Kommodore befördert.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kommodore Michelsen,
der Führer der deutschen Torpedobootstreitkräfte, die in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober 1916 aus der Deutschen Bucht durch die Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne im Kanal vorstießen, wobei sie eine Anzahl feindlicher Vorpostendampfer und Zerstörer teils vernichteten, teils schwer beschädigten.

Helden der österreichisch-ungarischen Armee.

(Hierzu die Bilder Seite 395.)

Für das moderne Flugwesen hat man sich in Österreich-Ungarn von Anfang an besonders interessiert. Ja, die Keime der heutigen Flugapparate stammen aus Österreich-Ungarn, wo der Ingenieur Wilhelm Kreß seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine eifrige, leider allzusehr gehinderte Tätigkeit entwickelte. Als dann nach der Erfindung der jetzigen Flugmaschinen es sich darum handelte, sie sportlich und militärisch auszunützen, war es wieder Österreich-Ungarn, das mit in erster Linie in der Reihe der Festlandstaaten vorging. Sowohl auf dem Gebiete des Baues als auch der praktischen Erprobung erwarben sich Österreicher große Verdienste; man denke nur an Ettrich, den Erbauer der ersten „Taube", und an Illner, seinen erfolgreichen Werkmeister und kühnen Piloten. Zuerst in Wiener Neustadt, dann in Aspern wurden Flugfelder errichtet, auf denen sich hauptsächlich Militärflieger ausbildeten. In der österreichisch-ungarischen Armee wurden Fliegertruppen aufgestellt, die in den Manövern schon zu Beginn dieses Jahrzehnts hervorragende Leistungen vollbrachten. Aber nicht nur im Landheer, auch in der Marine Österreich-Ungarns wurden Flugapparate in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ständige Erscheinung. Unter den Fliegern waren viele, die sich einen europäischen Ruf erwarben, die in Wiener Neustadt und Aspern Weltrekorde schufen.

In den ersten Abschnitten des Weltkrieges hörte man freilich wenig von den österreichisch-ungarischen Fliegern, obwohl auch damals schon manche kühne Tat vollbracht, mancher erfolgreiche Erkundungsflug durchgeführt worden ist. Weit stärker als damals traten die heldenhaften österreichisch-ungarischen Flieger nach Ausbruch des Krieges mit Italien in den Vordergrund, und da waren es in erster Linie die kühnen Marineflieger der Monarchie. Schon am 8. Juni 1915, also kaum vierzehn Tage nach Beginn des Krieges mit Italien, konnte das österreichisch-ungarische Flottenkommando berichten, daß das Marineflugzeug L 48, dessen Führer Linienschiffsleutnant Klasing war, mit dem Seekadetten v. Fritsch (siehe Bild) als Beobachter das italienische Luftschiff „Città di Ferrara" in Brand geschossen und vernichtet habe. In der Folge belegten österreichisch-ungarische Flieger wiederholt erfolgreich Anlagen und Schiffe der Italiener mit Bomben; unzählige Male überflogen sie die Adria, kreuzten die Alpen, erschienen über Valona, Ravenna, über Ancona, über Mailand, ja selbst über Spezia. Besonders kühne Taten vollbrachten die Marineflieger v. Konjovics, Molnar, Stenta und Ludwig Vamos, der, nachdem er sich zwei Tapferkeitsmedaillen geholt hatte, im August 1916 den Heldentod fand.

Bei weitem aber am volkstümlichsten unter den Fliegern der österreichisch-ungarischen Monarchie ist Linienschiffsleutnant Gottfried Banfield (siehe Bild). Er ist der Sohn eines aus England stammenden k. u. k. Linienschiffskapitäns und wurde in Pola geboren, wo er auch seine erste Jugend verbrachte. Er sowohl wie sein älterer Bruder Karl zeichneten sich schon als Knaben durch einen hohen Grad persönlichen Mutes aus, und nach Erledigung der Marineakademie meldete sich Gottfried Banfield, dem Vorbild seines Bruders Karl folgend, zum Flugdienst. Er legte die Pilotenprüfung mit glänzendem Erfolg ab und vervollkommnete seine Ausbildung als Flieger im Auslande. Leider stieß ihm schon in der ersten Zeit seiner Fliegerlaufbahn ein Unglück zu: vor den Augen des verewigten Thronfolgers Franz Ferdinand stürzte er mit seinem Flugzeug ins Meer und brach den Unterschenkel, was ihn beinahe ein Jahr ans Bett fesselte, eine Zeit, die er allerdings durch eingehende Studien über das Flugwesen nützlich ausfüllte.

Gottfried Banfield wurde zum ersten Marineflieger Österreich-Ungarns, gleich bedeutend durch die Gewandtheit und Kühnheit, mit der er das Flugzeug meistert, wie durch seine Tapferkeit und seinen Mut als Kampfflieger. Er ist nachgerade der wahre Schrecken der italienischen Flieger und Luftschiffer geworden und hat Triest und Fiume wiederholt durch sein unerschrockenes und rasches Eingreifen vor großen Gefahren bewahrt. Beide Städte sind dem schneidigen Flieger zu großem Danke verpflichtet, beide haben ihn in hervorragendem Maße geehrt. Aber höher als das erfreute den schneidigen Offizier der Anteil, den sein höchster Kriegsherr an seinen Leistungen nahm, der ihm auch eine ganz außergewöhnliche Auszeichnung zuteil werden ließ. — Die große Popularität, die erfolgreiche Flieger rasch erlangen, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß, da sie ganz selbständig und einzeln arbeiten, ihre Tapferkeit weit leichter und klarer zum allgemeinen Bewußtsein kommt, als es etwa bei den unzähligen Helden der Fall ist, die im Handgemenge oder bei Sturmangriffen mit beispielloser Kühnheit und Unerschrockenheit vorgehen.

Allerdings kommen hierbei oft auch für die Allgemeinheit deutlich erkennbare Heldentaten vor. Eine solche hat beispielsweise in der österreichisch-ungarischen Armee Leutnant Karl Kaiser (siehe Bild) vollbracht. Er wird mit Recht „der Held von Monte Interrotto" genannt, da er mit einer nur sechs Mann starken Patrouille vom 26. Landwehr-Infanterie-Regiment am 3. Juli 1916 im Raume des Interrotto ein Fort eroberte und trotz tapferer Gegenwehr 266 Italiener, darunter vier Offiziere, als Gefangene einbrachte. Diese Tat entsprang lediglich der persönlichen Kühnheit und Tapferkeit des jungen Leutnants. Karl Kaiser ist nicht Berufsoffizier. In Marburg in Steiermark geboren, machte er dort das Gymnasium durch und studierte dann die Rechtswissenschaften an der Universität Graz. Er steht seit Kriegsbeginn im Felde; für seine Tapferkeit erhielt er von Kaiser Franz Joseph eine hohe Auszeichnung.

Feldgeistliche.

Von Hans Schipper.

(Hierzu die Bilder Seite 396.)

„Gar mancher hat hier draußen beten lernen, der schon glaubte, es verlernt zu haben.“ So schrieb ein Soldat aus dem Felde. Daß er diesen Geist und diese Einsicht im Felde stärken darf, ist das Amt des Feldpredigers. Wie sich seine Arbeit in diesem Kriege gestaltet, darüber hier einige kurze Worte.

Der deutsche Mobilmachungsplan sieht für jede Division einen evangelischen und einen katholischen Feldgeistlichen vor. In den Bundesstaaten, die auch im Frieden besondere Militärpfarrer haben (zum Beispiel Preußen, Sachsen), begleitet jeder Divisionspfarrer seine Division ins Feld. Sonst wird die nötige Zahl von Pfarrern aus Zivilgemeinden als Feldgeistliche einberufen. Im jetzigen Krieg erwies sich aber bald die vorgesehene Zahl als zu klein. Die heimatlichen Kirchenbehörden stellten daher noch weitere „überplanmäßige“, freiwillige Kräfte zur Verfügung. Jetzt hat jede Division ihre zwei, einzelne auch drei Pfarrer von jeder der beiden Konfessionen. Dazu tritt noch eine Anzahl israelitischer Feldrabbiner.

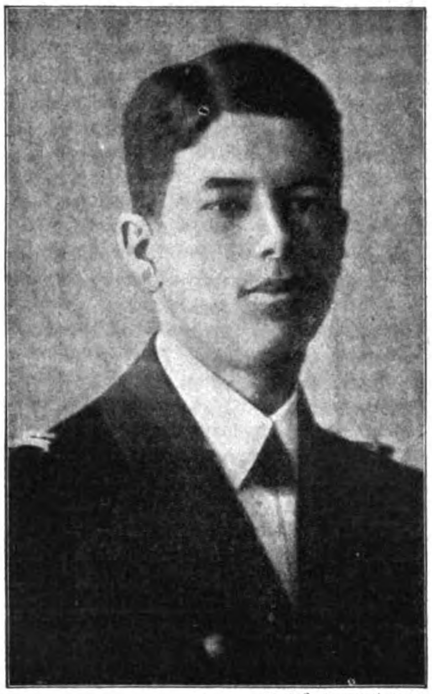
Wenn auch nicht jedes Regiment, wie man unter Hinweis auf Friedrichs des Großen Heer gefordert hat, so nennt doch jede Brigade einen Pfarrer ihr eigen. Und während vordem die Kolonnen und Trains sowie manche Feldlazarette unter Umständen lange Zeit ohne beruflichen Seelsorger sich behelfen mußten, ist auch hier möglichst Abhilfe geschaffen. Ja, den etatmäßigen und überetatmäßigen Pfarrern kommen bestimmungsgemäß auch noch andere Kräfte in freierer Weise zu Hilfe, bei den Katholiken die vielen Ordensleute, die im Lazarettdienst tätig und zur Seelsorge befugt sind, bei den Evangelischen die Pfarrer und Kandidaten, Gemeindehelfer und Missionare, die mit der Waffe oder im Sanitätswesen dienen und im kleinen Kreise meist in viel unauffälligerer Form, aber oft am wirksamsten geistlichen Einfluß üben. Die Einigkeit des deutschen Volkes spiegelt sich auch in dem guten Einvernehmen der Amtsgenossen aus den verschiedenen Bekenntnissen. In brüderlicher Eintracht teilt man Quartier und Mahl, unterstützt einander in der Arbeit, benutzt oft dieselben Kirchen und anderen gottesdienstlichen Räume, kurz, hilft sich, wo es irgend geht, gern gegenseitig aus.

Die Feldgeistlichen sind gewöhnlich dem Divisionstab zugeteilt, aus dienstlichen Gründen aber oft auch einem Brigadestab, einer Sanitätskompanie oder noch anderen Formationen. Für ihre dienstlichen Wege steht jedem ein Reitpferd, den Divisionspfarrern außerdem ein Wagen zur Verfügung. Da der Pfarrer aber an einem Tage 30, 40 und mehr Kilometer zurücklegen muß, braucht er sonst, was sich ihm gerade bietet, ein Rad, einen Kraftwagen. Selbstverständlich trägt auch der Feldgeistliche den feldgrauen Rock, nach Vorschrift etwas länger als der Waffenrock, mit violettem Vorstoß; am linken Arm die weißgeränderte violette Binde mit dem roten Kreuz. Statt der Achselstücke eine silberne Halskette. Auch die Feldmütze und statt des Helms der „Schutztruppenhut“ sind mit einem Kreuz zwischen den beiden Kokarden geziert.

Die feldgraue Einkleidung des Feldpredigers geht zurück auf die Erfahrungen des südwestafrikanischen Feldzuges und dient zur Deckung für ihn selbst wie auch für die militärischen Stellungen und Bewegungen, mit denen er in Berührung kommt, da er in seinem Beruf dem Artillerie- und Infanteriefeuer oft genug ausgesetzt ist; sie dient zugleich seinem Einleben bei den Truppen, die nur als zu ihnen gehörig ansehen, wer feldgrau ist wie sie. Wer den evangelischen vom katholischen Pfarrer und beide vom Rabbiner unterscheiden will, sehe auf das, was sie an der Kette tragen. Es ist bei diesem der Sechsstern, bei jenen das Kreuz, dort mit dem Monogramm, hier mit dem Korpus Christi.

Während des unaufhaltsamen Vormarsches der ersten Monate war zu Feldgottesdiensten nicht so oft Gelegenheit, als man gewünscht hatte, wenn sich auch da und dort ein günstiger Augenblick benutzen ließ. Um so mehr konnten sich die Pfarrer auf den Verbandplätzen und in den Feldlazaretten betätigen. Im Stellungskrieg ist vielfach ein regelmäßiger Dienst möglich. Bald wird in einer unversehrten Kirche mit den gerade in Ruhestellung befindlichen Truppen Gottesdienst abgehalten; bald im Freien, auf einer Waldblöße, einer Wiese, wo die Kameraden mit Liebe und Geschmack Feldaltar und Kanzel errichten; oder im Schulhaus, einer Scheune, einem Fabriksaal — ein deutscher Choral und eine andächtige Soldatengemeinde machen alle Räume zum Gotteshaus. Oft geht der Pfarrer von Graben zu Graben, von Unterstand zu Unterstand, um mit einem guten Rat oder einem guten Buch, oder auch nur einem Gruß den Kameraden zu zeigen, daß die Kirche ihrer gedenkt und ihnen den Dank der Heimat sagt.

Aber dann kommen auch die schweren Tage, wo es gilt, Kranken und Verwundeten Trost zu spenden, Sterbenden



Phot. J. Harkanyi, Wien.

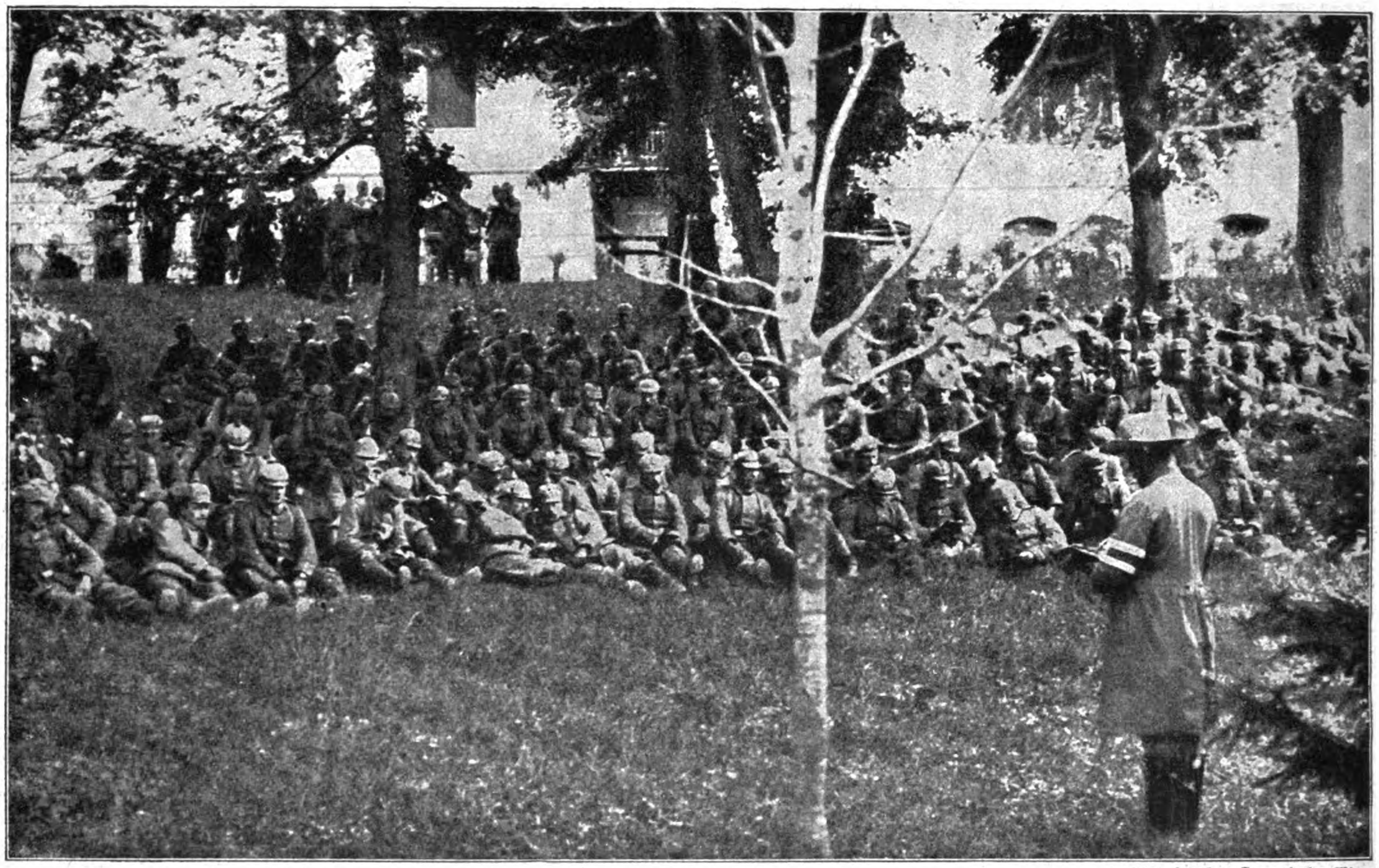
Seekadett Johann Ritter Fritsch v. Cronenwald, Flugzeugführer bei vielen erfolgreichen Unternehmungen, so am 2. August 1916 gegen italienische Luftfahrzeuge bei Durazzo.

Nach der Natur gez. v. J. Harkanyi, Wien.

Der in den österreichisch-ungarischen Tagesberichten mehrfach wegen seiner kühnen und erfolgreichen Seeflüge genannte Leutnant Gottfried Banfield.

Nach der Natur gez. v. J. Harkanyi, Wien.

Leutnant Karl Kaiser, der Held vom Monte Interrotto, der mit einer sechs Mann starken Patrouille 266 Italiener, darunter vier Offiziere, als Gefangene zurückbrachte.



Phot. Kilophot, G. m. b. H., Wien.

Beim Feldgottesdienst.

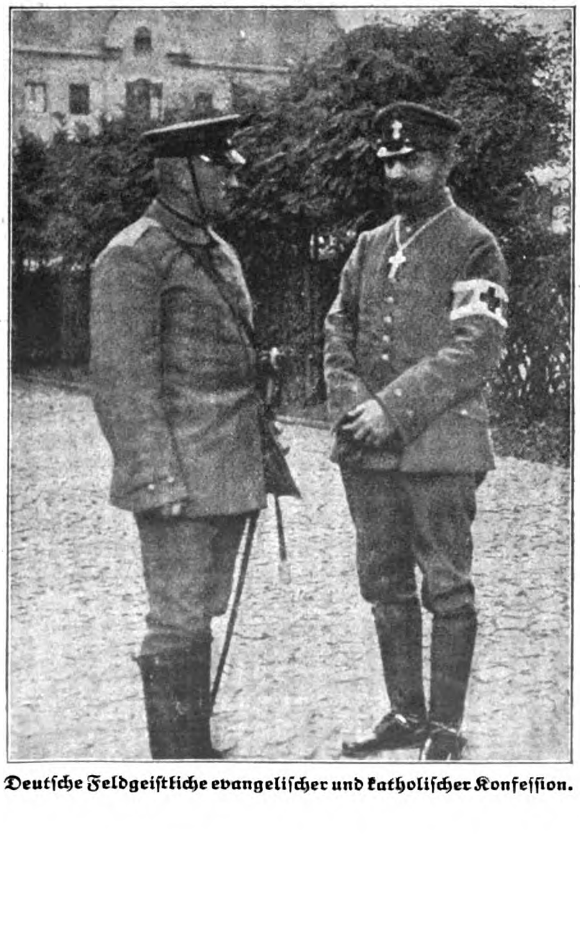
beizustehen und dann die Toten zur letzten Ruhe zu begleiten. Schon in ruhigen Verhältnissen ist es fast unmöglich, überall herumzukommen. Aber vollends in den Tagen großer Gefechte ist die Aufgabe viel größer als die Kraft und die Zeit, bei den Pfarrern noch weit mehr als bei den hundertfach zahlreicheren Ärzten. Da ist des Pfarrers Ort der Verbandplatz der Truppe, wo er dann wohl auch wie jeder andere Soldat mitten im heißesten Gefecht steht, wie jene Feldprediger in der Winterschlacht in der Champagne, von denen einer schwer verwundet wurde und die der Kaiser mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse schmückte. Das Eiserne Kreuz zweiter Klasse tragen wohl fast sämtliche Feldgeistliche.

Viele stille Arbeit geschieht auch in den Lazaretten auf dem Kriegsschauplatz. Und hier wie draußen im Feld selbst kommt neben der Predigt und Seelsorge als weitere Aufgabe des Pfarrers die hinzu, den Verkehr mit der Heimat zu vermitteln. Für Kranke und Verwundete müssen Briefe und Karten geschrieben und an die Angehörigen der Gefallenen oder an Krankheiten Gestorbenen Berichte geschickt werden. Oder der Pfarrer muß nach Vermißten forschen und darf Liebesgaben aus der Heimat vermitteln, vor allem auch den reichen Lesestoff verteilen, den ihm die Heimat zur Verfügung stellt.

Eine besonders schöne Aufgabe ist den Feldgeistlichen im Laufe des Krieges durch die Errichtung der fahrbaren Kriegsbüchereien (siehe Band IV Seite 315) und der Soldatenheime erwachsen. Für jene, die gleich diesen durch die Tatkraft von Kreisen der inneren Mission ins Leben gerufen worden sind, um unseren darbenden Feldgrauen gediegene Geistesnahrung aus allen Gebieten des Wissens, der Unterhaltung und der Erbauung zu bieten, sind sie die berufenen Verwalter. In den Soldatenheimen, die, vielfach unmittelbar hinter der Front, in Scheunen, Baracken und dergleichen Räumen eingerichtet und interkonfessionell sowie alkoholfrei sind, wirken sie Tag für Tag, um den Mannschaften ihre Mußestunden zur wirklichen Erholung zu gestalten. Im Heim kann der Soldat ungestört schreiben oder lesen, bei allerlei Spiel und bildenden Vorträgen edler Unterhaltung frönen und dadurch innerlich wie äußerlich wieder zu sich selber kommen, ein gewiß nicht zu unterschätzender Vorteil.

Kurz, der Feldprediger ist eine volkstümliche Gestalt im Felde, in seinem Wert erkannt und geschätzt, auch wo er Auffallendes an sich haben mag. Der Krieg hat ohne Frage neue Fühlung, neues Verstehen und neues Vertrauen geschaffen zwischen dem Mann des Volkes und dem Mann der Kirche, den mancher nur noch in der Verzerrung zu sehen gewohnt war.

Wenn man einst daran gehen wird, die Geschichte des Völkerkrieges zu schreiben und die Umstände zu nennen, die ihn, wie wir vertrauen zu unseren Gunsten, entschieden haben, dann wird auch ein Blatt dem Seelsorger im Felde gewidmet sein. Denn wer dem ersten wie dem letzten im Heere das Mark im Rückgrat gestärkt hat, weil er in ihm immer neu die Freudigkeit des Glaubens, den Ernst der Lebenshingabe, das Gefühl hoher Verantwortung und hehrer Pflicht und die Gewißheit unvergänglichen Wesens entfachte, der hat zu einem guten Teile mitgeholfen, den Sieg zu erstreiten. Und dafür gebührt den Feldgeistlichen der Dank des gesamten Heeres und Volkes.



Deutsche Feldgeistliche evangelischer und katholischer Konfession.

Eine deutsche Kolonne mit Feldküche zieht durch ein Dorf vor Verdun.

Nach einer Originalzeichnung von Joseph Correggio.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

An der **Westfront** wurde die Kampftätigkeit im Sommeabschnitt Ende Oktober und Anfang November stark durch ungünstiges Wetter beeinträchtigt. Nebel und Regen legten die Artillerie und die Flieger häufig lahm, und auch das Vorgehen der Infanterie war bei dem aufgeweichten Boden sehr erschwert, so daß das Maschinengewehrfeuer der Verteidigung unter den nur langsam vorrückenden Angriffskolonnen noch reichere Ernte hielt als sonst. Und doch konnte die gegnerische Heeresleitung auf die Einsetzung von Infanterie nicht verzichten, da sie sich längst hatte überzeugen müssen, daß es mit dem Grundsatz „progrès à la grenade“ (Fortschritt durch Granatenfeuer) allein nicht getan war. Obwohl also Artillerie und Infanterie gleich massenhaft eingesetzt wurden, war doch von einer Lockerung der deutschen Linien keine Rede. Der Gegner mußte selbst zugeben, daß der deutsche Widerstand fortwährend gewachsen war und eine furchtbare Höhe erreicht hatte. So war es nicht zu verwundern, daß sich in Frankreich wie in England die Öffentlichkeit immer mehr fragte: Was ist bisher geleistet worden, was ist noch zu leisten, ist das Ziel überhaupt erreichbar? Die amtliche deutsche Auslassung über die Kriegslage im Westen zu Beginn des November konnte mit berechtigtem Stolz feststellen, daß die monatelangen ungeheuren Anstrengungen der Feinde die deutsche Front im ganzen betrachtet nur leise eingebuchtet hatten, eine Auffassung, die ihre volle Bestätigung fand in dem Eingeständnis der gegnerischen Seite, daß der Fortschritt an der Somme „einigermaßen enttäuschen“ müsse.

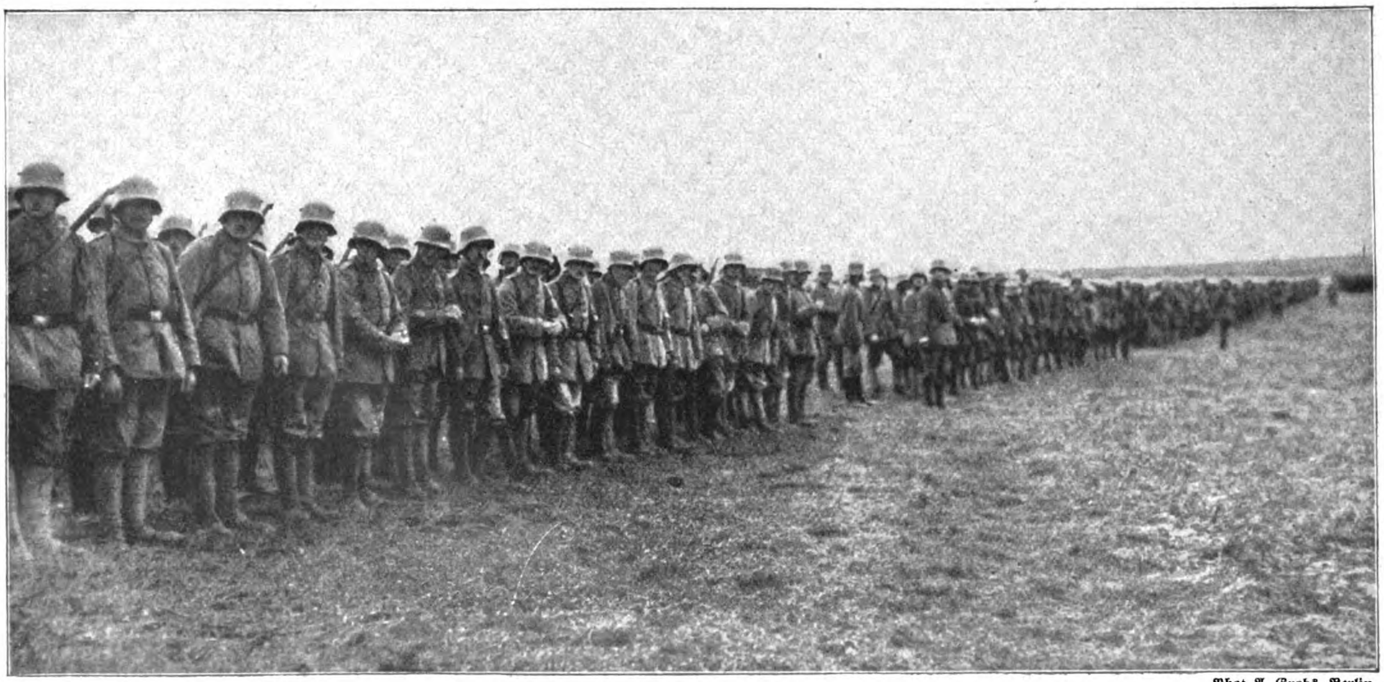
Aus dieser Sachlage erwuchsen vor allem den Engländern schwere Sorgen. Sie mußten sich sagen, daß auf französischer Seite eine erhebliche Steigerung des Menscheneinsatzes kaum noch möglich und die Reihe somit jetzt an ihnen war, und um so mehr, weil Frankreich seine farbigen Hilfsvölker (siehe die Bilder Seite 399) bei dem Eintreten rauheren Wetters bis zum nächsten Frühjahr in ihre Heimat abschieben mußte. Nach einer von einer englischen Zeitschrift mitgeteilten Aufstellung standen von Frankreichs Bevölkerung insgesamt 10,8 vom Hundert = rund 4350000 Mann im Felde, und von diesen waren 36,3 v. H. als Verlust zu betrachten, woraus sich für Frankreich die Vernichtung von 3,9 v. H. seiner Bevölkerung ergab. Die entsprechenden Ziffern für England betrugen nach der erwähnten Übersicht: 6,3 v. H. der Bevölkerung (= 2900000 Mann) bei den Waffen, wovon 12 v. H. (= 0,8 v. H. der Bevölkerung) Verlust. Die Gegenüberstellung dieser Zahlen zeigte aufs deutlichste, wie gut England es auch im Weltkriege wieder verstanden hatte, andere für sich bluten zu lassen.

Immer mehr befestigte sich namentlich bei den Franzosen die Einsicht, daß der Durchbruch unmöglich sei. Ein gefangener französischer Offizier, den man für urteilsfähig halten durfte, gab auf Befragen selbst zu, daß die Sommeschlacht für die Verbündeten immer aussichtsloser werde. Nach seinen Äußerungen war die Offensive an der Somme in der Absicht unternommen worden, alle deutschen Kräfte dorthin zu ziehen. Ihrer Hilfe beraubt, würden, so hofften die Verbündeten, Österreicher und Ungarn wie auch Bulgaren und Türken dem russischen Ansturm erliegen und Deutschland dann als allein übrig gebliebener Gegner des Vierverbandes schließlich auch überwältigt werden können. Zur Erreichung dieses großen Zieles habe man französischerseits unerhörte Opfer an Menschenmaterial gebracht. Frankreich sei jetzt am Ende seiner Leistungsfähigkeit und verlange, daß England die Sommefront wieder auffülle. —

Ein Kampftag erster Ordnung war dort nach dem 22. Oktober, über den wir auf Seite 366 berichteten, auch wieder der 23.; er trug dem Gegner indessen nur eine abermalige schwere Niederlage ein. Den mächtigsten Stoß hatte der Pfeiler der deutschen Stellung bei Le Transloy auszuhalten (siehe die Kartenskizze Seite 400 links unten). Die Abwehr durch die hier kämpfenden Brandenburger, Braunschweiger, Rheinländer und Bayern war aber so wirkungsvoll, daß vor ihrem Abschnitt die Leichen der gefallenen Angreifer am Abend in Reihen übereinander lagen. — Südlich der Somme hatten die Franzosen im Raume Ablaincourt—Chaulnes (siehe die Kartenskizze Seite 400 rechts unten) eine größere Unternehmung geplant; doch konnte sie gegen das dicht und sicher liegende deutsche Feuer nicht durchgeführt werden.

Am 24. Oktober ließ die Kampftätigkeit, da Regenwetter eingetreten war, beträchtlich nach. Dem Gegner war die Pause willkommen, weil seine gelockerten und gelichteten Verbände der Neuordnung und Ergänzung dringend bedurften. Doch blieb auch dieser Tag nicht ohne erwähnenswerte Ereignisse. Die Franzosen versuchten ihr Glück in den Abendstunden mit Teilangriffen aus der Linie Lesboeufs—Rancourt, die jedoch vor den deutschen Hindernissen blutig zusammenbrachen. Dasselbe Schicksal wurde Tags darauf englischen Vorstößen bereitet, die nach heftiger Artillerievorbereitung nördlich Courcelette, Le Sars, Gueudecourt und Lesboeufs mit stärkeren Kräften angesetzt wurden.

Auf dem Norduser der Somme herrschte am nächsten Tage, dem 26. Oktober, im ganzen nur Artillerietätigkeit. Südlich des Flusses im Abschnitt Fresnes—Mazancourt—Chaulnes hatten die Franzosen einen größeren Angriff vorbereitet; das deutsche Wirkungsfeuer war aber so mächtig,



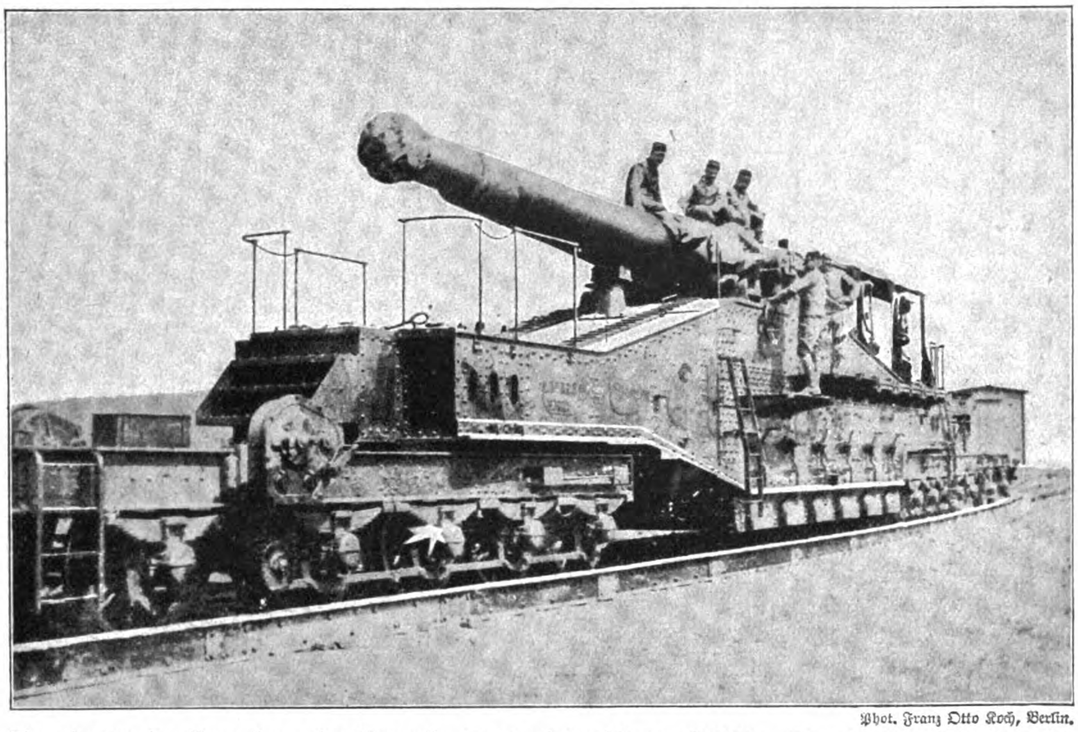
Phot. A. Grohs, Berlin.

Besichtigung der Sommekämpfer.

Amerikan. Copyright 1917 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

daß sie nicht wagten, ihre Gräben zu verlassen. Der Kampfmut des Gegners, nicht nur der Engländer, sondern auch der im allgemeinen tapfereren Franzosen, war allmählich so gesunken, daß die Truppen nur noch dann zum Sturm antraten, wenn sie sicher zu sein glaubten, daß das vorangegangene Trommelfeuer unter den gegenüberliegenden Deutschen vernichtend gewirkt habe. Solange deren Feuer noch nicht zum Schweigen gebracht war, trauten sie sich keinesfalls aus den Gräben heraus.

Am Abend des 27. Oktober waren Engländer wie Franzosen wieder so weit angriffsbereit, daß ihnen umfassende Vorstöße möglich waren, die von den Engländern aus der Linie Gueudecourt—Lesboeufs und daran anschließend von den Franzosen aus der Gegend von Morval aufgenommen wurden. Der Verteidigung gelang es an den meisten Stellen, den Feind schon durch Maschinengewehr- und Artilleriefeuer zu erschüttern. Nur bei Morval mußten die Deutschen von der blanken Waffe Gebrauch machen; sie wurden des Gegners Herr und konnten ihre Stellungen restlos behaupten. Die Engländer fuhren in ihren Anstrengungen auch am nächsten Tage fort, wobei ihnen zwei Panzerwagen zerstört wurden. Mit all ihren schweren Opfern an Menschen und Material erreichten sie aber nur, daß sie nordöstlich Lesboeufs in den vordersten Graben der Deutschen eindringen konnten. Bis spät in die Nacht hinein machten diese den Eindringlingen ihren Gewinn streitig, mußten ihnen den Graben aber schließlich überlassen, zumal der Feind Verstärkungen heranzog. Am folgenden Tage, dem 29. Oktober, gelang es den Engländern, die Stelle ihres Erfolges noch etwas zu verbreitern, wogegen sie an allen übrigen Punkten, wenn nicht schon vom deutschen Sperrfeuer, so doch im Nahkampf mit Spaten und Kolben abgewiesen wurden.



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Eines der von den Franzosen an der Sommefront verwendeten schweren Geschütze, die auf fahrbare Gerüste aufgebaut sind und auf Geleisen schnell nach jeder beliebigen Stelle der Front geschafft werden können.

Während die Deutschen am 29. Oktober nördlich der Somme in der Verteidigung verharrten, gingen sie auf dem südlichen Flußufer zu eigenen Angriffen über mit dem Ziele, den Gegner von dem stark bedrängten Brückenkopf von Peronne abzulenken. Zu diesem Zweck wurden das Gehöft La Maisonette und die sich von dort nach Biaches hinziehenden französischen Stellungen mit starkem Feuer belegt, das die französischen Hindernisse so zerstörte, daß ein Sturmangriff gute Aussichten bot. Er wurde von dem Infanterieregiment Nr. 359 (Berlinern und Brandenburgern) unternommen und so schneidig durchgeführt, daß ein voller Erfolg erzielt und über 400 Gefangene eingebracht wurden. Eine französische Kompanie, die am 30. zum Gegenangriff auf La Maisonette vorstieß, wurde zurückgeschlagen, und auch Handgranatenangriffe auf den Geländegewinn der Deutschen südlich Biaches vermochten die vorige Lage nicht wiederherzustellen. — Ebenso blieben am 30. Oktober Angriffe der Franzosen gegen Ablaincourt und beiderseits der Straße Chaulnes—Lihons ergebnislos.

Am 31. wurde die feindliche Angriffstätigkeit durch klares Wetter begünstigt. Von Bouchavesnes bis zum Walde St. Pierre Vaast und Le Transloy ließ der Gegner wieder alle seine Geschütze spielen. Auch auf solche Abschnitte der deutschen Stellungen, gegen die Sturmangriffe nicht beabsichtigt waren, wurde das Feuer gerichtet; es sollten dann wenigstens die Früchte der zähen Arbeit, in der die Deutschen meist zur Nachtzeit ihre Stellungen immer wieder herzustellen bemüht waren, zunichte gemacht werden. — Der Artillerievorbereitung folgten gegen sechs Uhr abends bei Courcelette und eine Stunde später auch bei Lesboeufs starke Sturmangriffe, die aber sämtlich blutig scheiterten. Bei Le Transloy hatten sich die Engländer mit Todesverachtung durch das deutsche Sperrfeuer bis vor die deutschen Gräben vorgearbeitet. Dort kam es zum Nahkampf mit wackeren Holsteinern und Hanseaten, die dem Feind trotz seiner Überzahl mutig entgegentraten und ihn auch diesmal mit großen Verlusten auf seiner Seite abwiesen, so daß kaum der sechste Teil der Angreifer unversehrt entkam.

Die deutsche Front war in der ersten Linie durchgängig von ausgezeichnetem Soldatenmaterial gehalten, Leuten, die zum Teil vier und fünf Dienstjahre, darunter über zwei Kriegsjahre, hinter sich hatten. Von der rücksichts- und oft ganz sinnlosen Aufopferung von Mannschaften, wie sie bei allen Vierverbandsmächten an der Tagesordnung war, konnte auf deutscher Seite nirgends die Rede sein.

So sehr hatte sich nach und nach die Lage zugunsten der Deutschen verschoben, daß sie stellenweise ernstlich daran denken konnten, aus der Verteidigung zu eigenen Angriffen überzugehen. So erkämpften sie sich am 1. November gegen hartnäckigen französischen Widerstand den Nordteil Saillys. Hier Gelände zu gewinnen, war für die Deutschen von Wert, weil sie damit die Flankierung ihrer Stellung im Walde St. Pierre Vaast, einer Stellung, die neben derjenigen in Le Transloy zu den wichtigsten der deutschen Verteidigung auf diesem Abschnitt gehörte, unwirksam machen konnten. Am Nordwestrande des Waldes hatte sich der Feind an diesem Tage nach einem anfänglichen kleinen Fortschritt eine sehr schwere blutige Niederlage geholt, und nicht besser war es ihm bei Morval und im Abschnitt Lesboeufs—Rancourt ergangen.

Am 2. November stürmten die Franzosen gegen die neugewonnenen deutschen Stellungen im nördlichen Teil Saillys unermüdlich so lange an, bis es ihnen gelang, den Deutschen ihren Vorteil wieder zu entreißen. Östlich Gueudecourt dagegen blieben alle Anstrengungen des Gegners erfolglos; ebenso am Walde St. Pierre Vaast. Gegen diesen richteten die Franzosen mit steigender Wucht drei starke Angriffe, deren heftigster gegen elf Uhr nachts einsetzte. Dem großen Einsatz von Menschen entsprachen die Verluste; aber alles war vergeblich. Am 3. ließ die Gefechtstätigkeit nach. Wo es aber zu Zusammenstößen kam, kämpften die Feinde unglücklich. — Zunehmende Heftigkeit des gegnerischen Artilleriefeuers am 4. November ließ erkennen, daß neue größere Unternehmungen im Werke

waren, denen von deutscher Seite mit sicherer Ruhe entgegengesehen wurde. —

Vor **Verdun** (siehe die Kunstbeilage) war es gegen Ende Oktober nach einer langen Zeit verhältnismäßiger Ruhe wieder recht lebhaft geworden. Noch vom 23. Oktober wurde gemeldet, daß die nach starker Artillerievorbereitung beabsichtigten französischen Sturmangriffe nicht zur Ausführung gekommen seien, obwohl die deutschen Stellungen — sie lagen auf einer mit den Abhängen dem Feinde zugekehrten Hügelreihe — diesem gutes Ziel boten. Die Räumung ihrer ungünstigen Stellungen bei Douaumont, Vaux, Thiaumont, die von den Deutschen lediglich eingenommen worden waren, um die Festung Verdun lahmzulegen, war von diesen nach Erreichung ihres Zwecks längst ins Auge gefaßt. Nun gab ein Zufallserfolg, den der 24. Oktober den Franzosen brachte, den Anstoß zur Ausführung der deutschen Absicht.

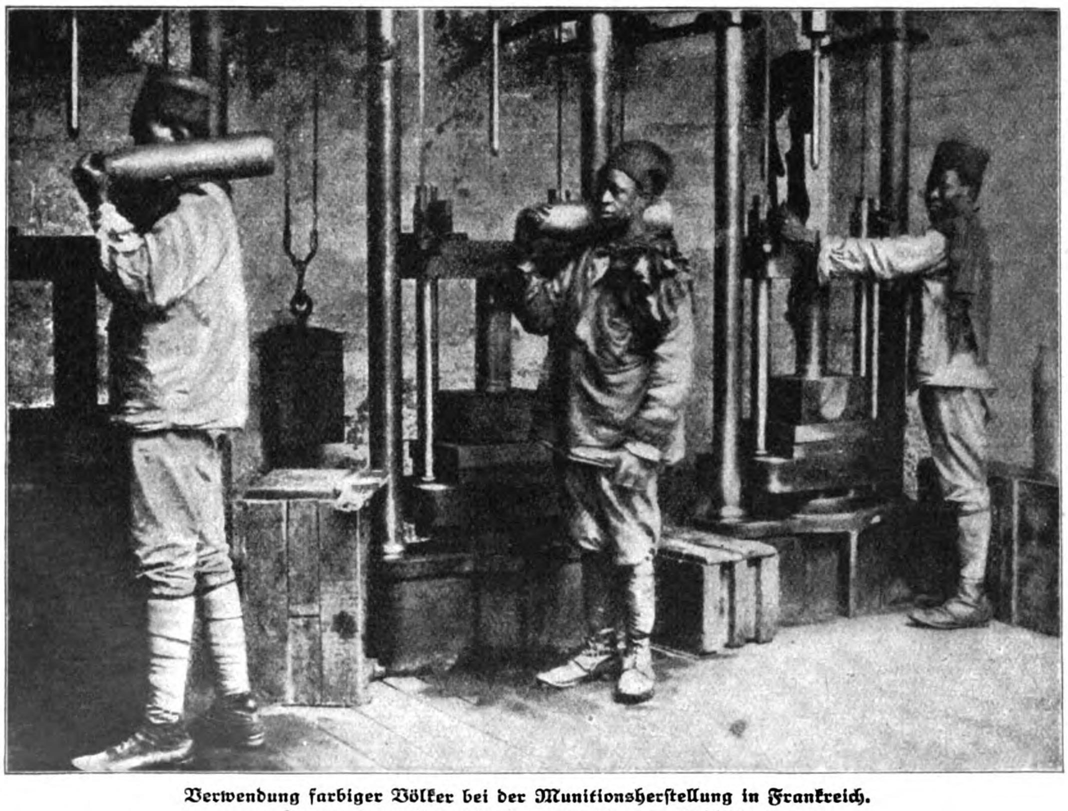
Verwendung farbiger Völker bei der Munitionsherstellung in Frankreich.
Anamiten aus Tonking—China bei der Herstellung von 7,5-cm-Granaten.

Was die Deutschen vor Verdun beabsichtigt hatten, war vollständig von ihnen erreicht worden: sie waren dem Kern der Festung so nahe gerückt, daß sie an jeder den Deutschen gefährlichen Lebensäußerung mit eiserner Hand gehindert war. Dazu waren die vor der eigentlichen Festung gelegenen französischen Werke — Douaumont, Vaux, Thiaumont, die Batteriestellung vor Damloup — im Lauf der Monate in Trümmerhaufen ohne namhaften Gefechtswert umgewandelt worden.

In aller Stille hatten die Deutschen mit der Räumung ihrer dem feindlichen Feuer nunmehr unnötig ausgesetzten vorderen Linie begonnen und, ohne von den Franzosen gestört zu werden, ihre Artillerie zu einem großen Teile bereits zurückverlegt; auch die deutsche Infanterie sollte ihre Stellungen aufgeben, um eine einige Kilometer weiter zurück vorbereitete, weniger gefährdete Stellung zu beziehen. Noch bevor dies aber geschehen war, gelang den Franzosen am 24. Oktober unter dem Deckmantel des Nebels überraschend ein erfolgreicher Sturmangriff, der sie über die völlig zerschossenen deutschen Stellungen hinweg bis an das Fort Douaumont führte. Dort wütete um eben diese Zeit eine durch in Brand geratene Benzinvorräte hervorgerufene Feuersbrunst, die so zerstörend um sich griff, daß die Deutschen die Brandstätte verlassen mußten. Weit lieber hätten die Truppen freilich dem Brande wie den urplötzlich auftauchenden französischen Sturmtruppen getrotzt und das schon so lange Zeit kühn gehaltene Douaumont noch weiter behauptet. Erst auf ausdrücklichen Befehl gab die Besatzung die Reste des Werkes dem Feinde preis.

Die Franzosen bauschten ihren Erfolg, der nur örtliche Bedeutung hatte, in gewohnter Weise zu einem gewaltigen Siege auf und schmückten ihren Bericht mit allerlei schönen Erfindungen aus. So zum Beispiel wollten sie den deutschen Kommandanten von Douaumont gefangen genommen haben. Ihren Erfolg zu einem wirklichen Siege auszuweiten und ihm eine entscheidende Vorwärtsbewegung anzuschließen, gelang den Franzosen nicht: ihre heftigen Angriffe gegen die von den Deutschen nördlich der Feste Douaumont neu bezogenen Stellungen vermochten diese nicht zu erschüttern.

Auch die Feste Vaux sah sich starken französischen Vor-



Verwendung farbiger Völker bei der Munitionsherstellung in Frankreich.
Senegalesen, mit der Pressung von Granaten beschäftigt.

stößen ausgesetzt, die jedoch gleichfalls ergebnislos blieben. Immerhin war Vaux stark gefährdet, weil der französische Angriff das Werk von Westen und von Süden treffen konnte und damit von den Seiten, nach denen hin es am schwersten zu verteidigen war. Die Deutschen trafen deshalb schon ihre Vorbereitungen zur Räumung der Feste, ohne sich durch das andauernde Feuer der französischen Artillerie und durch mehrfache Sturmangriffe beirren zu lassen. In der Nacht zum 2. November führte die Besatzung der Feste, nachdem sie den letzten Rest widerstandsfähiger Befestigungen durch Sprengung vernichtet hatte, die Räumung befehlsgemäß in vollster Ordnung und ohne jegliche Störung von seiten des Feindes durch. Die Absicht der Räumung war unter der Hand schon einige Zeit vorher bekannt gegeben worden, um den Franzosen von vornherein die Möglichkeit abzuschneiden, an die vollzogene Räumung wieder die Erfindung eines Sieges zu knüpfen.

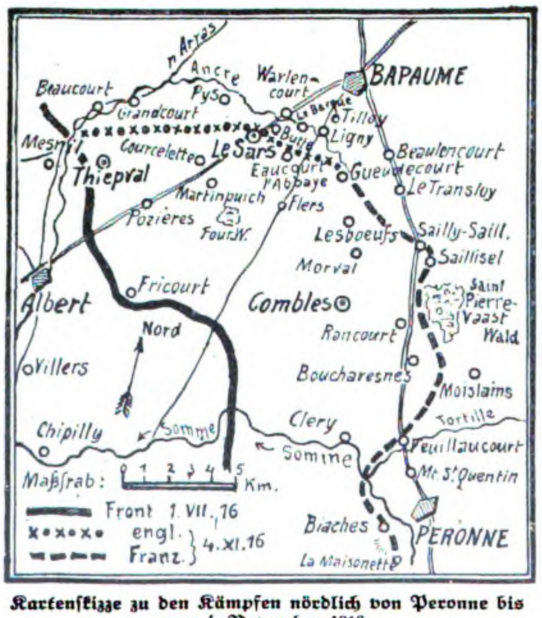
Diesmal war den Deutschen eine Überraschung gelungen: sie hatten Vaux bereits verlassen, als die ehemalige Feste, deren Trümmern man es nicht mehr ansehen konnte, daß hier einmal ein neuzeitliches Befestigungswerk gestanden hatte, noch einen vollen Tag lang vom Gegner unter heftigstem Feuer gehalten wurde. Er wurde seinen Irrtum erst gewahr, als er vom Eiffelturm die Nachricht erhielt, daß nach dem deutschen Tagesbericht vom 2. November die Feste Vaux Tags zuvor geräumt worden sei. Da war es denn freilich nicht mehr möglich, den Vorgang in einen großen Sieg umzudichten. — An der entscheidenden Tatsache, daß Verdun mit seiner gesamten Umgebung zu einer wüsten Trümmerstätte geworden war, vermochten auch die berichteten kleinen Verschiebungen in der Lage der beiderseitigen Linien nichts zu ändern. —

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein Opfer englischer Barbarei.

Kapitänleutnant Claus Hansen, Kommandant des deutschen Unterseebootes U 41, das am 24 September 1915 in der Nähe der Scillyinseln von einem englischen Dampfer unter amerikanischer Flagge vernichtet wurde.

Von den Kämpfen an der Somme und vor Verdun abgesehen, fanden an keiner Stelle der ganzen Westfront größere Ereignisse statt. Doch kam es an vielen Punkten gelegentlich zu lebhafterer Artillerietätigkeit und im Anschluß an sie zu Vorstößen starker Erkundungstruppen. Der Gegner fuhr fort, ohne Rücksicht auf die einheimische Bevölkerung auch bewohnte Ortschaften hinter der deutschen Front zu beschießen. Zur Vergeltung eines derartigen Vorkommnisses in der Champagne wurde deutscherseits am 4. November eine scharfe Beschießung der Stadt Reims angeordnet. — Der Luftkrieg wurde äußerst lebhaft geführt, vor allem an der Somme im Zusammenhang mit den gewaltigen Kämpfen an Land. Als Beispiel führen wir an, daß an einem einzigen Tage, dem 22. Oktober, auf diesem 50 Kilometer breiten Abschnitt von den Deutschen nicht weniger als 500 Flüge ausgeführt wurden, bei denen es 209mal zum Luftkampf kam. — Einen herben Verlust, der nicht nur im deutschen Heere, sondern im ganzen Volke aufs schmerzlichste empfunden wurde, bedeutete der Heldentod des jugendlichen Hauptmanns Bölcke am 28. Oktober: nachdem er noch Tags zuvor den 40 Gegner besiegt hatte, stürzte sein durch einen Zusammenstoß mit dem Apparat eines Kameraden schwer beschädigtes Flugzeug so unglücklich ab, daß Deutschlands erfolgreichster Flieger den Tod fand. Seine unvergleichlichen Leistungen und die echt soldatischen Tugenden, denen er sie verdankte, fanden auch in der gegnerischen Presse rückhaltlose Anerkennung (siehe Bild Seite 402).



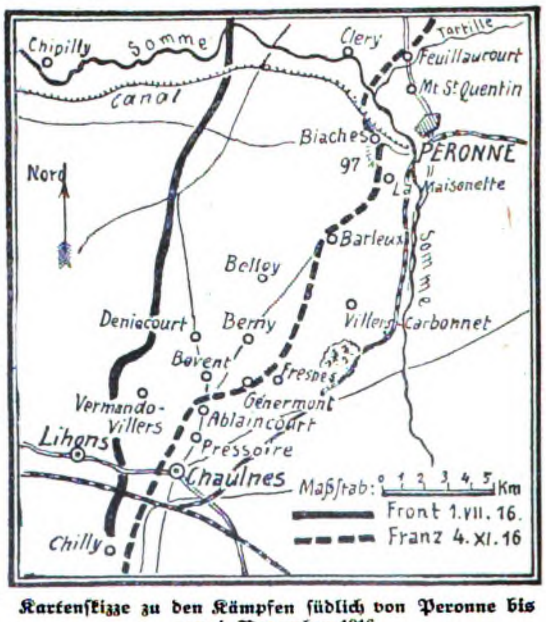
Kartenskizze zu den Kämpfen nördlich von Peronne bis zum 4. November 1916.

* * *

Wie an der Somme, so kämpfte **England** auch zur See unglücklich. Die Tauchboote der Mittelmächte versenkten im September insgesamt 141 feindliche, meist englische Handelsfahrzeuge (siehe Bild Seite 401) mit einer Wasserverdrängung von zusammen 182000 Tonnen; dazu kamen 39 neutrale Handelschiffe, denen wegen Führung von Bannware zum Feinde dasselbe Schicksal bereitet wurde. Im Oktober nahm die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote an der finnischen Küste, in der Ostsee, der Nordsee, vor allem aber an der weit entlegenen russischen Eismeerküste vor der Einfahrt nach Archangelsk lebhaften Fortgang zur wachsenden Bestürzung des gesamten Vierverbandes.

Am 23. Oktober vernichtete ein deutsches U-Boot einen englischen kleinen Kreuzer älterer Bauart mit zwei Schornsteinen im Atlantischen Ozean westlich Irland. Die englische Regierung gab unter dem 26. Oktober ferner die Versenkung des britischen Minendampfers „Genista“ zu, der ebenfalls dem Torpedoangriff eines U-Bootes zum Opfer gefallen war, wobei von der englischen Besatzung sämtliche Offiziere und 73 Mann den Tod fanden. Drei deutsche U-Boote, die im englischen Kanal tätig gewesen waren und am 31. Oktober heimkehrten, vernichteten in diesem ureigensten englischen Gewässer insgesamt 21 Schiffe des Gegners mit einem Raumgehalt von 28500 Tonnen. — Über die deutsche U-Boot-Tätigkeit an der Murmanküste (nördliches Eismeer) wurde schon auf Seite 370 berichtet.

Die Achtung vor der Leistungsfähigkeit der deutschen U-Boote erfuhr, wenn möglich, noch eine Steigerung durch die Nachricht, daß „U 53“ nach erfolgreicher Tätigkeit an der amerikanischen Küste am 31. Oktober wohlbehalten



Kartenskizze zu den Kämpfen südlich von Peronne bis zum 4. November 1916.

Störung englischen Fischfangs nördlich von Schottland durch ein deutsches Unterseeboot, das, plötzlich aus den Wellen auftauchend, die deutsche Kriegsflagge hißt und Befehl gibt, daß sich alle Fischermannschaften an Bord eines Fahrzeuges zu begeben haben, damit die übrigen sämtlich versenkt werden können.

Nach einer Originalzeichnung des Marinemalers Kapitänleutnant Paul Teschinsky.

Phot. W. Ramdorst jun., Bielefeld.

Feierliche Einholung der Leiche des Fliegerhauptmanns Bölcke. Die Eltern und Brüder begeben sich zur Totenfeier in die Kathedrale zu Cambrai.

wieder im heimatlichen Hafen angelangt sei. Den Hinweg hatte das Fahrzeug in 17 Tagen zurückgelegt, im amerikanischen Hafen es verschmäht, irgendwelche Betriebsvorräte einzunehmen, und mit dem von ihm geführten Handelskrieg das größte Aufsehen gemacht. Nunmehr war der Beweis erbracht, daß die deutschen U-Boote in den entferntesten Gewässern ohne jeglichen Stützpunkt zu arbeiten imstande waren (vgl. den Aufsatz Seite 371 und das Bild Seite 365). — Am 1. November traf das Handels-U-Boot „Deutschland" zum zweiten Male wohlbehalten in Nordamerika ein mit einer aus Farbstoffen und Arzneien bestehenden Ladung von 750 Tonnen, die im Hafen von Connecticut gelöscht wurde.

Auch den übrigen deutschen Seestreitkräften fehlte es nicht an Erfolgen. Über den glänzenden Vorstoß, den in der Nacht zum 27. Oktober eine Anzahl deutscher Torpedoboote unter Kommodore Michelsen in den Kanal bis zu der Linie Folkestone—Boulogne unternahm, haben wir unseren Lesern bereits in einem Sonderaufsatz aus fachmännischer Feder auf Seite 392 berichtet. — In der Nacht zum 2. November stießen leichte deutsche Seestreitkräfte aus den flandrischen Stützpunkten gegen die Handelstraße Themse—Holland vor. Sie hielten mehrere Dampfer an und brachten zwei, die verdächtig erschienen, in den Hafen ein; einen dritten Dampfer konnten überlegene englische Kräfte wieder befreien. Vier englische kleine Kreuzer kamen dabei auf die deutschen Torpedoboote für kurze Zeit zum Schuß, konnten aber keinen Treffer erzielen, so daß die Deutschen auch diese erfolgreiche Fahrt ohne Verluste beendeten und unversehrt heimkehrten.

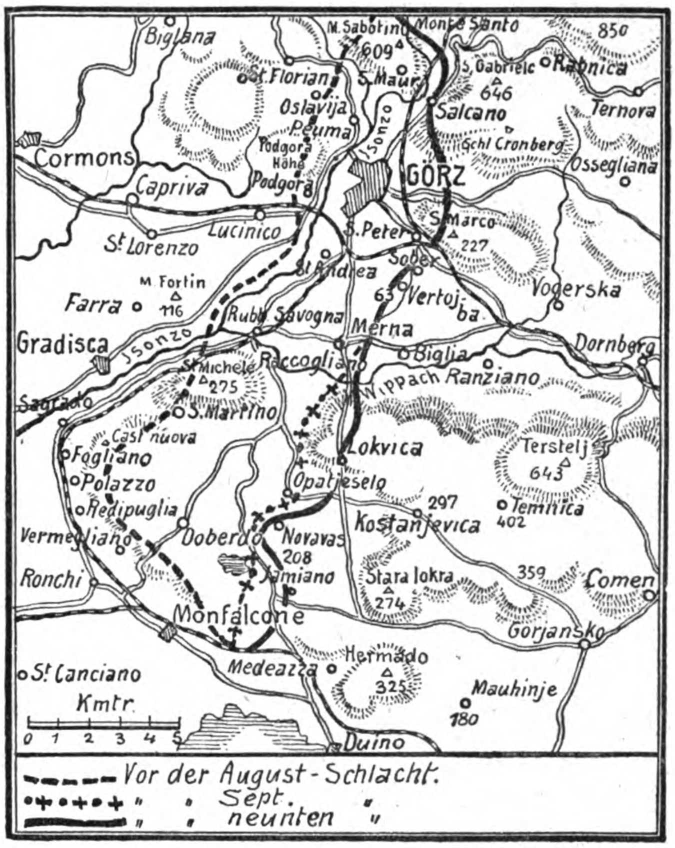
In der Berichtszeit wurde ein schon weit zurückliegendes, dem Baralongfall ganz ähnliches Ereignis in allen Einzelheiten bekannt. Ein deutscher, aus England in die Schweiz übergeführter Offizier berichtete folgendes:

Das deutsche Tauchboot „U 41", Kommandant Kapitänleutnant Claus Hansen (siehe Bild Seite 400), hielt am 24. September 1915 in der Nähe der Scillyinseln einen Dampfer unter amerikanischer Flagge an. Während dieser stoppte und anscheinend Anstalt traf, ein Boot zu Wasser zu lassen, lief das Tauchboot bis auf eine Entfernung von etwa 300 Metern an den Dampfer heran, der in diesem Augenblick an zwei Stellen die Reeling herunterklappte und aus zwei Schiffsgeschützen und zahlreichen Gewehren auf das Tauchboot feuerte. Das alles geschah bei wehender amerikanischer Flagge. Das Tauchboot, das schwer getroffen worden war, ging zunächst unter; doch gelang es ihm nach kurzer Zeit, wieder an die Oberfläche zu kommen.

Durch eine geöffnete Luke konnten gerade noch der Oberleutnant zur See Crompton und der Steuermann Godau aus dem Boot herauskommen, als es zum zweiten Male und nun für immer in der See versank. Dem Oberleutnant, der schwer verwundet war, und dem Steuermann gelang es, sich schwimmend oben zu halten und nach einiger Zeit ein in der Nähe treibendes leeres Boot zu erreichen und zu besteigen. Der Dampfer, der dies bemerkt hatte, kehrte nun zurück und hielt mit hoher Fahrt gerade auf das Boot zu, aber nicht etwa, wie man hätte annehmen sollen, um die beiden hilflosen Schiffbrüchigen zu retten, sondern um das Boot zu rammen. Zu diesem Zweck war sogar auf Backbord ein Mann aufgestellt, der die nötigen Anweisungen für das Steuern zur Kommandobrücke hinaufrief. Kurz bevor das Boot getroffen wurde, sprangen die Schiffbrüchigen in die Bugwellen des rammenden Schiffes, und es gelang ihnen, sich später an den Trümmern des Bootes festzuhalten. Erst nachdem sie wieder über eine halbe Stunde im Wasser gelegen hatten, kehrte der Dampfer in ihre Nähe zurück und nahm sie nunmehr auf. An Deck ließ sich aber kein Offizier blicken. Ohne daß dem verwundeten Oberleutnant, der einen doppelten Kieferbruch, einen Schuß an der linken Schläfe, eine fingerbreite Wunde in Nase und Wange sowie ein zerschossenes Auge bei der Beschießung des Bootes davongetragen hatte, Hilfe geleistet wurde, sperrte man die beiden Geretteten erbarmungslos in den Deckverschlag ein, der einen Meter hoch, zwei Meter lang und mit Eisenstäben abgeschlossen war. Hier mußten sie verbleiben bis zu ihrer Ankunft in Falmouth am 25. September 1915. Erst dort wurde dem Verwundeten die erste ärztliche Hilfe zuteil.

Soweit der Bericht des deutschen Offiziers.

Als seinerzeit die englische Regierung durch Gegenmaßnahmen der deutschen Regierung gezwungen worden war, den in englische Gefangenschaft geratenen deutschen Tauchbootbesatzungen eine einigermaßen menschliche Behandlung angedeihen zu lassen, wußten bald darauf die Zeitungen zu berichten, daß die englische Regierung, um diesem Zwange aus dem Wege zu gehen, den Befehl gegeben habe, keine deutschen Tauchbootleute mehr zu retten, sondern sie in ihren versenkten Booten so lange auf dem Grunde des Meeres zu lassen, bis man annehmen könne, daß sie tot seien. Damals sträubte sich noch jedes menschliche Gefühl dagegen, an den Erlaß eines solchen Befehls zu glauben. Als dann aber die englische Regierung sich unter Ausflüchten schützend vor die Baralongmörder stellte und sich weigerte, sie vor Gericht zu ziehen, wurde unwillkürlich die Erinnerung an die Zeitungsmeldungen und den angeblichen englischen Befehl wieder wach. Man fragte sich: Weigert sich die englische Regierung etwa deshalb, weil die Baralongmörder nur auf Befehl gehandelt haben und deshalb nicht von der englischen Regierung bestraft werden können? Damals wies man diesen Verdacht noch von sich, obgleich kühle Überlegung sich hätte sagen müssen, daß solche Fälle von seiten Englands durchaus nicht unmöglich sind, daß im Burenkriege Zehntausende von Frauen und Kindern erbarmungslos zu Tode gehungert worden sind und daß man im Weltkriege in den Kolonien den Schwarzen Kopfpreise für deutsche Staatsangehörige gezahlt hat. Der Baralongmord und dieses neue Verbrechen liegen kaum einen Monat auseinander und gleichen einander sehr. Wie schlecht das Gewissen der englischen Regierung in diesem Falle ist, geht daraus hervor, daß sie das Bekanntwerden der begangenen Scheußlichkeiten mit den verwerflichsten Mitteln zu verhindern gesucht hat, was ihr allerdings nicht gelungen ist. — Daß sie nach dem Durchdringen der Wahrheit bemüht war, die Tatsachen teils abzuleugnen, teils völlig falsch darzustellen, ist ohne weiteres verständlich. Die deutsche Regierung hat jedoch die englische „Berichtigung“ der über die Schweiz nach Deutschland gelangten Angaben ihrerseits richtiggestellt.



Kartenskizze zu den Kämpfen am Karst.

* * *

Nach dem Mißlingen ihrer achten Angriffsfolge am Isonzo rafften sich die **Italiener** verhältnismäßig früh-

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

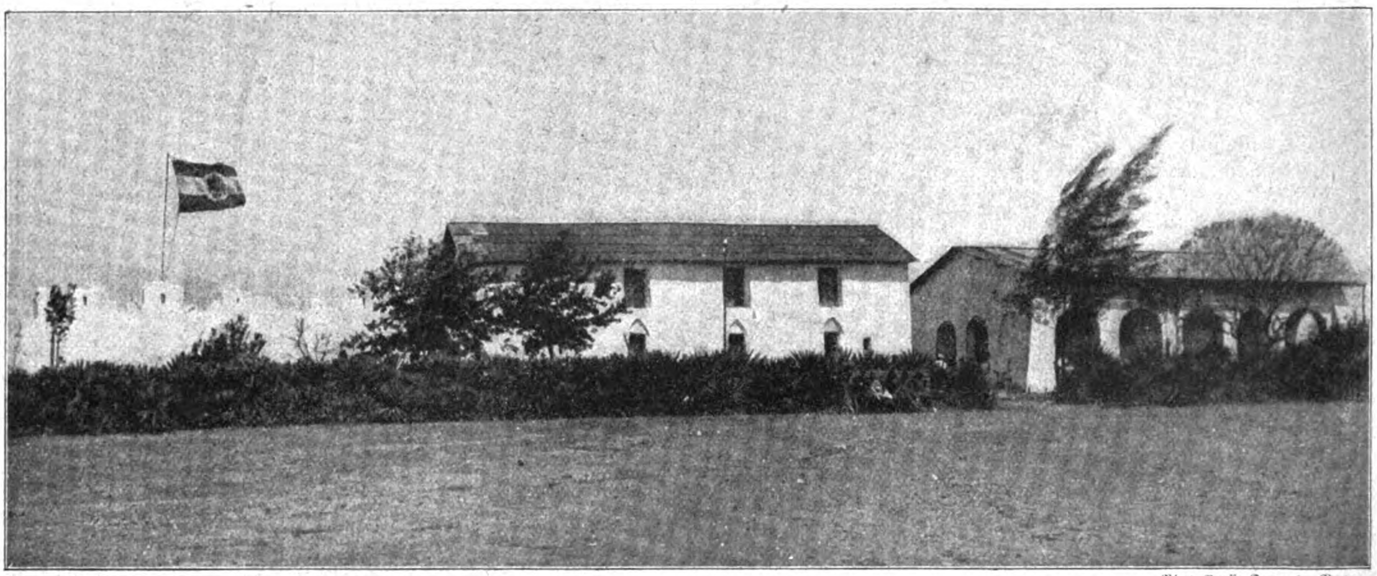
Eselkarren für den Wassertransport im Hochgebirge an der österreichisch-ungarischen Front gegen Italien.

zeitig zu einer neunten Isonzoschlacht auf. Die Entfaltung einer ungeheuren Artillerie- und Minenwerfertätigkeit bildete die Einleitung. Die Sturmangriffe begannen am Nachmittag des 31. Oktober im Wippachtale und auf der Karsthochfläche und richteten sich vor allem gegen diejenigen Punkte der österreichisch-ungarischen Stellung, die den Angreifern als die am schwersten erschütterten erschienen. Der Verteidigung gelang es, den Angriff durch Sperrfeuer oder Gegenstoß restlos abzuweisen.

Auf abermalige Artillerievorbereitung, die auch die Nacht hindurch währte, folgte am 1. November der Hauptangriff der italienischen Infanterie. Im Wippachtal nahm er sich vor allem die Höhen östlich der Vertojbica zum Ziel, gegen die auf engem Raum 7 Brigaden anrannten. Aber auch dieser gewaltige Ansturm wurde vollkommen abgeschlagen. Auf dem Nordteil der Karsthochfläche konnten die Italiener mit dem Einsatz von 8 Divisionen und unter ungeheuren blutigen Verlusten die zerschossene erste Linie der Österreicher und Ungarn nehmen; ein kräftiger Gegenangriff entriß ihnen aber sofort wieder einen großen Teil ihres Gewinns. Von der ganzen Einbruchstelle blieb nur Lokvica (siehe die Karte Seite 403) in Feindeshand. Auf dem südlichen Teil der Hochfläche führten alle noch so wütenden Sturmangriffe nicht zu dem leisesten Erfolg, ja der Gegner erlitt infolge glücklicher Gegenstöße der Verteidigung sogar eine schwere Einbuße von über 1000 Gefangenen und 7 Maschinengewehren. — Am nächsten Tage setzten die Italiener ihre Angriffe unter ungeheurem Einsatz von Menschen und Munition mit größter Heftigkeit fort. Im Wippachtale wurden sie von österreichisch-ungarischem Landsturm und Landwehr wieder überall geworfen. Bei Lokvica erlitten sie schwere Verluste; doch gelang es ihnen, zwei bis zum äußersten ausharrende Batterien nach Überwältigung von Mannschaft und Bespannung zu nehmen. Weiter südlich büßten die Italiener wieder durch Gegenangriffe der Österreicher und Ungarn zahlreiche Gefangene ein (siehe Bild Seite 408/409).

Am 3. November herrschte vormittags auf der ganzen Front Ruhe. Dagegen wurden die Sturmangriffe am Nachmittag scharf erneuert, führten indessen an keinem Punkt zu anderen als ganz vorübergehenden Erfolgen. Die Zahl der italienischen Gefangenen aus der neunten Isonzoschlacht wuchs an diesem Tage schon auf über 3500 an. — Am 4. November richteten die Italiener die Hauptwucht ihrer Angriffe auf den südlichen Teil der Karstfront. Noch gegen acht Uhr abends rafften sie hier alle Kraft zu einem letzten Stoß zusammen, der die Entscheidung bringen sollte, aber genau so wie seine Vorgänger scheiterte.

Schon am 5. November konnte das neue große Unternehmen der Italiener am Isonzo im wesentlichen als zusammengebrochen gelten. Den heiß erstrebten Weg nach Triest aber hatten sie sich auch diesmal nicht eröffnet. (Fortf. folgt.)



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Mpapua in Deutsch-Ostafrika an der Usambarabahn, etwa 350 Kilometer westlich von Daressalam.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in Ostafrika im August und September 1916.

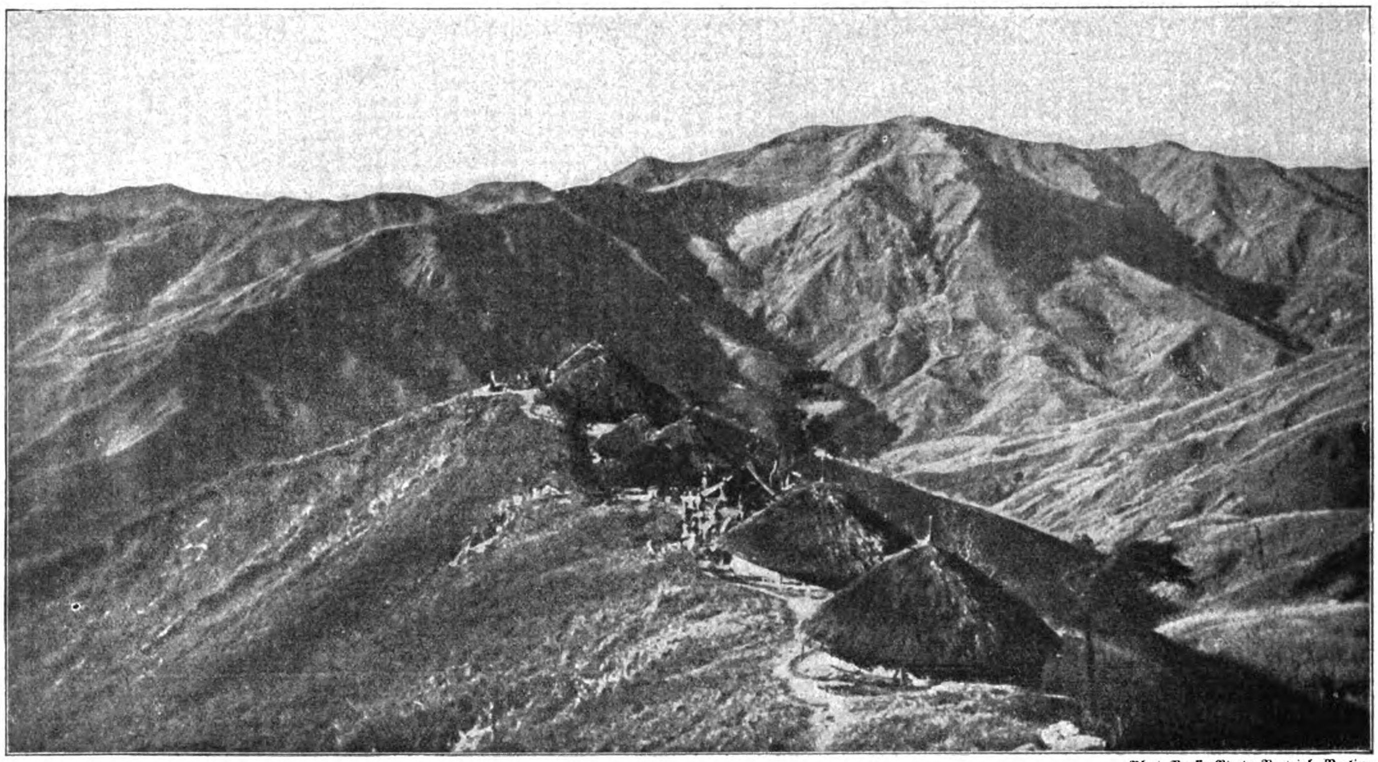
(Hierzu die Bilder Seite 404—407.)

Zäh und ausdauernd setzten die Verteidiger der schönsten und größten Kolonie ihren tapferen Widerstand gegen die gewaltige feindliche Übermacht fort, obwohl sie durch Krankheiten und Verluste in zwei Kriegsjahren sehr geschwächt worden waren und überdies unter Mangel an Munition und Heilmitteln litten.

Wie auf Seite 296 bis 300 gezeigt wurde, hatte die Hauptmacht der deutschen Schutztruppe Ende Juli 1916 in den fruchtbaren, dicht bewaldeten und wasserreichen Ngurubergen bei der Missionstation Mhonda und bei Matamondo, nördlich Morogoro an der Zentralbahn, starke Stellungen eingenommen, gegen die größere feindliche Kolonnen unter dem Oberbefehl des Generals Smuts am 5. August den Vormarsch antraten. Vom Lukigurafluß aus führte die berittene Abteilung des Generals Enslin eine umfassende Bewegung nördlich und nordwestlich der Nguruberge aus, die sie bis zum Südrande durchquerte. Am 8. August tauchte sie südwestlich der Missionstation Mhonda auf, die linke deutsche Flanke schwer bedrohend. Gleichzeitig rückten starke feindliche Infanteriekolonnen unter den Generalen Hoskins, Sheppard und Brits von Norden her in das Mdjongatal ein. Es kam am 9. August bei Mhonda und Matamondo zu erbitterten Kämpfen, in denen die Deutschen ihre Stellungen anfangs hartnäckig behaupteten, bis sie am 11. der starken feindlichen Umklammerung weichen mußten. Am 18. und 19. August entspann sich südlich der Nguruberge am Wamifluß ein größeres Nachhutgefecht, das nach heftiger Verteidigung der Furt über den Wamifluß mit deren Besetzung durch den Feind endigte.

Die deutsche Hauptmacht zog sich nun zunächst weiter nach Süden auf Morogoro an der Zentralbahn zurück, sammelte sich hier und setzte dann Anfang September unter fortwährenden Nachhutkämpfen ihren Rückzug in die südlich gelegenen unwirtlichen Uluguruberge (siehe das Bild Seite 405) fort. Die scharf nachdrängenden Engländer konnten am 26. August in Morogoro einziehen. Westlich und östlich der Uluguruberge rückten starke berittene Kolonnen des Feindes eilig heran, um den Südrand der Berge vor den Deutschen zu erreichen und diese abzuschneiden. Am 15. September kamen die Engländer zwar bei Kissaki am südlichen Ausgang der Uluguruberge an, die deutschen Hauptkräfte waren aber noch rechtzeitig in der vorhergehenden Nacht nach Südosten in Richtung auf den Rufidjifluß abgezogen, an dessen Ufern sie sich von neuem festsetzten. —

Die auf eine Division angewachsenen Streitkräfte des Generals Van Deventer, die an der Zentralbahn bei



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Ein Eingeborenendorf auf den Ulugurubergen in Deutsch-Ostafrika.

Die Ansiedelungen sind auf den kahlen Hügeln so angelegt, daß die Bewohner nach allen Seiten freien Ausblick haben und sich mit den anderen Dörfern durch Zeichen und Laute verständigen können.

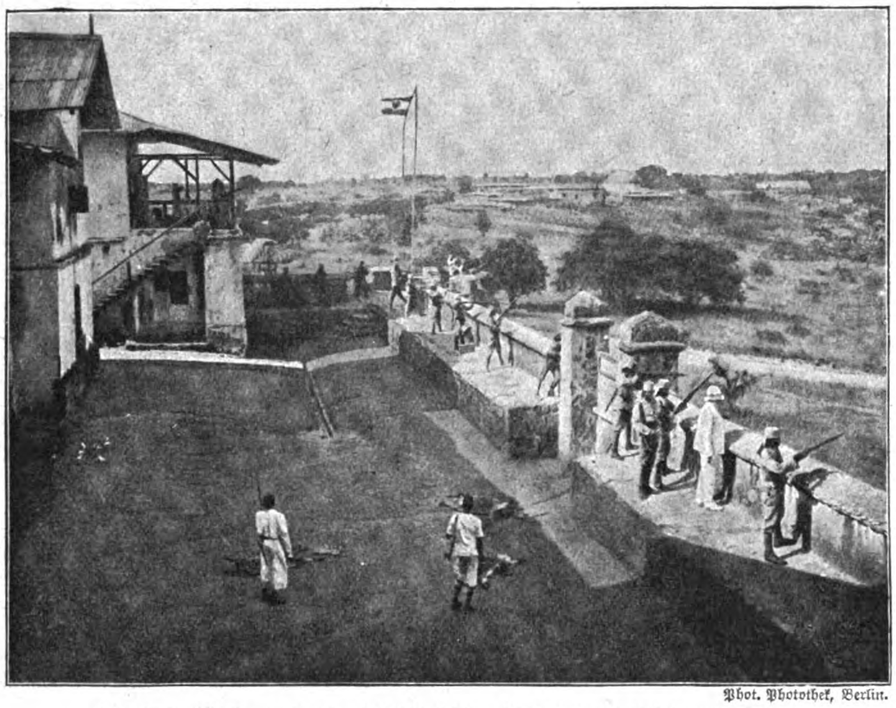
Kilimamatinde, Dodoma und Kikombo Fuß fassen konnten, waren inzwischen nach Südosten eingeschwenkt und Anfang August über Kwa Njangolo gegen Mpapua (siehe das Bild Seite 404) vorgerückt. Am Abend des 11. August traf Van Deventer auf deutsche Abteilungen in einer befestigten Stellung an einem Engpaß bei dem Dorfe Tschunjo, zehn Meilen westlich Mpapua. Nach einem die ganze Nacht über andauernden wütenden Gefecht besetzten die Engländer die Wasserstelle und den Engpaß bei Tschunjo. Dieser Erfolg hatte ihnen schwere blutige Opfer gekostet, da die

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Das Eingeborenenviertel von Kilossa in Deutsch-Ostafrika.

deutschen Askari den Engpaß mit äußerster Tapferkeit verteidigt hatten. Die ganze Macht Van Deventers drängte den auf Mpapua zurückgehenden Deutschen nach, die sich nach erbittertem Nachhutgefecht in diesem Orte festsetzten. Es gelang dem Feinde aber, nach dreistündigem schweren Kampfe am 12. August um 3 Uhr nachmittags Mpapua, die älteste deutsche Station im Innern Ostafrikas, zu besetzen. Durch einen wütenden Gegenangriff, der nach englischen Nachrichten allerdings erfolglos geblieben sein soll, lieferte die Schutztruppe den Beweis, daß ihre Kampfkraft durch das zweitägige Gefecht bei Mpapua nicht gebrochen werden konnte

Der Gegner holte an demselben Tage noch zu einer weiten Umfassung aus, um den Deutschen den Rückzug abzuschneiden, erlitt bei diesem Versuch aber empfindliche Verluste. Die Schutztruppe ging der Zentralbahn entlang nach Osten auf Kidete zurück. Dort lieferte sie am 19. August den Truppen Van Deventers ein neues schweres, für den Gegner verlustreiches Gefecht, das selbst der englische Bericht das „hartnäckigste und blutigste" seit der englischen Niederlage bei Kondoa-Irangi nannte. Nach zwölfstündiger heftiger Gegenwehr mußten sich die Deutschen zurückziehen, um der drohenden feindlichen Umfassung zu entgehen. Sie wählten diesmal die südliche Richtung auf Mahenge (siehe das nebenstehende Bild) als Rückzugslinie, da die Gebiete weiter östlich schon vom Feinde besetzt waren. Dieser konnte nun Kidete am 20. August und das etwas südöstlich davon liegende Kilossa (siehe das Bild Seite 405) einige Tage später besetzen. Im Lauf des September rückte Van Deventer den zurückgehenden Deutschen langsam und ohne größere Kämpfe nach und erreichte gegen Ende des Monats den großen Ruahafluß, etwa halbwegs zwischen Kilossa und Mahenge.



Phot. Photothek, Berlin.

Die Feste Mahenge in Deutsch-Ostafrika. Askari in Verteidigungsstellung.

Die Truppen unter General Northey, die sich Ende Juli im Anmarsch gegen Alt- und Neuiringa befunden hatten, schwenkten nun, nachdem sie Anfang September beide Orte erreicht hatten, nach Südosten um und rückten nach kleineren Gefechten gegen Mahenge und Mponda vor, während andere Abteilungen die deutschen Plätze am Nyassasee besetzten und dann östlich des Sees Ssongea zu erreichen suchten.

Durch diesen konzentrischen Vormarsch gelang es den Feinden in den letzten Septembertagen, die im Innern und im Nordwesten der Kolonie kämpfenden schwächeren Schutztruppenabteilungen von der nach Südosten zurückgehenden Hauptmacht der Schutztruppe zu trennen, was sich angesichts der feindlichen Übermacht nur hätte verhindern lassen, wenn das innere und nordwestliche Gebiet den Feinden kampflos überlassen worden wäre. —

An der ostafrikanischen Küste traten seit August stärkere englische Marinestreitkräfte in Tätigkeit, um die völlig ungeschützten und unverteidigten Küstenplätze nacheinander in ihren Besitz zu bringen. So wurde am 1. August der kleine Hafen Sadani, am 15. die alte Araber- und Hafenstadt Bagamoyo ohne nennenswerten Widerstand besetzt. Auch Daressalam (siehe das Bild Seite 407 unten), die Hauptstadt und Perle Deutsch-Ostafrikas, mußte bald das Schicksal anderer Küstenstädte teilen. Am 4. September um 9 Uhr morgens rückte englische Marineinfanterie in Verbindung mit Burenabteilungen, die aus Sadani und Bagamoyo kamen, von zwei Seiten in die von den Deutschen geräumte Stadt, die erfreulicherweise völlig unbeschädigt blieb. Weiter meldeten die Engländer, daß sie am 8. September auch die beiden weiter südlich gelegenen Häfen Kilwa-Kiwindsche und Kilwa-Kissiwani, sowie am 19. die letzten beiden Hafenorte, Lindi und Mikindani, besetzten. All diese Küstenplätze hatten jedem feindlichen Angriff offen gelegen; stärkere Besatzungen konnten ihnen nicht belassen werden, da die heldenmütige Schutztruppe jeden Mann für den schweren Kampf im Innern notwendig brauchte. —

Im Süden wagten die Portugiesen seit ihrer gründlichen Niederlage an der Südostgrenze in den Makondebergen (17. Juni) bis zum September keinen neuen Vorstoß auf deutsches Gebiet Vom August wurden dagegen einige Erfolge der deutschen Schutztruppe gegen die Portugiesen bekannt. Deutsche Maschinengewehrabteilungen griffen sie bei Naigadi im Gebiete Alonga (Portugiesisch-Ostafrika) an, brachten ihnen schwere Verluste bei und drangen noch einige Male weit auf portugiesisches Gebiet vor. Es dürfte sich dabei um erfolgreiche Erkundungsvorstöße stärkerer deutscher Patrouillen gehandelt haben. Erst gegen Ende September rafften sich die Portugiesen wieder zum Vorgehen gegen Deutsch-Ostafrika auf. Sie überschritten am 19. und 20. September mit starken Abteilungen den Rowumagrenzfluß und rückten der Küste entlang auf Mikindani vor, wo sie am 26. mit den Engländern Fühlungnahmen. Auch wurden einige kleinere deutsche Orte nördlich des Rowuma von ihnen besetzt. Diese „Erfolge" erzielten die Portugiesen kampflos, da die deutsche Führung ihnen nur schwache Patrouillen entgegenstellen konnte, die sich vor dem Anmarsch der etwa 5000 Mann starken Portugiesen zurückzogen. —

Im Nordwesten und im Innern der Kolonie hatten die von der Hauptmacht getrennten verhältnismäßig schwachen Schutztruppenabteilungen gegen die Belgier und Engländer sehr schwere Kämpfe zu bestehen, die am 17. September mit der Einnahme von Tabora (siehe das Bild Seite 407 oben), dem wichtigsten Punkt im Innern, ihren vorläufigen Abschluß fanden. Der Gegner war aus allen Richtungen gegen Tabora vormarschiert: von Nordwesten rückte die belgische Brigade Molitor, von Westen, nach Besetzung der deutschen Gebiete am Ostufer des Tanganjikasees, die belgische Brigade Ohlsen heran; aus Süden näherten sich englische Abteilungen des Generals Northey, von Osten Truppen Van Deventers, von Norden und Nordosten endlich die belgisch-englische Brigade des Generals Crewe. Nach lebhaften Gefechten im August zogen sich die Deutschen vor dieser großen Übermacht überall auf Tabora zurück. Vom 10. bis 17. September wogten um diesen Platz erbitterte und schwere Kämpfe, bei denen beide Teile schwere Verluste erlitten. Am 17. mußten die Deutschen den Feinden Tabora überlassen. Es gelang aber einem Teil der heldenmütigen Verteidiger, den feindlichen Einschließungsring zu durchbrechen und nach Südosten zu entkommen. Feindliche Abteilungen folgten ihnen auf dem Fuße.

So war es der erdrückenden Übermacht der verbündeten Feinde bis Ende September gelungen, den ganzen Nordwesten und den größten Teil des Innern des deutschen

Schutzgebietes in ihre Hände zu bringen.

Die deutsche Schutztruppenhauptmacht war immer mehr im Südosten zusammengedrängt worden; immerhin war ihr bewundernswürdiger Widerstand noch sehr stark, und sie hatte die Herrschaft über ein Gebiet von etwa 150 000 Quadratkilometern behalten.

Phot. Photothek, Berlin.

Die Feste Tabora in Deutsch-Ostafrika.

Die Grundlagen der britischen Seeherrschaft.

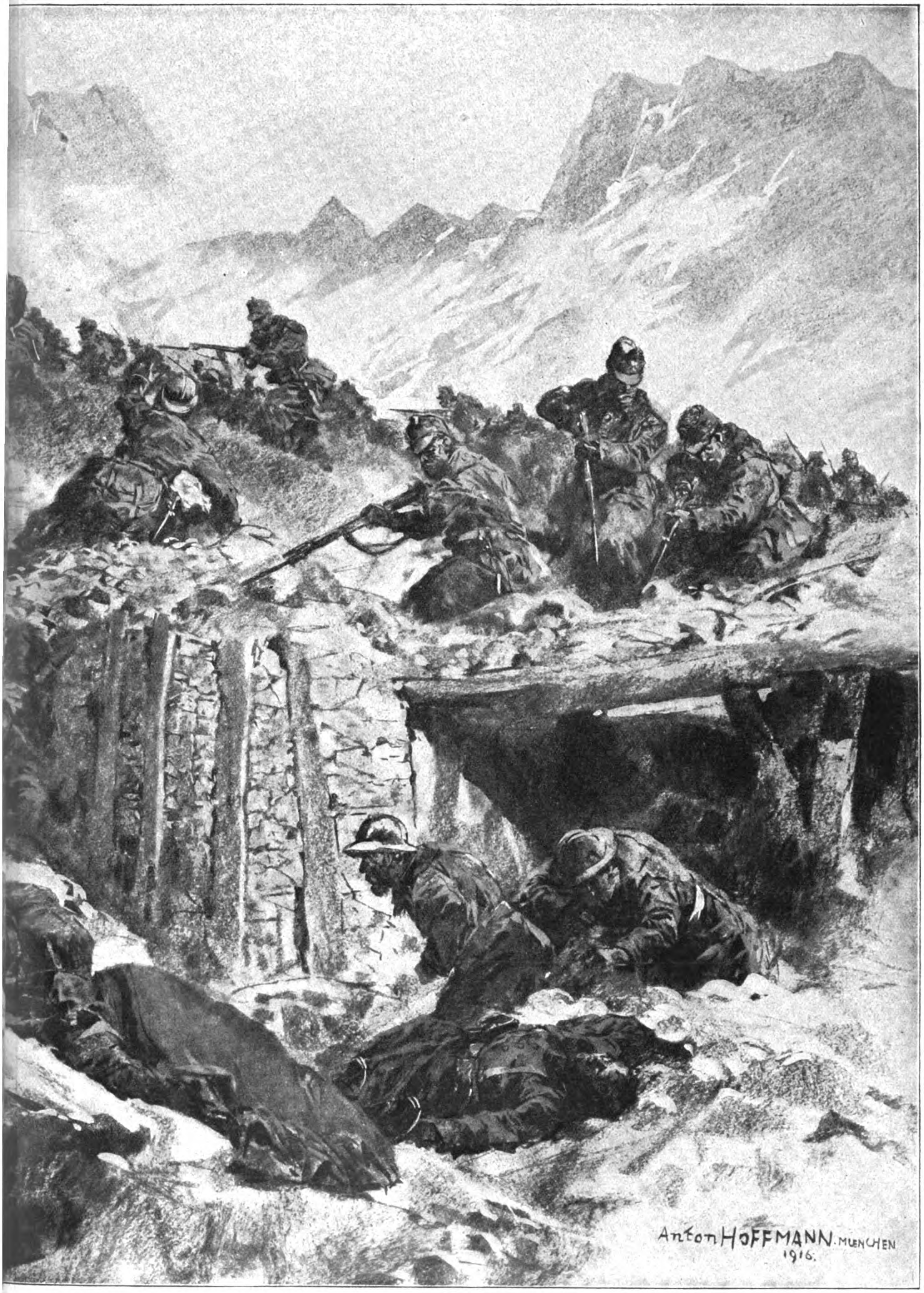
Von Professor Dr. Karl Dove, Freiburg i. B.

Nichts bedroht die Freiheit der Völker mehr als die bis vor kurzem völlig unbestrittene Herrschaft Englands über das Meer. Ihrem Zwange fügte sich einer der Neutralen nach dem anderen, und der einzige Staat, an dessen Einschnürung die haßerfüllten Feinde sich noch nicht herangewagt haben, Spanien, verdankt seine augenblickliche politische Lage vorwiegend dem Umstande, daß er in seinem wirtschaftlichen Leben weit weniger als die übrigen durch den Verkehr zu Wasser beeinflußt wird. Die den Deutschen geradezu unverständliche Ergebenheit, mit der die meisten Neutralen sich diese niederträchtige Handlungsweise der Engländer gefallen lassen, beruht auf dem Glauben, daß Großbritannien nun einmal von der Natur selbst zu dieser Herrschaft bestimmt sei. Nichts ist falscher als diese Anschauung, und nichts erschwert mehr die Befreiung der See von den Ketten, in die eine hochmütige Nation sie geschlagen hat, als das Kriechen ganzer Völker vor dem britischen Sklavenhalter. Noch in älteren Schulbüchern steht zu lesen, daß seine Stellung zur See zum nicht geringen Teile daher komme, daß die britischen Inseln in der Mitte der Landhalbkugel unserer Erde gelegen seien. Ein größerer Unsinn ist selten behauptet worden. Als ob die nicht einmal 400 Seemeilen, die London weniger weit von den außereuropäischen Häfen entfernt ist als etwa Bremerhaven oder Kuxhaven, bei den Riesenlängen der heutigen Seewege irgendeine Bedeutung hätten!

Eher schon kann man in der Lage Englands zu den europäischen Festlandküsten einen besonderen Vorteil erblicken. Es ist unbestreitbar, daß die geringe Breite des englischen Kanals namentlich an seinem östlichen Ausgange die Beherrschung dieser wichtigsten Seestraße der Welt ungeheuer erleichtert. Diese Gunst der geographischen Verhältnisse kann indessen in vollem Umfange nur dann zur Geltung kommen, wenn ein im Grunde genommen unnatürliches Bündnis zwischen England und Frankreich besteht, wie im jetzigen Kriege, wie es aber in früheren größeren Kriegen nicht der Fall war. Zudem erfreut sich auch Frankreich dieser Lage, ohne daß es jemals die Rolle einer Beherrscherin der Meere gespielt hat. In einer einzigen Beziehung ist das Inselreich in der Tat außerordentlich begünstigt, aber diese Bevorzugung konnte erst in der neuesten Zeit zur Geltung kommen. In den Meeren, die Großbritannien und Irland umgeben, hebt selbst in den innersten Teilen der zahlreichen Buchten und in den Mündungen der nicht einmal besonders großen Flüsse die zweimal am Tage wiederkehrende Flut den Wasserspiegel viel höher als an den weiter östlich folgenden Küsten und bietet in einer ganzen Reihe von Häfen selbst großen Fahrzeugen die Möglichkeit des Ein- und Auslaufens. Es ist klar, daß dieser bisher außerhalb überhaupt nicht beachtete Vorzug der britischen Inseln erst dann volle Bedeutung erhalten konnte, als die Schiffsgrößen zu den heute üblichen Maßen angewachsen waren. Seitdem aber hat er mindestens ebensosehr zur Stärkung der britischen Schiffahrt beigetragen wie der weitere ungemein wirksame Vorteil der unmittelbaren Nachbarschaft von Kohlenlagern und See. Eine Unzahl wichtiger Fabriken konnte in größter Nähe des Meeres errichtet werden. Rohstoffe und Fabrikate bedurften vielfach gar keiner weiteren Beförderung vom Hafen an die Fabrik und umgekehrt. Die Kohle, bei ihrer Güte und Menge selbst einer der ersten und wichtigsten Gegenstände des englischen Überseehandels, vermochte aus demselben Grunde den Wettbewerb der festländischen Kohlengruben ohne besondere Maßnahmen aus dem Felde zu schlagen. Kurz, nach den verschiedensten Richtungen mußten die eben erwähnten Umstände dahin wirken, der Seeschiffahrt Englands Wege zu weisen, zu deren Benützung andere Staaten nicht so leicht gelangen konnten wie das Vereinigte Königreich.

Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Ein deutscher Militärkraftwagen in den Straßen von Daressalam in Deutsch-Ostafrika.



, der von österreichisch-ungarischen Soldaten im Sturm genommen wurde.
Professor Anton Hoffmann.

Alle natürlichen Vorzüge der britischen Inseln erklären aber noch nicht die wirkliche Herrschaft, die dies Reich tatsächlich über das Meer ausübt, das in Wahrheit seit Menschenaltern nicht mehr das freie genannt werden kann. Hier kam zu der verwerflichen Selbstsucht und zu dem das ganze Volk beseelenden Streben nach mühelosem Gewinn auf Kosten anderer eine Eigenschaft, der wir auch diesen Todfeinden gegenüber unsere Bewunderung nicht versagen können. Der klare Blick für das Notwendige, man könnte sagen, der dem Briten eigene Sinn für strategisch wichtige Punkte und Landschaften und der gesunde kaufmännische Grundsatz, Kapital auch da einzusetzen, wo eine Verzinsung erst nach längerer Zeit in Aussicht steht, sind es gewesen, die jenem Streben nach Weltherrschaft zum Erfolge verholfen haben. Nichts zeigt das besser als ein Blick auf die großen Verkehrstraßen des Weltmeeres und die Art, wie England verstanden hat, sie seiner Aufsicht und seinem militärischen Einflusse zu unterwerfen. Und zu Weltteil führenden Seewege zu sichern. Was das für die Beherrschung des Welthandels bedeutet, vermögen wir auf das deutlichste an den einzigen Stellen zu erkennen, die sich augenblicklich unter der Herrschaft der Mittelmächte und ihrer Verbündeten befinden, an den Eingängen zur Ostsee und zum Schwarzen Meere. Dadurch, daß Englands Macht hier ausgeschaltet wurde, ist es gelungen, das riesige russische Reich so gut wie ganz vom Verkehr mit der offenen See abzuschneiden. Hiernach kann man sich vorstellen, was es für unseren gefährlichsten Gegner bedeutet, daß er sämtliche von Meer zu Meer führenden Verbindungswege behauptet. Selbst vor den nord- und mittelamerikanischen Gewässern besitzt er eine Anzahl wichtiger Flottenstützpunkte, den Weg um Südamerika herum vermag er zu überwachen, denjenigen ums Kap der Guten Hoffnung nach Indien und Australien beherrscht er völlig von Simonstown aus, einem Landungspunkt im Süden von Kapstadt, der als der größte Kriegshafen auf

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Straßenverkehr in der von den deutschen Truppen besetzten russischen Stadt Lida.

auch der Gegner muß ihm lassen, es hat dieses Ziel mit einer Voraussicht und einer unbeirrbaren Zähigkeit, freilich oft genug mit verwerflichen Mitteln, zu verfolgen gewußt, wie sie in diesem Grade keinem anderen Volke jemals zu Gebote standen.

Das Erreichte hat aber auch zu einer Festigung der britischen Seemacht geführt, die in der Geschichte der Welt ihresgleichen nicht hat. Wohl erscheint uns das Weltmeer als das Sinnbild der Unendlichkeit, aber der Schiffsverkehr ist selbst auf den Ozeanen infolge von Strömungen, Winden und aus anderen Gründen an bestimmte Weglinien gebunden, von denen er nur in Ausnahmefällen abzuweichen vermag und die man deshalb geradezu mit den Hauptstraßen des Landverkehrs vergleichen kann. An einer Reihe von Stellen, namentlich an bestimmten Meerengen, drängen sich die Linien der Schiffahrt so sehr zusammen, daß sie sich mit geringer Mühe durch eine bestimmte Anzahl von Kriegschiffen, ja sogar unmittelbar durch Batterien sperren lassen. England hat nun verstanden, sich nach und nach die Oberaufsicht über fast alle für den Großverkehr der Erde wichtigen Punkte und damit über sämtliche von Weltteil der südlichen Halbkugel gelten darf. Vor allem aber ist der nächst dem nach Nordamerika führenden wichtigste Seeweg der Welt, der von Europa über das Mittelmeer nach Süd- und Ostasien und in einer Abzweigung nach Ost- und Südafrika führt, völlig in der Hand der britischen Feinde. Die Sicherung dieser Straße zeigt am besten den geschulten Blick, zugleich aber auch die Rücksichtslosigkeit, mit der England dem freien Verkehr zur See Fesseln anzulegen versteht. Von London bis Bombay, also bis nach Indien, treffen wir einschließlich des von den Briten ebenfalls vergewaltigten Suezkanals auf vier militärisch höchst wichtige Zwischenstationen, und nur der letzte dieser Punkte ist von dem vor ihm liegenden etwas mehr als 1600 Seemeilen entfernt; diese Strecke entspricht also noch nicht einmal der halben Weglänge von Hamburg nach Neuyork. Auch die beiden Zwischenstrecken zwischen Colombo und Südchina haben nur etwa die gleiche Länge wie die Strecke Aden—Bombay. Von der ungeheuren Bedeutung dieser britischen Bollwerke gibt uns endlich der dort herrschende Verkehr den besten Begriff. Der Suezkanal, den England gegen jegliches Völkerrecht besetzt hat, wurde 1912 von

Schiffen mit einem Gehalt von mehr als 20 Millionen Tonnen durchfahren. Und die Häfen an der nach Ostasien führenden Malakkastraße hatten im Jahre vorher einen Schiffseinlauf, der nicht viel hinter dem Verkehr Hamburgs zurückblieb. An diesen Stellen vermag Großbritannien nicht allein die Verbindungen der Mittelmächte, sondern auch diejenigen der **Neutralen, vor allem die Hollands mit seinen wertvollsten** und wichtigsten Besitzungen vollständig abzuschneiden. Sollen die Meere wirklich frei werden, so genügt keineswegs die Verstärkung unserer verbündeten Flotten, auch nicht die besten Unterseeboote, denn diese vermögen zum Beispiel den Suezkanal doch nicht zu durchfahren. Dazu muß vielmehr dieser Kanal aus den Händen Albions befreit, womöglich auch einige jener Zwingburgen seinen Händen entrissen werden, die **heute noch wie die festen Schlösser eines Raubritters die Straßen des Weltverkehrs belauern. Die Deutschen haben daran** das größte Interesse. **Betrug doch allein im Suezkanal** der Durchgang unter deutscher **Flagge im Jahre 1912 15, im Jahre 1913 aber bereits 17 vom** Hundert des Gesamtverkehrs, hinter dem zunächst Holland, dann Frankreich erst in sehr weitem Abstande folgten.

All diesem wird der Leser entnehmen, daß das Aufhören der heutigen Zwingherrschaft Großbritanniens über das Meer eine Lebensfrage ist, deren Lösung für uns dieselbe Bedeutung hat wie die Sicherung unserer Grenzen gegen Frankreich und Rußland. Darauf, daß es gelingt, die augenblickliche Stellung Englands auf dem Weltmeere auf das in seiner Natur gegebene Maß zu beschränken, so daß neben ihm auch die anderen Völker

Deutsche Soldaten beim Einhandeln von Kälbern, in der Mitte die Marktpolizei (mit Armbinde).

In langen Reihen, wie ausgerichtet, stehen die Schlitten, auf denen die Landbevölkerung ihre Waren zu Markt bringt.

Auf dem großen Wochenmarkt von Lida in Rußland.

Nach Aufnahmen von Gebr. Haeckel, Berlin.

zu ihrem Rechte kommen, ist unsere beste Kriegshoffnung gerichtet.

Leben und Treiben in der von den deutschen Truppen besetzten russischen Stadt Lida.

(Hierzu die Bilder Seite 410 und 411.)

Lida — eine von den vielen hundert Städten, die von deutschen Truppen in diesem Kriege eingenommen und besetzt wurden. Im Frieden zählte sie 10000 Einwohner. Jetzt sind es viel weniger; aber man merkt hier eigentlich wenig vom Krieg, wie in all den anderen von deutschen Truppen besetzten russischen Städten. Sie machen den Eindruck mehr oder weniger stark belegter Garnisonorte.

Heute herrscht geschäftiges Leben in Lida. Die Leute fahren zu Markte. Sie haben noch nie so viel verdient wie in diesen Kriegstagen; denn die deutschen Truppen zahlen mit gutem deutschen Gelde, und das hat heut Geltung im Lande. Auch feilschen und handeln sie nicht. So ziehen denn die polnischen Landleute mit ihren „Panjewagen", fein säuberlich hintereinandergereiht, an der rechten Seite der Straße, ganz so „wie das Gesetz es befahl", die schnurgerade Straße entlang nach Lida hinein.

Es ist doch etwas Herrliches um die deutsche Ordnung. Selbst polnische Bauern können sie erlernen. Erst wollte es nicht gut gehen; aber die Feldgrauen mit der Polizeibinde am linken Arm waren strenge Lehrmeister. Überall waren sie, wo Unordnung in den Straßen sich breit machen wollte, und wenn es auch schwer war für den polnischen Mann, die deutsche Sprache zu erlernen, das „Marsch!" und „Rechts heran!", das „Eil dich, mein Lieber" und „Wirst du woll!" hatten sie gar bald begriffen.

Die Soldaten, die in strammem Schritt und tadelloser Gewehrlage von irgendwelchem Dienst her in die Stadt marschieren, zeigen immer wieder, was deutsche Ordnung heißt, der man in Lida jetzt solange schon unterworfen ist. Sie ist ein Gesetz, ein ehernes, feststehendes Gesetz, dem alle sich beugen, Deutsche und Polen. Was soll man da tun? Da muß man mit, ob man will oder nicht.

Wie sah das früher auf dem Markte aus! Dieses Gewimmel von Menschen, Wagen und Tieren! Heute? — Kein kavalleristischer Exerzierhof kann größere Ordnung zeigen als Lidas gewaltiger Marktplatz. In langen Reihen, wie ausgerichtet, stehen die Schlitten. Dahinter die kleinen „Panjepferdchen", die sich's nach langer Fahrt wohl sein lassen. Die meisten haben ihre Köpfe tief in das duftende gutschmeckende Heu gesteckt und fressen, als wären sie nicht satt zu machen. Sie leisten aber auch etwas, diese Tierchen. Vierzig, ja fünfzig Kilometer ist manches von ihnen gelaufen, ehe es nach Lida kam, und ebensoviel Kilometer wird es nach einigen Stunden wieder zurücklegen. Das geht immerfort in demselben ruhigen gleichmäßigen Trab, ohne zu verschnaufen oder nur einen Augenblick zu rasten; immer Trab, bis das Ziel erreicht ist. Unsere Leute haben die Tiere wegen ihrer Ausdauer und Zähigkeit liebgewonnen, und mancher Neuling, der über das zwergenhafte Pferdegeschlecht zu spötteln wagte, hat es hören müssen: „Lerne sie nur erst kennen. Klein, aber oho! die leisten mehr als die bei uns zu Hause, und immer frisch und immer lustig sind sie. Nur an die Kraftwagen können sie sich schwer gewöhnen. Dann zittern sie und beben, und noch manches Mal wirst du in den Graben rutschen, wenn du nicht ganz gehörig acht gibst." So ist es. Gut nur, daß die Wägelchen und Schlitten an Größe und Leichtigkeit den Pferdchen gleichen. Es rutscht sich bequem von ihnen herunter, und meist geht's unter Lachen und ganz ohne schmerzhafte Verstauchungen ab. —

Wie groß der Markt ist und wie weit! Weit ist alles in Rußland, die Ebene, der Himmel, die Märkte. Der Russe liebt Raumverschwendung. So sieht man es den schmucklosen Häusern, die den Markt umsäumen und die Straßen abgrenzen, nicht an, wie wohnlich und weit es in ihren Räumen ist. Architektur findet man in den kleinen russischen Städten nicht, und wo man sie findet, da ist sie verbildet. Aber ein Raumkünstler ist der Russe. Alles ist behaglich und warm, und der riesige russische Ofen, der meist zwei Zimmer durchheizt, ist ein Liebling der Feldgrauen geworden, wie die Pferdchen vor dem Panjewagen. Da kann es draußen stürmen und schneien, in diesen Holzhäusern ist gut sein.

Doch zu unseren Bildern zurück. Da haben wir eine Marktgruppe vor uns, den gestrengen Herrn Marktmeister mit der Pickelhaube und der Armbinde in der Mitte, die polnischen Gestalten ringsherum. Und wenn das Gesicht des Herrn Gestrengen sich auch noch so sehr in dienstliche Falten legt, es ist wahr, was man so oft sagen hört: Unsere Landstürmer erobern sich in den besetzten Gebietsteilen die Herzen der Einwohner. Man blicke nur in das bärtige Gesicht unter der Soldatenmütze, das uns rechts auf dem Bilde leise und vertraulich anlächelt, da haben wir den deutschen Landsturmmann, wie er leibt und lebt. Er beherrscht den Markt von Lida und das ganze feindliche Land. Die drei Kälbchen aber fühlen sich wohl in dem Kreise, der sich um sie gesammelt hat.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein neuer Rettungsapparat für die Besatzung von Unterseebooten.

Die Draeger-Werke in Lübeck haben einen Tauchretter für Unterseeboote hergestellt, der bei Versenkung des Bootes von der Mannschaft angelegt wird und sich bereits gut bewährt hat. Der Apparat besteht aus einem Mundstückhahn und einer Nasenklemme. Der Hahn ist mit einem Sauerstoffzylinder verbunden, der sich auf dem Rücken des Trägers befindet.

Französische Ritterlichkeit im Felde.

Wir haben unseren Lesern bereits über die Anwendung der „Nettoyeurs" berichtet (siehe Band III Seite 415). Sie ist, wie der angesehene Korrespondent schwedischer Zeitungen Blomquist in Berlin in seinen Schilderungen von der Front sagt, ein unauslöschlicher Schandfleck auf der französischen Kriegerehre. Die Leute haben die besondere Aufgabe, die Schützengräben von den Gegnern zu räumen. Die „Nettoyeurs" bilden innerhalb der Kompanien besondere Gruppen und sind nicht mit Gewehr und Bajonett, sondern mit Revolver, scharfgeschliffenem Messer und einem Sack Handgranaten ausgerüstet. Sie sollen alle Lebenden, die sich noch in einem erstürmten Schützengraben befinden, töten. Schon im vorigen Jahr kamen verschiedene Fälle vor, wo Deutsche, die die Waffen gestreckt hatten und sich im Schützengraben ergeben wollten, ohne Erbarmen mit Messern niedergestochen wurden. Durch Verhör mit Gefangenen und aus Schriftstücken, die bei Toten und Verwundeten gefunden sind, ist festgestellt worden, daß solche Schandtaten fortgesetzt verübt werden. Ich hatte Gelegenheit, einen Befehl zu sehen, der aus ganz jüngster Zeit, vom 3. September dieses Jahres, stammte und vom Chef des 336. französischen Infanterieregiments ausgefertigt ist. Darin werden Sturmkolonnen ausdrücklich „nochmals" daran erinnert, daß der Erfolg von der Arbeit der „Nettoyeurs" abhänge. „Aucun ennemi vivant ne doit rester derrière les troupes d'attaque." (Hinter den vorstürmenden Truppen darf kein lebender Feind gelassen werden.) Es gibt sicher noch heutigentags ritterliche Franzosen, die dem Wahlspruch Bayards „sans peur et sans reproche" folgen. Aber das Vorhandensein und die Tätigkeit der „Nettoyeurs" bilden ein trübes Zeichen des Niedergangs der französischen Ritterlichkeit im Felde.

Überfall des flüchtenden rumänischen

Nach einer Originalzeichnun

UNIV. OF M.CH.

en Heeres am Roten Turm-Paß.
ung von L. Tuszinsky.

UNIV OF MICH.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Von den Ereignissen an der **Ostfront** erregte Anfang November ein überraschender, nicht kriegerischer Vorgang das größte Aufsehen, der einen glänzenden Erfolg der verbündeten Regierungen Deutschlands und Österreich-Ungarns bedeutete und verheißungsvolle Ausblicke in die Zukunft eröffnete: die am 5. November erfolgende Erklärung Polens zum Königreich. Der neue Staat sollte aus den polnischen Gebietsteilen bestehen, die den Russen in den ruhmvollen Kämpfen des Weltkrieges von den Heeren der Mittelmächte entrissen worden waren. Unabhängigkeit, erbliche Monarchie, konstitutionelle Verfassung, eigenes Heer wurden dem künftigen Königreich verliehen. Gleichzeitig erließ Kaiser Franz Joseph eine Erklärung, die für Galizien die Selbstverwaltung in Aussicht stellte, so daß dieses österreichische Kronland ebenfalls einer seinen lange gehegten Wünschen entsprechenden Entwicklung entgegensehen dürfte. Der Entschluß der Wiederherstellung Polens wurde in Warschau und Lublin, den Hauptstädten des besetzten polnischen Gebietes, verkündet und von allen Polen mit begeisterter Freude aufgenommen; brachte er ihnen doch die Erfüllung einer mehr als hundertjährigen nationalen Sehnsucht.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg. P©G.

General der Infanterie v. Beseler, Kaiserlicher Generalgouverneur von Warschau.

Nach dem Leben gezeichnet von Professor Arnold Busch.

Am 5. November 1916 verkündete v. Beseler den Bewohnern des Generalgouvernements Warschau die Erklärung des Deutschen Kaisers und des Kaisers von Österreich-Ungarn über die Neuerrichtung des Königreichs Polen als selbständigen Staates mit erblicher Monarchie, konstitutioneller Verfassung und eigenem Heer.

Der Vierverband und zum Teil auch die Neutralen waren von der Wendung, die die Dinge in Polen unvermutet genommen hatten, begreiflicherweise wenig erbaut. Ihre Presse ließ deutlich Zorn und Enttäuschung darüber durchblicken, daß die Mittelmächte den Russen mit ihrem Schritt zuvorgekommen waren und nun an Polen einen weiteren treuen Bundesgenossen gewonnen hatten, von dem sie sich neben moralischer Förderung auch sehr ins Gewicht fallender militärischer Beihilfe versehen durften. So wertvoll diese war, so war es doch selbstverständlich nur eine böswillige, übrigens auch bei den Neutralen vielfach auf Widerspruch stoßende Unterstellung der Vierverbandspresse, wenn sie glauben machen wollte, daß mit der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen überhaupt nichts anderes bezweckt sei, als die leichtere und vollständigere Heranziehung der waffenfähigen polnischen Jugend zum Heeresdienst. Daß diese einem an sie ergehenden Rufe freudig folgen werde, war allerdings mit Bestimmtheit zu erwarten. Die Polen hatten ja schon vorher mit der Aufstellung der aus Freiwilligen gebildeten „polnischen Legion" (vergleiche Band II Seite 338 sowie das Bild Seite 414) bewiesen, daß sie nicht zurückstehen wollten, wenn es galt, gemeinsam mit ihren Befreiern gegen den russischen Zwingherrn zu kämpfen. Das wichtige Ereignis vom 5. November gab Anlaß, bereits am 10. aufs neue zum freiwilligen Eintritt in die polnische Legion aufzufordern, und schon in den nächsten Tagen erfolgten zahlreiche Anmeldungen.

Die Polen griffen die Absichten der verbündeten Regierungen mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit auf. Aus allen Kreisen der Bevölkerung wurde der Wunsch laut, der Wiederaufbau des polnischen Staates möge schon während des Krieges in Angriff genommen werden. General v. Beseler (siehe Bild auf dieser Seite), der Gouverneur von Warschau, kam diesem Verlangen damit entgegen, daß er unterm 13. November Verordnungen für die Einsetzung eines durch Wahlen zu bildenden Staatsrates und eines Landtages erließ; beiden Körperschaften werde schon in kurzem eine Anzahl Gesetzentwürfe über alle für das Land wichtigen Fragen zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Da die Wahlen längere Zeit in Anspruch nehmen mußten, sollte im Einvernehmen mit den österreichisch-ungarischen Behörden sobald wie möglich ein vorläufiger Staatsrat nach Lublin einberufen werden. Diese Maßnahmen waren wohl geeignet, die Polen mit Vertrauen in die kommende Entwicklung zu erfüllen.

Rußland wurde durch die Neugründung Polens am schwersten getroffen. Es sah nunmehr jede Möglichkeit abgeschnitten, einmal wieder frei in Polen schalten zu können. Selbst wenn Rußland vielleicht noch hoffte, den Gegnern das ihnen früher gehörende polnische Gebiet wieder zu entreißen, so war es nunmehr doch ausgeschlossen, in staatsrechtlicher Beziehung den Zustand vor dem Kriege jemals wiederherzustellen. Auch die Hoffnung auf einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten sahen die Russen mit der grundlegenden Neuerung vom 5. November schwinden. —

Die starken russischen Heeresmassen, die sich im Sommer in der Richtung auf Lemberg und Kowel in Bewegung gesetzt hatten, dann aber in langwierigem Ringen vor der Erreichung ihres Zieles völlig zum Stehen gebracht worden waren, gaben immer noch nicht den Versuch auf, vor Eintritt des Winters eine günstige Wendung zu erzwingen. Bei ihrer schweren Erschütterung waren die Aussichten hierzu aber geringer denn je. Es stellte sich im Gegenteil nach und nach heraus, daß die verbündeten Deutschen, Österreicher und Ungarn, denen sich neuerdings auch türkische Verbände angegliedert hatten, aus der bisherigen Verteidigung heraustraten und den Russen in Teilangriffen ihren seit dem Sommer mit so schweren Opfern erkämpften Geländegewinn streitig machten. An der Narajowka waren den Verbündeten bei diesen Versuchen bereits schöne Erfolge zuteil geworden. Am 30. Oktober gingen deutsche Truppen auch bei Lipnica Dolna stürmend gegen die russischen Stellungen vor, während türkische Kräfte südlich Brzezany (siehe Bild Seite 415) starke russische Verschanzungen berannten. An beiden Stellen wurde blutig und erbittert gekämpft; die Entscheidung fiel zugunsten der Angreifer. Hinter der russischen Front zogen lange Wagenreihen mit Schwerverwundeten, von Scharen Leichtverwundeter zu Fuß begleitet, ostwärts (siehe Bild Seite 416/417).

Der von den Deutschen unter General v. Gerok gehaltene Raum schloß sich nördlich an den Narajowkaabschnitt an und verlief dem langgestreckten Dorfe Lipnica Dolna gegenüber

Amerikan. Copyright 1917 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

zwischen Narajowka und Bybelka. Die Russen hatten ihre Stellungen, die schon durch ihre überhöhende Lage günstig waren, mit größter Sorgfalt sehr widerstandsfähig ausgebaut. Dies galt vor allem von dem sogenannten Russeneck am südlichen Ende dieses Kampfabschnitts. Hier hatten die Russen einen in die deutsche Front hineinragenden Vorsprung mit eingebauten Minenwerfern und zahlreichen Maschinengewehren zu einer richtigen Festung hergerichtet. Südlich dieser schwer einzunehmenden Höhenstellung lag eine 800 Meter breite Mulde, die ebenfalls zur Verteidigung gut geeignet war, weil sie dem Gegner den Einblick erschwerte. Trotz Nebel und Regen wurde an dem für den deutschen Angriff festgesetzten 30. Oktober nach sorgfältiger Artillerievorbereitung gegen die russische Stellung gestürmt und binnen einer halben Stunde ein voller Erfolg errungen: das „Russeneck“ war in deutscher Hand, und auch die unterhalb gelegene Mulde konnte nun nicht länger vom Feinde behauptet werden. Dieser holte sich bei alsbaldigen nachdrücklichen Gegenstößen schwere blutige Verluste — allein vor dem Abschnitt zweier deutscher Bataillone ließ er über 700 Tote —, ohne doch den Deutschen ihren Gewinn streitig machen zu können. Ebensowenig wurde durch die fünf Massenangriffe erreicht, die von den Russen am folgenden Tage, dem 31. Oktober, gegen die von den Deutschen neu gewonnene Stellung angesetzt wurden.

Der türkische Angriff an diesem Tage galt einer ebenfalls stark befestigten Bergnase, von den Soldaten „Blinddarm“ genannt; auch er war von Erfolg begleitet. Gegenangriffe der Russen brachen verlustreich zusammen.

Ähnlich wie an der Narajowka schnitten deutsche Truppen der zur Heeresgruppe Linsingen gehörenden Armee Tersztyanszky am 1. November auch die russischen Stellungen auf dem linken Stochodufer bei und südlich Witonicz an: Westfalen und Ostfriesen unter Generalmajor Ditfurth gingen nach wirkungsvoller artilleristischer Vorbereitung zum Sturm vor und warfen die Feinde unter Zufügung schwerer Verluste und Gefangennahme von über 1500 Mann aus ihren Gräben; ihre eigenen Einbußen waren, wie der deutsche Tagesbericht ausdrücklich hervorhob, gering. An demselben Tage glückte den Deutschen weiter südlich bei Alexandrowka ein Erkundungsvorstoß.

Am 2. November glaubten die Russen, im Narajowkaabschnitt ihre Reihen wieder so weit aufgefüllt zu haben, um einen Angriff wagen zu dürfen. Viele Stunden lang bearbeitete die russische Artillerie den Raum hinter den deutschen Linien mit Streufeuer, auf das sie gegen Mittag Trommelfeuer gegen die deutschen Stellungen westlich des Meierhofes Krasnolesie folgen ließen. Kurz darauf setzte hier der erste verzweifelte Sturmangriff der Russen ein. Ihm folgten rasch nacheinander auf dem verhältnismäßig wenig umfangreichen Abschnitt noch sechs weitere heftige Vorstöße, bei denen über 10 000 Mann ins Gefecht geführt wurden. Die Sturmtruppen erreichten in dem genau liegenden Abwehrfeuer des Gegners aber nicht einmal dessen Drahthindernisse. Auch die Infanterie der Verbündeten leistete Außerordentliches. Die Verfassung und Stimmung der Truppen war vorzüglich trotz Regen, Schlamm und Kälte, unter denen die Mannschaft in den Schützengräben zu leiden hatte. — Südwestlich der Meierei Krasnolesie wurden den Russen am 3. November im Gegenangriff wichtige Höhenstellungen entrissen. Der Feind mußte erst bedeutende Verstärkungen abwarten, ehe er versuchen konnte, sich wieder in den Besitz des Verlorenen zu setzen, doch war es ihm trotzdem nicht möglich, mit seinen erbitterten Vorstößen günstige Ergebnisse zu erzielen.

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Eine Abordnung von Offizieren der polnischen Legion im Hofe des alten polnischen Königschlosses in Warschau am Tage der Verkündigung des neuen Königreiches Polen, am 5. November 1916.

Nordöstlich Werchy — nordöstlich über Kowel hinaus, westlich des mittleren Stochod — waren die Deutschen seit dem 6. November in fortschreitendem Angriff, der zur Erstürmung eines russischen Brückenkopfes auf dem linken Stochodufer führte; Verluste hatte der Angreifer nicht. — In dem Raume beiderseits der Bahn Zloczow—Tarnopol entwickelte sich am 8. ein lebhafter Feuerkampf, der sich am folgenden Tage noch steigerte, aber einstweilen noch nicht zur Auslösung von Infanteriebewegungen führte.

Einen größeren Erfolg erstritten die Deutschen am 9. November bei Skrobowa scharf nordöstlich Baranowitschi. Unter Führung des Generalmajors v. Woyna (siehe Bild Seite 415) stürmten hier Brandenburger und das Infanterieregiment Nr. 401 in 4 Kilometer Breite mehrere russische Verteidigungslinien und warfen den Feind über den Skrobowabach zurück. Die Angreifer hatten nur geringe Verluste, die Russen dagegen sehr schwere; sie büßten außerdem 49 Offiziere und 3380 Mann als Gefangene ein und mußten 12 Minenwerfer und 27 Maschinengewehre in der Hand des Siegers lassen. Die Niederlage der Russen war so beträchtlich, daß sie sogar in dem Petersburger Bericht über das Treffen ziemlich unverblümt zugegeben werden. Mit schleunigst herangeführten starken Reserven brach der Feind aber schon am nächsten Tage in erbitterten Gegenangriffen gegen die neu gewonnenen deutschen Stellungen vor. Doch blieben alle Anstrengungen vergeblich: die Deutschen behaupteten ihren Gewinn mit fester Hand und wiesen die russischen Vorstöße blutig ab.

Am 10. November erkämpften deutsche Truppen in kühnem Sturmangriff wieder ein Stück der russischen Stellung im Narajowkaabschnitt beim Meierhof Krasnolesie. Den bedrohlich um sich greifenden deutschen Erfolgen suchten die Russen durch zahlreiche Gegenstöße, die oft bis zu fünf Malen einander rasch folgten, Einhalt zu tun. Trotz dieser vielfachen Unterbrechungen gelang es den Deutschen, die grauenvoll zerstörten russischen Stellungen in kurzer Zeit für die eigenen Zwecke wieder auszubauen und durch starke Drahthindernisse zu sichern, an denen die russischen Angriffswellen, so oft sie sich auch wiederholten, machtlos zusammenbrachen, wenn sie nicht schon vorher vor der Gewalt des Sperrfeuers zurückfluten mußten. —

Auf dem nördlichen Teil der Ostfront, auf dem es lange Zeit ruhig gewesen war, begann es sich im ersten Novemberdrittel wieder etwas zu regen. Im Raume von Goduzischki, östlich der Linie Wilna—Dünaburg, südlich Widsy, konnten die Deutschen am 4. November das Dorf Mosheiki, um das schon mehrfach gekämpft worden war, nach sorg-

fältiger Vorbereitung in umfassendem Sturmangriff fast ohne eigene Verluste nehmen. Seit dem 6. entfaltete die russische Artillerie zwischen Dünaburg und dem Naroczsee eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Tätigkeit. Schwächliche Angriffe, die die Russen an dem genannten Tage nordöstlich Goduzischki und südlich der großen Moskauer Straße ansetzten, wurden leicht abgewiesen.

* * *

Schwächend auf die russische Stoßkraft wirkte neben den ungeheuren Verlusten an Gefallenen, Verwundeten, Kranken, Gefangenen neuerdings auch der Umstand, daß in zunehmendem Maße Truppen zur Stärkung der **rumänischen Front** abgegeben werden mußten. In Siebenbürgen wurde wegen des bevorstehenden Einmarsches der Verbündeten in Rumänien heftig weitergerungen. Die Grenzgebirge setzten ihm fast unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen. Hitzige Gefechte tobten Tag für Tag um jedes Tal, um jeden Berg von den Karpathen bis an die Donau. Brennpunkte der Kämpfe waren Predeal, über dessen Erstürmung (siehe die Bilder Seite 420 bis 421) wir auf Seite 384 bereits berichteten, Campolung und der Rote Turm-Paß. Nördlich und südlich dieser wichtigsten Übergangstellen suchten Russen und Rumänen die Kräfte der Verbündeten durch zahlreiche kleinere, ihre Flanken bedrohende Angriffe von ihrer Hauptaufgabe abzuziehen. Die gewaltigen Gebirgsmassen und steilen Gipfel der transsylvanischen Alpen dienten den Rumänen als eine sehr widerstandskräftige natürliche Festung, die sie um so erbitterter verteidigten, als sie sich sagen mußten, daß ihr Schicksal besiegelt war, sobald es den Verbündeten gelang, in das rumänische Flachland niederzusteigen und den Gegner zu zwingen, sich ihnen hier im Bewegungskrieg zu stellen. Im Gebirgskampf kam den Rumänen ihre genaue Ortskenntnis zustatten, die noch dadurch unterstützt wurde, daß ihnen überall in den weithin sich erstreckenden Gebirgszügen die mit allen Schleichwegen aufs genaueste vertraute angesessene Bevölkerung unschätzbare Führerdienste leistete.

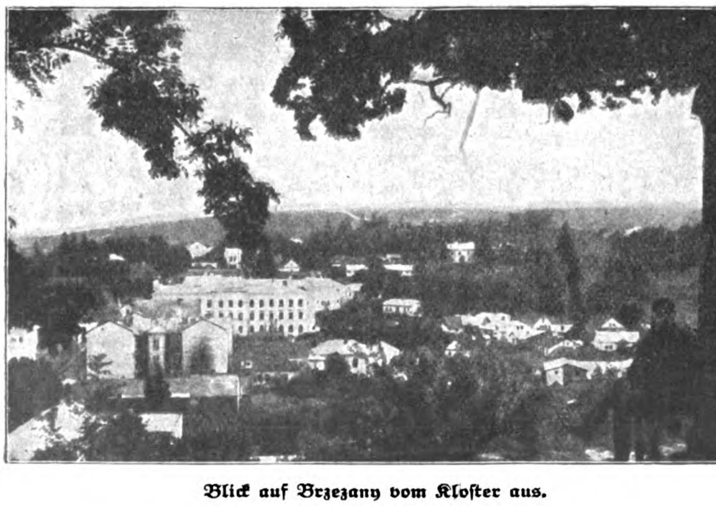
Am 31. Oktober verbesserten die Truppen der Verbündeten bei Predeal nach schwierigen Kämpfen ihre Lage durch weiteres Eindringen in die feindliche Stellung, bei dem der Gegner in schwerem Ringen 10 Infanteriegeschütze und 17 Maschinengewehre abgeben mußte, ein für rumänische Verhältnisse empfindlicher Verlust, der schwerlich sogleich ersetzt werden konnte. An dem Bericht über diesen Kampftag mußte wieder auffallen, daß keine Gefangenen gemacht wurden. Der Grund war abermals der schon früher von uns mitgeteilte: immer von neuem mußten die Verbündeten bemerken, mit welcher viehischen Roheit die Rumänen Verwundete und Gefangene hingemordet hatten. Da war es kein Wunder, daß gegen diesen Feind mit schonungsloser Erbitterung vorgegangen wurde. — Auch am Roten Turm-Paß wurde an diesem Tage lebhaft gekämpft, und die Verbündeten konnten südöstlich des Passes erfreuliche Fortschritte machen.

Am 1. November gingen die Verbündeten an der Dreiländerecke nördlich Dorna Watra, wo die Russen in den letzten Tagen im Angriff gewesen waren, zum Gegenstoß über, mit dem sie den Gegner aus seinen Vorstellungen verdrängten. Die Rumänen versuchten an diesem Tage beim Altschanzpaß einen seit Tagen vorbereiteten größeren Schlag zu führen, der die Verbündeten hier und zugleich am Predealpaß erschüttern sollte. Diese fingen den Stoß aber rechtzeitig auf und bereiteten dem Feinde eine blutige Schlappe. — Bis zum 3. November wogten die Kämpfe bei Predeal und am Roten Turm-Paß (siehe die Kunstbeilage) mit wechselndem Erfolge hin und her, endeten aber zu ungunsten der Rumänen. Südöstlich des Altschanzpasses dagegen hatten diese, als Ergebnis einer größeren Folge von Angriffen in diesem ganzen Abschnitt, einen kleinen Erfolg zu verzeichnen. Sie hatten sich in der Hoffnung gewiegt, hier durch einen großen überraschenden Vorstoß eine entscheidende Wendung der Lage zu erzwingen, und zu diesem Zweck an zahlreichen Punkten starke Truppenmassen zusammengezogen. Durch die Wachsamkeit der deutschen Posten, Feldwachen und Bergbesatzungen wurde aber die von den Rumänen beabsichtigte Überrumpelung verhindert. Die in größter Heimlichkeit versammelten Truppen des Gegners brachen zwar an vielen Punkten mit unerwartet großen Massen plötzlich im Sturmangriff vor, wurden aber kräftig empfangen und erlitten durch das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer der Deutschen wie auch durch deren schleunigst herangezogene Artillerie so schwere Verluste, daß sie fast auf der ganzen Linie den Rückzug antraten. Nur die 1425 Meter hohe Rosca, 8 Kilometer östlich des Altschanzpasses, mußte den Rumänen überlassen werden, ein immerhin nicht ganz unerheblicher Geländeverlust, zumal der kahle Gipfel des Berges einen freien Blick nach Osten über eine Reihe von Bergkuppen und Übergängen gewährt. Indessen war die Freude der Rumänen über diesen Erfolg nur von kurzer Dauer: schon am 4. November mußten sie die Rosca endgültig wieder herausgeben und waren damit um die Frucht ihrer mehrtägigen, mit großen Mitteln unternommenen Vorstöße in diesem Raume gebracht.

An demselben Tage erlitten die Rumänen vorwärts des Predealpasses einen zweiten, noch empfindlicheren Rückschlag. Die Truppen der Verbündeten gewannen in glänzendem Anlauf den ganzen Höhenzug des Clabucetu Baiului mit seinen zahlreichen hohen Gipfeln westlich und östlich der Eisenbahn und der Predealstraße. Schon an den vorhergehenden Tagen hatten hier die Deutschen und die Österreicher und Ungarn unter Überwindung außergewöhnlicher Schwierigkeiten dem Gegner

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Generalmajor v. Woyna,
unter dessen Führung am 9. November 1916 brandenburgische Truppen und das Infanterieregiment 401 in der Gegend von Skrobowa in etwa vier Kilometer Breite mehrere russische Verteidigungslinien stürmten und den Feind über den Skrobowabach zurückwarfen.



Blick auf Brzezany vom Kloster aus.

Nach der Schlacht bei Brzezany. Der Zug der russischen Verwundeten

Nach einer Originalzeichnung

...ßt sich unabsehbar über die vom Regen aufgeweichte Landstraße nach Osten.
...n Professor Hans W. Schmidt.

Stück um Stück seiner Stellungen entrissen. An den zwei letzten Tagen dieser Kämpfe wurden nahezu 1800 Rumänen gefangen genommen und 8 Geschütze sowie 20 Maschinengewehre erbeutet. Mit besonderem Ruhm hatte sich das Regiment Nr. 188 bedeckt. Wie verlustreich diese Gebirgskämpfe für die Rumänen gewesen waren, gegen die eine überlegene Artillerie eingesetzt werden konnte, ergab die Aufräumung des Schlachtfeldes nordöstlich Campolung, wo allein zwischen Argesului- und Targuluital etwa 1000 Rumänen beerdigt wurden. — Schließlich hatten die Rumänen an diesem ereignisreichen Tage auch noch am Roten Turm-Paß und westlich der Szurdukpaßstraße Mißerfolge, während auf dem nördlichen Flügel im Tölgyesabschnitt die Russen unter großen Opfern kleinere örtliche Vorteile erzielten.

Am Roten Turm-Paß (siehe Bild Seite 422) und bei Predeal kämpften die Verbündeten auch am folgenden Tage, dem 5. November, mit Glück. Es gelang ihnen, den Berggipfel La Omu, die höchste Erhebung des felsigen Bucsecsmassivs, in ihre Hand zu bringen. Von der kurz zuvor eroberten Clabucetustellung aus hatten die Verbündeten die Bewegung starker feindlicher Kräfte auf La Omu erkannt und beschlossen, diesen nach Lage und Höhe (2506 Meter) unstreitig wertvollen Punkt in ihren Besitz zu bringen. Durch Streiftruppe wurde in waghalsigem Klettern die für einen entscheidenden Angriff geeignetste Stelle ermittelt und daraufhin der Feind von La Omu (= „Mensch", nach der Form des am meisten hervorragenden Gipfels) verjagt. — Rumänische Gegenangriffe am Szurdukpaß wurden an diesem Tage scharf abgewiesen.

Der 6. November brachte den Verbündeten einen größeren Erfolg südöstlich des Roten Turm-Passes in der Gegend von Spini, wo die Rumänen allein an Gefangenen 10 Offiziere und 1000 Mann verloren. — Nordwestlich Campolung machten die Rumänen sechs heftige Gegenstöße, die aber sämtlich im Abwehrfeuer der Verbündeten verlustreich zusammenbrachen.

Die Angriffe der Rumänen und Russen im Gebiete des Tölgyeser Passes hatten seit einigen Tagen merklich zugenommen. Namentlich den Russen mußte viel daran gelegen sein, Fortschritte des Gegners in diesem Abschnitt, durch die sie in der Flanke bedroht worden wären, hintanzuhalten. Auf den gegen den Gyimes-, den Bekaser- und Tölgyeser Paß führenden rumänischen Eisenbahnlinien schaffte der Gegner gegen die hier scharf vorrückende Armee Arz, die in ganz kurzer Zeit die Rumänen aus Ostsiebenbürgen verdrängt hatte, gewaltige Mengen an Munition und Mannschaften heran. — In dem eifrigen Bestreben, den Vormarsch der Verbündeten zum Stehen zu bringen, ließen sich die Rumänen bisweilen zu den gewagtesten Unternehmungen hinreißen. So ging im Trotusutal eine rumänische Gruppe durch dichte Waldungen gegen die Flanke der dort vorrückenden österreichisch-ungarischen Truppen vor und schob sich zwischen deren Kampflinie und die nachrückenden Reserven ein. Es kam aber nicht nur nicht zu der beabsichtigten Überrumpelung, sondern die feindliche Kolonne wurde in dem aus der ersten wie aus der zweiten k. u. k. Linie gegen sie gerichteten Feuer vollständig aufgerieben; ein Brigade- und ein Regimentskommandeur der Rumänen gerieten in Gefangenschaft.

Am 8. November wurde der Feind südöstlich des Roten Turm-Passes weiter zurückgeworfen durch Gewinnung des Baiestiabschnitts, des Ortes Sardoiu und der beiderseits anschließenden Höhenstellungen seitens der Verbündeten. Rumänische Gegenangriffe hier und am Predealpaß waren erfolglos. Beiderseits des Alttales und südwestlich Predeal wurde dem Gegner Tags darauf im Sturmangriff weiteres Gelände entrissen. Der 10. November brachte abermals Fortschritte: westlich der Straße Predeal—Sinaia und an einigen Stellen anderer Paßstraßen wurden mehrere feindliche Verschanzungen genommen. — Große Verluste an Toten, Gefangenen und Gelände erlitt der Gegner auf der ganzen Linie, namentlich am Roten Turm-Paß und beiderseits der Alt, auch wieder am 11. und 12. November.

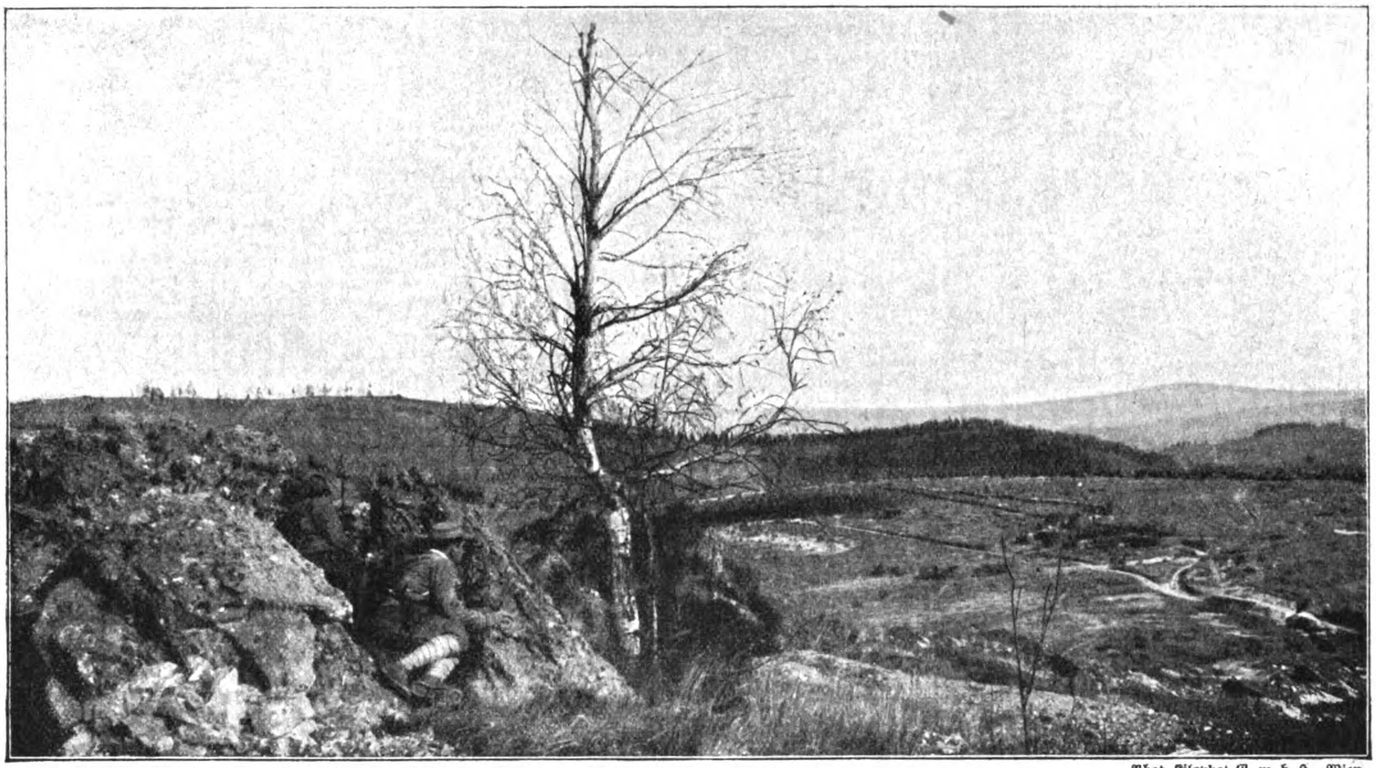
Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Deutsche Lazarettzelte auf der Paßhöhe des Prislop in den Waldkarpathen.

Gleichzeitig wandten sich auch die Kämpfe im nördlichen Siebenbürgen immer deutlicher zugunsten der Österreicher, Ungarn und Deutschen, die hier durch die heldenmütigen Karpathentruppen (siehe die Bilder Seite 418 und 419) unterstützt wurden. Trotz aller Behinderung ihres Vorgehens durch Schnee und Eis gelang ihnen am Smotrec ein kühner Vorstoß, bei dem sie den Russen einige Stellungen nahmen und zerstörten.

Durchschnittlich standen die Verbündeten jetzt nur noch in einer Entfernung von etwa 30 Kilometern von den Talausgängen. Einzelne Abteilungen waren auch schon weiter vorgedrungen, wie zum Beispiel eine bayerische Kolonne am Julpaß, doch mußte diese, um die Umgehung durch mehrfache Übermacht zu vermeiden, leider unter Preisgabe von zwei Geschützen zurückgehen, ein kleiner Rückschlag, der indessen nichts an der erfreulichen Tatsache änderte, daß die Verbündeten überall in flottem Vormarsch waren. —

In noch größerem Maße als in Siebenbürgen ließen es sich die Russen in der Norddobrudscha angelegen sein, den Rumänen Beistand zu leisten. General Sacharow, bekannt durch seine Erfolge in Wolhynien, war mit großen



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Beobachtender Offizier einer österreichisch-ungarischen Maschinengewehrabteilung während eines russischen Angriffs in den Waldkarpathen.

Verstärkungen auf diesen Schauplatz entsandt worden. Im ersten Drittel des November kam es hier nur zu Vorpostengefechten in der Linie Babadagh—Ostrow. Versuche der Russen, Constanza und Mangalia durch Beschießung von See her zu schädigen, erlahmten bald gegenüber der Tätigkeit der gegnerischen Flugzeuge und U-Boote, zumal nachdem die Russen durch den Untergang ihres neuen Großkampfschiffes „Imperatriza Maria" einen sehr empfindlichen Verlust erlitten hatten. Dieses Schlachtschiff, das 22 000 Tonnen faßte und erst 1915 fertig geworden war, lief bei Sulina auf eine Mine und versank.

An der Donaufront unternahmen deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen zahlreiche Vorstöße über den Strom auf rumänisches Gebiet, von denen sie manches Geschütz als Beute mit einbrachten; Donaumonitoren glückte die Wegnahme feindlicher Schlepper mit Petroleum — kurz, die Anzeichen mehrten sich, die die Rumänen auch von der Donaulinie her mit Besorgnis erfüllen mußten.

* * *

An der **Salonikifront** wiederholte General Sarrail seine Angriffe auf den verschiedenen Abschnitten mit mehr Eifer als Glück. Zu größeren Erfolgen schienen die ihm zur Verfügung stehenden Truppen immer noch nicht auszureichen, neuerdings noch weniger als bisher, weil hier nun auch türkische Truppen an der Seite der Mittelmächte und der Bulgaren in den Kampf eingriffen und sich vor allem in dem wichtigen Cernabogen erfolgreich betätigten. —

Eine weitere Schwierigkeit für Sarrail bildete die zweifelhafte Haltung eines Teils der **griechischen** Bevölkerung, durch die er sich im Rücken bedroht fühlte. Anfang November kam es zwischen königstreuen Griechen und An-

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Feuernde Honvedfeldartillerie in den Siebenbürgischen Bergen.

Zerstörte Häuser in dem Kampfgebiet vor Predeal in Rumänien.

hängern des Venizelos bei Ekaterini zu einem ersten blutigen Zusammenstoß. Die griechische Flotte hatte infolge des Druckes des Vierverbandes inzwischen die französische Flagge setzen müssen und wurde für die U-Boot-Jagd gepreßt, so daß um diese Zeit von einer griechischen Regierung kaum noch gesprochen werden konnte. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft.

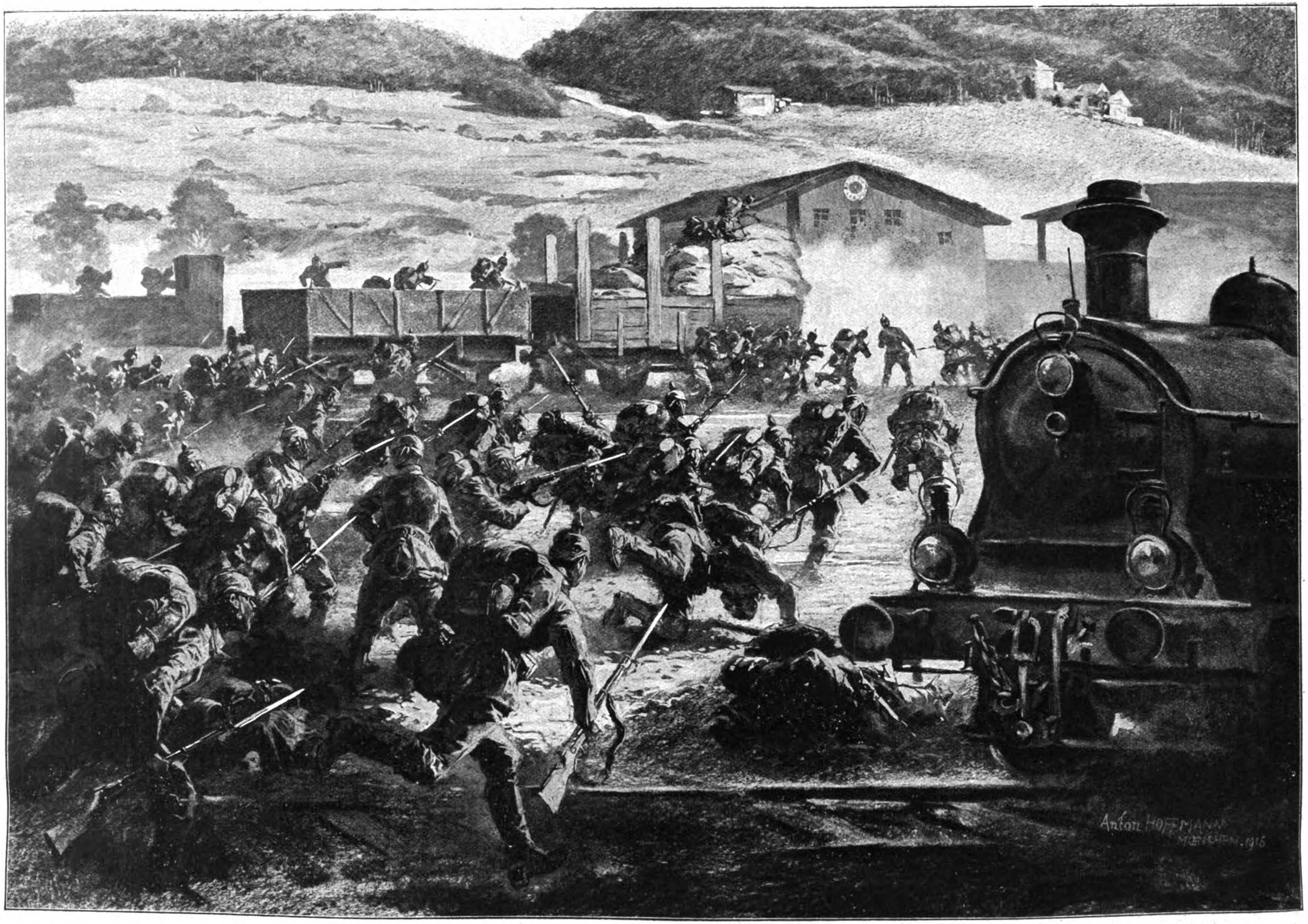
Von Polizeirat H. Wendel.

3. Arbeitsbeschaffung. II.

Schwierigkeiten für die Arbeitsbeschaffung bieten sich auch trotz der Regierungsmaßnahmen noch in Hülle und Fülle.

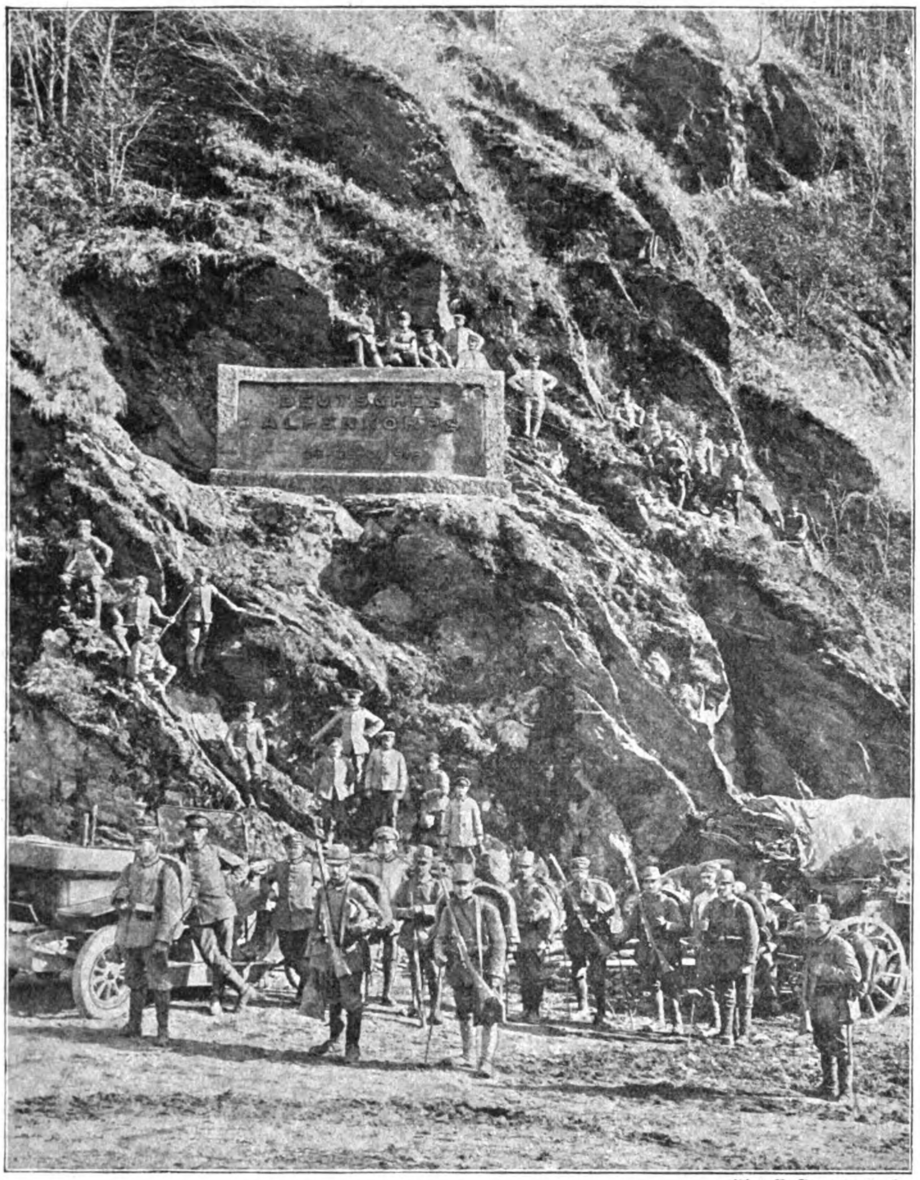
Vor allem wird es zunächst an offenen Arbeitstellen recht fehlen. Eine erhebliche Anzahl von früheren Betrieben ist geschlossen und ihre Wiedereröffnung wird unter anderem zum Beispiel von der Beschaffung von Rohstoffen abhängig sein. Andere haben sich nach anfänglicher Schließung den Bedürfnissen der Kriegswirtschaft angepaßt, zum Beispiel durch Anfertigung von Heeresbedarf, werden sich aber nach Kriegsende erst wieder dem neuen Zustande entsprechend ein anderes Arbeitsfeld suchen müssen. Ein Zustand großer Arbeitslosigkeit war ja bereits bald nach Kriegsausbruch eingetreten: er hat sich glücklicherweise allmählich infolge der ausgedehnten Einberufungen auf der einen Seite und der Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie auf der anderen Seite in das Gegenteil umgewandelt — mit Ausnahme der Webstoffindustrie. Die Beseitigung der durch den Rückfluß der Krieger zu befürchtenden Arbeitslosigkeit erscheint aber viel schwieriger: es wird nicht nur die Kriegsbedarfindustrie ihr Ende finden, sondern auch die Wiederaufnahme der anderen Industrietätigkeit wird auf Schwierigkeiten stoßen infolge des Fehlens von Rohstoffen, dem wegen Mangels an Schiffsraum und aus anderen Gründen auch nicht so schnell abzuhelfen sein wird; ebenso wird der deutschen Ausfuhrindustrie der Weltmarkt sich wohl nur langsam wieder

Deutsche Mörserbatterie beim Überschreiten der Grenzstraße vor Predeal.



Die Erstürmung des von den Rumänen zäh verteidigten Bahnhofs von Predeal am Nachmittag des 23. Oktober 1916.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Gedenktafel des deutschen Alpenkorps am Eingang des Roten Turm-Passes.

erschließen. Dazu kommt, daß in den Betrieben, die jetzt in Tätigkeit sind und darin auch nach Friedenschluß fortfahren, alle Stellen besetzt sind, teils durch zurückgebliebene Männer, vielfach aber durch Frauen. Soweit es sich um Frauen handelt, deren Ehemänner zurückkehren und erwerbsfähig sind, wird die Frage sich ja in der Regel leicht und ohne Härte dadurch von selbst lösen, daß sie sich wieder ihrer natürlichen Frauenaufgabe in der Familie widmen. Schwieriger liegt die Sache, wenn sie Witwen, zumal von gefallenen Kriegern, sind oder Frauen von Kriegern, die als dauernd oder vorläufig erwerbsunfähig aus dem Felde heimkehren. Ihre Entlassung zugunsten Zurückkehrender kann leicht eine große Härte bedeuten.

Außerdem wird in der Regel Frauenarbeit erheblich geringer entlohnt als Männerarbeit: darin wird für viele Arbeitgeber, zumal bei den schwierigen Verhältnissen und hohen Betriebskosten und Steuern, ein bedenklicher Anreiz zur Beibehaltung der Frauenarbeit liegen, besonders da, wo es sich weniger um schwere körperliche Arbeit handelt, wie zum Beispiel im kaufmännischen und Gastwirtsgewerbe. Es ist ja bestimmt zu erwarten, daß in den staatlichen und gemeindlichen Amtstuben und Betrieben, ebenso in den staatlicher Aufsicht unterstehenden, wie zum Beispiel bei Klein- und Straßenbahnen, der Frauenarbeit zugunsten der Feldzugteilnehmer ein schnelles Ende bereitet wird; ob und wieweit aber eine entsprechende Einwirkung auf private Arbeitgeber möglich und beabsichtigt ist, läßt sich nicht übersehen. Ein glattes Verbot der Frauenarbeit dürfte nicht zu erwarten sein; eine genügende Einwirkung auf die Arbeitgeber würde aber wohl vielleicht dadurch zu erreichen sein, daß einmal die beschränkenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Frauenarbeit, die unter dem Drucke der Verhältnisse während des Krieges teilweise nicht befolgt worden sind, wieder streng durchgeführt werden, vor allem aber durch eine gesetzliche Bestimmung, daß Frauenarbeit unter gleichen Verhältnissen ebenso bezahlt werden müsse wie die Männerarbeit. Die möglichst weitgehende Ausschaltung der Frauenarbeit erscheint ja auch vom Gesichtspunkte einer gesunden Bevölkerungspolitik aus nach den schweren Menschenverlusten infolge des Krieges dringend notwendig.

Bei den zurückkehrenden Kriegern, die nicht dem Arbeiterstande angehören, sondern Angestellte auf Grundlage von Verträgen mit längerer Dauer waren, entstehen auch noch andere und zwar rechtliche Zweifelsfragen: nämlich ob ihnen ein Recht auf Wiedereintritt in die durch ihre freiwillige Meldung oder Einberufung zum Heeresdienste verlorene Stelle zusteht, ferner zum Beispiel, ob ihnen, falls sie sich eine andere Stelle suchen müssen, eine etwa vertraglich festgelegte sogenannte Konkurrenzklausel hinderlich sein kann. Die Erörterung dieser beiden nicht mit wenigen Worten zu erledigenden Fragen würde jedoch über den Rahmen dieser Ausführungen hinausgehen.

Welche Gesichtspunkte werden nun hauptsächlich für eine großzügige und wirksame Vermittlung von Arbeitsgelegenheit maßgebend sein müssen?

Zunächst gilt es, A r b e i t selbst in weitem Umfange zu s c h a f f e n. Dazu kann der Staat selbst sehr viel tun. Er kann und wird der Industrie und dem Gewerbe große Aufträge für die Wiederergänzung der Bedürfnisse des Heeres und der Flotte, für den Wiederaufbau der bei feindlichen Einfällen zerstörten oder beschädigten Dienstgebäude und so weiter erteilen; er wird die Weiterführung baulicher Arbeiten, die vor dem Kriege bewilligt waren, währenddessen aber geruht haben, beschleunigen; er kann die mit Kriegsgefangenen bereits begonnene Urbarmachung von Mooren und Ödland durch inländische Arbeiter fortsetzen lassen; auch der Bau von Kanälen — wohl auch des einst gescheiterten Mittelstückes des Mittellandkanals zwischen Weser und Elbe! — und von Eisenbahnen, zum Beispiel zur besseren Verbindung mit dem neu errichteten Königreich Polen, wird eine ebenso notwendige und dringliche wie für die Beschäftigung Arbeitsloser nützliche Aufgabe des Staates sein.

Der Privatindustrie muß der Staat ferner möglichstes Entgegenkommen zur Förderung der Wiederaufnahme ihrer vollen Betriebstätigkeit beweisen, durch günstige Eisenbahntarif- und Zollpolitik, rasche Hilfe bei der Rohstoffversorgung und so weiter. Die schnelle Eröffnung der Betriebe kann auch die Heeresverwaltung erheblich fördern, wenn sie die dazu nötigen Betriebsleiter oder Eigentümer der Betriebe möglichst zeitig bei der Demobilisierung entläßt, damit sie die erforderlichen Vorbereitungen treffen können.

Sodann gilt es, die A r b e i t dem Suchenden so schnell und einfach wie möglich n a c h z u w e i s e n.

Es empfiehlt sich deshalb für die bereits erwähnten Zentralauskunftstellen der Arbeitsnachweise, möglichst zeitig durch Umfrage festzustellen, wie viele Arbeiter — unter Berücksichtigung der Zahl der etwa zu entlassenden weiblichen oder jugendlichen Arbeitskräfte und der ohne weiteres wieder einzustellenden früher dort beschäftigten Kriegsteilnehmer — in den einzelnen Betrieben gebraucht werden. Die Kriegsteilnehmer ihrerseits werden am besten sofort nach Einstellung der Feindseligkeiten bei ihren früheren Arbeitgebern schriftlich anfragen, ob sie wieder eintreten können, damit bessere Übersicht erzielt wird und die Arbeitsnachweise von ihnen nicht erst in Anspruch genommen zu

werden brauchen, also entlastet werden. — Bei der Entlassung aus dem Heere wären im Interesse der Krieger, von rein militärischen Gesichtspunkten natürlich abgesehen, am besten diejenigen in erster Linie zu berücksichtigen, denen sofort eine Arbeitstelle offensteht. Feldzugsteilnehmer, die infolge Krankheit oder Verwundung noch nicht erwerbsfähig erscheinen, würden — möglichst unter Gewährung von Urlaub und Beihilfen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Arbeitskraft — in der Regel am besten noch nicht zu entlassen sein, solange nicht ihre Erwerbsfähigkeit gesichert erscheint.

Besondere Fürsorge ist denen zu widmen, die infolge von Kriegsbeschädigung nicht mehr voll erwerbsfähig oder wenigstens nicht mehr in ihrem früheren Berufe brauchbar sind. Die Erörterung dieser Frage würde hier jedoch zu weit führen; auch die Frage der Sorge für die durch den Krieg ganz erwerbsunfähig gewordenen Teilnehmer gehört nicht hierher; beide Fragen sind auch bereits Band IV, Seite 444, 458, 491 erörtert worden.

Trotz aller Maßnahmen wird aber leider doch kaum ganz zu vermeiden sein, daß Feldzugteilnehmer nicht so schnell, wie es wünschenswert erscheint, passende Arbeit finden. Dies ist um so schlimmer für Familienernährer, als mit ihrer Rückkehr aus dem Felde die der Familie bis dahin gezahlte Kriegsunterstützung aufhört. Daß diese Krieger und ihre Familien in dieser von ihnen nicht verschuldeten Lage vor Not und Elend geschützt werden, ist unbedingt eine Pflicht des Deutschen Reiches. Unumgänglich notwendig erscheint daher für solche Fälle die rechtzeitige Vorbereitung und Einführung einer Arbeitslosenunterstützung, die bis zum Tage der ersten Gehalts- oder Lohnzahlung nach Erlangung einer Arbeitstelle gewährt werden müßte. Es ist ja bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Versuche der Einführung einer Arbeitslosenversicherung im Frieden zu kämpfen hatten; es wird auch nicht gerade leicht sein, für die Arbeitslosenunterstützung von Kriegsteilnehmern eine Form zu finden, die ihren berechtigten Ansprüchen gerecht wird, ohne Gelegenheit zu mißbräuchlicher Ausnutzung zu bieten. Solche Besorgnisse dürfen aber nicht von ihrer Einführung abschrecken, wenn nicht ein wichtiges Glied in der Fürsorge für die Arbeitsbeschaffung für die heimkehrenden Krieger fehlen soll.

Die letzten Tage von Constanza.

Von Kriegsfreiwilligem Karl Leins.

(Hierzu die Bilder Seite 426 und 427.)

Eisigkühl blies der Sturm vom Schwarzen Meer her, leise, kaum hörbar rieselte der Schnee zur Erde.

Aus den unüberbrückbaren Sümpfen und Moränen, die sich wie Wallgräben vor unseren Stellungen hinzogen, stiegen unaufhörlich frostige Nebel. Dazu steigerte sich stündlich die Kälte. Was Wunder, daß allmählich in uns allen der Wunsch erwachte: Fort aus dieser unwirtlichen Gegend. Voller Ungeduld erwarteten wir jeden Tag den Parolenträger, ob er uns nicht bald den Befehl zum Weitermarsch überbrächte.

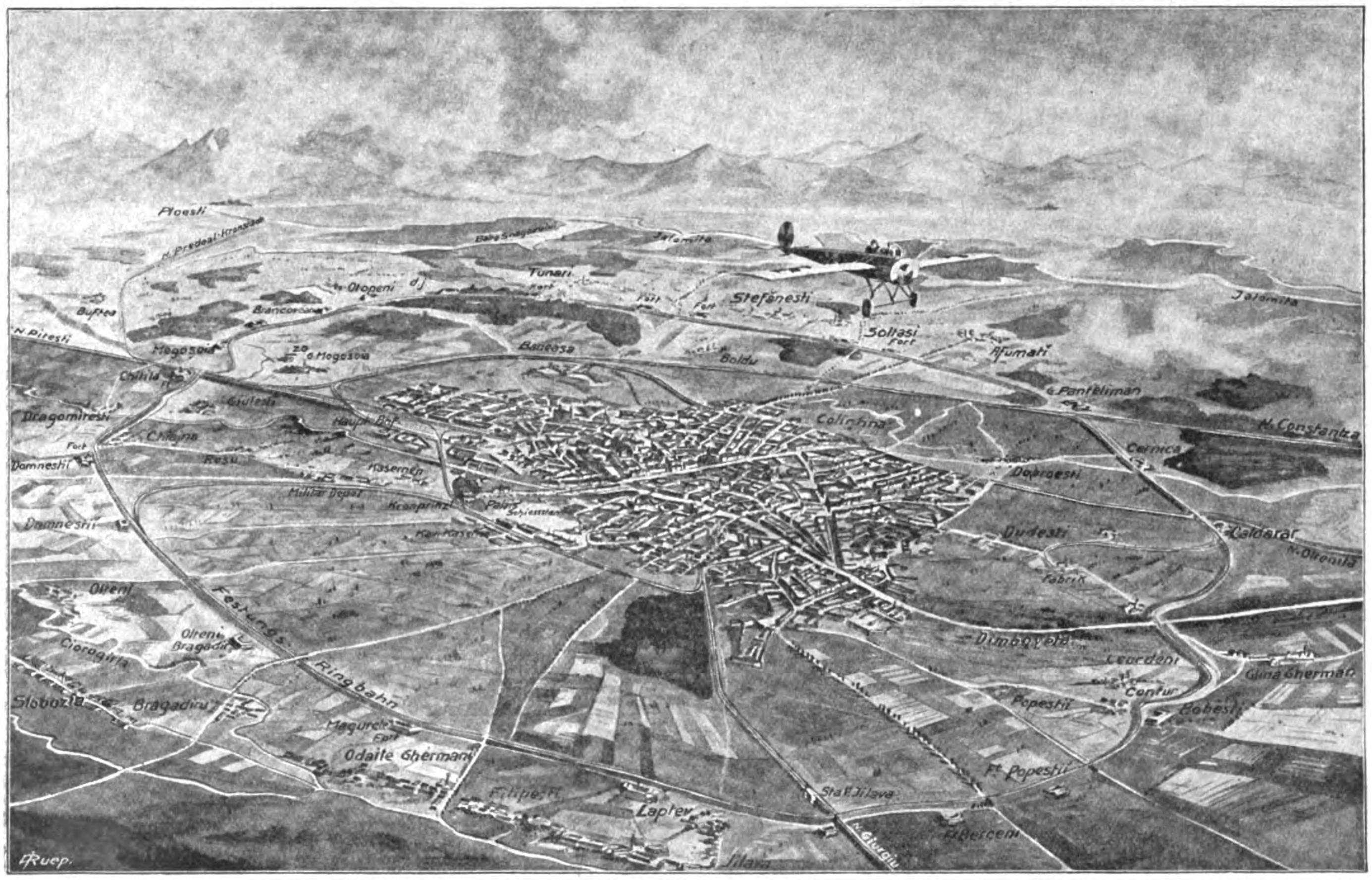
Das ging so fort, bis eines Abends unter der Deckung eines heftigen Schneegestöbers ein Trupp Pioniere eintraf, die von unserem Graben aus eine 200 Meter lange Sappe vortrieben und an deren Ende einen mächtigen Trichter aushoben, der zur Aufnahme eines Panzerturmes dienen sollte. Niemand wußte, was dies seltsame Ungeheuer zu bedeuten hätte. Wir hätten auch seinen Zweck wohl nie erraten; da rückten bald darauf zwei Artillerieoffiziere an, die sich in der Kuppel der kleinen Eisenfestung einnisteten. Noch in derselben Stunde eröffneten drei englische Mörser, die die Türken an den Dardanellen einst erbeutet hatten, die Ouvertüre zu der gewaltigen Schlachtensinfonie, in welche allmählich 80 deutsche Batterien einstimmten.

Hei, das war ein Singen und Klingen und Krachen! Ein Abschuß und Einschlag der Granaten konnte nicht mehr beobachtet werden. Die Beschießung glich einem einzigen, endlosen, ungeheuren Dauerknall.

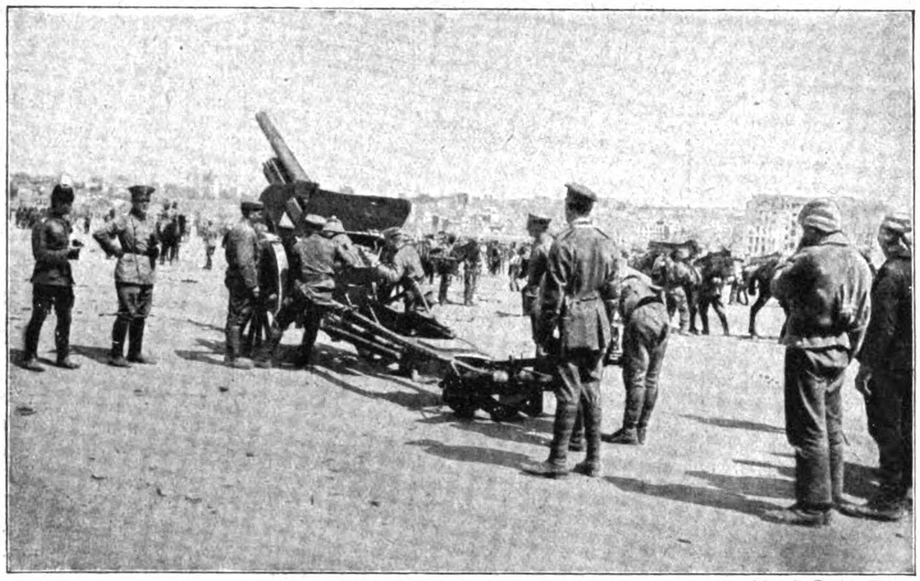
Oft duckten wir uns ganz unwillkürlich unter den riesigen großzölligen Geschossen, die gleich schwer beladenen Eisenbahnwagen tief über unsere Gräben hinschliffen.

Die Rumänen erwiderten nur ganz schwach unser Feuer mit den neuesten 75-mm-Geschützen, die ihnen kürzlich General Pau von Frankreich mitgebracht hatte.

Während des Trommelfeuers näherten sich vom Schwarzen Meer her plötzlich sieben russische Schlachtschiffe unserem rechten Flügel, um ihn mit ihren weittragenden Geschützen zu beschießen. Der dichte Nebel begünstigte ihr Unternehmen sehr, und fast wäre es den Russen auch gelungen, ihr Vorhaben auszuführen, wenn unsere Küstenbatterie sie nicht rechtzeitig entdeckt hätte. Die Gegner



Vogelschauansicht der rumänischen Hauptstadt Bukarest mit ihrem Festungsgürtel, der von einem deutschen Flugzeug mit Bomben belegt wird.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Übungen deutscher Artillerie auf dem Marsfelde von Konstantinopel.

wechselten ein paar Schüsse miteinander, worauf die Schlachtkreuzer wieder von dannen dampften.

Inzwischen steigerte sich das Feuer der bulgarischen Artillerie von Stunde zu Stunde. Am Ende des zweiten Feuertages meldeten die Posten, die Stellungen der Rumänen seien sturmreif, worauf wir uns zum Angriff rüsteten.

Früher als sonst sank heute die Nacht herunter. Und mit Einbruch der Dunkelheit setzte ein Schneegestöber ein, wie ich es selten erlebt hatte.

Plötzlich riß das Granatenorchester mit einem Ruck mitten entzwei. Eine sekundenkurze Stille trat ein. Darauf taten sich wie auf einen Zauberspruch die staffelartig hintereinander liegenden Schützengräben auf, die sich vom rechten Donauufer bis zum Schwarzen Meere hinunterzogen, und die darin befindlichen Armeen fluteten heraus, dem Feind entgegen. Voran jagten die Bulgaren mit dem deutschen Hurra auf den Lippen. Links von ihnen stürmten wir und rechts die Türken. Hundert Meter über uns hingen wie riesige Raubvögel die schimmernden Leiber der Fokkerflugzeuge der deutschen und verbündeten Flieger. Das dumpfe Surren und Knurren der Propeller klang donnerartig ins Land hinaus und übertönte laut das Brausen des Sturmes.

Als wir auf die feindlichen Stellungen stießen, waren sie bereits sämtlich geräumt. Wohin das Auge sich wenden mochte, überall begegneten ihm Leichen und Trümmer.

Nachdem wir die Trajanischen Wälle, die einst von den Römern zum Schutze Constanzas, des alten Tomi, erbaut wurden, überrannt hatten, ging es im Sturme weiter, auf die Stadt zu. Kurz vor derselben prallten wir mit der Hauptmacht der Verbündeten zusammen.

Die Rumänen hatten die Zeit unseres Aufmarsches benützt, um sich hinter den endlosen Sümpfen, die sich wie schützende Wassergräben um die Stadt schlängeln, festungsartig zu verschanzen. Als wir uns nun Constanza näherten, wurden wir mit einem mörderischen Feuer empfangen. Unaufhörlich klirrten die Kugeln in dem dürren Schilf, das gleich einer undurchstoßbaren Mauer über den Morästen emporwuchs.

Wenn wir nur ein Schußfeld gehabt hätten, aber diese Schilfmeere verdeckten uns jede Aussicht. Dazu schneite und stürmte es unaufhörlich. Die Befehle der Führer konnten nicht mehr verstanden werden, man konnte sich nur noch durch Pfeifen verständlich machen.

So lagen wir zwei Stunden untätig da, ohne ein Glied rühren zu können. Der Frost schüttelte uns, einen trockenen Faden konnte keiner mehr in seinen Kleidern aufweisen.

„Kinder, hier wollen wir nicht sterben," schrie plötzlich unser Hauptmann, indem er aufsprang und vorstürmte. Nur einen Augenblick lang zögerten wir, zu folgen, dann schnellten wir empor und mit lautem Hurra ging es auf den Feind.

Der Schlamm und das Wasser reichte uns stellenweise bis ans Knie. Wer fiel, war verloren. Sofort umarmte der Morast seine Opfer, um sie in die Tiefe zu ziehen. Doch keiner zögerte, keiner bangte. Unaufhaltsam ging es vorwärts. An der Spitze immer die Türken mit ihrem hellklingenden „Allah höre uns", „Allah schütze uns!"

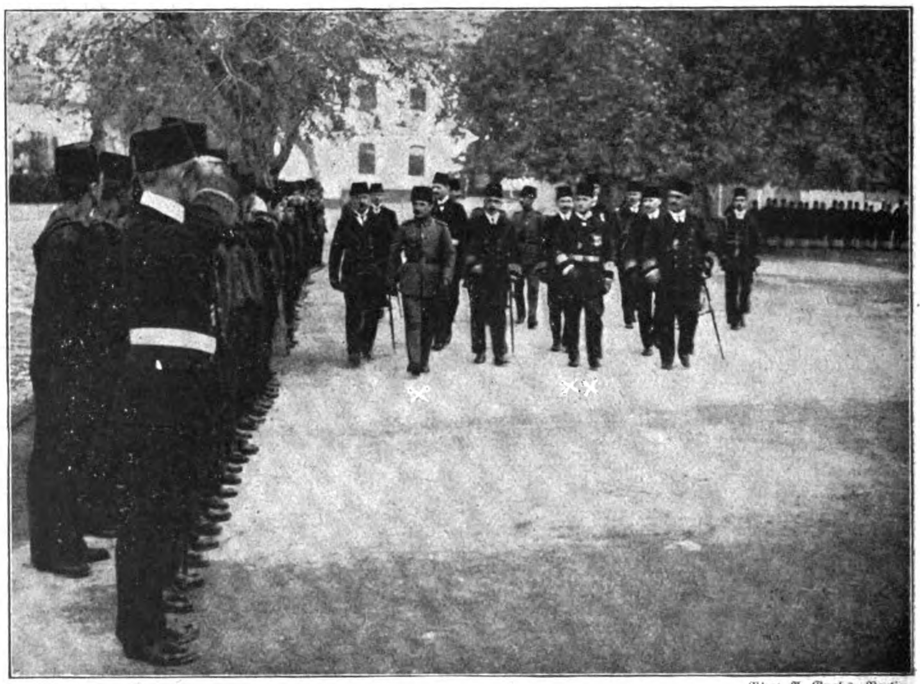
Jetzt kam aus den dunklen Straßen Constanzas ein langer endloser Lichtstreifen, der blendende Strahl eines Scheinwerfers, über den Sumpf hin.

„Deckung!" schrien die Offiziere, da prasselten auch schon die Minen und Handgranaten massenweise auf uns nieder. Viele nahmen in diesem Augenblick eine Deckung, aus der sie nie mehr zum Vorschein kamen.

Inzwischen rückten die ersten Pioniere mit ihren Pontonen an. Das rasende Feuer der Rumänen hielt sie nicht ab, sofort eine Brücke über den Sumpf zu bauen, für die Artillerie und die Munitionskolonnen. Der Gegner machte verzweifelte Anstrengungen, unsere Soldaten an ihrer Arbeit zu hindern, er ahnte wohl, daß er verloren sei, wenn es gelang, die Pontonbrücke zu vollenden.

Noch nie hatte ich so sehnsüchtig den Morgen erwartet, als wie in dieser Schreckensnacht. Mit dem ersten Tagesschein sprangen wir ans Ufer. Und nun begann ein Ringen Mann gegen Mann, Brust an Brust. Nur eine Stunde mochte der Kampf gedauert haben, doch diese Stunde war die schrecklichste meines Lebens. Heute noch sehe ich die ineinandergekrallten Leichen und die von Menschenblut rotgefärbten Schneewehen vor mir.

Als der Gegner merkte, daß ihm zur Verteidigung der Stadt keine Zeit mehr zur Verfügung stehe, wollte er eilig entfliehen. Dem Adlerblick Mackensens aber, der von Höhe 90 aus mit seinem Stabe die Bewegungen der Rumänen beobachtete, haben wir es zu verdanken, daß sie ihr



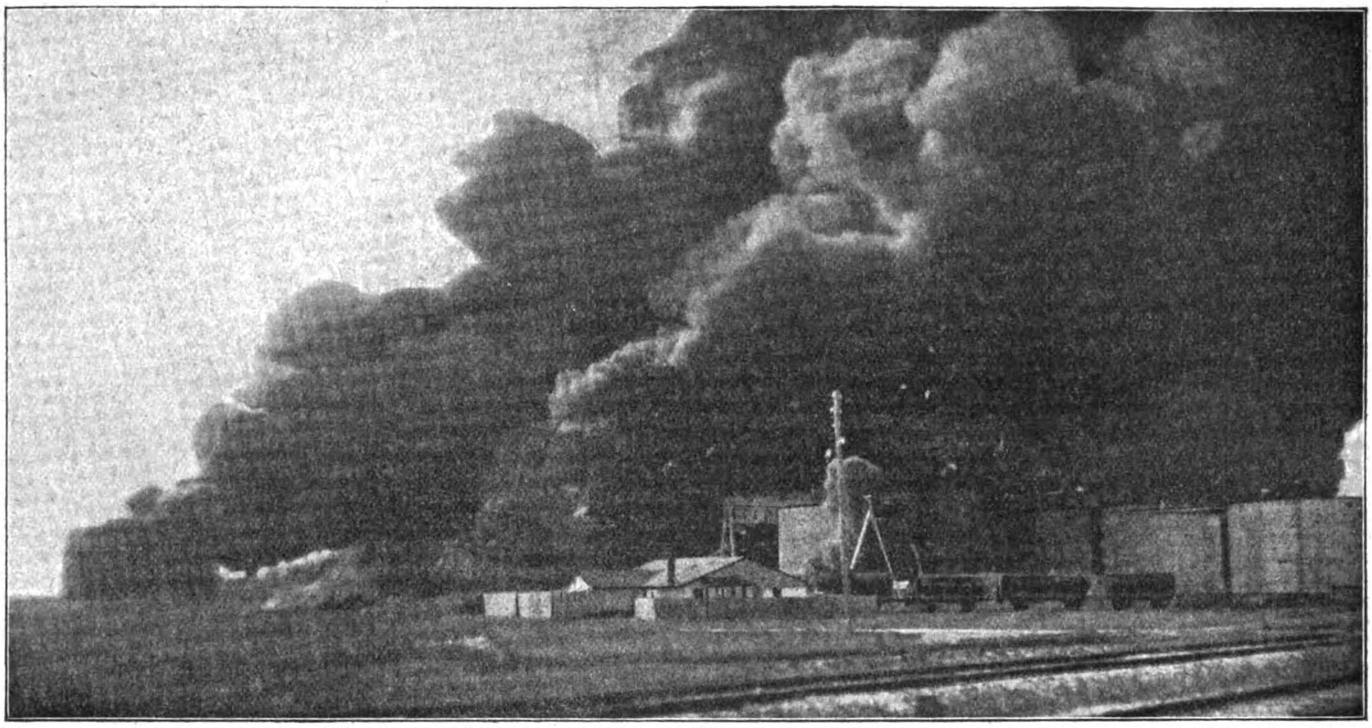
Phot. A. Grohs, Berlin.

Seine Exzellenz der türkische Kriegsminister Enver Pascha (X) und Admiral Souchon (XX), dem der Orden Pour le Mérite verliehen wurde, schreiten die Front türkischer Marinesoldaten ab.

Einschiffung deutscher Truppen für die Suezkanal-Front im Goldenen Horn in Konstantinopel.

Monatelang kamen tagtäglich deutsche Soldaten und deutsches Kriegsmaterial in Konstantinopel an. Wenn auch die französischen Zeitungen spöttelten, daß „die deutschen Soldaten in der Türkei in kleinen Paketen ankämen", so haben sie sich doch zu einer Armee angesammelt, um im Verein mit den Türken den Feldzug gegen die Engländer am Suezkanal zu beginnen. Die Beförderung der Truppen dorthin geschieht entweder durch die Bahn von Haidar Pascha in Kleinasien aus, oder — wie das Bild zeigt — durch Schiffe nach Panderma im Marmarameer.

Nach einer Originalzeichnung nach der Natur von Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Einige der von den Rumänen bei ihrer Vertreibung aus Constanza in Brand gesetzten Öltanks (der größte Teil der Anlagen blieb unversehrt).

Vorhaben nicht zur Ausführung bringen konnten. Auf seinen Befehl wurde sofort eine neue türkische Division eingesetzt, die dem fliehenden Feind den Weg vertrat und ihn auch zum Stehen brachte.

Unterdessen gingen wir zum eigentlichen Angriff auf Constanza über, an dem sich 140 deutsche Flieger und 30 Monitore beteiligten, die die Stadt an den Kais anpackten. Diesem Ansturm hielt der Rest der Rumänen nicht stand. Nach kurzer, aber hartnäckiger Gegenwehr ergab sich Kompanie um Kompanie. Wohl begegneten uns noch da und dort in den Straßen kleine Abteilungen versprengter Truppenteile, die sich zur Wehr setzten, aber bald überwältigt wurden. Im Petroleumtankhafen hatte unser Regiment mit einer Abteilung Gebirgsschützen, die zu den besten Soldaten Rumäniens zählen, einen heißen Strauß zu bestehen. Die Jäger kämpften, bis sie auf vier Mann zusammengeschmolzen waren. Und als diese sahen, daß es keinen Zweck mehr hatte, daß ihnen der sichere Untergang gewiß wäre, schleuderten sie todesverachtend eine Handgranate auf einen der zahlreich umherstehenden Petroleumtanks, worauf sie sofort unter fürchterlichem Donnerknall samt den Behältern in die Luft flogen.

Nun war für uns der Weg frei. Hinter einer bulgarischen Kavalleriedivision zogen wir gegen Abend unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches in die Stadt ein, der man gar nicht ansah, was für heiße Kämpfe in den letzten Stunden um sie getobt hatten. Mit Ausnahme einiger zertrümmerten Fensterscheiben war alles noch vorzüglich erhalten. Die Einwohner, die sich während der Schlacht in die Keller geflüchtet hatten, kamen nun allmählich wieder zum Vorschein. Die verdutzten Gesichter, die sie beim Bemerken unserer Anwesenheit machten, werden mir unvergeßlich bleiben. Wahrscheinlich hatte niemand damit gerechnet, die verbündeten Armeen so unerwartet hier begrüßen zu müssen.

Noch in derselben Nacht nahmen wir den 60 Kilometer langen, von Constanza nach Cernavoda führenden Weg unter die Füße. Als wir am zweiten Marschtag das Städtchen erreichten, war schon die herrliche Brücke in drei Teile gesprengt. Nur der Portalpfeiler, über dem die Worte prangten: „Podul Regele Carol I.", stand noch.

Einschiffung am Goldenen Horn.

(Hierzu die Bilder Seite 424 und 425.)

Abermals, wie einst vor bald einem Jahrtausend, zur Zeit der Kreuzfahrer, sind in den Tagen des Weltkrieges Soldaten und Heerführer des Abendlandes in den Orient gekommen, indes nicht mehr als Feinde, sondern als Bundesgenossen des Islam und des Halbmondes, den ihre Ahnen einst im Heiligen Lande bekämpften. Eine feste Brücke verbindet jetzt Osten und Westen, Türken und Deutsche, und aus dieser Verbindung wird einmal ein neuer, zukunftsreicher Zeitabschnitt der Weltgeschichte entstehen. Konstantinopel, die alte Hauptstadt des türkischen Reiches, bildet heute den Mittelpunkt dieser im Schlachtendonner erprobten Waffenbrüderschaft, und so finden wir in all den engen, malerischen Gassen und Straßen Stambuls ein buntbewegtes militärisches Treiben, und die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten, denen wir allenthalben an der Seite ihrer prächtigen türkischen Kameraden begegnen, gehören längst zu den alltäglichen Erscheinungen, die aber doch immer wieder im Herzen der Osmanen Stolz, Freude, Zuversicht und neue Hoffnung erwecken. Im August 1914 waren es zuerst die tapferen Blaujacken der „Göben" und „Breslau", die, begeistert empfangen, in Konstantinopel ihren Einzug hielten; ihnen folgten während der erbitterten Dardanellenschlachten deutsche und österreichisch-ungarische Artilleristen, die auf Gallipoli allen noch so erbitterten Anstürmen der Engländer und Franzosen siegreich standhielten. Es war indes nur eine kleine Schar Offiziere und Mannschaften. Die Truppen, die in Konstantinopel ankommen, werden vom Goldenen Horn aus auf Transportdampfern hinüber ans kleinasiatische Ufer gebracht. Dort benutzen sie von Haidar Pascha aus die anatolische Bahn, die sie durch ganz Kleinasien bis zu der Cilicischen Pforte bringt. Da dieser Engpaß, in dessen Nähe Alexander der Große im Jahre 333 v. Chr. bei Issus den Perserkönig Darius besiegte, noch nicht vom Schienenstrang überschritten ist, müssen sie eine große Strecke zu Fuß zurücklegen, bis sie auf der durch Palästina längs der Küste entlang führenden Bahn an die Front gelangen. Hier sind sie endlich am Ziel.

Die Franzosen an der Somme.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu das Bild Seite 428.)

Ich stand auf dem Hügel 130 dicht südlich des Dorfes Bouchavesnes und schaute gegen Westen. Vier bis fünf Kilometer vor mir lag der heiß umstrittene Abschnitt Cléry-Maurepas. Von Süden schimmerten die Dächer von Peronne mit dem stumpfen Turm der Kathedrale durch die bleiche Luft. Davor, jenseit der Somme, die im Tale verborgen blieb, ragten ein paar zersplitterte Baumstümpfe in die Höhe: die Reste des Weilers Maisonette. Dort oben saßen nun seit Wochen schon die Franzosen, sie hielten die Stellung bis über Maurepas hinaus besetzt.

Es war am frühen Nachmittag des letzten Augusttages 1916,

und das Feuer, das am Vormittag etwas ruhiger gewesen war, wurde nach und nach heftiger. Ich zählte mit bloßem Auge an die zwanzig feindliche Fesselballone am Horziont, dessen graue Dunstschicht eine trübe Sonne mühsam durchbrach. Der Feind streute die breite Feuerzone, an deren Rand ich stand, mit ganzen Lagen ruckweise ab. Er suchte unsere Batterien in den Mulden mit schweren Granaten heim, dann schickte er rasch eine Menge Schrapnelle hinterher, und den Beschluß machten die Gasgranaten, die mit einem so leisen Puff krepieren, daß man sie in dem wilden Lärm fast überhören konnte. Auf der Wiese rundum, das kleine Gei öft dicht vor mir, lag Trichter neben Trichter, und immer noch kamen neue hinzu. Die deutschen Artilleristen sagten: der Feind macht sich gar nicht mehr besondere Mühe, bestimmte Ziele aufs Korn zu nehmen — er schießt planmäßig das Gelände ab, das heißt: je ein paar hundert Schuß auf Planquadrat a, b, c, und so fort. Er kann sich's leisten, denn er hat Munition in Hülle und Fülle. Er pflügt ganz planmäßig das Gelände um und meint, nach solchem Feuer könne eben nichts Lebendes mehr übrig bleiben.

Wenn man dieser unaufhörlichen Vernichtung eine Weile beigewohnt hat, meint man es auch. Aber das ist ein Irrtum. Dort vorn, wo der Franzose eben das ganze Tal mit Staub und Qualm erfüllt hat, blitzt es auf, ganz rasch, immer wieder. Da antworten die deutschen Feldhaubitzen so keck wie im Manöver. Von links, von rechts stimmen deutsche Mörser grollend mit ein. Ein Höllenlärm bricht los aus allen Erdfalten, ein wahres Erdbeben entsteht. Dann wieder Schweigen, Erwartung. Man hält den Atem an — richtig, da sind sie schon wieder, die Gegengaben des Feindes, fünf, sechs Batterien funken herüber, ungeduldig, wild. So geht der Feuerkampf Tag und Nacht, Tage und Wochen, Monate schon.

In den ersten zwei Monaten waren die Franzosen auf diesem Mittelabschnitt ganze 3,5 Kilometer tief vorgedrungen, unendlich langsam, Schritt für Schritt. Sie hatten im ersten Ansturm der Julikämpfe einen Keil auf Peronne zugetrieben, an der Somme entlang, bis vor gegen das Dorf Biaches, das dicht gegenüber der Peronner Vorstadt St. Radegonde am linken Ufer liegt. Von hier aus bog die neue Linie im scharfen rechten Winkel gegen Barleux—Estrées—Soyécourt ab. Sie hielt bis in die ersten Septembertage ungezählten Angriffen stand. Estrées ging verloren, aber der größere Teil von Biaches wurde zurückgewonnen. Die Franzosen merkten bald, wie sich die Front versteift hatte, sie sahen, daß Peronne frontal nicht so einfach zu nehmen war, und darum suchten sie den Angriffskeil zu verbreitern. Zunächst nach Norden. Hier hatten die Deutschen seit dem 5. Juli das Dorf Hem, seit dem 8. Juli das hart umstrittene Hardecourt geräumt. Die neue Stellung Guillemont—Maurepas—Cléry bot nun acht Wochen lang den stärksten Stürmen Trotz. Zwei Namen haben sich damals im Juli und August dem Gedächtnis der Verteidiger wie der Angreifer mit blutigen Lettern eingeprägt: die Monacu-Ferme und der Braune Graben.

Die Ferme, ein kleiner Bauernhof, lag 600 Meter vor Hem an der Landstraße nach Cléry, just dort, wo der Brückenweg von Feuillères (südlich der Somme) einmündet. Die Brücke war gesprengt, und die Somme mit ihrer sumpfigen Niederung sicherte den Weiler notdürftig gegen Überraschungen von Süden her. Gegen Granaten, Schleuderminen und Maschinengewehre, die die Franzosen freigebig arbeiten ließen, gab es freilich keinen Schutz, denn die Mauern waren lange zu Staub zermahlen und die Gräben eingeebnet. Obwohl die böse Ecke von zwei Seiten her beständig unter Feuer lag, obwohl die Franzosen regimenterweise zum Sturm ansetzten, kamen sie wochenlang nicht vom Fleck. Zuerst schickten die Schlesier und dann die Sachsen den Feind mit blutigen Köpfen heim.

Wie war das möglich? Die Franzosen in Hem begriffen es nicht. Sie vereinigten das Feuer aller umliegenden Batterien auf diesen kleinen Fleck, sie warfen einmal als Vorbereitung bis zu 300 schwere Minen binnen einer halben Stunde hierher — umsonst! Als sie heranstürmten, waren die Deutschen scharf auf dem Posten. Das Geheimnis war einfach: die schwache Kompanie eines sächsischen Reserveregiments, die unter einem Leutnant die Stellung hielt, hatte rund um das Gehöft nur einige Posten gelegt, der Haupttrupp lag im Schutz eines kleinen Wäldchens in einer Reservestellung, die eigentlich eine Wasserstellung war. In Sumpf und Moor, auf kleinen Grasinseln hatten sich die Verteidiger eingerichtet so gut es gehen wollte. Dank

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Blick auf eine von türkischen und deutschen Soldaten belebte Landstraße in der Richtung nach Constanza.
Im Vordergrund zur Front fahrende Proviantwagen, die auf den schlammigen Wegen schwer vorwärts kommen.

der Wasserspiegel der Somme, so mehrten sich die trockenen Vorzugsplätze, trat aber Regen ein, so tauchten sie langsam wieder unter und man hatte Mühe, wenigstens die Verwundeten auf Baumwurzeln und Astwerk einigermaßen trocken zu betten, bis die Nacht die Beförderung zum nächsten Verbandplatz erlaubte. Bei alledem mußte größte Stille und Vorsicht walten. Kein Klageruf, kein lautes Kommando durfte die Aufmerksamkeit der französischen Kanoniere wecken, deren Stimmen vom anderen Ufer, von Feuillères herüberklangen, wenn sie Feuerpause machten.

Hier saßen nun unsere Tapferen tagelang auf der Lauer, von Ungeziefer umschwärmt und zerstochen, mit nassem Zeug am Leibe, ohne warmes Essen und zuzeiten nur übles Sumpfwasser für den Durst. So erwarteten sie Tag und Nacht den Feind. Er ließ es an Angriffen auf die Ferme nicht fehlen. Aber kaum entwickelten sich die Sturmkolonnen aus Hem heraus, so lagen die Sachsen auch schon in den Trichtern des Gehöftes, und ein vernichtender Hagel von Geschossen jagte die überraschten Franzosen in ihre Löcher und Gräben zurück. So ging der Kampf und das Versteckspiel wochenlang; unsere Leute begnügten sich nicht mit der Verteidigung, sondern sie machten Gegenangriffe und brachten dann immer Gefangene zurück. Bis die Franzosen eines Tages die Reservestellung im Sumpf erkannten und ihre 28-cm-Granaten darauf lenkten. Da war denn freilich kein Bleiben mehr. Die hohen Bäume stürzten, das Wasser wirbelte in hohen Säulen auf, der Morast wurde unergründlich. Der letzte Befehl, den das Telephon weitergab, hieß: die unhaltbare Stellung vorsichtig räumen. Leise wurden die Posten eingezogen, die Verwundeten und die Vorräte aufgeladen, und das tapfere Häuflein zog ab. Lange noch schossen die Franzosen, ehe sie sich von neuem vorwagten und den teuer erkauften Fleck besetzten.

Vor dem Hohlwege, der die Dörfer Cléry und Maurepas verbindet, zog sich der „Braune Graben" hin, so genannt, weil er auf unseren Karten braun eingezeichnet war. Sachsen und Bayern haben in wochenlangen schweren Kämpfen gewetteifert, diesen Graben zu halten. Die Franzosen hatten ihm eine ganze Reihe sehr saftiger Schimpfnamen gegeben, weil sie ihn trotz aller Übermacht nicht nehmen konnten. Eigentlich war er nur noch auf der Karte vorhanden. Die Truppe, die zur Ablösung vorging, mußte ihn vom Hohlwege aus, wo ein paar letzte elende Unterstände für die Sanität und den Regimentstab waren, jedesmal neu erkunden. Man sah nur noch Trichter, alle zwei Meter einen neuen. Die Kompanien gingen in kleinen Gruppen vor, sie krochen, sprangen und liefen, bis sie aus der Nähe des feindlichen Feuers den Feind merkten. Dann blieben sie am Platz, wühlten sich ein und suchten den Anschluß nach beiden Seiten. Oft saßen in den Lücken Franzosen, und so unangenehm das war, es hatte wenigstens das eine Gute, daß die feindlichen Flieger nun nicht mit Sicherheit das Feuer leiten konnten. Manchmal kreisten an die fünfzehn Flugzeuge über dem Abschnitt eines Bataillons. Es war gefährlich, in Gruppen beisammen zu liegen, oder durch das abgelegte Gepäck Aufmerksamkeit zu erregen. Die Leute bekamen bald eine große Fertigkeit, sich und ihre Sachen bei Tage unsichtbar zu machen, gleichsam zu Erde zu werden, und doch auf dem Posten zu sein, wenn drüben der Sturm wieder losbrach.

Die Stürme, die um diesen kleinen Abschnitt tobten, sind nicht zu zählen. Es war der Ehrgeiz der Franzosen, gerade hier, wo sie damals zwischen Maurepas und Guillemont an die englische Front angrenzten, den Verbündeten, der mit seinem Durchbruch so kläglich stecken geblieben war, durch französische Erfolge aufzustacheln. Wie viele Wellen sind aus den kleinen Gehölzen nordöstlich Hem gegen den Braunen Graben geflutet! Ruhelos wogte der Kampf um Maurepas hin und her. Hier ging die Stellung quer durch das Dorf, man lag sich auf Straßenbreite gegenüber und lauerte darauf, dem Gegner kleine Vorteile abzulisten, wenn die großen Überraschungen mißglückt waren. Manchmal bedurfte es der Arbeit zweier Nächte, um irgend eine Lücke von nur drei- bis vierhundert Metern zu schließen. Dabei kam es vor, daß starke französische Patrouillen ahnungslos hinter der deutschen Front herumtappten und abgefangen wurden. Aber auch von den Deutschen verschwand mancher Erkundungstrupp spurlos in der dunklen Nacht.

So dauerten die Kämpfe den ganzen Monat hindurch, ohne daß die Front sich wesentlich veränderte. Erst am 24. August wurde Maurepas aufgegeben. Aber erst durch den gewaltigen Gesamtangriff der Verbündeten am 3. September arbeitete sich der Feind bis auf 500 Meter an Combles heran.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Vorbeimarsch deutscher Sturmtruppen an der Somme vor dem Deutschen Kaiser und dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Im **Westen** war der 5. November wieder ein Großkampftag der Dauerschlacht an der Somme. Mit sehr bedeutenden Kräften und unter dem Einsatz der gesamten Artillerie unternahmen die Engländer und Franzosen einen Gesamtangriff, der sich auf die ganze, etwa zwanzig Kilometer breite Front von Le Sars bis Bouchavesnes (siehe Kärtchen Seite 400 links unten) erstreckte. Durch die Tapferkeit der ihnen gegenüberstehenden Straßburger, Sachsen, Badenser, Thüringer, Berliner und Hanseaten erlitten sie jedoch die denkbar schwersten blutigen Verluste, und ihr Gewinn bestand nur in einem Geländestück am Nordrande des St. Pierre-Vaast-Waldes. Zwar gelang es dem Gegner, in dem wütenden Hin und Her des Grabenkampfes auch noch andere Punkte der deutschen Linien zeitweilig zu besetzen, doch drangen die Deutschen mit unwiderstehlicher Kraft zum Gegenangriff vor und vertrieben den Feind, wobei unter anderem 10 Offiziere und 310 Mann nebst reicher Beute in ihrer Hand blieben. Allein nordöstlich von Le Sars konnten sie 70 Gefangene und 11 feindliche Maschinengewehre einbringen. Die deutsche Linie stand unerschütterlich fest, trotzdem die Franzosen, ungeachtet des schlechten Wetters, mit verzweifelter Zähigkeit immer von neuem anstürmten. Wieder hatten die Feinde großartige Vorbereitungen für diesen Sturmtag getroffen, große Reitermassen waren in Reserve aufgestellt, die nach dem erhofften Durchbruch die deutschen Flügel umfassen und aufrollen sollten. Mengen von bespannten Feldgeschützen waren herangeschafft worden, um das Erreichte zu sichern.

Vom Morgen bis zum Abend rannten die Feinde, besonders bei Gueudecourt, Lesboeufs, Transloy, Sailly, gegen die deutschen Stellungen an, doch vergebens. Die aufgestellte Reiterei wurde durch deutschen Feuerüberfall zersprengt, die aufgefahrene Artillerie mit Granaten überschüttet. Die Engländer hatten besonders ihre australischen Divisionen in die vorderste Linie gestellt. Das war an diesem Tage auffallend, weil in der voraufgegangenen Woche die australische Regierung mit dem Versuch der Einführung der Dienstpflicht in Australien eine entscheidende Niederlage erlitten hatte. Am 6. November wollten die Feinde ihre Angriffe fortsetzen. Das deutsche Sperrfeuer lag aber mit solcher Wucht besonders auf den Gräben der Engländer, daß es diesen nur östlich von Eaucourt l'Abbaye glückte, ihre Leute aus den Gräben zum Angriff vorzuwerfen. Sehr bald flüchteten sie in die Ausgangsstellungen zurück; es war ihnen unmöglich, im deutschen Feuer auszuhalten. Die Franzosen griffen abends und nachts in großen Massen zwischen Lesboeufs und Rancourt an, brachen aber meist schon im deutschen Sperrfeuer blutig zusammen. Trotz der schweren Kämpfe des Vortages waren die deutschen Stellungen unerschüttert geblieben.

Auch in den folgenden Tagen stießen die Feinde unablässig gegen die deutsche Front vor, besonders gegen die Hügelstellung von Warlencourt, die aus der Linie Le Sars—Gueudecourt angegriffen wurde, gegen den Ort Le Transloy, der als fester Riegel vor der Strecke Gueudecourt—Lesboeufs lag, und den St. Pierre-Vaast-Wald, der von Sailly-Saillisel, Rancourt und Bouchavesnes her erschüttert werden sollte. In der Nacht zum 7. November, die einem mäßig bewegten Tage folgte, scheiterten zwischen Le Sars und Gueudecourt englische Angriffe im deutschen Sperrfeuer. Dagegen konnten die Franzosen südlich der Somme erreichen, daß die Deutschen ihre vorgeschobenen Abteilungen aus dem Südteil von Ablaincourt (siehe das Kärtchen Seite 400 rechts unten) zurücknahmen. Infolgedessen ließ sich auch das südlich noch weiter in die französischen Linien hineinragende Dorf Pressoire nicht mehr halten und wurde geräumt. Alle Versuche der Franzosen aber, am folgenden Tage ihren neuen Besitz bei Pressoire zu erweitern, wurden durch die deutsche Artillerie völlig vereitelt.

Auch bei Le Sars und bei Bouchavesnes brachen feindliche Angriffe schon im deutschen Abwehrfeuer zusammen. Am 9. November verdoppelten die Feinde ihre Anstrengungen nördlich der Somme bei Sailly-Saillisel, wurden aber im Nahkampf gänzlich abgeschlagen. Die Franzosen fühlten sich in dem heiß umstrittenen Orte nicht sicher und unternahmen erst um halb sechs Uhr nachmittags und dann um sieben Uhr mit erheblich verstärkten Kräften mehrere Angriffe; es gelang ihnen aber nicht, sich zu Herren der Sailly- und Saillisel-Stellung zu machen. Den Wald St. Pierre-Vaast, den sie von Sailly-Saillisel her bedrohten, griffen sie auch von Rancourt her an. Ein mächtiges Geschützvorspiel sollte den Weg in das Gestrüpp, Buschwerk und den Rest kläglicher Baumstümpfe bahnen, der noch immer Wald hieß. Dennoch war es den Franzosen unmöglich, in das Waldinnere einzudringen. Schwächere Vorstöße auf dem Südufer der Somme bei Pressoire wurden ebenfalls sämtlich von den Deutschen abgewiesen.

In dem Dorfe Sailly-Saillisel wütete am 10. November

Phot. Photothek, Berlin.

Die Hauptstraße der nördlich der Somme gelegenen Stadt Bapaume, die infolge der Beschießung der Franzosen von den Einwohnern völlig geräumt wurde.

Amerikan. Copyright 1917 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

bei heftigem Regenwetter ein blutiger Nahkampf besonders um die Häuser in der Umgebung der Kirche des Dorfes, wobei die Franzosen durch ihre starke Überzahl einige Vorteile erreichten, die sie aber auch mit schweren Verlusten zu zahlen hatten.

Nordöstlich von Courcelette, in der Richtung auf die Hügelstellung von Warlencourt, arbeiteten sich die Engländer am gleichen Tage unter großen Verlusten auf geringer Breite in den vordersten deutschen Graben vor.

Auch nördlich der Ancre machte sich an diesem, dem Vortage und in der nachfolgenden Zeit gesteigerte Tätigkeit des Feindes bemerkbar. Einer deutschen Streiftruppe gelang es, dort am 10. November in die englische Stellung einzudringen und 2 Maschinengewehre zu erbeuten; zugleich konnte festgestellt werden, daß die Engländer hier größere Unternehmungen planten.

In den nächsten Tagen steigerte sich wieder die Artillerietätigkeit zwischen Somme und Ancre. Die Feinde setzten stärkere Infanterieangriffe nur an wenigen Punkten an und sparten im übrigen ihre Kräfte wieder für einen Hauptschlag. Dieser erfolgte am 13. November auf beiden Ancreufern durch die Engländer. Sie waren hier bei ihrem Hauptangriff am 1. Juli trotz des siebentägigen Trommelfeuers, das auf den deutschen Linien lag, unter außerordentlich schweren Verlusten abgeschlagen worden. Seitdem hatten sie sich auf Artilleriefeuer beschränkt und bisher keine weiteren Vorstöße gewagt. Nun hatten sie für diesen Abschnitt neue Kräfte bereitgestellt und ferner auch noch den Franzosen vor Le Transloy einen schwierigen Teil der Angriffsfront übertragen. Seit Anfang November war an großen englischen Plänen auf diesem Abschnitt nicht mehr zu zweifeln. Schon am 1. November lag das schwerste Trommelfeuer aus dem Raume von Courcelette auch nördlich des Ancrebaches auf den deutschen Linien. Der Raum Beaucourt—Beaumont blieb ständig das Ziel zahlreicher englischer Batterien, die dauernd verstärkt wurden und aus einem unermeßlichen Granatenvorrat schöpften. Ein vorfühlender Angriff am 4. November bei St. Pierre-Division wurde von den Deutschen kräftig zurückgewiesen. Eine kurze Feuerpause am 8. November ließ einen Sturmangriff erwarten, der aber aus unbekannten Gründen unterblieb. Das Artilleriefeuer raste weiter; am 12. November trieben die Engländer Gase auf die deutschen Linien vor. Der ungemein heftige Vorstoß selbst erfolgte am 13. November.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Aus dem Kampfgebiet der Somme.

Die deutsche Stellung bot für einen so machtvoll vorbereiteten Angriff günstige Aussichten. Sie hatte die Form eines Dreiecks, dessen Spitze, weit vorgestreckt und schon fast vom Feind umklammert, bei St. Pierre-Division lag. Auf einer sechs Kilometer breiten Front griffen hier die Engländer mit riesiger Übermacht an und konnten nach hartnäckigem Ringen im Süden des Abschnittes das Gehöft an der Spitze des Dreiecks in ihren Besitz bringen. Außerdem drangen sie noch in Beaumont—Hamel ein. Darüber hinaus geboten ihnen die Deutschen in einer vorbereiteten Riegelstellung halt und warfen sie auf der nördlichen Angriffsfront vollständig zurück. Die zähe Verteidigung der Deutschen, die dem Feinde keinen Zoll Boden freigeben wollten, kostete auch ihnen erhebliche Verluste.

Am nächsten Tage setzten die Engländer ihre Angriffe unter Aufbietung aller ihrer riesigen Mittel mit ungeschwächter Erbitterung fort, sie konnten jedoch nur in dem Dorf Beaucourt (siehe das Kärtchen Seite 400 links unten) unter schwersten Verlusten Fuß fassen. An allen anderen Punkten der breiten Angriffsfront brachen ihre Vorstöße zusammen. Bei der Abwehr dieses furchtbaren feindlichen Ansturms taten sich besonders das Magdeburgische Infanterieregiment Nr. 66, das badische Infanterieregiment Nr. 169 und die Regimenter der 4. Gardeinfanteriedivision hervor.

Die Franzosen gingen am gleichen Tage mit starken Handgranatentruppen am Wald St. Pierre-Vaast vor, erlitten aber schwere blutige Verluste und konnten ihre Stellungen um keinen Schritt erweitern. Die englischen Angriffe, die auch in den nächsten Tagen wenig an Gewalt nachließen, waren als Durchbruchsversuche größten Stils angelegt gewesen. Die Feuerschlünde von 200 Batterien waren auffällig nahe an die Infanteriefront vorgeschoben, um recht tief in die deutsche Front vorzustoßen. In und um Hebuterne, westlich und südlich von dem Dorfe standen Geschütze aller Kaliber in geschickt angelegten Batterienestern. Weitere Artillerie war östlich und südöstlich von Colincamps zwischen Englebelmer und Mesnil, bei Pozières und Courcelette angehäuft. Das wichtigste Angriffsziel waren die Höhen von Serre, eine starke Stellung der Deutschen auf dem Wege von Bapaume (siehe Bild Seite 429) von dieser Seite her. In einem aufgefundenen Angriffsbefehl der Engländer war ausdrücklich das Gehöft Beauregard als eines der ersten Angriffsziele genannt. Das bedeutete, daß der Stoß mindestens bis zu sechseinhalb Kilometer Tiefe auf den ersten Schwung vorgetragen werden sollte; in Wirklichkeit erreichte er an der tiefsten Stelle des weit vorspringenden Stellungsdreiecks der Deutschen nur 2 Kilometer Tiefe. Auf dem übrigen Teile der Angriffsfront war er bedeutend flacher geblieben.

Schon am 15. November scheiterten die englischen Versuche, weiter vorzudringen, an der Straße Mailly—Serre sowie östlich und südöstlich von Beaumont im Handgranatenkampf. Angriffe gegen Grandcourt brachen im Sperrfeuer der Deutschen blutig zusammen. Bis zum 17. November drängten die Feinde immer erneut stürmisch, aber doch niemals in einheitlichen Angriffen, nördlich und südlich der Ancre gegen die deutschen Linien an. In zahlreichen blutigen Teilgefechten konnten sie ebensowenig vorkommen wie vorher im Hauptangriff.

Unterdes entbrannten um den Wald St. Pierre-Vaast schwerste Kämpfe. Die Deutschen drangen gegen die

Phot. A. Grohs, Berlin.

Sturmangriff deutscher Truppen an der Somme in der Gegend von Peronne.

Sailly-Saillisel-Stellung der Franzosen und ihre Linien im Wald St. Pierre-Vaast in wirkungsvollem Gegenstoß vor. In hartem Häuserkampf wurde der Ostteil von Saillisel zurückerobert. Das hannoversche Infanterieregiment Nr. 73 stürmte am Abend des 15. November die gut ausgebauten Gräben des Feindes im Nordteil des genannten Waldes und brachte sie nach einem machtvollen Wirkungsfeuer in seine Gewalt. In Saillisel wurden 1 Offizier, 100 Mann und 2 Maschinengewehre eingebracht, die Hannoveraner machten 8 Offiziere und 324 Mann zu Gefangenen und erbeuteten noch 5 Maschinengewehre.

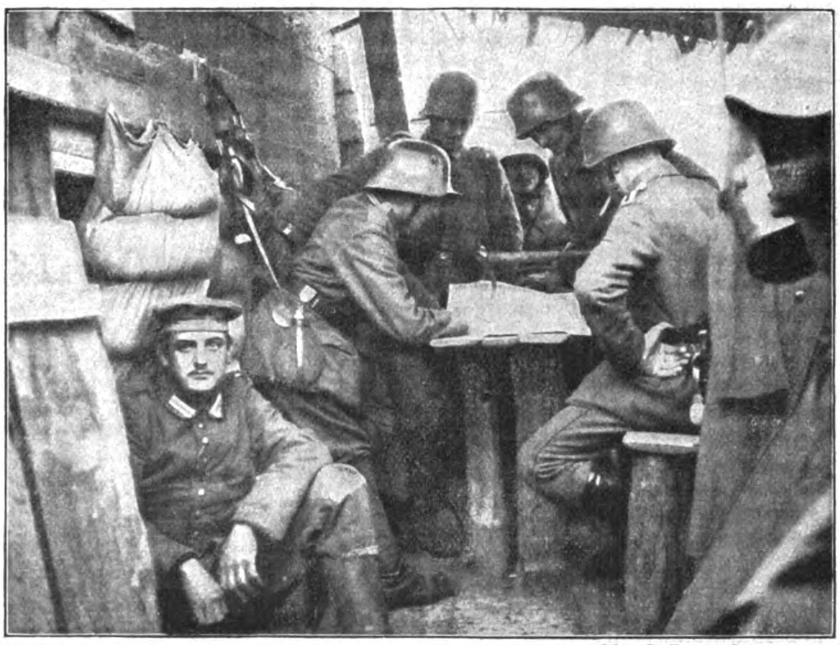
Auch südlich der Somme erzielten die Deutschen im Angriff gegen Ablaincourt—Pressoire Geländegewinn, gaben ihn aber wieder auf, als sich herausstellte, daß er nur unter großen Opfern zu halten war. In den folgenden Tagen ließen die Franzosen nicht mit Versuchen nach, die Lage am Walde St. Pierre-Vaast und in Saillisel wieder herzustellen; noch am 19. November bereiteten sie einen großzügigen Angriff gegen Wald und Dorf vor; für die Infanteriestürme setzten sie ausgeruhte frische Truppen ein, sie konnten aber doch nichts erreichen; ihre Versuche brachen im deutschen Sperrfeuer unter schweren Verlusten zusammen.

Südlich der Hügelstellung von Warlencourt am Südufer der Ancre erzielte das Gardegrenadierregiment Nr. 5 am 16. November einen schönen Erfolg durch Säuberung eines Engländernestes, in dem 5 Maschinengewehre erbeutet wurden. Die Engländer bereiteten inzwischen im Ancreabschnitt mit der gewaltigen Feuerkraft ihrer Artillerie einen neuen Großkampftag vor, um eine wirklich ergiebige Vorschiebung ihrer Stellungen zu erzwingen. Am 13. November glaubten sie einen entscheidenden Massensturm mit Aussicht auf Erfolg ansetzen zu können. Auf einer Front von zwölf Kilometern Breite ließen sie ihre Streitkräfte vorgehen. Namentlich hatten sie es auf die Höhen von Serre abgesehen, von denen aus sie durch die Deutschen unter wirksamstem Feuer gehalten werden konnten. Wieder war ein Durchbruch der deutschen Linien geplant, die englische Reiterei stand bei Anchonvillers und nördlich davon schon zum Einhauen bereit. Sie sollte nicht in Wirksamkeit treten.

In den Kämpfen eines ganzen Tages, in immer wieder frischen Stürmen holten sich die Engländer eine blutige Niederlage nach der anderen. Um halb acht Uhr morgens traten sie zu ihrem ersten Vorstoß an. Von Westen und von Süden, teilweise auch östlich von Beaucourt, sollten die Sturmtruppen in die Stellungen um Serre eindringen; in einem regelrechten Halbkreis wälzten sie sich durch das verschlammte Gelände dem gesteckten Ziele zu. Grandcourt wurde von Süden her angepackt, und gegen die Höhenstellung von Warlencourt rückten die Kolonnen nordöstlich von Le Sars heran. Immer neue Infanteriewellen liefen gegen die zu erkämpfenden Höhen an; in standhafter Gegenwehr wiesen die Deutschen aber unablässig alle Vorstöße ab und fügten den Engländern ungeheure blutige Verluste zu. Alle wichtigen Höhenstellungen blieben fest in deutscher Hand. Lediglich südwestlich von Serre, in Grandcourt und südlich des Dorfes an wenigen Stellen wurden die Deutschen ganz unwesentlich zurückgedrängt; überall sonst war der Feind durch die tapferen Truppen der Generale Fuchs und Freiherr v. Marschall abgeschlagen oder hatte im Gegenstoß aus schon errungenen Stellungsteilen weichen müssen.

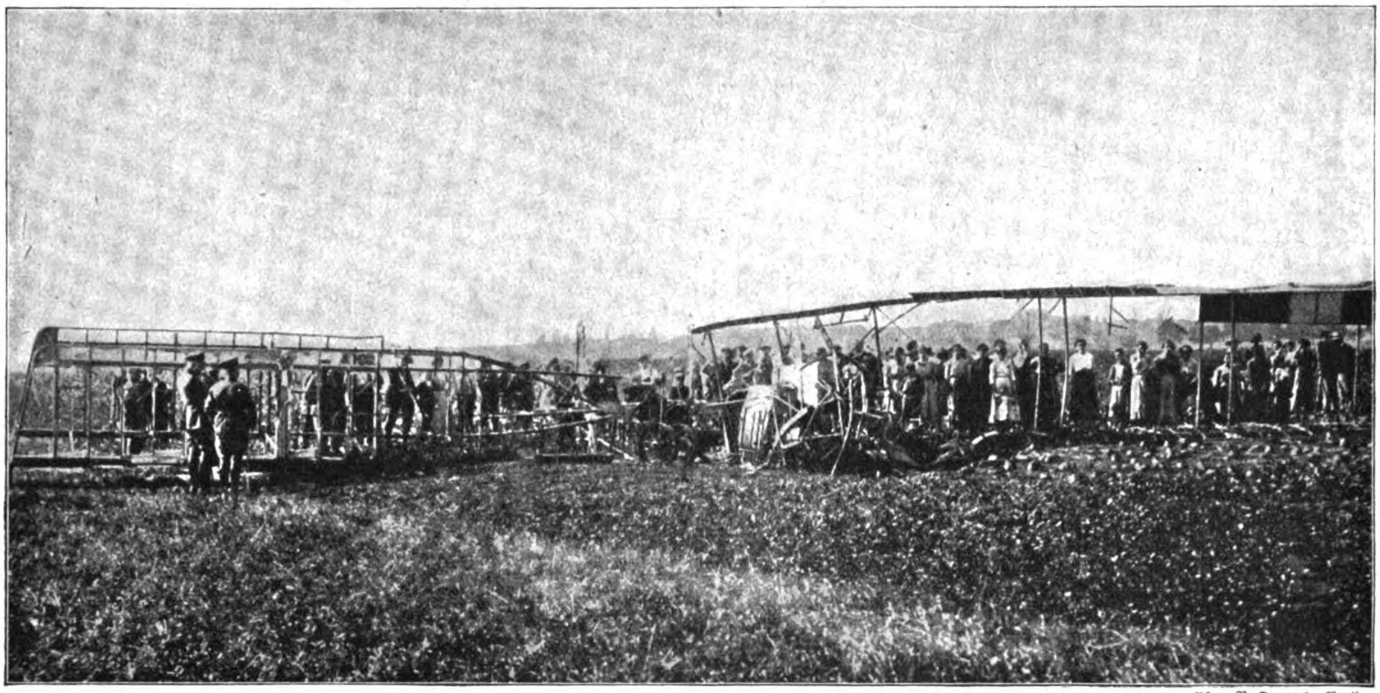
Schon am nächsten Tage wurden die Feinde aus dem Westteil von Grandcourt, in den sie eingedrungen waren, durch Handgranatenangriff wieder herausgeworfen. Die Engländer verloren bei diesen Kämpfen in der Woche bis zum 13. November allein an Gefangenen 22 Offiziere und 900 Mann sowie 34 Maschinengewehre.

Der **Luftkampf** brachte an der Westfront den Deutschen in der Nacht zum 7. November große Erfolge. Eines ihrer Flugzeuggeschwader griff französische Truppenlager in der Mulde westlich des Gehölzes Gressaire und



Phot. G. Riebicke, Charlottenburg.

Kriegsrat im Schützengraben an der Sommefront vor einem Erkundungsvorstoß.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Die Trümmer eines bei einem feindlichen Fliegerangriff auf süddeutsche Städte in der Rheinebene vernichteten französischen Großkampfflugzeuges mit drei Motoren und einer Einrichtung zur Mitnahme von 30 Bomben. Die Größe des Flugzeuges läßt sich an den dabei stehenden Personen erkennen.

im Gehölz Celestins nördlich von Cerisy an der Somme an und erzielte durch Bombenwürfe weithin sichtbare Brände von Zelten und Baracken. Ein zweites deutsches Bombengeschwader belegte den Bahnhof von Cerisy, der den Mittelpunkt für den Munitionsnachschub der Franzosen bildete, ausgiebig mit Bomben. Die dort stehenden Züge und die umliegenden Munitionslagerräume wurden durch zahlreiche Treffer in Brand gesetzt, der sehr bald das ganze Munitionslager erfaßte und ununterbrochene schwere Explosionen verursachte. Noch bis zum Tagesanbruch konnte ein ausgedehnter, immer neu auflodernder Feuerschein beobachtet werden. Andere Flugzeuggeschwader griffen noch zwanzig mit Truppen belegte Ortschaften hinter der französischen Front an; auch hier konnte gute Wirkung an zahlreichen Bränden festgestellt werden.

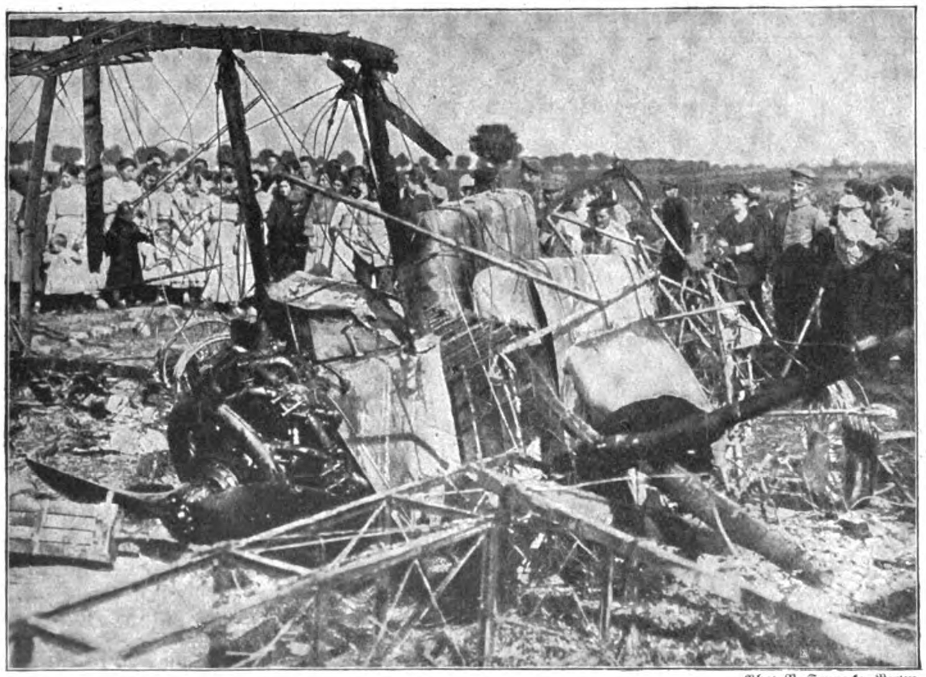
Ebenso erfolgreich waren die Angriffe auf Bahnhöfe, Munitionslager und Truppensammelplätze namentlich im Raume Amiens—Péronne in der Nacht zum 10. November, nachdem am voraufgegangenen Tage und in der hellen Mondnacht den deutschen Fliegern in zahlreichen Luftgefechten bereits die Bezwingung von 17 feindlichen Flugzeugen gelungen war. In derselben Nacht versuchte ein englisches Seeflugzeuggeschwader einen Angriff auf Ostende und Zeebrügge (siehe Bild Seite 433), jedoch ohne jeden Erfolg. Sämtliche Bomben fielen ins Wasser, es wurde sogar eines der Flugzeuge zur Landung gezwungen und der Insasse, ein englischer Offizier, gefangen genommen. Am Morgen danach griff ein deutsches Kampfflugzeug zwei englische Shortdoppeldecker zwischen Nieuport und Dünkirchen an, schoß den einen ab und trieb den anderen in die Flucht.

Hofphot. Kühlewindt.

Generalleutnant v. Höppner,

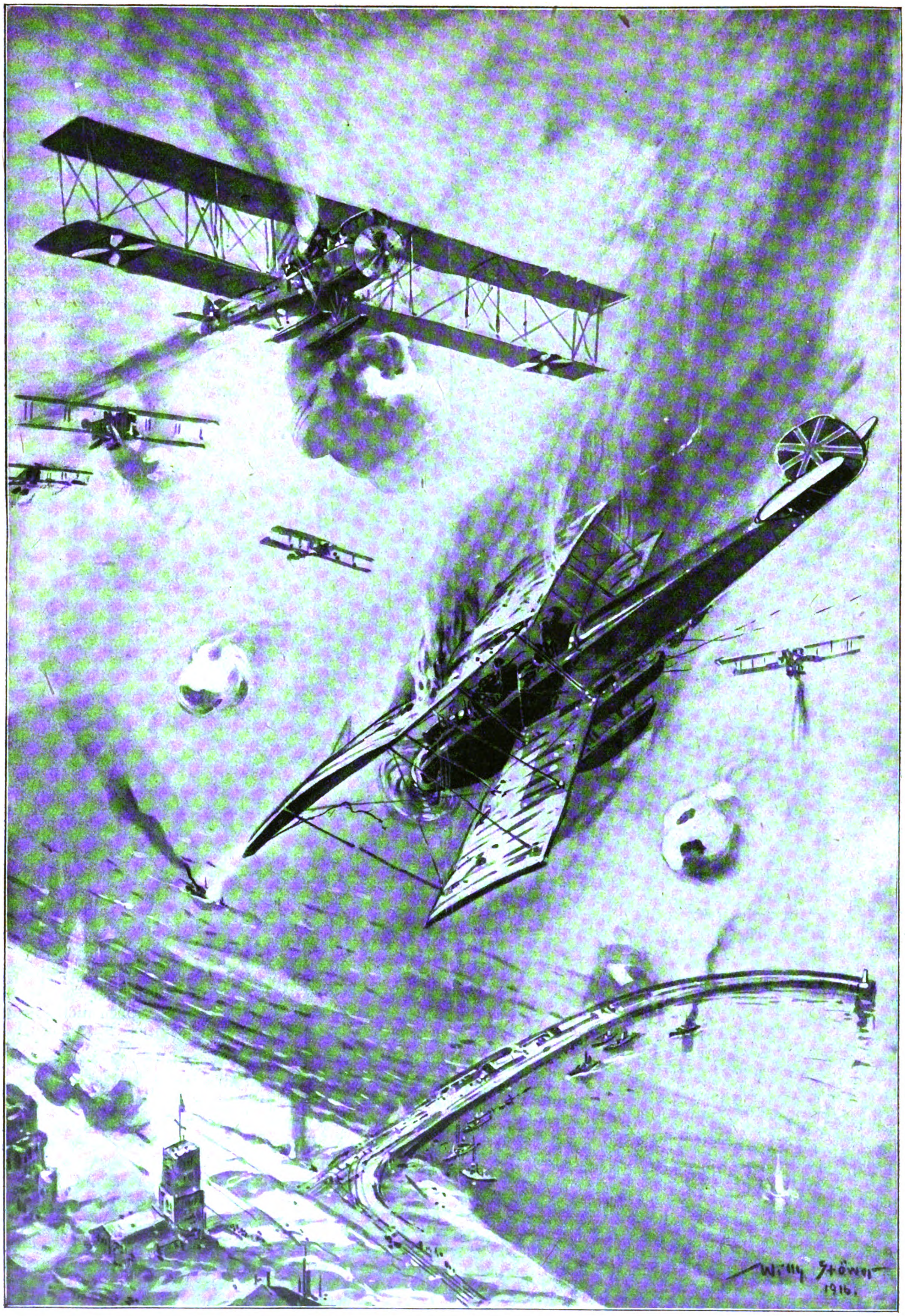
bisher Führer einer Reservedivision, wurde zum Kommandierenden General der Luftstreitkräfte ernannt, da die wachsende Bedeutung des Luftkrieges es erforderlich machte, den Befehl über die gesamten Luftstreitkräfte und Flugzeug-Abwehrmittel des deutschen Heeres nur einer Dienststelle zu übertragen.

Französische Flugzeuggeschwader benutzten dieselbe Nacht zu einem Angriff auf das Saargebiet, der aber keinen militärischen Schaden verursachte, doch fielen ihm in Burbach und Saargemünd insgesamt drei Zivilisten zum Opfer. Ein gleichzeitiger Angriff auf lothringische Orte und Fabrikanlagen blieb gänzlich erfolglos. Deutsche Flugzeuge stiegen noch in der gleichen Nacht zu einem Vergeltungsfluge auf und warfen über eintausend Kilogramm Bomben auf Lunéville, Nancy und den Flugplatz von Malzéville ab. Am 17. November gelang es einem französischen Flieger dadurch,



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Nahansicht der zertrümmerten Motore des vernichteten französischen Großkampfflugzeuges.



Abschuß englischer Flieger bei ihrem mißglückten Angriff auf Zeebrügge und Ostende am 10. November 1916.

Nach einer Originalzeichnung des Marinemalers Professor Willy Stöwer.

daß er seinen Weg über die neutrale Schweiz nahm, bis über München zu kommen, wo er mittags ein Uhr eintraf und sieben Bomben fallen ließ; sie verursachten nur geringen Sachschaden, insbesondere waren Menschenleben glücklicherweise nicht zu beklagen.

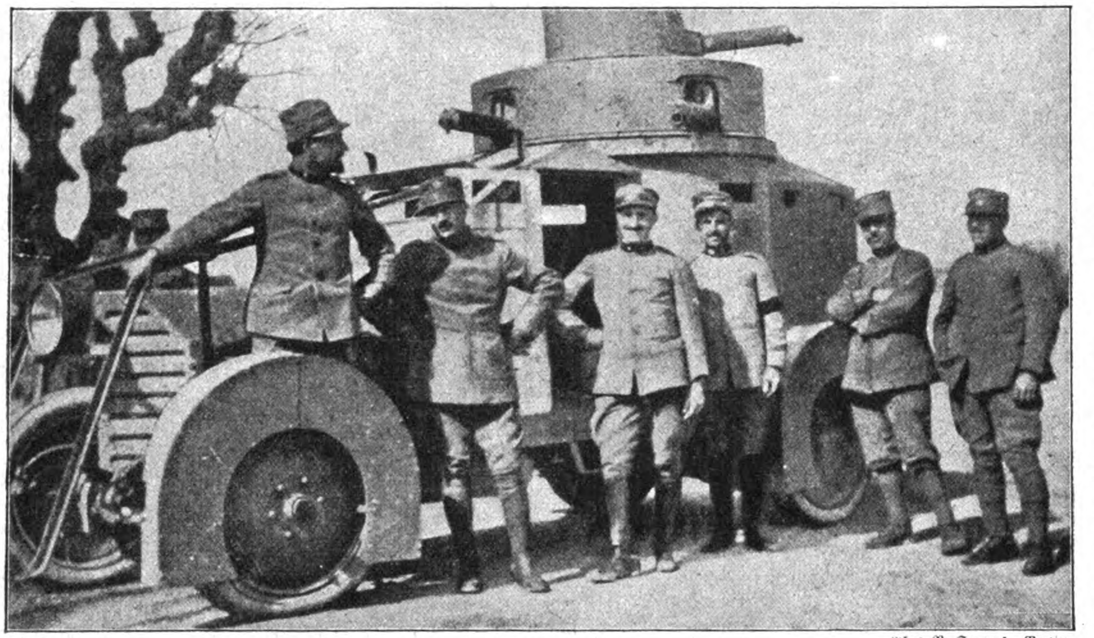
Die großen Erfolge, die die deutschen Flieger im Monat Oktober erzielten, zeigen sich am besten in folgender Zusammenstellung. In diesem Monat verloren die Feinde im Westen, Osten und auf dem Balkan insgesamt 104 Flugzeuge, davon im Luftkampf 83, durch Abschuß von der Erde 15 und durch unfreiwillige Landung hinter den deutschen Linien 6 (siehe die Bilder Seite 432). Die Deutschen büßten dagegen in der gleichen Zeit im ganzen nur 17 Flugzeuge ein. Die wachsende Bedeutung der Luftmacht und des Luftkrieges kam auch zum Ausdruck durch die Ernennung eines deutschen kommandierenden Generales der Luftstreitkräfte. Dieser neugeschaffene Posten wurde am 15. November dem Generalleutnant v. Höppner (siehe Bild Seite 432) übertragen, der bis dahin Führer einer Reservedivision gewesen war und nun die gesamten deutschen Luftstreitkräfte und Flugzeug-Abwehrmittel im Felde und in der Heimat unter seinem Befehl vereinigte. —

Im Kampf gegen England machte sich die Wirkung des fortschreitenden **Unterseebootkrieges** so sehr geltend, daß die Engländer, die ebenso wie ihre Bundesgenossen und eine Reihe Bannware verschiffender neutraler Reedereien Tag für Tag eine ganze Anzahl wertvoller Schiffe einbüßten, mit ihrer Lebensmittelversorgung immer ärger ins Stocken gerieten. Im Monat Oktober waren 146 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 306 500 Brutto-Register-Tonnen von Unterseebooten und Torpedobooten der Mittelmächte aufgebracht, versenkt oder durch Minen verloren gegangen. Ferner sind 72 neutrale Handelsfahrzeuge mit insgesamt 87 000 Brutto-Register-Tonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt worden. Seit Kriegsbeginn sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 3 322 000 Tonnen feindlichen Handelschiffsraumes verloren gegangen; davon sind 2 550 000 Tonnen englischer Verlust. Dazu war die Weltgetreideernte im Gegensatz zu der deutschen Getreideernte schlecht ausgefallen, und die Engländer sahen sich genötigt, eine Anzahl ihrer Schiffe auf den weiten Weg nach Australien zur Heranschaffung von Getreide zu schicken. Durch den Mangel an Frachtraum, der die Kosten der Verschiffung ins Ungeheure hochtrieb, wurden die Preise für Lebensmittel so erheblich gesteigert, daß zum Beispiel das Brot in England viel teurer wurde als in Deutschland und auch die Engländer sich mit dem Gedanken trugen, ein Lebensmittelamt zu schaffen und einen fleischlosen Tag einzuführen. —

Die **Italiener** waren nach ihren großangelegten Angriffen auf dem südlichen Teil des westlichen österreichisch-ungarischen Kriegschauplatzes in ihrem Vorgehen sehr bald zum Stillstand gebracht worden; nur ganz vereinzelt kam es am Karst und im Wippachtal am 5. und 6. November noch zu italienischen Vorstößen, die jedoch mißglückten. Am 7. November dauerte die Ruhe im Goerzischen an. Dagegen griffen an der Fleimstalfront einige italienische Bataillone im Colbricongebiet und an der Bocchestellung an; sie wurden blutig abgeschlagen und verloren 3 Offiziere, 50 Mann an Gefangenen und 2 Maschinengewehre. Die Österreicher und Ungarn entfalteten in den nächsten Tagen eine rege Tätigkeit durch häufige Luftangriffe gegen italienische Städte und Bahnhöfe, besonders Padua wurde in der Nacht zum 12. November durch einen äußerst schweren Bombenangriff heimgesucht. Am 14. November griffen k. u. k. Truppen östlich von Goerz einen italienischen Graben mit vollem Erfolg an und erbeuteten 475 Gefangene und 7 Maschinengewehre (siehe Bild Seite 435). Ihren Gewinn konnten sie am folgenden Tage noch erweitern, wobei sich die Zahl der Gefangenen um 60 und die der eroberten Maschinengewehre um 2 erhöhte.

Auch im Wippachtal, südlich von Biglia, gelang es den k. u. k. Truppen, einen italienischen Graben zu nehmen und dabei 4 Offiziere und 120 Mann zu fangen. —

Während die Italiener auf ihrem Hauptkriegschauplatz sich recht zurückhaltend zeigten, mußten sie auf dem Balkan sich unter dem Druck der Franzosen etwas rühriger erweisen.



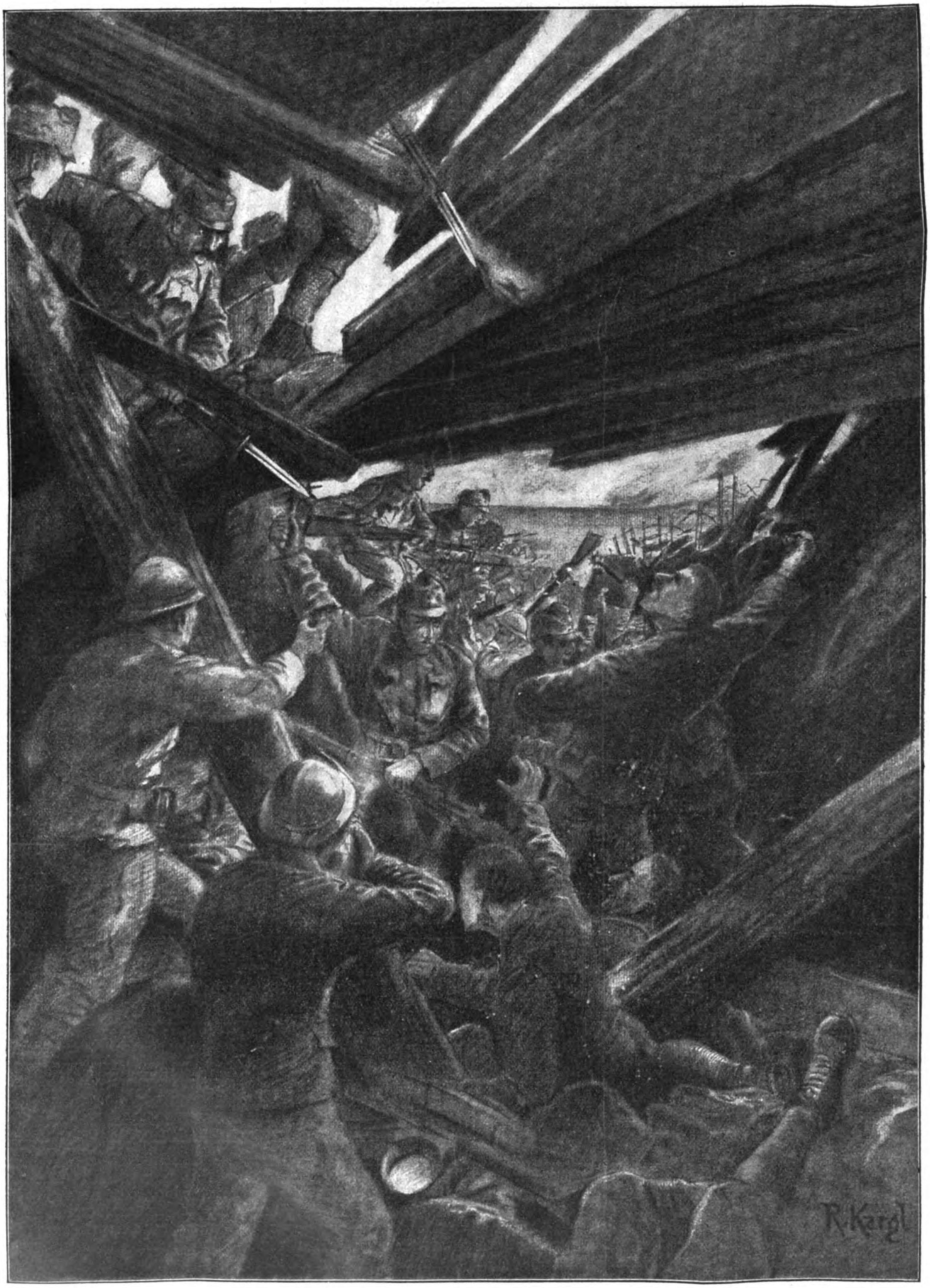
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Ein neuartiges italienisches Panzerautomobil.

Der französische Ministerpräsident Briand betrieb mit allen Mitteln die Fortführung des Krieges auf dem **mazedonischen Schauplatz** und verstand es, die Italiener zu regerer Beteiligung zu veranlassen, weil eine Aufgabe Salonikis durch den Vierverband die schwache Stellung der Italiener in Valona unhaltbar und damit die Ausdehnung ihrer Herrschaft auf dem anderen Ufer der Adria aussichtslos gemacht haben würde. Die Italiener stellten deshalb eine Verbindung zwischen Albanien und dem Raume von Florina her und gaben auch eine Anzahl ihrer Streitkräfte unter den Oberbefehl des Generals Sarrail.

Auf Betreiben des persönlich anwesenden französischen Kriegsministers Rocques wurden nun die Angriffe in der Richtung auf Monastir (siehe die Karte Seite 436) wieder aufgenommen, von dessen Wiederbesetzung sich die Franzosen zum mindesten eine politische Wirkung versprachen. Die Sarrail zur Verfügung stehende griechische Eisenbahnlinie bot ihm dabei große Vorteile über seine Gegner, die in den unwegsamen Gebirgen ihre Truppen nicht so rasch verschieben konnten. Außerdem standen die Deutschen und Bulgaren, soweit sie sich in der Ebene von Monastir halten mußten, in ungünstigen Stellungen, die von den umliegenden Höhen sehr gut eingesehen werden konnten.

In verlustreichen wochenlangen Kämpfen hatte sich Sarrail bis Mitte November auf seinem linken Flügel in die Linie Kenali—Cernabogen herangearbeitet. Hier waren die Orte Skotschiwir, Sliwitza und Brod die Schauplätze endloser und sehr verlustreicher Übergangsgefechte für die Angreifer. Doch gelang es Sarrail, im Cernabogen allmählich Fuß zu fassen und seine Angriffe auf die zahlreichen umliegenden Höhen des Seleckagebirges zu richten. In mühseligen und opferreichen Kämpfen, bei denen namentlich die Serben starke Verluste erlitten, rangen die Feinde am 15. November um die Höhen nordöstlich von Cegel. In bewundernswerter Hartnäckigkeit hielten sich die Verteidiger und traten mit kühnen Gegenstößen der Übermacht entgegen. Der Oberbefehlshaber der hier kämpfenden Heeresgruppe, General der Infanterie Otto v. Below, setzte sich selbst an die Spitze des Ratzeburger



Ein von den Italienern eroberter Schützengraben an der Karsthochfläche wird im Gegenangriff von k. u. k. Truppen zurückgewonnen.

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Kargl.

Jägerbataillons und führte es zum Sturm auf eine von den Serben weggenommene Höhe, der vollen Erfolg hatte. Der Kaiser ehrte den mutigen General und seine Jäger durch die sofortige Ernennung des Generals zum Chef des Bataillons (siehe Bild Seite 437).

Unterdes waren die Angreifer aber auch im Talgrund von Kenali bis an den Wiro, zehn Kilometer südlich von Monastir, gekommen, so daß die Gesamtlage am 18. November die Deutschen und Bulgaren zwang, ihre Front zurückzubiegen und Monastir preiszugeben. Sie bezogen weiter nördlich vorbereitete Stellungen, in denen sie Aussicht hatten, dem Feinde standhalten zu können. Dies war um so eher zu hoffen, als schon am folgenden Tage neue deutsche Streitkräfte den Kampfbereich erreichten. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Straßenkampf in Montigny.

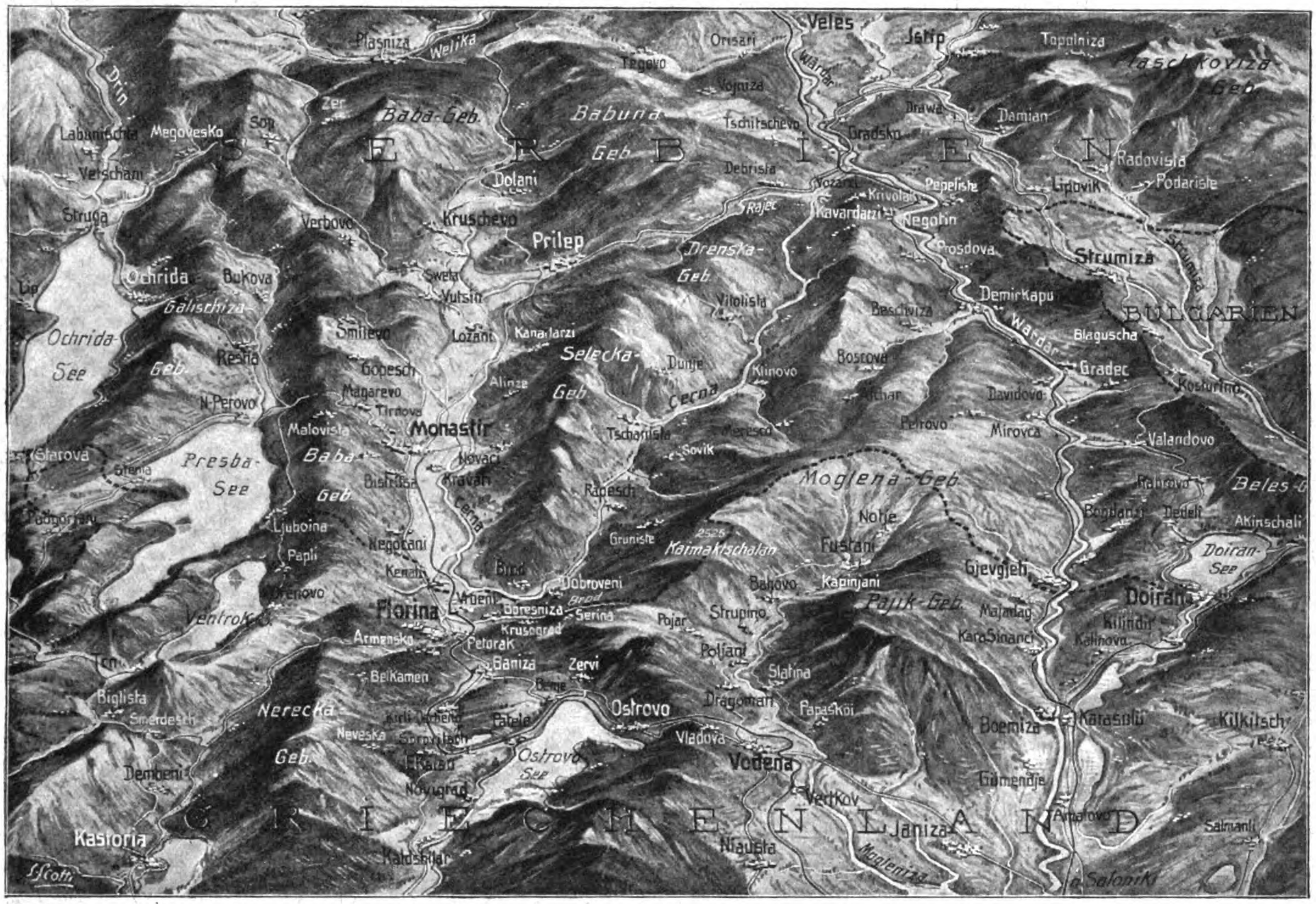
(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Die Kämpfe, die sich von Mitte Februar bis gegen Ende Juni 1916 in dem Gebiet von Verdun abspielten, gehören zu den blutigsten und verlustreichsten des ganzen Weltkrieges. Mit Hartnäckigkeit, Todesverachtung und zäher Ausdauer klammerten sich die Franzosen an jede Scholle Landes fest, und je näher die Deutschen an die gewaltige Festung Verdun herankamen, desto mehr wuchs der Widerstand der Franzosen. Dies zeigte sich vor allem, als es galt, letzteren die Dörfer zu beiden Seiten der Maas zu entreißen, um im Norden Raum zum Angriff gegen Verdun zu gewinnen.

Mit ganz besonderer Hartnäckigkeit hielten sich die Franzosen in den zahlreichen kleineren und größeren Ortschaften, die an den Abhängen der Côtes Lorraines und im Tale der Maas liegen, wie Vaux, Fleury, Haucourt, Haudromont, Cumières, Forges, Malancourt.

Nur nach äußerstem Widerstand gaben die Franzosen diese unmittelbar vor und innerhalb ihrer zweiten Verteidigungslinie gelegenen Dörfer preis. Haus um Haus mußten sie in heftigem Handgemenge mit Bajonett und Handgranaten erobert werden und oft wechselten sie im Laufe eines Tages mehrmals den Besitzer. Einen der blutigsten Zusammenstöße aus jenen Kämpfen veranschaulicht unsere Kunstbeilage, die uns ein Bild von der Erstürmung des Dorfes Montigny zeigt. Dieses an der Maas gelegene Dorf war ein Hauptstützpunkt der französischen Feldbefestigungen, und es ist daher leicht zu verstehen, daß die Franzosen alles daran setzten, um zu verhindern, daß es in die Hände des Feindes falle. Sobald die deutschen Truppen das Vorgelände vom Gegner gesäubert hatten und die Artillerie die rückwärtigen feindlichen Linien unter schweres Feuer nahm, konnte der Befehl zur Erstürmung der Ortschaft selbst gegeben werden. Es war keine leichte Aufgabe, denn jedes Haus war von den Franzosen besetzt und in eine kleine Feste umgewandelt worden, die nun erst einzeln erobert werden mußte. Dabei kam den Franzosen noch der Umstand besonders zustatten, daß die Angreifer nicht nur von vorn, sondern auch im Rücken und an den beiden Flanken von den gegenüberliegenden Häusern aus beschossen werden konnten. Doch alle diese Gefahren hielten die tapferen deutschen Feldgrauen nicht zurück. Mit den Gewehrkolben schlugen sie die fest verrammelten Hoftore ein und bahnten sich durch die Reihen der Verteidiger — unter denen sich sogar noch manche nur mit landwirtschaftlichen Geräten bewaffnete Einwohner befanden — den Weg zu den Gebäuden selbst.

So tobte der Kampf fast einen halben Tag, bis schließlich der Rest der von allen Seiten umzingelten feindlichen Besatzung die Zwecklosigkeit jedes weiteren Blutvergießens einsah und die Waffen streckte. Das war der Tag von Montigny, der jedem Mitkämpfer unvergeßlich bleiben wird.



Das serbisch-griechische Grenzgebiet zwischen Ochrida- und Doiran-See aus der Vogelschau.

Wiedereroberung einer am 15. November 1916 von den Serben genommenen Höhe nordöstlich von Cegel.

Der Oberbefehlshaber, General der Infanterie Otto v. Below, im Brennpunkt des Kampfes anwesend, nimmt am 17. November an der Spitze des lauenburgischen Jägerbataillons Nr. 9 die verlorene Stellung im Sturm zurück. (Siehe Seite 434)

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Im Sumpfgelände Wolhyniens.

Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft.

Von Polizeirat H. Wendel.

4. Hebung der wirtschaftlichen Tätigkeit. I.

Die Erschöpfungs- und Aushungerungsversuche Englands gegenüber Deutschland haben nicht zum Ziele geführt, sie werden es auch nicht erreichen. Daß aber nicht nur der Kriegzustand an sich im allgemeinen, sondern auch gerade besonders diese englischen Versuche schwere Störungen und Erschwerungen des deutschen Wirtschaftlebens zur Folge gehabt haben, die noch auf lange Zeit hinaus fühlbar sein werden, kann immerhin nicht in Abrede gestellt werden.

Von der erschwerten Volksernährung und von der schwierigen Lage der mit Lebens- und Futtermitteln handelnden Geschäfte gar nicht zu reden (daß bedenkenlose Leute dabei glänzende Gewinne aus der rücksichtslosen Ausbeutung der Notlage gezogen haben, ändert nichts an dieser Tatsache), liegen der größte Teil des deutschen Handels, wichtige Zweige der Industrie und des Gewerbes lediglich infolge Abschneidung der Rohstoffeinfuhr darnieder; man braucht nur an die Verhältnisse in der Web- und Wirkstoffindustrie und den damit zusammenhängenden Gewerben zu denken.

Dieser Mangel an Rohstoffen wird sich auch nach Einstellung der Feindseligkeiten noch längere Zeit bemerkbar machen. Auch wenn die haß- und neiderfüllten Pläne Englands und Frankreichs, dem Weltkriege nach seiner Beendigung einen vernichtenden Wirtschaftskrieg durch Ausschließung Deutschlands und seiner Verbündeten vom Weltmarkte folgen zu lassen, sich nicht oder wenigstens nicht in dem beabsichtigten Umfange verwirklichen lassen werden, wird die Einfuhr ganz zweifellos zunächst noch geraume Zeit recht stockend vor sich gehen. Zunächst wird die Nachfrage nach Rohstoffen nicht nur in Deutschland, sondern in sehr vielen Ländern recht beträchtlich sein, und es wird deshalb ein scharfer Wettbewerb unter den Käufern in den ausführenden Ländern stattfinden; außerdem aber wird großer Mangel an Schiffsraum nach den schweren Schiffsverlusten infolge des Krieges außerordentlich fühlbar werden und hemmend und hindernd wirken.

Wenn wir schon bei Erörterung der Frage der Arbeitsbeschaffung immer wieder gesehen haben, wie sehr ihre Lösung von der Rohstoffversorgung der Industrie abhängig ist, so ist die baldige Wiedererstarkung der deutschen Industrie, besonders auch der Ausfuhrindustrie, ja auch aus anderen Gründen dringend erforderlich. Wenn nicht der Wert des Geldes, die Valuta, zum schweren Schaden Deutschlands bei der nach dem Kriege sofort lebhaft einsetzenden Einfuhr von Lebens- und Futtermitteln in bedrohlicher Weise sinken soll, muß ein starkes Gegengewicht durch umfangreiche Ausfuhr so schnell wie nur möglich geschaffen werden. Auch die Wiedererlangung der hohen Steuerleistungsfähigkeit der Industrie muß angesichts der nach Friedenschluß (auch wenn dieser unter noch so günstigen Bedingungen für die Mittelmächte erfolgt) zweifellos bevorstehenden gewaltigen finanziellen Belastung auf das tatkräftigste angestrebt werden.

Die Verwirklichung dieses Bestrebens steht und fällt mit der Rohstoffversorgung, mithin muß diese eine der Hauptsorgen sein.

Schon bei den Friedensverhandlungen wird deshalb die Reichsleitung unter allen Umständen nicht nur die Möglichkeit der englisch-französischen wirtschaftlichen Abschließungspläne zu vereiteln, sondern auch die Grundlagen für eine möglichst günstige Zollpolitik zu schaffen suchen müssen. Wieweit dem Mangel an Schiffsraum durch Wiedererlangung der in neutralen und feindlichen Häfen während des Krieges festgehaltenen deutschen Handelschiffe abgeholfen werden kann, hängt ebenfalls wesentlich von der erfolgreichen Tätigkeit der Regierung bei der Gestaltung des Friedenschlusses ab. Daß man sich aber hiermit nicht begnügt und nicht einstweilen die Hände in den Schoß legt, geht erfreulicherweise aus Zeitungsmeldungen hervor, die von einer sehr regen Tätigkeit deutscher Werften im Bau von Handelschiffen zu berichten wissen. Zur Förderung dieser nützlichen Bautätigkeit, nötigenfalls durch reichliche staatliche Unterstützungen, kann und wird ebenfalls das Reich wesentlich beitragen. Der zur Unterstützung des Reichskommissars für Übergangswirtschaft auf dem Gebiete der Schiffahrt von den größten deutschen Reedereien gegründete „Kriegsausschuß der deutschen Reedereien" wird die erforderlichen Maßnahmen vorschlagen und durchführen können. Auch die bereits erlassenen Verbote des Verkaufs und der Vermietung deutscher Handelschiffe an Ausländer und des Bauens von Schiffen auf deutschen Werften für Ausländer werden sehr vorteilhaft wirken.

Eine höchst wichtige Rolle bei der Zufuhr von Rohstoffen zu spielen sind ferner die inländischen Verkehrswege berufen. Man wird dem Ausbau und der besseren Ausgestaltung des Kanalnetzes, besonders durch schleunigsten Bau fehlender Zwischenstrecken, wie des fehlenden

Stückes des Mittellandkanales zwischen Weser und Elbe und anderer, erheblich größere Aufmerksamkeit widmen und engherzigen Widerständen mit schärferer Tatkraft als bisher entgegentreten. Vor allem werden die Eisenbahnen unter Aufwendung aller nur möglichen Mittel leistungsfähiger zu machen und den großen wirtschaftlichen Anforderungen der Übergangszeit besonders auch in der Tarifpolitik anzupassen sein, zum Beispiel durch Vorzugstarife für die Beförderung von Rohstoffen. Nicht nur die deutschen Haupt-, Neben- und Kleinbahnen müssen so schnell wie möglich ausgebaut und ihre Bahnhofanlagen erweitert und verbessert werden, sondern auch die Eisenbahnen nach den verbündeten Staaten müssen günstiger und reicher ausgestaltet werden, ebenso die Kanal- und Eisenbahnverbindungen nach dem neuerrichteten Königreiche Polen. (Dieses Land verspricht nicht nur für die Lebensmittelversorgung Deutschlands ein wichtiger Faktor zu werden, sondern auch für dessen Industrie, der es ein reiches Betätigungsfeld zu bieten vermag. Einen kurzen, aber recht lehrreichen Ausblick darauf eröffnet wohl schon die Erwähnung der Tatsache, daß dort — nach der „Täglichen Rundschau" vom 17. November 1916 — nur sieben Gemeinden eine Kanalisation, neun eine Wasserleitung, acht eine Gasanstalt, vier ein elektrisches Kraft- oder Beleuchtungswerk, sieben eine elektrische Straßenbahn, sechzehn ein Fernsprechamt haben.) Die deutsche Eisenbahnwirtschaft der Übergangszeit muß auch tatkräftig darauf bedacht sein, den schon im Frieden oft erhobenen Klagen über Mängel bei der Wagengestellung durch schleunigste Abhilfe gründlich ein Ende zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Angriff der russischen transamurischen Division bei Kowel.

(Hierzu die Bilder Seite 438—441.)

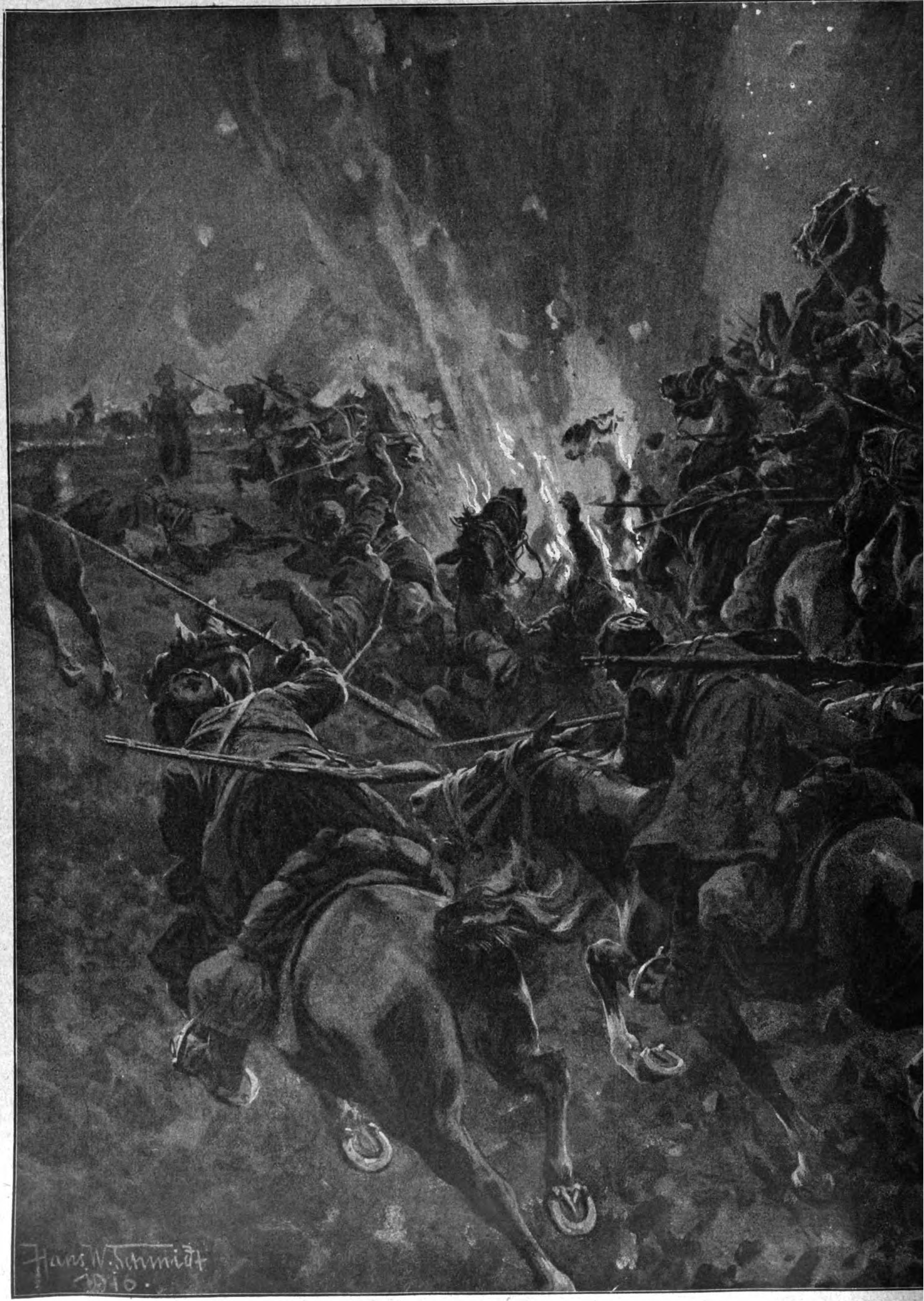
Nach dem ersten erfolgreichen Vorstoß der mit einer bis dahin noch nicht angewandten Artillerievorbereitung unternommenen russischen Sommeroffensive in Wolhynien suchte General Brussilow den Nordflügel der 4. österreichisch-ungarischen Armee, der sich über den Styr zurückziehen mußte, von der Verbindung mit den aus der Richtung Kowel anrückenden deutschen Verstärkungen zu trennen. An dem tapferen Widerstand der heldenmütigen Verteidiger scheiterte indes dieser Durchbruchversuch. Der Karpathensieger General v. Linsingen setzte Brussilows Massenstürmen eine unüberwindliche Mauer entgegen. Schon im ersten Drittel des Juni 1916 geriet hier die russische Offensive, deren Ziel der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Kowel bildete, ins Stocken. Während dieser Zeit sammelten sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in ihren neuen rückwärtigen Stellungen und zogen von allen Seiten her bedeutende Verstärkungen zusammen, so daß sie bereits am 16. Juni von Kowel aus zu einem kräftigen Gegenstoß ausholen konnten, und zwar in drei Gruppen, im Westen aus der Linie Gorochow—Lokaszy, im Nordwesten längs der Turija und außerdem von Norden her gegen den Stochod. In zehntägigem erbittertem Ringen gelang es, nicht nur alle russischen Stürme siegreich abzuwehren, sondern auch noch ziemlich beträchtlichen Bodengewinn zu erzielen.

Ende Juni setzte ein sintflutartiger Regen ein, der die ohnedies äußerst schlechten Wege in kurzem in bodenlose Sümpfe verwandelte (siehe Bild Seite 438) und so ein rascheres Fortschreiten der Kampfhandlungen erheblich erschwerte. Gleichwohl hatte am 1. Juli die deutsch-österreichische Gegenoffensive auf einer Breite von 18 Kilometern 5 Kilometer Boden gewonnen. Als die Verbündeten Tags darauf gegen Abend die stark befestigten Höhenstellungen um Michailowka—Gubin erreicht hatten, setzte bereits in der Nacht ein heftiger russischer Gegenstoß ein. Mit Einbruch der Dunkelheit blitzte am Horizont das Feuer der Infanterie auf, die bald in dichten Reihen zum Sturmangriff vorrückte. Sie sollte eine Bresche in die deutschen Reihen schlagen, die dann von der nachstürmenden Kavallerie vollends überrannt und genommen werden sollten. Die Russen warteten nicht erst lange, ob ihr Infanterieangriff auch wirklich gelingen werde; kaum tobte der erbitterte Nahkampf, als der Befehlshaber bereits seine Reiterscharen zur Attacke sammelte. Am tiefschwarzen Himmel leuchteten gleich riesigen Raketen Scheinwerfer und platzende Granaten auf, die taghell das Gelände beleuchteten. Da tauchten im zuckenden Flammenschein auf kleinen struppigen Rossen, katzenartig gebeugt auf die flatternden Mähnen ihrer Pferde, die unheimlich aussehenden schlitzäugigen Reiter auf, die der Zar aus den Steppen am fernen Amur und Baikalsee nach dem europäischen Kriegschauplatz gerufen hatte. Die Transamur-Reiterdivision, aus Tataren und Mongolen bestehend, deren abenteuerliche Gestalten uns unwillkürlich an die Horden eines Attila, Dschingiskhan und Timur erinnern, brausten unter wildem asiatischem Feldgeschrei gleich den gespenstigen Reiterscharen der wilden Jagd über die Ebene dahin. Glänzende Versprechungen auf reiche Beute und reichlich gespendeter Alkohol hatten den Mut dieser barbarischen „Kultur"-kämpfer angespornt, so daß sie, unbekümmert um den aus Tausenden von Gewehrläufen auf sie wartenden Tod, dem Feind entgegenstürmten. Mit gefällter, stoßbereiter Lanze rannten sie in dichten Scharen gegen die Flanke der deutschen Stellungen an. Hier hielt der Tod seine grausige Ernte: das siegtrunkene Schlachtgebrüll verstummte im Donner der ratternden Gewehre und Maschinengewehre. Einschlagende Granaten rissen tiefe Lücken in die Scharen der Anstürmenden; scheuend vor dem grellen Feuerschein und dem Getöse der krachenden Schrapnelle bäumten sich die Pferde angstvoll wiehernd in die Höhe und warfen ihre Reiter ab.

Vergebens suchten die Russen durch Einsetzen neuer Verstärkungen den Sieg zu erzwingen; jeder Ansturm brach im Feuer der unerschütterlich standhaltenden Verteidiger zusammen. Als der Morgen graute, bot das Schlachtfeld dem Beschauer einen entsetzlichen Anblick dar: zu Haufen getürmt lagen Tote und stöhnende Verwundete, lagen Roß und Reiter vor der Front der Verbündeten.

Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Deutsche Husarenpatrouille in Wolhynien.

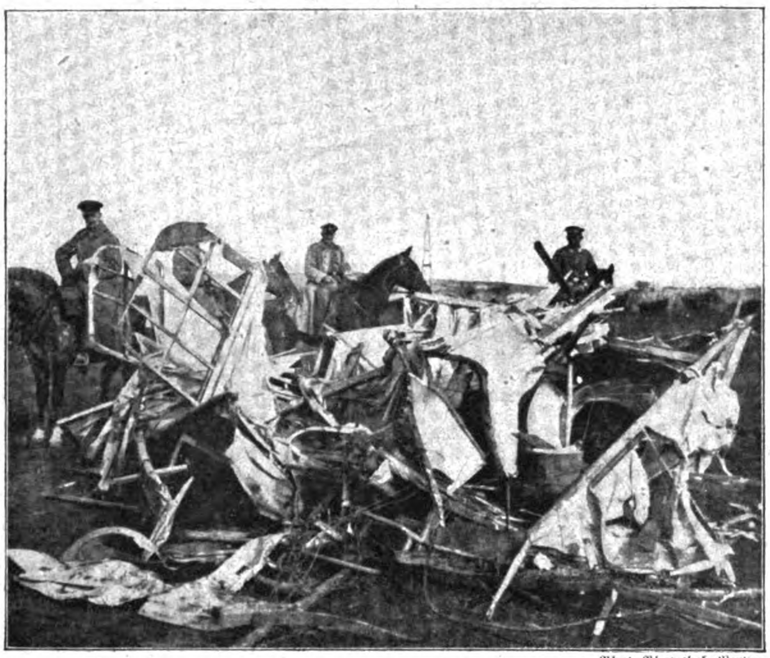


Aus den Kämpfen um Kowel: Attacke der Transamur-Division gegen d

Nach einer Originalzei

schen und österreichisch-ungarischen Stellungen bricht im Sperrfeuer zusammen.

Professor Hans W. Schmidt.



Phot. Photothek, Berlin.

Die Reste eines abgeschossenen rumänischen Flugzeuges aus der Schlacht bei Hermannstadt in Siebenbürgen.

Eine grauenvolle Tragödie hatte sich während der kurzen Sommernacht abgespielt, die der Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung mit den schlichten Worten bekanntgab: „Starke russische Infanterieangriffe und nächtliche Kavallerieattacken brachen unter außergewöhnlich schweren Verlusten für den Gegner zusammen."

Der Feldzug in Siebenbürgen.

Von Dr. Adolf Köster, Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Bilder und Karten Seite 442—444.)

Als Mitte September die ersten deutschen Truppen in Siebenbürgen ausgeladen wurden, stand der rumänische Gegner diesseits der ganzen langen Gebirgsgrenze auf ungarischem Boden. Während er an der südlichen Hälfte der Front — etwa von Orsova bis Kronstadt — nach Überschreitung der Pässe sich eingrub, rückte er im Norden immer tiefer in Ungarn ein. Die spärlichen ungarischen Sicherungskräfte zogen sich vor ihm notgedrungen zurück. Die deutsche und ungarische Bevölkerung flüchtete — aus Angst nicht nur vor den rumänischen Soldaten, sondern auch vor den Hunderttausenden ungarländischer Rumänen, die beim Nahen des rumänischen Heeres vielenorts zu plündern begannen. Als die ersten deutschen Soldaten in Budapest, Temesvar, Klausenburg erschienen, waren alle diese Städte überfüllt mit Flüchtlingen. Millionen von Werten waren durch den Einmarsch des Gegners in eine der wertvollsten Provinzen Österreich-Ungarns vernichtet.

Zur Säuberung Siebenbürgens und Ungarns von dem rumänischen Eindringling wurde neben den Truppen des österreichisch-ungarischen Generals Arz (eines gebürtigen Siebenbürgers) die Armee des Generals der Infanterie v. Falkenhayn gebildet. Diese Armee, aus deutschen und ungarischen Verbänden zusammengestellt, griff Mitte September in die Kämpfe ein. Von Südwesten nach Nordosten entlang dem Gebirge — von Hötzing bis Kronstadt — vordringend, warf sie die Rumänen über die Pässe in ihr Land zurück. In zwei großen Feldschlachten — südlich Hermannstadt und nördlich Kronstadt — vernichtete sie starke Teile der 1. und 2. rumänischen Armee. Der ausgezeichneten Führung und der unermüdlichen Stoßkraft der Truppen dieser Armee ist es vor allem zu danken, daß bereits Mitte Oktober Siebenbürgen fast völlig vom Feinde gesäubert war.

Der deutsche Feldzug in Siebenbürgen — in seinem Tempo nur dem deutschen Vormarsch in Belgien und Nordfrankreich vergleichbar — spielte sich in drei einander schnell folgenden Abschnitten auf drei getrennten Kriegschauplätzen ab. An drei Stellen war der Gegner durch die Pässe eingebrochen. Mit drei kräftigen Armbewegungen schob die deutsche Führung den rumänischen Einbrecher seitwärts über die Berge ab. Fast alle diese Kämpfe spielten im Gebirge. Sie stellten große Anforderungen an Mann und Führer.

Die Säuberung des Strelltales und die Erstürmung des Vulkanpasses (siehe Karte Seite 444) eröffneten den Feldzug. Das lange, schmale Tal der Strell war von den Rumänen sofort nach der Besetzung rasch befestigt worden. In mehreren Frontalangriffen wurde ihr Widerstand gebrochen, das jenseits der Wasserscheide zwischen Siebenbürgen und Rumänien liegende Zsilytal erobert und damit das wichtigste ungarische Kohlenbecken von Petroseny und Lupeny zurückgenommen. Aus dem Zsilytal heraus ging der Angriff gegen den steilen Grenzgrat. Der Vulkanpaß wurde unter schneidiger Mitwirkung deutscher Gebirgsartillerie trotz wütenden Widerstandes erstürmt. Vorher schon war die Szurdukschlucht, durch welche die Fahrstraße führt, bezwungen worden. In wenigen Tagen war der Feind mit schweren blutigen Verlusten aus dem Hötzinger Lande verjagt.

Schon diese ersten Kämpfe bewiesen, daß die rumänische Armee gut ausgerüstet und nicht schlecht geführt war. Der rumänische Infanterist schlug sich wacker. Das zeigte auch die Schlacht vor dem Roten Turm-Paß. Aber in dieser Schlacht ergab sich zugleich, daß die deutsche Führung der des Gegners turmhoch überlegen war, und daß der Feind weder der deutschen Artillerie noch dem deutschen Bajonett standzuhalten vermochte.

Aus dem Hötzinger Abschnitt eilten die Falkenhaynschen Bataillone und Batterien über Broos und Mühlbach in das bedrohte Hermannstädter Komitat (siehe Karte Seite 443). Hier waren die Rumänen mit Kriegsbeginn auf der alten, von Römern und Türken viel benutzten Straße des Roten Turm-Passes eingebrochen, hatten sich in den Vorbergen rings um Hermannstadt verschanzt und lagen wochenlang vier Kilometer vor diesem alten Hauptort der Siebenbürger Sachsen. Der Angriff gegen die 1. rumänische Armee erfolgte nach einem kühnen Umfassungsplan. Während

Phot. Az-Est, Budapest.

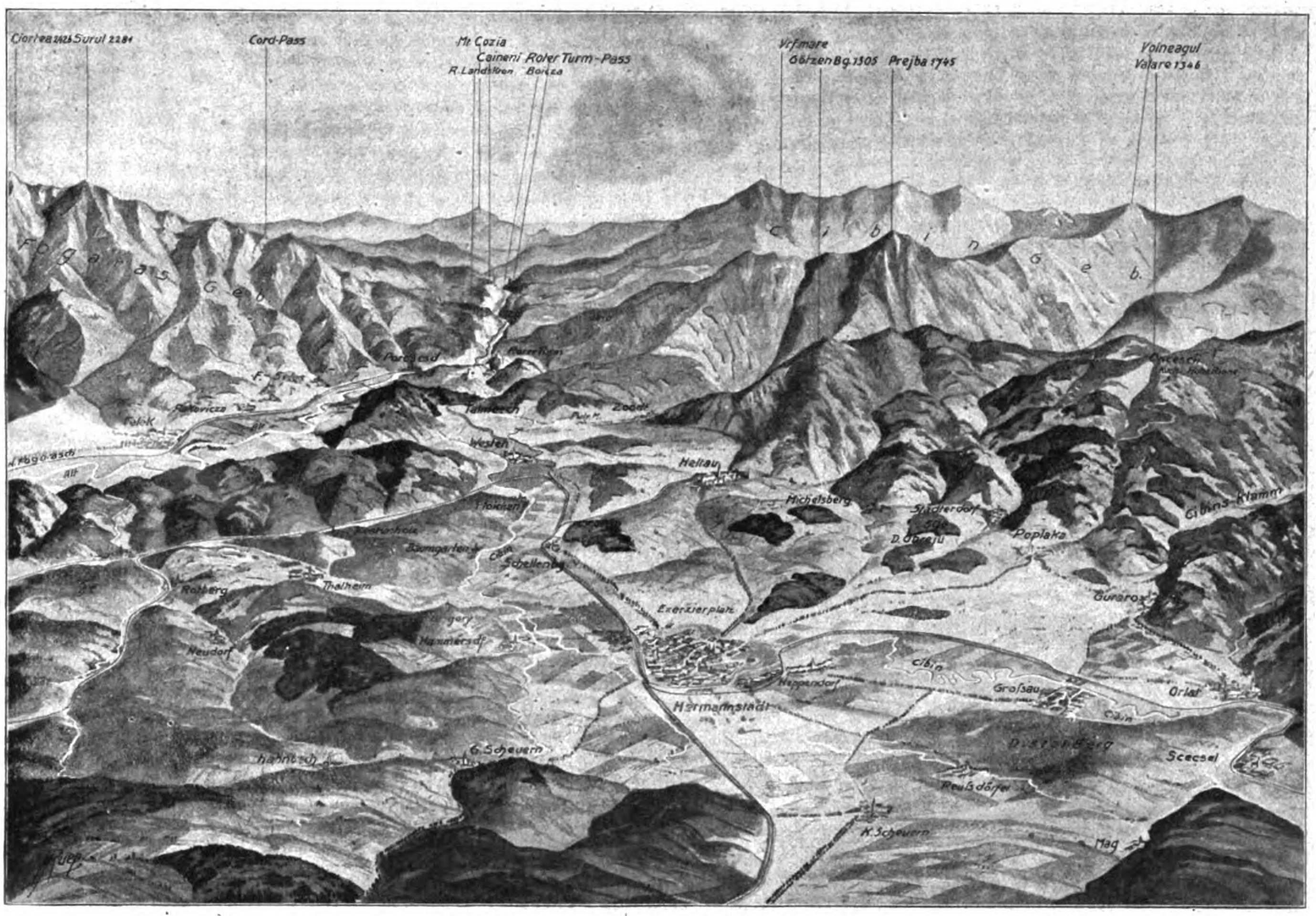
Besuch des Generalfeldmarschalls Erzherzog Friedrich (II) beim Armeekommandanten Falkenhayn (III) an der siebenbürgischen Front. General v. Morgen (I) hält dem Generalfeldmarschall Vortrag über die Kriegslage.

deutsch-ungarische Kräfte frontal von Norden her mit dem Feinde Fühlung suchten, eilten bayerische Gebirgstruppen unter Führung des Generalleutnants Krafft v. Delmensingen unbemerkt in der linken Flanke des Gegners durch das unwirtliche Cibiner Gebirge, umgingen ihn im Rücken und besetzten tief im Inneren des Passes die die Straße von Westen her beherrschenden Höhen. Kurz nachdem sie so die einzige Rückzugstraße des Gegners unter ihr Feuer gebracht hatten, stürzte sich von Norden deutsche Infanterie und Artillerie auf den umstellten Gegner. Unter heftigem Widerstande wurde der Feind zunächst in das Becken von Talmasch am Eingang des Passes gejagt. Von hier versuchte er östlich durch das Fogaraser Tal zu entweichen. Aber auch das war durch einen starken deutschen Riegel abgesperrt. So blieb ihm nichts als die wilde Flucht durch den Paß im Feuer der Bayern. Unter Zurücklassung fast seiner gesamten Bagage, ungeheurer Mengen an Munition, Sanitätsmaterial und Proviant, nach schweren blutigen Verlusten,

bak und Fogaras stießen sie so schnell und kräftig nach Osten vor, daß der Gegner nun seinerseits wieder in die Gefahr der Umfassung geriet. Über das Alttal hinüber rettete er seine vorgetriebenen Kolonnen zurück und setzte sich noch einmal an den befestigten Westhängen des Geisterwaldes, der das Becken von Kronstadt schützt, fest.

Die Schlacht am Geisterwald brach auch diesen Widerstand. Unter dem wohlgezielten Feuer schwerer Geschütze der Verbündeten sanken die Grabenstellungen des Gegners auf den Höhen von O-Sinka zusammen. Hunderte von Toten deckten das Feld. Über 40 Geschütze ließen die Rumänen in den Händen der Angreifer. Der geschlagenen Armee rückten die verbündeten Truppen auf allen Straßen des gewaltigen Bergwaldes nach. Als der Wald sich lichtete, lag das alte deutsche Burzenland mit Kronstadt vor ihnen (siehe die Karte Seite 354).

Diese wichtigste ungarische Grenzstadt am Eingang zu drei Pässen schien der Gegner zuerst widerstandslos räumen



Vogelschaukarte zur Schlacht bei Hermannstadt.

unter Einbüßung von über 3000 Gefangenen und zahlreichen Geschützen, retteten die Reste der Armee nichts als ihr nacktes Leben in die unwegsamen Berge östlich des Passes. Der Zusammenbruch der 1. rumänischen Armee war vollkommen. Das Schlachtfeld des Roten Turm-Passes gehört zu den grauenhaftesten Bildern des ganzen Weltkrieges.

Noch am Tage des Zusammenbruches der 1. rumänischen Armee rückten freigewordene deutsche Kräfte schon östlich weiter. Der dritte Abschnitt der Säuberung Siebenbürgens begann.

Im letzten Augenblick nämlich — aber viel zu spät — hatten die Rumänen versucht, durch eine energische Vorwärtsbewegung ihrer links von den Deutschen stehenden 2. Armee diesen die Früchte des Hermannstädter Sieges zu entreißen. Sie waren aus der Ebene von Fogaras und aus dem Kessel von Kronstadt nach Norden vorgerückt und standen dicht vor dem Tal der Großen Kokel. Ohne Frage plante die rumänische Führung der deutschen Hermannstädter Armee womöglich die hinteren Verbindungen abzuschneiden. Aber der Sturmschritt der bedrohten Bataillone machte auch diesen Kriegsplan zuschanden. Über Porum-

zu wollen. Fast bis in die Vorstädte rückten die Angreifer vor, ohne ernsthaften Widerstand zu finden. Dann aber muß von hinten Gegenbefehl gekommen sein. Vom Abend des 7. Oktober ab verstärkte sich der Widerstand des Feindes besonders im Osten zwischen Sankt Peter und der Vorstadt Bartholomä, am anderen Tage steigerte er sich zu einer regelrechten Feldschlacht. In immer neuen Gegenangriffen warfen sich frische rumänische Truppen dem Sperrfeuer der Artillerie entgegen. Aber ohne Erfolg. Immer näher rückten die Bataillone der Verbündeten über die Maisfelder an die Stadt. Am Abend des 8. floh der Gegner in die Pässe — Tausende von Toten, zerschossene und unversehrte Batterien sowie große Mengen an beladenen Eisenbahnwagen zurücklassend. Nach kurzem Straßenkampf war das fast unversehrte Kronstadt vom Feinde gesäubert.

Durch den Sieg bei Kronstadt war die Befreiung Siebenbürgens vollendet worden. Denn mit der siegreichen Armee des Generals v. Falkenhayn in der linken Flanke konnte sich auch die rumänische Nordarmee nicht mehr halten. Unter dem Druck der Truppen des Generals Arz wich auch sie langsam auf die Grenzpässe zurück.

Vogelschaukarte von Westrumänien.

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/16. Fünfter Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. August bis 31. Dezember 1916.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

August.

1. Französische Angriffe bei Maurepas, Monacu und Cléry, russische am Nobelsee und Stochod, bei Witoniez, Wisniowczyk und Welesniow, italienische am Siefsattel abgewiesen; deutsche Fortschritte bei Verdun; Erweiterung des Oberbefehlsbereichs Hindenburg. — 2. Schwere englische Verluste bei Bapaume und am Trôneswald, französische bei Maurepas und Thiaumont; russische Angriffe am Nobelsee, bei Lubieszow und Ponikowica abgewehrt; Luftschiffangriff auf London und Harwich; Seegefecht in der Adria; Untergang des italienischen Großkampfschiffes „Leonardo da Vinci". — 3. Englisch-französische Angriffe bei Ovillers, Guillemont und Barleux, französische bei Fleury und Thiaumont, russische bei Lubieszow, Sitowicze Wielik und im Kaukasus abgewiesen. — 4. Englische Angriffe bei Ovillers-Foureauxwald, französische bei Maurepas, russische bei Zalosce, italienische im Doberdogebiet, am Plöcken und bei Paneveggio abgewehrt; schwere Kämpfe bei Pozières, Thiaumont und in den Karpathen. — 5. Neue schwere Kämpfe bei Pozières und Thiaumont; russische Angriffe bei Delatyn und Zalosce, italienische bei Paneveggio abgewiesen; deutsche und ö.-u. Fortschritte bei Jablonica-Tartarow, türkische bei Musch und in Persien. — 6. Englische Angriffe bei Pozières und Thiepval, französische bei Monacu, russische bei Zarecze und Delatyn, italienische bei Görz und auf der Doberdohochfläche abgewehrt; ö.-u. Erfolge bei Jablonica, Worochta und Zalosce. — 7. Ergebnis der fünften deutschen Kriegsanleihe: 10,5 Milliarden; heftige englisch-französische Angriffe zwischen Thiepval und Somme, französische bei Thiaumont, russische bei Zarecze, Zalosce, Ottynia und Delatyn, italienische auf der Doberdohochfläche abgewiesen; ö.-u. Erfolge am Czeremosz, russische bei Tlumacz, italienische vor Görz, türkische bei Kermanschah und Bitlis. — 8. Schwere englisch-französische Verluste vom Foureauxwald bis zur Somme, französische bei Thiaumont und Fleury, russische am Stochod und bei Kiselin; italienische Angriffe im Raum von Görz abgewehrt; ö.-u. Fortschritte bei Worochta und am Capul; Luftschiffangriff auf Ostengland; deutsche U-Boote an der amerikanischen Küste. — 9. Heftige französische Angriffe bei Maurepas, russische am Strumien und Stochod, bei Smolary, Witoniez, Rizniow, Delatyn und Zabie, italienische bei Zagora und Plava abgewiesen; Görz aufgegeben; türkische Erfolge bei Bitlis und am Buglanpaß; englische Schlappe bei Kathia; Flugzeugangriffe auf Insel Ösel und Venedig. — 10. Englisch-französische Angriffe nördlich von der Somme, russische bei Zarecze, Monasterzyska und Zabie, italienische bei Plava, Görz und südlich davon abgewehrt; Delatyn und Stanislau geräumt; Luftschiffangriff auf Venedig. — 11. Englische Angriffe bei Thiepval und Guillemont, französische bei Maurepas, Barleux und Thiaumont, russische am Strumien, bei Zarecze, Troscianiec und Zalosce, italienische im Görzer Gebiet abgewiesen; türkische Fortschritte in Persien und im Kaukasus. — 12. Schwerste französisch-englische Verluste zwischen Thiepval und Somme sowie südlich davon, russische bei Worochta, Stanislau und Zalosce, italienische bei Görz und auf der Doberdohochfläche. — 13. Neue schwerste Verluste der Engländer bei Thiepval und Guillemont, französische bei Maurepas und Thiaumont; russische Angriffe bei Brody, Zborow und Mariampol, italienische im Valonetal abgewehrt; die Russen aus Hamadan vertrieben. — 14. Heftige englische Angriffe bei Ovillers-Bazentin, französische bei Maurepas und am Doiransee, russische bei Brody, Zborow und Monasterzyska, italienische im Görzischen abgewiesen; ö.-u. Fortschritte bei Moldawa, russische bei Worochta. — 15. Englische Angriffe bei Pozières, russische bei Monasterzyska, italienische bei Salcano und Oppacchiasella abgewehrt; die Höhe Stara Wipczyna im Capulgebiet gestürmt. — 16. Schwerste englische Verluste bei Ovillers-Pozières und am Foureauxwald, französische bei Guillemont und Maurepas, russische bei Perepelniki-Pieniaki, italienische zwischen Plava und Wippach; die Höhe Stara Obczyna gestürmt; Flugzeugangriffe auf Papenholm und Venedig. — 17. Neue schwerste Verluste der Engländer und Franzosen nördlich von der Somme sowie bei Verdun; englische Erfolge bei Martinpuich; Florina genommen. — 18. Großkampftag an der Somme mit geringen feindlichen Erfolgen zwischen Guillemont und Maurepas; schwerste feindliche Verluste dort und rechts der Maas; die Crna Hora und die Magurahöhe gestürmt; Demir Hissar und Seres besetzt. — 19. Kämpfe bei Pozières und in Fleury; Fortschritte in den Waldkarpathen sowie gegen die Salonikiarmee; die englischen kleinen Kreuzer „Nottingham" und „Fallmouth" durch U-Boote versenkt. — 20. Englisch-französische Angriffe nördlich von der Somme, französische bei Fleury, russische bei Lubieszow abgewiesen; neue Erfolge in den Karpathen, bei Florina und an der Struma. — 21. Schwere englische Verluste bei Pozières und am Foureauxwald; französische Angriffe bei Maurepas und Soyécourt, russische am Stochod, Luh- und Graberkaabschnitt, bei Pieniaki und in den Waldkarpathen abgewehrt; weitere Fortschritte auf der Nidze Planina und an der Struma; Ministerpräsident Graf Stürkh ermordet. — 22. Englische Vorstöße bei Thiepval-Pozières abgewiesen; Fortschritte bei Moldawa und am Ostrowosee. — 23. Englische Angriffe bei Thiepval und Guillemont, französische bei Maurepas und Thiaumont, italienische im Travignolotal abgewehrt; Kastoria besetzt; Fortschritte bei Drama. — 24. Heftigste englisch-französische Angriffe zwischen Thiepval und Somme mit Teilerfolgen bei Ovillers, Longueval und Maurepas; russischer Angriff bei Tartarow, italienische bei Wippach-Nova Vas abgewiesen; Luftschiffangriff auf London und die englische Ostküste. — 25. Englisch-französische Vorstöße bei Thiepval und Maurepas, italienische am Cauriol und an der Cima di Cece, serbische an der Moglenitza abgewehrt; Fortschritte gegen Koritza und die ägäische Küste. — 26. Englische Angriffe bei Thiepval, Pozières und Bazentin, französische bei Cléry, Thiaumont und Fleury, serbische an der Moglenitza, italienische in den Fassaner Alpen abgewiesen; deutscher Erfolg bei Kiselin, bulgarische am Ochridasee und Parnar Dagh. — 27. Italienische Kriegserklärung an Deutschland, rumänische an Österreich-Ungarn, zugleich heimtückischer Überfall an der siebenbürgischen Front; englisch-französische Angriffe von Thiepval bis Cléry, russische bei Mariampol und in den Karpathen, serbische an der Ceganska Planina, italienische am Cauriol abgewehrt. — 28. Deutsche Kriegserklärung an Rumänien; englische Angriffe bei Thiepval-Pozières, französische bei Thiaumont und Fleury, italienische in den Fassaner Alpen, in den Dolomiten und im Görzischen abgewiesen; der Cauriol verloren; rumänischer Einmarsch in Siebenbürgen; Hauptmann Bölcke verunglückt. — 29. Generalfeldmarschall Hindenburg wird Chef des Deutschen Generalstabes; türkische Kriegserklärung an Rumänien; englisch-französische Angriffe nördlich von der Somme, französische bei Fleury, serbische an der Moglenafront abgewehrt; der Kukulberg gestürmt; türkische Fortschritte im Kaukasus. — 30. Englisch-französische Vorstöße bei Armentières, Arras und an der Somme, rumänische bei Herkulesbad abgewiesen; Generalleutnant v. Stein wird preußischer Kriegsminister. — 31. Deutscher Erfolg bei Longueville und am Delvillewald; heftige französische Angriffe südlich von der Somme, russische bei Luck, Brody, Nosow, Stanislau und in den Karpathen, rumänische bei Orsova, serbische an der Ceganska Planina und Moglenafront, italienische bei Salcano und Lokvica abgewehrt; U-Boot-Erfolge im August: 170 779 Bruttoregistertonnen feindlicher, 38 568 neutraler Herkunft versenkt.

September.

1. Bulgarische Kriegserklärung an Rumänien; französischer Vorstoß bei Maurepas, russische Angriffe bei Luck, Zborow, Mariampol und in den Karpathen, italienische am Kleinen Pal, Ruffredo, Civaron und bei Valona abgewiesen; Orsova aufgegeben. — 2. Französische Angriffe bei Maurepas, Vaux und Thiaumont, russische bei Zborow, Brzezany und in den Karpathen, italienische im Fleimstal abgewehrt; russischer Erfolg bei Zielona, deutsch-bulgarische in der Dobrudscha; Luftschiffangriff auf London, Ost- und Südengland. — 3. Erbitterte Schlacht nördlich von der Somme; Guillemont und La Forest verloren; französische Angriffe bei Barleux, Thiaumont und Fleury, russische bei Luck, Brzezany und in den Karpathen, italienische bei Valona abgewiesen. — 4. Fortdauer der Sommeschlacht; Chilly verloren; französische Angriffe bei Fleury, russische bei Brzezany und an der Karpathenfront, italienische auf den Sorame und bei Feras abgewehrt; Dobric und die Vorstellungen von Tutrakan genommen; Daressalam von Engländern besetzt. — 5. Neue erbitterte Kämpfe beiderseits der Somme; Cléry verloren; russische Angriffe bei Zloczow, Halicz, in den Karpathen und bei Dobric abgewiesen; sieben Werke von Tutrakan genommen. — 6. Fortdauer der Sommeschlacht; französische Angriffe bei Thiaumont, russische bei Brzezany, in den Karpathen und bei Dobric, italienische am Civaron abgewehrt; russischer Erfolg zwischen Zlota Lipa und Dnjestr; Tutrakan genommen. — 7. Schwere französische Verluste südlich von der Somme; russische Angriffe an der Zlota Lipa und Narajowka sowie bei Dobric abgewiesen; rumänischer Erfolg bei Csik Szereda. — 8. Englischer Angriff am Foureauxwald, französische bei Berny und Souville, russische zwischen Zlota Lipa und Dnjestr sowie in den Karpathen und bei Dobric, rumänischer in Südsiebenbürgen abgewehrt. — 9. Neue heftige Kämpfe bei Thiepval-Combles und Barleux-Belloy; französische Angriffe bei Thiaumont und Fleury, russische am Stochod und in den Karpathen abgewiesen; Silistria genommen. — 10. Englische Vorstöße bei Pozières und Ginchy, französische bei Belloy und Vermandovillers, russische bei Stara Czerewiszcze, an der Goldnen Bistritz und Rafailowa sowie im Kaukasus, rumänische bei Orsova, italienische am Testo, Pasubio und Majo abgewehrt. — 11. Ginchy verloren; russische Angriffe bei Stara Czerewiszcze und in den Karpathen, italienische am Majo abgewiesen; Fortschritte in der Dobrudscha. — 12. Schwerste Kämpfe nördlich von der Somme; die Franzosen in Bouchavesnes; französische Angriffe bei Thiaumont, russische vom Smotrec bis zur Bistritz abgewehrt; weitere Fortschritte in der Dobrudscha; Kavalla besetzt; Rücktritt des Ministeriums Zaimis; Übertritt des 4. griechischen Armeekorps in deutschen Schutz. — 13. Englisch-französische Angriffe beiderseits der Somme und vor Saloniki, russische am Capul abgeschlagen; in der Dobrudscha die alte rumänische Grenze erreicht. — 14. Englische Angriffe bei Thiepval, französische bei Rancourt, Belloy, Soyécourt und Thiaumont-Fleury, russische in den Karpathen abgewehrt; ö.-u. Erfolge bei Hatszeg; die Nidze Planina verloren; neue italienische Offensive zwischen Wippach und dem Meere. — 15. Heftigste Kämpfe an der Somme; Courcelette, Martinpuich und Flers verloren; rumänische Abteilungen bei Fogaras und Hatszeg geworfen; Sieg in der Dobrudscha; erbitterte Kämpfe an der Isonzofront mit geringen italienischen Erfolgen. — 16. Fortgang der Schlacht an der Somme; heftige russische Angriffe bei Luck, zwischen Sereth und Strypa, bei Stanislau und in den Karpathen abgewehrt, ebenso feindliche Vorstöße vor Saloniki; schwerste italienische Verluste auf der Karsthochfläche und nördlich davon. — 17. Neue äußerst erbitterte Kämpfe an der Somme; Berny und Denincourt aufgegeben; heftige russische Angriffe zwischen Sereth und Strypa, an der Zlota Lipa und in den Karpathen abgewiesen; deutsche Erfolge an der Narajowka und bei Rasova; Fortdauer der Schlacht auf der Karsthochfläche. — 18. Französische Angriffe bei Belloy, Vermandovillers und am „Toten Mann“, russische und rumänische in den Karpathen, italienische auf dem Karst abgewehrt; Erfolge der Verbündeten bei Zarecze, an der Narajowka, bei Hatszeg und in der Dobrudscha. — 19. Russische Angriffe bei Luck, an der Narajowka und in den Karpathen, italienische im Suganaabschnitt abgewiesen, ebenso feindliche Vorstöße bei Florina. — 20. Kämpfe an der Somme; französische Angriffe bei Thiaumont, russische bei Luck und in den Karpathen abgewehrt; ö.-u. Erfolg am Vulkanpaß, bulgarischer bei Florina. — 21. Russische Angriffe in den Karpathen abgewiesen; die Rumänen bei Topraisar geschlagen; in der Adria das französische U-Boot „Foucault“ durch ein ö.-u. Seeflugzeug versenkt. — 22. Englisch-französische Angriffe an der Somme, russische bei Korytnica, rumänische bei Hermannstadt, italienische am Sief abgewehrt; der Vulkanpaß genommen, der Cimone gesprengt. — 23. Heftige Kämpfe an der Somme; russische Angriffe bei Zborow und Kirlibaba, rumänische am Vulkanpaß, italienische auf der südlichen Karstfläche und an der Fassaner Front abgeschlagen; Luftschiffangriff auf London und Ostengland. — 24. Englisch-französische Angriffe bei Combles und Bouchavesnes, russische bei Lipnica Dolna und an der Ludowa, rumänische am Vulkanpaß, italienische an der Fassaner Front, serbische gegen den Kajmakcalan abgewiesen. — 25. Erbitterte Schlacht an der Somme; englisch-französische Erfolge zwischen Gueudecourt und Bouchavesnes; russische Angriffe bei Manajow und an der Ludowa abgeschlagen; Vulkan- und Szurdukpaß wieder geräumt. — 26. Fortdauer der Sommeschlacht; feindliche Fortschritte bei Thiepval und Courcelette; russischer Angriff im Ludowaabschnitt abgewehrt; bulgarischer Erfolg am Kajmakcalan. — 27. Schwerste englische und französische Verluste zwischen Ancre und Somme; erfolgreiche Kämpfe bei Korytnica, Lipnica Dolna und Hermannstadt. — 28. Englischer Angriff bei Courcelette, italienischer an der Fleimstalfront abgewiesen; die Rumänen bei Hermannstadt geschlagen. — 29. Englische Angriffe bei Courcelette, rumänische bei Petroseny abgewehrt; deutscher Erfolg bei Str. Klauzura, rumänischer an der siebenbürgischen Ostfront. — 30. Vergebliche englische Vorstöße bei Thiepval, französische bei Rancourt; russische Angriffe bei Brody und an der Zlota Lipa, rumänische im Marostal und bei Hatszeg zumeist abgewiesen; der Kaimakcalan wieder verloren; U-Boot-Erfolge im September: 182 000 Bruttoregistertonnen feindlicher, 72 600 neutraler Herkunft versenkt.

Oktober.

1. Großkampftag an der Somme ohne feindliche Fortschritte; deutscher Erfolg an der Graberka, rumänische am Gr. Kokel, ö.-u. bei Orsova und Petroseny; Donauübergang rumänischer Truppen bei Rahovo; Luftschiffangriff auf London und das Humbergebiet. — 2. Erbitterte Kämpfe nördlich von der Somme; schwerste russische Verluste westlich von Luck; russische Angriffe an der Zlota Lipa, italienische am Col Bricon abgewiesen; im Mittelmeer der französische kleine Kreuzer „Rigel“ durch deutsches U-Boot versenkt. — 3. Französische Angriffe bei Sailly-Rancourt und am Vaastwald, rumänische in Ostsiebenbürgen und bei Petroseny, italienische bei Oppacchiasella abgewehrt; neue schwerste Verluste der Russen bei Luck; die Rumänen bei Rahovo vertrieben. — 4. Englische Angriffe bei Courcelette, französische bei Rancourt, russische bei Luck, rumänische bei Parajd abgewiesen; die Rumänen im Rückzug im Alttal und Hatszeggebirge; Ispahan von den Russen befreit; der französische Hilfskreuzer „Gallia“ und der englische Transportdampfer „Franconia“ versenkt. — 5. Englische Angriffe an der Ancre, französische bei Morval, russische bei Brody und an der Zlota Lipa, italienische auf dem Karst und am Col Bricon abgewehrt; neue rumänische Niederlage in Siebenbürgen. — 6. Französische Angriffe bei Sailly und Vermandovillers, russische an der Zlota Lipa, rumänische in der Dobrudscha, französisch-serbische bei Florina, italienische an der Fleimstalfront abgewiesen; Fortschritte in Siebenbürgen. — 7. Großer englisch-französischer Durchbruchversuch zwischen Ancre und Somme gescheitert; Rückzug der Rumänen auf der ganzen Ostfront; italienische Angriffe bei Nova Vas und an der Fleimstalfront abgewehrt. — 8. Neue schwerste Verluste der Franzosen und Engländer an der Somme; russische Angriffe bei Luck, Brzezany und auf den Pantyrsattel, italienische in den Fassaner Alpen abgewiesen; die Rumänen bei Kronstadt geschlagen. — 9. Englisch-französische Angriffe an der Somme, russische an der Baba Ludowa, italienische auf der Karsthochfläche und im Fassaner Gebiet, französisch-serbische im Cernabogen abgewehrt; Herbutow und der Negrului gestürmt; Fortschritte an der siebenbürgischen Ostfront. — 10. Fortdauer der Sommeschlacht mit geringen feindlichen Erfolgen; die Rumänen bei Csik Szereda und im Alttal geworfen; schwere Kämpfe auf der südlichen Karstfläche. — 11. Neue vergebliche Anstürme der Engländer und Franzosen an der Somme; die zweite rumänische Armee in die Grenzstellungen geworfen; rumänische Angriffe am Vulkanpaß, französisch-serbische an der Cerna abgewiesen; Fortdauer der schweren Kämpfe auf der südlichen Karsthochfläche; Nova Vas verloren. — 12. Erbitterte englische und französische Angriffe an der Somme abgeschlagen; Fortschritte in Siebenbürgen; serbische Angriffe im Cernabogen, italienische auf der Karsthochfläche und am Pasubio abgewiesen. — 13. Fortdauer der Sommeschlacht unter schwersten feindlichen Verlusten; rumänischer Angriff am Vulkanpaß, serbischer im Cernabogen abgewehrt. —

14. Englische Angriffe bei Thiepval, französische bei Barleux und Ablaincourt, russische bei Luck, rumänische am Szurdukpaß, französisch-serbische bei Florina, italienische bei Sober abgewiesen; ö.-u. Erfolge in Siebenbürgen und bei Kirlibaba, deutscher am Smotrec. — 15. Englischer Vorstoß bei Gueudecourt, französische Angriffe bei Sailly, russische bei Luck, Brody, Skomorochy und Kirlibaba, serbischer im Cernabogen abgewiesen. — 16. Englisch-französische Angriffe bei Gueudecourt-Sailly und Fresnes abgewehrt; schwerste Verluste der Russen bei Luck und an der Narajowka. — 17. Englische Angriffe bei Le Sars und Gueudecourt, französische bei Lesboeufs-Rancourt, russische bei Zalosce und an der Bistrycza Solotwinska, italienische am Testo und Pasubio abgeschlagen; bayrischer Sturmerfolg bei Herbutow. — 18. Großkampftag an der Somme mit geringem Erfolg für die Feinde; russische Angriffe bei Bubnow abgewiesen; Kämpfe um die rumänischen Grenzpässe; erbitterte italienische Angriffe am Pasubio abgewehrt. — 19. Deutsche Erfolge bei Eaucourt und Swistelniki; englische Angriffe bei Courcelette und Le Sars, russische bei Siniawka, italienische am Pasubio und Cauriol, serbische im Cernabogen abgewiesen; der Rusului genommen: Kämpfe in der Dobrudscha. — 20. Englische Angriffe bei Le Sars und Eaucourt, französische bei Sailly, russische am Stochod, italienische am Boiterücken und im Brandtal abgewehrt; deutscher Erfolg bei Skomorochy; deutsch-bulgarisch-türkischer Sieg bei Tuzla-Topraisar; Kämpfe an der siebenbürgischen Grenze; Untergang des russischen Linienschiffes „Imperatriza Maria". — 21. Schwere Kämpfe an der Somme mit geringen englischen Erfolgen bei Rancourt; deutscher Erfolg an der Narajowka: die Rumänen mehrfach über die Grenzpässe gedrängt. — 22. Erneute vergebliche Anstürme der Engländer und Franzosen an der Somme; Constanza genommen; erfolgreiche Kämpfe im Cernabogen. — 23. Schwerste Kämpfe an der Somme ohne feindlichen Erfolg; französische Angriffe bei Verdun vereitelt; Predeal und der Südausgang des Rotenturmpasses genommen, in der Dobrudscha Medgidja und Rasova erreicht. — 24. Französische Angriffe bei Rancourt, russische bei Luck abgewiesen; französischer Erfolg bei Douaumont; Fortschritte gegen Campolung; der Vulkanpaß und Cernavoda genommen. — 25. Englische Vorstöße von Courcelette bis Lesboeufs abgewehrt; französische Erfolge vor Verdun; russische Angriffe bei Zubilno und an der Goldenen Bistritz, serbische an der Cerna abgewiesen; die Rumänen im Trotosul- und Uztal sowie im Bereczker Gebirge geworfen; Vormarsch in der Dobrudscha. — 26. Französischer Angriff bei Douaumont, russische an der Schtschara, bei Luck und in den Waldkarpathen abgewehrt; Fortschritte an der rumänischen Grenze und in der Dobrudscha; deutscher Torpedobootvorstoß in den Kanal. — 27. Starke englische Angriffe bei Gueudecourt, französische bei Morval und vor Verdun, russische bei Zaturczy, serbische im Cernabogen, italienische bei Oppacchiasella abgewiesen; ö.-u. Sturmerfolg bei Dorna Watra; Fortschritte südlich von Kronstadt. — 28. Englische Angriffe bei Gueudecourt und Lesboeufs, russische bei Szelwow, serbische im Cernabogen abgeschlagen; Fortschritte an der südlichen siebenbürgischen Grenze; Azuga erreicht. — 29. Deutscher Sturmerfolg bei La Maisonnette und am Rotenturmpaß; feindliche Angriffe bei Morval, russische bei Pustomyty und Szelwow, französisch-serbische im Cernabogen abgewiesen. — 30. Feindliche Vorstöße im Sommegebiet abgewehrt; türkischer Sturmerfolg bei Molochow; russische Angriffe bei Kraschin und Stanislau, rumänische bei Campolung und Orsova, serbische im Cernabogen, italienische im Fassaner Gebiet abgewiesen. — 31. Englische Angriffe bei Gueudecourt und Courcelette, russische an der Narajowka, bei Molochow und an der Bistrycza Solotwinska, italienische auf der Karsthochfläche abgewehrt; ö.-u. Erfolg an der Predealstraße; U-Boot-Erfolge im Oktober: 306 500 Bruttoregistertonnen feindlicher, 87 000 Bruttoregistertonnen neutraler Herkunft versenkt.

November.

1. Englischer Vorstoß bei Courcelette, französische Angriffe bei Lesboeufs, rumänische am Altschanz- und Predealpaß, serbischer im Cernabogen, heftige italienische südlich von Görz abgeschlagen; deutscher Erfolg bei Witoniez; Lokvica verloren; Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen die Handelstraße Themse-Holland. — 2. Feindliche Vorstöße bei Gueudecourt und am Baastwald, russische an der Narajowka, rumänische an der siebenbürgischen Südfront abgewiesen; neue schwere Kämpfe im Görzischen. — 3. Fortschritte an der Narajowka und bei Predeal; italienische Angriffe auf der Karsthochfläche und im Wippachtale abgewehrt. — 4. Feindliche Vorstöße im Sommegebiet abgewiesen; die Clabucetustellung gestürmt; Fortschritte am Rotenturmpaß; schwere Verluste der Italiener bei Jamiano; U 20 festgekommen und gesprengt. — 5. Schwerste Kämpfe an der Somme; die Höhe La Omu genommen; rumänische Angriffe am Tölgyes- und Bodzapaß, italienische bei Biglia abgewehrt; Manifeste der verbündeten Kaiser über den neuen polnischen Staat. — 6. Englische Vorstöße bei Eaucourt, französische bei Lesboeufs, rumänische Angriffe im Targuluital abgewiesen; die Höhen bei Spini und am Siriu genommen. — 7. Englische Angriffe bei Le Sars und Gueudecourt, französische bei Ablaincourt, italienische an der Fleimstalfront abgewiesen; Fortschritte bei Spini, Predeal und am Bodzapaß; Pressoire verloren; Wilson wiedergewählt. — 8. Russische Angriffe im Gyergyogebirge, rumänische im Predeal- und Vulkanabschnitt abgewehrt; Fortschritte südlich vom Rotenturmpaß; die Russen bei Belbor und Tölgyes zurückgedrängt. — 9. Französisch-englische Angriffe an der Somme, rumänische am Vulkanpaß abgewiesen; deutscher Sturmerfolg bei Skrobowa; Fortschritte im Alttal und bei Azuga. — 10. Englische Angriffe bei Courcelette, französische bei Sailly teilweise erfolgreich; russische Angriffe bei Skrobowa, französisch-serbische bei Monastir abgewehrt; Erfolge verbündeter Truppen am Alt, bei Predeal und Hollo, deutscher Truppen am Smotrec und an der Narajowka; deutscher Torpedobootvorstoß in den Finnischen Meerbusen. — 11. Kämpfe bei Sailly; feindliche Angriffe an der siebenbürgischen Front und im Cernabogen abgewiesen; Fortschritte bei Orsova und im Alttal. — 12. Französische Angriffe bei Sailly und an der Doller, russischer am Oitozpaß, rumänische am Rotenturm- und Szurdukpaß sowie bei Orsova, französisch-serbische vor Monastir abgewiesen; Fortschritte im Gyergyogebirge; Candesti genommen. — 13. Schwerste Kämpfe beiderseits der Somme; Beaumont-Hamel und St. Pierre-Divion verloren; die Russen im Gyergyogebirge über die Grenze gedrängt; Fortschritte am Oitozpaß und bei Orsova. — 14. Neue erbitterte Kämpfe an der Somme, Beaucourt verloren; russische Angriffe an der Narajowka abgewehrt; Fortschritte in der Walachei; feindlicher Erfolg im Cernabogen. — 15. Englische Angriffe bei Maily, Beaumont und Grandcourt, russische an der siebenbürgischen Ostfront, rumänische am Oitozpaß abgewiesen; deutscher Sturmerfolg in Saillisel und am Baastwald, ö.-u. bei Görz; Fortschritte in der Walachei; Untergang des englischen Kreuzers „Newcastle". — 16. Englische Angriffe bei Beaucourt und Le Sars, französischer bei Saillisel, französisch-serbische vor Monastir und im Cernabogen abgewehrt; der Runcul Mare genommen; Fortschritte südlich vom Predeal- und Rotenturmpaß. — 17. Französischer Angriff bei Saillisel, rumänischer bei Campolung, französische bei Monastir und im Cernabogen abgewiesen; der Cegel im Sturm zurückerobert; Fortschritte am Alt und Schyl. — 18. Großer englisch-französischer Durchbruchversuch an der Somme mit geringen feindlichen Erfolgen; russische Angriffe bei Hegyes abgewehrt; der Ausgang in die walachische Ebene durch die Schlacht bei Targu Jiu erkämpft; Monastir geräumt. — 19. Englische Angriffe bei Serre, französische am Baastwald, rumänische bei Campolung, serbische an der Moglenafront abgewiesen. — 20. Russischer Angriff an der Ludowa, rumänische bei Campolung, italienischer bei Biglia abgewehrt; Fortschritte im Schyl- und Altgebiet. — 21. Kaiser Franz Joseph gestorben; englischer Angriff bei Serre, rumänische bei Campolung abgewiesen; Fortschritte am Alt; Craiova genommen. — 22. Englische Angriffe bei Gueudecourt, französische am Baastwald, russische bei Smorgon; französisch-serbische bei Paralovo abgewehrt; die Gesandten der Mittelmächte aus Athen vertrieben. — 23. Weitere Fortschritte in der Walachei; Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen die Themsemündung. — 24. Englische Angriffe an der Ancre abgeschlagen; Fortschritte in der Walachei und Dobrudscha; Orsova und Turnu Severin genommen; die Donau durch die Heeresgruppe Mackensen an mehreren Stellen überschritten; Rücktritt des russischen Ministerpräsidenten Stürmer. — 25. Französischer Angriff bei St. Mihiel, russische bei Kraschin und Batca Neagra sowie in der Dobrudscha abgewiesen; Rimnicu Valcea genommen; Fortschritte am Alt und an der Donau. — 26. Französischer Vorstoß am Baastwald, russische an der Ludowa, Negrisora und in der Dobrudscha, englischer am Wardar, französisch-serbische bei Paralovo abgewehrt; die Rumänen hinter den Topolegu geworfen; Alexandria genommen; das französische Linienschiff „Suffren" durch deutsches U-Boot versenkt; Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen die englische Küste; der französische Truppentransportdampfer „Karnas" versenkt. — 27. Der Alt überschritten; Curtea de Argesu genommen; Fortschritte der Donauarmee; heftige Verbandsangriffe vor Monastir ab-

gewiesen; Luftschiffangriff auf Mittelengland. — 28. Englischer Vorstoß bei Givenchy, russische Angriffe in den Waldkarpathen abgewehrt; weitere Fortschritte in der Walachei. — 29. Feindliche Angriffe im Ypernbogen, russische in den Waldkarpathen abgewiesen; Pitesci und Campolung genommen. — 30. Russische Angriffe an der Zlota Lipa, in den Karpathen und in der Dobrudscha, französisch-serbische vor Monastir abgewehrt; Fortschritte bei Campolung, Pitesci und am Neajlow; U-Boot-Erfolge im November: 314500 Bruttoregistertonnen feindlicher, 94 000 Bruttoregistertonnen neutraler Herkunft versenkt.

Dezember.

1. Russische Vorstöße bei Smorgon, Pinsk, in den Waldkarpathen und in der Dobrudscha, französisch-serbische bei Monastir und Gruniste abgewiesen; die erste rumänische Armee am Arges durchbrochen und geschlagen; Fortschritte an der Dambovita. — 2. Das Hilfsdienstgesetz im Deutschen Reichstag in dritter Lesung angenommen; schwerste Verluste der Russen in den Waldkarpathen; feindliche Angriffe in der Dobrudscha, bei Monastir und Gruniste abgewehrt; neue Erfolge am Arges und Neajlow. — 3. Russische Angriffe am Dryswiatysee und im Trotustal abgewiesen; die Schlacht am Arges gewonnen; Targoviste besetzt; serbischer Erfolg an der Cerna. — 4. Englische Vorstöße bei Albert, russische bei Tarnopol und in den Karpathen, serbische bei Bahovo und Nonte abgewehrt; Erfolge bei Ocna und am Werch Debry; Fortschritte am Arges und in der Donauniederung; deutscher U-Boot-Angriff auf Funchal; der englische Passagierdampfer „Caledonia“ nach Rammversuch durch deutsches U-Boot versenkt. — 5. Rücktritt des Ministeriums Asquith; russische Angriffe in den Waldkarpathen und an der Donau, serbische an der Cerna abgewiesen; russischer Erfolg bei Sulta, deutsch-ö.-u. im Bazkatal; Sinaia besetzt; Fortschritte in der Walachei. — 6. Bukarest, Ploesci und Campina besetzt; Kapitulation einer rumänischen Division am Alt; Erfolge bei Malancourt, Luck und Trnava. — 7. Französische Angriffe bei Malancourt, russische an der Düna und im Trotustal, serbische bei Trnava, englische an der Struma abgewehrt; neue Fortschritte in der Walachei. — 8. Russische Angriffe am Naroczsee und in den Karpathen abgewiesen; weiterer Vormarsch in der Walachei; Vierverbandsblockade gegen Griechenland. — 9. Russische Angriffe bei Fundul Moldovi und in den Karpathen, französisch-serbische im Cernabogen abgewehrt. — 10. Donauübergang zwischen Cernavoda und Silistria; russische Angriffe in den Karpathen, französisch-serbische zwischen Dobromir und Makovo abgewiesen; bei Raceanu der Jalomitaübergang erkämpft. — 11. Russische Angriffe bei Ocna und Valeputna, im Ludowa- und Smotrecabschnitt, französisch-serbische im Cernabogen abgeschlagen; Urziceni und Mizil besetzt; der französische Truppentransportdampfer „Maghellan“ durch deutsches U-Boot versenkt. — 12. Friedensangebot der Mittelmächte; russische Angriffe bei Ocna abgewehrt; Fortschritte an der Jalomita; ein französisches Linienschiff der Patrieklasse durch deutsches U-Boot schwer beschädigt. — 13. Russische Angriffe im Gyergyogebirge und Trotustal, serbische an der Cerna abgeschlagen; weiterer Geländegewinn in der Walachei; Unruhen in Portugal. — 14. Französische Angriffe bei Malancourt und am Pfefferrücken, russische an der siebenbürgischen Ostfront, französisch-serbische im Cernabogen abgewiesen; Buzeu genommen; Donauübergang bei Fetesci; Rücktritt des Ministeriums Körber; Veränderungen in der französischen Regierung und im französischen Oberbefehl; Vierverbandsultimatum an Griechenland. — 15. Deutscher Erfolg bei Zillebeke, französischer bei Verdun, ö.-u. bei Luck; russische Angriffe bei Augustowka und im Uztal abgewehrt; Fortschritte vor Buzeu und in der Dobrudscha; der Calmatuiulübergang erkämpft. — 16. Englische Angriffe bei Hannescamps, russische bei Illuxt und Valeputna abgewiesen; Bezonvaux verloren; deutsche Sturmerfolge vor Luck und in den Karpathen; der Buzeuabschnitt überschritten. — 17. Russische Vorstöße bei Luck, Zborow und in den Karpathen abgewehrt. — 18. Französischer Erfolg am Fosseswald; französische Angriffe bei Reims, russische in den Karpathen abgeschlagen; Fortschritte in der Norddobrudscha. — 19. Russischer Angriff in den Karpathen, französisch-serbischer im Cernabogen abgewehrt. — 20. Englische Vorstöße bei Arras, russische bei Goduzischki, am Dryswiatysee, bei Mestecanesci und Paralovo abgewiesen; deutscher Erfolg bei Villers Carbonel; Fortschritte in der Dobrudscha. — 21. Russische Angriffe bei Riga und im Trotustal abgewehrt; deutscher Erfolg bei Zalosce; weitere Fortschritte in der Dobrudscha; Übergabe von Wilsons Friedensnote. — 22. Englische Angriffe bei Ypern, französische bei Frapelle, russische bei Mestecanesci abgewiesen; neue Erfolge in der Dobrudscha; Tulcea besetzt; Wechsel im gemeinsamen ö.-u. Ministerium; Friedensnote des Schweizer Bundesrates. — 23. Englische Vorstöße im Ypernbogen und am Wardar, russische im Uztal abgewehrt; ö.-u. Erfolg bei Bohorodzany; Fortschritte in der Dobrudscha; Seegefecht in der Otrantostraße. — 24. Russische Vorstöße im Oitoztal abgewiesen; Kämpfe in der Dobrudscha. — 25. Englische Vorstöße bei Ypern, russische im Neagratal abgewehrt; die russischen Stellungen bei Filipesti gestürmt. — 26. Die russischen Stellungen bei Rimnicul-Sarat durchbrochen; Fortschritte bei der Donauarmee und in der Dobrudscha; ö.-u. Erfolg bei Zalosce. — 27. Voller Sieg bei Rimnicul-Sarat; Kämpfe im Oitoz- und Putnatal; Fortschritte bei Macin; der französische Panzerkreuzer „Gaulois“ torpediert. — 28. Deutscher Erfolg am „Toten Mann“; Sturmerfolge an der siebenbürgischen Ostfront; weitere Fortschritte bei Rimnicul-Sarat. — 29. Französische Angriffe am „Toten Mann“ abgewiesen; neue Fortschritte im siebenbürgischen Grenzgebirge und in der Linie Vizirul—Slobozia. — 30. Abschlägige Antwort des Vierverbands auf das Friedensangebot der Mittelmächte; Erfolge im Uz- und Oitoztal, weiter südlich bis an die Donau und vor Macin. – 31. Deutscher Sturmerfolg bei Pinsk; Fortschritte zwischen Uz- und Putna- und im Zabalatal; die Russen erneut in der Nordwalachei geworfen; Fortschritte in der Dobrudscha; Vierverbandsnote an Griechenland.